
Stadt-
Bibliothek
Elbing

Weltstimmen

Weltbücher in Umrissen

Zwölfter Band

Weltstimmen

Weltbücher in Umrissen

Zwölfter Band

Mit 287 Bildnissen
Wiedergaben von Handschriften, Buchillustrationen
und Bühnenbildern



1938/39

Franckh'sche Verlagshandlung / Stuttgart

Mitarbeiter dieses Bandes:

Hanns Arens / Dr. Ulrich Barthold / Walter Bauer / O. E. H. Becker / Emil Belzner / Dr. Karl Blanck / Tim Brauer / Fritz Buchner / Dr. Gert Buchheit / Dr. Reinhard Buchwald / Karl Hans Bühner / Otto Doderer / Dr. Arnold Fratzscher / Ortrud Freye / Bernard R. Friedrichs / Richard Gerlach / Matthäus Gerster / Reinhold Th. Grabe / Heinz Grothe / Hans Härlin / Heinz Haufe / Gottlieb Heinrich Heer / Gertrud Gräfin von Helmstatt / Otto Heuschele / Dr. Walther von Hollander / Dr. Oskar Jancke / Linus Kefer / Dr. H. W. Keim / Dieter Keller / Dr. Martin Kießig / Gert von Klaß / Dr. Liselotte Kohler / Jorg Lampe / Ilse Langner / Wilhelm Locks / Bruno Loets / Carl Georg von Maassen / Hansgeorg Maier / Fritz Meingast / Dr. Ernst Müller / Kurt Müller-Müno / Kapitän z. S. a. D. F. Müller-Palm / Martin Platzer / Charlotte Reinke / Dr. Hans Rieschel / Olaf Saile / Käthe Saile-Lambert / Josef Schäfer / Franz Schauwecker / Peter Scher / Dr. Liesel Schlenker / Dr. Wilhelm Schmidtbonn / Friedrich Schnack / Georg Schwarz / Ingeborg Tetzlaff-Mößner / Dr. Valerian Tornius / Georg von der Vring / O. H. Waibling / Carl Hans Watzinger / H. R. Wehrhahn / Marianne Weidenbach / Günther Weisenborn / Friedrich Wencker-Wildberg / Dr. Werner Wien / Otto Wirz / Ernst Wurm / Andreas Zeitler / Maria Zierer-Steinmüller

Schriftleitung:
Dr. Karl Blanck



 Verlagsdruckerei Holzinger & Co., Stuttgart / Verlagsnummer 1837

Lebensbilder — Betrachtungen

Verzeichnis besprochener Werke

Im Hause der Dichtung

Gedichte, Betrachtungen, Novellen und Erzählungen aus dem Dichterkreis der „Weltstimmen"

Bühnenwerke — Bühnenbilder

Glossen — Gedenktage — Verschiedenes

Kurzbesprechungen

Alphabetische Inhaltsübersicht

Schillerbildnis um 1780
J. Fr. Weckherlin zugeschrieben

Kampf um Freiheit

Reinhard Buchwald

Der junge Schiller

Von Karl Blanck

Die neue Schiller-Biographie Reinhard Buchwalds versucht „aus vielerlei Bausteinen Schillers ungeschriebene Selbstbiographie herzustellen . . alles zusammenzutragen und auszuwerten, was uns seine eigenen Erinnerungen und seine Selbstschau übermitteln". Unsere eigene Betrachtung gilt diesmal dem zuerst erschienenen Band „Der junge Schiller". Über den abschließenden zweiten Band „Wander- und Meisterjahre", der erst gleichzeitig mit diesem Heft erscheint, werden wir noch getrennt berichten.

Friedrich Schiller, der künftige Dichter der ganzen Nation, wird am 10. November 1759 in Marbach geboren, im vierten Jahr des Siebenjährigen Krieges — während sein Vater, der Leutnant Johann Kaspar Schiller, mit den württembergischen Truppen des Herzogs Karl Eugen im Solde Frankreichs gegen Friedrich den Großen ins Feld zieht . . Der Vater hat seine Laufbahn als einfacher Feldscher in holländischen Diensten begonnen, aber nach echter Schwabenart schon einiges von der weiten Welt gesehen, als er 1749 die junge Elisabeth Dorothea Kodweiß aus einer angesehenen Marbacher Bürgerfamilie heiratet. Als dann der Schwiegervater, wahrscheinlich durch einen Hochwasserschaden, rasch verarmt, da zerrinnen auch die Pläne Kaspar Schillers, sich mit seinem in der Fremde gewonnenen Vermögen eine selbständige Existenz in Marbach zu gründen. So wird er von neuem in die militärische Laufbahn gedrängt, diesmal als Subalternoffizier. Er hat sich als wackerer Feldsoldat bewährt und außerdem auch mit seinen medizinischen Kenntnissen noch manchem kranken oder verwundeten Kameraden freiwilligen Beistand geleistet, als er im Dezember 1763 als Werbeoffizier in die freie Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd kommandiert wird und mit den Seinen einen Monat später in dem nächsten württembergischen Dorfe Lorch endlich wieder einmal ein gemeinsames Heim bezieht.

Diese Jahre im schönen Remstal werden für die ganze Familie bedeutungsvoll — zunächst für den Vater selbst, der in diesen Friedensjahren sich wieder für einen neuen Beruf vorzubereiten beginnt. Er treibt vielseitige volkswirtschaftliche und besonders landwirtschaftliche Studien — auch darin ein echter Schwabe, daß er allerlei geistige Spintisierereien mit praktischen Zwecken zu verbinden sucht. Seine Weltverbesserungspläne im kleinen finden ihren literarischen Niederschlag in den „Ökonomischen Beiträgen zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes", von denen aber nur der erste Band „Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge . ." erschienen ist. Aber die erhoffte Unterstützung der herzoglichen Regierung bei der Durchführung dieser Pläne bleibt aus. Inzwischen ist Kaspar Schiller auf seinen Antrag hin seit Ende 1766 wieder zu seinem Regiment nach Ludwigsburg zurückversetzt worden. Dort hat er nach verschiedenen anderen Versuchen hinter seiner Wohnung eine Baumschule angelegt, die in Fachkreisen bald zunehmende Beachtung findet. Das veranlaßt den Herzog, den tüchtigen Mann aus dem Militärdienst zu entlassen und ihn als Vorgesetzten der herzoglichen Gärtnerei und Reorganisator der Forstschule auf sein neu-

erstandenes Lustschloß Solitude bei Stuttgart zu versetzen.

Hier konnte er nun die einundzwanzig Jahre, die er noch zu leben hatte, ins Große wirken. Mit Stolz hat er nachgewiesen, wie viele Zehntausende von Bäumen er da aufgezogen und für die Chausseen, Parks usw. geliefert hat. Er wurde der Begründer einer rationellen Obstbaumzucht; seine Pflanzungen wurden eine württembergische Sehenswürdigkeit und von Fremden aus aller Welt aufgesucht. Schließlich griff er wieder zur Feder und legte seine Grundsätze in einem Buche vor, dem sein nun schon berühmter Sohn zu einem Verleger verhalf. Und als er starb, hinterließ er die Vorarbeiten zu einer systematischen Obstkunde, womit er unter anderem das große Werk von Manger, dem Architekten und Gartenkünstler Friedrichs des Großen, zu übertreffen gedachte. „Er stand nie stille", so hat ihn seine Tochter charakterisiert, „eine immerwährende Tätigkeit begleitete sein Leben bis zu seinem Ziele."

Das also ist der Vater Friedrich Schillers — ein Mann, der auf seine Art zum Ganzen strebte, im freiwilligen Dienst an der Allgemeinheit sich unter einem undankbaren Despoten sein Leben lang redlich plagte und dem wir es wohl zugutehalten müssen, wenn er im Laufe der Zeit zu einer gewissen Verbitterung neigte und seiner Umgebung das Leben durch seinen Starrsinn zuweilen erschwerte.

Kaspar Schiller war ein „Mensch mit seinem Widerspruch". Besessen von seiner Berufshingabe und doch, wie andere Dokumente genau so eindringlich bezeugen, erfüllt von einer hingebenden Sorge für die Seinen; leidenschaftlich in seinem Zorn und dann wieder von einer selbstlosen Versöhnlichkeit; eine ursprüngliche Kraftnatur, die unermüdlich bestrebt war, sich zu bändigen und zu veredeln. Ursprüngliche Kraft wurde auch die Grundlage der Charaktere in den Jugenddichtungen seines Sohnes; Selbstbildung und Bändigung dieser Kraft das sittliche Problem seines Lebens.

Auch die Mutter ist eine gesunde Natur, still und gütig, von einer tiefen und echten Frömmigkeit, die auch die Kinder lebendig ergreift. In beiden Eltern wirkt das gleiche starke Naturgefühl, das sich aufs innigste mit ihrer Religiosität verbindet. Und auf dieser religiösen Grundlage wiederum erwächst auch das starke sittliche Empfinden, das sich bei dem feinfühligen Sohne schon im Kindesalter zu einer wahren Gewissensangst steigert. So erzählt Schillers Schwester Christophine aus der Lorcher Zeit:

Der Bub sollte in die Schule gehen; dabei mußte er an der Küche einer Nachbarin vorbei; diese bot ihm von seinem Leibgericht an, und er machte sich richtig darüber her. Da ging der Vater auf dem Wege zum Nachbarn, dem er gerne etwas aus der Zeitung mitteilte (so genau hat sich das Ereignis mit allen Einzelheiten der Schwester eingeprägt!), an der Küche vorüber, ohne aber das Kind zu bemerken. Allein der Arme erschrak so heftig und rief: „Lieber Vater, ich will's gewiß nie wieder tun, nie wieder!" — Jetzt erst bemerkte ihn der Vater und sagte nur: „Nun, geh nur nach Hause!" Mit einem entsetzlichen Jammergeschrei verließ er seinen Brei, eilte nach Hause, bat die Mutter inständig, sie möchte ihn doch bestrafen, ehe der Vater nach Hause käme und brachte ihr selbst den Stock. Die Mutter wußte nicht, was das alles bedeuten sollte, denn er konnte vor Jammer kein Wort hervorbringen, bestrafte ihn jedoch mütterlich.

Im übrigen aber ist das Dorf Lorch in Schillers Erinnerung stets das wahre Paradies seiner Kindheit geblieben. Von hier aus beginnt seine Liebe zum ländlichen Dasein, der er stets treu geblieben ist. Hier lebt heute noch eine große geschichtliche Romantik, die unmittelbar in das empfängliche Herz des Knaben eingegangen ist: Die Klosterkirche von Lorch ist die feierliche Grabstätte der Hohenstaufen, unweit davon liegen das Wäschersschlößle, die eigentliche Stammburg des großen Geschlechts, und der Berg, nach dem es benannt ist, dann der Rechberg und die alte Reichsstadt Gmünd mit ihren herrlichen Kirchen. Weinberge ringsum, Wälder und Höhen, in denen noch der Geist der Sage lebt und die jugendliche Phantasie befruchtet hat. Und Charlotte von Schiller hat durchaus recht, wenn sie nach Schillers eigenem Bericht erzählt, daß der Knabe hier auch die ersten Bilder von kirchlichen Prozessionen in sich aufgenommen hat. Der Biograph irrt, wenn er sich diesem Zeugnis widersetzt und von dem „strengen und ausschließlich protestantischen Württemberg" spricht, in dem in Wirklichkeit beide Konfessionen eng nebeneinander leben. So ist Lorch zwar protestantisch, aber Gmünd heute noch überwiegend katholisch.

Die Schulverhältnisse waren in Lorch damals so trostlos wie nur irgend möglich; aber der junge Fritz hatte das Glück, in dem Pfarrer Moser bald einen besseren, ja den besten Lehrer zu finden, der ihn mit seinem eigenen Sohne zusammen in den alten Sprachen unterrichtet und in ihm den kindlichen Wunsch wach werden läßt, später einmal selbst ein solcher idealer Geistlicher zu werden. In den „Räubern" hat er diesem „großen schwäbischen Landgeistlichen"

ein würdiges Denkmal unter seinem wirklichen Namen errichtet.

Ende 1766 übersiedelt auch die Familie nach Ludwigsburg, aus der dörflichen Stille in das höfische Treiben der herzoglichen Residenz, und dort findet der Knabe in dem Professor Jahn einen Lehrer, der ihm zuerst die Begeisterung für das klassische Altertum und für altrömische Größe ins Herz gegossen hat. Auch hier wieder begegnen wir einem kennzeichnenden Beispiel von echt Schillerscher Denkweise:

Einmal hatte Jahn in seinem Jähzorn den Fritz Schiller unverdienterweise so hart gezüchtigt, daß man dann die blauen Flecken am Körper fand; er sah sein Unrecht ein und suchte den Vater auf: da stellte sich denn heraus, daß der Knabe sich zu Hause gar nicht beklagt hatte; er habe gedacht, Jahn werde es gut gemeint haben.

Und nicht weniger kennzeichnend bleibt am Ende dieser Schuljahre ein Vorgang, den er seinem Freunde Conz später selbst erzählt hat:

Als die Mutter ihn am Tage vor der Konfirmationshandlung sorglos nach Knabenweise auf der Straße umherschlendern sah, rief sie ihn zu sich, machte ihm sanfte Vorwürfe wegen seines Leichtsinns, und indem sie ihm eindringlich die Wichtigkeit des morgigen Tages vorstellte, war die Frucht davon beim gerührten Sohn ein frommes Gedicht. So sei also sein erstes lyrisches Gedicht unmittelbar auf ihre Mahnung hin entstanden und — ein religiöses Gedicht gewesen.

Die ausschweifende Pracht des Hoflebens mit Festzügen und Paraden, Redouten und andern Lustbarkeiten wurde von dem altwürttembergischen Bürgertum, dem auch die Schillersche Familie angehörte, streng abgelehnt; und doch mag auch sie der kindlichen Schaufreude manchen starken Anreiz gegeben haben. Das Ludwigsburger Theater, das fast nur Opern- und Ballettaufführungen kannte, stand ebenfalls ausschließlich im Dienste dieser höfischen Festkultur. Aber der künftige Dramatiker hatte bereits sein eigenes kleines Privattheater — nämlich das Puppentheater, auf dem er noch bis ins vierzehnte Jahr mit „ausgeschnittenen Papierdocken" gespielt hat.

Bei aller Munterkeit war und blieb der junge Fritz ein zartes Kind.

Seine Mutter führte das auf die Sorgen zurück, die sie in den Monaten vor seiner Geburt um den Vater im Felde durchgemacht hatte. Später hat sie auch davon gesprochen, daß er schon früh über seine Brust geklagt habe. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten sollen sich bei ihm bis zu Krämpfen gesteigert haben. Das schnelle Wachstum führt zu Rückschlägen in der Schule, namentlich ums 13. Lebensjahr, darauf aber suchte er mit solchen Anstrengung nachzukommen, daß „selbst der Lehrer für seine Gesundheit fürchtete". Es war die erste in der Reihe von Gewaltleistungen an Selbstentäußerung, die sich in seinem Leben noch mehrfach zeigen werden.

Dabei war er im Spiel lebhaft und ausgelassen bis zum Mutwillen, und sein Jugendfreund Hoven berichtet, daß er unter seinen Kameraden meist den Ton angegeben habe. Die jüngeren fürchteten ihn, den älteren und stärkeren imponierte er durch seine Furchtlosigkeit auch gegen Erwachsene. Er hatte wenig wirkliche Freunde, aber an ihnen hielt er fest und innig und zeigte sich zu jedem Opfer bereit.

Im ganzen war Schillers Kindheit glücklich, ein wahres Idyll, in das er sich sein Leben lang stets gern zurückversetzt hat: „Jeder einzelne Mensch hat sein Paradies . . . Unsere verlorene Kindheit, die uns ewig das Teuerste bleibt . . . Die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivierten Menschheit noch antreffen."

In diese idyllische Kleinwelt aber greift jetzt die mächtige Hand des despotischen Landesvaters Karl Eugen ein, der den begabten Knaben auf seine neubegründete Militärakademie, die Karlsschule, verpflanzt und ihn noch auf lange Jahre der schönsten geistigen Entwicklung gleichsam in die Zwangsjacke steckt, ohne auf den Widerspruch der Familie gegen die unerwünschte Auszeichnung zu achten. Vergeblich weist der Vater auf die Neigung seines Jungen zum geistlichen Stande hin, und „mit zerrissenem Gemüt" wählt der Sohn schließlich das Studium der Rechtswissenschaften, „weil von diesen allein eine den Wünschen der Eltern entsprechende Versorgung einst zu hoffen war".

Acht Jahre lang blieb der junge Schiller nun in diese Zwangsanstalt gepreßt:

Soweit wir uns an Schulzeugnisse und Verwandtes halten, werden die ersten vier Jahre gekennzeichnet durch Rückgang der Leistungen, Mangel an Interesse, Müdigkeit, Abspannung und Kränklichkeit. Freilich lebt und webt daneben eine eigene, innere Welt. All das ist verständlich aus den Wachstumsgesetzen dieser Altersstufe. Daß es sich bei Schiller offenbar krasser als sonst äußerte, lag an seinem zarten und empfindlichen Naturell, das vor ganz und gar gegensätzliche Anforderungen gestellt und in eine Umwelt versetzt war, die seinen besonderen Ansprüchen und Notwendigkeit ganz und gar

nicht entsprach, ihn vielmehr nur abschrecken und in sich selber zurücktreiben konnte.

Während dieser ganzen Zeit gab es auf der Karlsschule keine Ferien, nicht einmal Urlaub bei Todesfällen in der Familie . . . Welche harten und teilweise entehrenden Strafen auf dieser fürstlichen Eliteschule des 18. Jahrhunderts üblich waren, ist ja allgemein bekannt. Zum Glück traf Schiller wenigstens einige verständnisvolle Lehrer, darunter sogar als Hauptlehrer wieder den Ludwigsburger Professor Jahn, dem er die erste Berührung mit dem Geist der Antike verdankte.

Dann wird aus dem künftigen Juristen ein Mediziner — nach den Behauptungen der Familie wieder durch einen Gewaltakt des Herzogs; nach der Darstellung des Leidensgefährten Hoven sind sie beide, er und Schiller, freiwillig umgesattelt, weil sie durch ihre dichterischen Neigungen schon zuviel Zeit versäumt hatten, um in der Jurisprudenz noch zum Ziele zu gelangen.

Die Dichtung also — trotz allem Zwang und aller Enge der Karlsschule hat der junge Schiller gerade hier seinen wahren Beruf entdeckt. Nach dem sanften Gellert ist es der feurige Schwung der Klopstockschen Dichtungen, der ihn wie alle jungen Dichter jener Zeit übermächtig ergreift. Seine ersten eigenen Hymnen steigen auf:

Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gefühlen,
Laß strömen sie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen
Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel.

Bald kommen ihm auch die Werke der jungen Dramatiker des „Sturm und Drang" nahe, Gerstenbergs „Ugolino", Leisewitz' „Julius von Tarent" wie Goethes „Götz". Mit 17 Jahren aber vollzieht sich in dem heranreifenden Jüngling eine neue sichtbare Wandlung zum Leben hin — wie es sein soll und wie es ist:

Auch vom Leben, wie es ist, zieht er sich nicht mehr zurück. Er sieht die Notwendigkeit ein, in seinem Fachstudium etwas zu leisten; mit einem starken Willensentschluß schiebt er alles andere beiseite, und nach zwei Jahren steht er in seinen Leistungen an der Spitze seiner Abteilung. Bald nimmt er auch die Auseinandersetzung mit seiner Umwelt auf; daraus werden kühne Angriffe und eine übermütige Brüskierung.

Zugleich ist er aber auf seinem inneren Gang durch die vier Fakultäten bei der Urmutter aller Weisheit angelangt — der Philosophie, unter der Leitung seines jungen Lehrers J. F. Abel, der einen sehr ernsten und nachhaltigen geistigen Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Auch in ihm lebt der Geist der Sturm- und Drangzeit — und man glaubt den späteren Schiller selbst zu hören, wenn man in Abels feuriger Rede zum Jahrestag der Karlsschule von 1776 liest:

„Das Genie, voll Gefühl seiner Kraft, voll edlen Stolzes, wirft die entehrenden Fesseln hinweg; höhnend den engen Kerker, in dem der gemeine Sterbliche schmachtet, reißt es sich voll Heldenkühnheit los und fliegt gleich dem königlichen Adler weit über die kleine niedere Erde hinweg und wandelt in der Sonne. Ihr schimpft, daß er nicht im Geleise bleibt, daß er aus den Schranken der Weisheit und Tugend getreten. Insekten! Er flog zur Sonne."

Schon bildet sich Schillers eigene Ideenwelt aus, wie wir sie dann zuerst in den „Räubern" und seiner Gedankendichtung kennenlernen, im Hin und Wider von Freiheit und Notwendigkeit, von Selbstbesinnung und Abhängigkeit, von schicksalsmäßiger Bestimmung und „gemeinem Zufall" auch bei geistigen Entscheidungen. Der jugendliche Idealist gelangt über den Materialismus und die Skepsis der Aufklärungszeit hinaus zur Forderung einer wahrhaft heroischen Ethik, zur sittlichen Freiheit und Selbstbestimmung des Menschen, die sich im Kampf der Pflicht gegen die Neigungen zu bewähren haben — „ein stolzer Stoizismus", den die „beste Jugend jener Zeit im Widerspruch gegen das bequeme Sichgehenlassen des ausgehenden Rokoko" zur Schau trägt. Schillers Weltbild bejaht in seiner Totalitätsidee zugleich den Realismus und den Idealismus als gleichberechtigte Geistesrichtungen. Er fordert die Ganzheit der Menschennatur, die harmonische Vereinigung des leiblichen und geistigen Daseins, den „Stofftrieb" des sinnlichen Menschen und den „Formtrieb" des geistigen Menschen — zwischen denen sich später bei ihm noch der „Spieltrieb" des „ästhetischen Menschen" als letzte und höchste Synthese der wahren Menschlichkeit erhebt.

Auch die Welt Shakespeares eröffnet sich ihm jetzt unter Abels kluger Anleitung. Vor diesem Erlebnis treten alle anderen Eindrücke auf lange Zeit zurück. Als es aber darauf ankommt, für das medizinische Brotstudium die

vorläufige Abschlußprüfung zu erlangen, bringt er es fertig, alle seine Liebhabereien, die doch schon Vorstufen künftiger Erfüllung sind, rücksichtslos beiseitezustellen. Erst als er dann durch die Willkür und Fahrlässigkeit seines despotischen Landesherrn mit seinen übrigen Kameraden doch noch ein weiteres Jahr auf der Karlsschule aushalten muß — da erwächst aus diesem erzwungenen Leerlauf des Jahres 1780, in Schillers einundzwanzigstem Lebensjahr, die volle Zurückwendung zur Dichtung und als ihr lebendiger Ertrag das Werk: damals schreibt Schiller die „Räuber".

In den „Räubern" müssen wir nachlesen, wenn wir wissen wollen, was in diesem Jahr in Schillers Seele vorgegangen und wie jener Versuch des Herzogs, seinen Geist gewaltsam zu dämpfen, ausgeschlagen ist. Und wovon geben sie Kunde?

Vieles von dem, was in dem „ungeheuerlichen Produkt" zusammengeballt ist, erscheint uns nur als die selbstverständliche Nachwirkung der geistigen Revolution, die der junge Dichter drei bis vier Jahre vorher durchgemacht hat: die Nachfolge Shakespeares, das psychologische Experimentieren, die weltanschaulichen Auseinandersetzungen. Aber das alles ist jetzt gefaßt in Superlative, klingt in einem Fortissimo, hat einen Unterton, die hinweisen auf das, was das wahrhaft Besondere dieses Dramas und das Kennzeichen seines Entstehungsjahres 1780 sind; der Geist des leidenschaftlichen Protestes und der Empörung und vor allem die Tendenz, die jetzt durch all dies verfolgt wird, nämlich die politische. Mag das Huttensche Motto unter dem Löwensignet auf der zweiten verbesserten Auflage des Stückes nun von Schiller selber stammen oder nicht, es bezeichnet doch am besten, was dieses Drama erfüllte und was der letzte Ertrag seiner Karlsschulenttäuschungen war: der Aufruf in tyrannos!

Das politische Denken Schillers, das hier zum lebendigen Ausdruck kommt, ist gleichfalls zuerst durch Jakob Friedrich Abel geweckt worden. Und vielleicht wäre uns ohne den furchtbaren Druck einer solchen Zwangserziehung niemals dieser großartige Aufschrei einer jugendlichen Seele geschenkt worden: „Die schönsten Träume von Freiheit werden im Kerker geträumt", heißt es später noch in den „Carlos-Briefen" von 1788. Das „dumpfe Gefühl erlittener Ungerechtigkeit" entfesselte erst einen so rasenden Protest. Die nackte Fabel der „Räuber" hat Schiller bekanntlich in einer Erzählung Schubarts durch seinen Freund Hoven kennengelernt. Aber hier fehlt gerade das eigentliche „Räuber"-Motiv; der verlorene Sohn bei Schubart geht unter die Soldaten und kehrt als Knecht unerkannt in die Heimat zurück, um seinen Vater vor den mörderischen Anschlägen des heuchlerischen Bruders zu retten. Schubart selbst will die Geschichte einer wirklichen Begebenheit entnommen haben — und auch das war für den jugendlichen Schiller, der aus der Zeit in die Zeit hinein wirken wollte, wichtig genug. Und aus den beiden ursprünglichen Buchfassungen geht ja auch zur Genüge hervor, was ohnehin der lebendige Atem des ganzen Werkes verrät, daß es nichts anderes sein will als eine Zeitdichtung.

Wie stark Schiller damals die eigene Dichtung durchlebte, das bezeugen die Freunde, die ihn bei der Arbeit beobachten konnten:

In ihrer äußeren Wirkung betrachtet, war die Begeisterung bei Schiller korybantischer Art. Wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Stampfen, Schnaufen und Brausen zu Papier . . . Mehr als hundertmal haben Schillers Bekannte diese Erscheinung an ihm beobachtet . .

Und das Ergebnis:

Das Element, das sich am stärksten dem Gefühl und Bewußtsein des Lesers aufdrängt, ist ein „gesteigerter Stil"; man ist versucht zu sagen: ein maßlos gesteigerter Stil, eine dauernde Ekstase und ein ewiges Fortissimo. Ein paar Beispiele: In der Schilderung des Stadtbrandes heißt es: „Vierzig Gebirge brüllen den infernalischen Schwank in die Runde herum nach." Oder: „Ein panischer Schreck schmeißt alle zu Boden." Nicht nur der gerettete Roller, dem es bei seinem Glückswechsel ist, „wie wenn man aus dem glühenden Ofen ins Eiswasser springt", spricht so; auch Amalias Erinnerung an Karl fließt in die Worte: „Sein Umarmen, wütendes Entzücken!" Ähnlich der alte Moor, wenn er Franz nachruft: „Tausend Flüche donnern dir nach!"

Am 14. Dezember 1780 wurde Schiller von der Karlsschule entlassen — aber es bleibt die Abhängigkeit von der Willkür eines despotischen Fürsten, der dem größten Dichter seines Landes schließlich kurzerhand jede schriftstellerische Tätigkeit untersagt und die Gefangenschaft auf dem Asperg in drohende Aussicht stellt. Der junge Medicus Schiller wird zum Stuttgarter Regimentsarzt gemacht; er muß auch in seiner Freizeit die verhaßte Uniform weiter tragen, und der militärische Zwang verhindert noch immer den ungezwungenen Verkehr mit den Eltern auf der nahen Solitude. Trost gewährt nur der Umgang mit gleichgestimmten Altersgenossen bei bescheidenen Gelagen, von denen der Freund Scharffenstein zu berichten weiß:

„Wir waren arm und hatten meist gemeinschaftliche frugale, aber durch jugendliche gute Laune sehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten, denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern (aus seinen literarischen Einnahmen) überraschen und erfreuen konnte: da war die Welt unser . . ."

Durch die Vermittlung des Mannheimer Verlegers Schwan ergibt sich entscheidende Berührung mit dem Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters, dem Freiherrn von Dalberg, der den jungen Schiller auffordert, die „Räuber" für seine Bühne zu bearbeiten. Der vorsichtige Theaterleiter versucht aus dem Gegenwartsdrama eine historische Tragödie zu machen, indem er die Handlung ins ausgehende 15. Jahrhundert zurückversetzt. Schiller selbst ist empört über diesen Kostümwechsel, durch den sein Drama zu einer „Krähe mit Pfauenfedern" gemacht würde.

Die Uraufführung der „Räuber" erfolgt am 17. Januar 1782, und der Dichter, der heimlich, ohne Urlaub, nach Mannheim gekommen ist und im dunklen Hintergrund der Intendantenloge der Aufführung unerkannt beiwohnt, erlebt einen beispiellosen Triumph, wie ihn noch kein deutscher Dramatiker jemals kennengelernt hat:

„Das Theater glich", so hat ein Teilnehmer berichtet, „einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht."

Nun, da er seine wahre Bestimmung erkannt hat, ist ihm die Heimat mit dem ungeliebten Beruf und dem unerträglichen Gesinnungszwang doppelt verleidet. Noch einmal, Ende Mai, unternimmt er die heimliche Reise nach Mannheim. Aber auch Dalberg kann ihm nicht mehr weiterhelfen und vertröstet ihn mit leeren Versprechungen. Diese zweite Reise wird durch eine Indiskretion bekannt. Schiller erhält einen 14tägigen Arrest, und auf eine weitere Denunziation hin erläßt der Herzog gegen ihn den Befehl, „nichts Literarisches mehr zu schreiben oder mit Ausländern zu kommunizieren". Um dem Lose Schubarts zu entrinnen, entschließt er sich zur Flucht. Seine mütterliche Freundin Henriette von Wollzogen eröffnet ihm auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen eine Zuflucht. Sein Freund Andreas Streicher wird sein Helfer und Begleiter. Nach schmerzlichem Abschied von der Mutter wird der Aufbruch auf den 22. September 1782 festgesetzt, weil an diesem Tage ganz Stuttgart unterwegs ist, um eine große Festbeleuchtung der Solitude gebührend zu bewundern.

Was an Kleidern, Büchern und Schriften mitgenommen werden sollte, wurde nach und nach unauffällig in Streichers Wohnung geschafft. Morgens um zehn Uhr kehrte Schiller von seinem letzten Dienst im Lazarett zurück. Statt alle Gedanken auf seine letzten Maßnahmen zu richten, vertiefte er sich in Klopstocks Oden, die ihm beim Packen in die Hände fielen. Endlich abends um zehn Uhr besteigen die Freunde den Wagen. Zur äußersten Vorsicht verlassen sie Stuttgart nicht durch das Tor, durch das die Straße nach Bretten und Mannheim führt, sondern durch ein anderes, an dem der treue Scharffenstein die Wache hat, und umfahren Stuttgart in weitem Bogen. Als ihr Wagen die Straße überquert, die Ludwigsburg in schnurgerader Linie mit der Solitude verbindet, erblicken sie im Glanze der Tausende von Lichtern das Schloß auf seiner Höhe. So taghell ist die Beleuchtung, daß Schiller seinem Freunde deutlich das Haus zeigen kann, wo seine Eltern wohnen. Und da wird ihm mit einem Schlage bewußt, was er unternommen hat. Die aufgesammelte Erregung der letzten Monate, Tage und Stunden drängt zu einem mächtigen Ausbruch; erschöpft sinkt er im Wagen zurück, und alles, was er in diesem Augenblick fühlt und denkt, preßt er in die zwei Worte, in denen er von Kindheit, Jugend und Heimat Abschied nimmt: „Meine Mutter!"



Titelvignette zur zweiten Auflage der „Räuber" mit dem Motto „In Tyrannos"

Hans Löscher / Alles Getrennte findet sich wieder

Von Martin Kießig

Fünfundzwanzig Jahre lang trug sich Hans Löscher mit dem Gedanken, sein Leben zu beschreiben. Nun als reifer Mann schenkte er uns diesen Bericht. Da aber das, was das Wesen unseres Daseins ausmacht, vorgeprägt wurde in unserer Kindheit, ist dieses Buch vom wahren Leben der Bericht von einer Kindheit und den vielerlei Geschehnissen, die sie umspielten.

Die erste eigentümliche Beleuchtung empfängt dies Leben von den beiden Eltern und deren Herkunft. Erzählungen und Geschichten vom vergangenen Leben der Eltern und Voreltern schlingen sich wie Rankenwerk um die Kindheit. Und so lernen wir zunächst die bittere Armut des Vaters kennen, der aus altem fränkischen Blute stammt. Die weitverzweigte Familie saß „in dem milden Berglande zwischen Mulde und Saale". Viele Theologen gingen aus ihr hervor. Doch die Mutter des Vaters geriet aus behaglicher Wohlhabenheit nicht ohne eigene Schuld ins Elend, und der Vater lernte als Kind schon die ganze herbe Strenge eines armseligen Daseins kennen. Von Anfang an steht sein Leben unter düsteren Sternen. Schon der erste Schritt zu beruflichem Aufstieg geht fehl. Das einschneidendste Erlebnis seiner frühen Mannesjahre ist die Teilnahme am siegreichen 70er Krieg. Zurückgekehrt gelingt es ihm wieder nicht, einen Glückshafen anzusteuern; er muß froh sein, daß er als kleiner Gendarmeriebeamter Anstellung findet.

Die Mutter stammte aus einer alten Bergstadt, die der Kundige bald als Annaberg im sächsischen Erzgebirge erkennt. Sie ist die Tochter eines Schusters, eines musikbegabten, liederfrohen, sonderlichen Mannes, der zugleich ein eifriger Bücherleser war. Es war das Karl Strobel, von dem in den Familienüberlieferungen allerlei Geschichten erzählt wurden.

Die erste berufliche Anstellung des Vaters führte diesen in die Landeshauptstadt (wir wissen bald, daß es Dresden, die schöne Residenz an der Elbe war). Gleich in den ersten Tagen hielt hier der kleine Hans Löscher seinen Einzug in die Stadt. Hier verlebte er seine ersten Kinderjahre. Doch war die Dresdner Zeit nur eine Durchgangsstation der äußeren Entwicklungslaufbahn, gewissermaßen ein Zwischenspiel des Lebens. Neben dem kleinen Hans ist noch ein größerer Bruder da, „ein feiner, schlanker und biegsamer Bursche, mit dunklen Augen und hellem Verstand". Zu Füßen der Mutter, die unermüdlich an der Nähmaschine sitzt, spielt der kleine Hans seine ersten Kinderspiele.

Die Mutter hatte mir neben ihrem Arbeitsplatz am Fenster einen luftigen Spielwinkel erbaut. Da saß ich, sobald ich dem Zustand hilflosen Umherrutschens entwachsen war, hinter Geranien, Fuchsien und Storchschnäbeln und tauschte hohe Worte der Weisheit und Erkenntnis mit dem alten, kahlköpfigen Kanarienvogel. Droben am Himmel trieben die Wolken ihr geheimnisvolles Spiel; bald kamen sie weiß und vornehm daher wie stolze Schwäne, bald schwarz und ungeschlacht wie wilde Bären. Von der weiten Wiese, unserem Hause gegenüber, schallte heller Jubel zu uns Einsamen herauf; denn auf diesem schönen, grünen Plan, der sich in einem vergessenen Birkengehölz verlor, unendlich für mein kindliches Auge, tobten die Kinder der Armen ihre Jugendlust aus. Auf dem Blumengitter, das mein Vater gezimmert hatte, ruckten die Tauben, und die Spatzen schimpften und schrien unverschämt nach Brot. Mir zur Linken schnurrte das Rad und pfiff die Nadel, und die weiße Leinwand floß breit über die blanke Platte.

Als der große Bruder der Schule entwächst, geben ihn die Eltern zu einem Kaufmann in die Lehre. Und hier beginnt für den armen Jungen ein qualvoller Leidensweg. Er untersteht einem gemeinen und niederträchtigen Menschen, der den Lehrlingen ihr Dasein zur Hölle macht. Besorgt müssen die Eltern den Jungen allein zurücklassen, als der Vater den Ruf als Gendarmeriewachtmeister in ein stilles Dorf des nahen Gebirges erhält.

Zu den einprägsamsten Gestalten, die das Kind in der ersten Zeit seines Lebens im Gebirgsdorf als unvergeßlich erlebt, gehören zwei Greise: Ehregott Friedemann, der alte Diener der Frau Gräfin auf dem Schloß, und der Dorfpfarrer Heinrich Rietzler.

Wie Kronenwächter stehen die beiden Greise an den hohen Pfeilern des Tores und neigen sich mit mildem Lächeln zu dem Büblein hinab, das mit keckem Mut und kindlichem Zutrauen in die schöne, fremde Welt hineinmarschiert. Nicht viel länger als zwei Jahre wandle ich unter ihren Augen; dann hält der Tod mit leichtem Finger das Pendel ihres Lebens auf, und sie versinken lautlos und für immer in der großen Stille.

Diese beiden schlichten dörflichen Menschen lehren das Kind unverlierbare Weisheit: wie nämlich nichts wichtiger sei, als unerschrocken vor den Menschen und friedvoll im Tod zu sein. Der Pfarrer Nietzler ist ein gewaltiger Streiter vor dem Herrn, ein rauher, gelegentlich auch grober, aber grundgütiger Seelsorger, der die Herzen seiner Bauern kennt und liebt. Durch den stillen alten Diener aber wird dem Kind die Welt der hochmütigen Gräfin bekannt, die ihr eigenes Kind verstieß und jahrelang in eisiger Herzenskälte verharrte, bis ihr der Pfarrer den Kopf zurechtrückte. Im gräflichen Schloß begegnet dem Kind auch der zarte, blasse Bernhard, der Enkel der Gräfin, der wie ein wunderbarer Märchenprinz in sein Leben tritt und sogleich wieder entschwindet. Der alte Friedemann war ein Meister des Schnitzmessers, wie überhaupt die Kunst des Holzschnitzens, das zierliche Drechseln heiliger Figuren für die Weihnachtspyramiden, hier bei den Gebirglern zuhause ist.

Doch wer wird den Hampel vergessen, den wandernden Handwerksburschen, der alljährlich im Dorfe einkehrt, pünktlich im Frühjahr, und bei Frau Drexel, der guten Wirtin des Schweizerhofes, seine alte Kammer bezieht? Die Bauern warten schon auf ihn, denn der Hampel, der wohl nie etwas lernte, versteht in Wahrheit alle Arbeit. Er flickt und bessert aus und macht sich überall nützlich, wo's etwas zu schaffen gibt. Er ist ein kurioser Mann, ein wenig sonderbar im Gemüt, ein Spintisierer, aber alle wissen es: er ist ein Mensch, der sich das reinste und unschuldigste Kindergemüt erhielt, so daß der Pfarrer einmal in seiner Predigt in Abwandlung eines Heilandswortes sagen darf: „So ihr nicht werdet wie der Hampel . . ." Den Hochmütigen und Klugen ist er ein Ärgernis, aber die schlichten, treuherzigen Seelen erkannten seinen verborgenen Wert. Und wie enthüllt sich sein Inneres, als der kleine Hans einmal eine alte lateinische Bibel zu ihm trägt und dem andächtig Lauschenden die heiligen, geheimnisreichen Worte des Johannis-Evangeliums vorliest!

Er saß auf seinem Bett, die Hände gefaltet, die Ellenbogen auf die Knie gestützt; seine Augen brannten und füllten sich mit Tränen; seine Sprache wurde zum kindlichen Lallen. „Et lux in tenebris lucet . . . Und das Licht scheinet in der Finsternis . . ." Da glitt der Hampel von seiner Bettlade herab und sank in die Knie, und da ich betroffen aufstand und mich an die Wand lehnte, um einen Halt zu suchen, rutschte er auf den Knien zu dem Schemel, auf dem ich gesessen, nahm das heilige Buch in seine Hände, küßte es andächtig und stammelte in einem fort: „Gott ist gegenwärtig — Gott ist gegenwärtig!" und machte dann das Zeichen des Kreuzes auf Stirn, Mund und Brust. Nach einer Weile, während ich fassungslos vor dieser noch nie geschauten Art von Gottesanbetung gestanden, reichte er mir das Buch und hieß mich gehen. Ich ging wie im Traum die halbdunkle Stiege hinab, trug das Buch wie eine kostbare Reliquie, die nun nicht mehr mir allein gehörte, an meine Brust gepreßt nach Hause und ging wortlos, ohne zu essen und zu trinken, ins Bett.

Erst einige Wochen später, als ich mit meinem Vater beim Fuchssteig über die Grenze ging, erzählte ich stockend, aber bis in alle Einzelheiten, mein Erlebnis. Der Vater verlangsamte seinen Schritt, endlich blieb er stehen: „Du hast eine große, gnadenreiche Stunde erlebt — wie ein armer, kleiner Mensch, von dem manche sagen, er sei ein Trottel, plötzlich von dem himmlischen Licht ergriffen und durch Gottes Kraft und Herrlichkeit in eine Welt emporgehoben wird, die er nur ahnte und hoffte, und die ihn nun als Trost und Gewißheit nie wieder verläßt bis an seinen seligen Tod. Du wirst das nie vergessen!"

Nein, ich habe es nie vergessen! Und so oft ich daran denke, fällt mir's wie balsamischer Tau auf vertrocknetes Land.

Zu den wunderlichsten Leuten im Dorfe gehörten die beiden Freunde Gottfried Weiß, der Krämer, und Hermann, der Schuster. Die beiden gottesfürchtigen Männer hatten nämlich Zugang zu den Dingen und Reichen, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumt. Der Krämer sah und hörte Geister und konnte mit ihnen reden; dem Schuster sagten sich Todesfälle im voraus an. Es war keinerlei Hoffahrt oder sträfliche Neugier in beiden, weil sie fromme, gläubige und selbstlose Menschen waren. Darum gerieten ihnen ihre Gaben zum Segen. Ein gelehrter Professor sagte von den schlichten, glaubensstarken Personen des Dorfes: „Die Welt braucht die Stillen im Lande. Die Gemeinschaft der Demütigen und Ehrfürchtigen, das ist der geheimnisvolle fruchtbare Ur-

grund, aus dem je und je nach unerforschlichen Gesetzen die Befreier der Menschheit steigen."

Die guten Menschen des Dorfes alle, die eine schlichte, gottgefällige Tüchtigkeit und menschenfreundliche Hilfsbereitschaft vertraten und die alten, überkommenen Ordnungen vor dem flachen Gerede der Neutöner verteidigten, sammelten sich um die Wirtsleute des Schweizerhofes. Das war noch eine der echten alten Herbergen, wo man wirklich zu Gaste war, dem Wirt und der Wirtin herzlich empfohlen. Auch für die Ärmsten stand hier eine kräftige warme Suppe auf dem Tisch und war ein freundliches, tröstendes, aufmunterndes Wort bereit.

Es waren zum Teil auch sehr merkwürdige Leute und seltsame Käuze im Schweizerhof zu Gaste. Einer der kuriosesten war der Postreiter.

Das war ein uraltes Kerlchen, der vor vielen Jahren den Postdienst zwischen der Salzstadt und Oltenau besorgt hatte. Er war nicht mehr ganz richtig im Kopf — er hätte sich in einem schlimmen Winter das Gehirn erfroren, erzählten sich die Leute —, aber sonst noch lebensfrisch wie ein junger Bursche. Er hauste in Manersbach auf dem Hof eines gutherzigen Bauern, der ihn gegen geringe Dienstleistungen mit durchfütterte. Wenn der Frühling kam, fuhr der Reiterkoller in ihn. Dann zog der Bauer seinen Schimmel aus dem Stall, legte den Sattel drauf, und der Alte kletterte hinauf, angetan mit gelben Lederhosen, blauem Frack und mit einem ungeheuren grauen Schlapphut auf dem Kopf, der en ringsum mit schillernden Hahnenfedern besteckt hatte. So ritt er im Triumph durch das ganze Tal. Wenn er dann am Schweizerhof erschien, trat der Wirt heraus, begrüßte ihn feierlich als einen erlauchten Gast seines Hauses und führte den Schimmel in den Stall. Drinnen in der Gaststube war eine Tafel gedeckt; es gab Kaffee und Kuchen für den Postreiter und für die Buben und Mädchen aus der Nachbarschaft, und der Nachmittag verging mit Schmausen, Singen und Scherzen. Gegen Abend aber stieg das Männlein, ganz benommen von den Genüssen und Ehrungen, die es eingeheimst hatte, wieder auf seinen braven Gaul hinauf und trabte selig und in Gott vergnügt zu seinem Bauern zurück.

Auch allerlei aus dem Geleis geratene Existenzen fanden sich im Dorfe zusammen: die Zigeuner mit ihrer uralten, wahrsagenden Stammesmutter, die drei Menschen der „Reitschule": Herr Polly mit der schönen Ludmilla und dem trefflichen Willy Brendel, der, als einer seine Ehre mit Füßen trat und seine Liebe beschmutzte, außer sich geriet und zum Brandstifter wurde, ähnlich wie der Klosterjäger Florian, der, im Innern tief verwundet, aus einem braven Burschen zum Mörder wurde. Vor allem waren da aber die Schauspieler, die ins Dorf einkehrten und die die ehrlichsten und bravsten Menschen waren, aber wie niemand anders vom bittersten Unglück, von Not und Armut verfolgt wurden. Unterstützt von den Freunden des Schweizerhofes, wurden sie gescholten und gepeinigt von dem Anhang der Frau Geier, der hartherzigen Wirtin der „Fröhlichen Einkehr", dem Gegenbild des Schweizerhofes.

Doch da waren auch Ereignisse, die das Leben und kindliche Spiel der Jungen unmittelbar angingen. Die Jungen hatten sich zu einem Geheimbund von Verschwörern, die „Kellerbrüder" genannt, vereinigt und trieben ihre Streiche in einem verfallenen Gewölbe. Hier aber berieten sie auch über Recht und Unrecht, so als ein Bauernsohn einen Pfau aus dem Schloßpark mit der Schleuder tödlich traf und diese Tat das ganze Dorf zu leidenschaftlicher Teilnahme erregte. Doch das tiefste Erlebnis war der Mord an einem verwundeten Bussard, den die Jungen fingen und in ihrem Kellergewölbe mit Kugeln schossen und schließlich mit Steinwürfen töteten. Als sei es zum erstmal, fiel hier der Schatten der Sünde, des Mordes am heiligen Leben, schrecklich herein und stieß die Knaben in Schuld und Reue.

Die Dunkelheit fiel herein. Wir konnten unsere Gesichter kaum mehr unterscheiden. Aber wir saßen noch immer in der finsteren Höhle, froren und schwiegen. Vor uns lag der Steinhügel. Wir fühlten alle: Es war etwas Furchtbares geschehen. An unseren Händen klebte Blut, unschuldiges Blut! Wir hatten ein Leben ausgelöscht, aus frevelhaftem Übermut, mit einer gedankenlosen Überheblichkeit, als wären wir Herren über Leben und Tod, als wären alle Geschöpfe auf Gedeih und Verderb in unsere Hände gegeben. Aber waren sie nicht auch aus Gottes Willen hervorgegangen? Und waren sie nicht wie Brüder und Schwestern vor uns? Wir suchten uns vergeblich zu entschuldigen. Mord blieb Mord.

Es ward uns offenbar: Diese schwarze Tat vertrieb uns für immer aus unserer Burg. Der Steinhügel auf dem düsteren Grund mußte uns immer wieder verscheuchen. Wir hatten das Paradies verspielt. Wir hatten uns selbst verbannt. Eine Welt stürzte hinter uns mit schrecklichem Getöse zusammen.

In dem Kind, das dies alles erlebte, regte sich bald die von der Mutter und deren Vorfahren überkommene musikalische Begabung. Seine geistige Regsamkeit wies ihn zudem über den Umkreis des Dorfes hinaus. So wurde er

für die höhere Schule vorbereitet, indem ihn Pfarrer und Lehrer in die Wissenschaften, der vortreffliche alte Kantor aber, der sich aus dem Leid seiner Ehe in seine Kunst flüchtete, in das Reich der Musik einführte und ihn die Geheimnisse einer alten Orgel Gottfried Silbermanns und das Leben des Meisters lehrte, der sie erbaute.

Während das reifende Gemüt des Knaben sich die Welt vertraut zu machen strebte, zog sich über seinem Elternhaus dunkles, schweres Schicksalsgewölk zusammen. Der große Bruder des Knaben war aus der für ihn unerträglich werdenden Lehre nach einer bösen, jähzornigen Tat davongelaufen und vagabundierte nun mit wunder Seele und ergreifender Sehnsucht nach Liebe und mütterlicher Wärme durch die Welt. Seiner Irrfahrt setzte erst der Tod ein Ende, den er im fernen Indien als Fremdenlegionär fand. Die beiden Eltern gerieten in wachsende Verdüsterung, ja Entfremdung. Dem Vater wollte der berufliche Aufstieg nicht gelingen. Als ein überwollender Vorgesetzter den ernsten, gereiften und erfahrenen Mann noch ungerecht schalt und peinigte, brachte eine jähzornige Aufwallung und unbedachte Tat den Vater um sein Amt.

Verbittert wanderte nun der schwergeprüfte Mann bergauf, bergab und fand die Welt um sich her in Unordnung und Ungerechtigkeit. Nur ein Trost ward ihm noch zuteil: die gläubige Versenkung in die heiligen Schriften der Bibel, die ihm neuen Lebensmut brachten. In der Bibel fand er die fromme Einsicht in das wahre Wesen menschlicher Freiheit:

„Von der Freiheit halte ich nicht mehr viel. Der Mensch macht immer nur den schlechtesten Gebrauch davon. Der Mensch ist frei, sagen Sie. O ja, und er flieht vor Gott! Flucht aber vor Gott führt in die Verzweiflung. Freiheit von Gott, das ist ein Leben ohne Liebe, ohne Sinn und Hoffnung, das ist ein Leben ohne Gestalt und Ordnung. Freiheit ohne Gott kann nur das Chaos erzeugen, den Kampf aller gegen alle.

In diese Zeit fiel auch der Tod der Schustersfrau, und der wackere alte Meister, der so vielen Menschen im stillen geholfen hatte, blieb vereinsamt zurück.

„Ich hielt sie in meiner großen, groben Hand", sagte mir der Schuster. „Sie zwitscherte wie die Schwalbe im Nest, die sich müde geflogen hat. Und dann war meine Hand kalt und leer, ehe ich mir's versah, und ihr Zwitschern kam schon als Gesang vom Himmel herab ..."

Doch der Schuster fühlte sich nun überflüssig und beschloß, seiner Frau nachzureisen. Er bestellte sein Haus aufs beste und folgte der Vorangegangenen ohne viel Aufhebens nach. Am letzten Abend waren der Knabe und sein Vater noch bei ihm, der ihnen so nahe stand, und er sprach tröstliche Worte vom Tode.

„Warum quälen sich die Menschen so? Sie rennen aus einem Tag in den andern, geplagt und gejagt von der Angst vor dem Augenblick, der ihnen sagt: Mach dich zum letzten bereit! Laß dich fallen — in den Abgrund! Abgrund ... Mehr haben sie nicht gelernt. Sie müßten wissen, daß es ein Abgrund der Gnade und Barmherzigkeit ist."

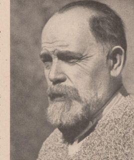
In dieser schweren, bitteren Zeit erkrankte auch die Mutter des Knaben und geriet nahe an den Rand des Grabes. Ein trauriges Weihnachten und Neujahr ging vorüber. Aber das schwere Leben lehrt auch seine Bürde tragen. Die Krankheit zog vorbei, und der neue Frühling brachte neue Hoffnung. Ein Brief des guten alten Onkel Anton bestimmte Vater und Sohn zu einer Reise in die Hauptstadt, und hier wartete auf sie das neue Glück: Der Vater fand eine Stellung, der Knabe kam zur höheren Schule, und nirgendwo besser erschloß sich ihm das Geheimnis seines reifenden Lebens als in der berühmten Liebfrauenkirche, wo die berühmteste Orgel des Meisters Silbermann im hohen Gewölbe hing, „wie ein goldenes Gehäuse, dicht unter der Kuppel", während drunten, in den schaurigen Katakomben, menschliche Gebeine und Reste menschlicher Eitelkeit vermoderten. — Bald versank aber für ihn das Dorf mit seinen mannigfachen Menschen und Schicksalen. Der Sprung ins neue Leben mußte gewagt werden.

„Mut!" sagte der Pfarrer. „Gib dir einen Ruck! Kein Mensch kriecht ohne Not und Herzeleid aus seiner alten Haut!"

Wilhelm Schäfer

Zum siebzigsten Geburtstag des Dichters

Von Otto Doderer



Aufn. Hedda Walther

Wilhelm Schäfer

Wilhelm Schäfer, der vor kurzem als der „Inbegriff des rheinischen Dichters deutscher Nation" mit dem Rheinischen Literaturpreis ausgezeichnet wurde, wird am 20. Januar siebzig Jahre alt. Mit seinen „13 Büchern der deutschen Seele" hat er uns ein monumentales Volksbuch geschenkt, in dem uns mit dichterischer Verklärung und Anschauungskraft aus einer umfassenden Sicht die Geschichte unserer Vergangenheit vor Augen gehalten wird. In seinen Romanen (von denen der „Lebenstag eines Menschenfreundes" und „Der Hauptmann von Köpenick" die meisten Leser fanden), seinen Novellen und seinen Anekdoten, wie er seine kurzen Novellen nennt, die ihn zunächst berühmt gemacht hatten, verdanken wir ihm Werke voll strengster epischer Zucht und sittlicher Verantwortung, die in einem kostbaren, gedankenklaren Deutsch voll markiger Kraft geschrieben sind. Nun hat er auf seinen Geburtstagstisch zu seinen bisherigen Werken einen Band neuer Anekdoten und einige Bruchstücke eines Berichtes über sein Leben gelegt, die überaus aufschlußreich für sein Wesen und sein Werden sind.

Mehr als dies, nämlich ein feierlich schlichtes und inniges Buch zum Lesen für alle, sind namentlich die Erinnerungen „Meine Eltern". Es gehört zu dem Schönsten, was jemals ein Sohn von seinen Eltern gesagt hat mit seiner unsentimentalen Männlichkeit, seinem tiefen, klaren Maß für die menschlichen Werte, seinem selbstverständlichen Einfügen in die unerbittliche Gesetzmäßigkeit der Natur und mit dem verehrungswürdigen, tapferen Charakter, der darin im Mittelpunkt steht, denn es ist hauptsächlich das Bildnis des Vaters, das Schäfer zeichnet. Er umspannt ein volles Jahrhundert und beginnt mit seinem Großvater in der Schwalm, dem ehemals kurhessischen Land der Rotkäppchentracht, wo auch Wilhelm Schäfer geboren wurde. Von dem Großvater heißt es, er habe wegen seines bäuerlichen Übermutes und einem Übermaß der Phantasie „ein Dutzend Jahre gebraucht, aus dem reichsten Bauern der ärmste zu werden", aber der Dichter meint: „Sofern ich Künstler bin, hat das Blut in meinem Großvater schon angefangen, dahin zu begehren, und in meinem Vater stand es bereits an der Schwelle." Er erzählt dann, wie der Vater ins Wuppertal gehen mußte, um das Schuhmacherhandwerk zu erlernen, wie er wieder in die Heimat zurückkam, ein armes Mädchen heiratete, mit seiner Familie abermals in die Fremde mußte und nach Gerresheim bei dem aufblühenden Düsseldorf kam, eine Bäckerei anfing, dann sich ein eigenes Haus bauen konnte, eine kleine Landwirtschaft und einen Butter-, Obst- und Kartoffelhandel dazu bekam und es dabei schließlich zu einer ansehnlichen Wohlhabenheit brachte. Der Gedanke, den verschleuderten Erbhof der Vorfahren zurückzugewinnen, war „der Talisman seines Lebens", der ihn in seiner Zähigkeit und Tüchtigkeit un-

verdrossen machte. Er habe sich alle Geräte selber verfertigt. „Auch seine Wagen baute er selber", so berichtet der Sohn, „nur die Räder kaufte er alt bei der Post; und als wir erst anfingen, unsere Wirtschaftsräume zu erweitern, brauchten wir weder einen Zimmermann noch Maurer oder Dachdecker. . . . Als ich später eine Geige bekam, war mein Vater traurig, daß er sie nicht selber bauen konnte; aber den Kasten machte er, und zwar so, daß er den Deckel mit dem Schustermesser aus einem Stück Buchenholz schnitzte. Der Geigenkasten wurde dadurch zwar etwas schwer, aber stabil, wie die Handwerker heute sagen; ich konnte mich getrost mit beiden Füßen daraufstellen."

Trotzdem war der Vater „kein Nützlichkeitsmensch", sondern hatte ein poetisches Gemüt. Von ihm hat der Sohn die Grimmschen Märchen eher gehört, als er lesen konnte. Die Mutter dagegen „hatte keinerlei poetische Wandlungen, ja sie spöttelte über ihren Alten, wenn er in den Wald ging, das ‚Säuseln' zu hören. Denn er, der sonst so voll Unrast war, konnte stundenlang unter den hohen Buchen sitzen, dem Wipfelgesang zu lauschen". Die Mutter „war von den beiden weitaus die klügere, aber die beharrende und passive Natur, während an meinem Vater alles Aktivität war. Meine Mutter war unüberwindlich im Ertragen, mein Vater setzte sich gegen alles zornig zur Wehr, und jede Hinderung reizte ihn, sie zu überwinden".

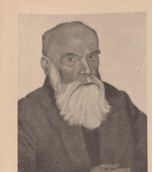
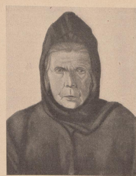
Wir wissen, wie diese Aktivität auf Wilhelm Schäfer übergegangen ist; andererseits meint er selbst, die Natur der Mutter wirke in ihm mehr als die des Vaters. „Ich hatte nicht seine Stärke, seine gläubige Einfalt; ich war vom Leben belastet wie meine Mutter, nur daß ich die Fragen stellte, die sie für sich behielt." Und ergänzend sagt er an einer anderen Stelle: „Wenn ich als Dichter ein poetisches Gemüt habe, so verdanke ich es offensichtlich meinem Vater; wenn ich aber dieses Gemüt nicht Herr über meine Dinge werden lasse aus der gewissen Erfahrung, daß der Gerührte eher zur Komik reizt, als daß er rührt, so ist das ein Erbteil meiner Mutter, deren unbestechliche Augen mehr in sich aufnahmen, als ihr Mund sagte."

Erschütternd schön in ihrer klassischen Einfachkeit und Tiefe sind die Sätze, die er über den Anblick der toten Mutter schreibt: „Die da auf ihrem Sterbebett lag, war wieder jenes Mädchen Elisabeth Gischler, das sich mein Vater von der Bilz zur Frau geholt und das ich nie gesehen hatte; denn mir war sie ja Mutter und die Frau meines Vaters, nie sie selber gewesen. Nun hatte sie sich auch von mir abgewandt und lag in ihrer abweisenden Fremdheit da, aller Liebe ledig, durch die sie ihrem Schicksal verbunden gewesen war. Nicht einmal das Staunen war geblieben, daß dies nun das Leben gewesen sein sollte." Später heißt es vom Sterbelager des Vaters, der als Zweiundneunzigjähriger infolge eines Unglücksfalles starb:

Meine Eltern.

Die beiden Dörfer, Ottrau und Berfa, aus denen
meine Eltern stammen, liegen am Rand der Schwalm,
Ottrau noch zu ihr gehörig, Berfa schon außerhalb.
Die Schwalm, nach dem gleichnamigen kleinen Fluß ge-
nannt, ist jene völkisch von ihrer Nachbarschaft abge-
sonderte Landschaft, die durch die Schwälmer + die Rotkäpp-
chentracht wohl jedem Deutschen bekannt ist.

Anfang der ersten Niederschrift von „Meine Eltern"

Der Vater und die Mutter nach Bildern von der Hand des Dichters

„Nicht in fremder Entferntheit wie die Mutter lag er da, sondern mit einer steilen Zornfalte in seiner schönen Stirn dem Leben noch nah. Der Tod hatte ihn sichtbar erwürgen müssen, dessen unbändige Natur sich trotz aller Bereitwilligkeit seiner Seele gegen den Zugriff wehrte, mit dem wir alle aus dem Leben ins Sein zurückgebracht werden."

Indem er uns von Vater und Mutter erzählt, erfahren wir auch manches aus seiner eigenen Kindheit. Daß sie in recht kümmerlichen Verhältnissen begann, wird viele seiner Freunde überraschen, die ihn immer nur so unbeugsam und seiner selbst gewiß in der Welt stehen sahen. Ganz beiläufig liest man nun den folgenden schicksalsschweren Satz: „Wenn ich später hörte, daß meine Mutter mich im Tuch auf den Rücken gebunden hatte, wenn sie im Taglohn bei dem Bauern Ploch zum Mähen ging, und daß sie mich während der harten Tagesarbeit irgendwohin in den Schatten legte, so sieht mir das wenig nach einem goldenen Boden aus." Oder den folgenden: „Ich sehe mich heute noch im Backtrog stehen; denn weil wir unterdessen auch Schwarzbrot backten, mußte ich nach damaligem Gebrauch den Teig mit den Füßen treten, was nicht so leicht ist, wie es sich anhört, und ich war ein schwächlicher Knabe." Oder wir hören, daß er damals vor der Schule noch die Brötchen austragen mußte, so daß er zwei Stunden Wegs hinter sich hatte, wenn er um acht Uhr in die Klasse kam.

Belustigend liest sich dagegen, was er von seiner Zeit auf dem Lehrerseminar in Mettmann erwähnt, wo er sich inzwischen, wie er sagt, „zu dem Berserker ausgewachsen" hatte, als welcher er der Schrecken seiner Lehrer geworden sei: „Als solcher habe ich zwar meine verschiedenen Examen, das letzte sogar mit Auszeichnung, bewältigt, aber was ich meinen Eltern bis dahin an Zeugnissen nach Hause brachte, war unerfreulich. Einige Male wurde mir die Verweisung aus der Anstalt angedroht, und es wäre auch wohl dahin gekommen, wenn ich nicht für begabt gegolten hätte. Die Begabung zeigte sich übrigens nicht in der Richtung meiner späteren Entwicklung: im deutschen Aufsatz war meist eine Vier, also ein glattes Ungenügend meine Note. Ich sei, sagte mir gerade mein Deutschlehrer einmal bei einem Schulspaziergang, eine Lokomotive von ausgezeichnetem Bau, aber sie läge längst im Straßengraben, zische und stänke aus allen Rissen."

In einem entscheidenden Abschnitt seiner künstlerischen Entwicklung begegnen wir dann Wilhelm Schäfer in dem „Verhehltes Leben" überschriebenen Bericht, der mit mehreren anderen Beiträgen von ihm in dem diesjährigen Almanach des Verlags Langen/Müller, München („Ausritt 1937—1938") abgedruckt ist: Es ist im Herbst des Jahres 1898. Er bewohnt als freier Schriftsteller mit seiner Frau eine kleine Mansardenwohnung in Niederschönhausen bei Berlin, in der Nähe von Richard Dehmel und Paul Scheerbart. Er hatte sich mit zwei Bändchen Erzählungen und einem — freilich durchgefallenen — Drama schon einen Namen gemacht und beklagt sich nicht, daß die Redaktionen sich ablehnend verhielten. Dennoch geht es ihm schlecht. Er steckt in einer Krisis. „Mein Elend saß tiefer", so schreibt er, „indem ich nichts anzubieten hatte, was nach meiner eigenen Einsicht das Tageslicht ertragen konnte." Er hatte schon damals diese seine Einsicht formuliert, „daß die Kunst nicht sei, das Einfache bedeutend, sondern das Bedeutende einfach zu sagen." In seiner Notlage kommt er dazu, Werbebriefe für einen Verlag zu verfassen und nachher auch Anzeigentexte für Dr. Thompsons Seifenpulver. („Wenn ich später in kleinen Zeitungen meine hausbackenen Sprüche für die Hausfrau las, mußte ich lachen, welcher Scherze sich das Leben bedienen kann.") Er wurde so etwas wie eine Berühmtheit der „Werbewortkunst", und es war gewiß eine verhältnismäßig einträgliche Beschäftigung — aber für ihn bedeutete sie ein „verhehltes Leben", da seinem Dasein andere Aufgaben gesetzt waren. Er erzählt: „Ich fing an, mich mit Zweifeln herumzuschlagen, die sich nicht damit abspeisen ließen, daß ich abends nicht lässiger, sondern vielleicht verbissener bei meinem wirklichen Gewerbe saß. Denn daß ich abends zu nichts kam, tagsüber müheloſ erntete, verbarg mir den Hohn nicht, daß ich demnach für das eine geeignet und für das andere ungeeignet wäre ... Ich war als Dichter zwar weder gescheitert, noch hatte ich resigniert; nur sah ich selber nicht, was aus der Wühlarbeit meiner Abende herauskommen sollte ... Aus Begabung allein meint der Dilettant seine Dinge machen zu können: das künstlerische Tun beginnt dort, wo die Begabung in Pflicht genommen, wo ihr das Thema gesetzt wird." So erleben wir das Ringen eines künstlerischen Gewissens, das höchste Anforderungen stellt und ein sehr strenges Formgefühl hat, bis zu dem Augenblick, in dem Wilhelm Schäfers „Berufung zur epischen Form" zum Durchbruch kam.

Heiter illustriert wird dieses Kapitel des Almanachs durch ein zweites, „Der hartnäckige Taler" überschriebenes. Darin wird der Verlauf einer toll durchzechten Nacht in dem literarischen Berlin der neunziger Jahre erzählt (mit Dehmel, Scheerbart, Arno Holz, Franz Evers, Möller van den Bruck), wie auch im „Verhehlten Leben" manches Anekdotische mitlief (Hille, Hartleben, Hofmannsthal). In dem „hartnäckigen Taler" steht das Bekenntnis Schäfers zu Dehmel: „Er ist mir mehr als ein Bruder, er ist mir ein wundervoller Freund geworden, der mich aus meiner Schulmeisterenge recht eigentlich erst zur Welt gebracht hat."

Was unter seiner „Berufung zur epischen Form" verstanden werden muß, mag man lesen in der Rede „Warum und wie J. P. Hebel mein Lehrmeister wurde". Sie besagt das Grundsätzliche über das Wesen und die Kunst des Erzählens überhaupt. Hier sei nur eine Bemerkung wiedergegeben, die in ihrer selbstkritischen Bescheidenheit für Schäfer menschlich bezeichnend ist: „Freilich hatte ich keine Hoffnung, aus meiner verzwickten Natur jemals in solche Einfalt zu kommen, wie sie mit diesem kleinen Kunstwerk des Kannitverstan Gestalt geworden war."

Bis zu welcher Meisterschaft es dieser einstige Lehrling des Kalendermannes Johann Peter Hebel und bis zu welcher eigenständigen Vollkommenheit er es selber gebracht hat, bezeugt wieder sein „Wendekreis neuer Anekdoten". Er hat damit die Zahl seiner Anekdoten, von denen er uns einmal ein volles Hundert versprach, auf achtzig erhöht, so daß er uns an seinem 70. Geburtstag immer noch zwanzig schuldig ist. So Sinnvolles wie die Raimund-Anekdote „Der falsche Patient" und die Hebel-Novelle „Das goldene Vlies des Kirchenrates" wird uns selten in die Hand kommen, und Dinge wie „Der Mord von Serajewo" und „Die Handschuhe des Grafen von Brockdorff-Rantzau" stehen wuchtig als Sinnbild, als „Bild gewordener Sinn", im unvergänglichen Bestand edelster deutscher Prosa.



Friedrich Bischoff
Der Wassermann

Von Friedrich Schnack

Denn diese sichtbare Welt mit allem ihrem Heer und Wesen ist anders nichts als nur ein Gegenwurf der geistigen Welt, welche in dieser materialischen, elementischen verborgen ist . . .

Jakob Böhme

Der Wassermann ist einmal ein Tierkreiszeichen, zum andern die Gestalt des „wilden Wassermanns" aus dem schönen schlesischen Volkslied, in dem der wilde Wassermann die schöne Lilofee freit. Er ist das Sinnbild für den magisch anziehenden Geist des Wassers. Dieses durch die Volksdichtung geschaffene Symbol hat Friedrich Bischoff in seinem neuen Roman „Der Wassermann" auf dessen Hauptgestalt, den Wassermüller und Sägewerksbesitzer Andreas Glumm, übertragen. Die Erzählung ist, wie der frühere Roman von Bischoff „Die goldenen Schlösser" (Weltstimmen Jg. 1936 S. 141 ff.), in Schlesien angesiedelt. Das Wasser als tragendes Motiv webt und schillert in diesem Buch.

Winterregen und Schneeschmelze lassen den Queilfluß zerstörend über sein Ufer treten: Sogleich bei Beginn der Erzählung bricht die Wasserflut in den Fastnachtsdienstag von Güldenstadt, da der Kriegerverein im Rautenkranz seinen Ball abhält. In den Fastnachtstanz wirbelt der Wassertanz und wird gleichsam zu einem Totentanz für Andreas Glumm: die Notglocken schallen aus dem Tal, das Fest nimmt ein jähes Ende. Auch aus dem etwas höher gelegenen Dorf Himmelsgrund, dem Heimatort des Wassermüllers und seines Liebsten Hanna Gräbel, der Schäferstochter, die zusammen den Ball besuchen, wimmert die Sturmglocke des Dominialgutes. Aus Hitze, Zank und Eifersucht bricht der Müller mit Hanna auf und fegt im leichten Jagdwagen auf der schon überschwemmten Straße nach Himmelsgrund. Bei der Brücke staut sich die Flut, das Wasser geht hoch, die Pferde scheuen — Hanna wird in das Hochwasser geschleudert und verschwindet. Verstört findet der unselige Wagenlenker heim mit dem gemurmelten Wort: „Das Wasser war's . . ."

War es so? War nicht Andreas Glumm schuldig? Der Forstmeister hatte ihm das Mädchen, das guter Hoffnung war, mit einem hingeraunten Wort verdächtigt, und Glumm hatte ihm wohl geglaubt. Hatte er nicht schon seit einiger Zeit versucht, mit ihr zu Ende zu kommen? Nach diesem Tod beginnt er ein seelisch unstetes, von Wahngesichten durchspuktes Leben. Die Gerichtskommission kann ihm nichts nachweisen. Aber er muß doch wohl schuldig sein — oder nicht ganz unschuldig.

Nachts floß aus dem Mondglanz ein zartes, bleiches Gesicht auf ihn zu und wieder ins Raumlose hinüber. Und jedesmal, wenn es so auf ihn eindrang, löste sich aus dem aufgebrochenen Schattenmund lautlos ein Schrei, der Klage war und Anklage zugleich und den Andreas wie einen stechenden Schmerz erleiden mußte . . .

Ein Wahngesicht, gewiß — man könnte es aber auch das schlechte Gewissen nennen. Wohl ist die Schuld nicht klar. Die Leute von Himmelsgrund aber, samt den Eltern des Mädchens, schieben dem Andreas wispernd, raunend die Schuld zu, und gar noch, als in einer kleinen Dorfsekte, deren Sprecher der Gräbelschäfer ist, einer, der mehr sieht als andere, das Mädchen Anna Exner, medial veranlagt,

mit dem Tonfall der Ertrunkenen spricht. Und für den Dorf- und Leutegeist ist der Tod des Mädchens im Wasser durch Andreas Glumm auch der Beginn des größeren Sterbens: Die Regierung beschließt den Bau einer Talsperre, durch dessen Stausee Himmelsgrund und Gemarkung verschlungen werden muß. Damit knüpft der Dichter an eine wirkliche Begebenheit an: Die Errichtung einer ersten Talsperre am Queil, dessen Hochwasser in den achtziger und neunziger Jahren Katastrophen über das Vorland des Isergebirges gebracht haben.

Wie der Wassergeist in die Seele des Wassermüllers eindrang, sie in den Wirbel schleudernd, so strömt nun auch die flutende Unruhe in die Seele des Dorfes, das dem Wassertod geweiht ist und wie ein dörfliches Vineta versinken wird, samt seinen Häuschen, kleinen Gärten, Bäumen und Gräbern. Neu-Himmelsgrund wird am Berghang erstehen. Wie von Strudeln und Fluten werden die Menschen schwankend bewegt.

Verwirrung und Unruhe gingen heimlich um. Wie die grummelnden Wetter drüben über den Bergen, suchte es sich irgendeinen schmetternden Niederbruch. Diejenigen unter den Leuten, die, so gut es gehen wollte, das Herz noch am rechten Fleck behielten, hatten trotzdem eine furchtsame Art, den Kopf zur Seite zu legen, als ob sie vor etwas Unfaßlichem, Unvermutetem stets auf der Hut sein müßten. Ein unbestimmter, dem Lauschen zugeneigter Ausdruck schien oftmals ihren lebensgefurchten Gesichtern eingeprägt. Besonders deutlich wurde dieser Zug, der etwas Fahriges dem an sich so betulichen Wesen dieses ruhigen Menschenschlags hinzufügte, so oft drüben über den blau verschatteten Waldlehnen vor den Queilschnellen sich etwas begab, das man, allerdings in freundlicher Gestalt, sonst nur in jenen lichten Vorherbsttagen wahrnahm, wenn der Wind aus Süden mit sehnsüchtigem Laut über die Stoppeln spielte. Eine Vogelwolke stob hoch, jagend und wie auseinandergerissen schon im Aufschwung . .

Sprengschüsse zerrissen die Luft und ängstigten die Kreatur. Schreckhaft wie Vogelschwärme waren auch die Seelen der Menschen. Und wie das Wasser wäscht und bloßlegt, kommen in Himmelsgrund und dem Schloß, wo das irrlichternd verschrobene Fräulein Angela von Hilsa haust und an geheimen Fäden zieht, allerlei verborgene Kräfte, Wahnvorstellungen und Träume zutage, so daß zuletzt die einbrechende Veränderung alle schon verändert und verwandelt hat.

Über die Mauer wird gebaut, die Dorfgemeinde verläßt ihren Ort und siedelt sich neu an, und was wie ein Fluch und eine Vernichtung drohte, wird zum Heil. Der gefesselte Fluß kann dem Lande nicht mehr schaden. So beruhigt sich das eine zum andern. Und auch der seelisch zerstörte Andreas Glumm kommt zum Schluß: er wird ein besonderes Ende wählen. Schon flutet das Stauwasser nach Himmelsgrund. Er erwartet es in seiner alten Mühle, durch deren Stuben nun bald das Wasser schleifen und treiben wird.

„Hanne!" stöhnte er. „Hanne . . . ich komme!" Er tappte durch das Wasser, das fußtief schon hervorgekrochen war. Er stieg über das Gemäuer und watete in den Hof hinaus. „Ich komme . . .", sagte er vor sich hin. „Ich komme . . ."

Die Strömung, die unten im alten Mühlengraben glitt, nahm die Worte mit sich davon. Ein Schatten, schwer und breit, der einmal Andreas Glumm gewesen war, schwankte langsam durch die nebelsaugende Frühe hinunter zum Fluß.

Schritt um Schritt verwandelte sich das Wasser zum feuchten, fischkalten Wassermann. Es spritzte und blies ihm funkelnde Tropfen ins fahle Gesicht. Es plantschte um seine Füße und freute sich. Es blinkerte schon weit hinein in den Himmelsgrund, und nichts widerstand ihm mehr.

Und nun wagt die Hand des Dichters mit traumsicherer Kraft die größte und stärkste Verwandlung. Aus dem Element scheint die tote Geliebte zu locken.

Da schrie es.
Gellend schrie es hinunter zum Fluß.
Über Tod und Leben hinweg gellte dieser Schrei.
Der Wassermann nickte. Er wußte, was es bedeutete. Er wußte, wer einmal so geschrien hatte . . .
„Andreas!" schrie es.

Und über dem Wasserglanz auf der zerbröckelnden Mauer seiner sterbenden Mühle wehte schleierhaft eine Gestalt, eine Frau. Sie wuchs aus der Morgendämmerung und floß heran. Er sah sie kommen, während das Wasser schon um seine Knie rollte. Sie lief ihm nach wie im Sprung über Bodenlosem ins Abgründige hinein. Andreas schaute auf, er wußte nicht, was das zu bedeuten hatte.

Knietief schäumte es schon um ihn her. Blasen kochten zornig auf, und ein böses, grünes Auge lugte nach ihm.
Der Wassermann trat einen Schritt vor ins Menschenland.
Er trat auf einen Stein.
Da ließ ihn das Wasser los und rieselte von ihm ab.

Ihm zur Seite steht ein Mädchen mit angstverzerrtem Gesicht: die Exner-Anna. Und sie flüstert ihm zu, wie sie um ihn Angst ausgestanden habe, als sie ihn so am Wasser sah, und da habe sie eben gerufen. Auch habe sie sein Haus noch einmal sehen wollen, ehe es im Wasser versänke . . .

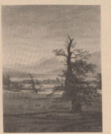
Da hielt der verwirrte Mann das Mädchen fest, während der Frühnebel erglühte und einen neuen Tag ankündigte. Die Elemente, Licht, Wasser und Erde, die sich tauschten, rangen gleichsam nicht nur um das neue Werden des Landes, auch um diesen Mann kämpften sie — „und warfen ihn zuletzt dem Weibe an die Brust, das ein Gotteskind war und die Exner-Anna zugleich und darum im irdischen Stande der überirdischen Liebe!"

Durch diese reine Liebe, die so stark und opferbereit war wie die der einstigen Hanna Gräbel, wurde der Wassermann erlöst. Und die Geschichte schließt wie eine Märe, da der alte Vater Binse, einer der Dorforiginale, erzählte, wie Andreas Glumm aus der Hand des alten Gräbel die Anna Exner zur Ehe empfängt, wie wenn Anna Hanna wäre.

„Ihr Leute", sagt er, „ihr Leute, es war, wahrhaftigen Gott, als ob die Gräbel-Hanna der Exner-Anna tief aus den Augen geschaut hätte . . ."

So klingt das Buch aus, eine schöne, reine Dichtung, naturhaft beseelt, Bild und Sinnbild menschlicher Wandlung im ewigen Wandel der Zeiten.

Nachstehend bringen wir eine verkleinerte Wiedergabe des Umschlagbildes zum „Wassermann" (Propyläen-Verlag, Berlin)



Friedrich Bischoff / Musik im Oderbruch

Die Grille im grünen Gras
Und das Wachtelweibchen im Korn
Dazwischen der Pirol, süß und verworren,
Mit einer Stimme aus Glas —
So geht es hin ohne Unterlaß,
Die Erde atmet, vom Regen naß,
Und haucht in des Mondes Horn.

Wer hat sie unendlich gezählt,
Die Stimmen, die vor dem Abend sind?
Die Spinne knisternd ihr Rad hinspinnt
Und der Borkenkäfer schält.
Nun harft es verhauchend fern und nah
Aus himmlischer Ziehharmonika:
So spielt sich und flüstert der Wind
Mit der Grille im grünen Gras
Und der Wachtel im goldenen Korn,
Dazwischen der Pirol, süß und verworren,
Mit einer Stimme aus schwirrendem Glas
Zu der Unkentrommel im Born —
Schon beginnen sie wieder von vorn.

Aus dem Gedichtbuch „Schlesischer Psalter" (Propyläenverlag, Berlin)



Helmut von Moltke 1864

Bildnis eines Feldherrn

Eckart von Naso

Moltke

Von Otto Heuschele

Abbildungen aus dem besprochenen Werk (Wolfgang Krüger Verlag, Berlin)

Der Ruhm ist zu allen Zeiten seltsame Wege gegangen, bis er zu denen kam, die er auszeichnen und herausheben wollte aus der Masse der Namenlosen. Einmalig aber scheint der Weg Helmuth von Moltkes zur Unsterblichkeit. Sechsundsechzig Jahre geht dieser stille, schmale und zarte, im Grunde unsoldatische Soldat durchs Leben, ehe die Stunde der Bewährung und des Ruhmes schlägt. Dieses Leben hat Eckart von Naso mit der Kraft und Eindringlichkeit gestaltet, die nur Wissen und Ehrfurcht, vereint mit sprachlicher Meisterschaft, ermöglichen. Er hat dieses Leben bis in seine innersten Fasern liebend erforscht und stellt es dar als eine große Einheit unter dem strengen Gesetz der Pflicht.

Am 26. Oktober 1800 wird Moltke als Sohn eines deutschen Offiziers in dänischen Diensten in Parchim in Mecklenburg geboren. Er verlebt eine Jugend wie hundert andere Offiziere auch; was ihn aber von seinesgleichen unterscheidet, ist einerseits sein Hang zur Einsamkeit und Schweigsamkeit und andererseits sein Drang zur Welt des Geistes. Ihn locken die Bücher, und wo er ihrer habhaft werden kann, liest er sie, die Werke der Dichter so gut wie die der Geschichtsschreiber, die der Mathematiker und Astronomen ebenso wie die der Geographen. Und obwohl er ein fein ausgebildetes Gefühlsleben hat, spielt doch die Zahl schon in seiner Jugend jene geheimnisvolle Rolle, die sein Alter bestimmt. Im Jahre 1819 wird Moltke dänischer Sekonde-Leutnant, aber sein Blick wendet sich immer mehr nach Preußen hinüber, wo ihm seine Zukunft zu liegen scheint, dorthin, wo einst Scharnhorst wirkte und wo damals noch Gneisenau und Clausewitz leben. Zwei Jahre später gelingt es ihm auch tatsächlich, in preußische Dienste einzutreten. In jene Zeit fällt die Episode, die „an sich belanglos wie ein reizvoller Schnörkel am Wesen des menschlichen Urteils erscheint". Prinz Wilhelm von Preußen besichtigt das Bataillon, dem Moltke angehört. Der Leutnant fällt ihm auf, und er erkundigt sich beim Kommandanten nach dem Namen.

Da die Armee sein Steckenpferd war, kannte er jedes Immediatgesuch, das im Militärressort bearbeitet wurde. Der Prinz sah wieder dem Leutnant nach, dessen scharfes Profil, durch die Anstrengung wie versteinert, eben vor dem Zuge verschwand. Das war nicht der Kopf eines Leutnants, dachte er. So sahen die anderen aus, die philosophische Bücher schrieben oder Gedichte verfaßten. Er hielt nicht allzuviel von ihnen, sie waren liberal und kannten kein Maß und Ziel. Oder sie waren bescheiden und brödelten im eigenen Raum. Das paßte sich für Soldaten nicht. Er schüttelte ernsthaft den Kopf und blickte wieder zum Kommandeur hin: „Keine gute Akquisition."

Ein Jahrzehnt hungerte sich Moltke durch den grauen Alltag des immer gleichen Dienstes. Es fehlte ihm am Notwendigsten, und er war gezwungen, nicht nur den Taler, sondern auch den Groschen umzudrehen, ehe er ihn ausgab. Aber das konnte ihn nicht kümmern; sein Glück und

seine Befriedigung lagen bei den Büchern und Schriften, bei seiner Arbeit und schließlich in seinem eigenen Innern. Er lernte Sprachen, studierte Geschichte und Geographie, forschte nach dem Geheimnis des Soldatentums, suchte das Gesetz in der Kunst der Kriegführung zu erspüren. Um sich zu seinem kargen Gehalt einen Zuschuß zu verdienen, übersetzte er Gibbons: „Geschichte des Verfalls und Umsturzes des römischen Kaisertums" — 12 Bände mit nahezu sechstausend Seiten Lexikonformat. 500 Taler waren ihm nach Fertigstellung, 250 weitere nach Verkauf der ersten 500 Exemplare zugesagt. Moltke arbeitete Tag und Nacht; aber das Werk erschien niemals und brachte ihm keinen Taler Honorar ein. Moltke und das Geld sollten nicht zusammenkommen, das zeigte dieser und zeigten manche späteren Anlässe. Aber das vermochte ihn nicht zu beirren, wie ihn nur schwer etwas aus seiner Ruhe bringen konnte, weder die Feste der großen Stadt noch die Frauen, noch die verschwenderischen Freunde, noch die mannigfaltigen anderen Verführungen der Zeit. Zweimal wurde sein Herz durch die Nähe einer Frau aufgeschreckt, aber immer nur für Tage, denn jedesmal hieß die Losung für ihn: Verzicht. Das erstemal schrieb der junge Leutnant eine hübsche kleine Erzählung: „Die Freunde", wohl die merkwürdigste Schlüsselerzählung, die jemals geschrieben wurde. Für Augenblicke konnte auch er an sich selbst zweifeln, wenn er die Kameraden in die Fülle des Lebens hineintauchen sah, aber er fand jedesmal den Weg zu sich selbst zurück, und sein Weg war durch zwei Worte gekennzeichnet: Arbeit und Pflichterfüllung. Lange ehe Moltke sich als Feldherrngenie offenbarte, war er ein Genie der Arbeit, und weil ihm Arbeit etwas Selbstverständliches war, war ihm Genie auch kein Geheimnis, sondern lediglich eine Frucht der Arbeit. Langsam rückte er auf der Rangstufe empor, 1833 wurde er Premierleutnant, 1835 Hauptmann.

Nun folgte ein Aufenthalt von vier Jahren in der Türkei, wo er zunächst an der Reorganisation der türkischen Armee mitarbeitete, dann aber vor allem jene berühmt gewordenen topographischen Landesaufnahmen machte, durch die er sich nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern auch den Dank seiner Vorgesetzten erwarb. Die Jahre in der Türkei waren für Moltke in jeder Hinsicht bedeutsam. Er, der ein leidenschaftlicher Reisender war und ausgezeichnet beobachtete, erweiterte hier sein Welt- und Menschenbild, sein Wissen und Können auf ungeahnte Weise. Er hat seine Erlebnisse, Erfahrungen und Eindrücke in den meisterlichen „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839" niedergelegt und hier zum erstenmal gezeigt, daß er ein Schriftsteller von Rang war. Selbst wenn er dreißig Jahre später nicht die Schlachten gewonnen hätte, so wäre sein Name durch diese Veröffentlichung für immer in das deutsche Schrifttum eingegangen.

Unversehens geriet Moltke hier auch in den ersten Krieg seines Lebens. Er nahm an der Schlacht von Nisib am 24. Juni 1839 teil. Da man Moltkes Ratschläge im türkischen Hauptquartier nicht respektierte, verzichtete er auf seine Stellung als Ratgeber, kämpfte aber selbstverständlich als Soldat in den Reihen des türkischen Heeres mit. Hier war es, wo er seine Feuertaufe erhalten sollte, und wo er die ersten Toten im Sande liegen sah. In dieser Schlacht war kein Ruhm zu erwerben. Aber Moltke, der mitunter seinen Geburtstag vergessen konnte, hat diesen Tag nie mehr vergessen. Später noch, da er als Feldherr die großen Entscheidungsschlachten schlug, dachte er an diese erste Schlacht seines Lebens zurück. Reich an Erfahrungen kehrte Moltke im September 1839 nach Europa zurück, am 27. Dezember traf er mit einem hervorragenden Zeugnis seines Chefs Hafiß Pascha in Berlin ein. Auch der König zeigte Moltke seine Anerkennung, indem er ihm in einer Privataudienz sein Lob für seine Vermessungen und sein Verhalten als Feldsoldat aussprach. Der Orden „pour le mérite" war das äußere Zeichen dieser Anerkennung.

Damit war ein Abschnitt im Lebenstag Moltkes zu Ende gegangen. Ein neuer begann, als er Marie Burt kennenlernte, jenes stille und anmutige Mädchen, das eben 16 Jahre alt war, während er schon 41 zählte. Aber das Schicksal scheint dieses Mädchen für Moltke bestimmt zu haben, denn schon nach der ersten Begegnung entfaltete sich in beiden Menschen

jene wundersame Liebe, die aus Moltkes Leben nicht wegzudenken ist. Mit einer ganz seltenen Innigkeit des Gefühls und der Gedanken wachsen die beiden Liebenden einander zu. Wundervolle Briefe schreibt Moltke, der werdende Generalstäbler an das 16jährige Mädchen. Briefe, ebenso reich an Anmut des Gefühls wie an schönen Schilderungen von all dem, was er erlebt und sieht, was ihn beschäftigt und bewegt. Acht Tage nach seiner Beförderung zum Major im April 1842 vermählt sich Moltke mit Marie. Sie gründen ein Heim in Berlin, und bald gilt Marie von Moltke als eine der schönsten und anmutigsten Frauen der Hauptstadt. Aber die beiden stillen Menschen führen ihr bescheidenes Leben weiter, Moltke immer arbeitend und bereits jene entscheidenden Gedanken im Geiste entwickelnd, aus denen sein Lebenswerk erwachsen sollte.

Zuvor aber beginnen für ihn noch einmal Wanderjahre. Er wird zwar im Jahre 1845 in den Generalstab berufen, aber gleichzeitig zum Adjutanten des Prinzen Heinrich von Preußen bestellt. In Rom, wohin er den Prinzen begleitet, stirbt dieser. Für kurze Zeit kehrt Moltke in den Generalstab zurück, aber im Jahre 1855 wird er erster Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich III., den er auf seinen ausgedehnten Reisen an die meisten europäischen Höfe begleitet, vor allem nach London und Paris. Zuvor war Moltke Abteilungschef im Generalstab geworden und über den Rang eines Oberstleutnant, eines Obersten zum Generalmajor aufgerückt.

Mag die Stellung eines Adjutanten seiner stillen und in sich gekehrten Natur auch nicht sehr entsprochen haben, so trugen diese Reisen und die Bekanntschaft mit vielen führenden Männern der Weltpolitik und der europäischen Armeen doch dazu bei, Moltkes Wissen zu erweitern. Und der General hat diese Gelegenheit wiederum in reichem Maße benützt. Er, der Unauffällige und Schweigsame, gab den Männern und Frauen, bei denen er zu Gast war, mancherlei Rätsel auf; die wenigsten werden aber geahnt haben, wie scharf dieser große Schweiger beobachtete und wie gut er seine Beobachtungen bewahrte. Und wiederum gingen die schönsten Erlebnisse in seine Briefe ein.



Marie Burte als Braut

Das Jahr 1857 sollte die erste Erfüllung von Moltkes Leben bringen. Er wurde zum Chef des Generalstabs der Armee ernannt.

Als Moltke diese Kabinettsorder erhielt, bewegte sich sein Gesicht nicht, aber im gleichen Augenblick, da das Unerklärliche Tat geworden war, hörte es auf, unerklärlich zu scheinen, und ordnete sich ein. Es gab auch keinen Zweifel mehr, weder an ihm selbst noch an dem, was geschah, weil, was geschehen konnte, schon im tiefsten richtig war. Das vollkommene Gleichgewicht, das dieses Leben trug, wog noch die Berufung des ehemals dänischen Leutnants zum verantwortlichen Führer der preußischen Armee der inneren Sicherheit zu. Das Pendel schwankte nicht, es stand unverrückbar wie je. Suchte ihn das größere Schicksal, mit dem er nie gerechnet hatte, so würde es ihn wie das kleinere finden. Er tat seinen Dienst.

Damit war der Feldherr Moltke dem Felde seiner eigentlichen Tätigkeit übergeben. Zwar sollte es abermals fast zehn Jahre dauern, bis er sich wirklich in der Welt bewähren konnte. Denn die Welt wertet die geheime Arbeit eines Soldaten gering. Sie weiß nichts von den einsamen Nächten, in denen der Feldherr, über seine Karten und Bücher gebeugt, die Pläne zu künftigen Schlachten schmiedet. Sie weiß nicht, wieviel geheime Arbeit des Geistes notwendig

ist, um Armeen zu bewegen und gar zum Siege zu führen. Sie weiß nichts von der Arbeit der Phantasie, die aus toten Zahlen lebendige Heere schafft, die aus Linien und Strichen auf der Karte Flüsse und Gebirge schaut: Sie weiß nicht, daß ein Feldherr der neuen Zeit nie müde werden darf, das unerschöpfliche Buch der Welt- und Kriegsgeschichte zu studieren. Man kann in dieser neueren Zeit Kriege und Schlachten nicht mehr aus dem Sattel gewinnen. Die Grundlagen der Siege wollen erdacht und erarbeitet sein. Wohl ist es die Tat des Genies, die die Schlacht entscheidet; aber das Genie wächst auf dem Boden der Arbeit. Dreißig Jahre hat Moltke so in der Stille gearbeitet.

Inzwischen aber waren neben Moltke Bismarck zum leitenden Politiker und Roon zum großen Organisator des Heeres in Preußen emporgewachsen. Und seit dem 2. Januar 1861 regierte Wilhelm I. als König — derselbe, der einst Moltke „keine gute Akquisition" genannt hatte.

Aber die Stunde rückte immer näher, in der er erfuhr, wer Moltke, dieser bescheidene und schweigsame Offizier, wirklich war. Im preußisch-dänischen Kriege war ihm infolge der damaligen Stellung des Chefs des Generalstabes zunächst keine Möglichkeit gegeben, entscheidend auf die kriegerischen Operationen einzuwirken; erst im zweiten Teil des Feldzuges bei der Eroberung von Alsen und Jütland, übte er entscheidenden Einfluß auf die Kriegführung aus. Der König dankte ihm in einem sehr herzlich gehaltenen Handschreiben.

Zwei Jahre später schlug seine Stunde, ein einziger Tag brachte seinen Namen in aller Mund, eine Tatsache zwar, die ihn mehr verwirrte als erfreute, die aber unlösbar verbunden ist mit der großen Tat des Feldherrn. Die Schlacht bei Königgrätz war seine Schlacht, und wenn die Form des Sieges noch nicht vollkommen seinem Wunschbild entsprach, so war diese Schlacht dennoch von ihrem Beginn bis zu ihrem Ende sein persönliches Werk, seine schöpferische Tat. Wunderbar trat zutage, was er in unzähligen Stunden einsamer Arbeit erdacht hatte. In dieser Schlacht bewährte Moltke sich ebensosehr als Feldherr wie als Mensch. Mehr als einmal war die Lage kritisch, ja verzweifelt; inmitten von Zaudernden und Zweifelnden aber stand er in schweigsamer Ruhe. Er wußte um den Sieg und glaubte an ihn. Und als dieser Sieg errungen war, war nicht nur eine Schlacht, sondern ein Feldzug entschieden. Auf dem Antlitz dieses schmalen und zarten Kriegers aber war kein Stolz zu sehen, höchstens ein Zug stummer Befriedigung. Das war Moltke, über den zuvor so viele argwöhnisch die Achseln gezuckt hatten, den sie bestenfalls für einen Gelehrten, aber nicht für einen Feldherrn gehalten hatten.

Nach kaum drei Wochen war der Krieg beendet, und nach Unterzeichnung des Friedens ritt Moltke im Gefolge des Königs zwischen Roon und Bismarck in Berlin ein. In den Straßen standen die Menschen und blickten auf den siegreichen Feldherrn, dem so viel Tumult peinlich war. Unter den Zuschauern war auch Marie, er lächelte ihr zu und freute sich vielleicht um ihretwillen über die Ehrung; denn sie war immer mehr zum Zentrum seiner Welt und seines Lebens geworden. Aber dieses wunder-



In Kreisau 1886

same Glück ihrer Gemeinschaft sollte nur noch kurze Zeit währen. Am 24. Dezember 1868 starb Marie an den Folgen einer Erkältung. Helmuth von Moltke blieb, da ihnen keine Kinder geschenkt worden waren, einsam in einer Welt zurück, von der er nichts anderes mehr erwartete als neue Aufgaben.

Einsam war es jetzt in jenen Räumen in Berlin, die sie miteinander geteilt hatten, einsamer noch draußen auf dem Landgut Kreisau in Schlesien, das der General sich für die Ehrengabe, die ihm anläßlich des Sieges bei Königgrätz überreicht wurde, erworben hatte. Moltke verstummte, selbst die Briefe sind selten aus diesen Jahren; und doch sitzt er viel am Schreibtisch. Er schreibt an einer kleinen Schrift, die er selbst: „Trostgedanken" nennt. Der Feldherr, dessen Leitgedanke der Gedanke von der Vernichtungsstrategie war, verfaßt eine Schrift, die von Gedanken über den Sinn des Lebens und über das Jenseits erfüllt sind.

Während der nun Siebzigjährige nur noch auf sein Ende und die Heimkehr zu Marie zu warten scheint, reift abermals seine große Stunde heran. Noch einmal muß Moltke ein Heer zu entscheidenden Schlachten führen, es ist nicht mehr das preußische, sondern schon das große deutsche Heer, und die Namen der im deutsch-französischen Krieg 1870/71 geschlagenen Schlachten, allen voran Sedan, sollten Ruhmesblätter in seiner Geschichte wie in der des werdenden Reiches werden. Mit Sedan hatte sich eine Schlacht in absoluter Form vollendet, so wie er das seit vielen Jahren für jede Entscheidungsschlacht gefordert hatte. Der Gegner war vernichtet, das „Cannae" der Neuzeit war erreicht. Aber es war ihm noch mehr gelungen, er vermochte es, die neuerstandenen Heere der Republik zu schlagen und durch seine Siege den Feind auf die Knie zu zwingen.

Er wurde in den Grafenstand erhoben und zum Generalfeldmarschall ernannt. Bei all diesen Ehrungen dachte er immer nur an Marie; es war, als gingen sie ihn selbst nichts an. Noch aber währte sein Leben nach diesem Sieg zwanzig Jahre, und es blieb abermals ein Leben der Arbeit für Deutschland. Bis 1888 wirkte er im Generalstab, er wurde in den Reichstag und mancherlei andere Körperschaften gewählt. Als Wilhelm I. starb und Friedrich III. ihm nachstarb und endlich Wilhelm II. zur Regierung kam, diente Moltke, da er ihm diente, dem fünften Herrscher. Er sah eine neue Zeit heraufkommen und schüttelte mitunter bedenklich das Haupt. Soweit es möglich war, suchte er allen Ehrungen aus dem Wege zu gehen. Am glücklichsten war er auf seinem Gute Kreisau, wo er der ewigen Natur nahe war und seiner Marie, für die er hier eine Grabkapelle hatte bauen lassen, von tausend Koniferen umgeben. Kamen Fremde, um ihn anzustaunen, so fanden sie ihn im grünen Jägerrock zwischen seinen Rosenstöcken. Zu anderen Zeiten aber saß er über seinen geliebten Büchern, Homer und der Bibel, Goethe und Schiller, Ranke und Treitschke, Carlyle und Clausewitz. Seine letzte Liebe und Leidenschaft aber war die Musik. Am 24. April 1891 abends, während ihm Freunde und Verwandte die Cellosonate von Chopin vortrugen — jener Moltke, der einst im September 1914 den schwarzen Tag an der Marne erleben sollte, spielte das Cello — starb er einen sanften Tod, gleich wie er ein stilles Leben gelebt hatte.

Zur gleichen Stunde verließen zwei Kavallerieoffiziere, Prinz Max Hohenlohe und Graf Harald Gröben, das Gebäude am Königsplatz. Sie waren zum Generalstab kommandiert und hatten lange gearbeitet. Jetzt wollten sie mit gutem Appetit zu Abend essen und eine Flasche Wein trinken.

Als sie das Portal verlassen hatten und um das Gebäude herumbogen, kam ihnen der Generalfeldmarschall entgegen. Die Offiziere nahmen Haltung an, wie es sich gehörte, und grüßten. Auch der Posten präsentierte das Gewehr. Der Schweigsame grüßte nicht und ging mit seinen ruhigen Schritten an ihnen vorüber.

„Seltsam", sagten die Offiziere leise. Der Generalfeldmarschall hatte weder Mütze noch Degen getragen, barhaupt war er vorübergeschritten mit erhobener Stirn. Und da ihre Blicke ihn suchten, fanden sie ihn nicht mehr.

Es drang aber Stimmengewirr und Unruhe aus dem roten Generalstabshaus, und die Kunde verbreitete sich, daß der Generalfeldmarschall zur gleichen Minute gestorben sei.

Dieses ist verbürgt und keine Legende. Es ist auch nicht Aberglaube im Spiel oder Lust an Gespenstern. Ein letztes Mal im Dasein des Feldherrn geschah das Natürliche, nur von der größeren Warte des Jenseitigen gesehen. So stark war die Kraft dieses Geistes, daß er das Werk noch in der Stunde des Todes nicht losließ und es verklärend umwanderte.



Gauguins Selbstporträt von 1888

Heimweh nach den seligen Inseln

Pola Gauguin / Mein Vater Paul Gauguin

Von Gertrud von Helmstatt

Abbildungen aus dem besprochenen Werk (Paul List Verlag, Leipzig)

Es ist eine schöne männliche Tat des Sohnes Pola Gauguin, sich mit der geheimnisvoll schwankenden Figur des Vaters auseinanderzusetzen, sein Wesen und Schicksal ehrfürchtig, sachlich, taktvoll darzustellen. Die eigene Erinnerung, „ein Phantasiebild, wenngleich in sich geschlossen und harmonisch", wird geklärt und vervollständigt durch die beiden Bücher „Noa—Noa" und „Avant et après", noch mehr durch die Briefe mit den Kommentaren, die der Erwachsene seiner Mutter entlockte.

An der Frontseite des Hauses Nr. 56 Rue Notre Dame de Lorette in Paris ist eine Platte eingemauert, aus deren Inschrift hervorgeht, daß hier am 7. Juni 1848 der Maler Paul Gauguin geboren wurde. Sein Vater Clovis mußte drei Jahre später infolge seiner republikanischen Gesinnung mit Frau und zwei Kindern außer Landes fliehen. Er starb auf der Überfahrt nach Peru. Dort hatte Frau Aline Gauguin einflußreiche Verwandte. Sie entstammte der spanisch-peruanischen Moscosofamilie, der vielleicht einmal indianisches Blut zugeflossen war.

Nach mehrjährigem Aufenthalt im gastlichen Peru kehrte Frau Aline nach Frankreich zurück; sie zog zu ihrem Schwager nach Orleans ins alte Gauguinsche Familienhaus. Dort verlebte Paul mit Mutter und Schwester seine Kindheit bis zum 17. Jahre. Er war klein und zart, wortkarg, im allgemeinen leicht zu lenken, wenn er

sich aber einmal auflehnte, eigensinnig bis zum Störrischen. Das „Frauenregiment" quälte ihn, er sehnte sich fort. Mit 17 Jahren ließ er sich als Steuermannsaspirant an Bord eines gutgehaltenen Segelschiffs, des „Luzitano", anheuern. Während der fünf Jahre seines Seelebens entwickelten sich seine Körperkräfte; er war frei und genoß es und erlebte sich als Mann.

Kurz nach dem Deutsch-Französischen Krieg starb Aline Gauguin. Als Paul nach Beendigung des Militärdienstes an Land kam, war er Vollwaise und ohne ein Zuhause.

Er war jetzt übermittelgroß, hatte breite Schultern, kleine Hände und Füße, aber lange kräftige Finger . . . Sein Geist schlief noch und damit die Gaben und verborgenen Kräfte, die in ihm auf Auslösung warteten.

Ein Freund und Nachbar seiner Mutter vermittelte ihm eine Stellung in der Pariser Bankfirma Bertin, Rue Lafitte. Der junge Bankangestellte überraschte seine älteren Kollegen durch Kombinationsgabe, Klugheit und Fleiß. Paul Gauguin lebte in dieser Zeit recht einsam, ohne Familie, ohne Freunde, seine Beziehungen zu Frauen waren nur flüchtiger Art. Da begegnete er an einem schönen Frühlingstage in der Pension des Père Aubé zwei jungen Däninnen. Die eine von ihnen, Mette Sophie Gad, „war groß, breitbrüstig und von einfachem Körperbau. Ihr Gesicht war außergewöhnlich kräftig mit starken offenen Zügen."

Sie gefiel ihm. Ihre Frische und Gesundheit, etwas Frühlingshaftes in ihrem Wesen zog ihn an. Paul und Mette trafen sich immer öfter, ihre Gespräche wurden immer persönlicher. Noch im selben Sommer wurden sie einig, sobald als möglich zu heiraten. Im November wurden sie getraut. Es folgte eine Zeit des bürgerlichen Glückes: innige Gemeinschaft, Erfolg in den Bankgeschäften, Umzug in ein eigenes kleines Haus, das man geschmackvoll einrichtete. Drei Kinder wurden geboren, Emile, Aline und Clovis.

Wenige Monate vor Emiles Geburt (1874), zum Zeitvertreib, hatte Gauguin angefangen zu zeichnen, Hände, Füße, eine Frau. Spaßeshalber schickte er ein Bild in den Salon, eine sorgfältig durchgearbeitete Landschaft — sie wird angenommen.

Die „Malerlaune", wie Frau Mette sagte, beschäftigte sein Bewußtsein immer leidenschaftlicher. Er suchte und fand Beziehungen unter den selbständigsten Begabungen jener jüngeren Maler, die sich Impressionisten nannten, die erfüllt waren mit neuen Ideen und sich mit eigenen Ausstellungen gegen den offiziellen „Salon" durchzusetzen suchten. Die treibende Kraft unter ihnen war Camille Pissaro, dessen Studien und Betrachtungen über das Wesen und die Technik der Malerei Gauguin glühend interessierten, dessen „Evangelium der reinen Farben" ihm „auf die Sprünge" halfen, so daß er „außergewöhnlich schnell lernte, eine Palette mit klaren starken Farben aufzusetzen . . . Ohne daß er es sich selber klarmachte, hatte ihn jetzt das innere Wesen der Kunst ganz in Bann geschlagen."

Als der Salon der „Indépendants" eröffnet wurde, erschien dort von Gauguin eine Aktstudie, die von dem Dichter Huysmans mit rückhaltloser Anerkennung besprochen wurde. „Ich stehe nicht an zu behaupten, daß keiner der heutigen Maler der Wirklichkeit so intensiv Ausdruck gegeben hat . . . Gauguin hat nach langer Zeit als erster versucht, die Frau unserer Tage zu schildern . . . er hat ein unerschrockenes und ganz selbständiges Werk geschaffen." Dieses Lob stärkte Gauguins künstlerisches Selbstbewußtsein, ließ ihn den Widerspruch zwischen dem Bankmann und dem Künstler immer peinlicher empfinden. Immer klarer wurde es ihm, daß die Kunst eine entscheidende Wendung von ihm verlangte. Zum Jahreswechsel 1887 teilte er seiner Frau mit, daß er die Stellung an der Bank aufgegeben habe. Ein Entschluß, worüber nicht nur Frau Mette, sondern auch seine Malerfreunde, vor allem Pissaro, erschraken.

Nach der Geburt des jüngsten Sohnes, „Petit-Pola", des Verfassers unserer Biographie, zog die Familie nach Rouen, kurz darauf nach Kopenhagen, wo Frau Mette zu Hause war. Dort entstand Gauguins Selbstporträt:

Sein kraftvolles lebendiges Gesicht in tiefem Nachdenken erstarrt, der Blick unter schweren Augenlidern nach innen gekehrt, der Mund mit den vollen Lippen zusammengepreßt.

Sein künstlerisches Gewissen war stark und rein. Aber die Frau wurde ihm fremd, das Familienleben bedrückte ihn, Dänemark und die Dänen waren ihm verhaßt.

Unerbittlich drängte ihn der Entschluß, als Künstler weiterzuarbeiten, aus der selbstgeschaffenen Umwelt heraus. Er trennte sich von Mette und fuhr nach Paris zurück. Dort wurde er kühl empfangen als armer, noch nicht in die Öffentlichkeit durchgedrungener Maler. Im harten Winter, da er als Zettelankleber täglich fünf Franken verdiente, begegnete ihm sein Schicksalsgenosse Vincent van Gogh. Die beiden Künstler, so verschieden sie im Charakter waren, übten eine unwiderstehliche Anziehungskraft aufeinander aus. Es kam zu dem gefährlichen Versuch einer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft in Arles, die zur Katastrophe führte, zum Ausbruch von Vincents Geisteskrankheit: im Wahn bedrohte er Gauguin, verwundete sich selbst, nach namenlosem Leiden erlöste ihn der Tod.

... all das machte auf Gauguin tiefen Eindruck. ... Wenn Gauguin „Vincent" sagt, ist seine Stimme sanft ... Wenn er allein mit sich war, konnten seine Gedanken ihn oft so erregen, daß er in Tränen ausbrach, und manchmal kam es vor, daß er zärtlich und eindringlich mit jemandem sprach, der gar nicht da war ... Doch verschloß er sich hinter einer Maske, die wohl heftig bewegt war, aber eher wie Hochmut aussah ... Mit tiefverwundetem Gemüt und klopfendem Herzen verbreitete er immer größere Kälte um sich.



Gauguin, Maorifrauen (1892)

Das furchtbare Erlebnis mit van Gogh, die Unzufriedenheit mit der Pariser Existenz, Erinnerungen an freies Seemannsleben, Lotis lockende Beschreibung der Südseeinseln — dies alles reifte in ihm den Entschluß, nach Tahiti zu fahren und dort in Harmonie mit Natur und Menschen die letzte Formel seiner Kunst zu finden. An einem der ersten Apriltage 1891 ging Gauguin in Marseille an Bord. Die Ankunft in Papéete, der Hauptstadt des ersehnten Eilandes, brachte zunächst Enttäuschung. Alles dort war halb, aus dem Zusammensein von Europäern und Eingeborenen war ein stumpfer, träger Kompromiß entstanden. Gauguin mietete weit draußen im Busch eine Hütte und teilte das Leben der sanften gastfreien Eingeborenen. Er begann heftig zu arbeiten, tastete sich an die Landschaft heran, deren heftige reine Farben ihn erst verwirrten, wagte erst zögernd, dann immer leidenschaftlicher die tahitische Frau zu porträtieren,

alles hineinzulegen, wofür das Herz ihm die Augen geöffnet hatte ... ihr geheimnisvolles Lächeln ... die Furcht vor dem Unbekannten ... den glühenden Strom gebundener Kräfte.

Eine schöne Maorin gab ihm ihre Tochter Tahura zur Frau, ein dreizehnjähriges Mädchen. Ihre primitive Seele und ihre Gedankenwelt zu erleben — das nahm Gauguin so sehr hin, daß er eine Weile seine eigene Natur vergaß. Dann aber erwachte in ihm wieder der Europäer, der das tahitische „O Na Tu" (Laß den Dingen ihren Lauf) niemals so verstehen konnte wie die Eingeborenen. Die wirtschaftlichen Sorgen kehrten zurück, der Ehrgeiz nach künstlerischem Erfolg — die Sehnsucht nach Europa, die ihn nach $2\frac{1}{2}$ Jahren wieder nach Frankreich trieb.

Die Heimkehr wurde zu einer bitteren Enttäuschung trotz einzelner Erfolge: die Ausstellung bei Durand-Ruel wurde von der Kritik wohlwollend beurteilt; in der Zusammenarbeit mit dem Schriftsteller Charles Morice entstand das Buch Noa-Noa, ein Kreis jüngerer Künstler, darunter der Dichter August Strindberg, zollte Gauguin große Anerkennung — aber das allgemeine Interesse blieb aus und damit die erhoffte wirtschaftliche Gesundung. In der Bretagne geriet Gauguin in eine wilde Schlägerei mit Matrosen; dabei brach sein Bein „mitten durch". Während seines langen Krankenlagers beschloß er, sich endgültig nach Tahiti zurückzuziehen. Sämtliche Bilder wurden versteigert, aber „die Stimmung war flau, die Auktion wurde zu einer furchtbaren Enttäuschung". Hinkend, krank und matt kam der vormals so kräftige Mann in Papéete an, baute an der Westküste eine große Hütte und arbeitete ungestüm drauf los. Aber je leidenschaftlicher er versuchte, in die Schönheit des Landes und in das geheimnisvolle Seelenleben seiner Bewohner einzudringen, desto stärker empfand er den Konflikt „zwischen ihm als Europäer und dem Volk, das er liebte". Jedesmal, wenn er versuchte, innerlich einfacher zu werden, den Abstand zwischen der offenen Natürlichkeit dieser Menschen, der instinktiven Entfaltung ihrer Schönheit und seinem eigenen leidenschaftlich bewußten Hingegebensein an ihre Schönheit zu vergessen, fühlte er Gewissensbisse, weil er in ihr geheimnisvolles Seelenleben eindrang, obwohl ihm die Voraussetzungen fehlten, ganz darin aufzugehen. Aber das Verhältnis zwischen ihm und ihnen blieb trotz allem doch immer wie das zwischen dem Wolf und seiner Beute, und er spürte beständig, daß die Eingeborenen durch unzählige Kränkungen der Europäer selbst ein Gefühl dafür bekommen hatten, obwohl sie sich dem Wolf ohne Furcht näherten und sich in seine Gewalt gaben. Weil sie noch nicht gelernt hatten, was Furcht ist.

Als ihn Krankheit und Armut zwangen, nach der Hauptstadt zurückzukehren, beschloß er, vorher noch ein großes Bild zu malen:

Ich wollte, ehe ich sterbe, meine ganze Energie, eine solche schmerzliche Leidenschaft, solche visionäre Klarheit hineinlegen . . . daß das Flüchtige verschwinden und das Leben selber heraustreten sollte . . . Unten rechts ein schlafendes Kind, drei Frauen in hockender Stellung . . . eine Gestalt pflückt eine Frucht. Zwei Katzen neben einem Kinde. Eine weiße Ziege . . . Ein Götterbild . . . Das Ganze am Rand einer Quelle im Walde . . . die Landschaft spielt von der einen Seite zur andern in Blau und Veroneser Grün . .

Nach der Vollendung dieses Bildes fühlte sich Gauguin durchströmt von neuer Lebenskraft. Mit wilder Energie unternahm er den Kampf für die Eingeborenen gegen die „Verrottung in den Kolonien", machte seinem Zorn in zwei Zeitungen Luft, „Les Guêpes" und „Le Sourire", die er auf eigene Rechnung gründete, druckte, illustrierte. Die Erfolglosigkeit dieses Kampfes erregte ihn derart, daß ihm das ganze schöne Eiland zuwider wurde. Ruhe und Gesundung zu finden, floh er auf die Marquesasinseln, fand dort ein paradiesisches Land, eine schöne Rasse, die durch Zivilisation und Missionierung mit zunehmender Schnelligkeit zerstört wurde. Wieder gewann Gauguin mühelos das Vertrauen der Naturkinder, wieder fühlte er sich verpflichtet, sie zu schützen und für sie gegen europäische Habgier und Verdorbenheit zu kämpfen.

Durch Steuern und Strafen für das kleinste Vergehen wurden die Eingeborenen von den Gendarmen gezwungen, für sie und die Kirche zu arbeiten. Im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wurde eine maskierte Sklaverei getrieben, der die Kirche ihren Segen gab und deren Opfergaben sie gnädigst in Empfang nahm. Dagegen wehrte Gauguin sich als Mensch und als Franzose.

In diesem Streit wurde er angeklagt, Regierungsbeamte beleidigt zu haben, und zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Gauguin wurde infolge der Aufregung immer kränker und fühlte sich sehr einsam. Der einzige Kolonist, der dem schweigsamen Manne Achtung und Bewunderung zollte, war Vernier, der protestantische Pfarrer. Mit großer Sorge sah er, wie die Krankheit seine Züge mehr und mehr zeichnete.

Eines Morgens um 11 Uhr kam der Chinesenjunge (seine Aufwartung) zu Vernier gelaufen und schrie: „Kommen Sie schnell! Der weiße Mann ist tot." — Als Vernier in die Hütte trat, stand Tioka — Gauguins einheimischer Freund und Nachbar — weinend da . . . Er warf sich über den geliebten Freund und biß ihn in den Oberschenkel, um ihn ins Leben zurückzurufen. Aber es half nichts . . . Gauguin war tot. Vernier legte ihn im Bett zurecht. Als er fortging, hörte er Tiokas Klage:

„Na Mate Koké na pete enate —"
„Gauguin ist tot. Wir sind verloren."



„...Und wenn es köstlich war, so ist es Mühe und Arbeit gewesen"

Sally Salminen
Katrina

Von Charlotte Reinke

Einem Andersenmärchen gleicht die Lebensgeschichte der Verfasserin dieses schwedisch-finnischen Romans: die arme Küchenmagd wird zur Herrin im Reiche der Kunst! — Frau Salminen, 1906 als neuntes unter zwölf Kindern eines Schiffers auf Aland geboren, steht 1930 noch als Hausgehilfin an einem Küchentisch in Amerika. Ehrgeiz und Begabung hatten sie schon früher veranlaßt, sich schriftstellerisch zu versuchen. Nun beteiligt sie sich an dem Preisausschreiben eines finnisch-schwedischen Verlages, bekommt den ersten Preis, erringt einen ungewöhnlichen Erfolg und kann als bekannte Dichterin in die Heimat zurückkehren. Der preisgekrönte Roman „Katrina" liegt nun auch in einer deutschen Übersetzung vor, die im Insel-Verlag in Leipzig erschienen ist. Die Ehrlichkeit und Gradheit der Schilderung, der auch der Humor nicht fehlt, die phrasenlose Aufrichtigkeit gegenüber Menschen und Zuständen erklären d n Erfolg des Buches.

Aus dem kargen Norden Finnlands folgt die unerfahrene Bauerntochter Katrina dem unbekümmert schwatzenden Seemann Johan nach den südlicheren, üppigeren Alandinseln. Ach, so vieles hat er geschwatzt, der blonde Johan, von den weißen Häusern unter blühenden Apfelbäumen, den reichtragenden Feldern und lustigen Tänzen auf dem Dorfplatz.

Doch als die beiden nach fröhlicher Hochzeitsfahrt auf Johans Schiff endlich in seiner Heimat landen, da führt er seine junge Frau vorbei an all den schmucken Häusern hinauf zu der elendesten, verfallenen Kate auf steinernem Felsengrunde — das soll ihr neues Heim sein. Häuser, Gärten und Äcker gehören den reichen Kapitänen und Bauern, deren mächtigster, Nordkvist, Katrina als Tagelöhnerin zu sich bestellt, kaum daß sie angekommen ist. Johan ist fort, auf lange Seefahrt. „Du hast doch wohl nicht alles geglaubt, was ich so schwatzte — auf Wiedersehen zu Weihnachten" — damit überläßt er seine Frau ihrem Schicksal.

Ein Zurück ist für Katrinas Stolz unmöglich. Sie bleibt, schuftet, darbt, arbeitet und kämpft in der armseligen Kate, bis sie als alte, einsame Frau, die allbekannte Katrina von der Halde, in ebenderselben Kate stirbt. Aber zwischen der Ankunft der jungen Braut und dem Tode der alten Frau liegt ein volles, reiches, gesegnetes und leidendes Frauenleben. Die alleingebliebene Katrina sah damals um sich und erkannte bald die sozialen Grundlagen ihrer neuen Heimat Aland. Sie sah, daß den Reichen das Land gehörte, daß die Unterschicht, Frauen und Kinder der Kätner, deren Männer im Sommer zur See fuhren, sich auf fremder Erde mühten gegen erbärmlichen Lohn, der zumeist nur in Naturalien bestand. So war ein Hinauskommen aus der drückenden Abhängigkeit fast unmöglich.

Die Männer kehrten nur sehr selten mit größeren Ersparnissen heim, das wenige wurde in den langen Wintermonaten aufgezehrt.

Die Kinder mußten sehr früh als kleine Arbeiter helfen; unzufrieden mit ihrem Los, konnten sie es meist nicht abwarten, zur Seefahrt zu kommen, wie die Väter. Und so mancher kehrte niemals wieder.

Das wird auch Katrinas Leben. Sie hat es als Fremde, über deren ungewohnte Sprechweise die lachlustigen, schlagfertigen Aländer spotten, besonders schwer, obwohl sie als tüchtige Arbeiterin gilt. Als tüchtige — und auch als auffässige. Sie hat manchen Kampf mit dem mächtigen Nordkvist zu bestehen, ehe er sie anerkennt und ein gutmütig überlegenes Wohlwollen für sie faßt. Johan bleibt der alte, fröhliche, gedankenlose Schwächling, der in verständnisloser Bewunderung zu ihr aufsieht und es als selbstverständlich ansieht, daß sie für alles sorgt und immer Rat weiß. Trotzdem freut sich Katrina, als er von seiner Fahrt zu ihr zurückkehrt, und trägt ihm die Täuschung nicht länger nach.

Katrina und Johan haben bald Kinder. Im ganzen sind ihnen drei Knaben und ein Mädchen geschenkt. Freude und Glück bringen die Kinder ins Haus, solange sie klein sind; aber sogar eine so gute und selbstlose Mutter wie Katrina kann ihren Söhnen nicht helfen.

Kinder verliert man fast immer, wenn sie erwachsen sind; Johan ist der einzige, der Katrina immer treu bleibt, immer ganz von ihr abhängt und sie nie verläßt bis zu seinem frühen Tode. Es hilft nichts, daß Katrina mit ihren schwer erkämpften Lohngeldern in der Kutsche mit ihm zum Arzt fährt — das schwache Lebensflämmchen erlischt. Die Kinder — das Töchterchen stirbt ebenfalls sehr früh — die drei Söhne halten nicht viel vom Vater, der seiner Schwatzereien wegen im Dorfe verlacht wird und von der Mutter Pfennige für Süßigkeiten erbettelt. Die böseste Prüfung war es für Johan, als die Leute anfingen, über die Freundschaft des mächtigen Nordkvist mit Katrina zu klatschen. Die kleinen Geister verstehen nicht, daß zwei so tüchtige, aufrechte Menschen sich zueinander hingezogen fühlen können, ohne daß etwas Verbotenes mitspielt. Endlich muß Johan seiner Frau seinen Verdacht eingestehen, die ihn ehrlich beruhigen kann:

„Johan", sagte sie innig, „erinnerst du dich noch, als Einar geboren wurde und ich ganz allein hier in der Stube lag und du nach der Wehmutter ranntest? Damals hatte ich niemand sonst, auf den ich mich verlassen konnte, nur dich. Und weißt du noch, wie du Grütze kochtest und ich im Bett lag und aß? Manchmal füttertest du mich richtig. Und erinnerst du dich noch an den Winter, in dem du Segelmacher warst? Ich vergesse nie, wie Einar auf dem Segeltuch umherstapfte und über die Falten purzelte. In jenem Winter waren wir so glücklich, wie zwei Menschen es nur werden können. Und in dem Herbst, als du so früh nach Haus kamst? Als Gusta geboren wurde? Ich danke Gott noch heut dafür, daß ich dich in jenem Herbst an Land hatte und nicht allein zu sein brauchte wie bei Eriks Geburt. Erinnerst du dich noch?" — Katrinas Stimme wurde mit einem Male brüchig, und sie weinte — „als Sandra starb? Als das Begräbnis vorüber war, eilten die Leute an die Arbeit und die Jugend zum Tanz, aber du und ich, wir fühlten, daß uns nicht nach Tanzen und nicht nach Arbeit zumute war. Wir lagen die ganze Nacht wach. Was haben Nordkvist und ich gemeinsam? Aber du und ich, wir hatten unsere Jugend, und wir haben die Kinder, und wir haben die Armut und die Arbeit. Die Kapitäne und ihre Frauen saßen auf dem Dampfer im Salon, wir saßen unten im Zwischendeck und schliefen auf den Kartoffelsäcken. Glaubst du, Nordkvist hätte seine Nase jemals dorthin gesteckt. Nein, nein, Johan, eine ganze Welt trennt Nordkvist und mich!" — Johan hatte stumm zugehört, allmählich wich der grollende Trübsinn von ihm. Sie schmiegten sich aneinander, die beiden, und schluchzten wie zwei Kinder. Sie waren in der glühenden Schmiede des Lebens noch einmal und noch fester zusammengeschmiedet worden, wie zwei Metalle von verschiedener Art verschmolzen werden zu einem.

Von Katrinas Söhnen gelingt es nur dem Ältesten, Einar, auf die Sonnenseite des Lebens zu kommen. Aber er gibt die Jugend, die Freude des Lebens daran. Einar spart, lernt, arbeitet — er will und muß Kapitän werden. Die Armseligkeit des Elternhauses ist ihm verhaßt. Er ist kein liebevoller Sohn, er erfüllt wohl seine Pflicht, doch ohne Liebe. Aber er erreicht das Ziel: das Kapitänspatent.

Anders der lustige Erik, hübsch und elegant wie ein Herr kommt er von seinen Fahrten heim, der beste Tänzer im Dorfe und mit seinem jüngeren Bruder Gusta zu allen Streichen bereit, freundlich zur Mutter, war er doch seiner schwächlichen Gesundheit wegen ihr Sorgenkind. Und nun, wo es scheint, als hätten Seeluft und Sonne ihn gekräftigt, da fordert die See das junge Leben. Erik und sein Schiff bleiben verschollen, und in der kleinen Dorfkirche muß wieder einmal ein Gedächtnisgottesdienst für die ertrunkenen Seeleute abgehalten werden.

Nun ist noch der jüngste, Gusta, daheim, denn Einar macht in fernen, großen Städten seine vielen, schweren Examen. Katrina ahnt, daß Nordkvist ihrem fleißigen Sohn mit Darlehen

hilft. Gusta vermißt seinen lustigen Bruder Erik sehr, er hat sogar damals die Tanzkunst, zu der seine schweren Glieder sich ungern fügten, von ihm erlernt. Aber wie gut ist das jetzt, wo er eine Liebschaft mit der flinken, kleinen Saga aus dem Konsumvereinsladen angefangen hat.

Katrina wäre Saga als Schwiegertochter schon recht, es ist auch brav von dem Mädchen, daß es sich Gusta nicht zu nah kommen läßt, aber, meint Katrina, dann dürfte sie ihn auch nicht so aufreizen. Als er diesmal abfährt, meint er, eine Braut zurückzulassen. Auch Saga ist das Kind armer Leute, auch in ihr wie in Einar lebt der verbissene Wille: hinaus aus dem Elend. Daß man ihr die Verkäuferinnenstelle gab, ist schon ein Schritt vorwärts. Was kann Gusta ihr bieten? Es ist nur wenig an Heuer, was er zurückbringt. Saga verlobt sich mit einem alten, reichen Kapitän, noch ehe der Sommer vergangen ist.

Die Ehe wird nicht glücklich, Saga trägt ihr Los, das selbstgewählte, mit Würde und Stolz, aber ihre ganze Liebe gehört der kleinen Greta, die seit einiger Zeit in Katrinas Hütte lebt und diese noch einmal mit jungem Leben erfüllt. Greta ist Gustas Kind. Die Mutter ist ein schwachsinniges Mädchen, bei der der Verlassene Vergessen suchte. Sie stirbt bald, ebenso der alte Kapitän, Sagas Mann. Die Witwe sucht und erschmeichelt die Zuneigung der kleinen Greta, und das Kind wird die liebliche Vermittlerin zwischen ihr und dem wortkargen Kapitän Einar.

Gusta aber will auch jetzt nichts von der verwitweten Saga wissen. Er prahlt und redet von den fixen Mädeln in fernen Häfen — wie langweilig und dumm sind dagegen die Frauen auf Aland, auch diese Saga, der er einmal nachgelaufen ist! Nur Mutter Katrina weiß, daß der leichtsinnige Gusta zum erstenmal in seinem Leben ein Opfer bringt und freiwillig entsagt, um dem Bruder und der Geliebten den Weg frei zu machen. Katrina weiß auch, daß sie Gusta niemals wiedersehen wird, als er diesmal nach Australien reist.

Jetzt ist Katrina wieder ganz allein, wie sie es anfangs auch war auf den grünen Inseln. Einar und Saga haben ein schönes weißes Haus in der großen Stadt Mariehamn; denn die Kinder, die angenommene Greta und das eigene Kleinzeug, müssen die höhere Schule besuchen. Einar ist der Aufstieg gelungen; aber Katrina kann nun nicht mehr daran teilnehmen. Sie will nicht fort aus der Kate, die ihr Elend sah und das, was ihr an Glück vergönnt war, das Spiel und den Streit der Knaben und Johans törichtes, gutmütiges Geschwätz, die Besuche der Freundinnen und die bescheidenen Feste. Dort träumt sie eines Tages — die hilfreiche Nachbarin hat die Ofentür schlecht geschlossen, und der Kohlendunst strömt aus — in die Ewigkeit hinüber:

. . . Es war Sommer, hoher Sommer, Erntezeit. Ein herrliches Land breitete sich vor ihr aus, es war Aland und Österbotten zugleich. Singende, glückliche Menschen schritten über die Felder und mähten und banden das Korn. Nun entdeckte Katrina, daß es lauter Bekannte waren, die sie sah. Sie erkannte ihren alten Vater. Er stand da und wog ein Büschel schwerer Roggenähren in der Hand. Einen Strohhalm hielt er im Munde, und der goldgelbe Halm glitzerte zwischen seinem grauen Bart. Und eine Unmenge von den andern erkannte sie auch. Sprang nicht bei den Kindern auch ihr verstorbenes Töchterchen umher und ihre blauen Augen blitzten? Dort auf der Straße vom Meer her nahte eine Schar Männer! Gewiß waren es Seeleute. Still, war nicht einer von ihnen Erik? Er lachte, daß all seine hübschen Zähne blitzten. Und Gusta ging neben ihm und hatte seinen Arm um den Hals des Bruders gelegt. Wie sie sangen und den Takt stampften! Der ganze Raum war voll überirdischer Musik. Katrina fühlte, daß sie alle liebte, alle . . . Doch jetzt war es Zeit für sie, an etwas anderes zu denken. Denn ein kleines Schiff glitt unter geblähten Segeln in die Bucht hinein. Sein Steven blitzte wie von Gold, und die Segel leuchteten schneeweiß im Sonnenschein. Ein Mann stand rank und rüstig am Ruder . . .

Katrina eilte zum Strand hinunter. Nun kam Johan gefahren, nun war die Wartezeit zu Ende, nun war alles vollbracht.

Der Prophet des neuen Italien

Richard Wichterich / Giuseppe Mazzini

Von Hans Härlin

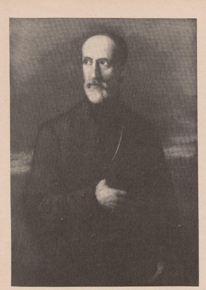
Wenn wir in der Geschichte des 19. Jahrhunderts nach der Persönlichkeit suchen, in der sich der Gedanke der Wiedergeburt Italiens am reinsten verkörpert, tritt uns die rätselvoll dämonische Gestalt eines Mannes entgegen, dem im äußeren Sinne fast jeder Erfolg versagt blieb und dessen unerschütterlicher Idealismus dennoch die Seele des „Risorgimento Italiano" war. Giuseppe Mazzini war der Sämann. Viktor Emanuel und sein großer Staatsmann Camillo Cavour brachten die Ernte unter Dach; sie wußten, was sie dem verdankten, den sie als alternden Mann aus Gründen des Staatswohls bekämpfen mußten. Mazzinis höchstes Lob stammt aus dem Munde seines bedeutendsten Widersachers, des österreichischen Staatskanzlers Fürst Metternich: „Er hat mir mehr Schwierigkeiten bereitet als der Zar, der Sultan, der Papst und die Kaiser und Könige zusammen."

Mazzinis Vater war ein sehr angesehener Arzt, später Universitätsprofessor in Genua, seine Mutter eine warmherzige, selbstlose, bedeutende Frau. Den Eltern und Verwandten enthüllte sich bald, was in dem kleinen, zarten Jungen mit den kohlschwarzen Augen steckte. Ein Vetter seiner Mutter, der Artillerieoberst Giuseppe Patrone, schrieb ihr im August 1812 über den Siebenjährigen: „Glaubt mir, liebe Base, dieses Kind ist ein Stern erster Größe, der eines Tages strahlend aufsteigen und das gebildete Europa begeistern wird." Patrone entwarf als Erziehungsplan: vielseitige Sprachstudien, vielseitige Lektüre, Musik und Tanz. Mazzinis Kinderjahre wurden von seiner überempfindlichen Veranlagung beschattet. Er konnte nicht mit den Altersgenossen spielen und tollen; dafür entwickelte sich bei ihm schon sehr frühe eine ungewöhnliche Wißbegier. So wurde er herb, verschlossen und rechthaberisch.

Schon mit vierzehn Jahren zeichnete sich der Frühreife an der Universität Genua ein. Er wollte Arzt werden wie der Vater, aber bei der ersten Leichenschau wurde er ohnmächtig. Es ging nicht. Er wählte die Rechtskunde, den Eltern zuliebe; seine Neigung aber galt der Dichtkunst. Dante, Petrarca, Leopardi und Alfieri, Shakespeare und Byron, Goethe und Schiller nahm er in sich auf und ließ sich von ihnen entflammen. Sein Leben lang genügte ihm nur das Höchste. Schon früh wurde er selbst ein Meister des Worts, er schien zum großen Dichter geschaffen. Aber nun faßte ihn eine stärkere Leidenschaft. Er sah die Nöte seines geknechteten Vaterlandes und beschloß, der Befreiung und Einigung Italiens sein Leben zu weihen.

Im Jahre 1821 brachen im Königreich Neapel und in Piemont Aufstände gegen die verrotteten Regierungen aus. Sie wurden mit Hilfe österreichischer Truppen leicht unterdrückt. Der sechzehnjährige Mazzini sah am Hafen von Genua von allem entblößte Flüchtlinge aus diesen Kämpfen, die von seiner Mutter beschenkt wurden. „An diesem Tage kam mir der Sinn der Worte ‚Vaterland' und ‚Freiheit' zum erstenmal zum Bewußtsein; mehr noch, ich begriff, daß man für die Freiheit des Vaterlandes kämpfen könne und folglich müsse." Er verzichtete auf seine literarischen Neigungen und arbeitete sich in die wirr verschlungenen politischen Verhältnisse Italiens ein; auch lehnte er sich gegen den unerhörten Gesinnungszwang auf, der an der Hochschule herrschte. Noch in demselben Jahr wurde er mit einem anderen Studenten als Unruhestifter von der Polizei verhaftet, aber „zur Vermeidung weiterer Störungen" gleich wieder freigelassen. Er war der führende Geist in einem Kreis Gleichgesinnter, die von den überall lauernden Polizeispitzeln als „Mazziniani" bezeichnet wurden und die zum Teil im späteren Risorgimento eine Rolle spielten.

Im April 1827 bestand er sein juristisches Examen mit Auszeichnung. Seine große Beredsamkeit verschaffte ihm bald den Ruf eines glänzenden Verteidigers. Er hätte viel Geld verdienen können, aber wirtschaftliche Klugheit war nie seine Sache. Er verzichtete in den meisten Fällen auf das Honorar. Seine literarische Tätigkeit stellte er ganz in den Dienst seiner politischen Bestrebungen. Die Zensur wurde bald auf die freiheitliche und großitalienische Linie seiner Artikel aufmerksam, sie unterdrückte zwei von ihm belieferte Zeitungen nach kurzer



Bildnis Giuseppe Mazzinis, aus dem besprochenen Werk (Keil Verlag, Berlin)

Gewehrkugeln in regierungsfeindlicher Absicht. Der Polizeirapport sagte ganz richtig: „Die Veranlagung dieses jungen Enthusiasten ist vor allem deshalb äußerst gefährlich, weil ihm jeder Eigennutz fehlt. Er konspiriert ausschließlich für die Wiedergeburt Italiens und ist bereit, hierfür sein Leben zu opfern." Die angehängte Vermutung, daß es ihm auf einen politischen Mord nicht ankommen würde, war falsch — Mazzini war sein Leben lang ein abgesagter Feind des politischen Mordes, so sehr er vom Nutzen der gewagtesten Aufstände überzeugt war. Der vernehmende Kommissar benahm sich sehr anständig gegen Mazzini. Das Protokoll lautete so harmlos, daß man darauf kein Hochverratsverfahren bauen konnte. Immerhin wurde er als Rädelsführer bis zum Februar in der Festung Savona verwahrt.

Während dieser Festungshaft entwarf Mazzini eines der großzügigsten politischen Gedankenbauwerke aller Zeiten, die Statuten für den Geheimbund „Giovine Italia" (Jungitalien).

Gnadenfrist. Um dieselbe Zeit trat er in den weitverbreiteten politischen Geheimbund der Carbonari (Köhler) ein, in dem er schon 1829 zum Meister und Würdenträger aufrückte. Bald erkannte er die Mängel in der Organisation dieses Bundes, auch stand er im Widerspruch zur politischen Grundanschauung der Carbonari, die für die Befreiung der Teilstaaten auf Hilfe von außen rechneten. Mazzinis Ideal war ein durch die eigene Kraft des Volkes zur Republik geeintes Italien.

Die politische Polizei wußte bald von der Mitgliedschaft Mazzinis. Am 13. November 1830 griff sie zu und verhaftete ihn mit vier anderen Rechtsanwälten unter der Beschuldigung der Verschwörung und des Gießens von

Der Plan der „Giovine Italia" enthält die Glaubensartikel, die Grundsätze und die Richtlinien für die Volkwerdung der Italiener. Seine tragenden Gedanken sind in gewissem Sinne bis auf den heutigen Tag gültig geblieben; der Umstand, daß die Einigung Italiens schließlich doch den Umweg über ausländische Hilfe nehmen mußte — im Gegensatz zu der Grundforderung Mazzinis — nimmt dem Gedankenbau nichts von seiner Monumentalität, erhärtet vielmehr das Postulat dieses Mannes, daß nicht die Regierung irgendeines italienischen Staates, nicht ein landfremder Monarch, nicht eine einzelne Klasse, nicht eine Sekte, sondern nur das ganze, zu seiner nationalen Sendung aufgerufene Volk zur Befreiungstat fähig ist.

Er will die Jugend und das Volk. Diesem zertretenen, geknechteten Volk will er den Glauben an seine Macht wiedergeben, an seine Bestimmung, Herr seines Schicksals zu sein. „Gott und das Volk", ist sein Weckruf, mit dem er von nun an jahrzehntelang die schlafenden Kräfte Italiens wachrüttelt. Die Macht Habsburgs in Norditalien, die Bourbonen in Neapel und Sizilien und die päpstliche Regierung im Kirchenstaat wehren bis zum Jahre 1848 die kleinen Teilaufstände todesmutiger Patrioten scheinbar spielend ab. Aber diese Helden der Wiedergeburt, die sich mit dem Ruf „Es lebe Italien! Es lebe Mazzini!" in den ungleichen Kampf stürzten oder die Stufen des Schafotts bestiegen, starben nicht umsonst. Aus ihrem Opfertod zog der Gedanke an ein geeintes Italien seine Stärke, und der geistige Vorkämpfer dieses Gedankens war Mazzini.

Als seine Festungshaft im Februar 1831 zu Ende ging, wurde er vor die Wahl gestellt, entweder Italien zu verlassen oder sich im Innern des Landes an einem selbstgewählten Ort aufzuhalten. Natürlich wäre er dort durch ständige Polizeiaufsicht an der Durchführung seines politischen Planes behindert gewesen. So wählte er das Ausland und blieb von nun an mit nur kurzen Unterbrechungen der Verbannte, als den ihn die Geschichte seines Vaterlandes kennt. Wie schwer der edle, empfindsame Mann unter dem Heimweh nach seiner inniggeliebten Mutter, nach dem Himmel und der alten Kultur Italiens, nach der Aussprache mit gleichstrebenden Freunden litt, wußte nur er selbst.

Zunächst ging er nach Marseille und widmete sich dort ganz dem Ausbau seines „Jungitalien". Auf dem See- und Landweg wurden Zeitschriften, Flugblätter und eine riesige Korrespondenz in die italienischen Teilstaaten eingeschmuggelt. Ortsgruppen, Schulen für die Jugend und Kurse für Erwachsene wurden aufgetan, alles natürlich im geheimen. In Genua und Piemont hatte die Bewegung ihre meisten Anhänger. Dort war im April 1831 der alte König Karl Felix gestorben. An die Thronbesteigung seines Neffen Karl Albert, der sich im Jahre 1821 mit den Carbonari eingelassen und dann durch die Flucht dem Zugriff Metternichs entzogen hatte, knüpfte Jungitalien gewisse Hoffnungen. An ihn richtete Mazzini einen offenen Brief mit der Überschrift: „An Karl Albert von Savoyen — ein Italiener", darunter das berühmt gewordene Leitwort „Se no, no!" (Wenn nicht — dann nicht!). Im Namen des italienischen Volkes rief dieser seltsame Italiener den neuen König zum Kampf gegen die Fremdherrschaft auf. Sätze wie „Wenn Ihr nicht handelt, werden es andere tun, ohne Euch, gegen Euch" und „Die Zukunft wird Euch proklamieren entweder als den ersten Mann seiner Zeit oder als den letzten der italienischen Tyrannen. — Wählet", lesen Könige nicht gern. Der offene Brief hatte die Wirkung, daß „der Verfasser dieser Schmähschrift" auf polizeiliche Anordnung sofort festgenommen werden sollte, wenn er sich beifallen ließe, die Grenze zu überschreiten.

Auch bis nach Frankreich griff der Zorn des Königs über. Dort herrschte zwar seit 1830 der Bürgerkönig Louis Philippe, aber seine politische Polizei liebte Verschwörer vom Schlage Mazzinis keineswegs. Seine revolutionäre Werkstatt wurde beschlagnahmt, die Druckerei geschlossen, er selbst ausgewiesen. Aber er hatte die Möglichkeit, sich bei dem französischen Republikaner Demosthenes Ollivier in einem Vorort von Marseille zu verbergen. Französische Setzer und Drucker verfahen die neue Geheimdruckerei, und so konnte er weiterarbeiten.

Damals lernte er den sechsundzwanzigjährigen Schiffskapitän Giuseppe Garibaldi kennen, der sich ihm mit Begeisterung anschloß und später der starke Arm der italienischen Freiheitsbewegung wurde. Im Frühjahr 1833 wurde ein von Mazzini im piemontesischen Heer angebahnter Militäraufstand vor dem Losschlagen entdeckt.

Die Regierung ging mit äußerster Strenge vor und befleckte sich mit dem dauernd anhaftenden Makel, die Folter angewandt zu haben. Jacobo Ruffini, ein naher Freund Mazzinis, wählte den Freitod in der Kerkerzelle, um sich nicht durch die Folter Geständnisse erpressen zu lassen.

Mazzini wurde fast wahnsinnig, als er das grausame Schicksal seiner Freunde erfuhr. In dieser Zeit der Verzweiflung trat eine edle Frau in sein Leben, der er bis zu ihrem Tod Seelentreue hielt. Giuditta Sidoli wurde sein Kamerad und Helfer. Das Schicksal trennte die Lie-

benden nach kurzem Zusammensein, und der ewig Verbannte wollte ihr Los dann nicht an das seine ketten. Die Erhaltung ihres Briefwechsels verdanken wir dem Fleiß verschiedener Polizeibeamter, die sowohl von den Briefen des „berüchtigten Revolutionärs Mazzini" wie von denen seiner „Emissärin und intimen Freundin" genaue Abschrift nahmen.

Im Jahre 1834 wurde ein Einfall in Savoyen durch die schmähliche Haltung des militärischen Führers schon in den Ansätzen vereitelt. Mazzini floh in die Schweiz und wurde dort fast drei Jahre lang von Ort zu Ort gejagt. Die Eidgenossenschaft stand damals unter dem Druck der reaktionären Großmächte und wagte es nicht, sich für ihr Asylrecht scharf einzusetzen. In diesen Jahren fortwährender Verfolgung reifte Mazzini zum großen politischen Märtyrer heran. Sein Leitwort war: „Das Leben ist Sendung, sein oberstes Gesetz die Pflicht." Um dieser Pflicht willen verzichtete er darauf, als Dichter oder Musiker sein Glück zu suchen. Das Wort, das ihm so leicht und schön floß, mußte der heiligen Sache des Vaterlandes dienen, der Musik gab er sich nur zur abendlichen Entspannung nach überlanger Tagesarbeit hin. Er liebte die Frauen, und viele Frauen liebten den schönen, bezaubernden Mann, aber er hielt sich für einen Unglücksbringer und wollte keine an sein unstätes Leben binden.

Im Frühjahr 1837 sah er sich genötigt, die Schweiz zu verlassen. Da auf dem Festland kein Staat dem Geächteten Gastfreundschaft gewährte, nahm er Zuflucht in England. Der Anfang in London war sehr schwer und bitter. Seine Mutter war nicht in der Lage, ihn ausreichend mit Geld zu versehen, und ehe er die englische Sprache beherrschte, konnte er durch literarische Arbeit nichts verdienen. Der zur europäischen Berühmtheit Gewordene wurde zwar in London von den geistig und gesellschaftlich Höchstgestellten gastlich aufgenommen, was er wohltuend empfand, aber wirtschaftliche Unterstützung hat er nie angenommen. Seine Armut drückte um so schwerer auf ihn, als es immer noch ärmere in der Verbannung lebende Landsleute gab, die nicht von demselben Stolz beseelt waren. Er stürzte sich lieber in Schulden, als daß er jemals eine Bitte um Hilfe abgelehnt hätte.

In Italien war der Wille zur Befreiung Gemeingut des Volkes geworden. Der rührend einfache Bericht des Dichters Silvio Pellico über seine achtjährige Haft auf dem Spielberg bei Brünn tat die allergrößte Wirkung, und nun trat in Giuseppe Verdi auch der Künstler auf, der den großen Revolutionsgedanken in mächtigen Tönen aufbrausen ließ. Die Arien und Chöre, in denen Vaterlandsliebe und Freiheitssehnsucht zum Ausdruck kamen, erregten in den großen Theatern Italiens wahre Stürme der Begeisterung, die kein Polizeigewaltiger zu dämpfen wagte. In Neapel, in der Romagna, in Toskana brachen kleine Aufstände aus; überall drängte die Jugend zur Tat, und Mazzini hatte bald mehr abzuraten als anzustacheln.

Am 14. Juni 1846 wurde der Bischof von Imola, Graf Mastai-Ferretti, als Pius IX. zum Papst gewählt. Auf seine guten menschlichen Eigenschaften setzte das junge Italien anfangs große Hoffnungen. Im September 1847 richtete Mazzini einen Brief an ihn, in dem er ihm seine Pflicht darlegte, im Vertrauen auf das Volk die Einigung Italiens zu vollziehen. Für eine derartige Aufgabe war Pius IX. nicht geschaffen, auch lag ihm die Sicherheit seines Kirchenstaates näher als die gewagte Einigung Italiens. Aber noch um die Jahreswende galt er als der fortschrittlichste Herrscher Europas. Seine Reformen bliesen das lange schon schwelende Feuer in den bedrückten Nachbarstaaten an. Am 12. Januar 1848 erhob sich Sizilien gegen Ferdinand II. von Neapel, am 8. Februar versprach Karl Albert von Piemont eine Verfassung, dasselbe tat am 17. Februar der Großherzog von Toskana. Wenige Tage später wurde der französische Bürgerkönig Louis Philippe durch einen Volksaufstand aus Paris vertrieben. Aber das große Ereignis war die Revolution in Wien, die am 13. März den Fürsten Metternich, den Lenker des reaktionären Europa, zu Fall brachte.

Anfang April kam Mazzini in Mailand an, nicht mehr gehetzt und verfolgt, sondern geliebt und umjubelt von einem Volk, das in ihm seinen Helden sah. Die österreichischen Truppen hatten die Stadt nach fünftägigem Straßenkampf verlassen, und Karl Albert rückte als Befreier mit dem piemontesischen Heer heran. Mazzini schätzte die militärischen Kräfte richtig

ein, auch mißtraute er Karl Albert als Heerführer gegen den alten Kriegshelden Radetzky. Der Tag von Custozza gab ihm recht, Karl Albert schloß einen Waffenstillstand, und die Österreicher zogen wieder in Mailand ein.

Garibaldi und seine Freiwilligen wollten nichts vom Waffenstillstand wissen und hielten noch bei Monza stand. Bei ihnen tat Mazzini als Gemeiner treu und mutig seinen Dienst, bis auch Garibaldi den ungleichen Kampf aufgeben mußte. In Rom hatte sich Pius IX. für Österreich und gegen die italienische Freiheitsbewegung entschlossen, eine Revolution war ausgebrochen, der Papst hatte sich in die starke Festung Gaeta geflüchtet. In Rom und im Kirchenstaat war auf Grund wirklicher Volkswahlen die Republik ausgerufen worden. An die Spitze dieses Staatswesens trat Mazzini. Am 6. März 1849 ist sein großer geschichtlicher Augenblick vor der Kammer der Abgeordneten. Von Evviva-Rufen umbraust, steht die schlanke, schmächtige, wie immer ganz in Schwarz gekleidete Gestalt mit dem stolzen Denkerhaupt in stiller Größe da. Er dankt mit wenigen bescheidenen Worten und spricht dann die ernste Mahnung aus: „Wappnet Euch!"

Wie notwendig diese Mahnung war, bewies kaum drei Wochen später Radetzkys Sieg über das piemontesische Heer bei Novara. Die alten Mächte in Europa erstarkten; aber seltsamerweise gab der Ehrgeiz eines politischen Abenteurers der Republik am Tiber den Todesstoß. Noch als Präsident der französischen Republik entsandte der spätere Kaiser Napoleon III. den General Oudinot mit 10 000 Mann nach Civitavecchia, um den Papst wieder in Rom einzusetzen. Er wollte die französische Geistlichkeit für seinen Plan auf den Kaiserthron gewinnen. Dieser Kampf um Rom, in dem Mazzini als politischer und Garibaldi als militärischer Leiter die Führerstellen innehatten, ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte Italiens. Mazzini beging den Fehler, dem anfangs siegreichen Garibaldi in den Arm zu fallen. Er traute der französischen Kammer und Napoleon eine anständige Handlungsweise zu, wie er sie selbst in ähnlichem Falle geübt hätte. Napoleon täuschte ihn mit diplomatischem Hinziehen, bis er das Heer Oudinots hinreichend verstärkt hatte. Dann schoß seine schwere Artillerie Bresche, und Rom wurde erstürmt. Garibaldi schlug sich mit 200 Getreuen durch, Mazzini blieb in Rom. Die päpstliche Regierung hatte eine Prämie auf seinen Kopf gesetzt, aber er blieb, um gegen das Unrecht zu protestieren. Er fürchtete nichts, in den vier Monaten seiner Regierung als Diktator ist sein Ehrenschild blank geblieben. Was schert ihn der Tod! Endlich gelang es einigen Freunden, ihn durch den Hinweis auf neue Aufgaben zur Abreise aus Rom zu bewegen. Er fuhr auf dem Seeweg nach Marseille, von dort nach Genf und später zu dauerndem Aufenthalt wieder nach England.

Der weitere Gang der italienischen Geschichte, der sich um die Namen Viktor Emanuel II. und Camillo Cavour rankt, war ein anderer, als ihn Mazzini wünschte. Er verzieh es Cavour nicht, daß er sich im Kampf gegen Österreich auf den von ihm verachteten Napoleon III. stützte. Als dann die piemontesische Regierung nach den Siegen des Jahres 1859 nicht recht vorwärts kam, benützte sie die ungeheure Volkstümlichkeit Mazzinis und Garibaldis, um den Stein ins Rollen zu bringen. Beide versagten sich der Sache des Vaterlandes nicht. Es folgte Garibaldis berühmter „Zug der Tausend" von Marsala bis Neapel und die Einigung der Halbinsel von den Alpen bis Sizilien mit Ausnahme Venetiens und des Stadtbezirks von Rom. Zur Verschmelzung der so verschieden gearteten Stämme mit ihrer weit auseinanderliegenden geschichtlichen Vergangenheit fehlte noch viel, und die beiden Volkshelden standen in der weiteren Entwicklung grollend beiseite. Trotzdem schätzte Viktor Emanuel den vielverlästerten Mazzini persönlich. Als man den König gegen den alten Republikaner scharf machen wollte, sagte er in vertrautem Kreis: „Laßt den Mazzini in Ruhe; wenn wir Italien schaffen, dann kann er uns nichts mehr anhaben; gelingt's uns nicht, dann mag er es schaffen. Ich werde dann der „Herr Savoia" sein und ihm Beifall klatschen."

Gegen das Ende seines Lebens kämpfte Mazzini von London aus besonders für die soziale Besserstellung der Arbeiterschaft. Den rein materialistischen, internationalen Sozialismus des gleichzeitig mit ihm in London lebenden Karl Marx und den wirren Anarchismus Bakunins lehnte er mit gleicher Schärfe ab und tat alles, um ihr Eindringen nach Italien zu

verhindern. Er wollte den Arbeiter in seinem Vaterland geistig und wirtschaftlich heben und verwarf den Gedanken des Klassenkampfes.

Mazzini erlebte noch die Angliederung Venetiens und die Eroberung Roms am 20. September 1870. Der von ihm längst vorhergesagte Zusammenbruch seines alten Feindes Napoleon III. erfüllte ihn mit Genugtuung. In den Wochen vor und nach Sedan war Mazzini wieder einmal politischer Gefangener. Er wollte in Sizilien das Banner der Republik entfalten, war aber schon im Hafen von Palermo verhaftet und in die Festung Gaeta gebracht worden. Man behandelte ihn gut und entließ ihn bald wieder. Das Haus Savoia hatte nichts mehr von ihm zu fürchten und konnte milde sein. Aber er nahm keine Gnade an.

In seinen letzten Jahren lebte der Kränkelnde viel in Lugano. Es war doch schon der Himmel seiner Heimat, deren Grenzen ihn der eigene Stolz fernhielt. Er kehrte noch einmal nach London zurück, um den alten Freunden in England Lebewohl zu sagen. Er wollte in der Heimat sterben; schwerkrank reiste er nach Pisa und ist dort am 10. März 1872 in der guten Pflege bewährter Freunde sanft verschieden. In Genua neben seiner Mutter wurde er begraben. Eine gewaltige Menschenmenge gab ihm das letzte Geleit.

Mazzini war ein Staatsmann auf lange Sicht. Sein oberster Glaubenssatz: „Es gibt keine Nation ohne das in seinen Tiefen zum Gemeinschaftswillen aufgerüttelte Volk" ist oberster Grundsatz des faschistischen Italien geworden, dessen Geschichtsschreibung dem unermüdlichen Kämpfer und edlen Menschen volle Gerechtigkeit zuteil werden läßt. Mazzini gilt ihr als der „Prophet des neuen Italien, dessen Persönlichkeit und dessen Wert wiederauferstanden sind und an dessen Vorbild sich heute das geeinte Volk der Italiener zu großen Taten aufschwingt".

Das tödliche Werk

Franz Tumler / Der Ausführende

Von Walter Bauer

Der Fodomer Berg liegt hart an der ehemaligen Grenze zwischen Österreich und Italien. Auf ihm wurden zwei Jahre vor dem Krieg von den Österreichern Befestigungswerke gebaut. Sie sind auf den alten Kriegskarten noch eingezeichnet, und man sieht: sie sind in den weiten Bogen gestellt, den die Alpen gegen den Karst freigeben, sie stehen aber einzeln darin und haben nirgendwo an andern Punkten die geforderte Entsprechung, sie sind wie ohne Sinn in den leeren Kreis von Flüssen, Gebirgen und Ebenen gesetzt. Wer dem nachfrägt, erfährt, daß im Jahre 1912 die lange Grenze gegen Venetien an vielen Orten nach einem umfassenden Plan befestigt werden sollte, daß aber diese Arbeiten bald eingestellt wurden und nichts von den geplanten Werken fertiggemacht worden sei, ausgenommen die Werke auf dem Fodomer Berg: sie allein seien nicht liegengeblieben wie die andern in einem unerweckten Anfang und mit halbem Leben, sondern sie seien ausgeführt worden und aufgerichtet bis zum letzten Stein.

In seinem ersten Roman, den der junge österreichische Dichter Franz Tumler der in Gesinnung und Form gültigen Erzählung „Das Tal von Lausa und Duron" folgen läßt, erzählt er die Geschichte des Mannes, der in höherem Auftrag die Werke auf dem Fodomer Berg nach seinen Plänen errichten ließ und dessen finsteres Schicksal ganz und gar mit dem Bau und Ende dieser Befestigungen verbunden war.

Unter den Anhängern und Mitarbeitern des Generals von K., von dem der allgemeine Plan stammt, die italienische Grenze zu befestigen, befindet sich auch der junge Herr auf Taraton, der bisher auf eine wenig tatkräftige Art gelebt hat, nun aber von der Leidenschaft, an dem großen Werk der Verteidigung mitzuarbeiten, ergriffen wird. An einem Herbsttag des Jahres 1912 kehrt er als ein Fremder in die Heimat zurück mit dem geheimen Auftrag, die Pläne zu den künftigen Befestigungen zu entwerfen und den Bau zu leiten.

Schon die erste Begegnung mit dem alten Hirten Pier, der seine Treue gegenüber dem alten Geschlecht auch an Taraton erweist, zeigt ihm, daß in der Heimat Veränderungen geschehen sind. Aus dem Nachbarskind Aldo Paravicini, dem Sohn eines Tagelöhners, ist der

Besitzer einer Sägemühle und vieler Pferde geworden, mit denen er bis weit ins Italienische hinein Holzhandel treibt. Bei ihm lebt Taratons Schwester Lucia. Taraton trifft auch mit ihm bald zusammen; aber er ahnt nicht, daß Paravicini sein Gegner werden muß — schon um der Schwester willen, die Taraton in seinem eigentümlich traumwandlerischen Wesen von dem Geliebten löst und in das väterliche Haus zurückführt — aber auch aus dem Aufbegehren dessen, der sich vor Taraton immer als Knecht empfindet.

Noch einige andere Begegnungen seltsamer Art stehen am Anfang der Heimkehr, die allen Unruhe und Leid bringen soll — die Begegnung mit einer Italienerin, Gina Dalfieri, und mit dem Manne Jakum, der ihn wie ein treuer Geist umlebt.

Kurze Zeit nach Taratons Rückkehr treffen die ersten Helfer am künftigen Werk ein, die unter seiner Leitung von der ihm vertrauten Landschaft Pläne zeichnen. Die Bauern wundern sich wohl über die Fremden, die auf den Bergen erschienen sind, aber sie denken über den Sinn der seltsamen Arbeiten nicht nach. Taraton bringt die Werkgenossen im Winter über den Paß zurück, und bei der einsamen Heimfahrt denkt er zum erstenmal darüber nach, daß mit seinem Erscheinen etwas Fremdes ins Tal gekommen ist, dessen Träger er allein ist, ohne es noch ändern zu können — und zu wollen. Er läßt durch einen Mittelsmann, den Wächter auf der Herberge von Prelonze, Vieh kaufen, Knechte und Mägde mieten, alles im geheimen — aber schon sind Fremde erschienen, die sich bei den Bauern erkundigen und sie gegen Taratons Tun mißtrauisch machen. Er wirbt Holzknechte, die Hütten errichten, Fuhrwerke geleiten; neue Arbeiter kommen und verwandeln mit Bohrmaschinen, Brechern, Seilbahnen den stillen Berg in eine zyklopisch lärmende Werkstatt.

Schon geschieht der erste in diesem Tal unerhörte Zwischenfall: ein Fremder, den Taraton am Fodomer Berg beobachtet und festnehmen will, schießt nach ihm und entflieht; einige Zeit danach wird der Wächter auf Prelonze tot aufgefunden — er, Taraton, der Planer und Herr des Werkes, hat die Schuld ins Tal gebracht.

Mit Bestürzung erkennen die Bauern, daß etwas Fremdes, Böses unter ihnen wirkt, und in ihrem Zorn, der durch Gall, einen Knecht und Verräter, aufgeschürt wird, werfen sie mit Steinen nach Johannes, dem jungen Bruder Taratons, um den er sich seit seiner Heimkehr nicht gekümmert hat und der wie ein Schatten an ihm hängt — als sei er Teilhaber des Unrechts.

Das Werk wächst. Die Welt verändert sich, die Stille stirbt, der Wald sinkt; wo einst des Windes Zug lebte, donnern auf Valparola, Prelonze, Fauzare die Maschinen, und Taraton, zu dem neue Helfer gekommen sind, treibt die Arbeiten weiter voran.

Er wußte sehr genau, daß er nicht einfach eine Festung zu bauen hatte, sondern daß er es tun mußte fast wie in Feindesland, ohne den selbstverständlichen Schutz des Staates, dem das Ganze sehr ungelegen kam; und daß es noch dazu geschehen mußte inmitten eines Stammes, zu dem Leute beinahe gleicher Zunge über die Grenzen kamen und ihm zu erfahren gaben, daß dieses Werk nicht eigentlich für ihn, sondern gegen ihn unternommen werde, sofern sie nur erkennen wollten, wo sie zu stehen hätten.

Taraton glaubt, er sei der Herr des Werkes — aber längst schon hat das Werk ihn — und in seiner fiebrigen Ungeduld, die ihn nicht einmal die Liebe seines Bruders sehen läßt, in seinem rasenden Eifer verwirft er die Einwände des alten Hirten Pier, der den Groll der Gemeinde wachsen spürt, und läßt Mandron verhaften, der heimlich die Bauern versammelt, um sie gegen Taraton aufzubringen.

Vier Wochen noch — dann ist der Bau beendet. Aber da kommt ein Brief mit dem Siegel des Staates.

Das war der Inhalt des Briefes: Der General von K. schrieb, daß Umstände eingetreten seien, die es notwendig machten, die Arbeiten sofort einzustellen.

Es seien politische Umstände . . . dann hieß es weiter im Text, die Arbeiter seien zurückzuführen, die Lager abzubrechen und die Knechte, die am Orte aufgenommen worden waren, zu entlassen. Eine kleine Gruppe könne bis zum Abbruch des Lagers behalten werden. Dem war wieder hinzugefügt, daß man die Auflösung dieser Gruppe hinziehen solle. Sie habe fürs erste die begonnenen Werke zu bewachen, bis ein anderer Befehl folge.

Schließlich war in dem Brief nachdrücklich ein Bericht über die italienische Irredenta gefordert.

Jetzt, im Augenblick tödlicher Stille, wird Taraton erst deutlich, daß er mit diesem Werk, an das er sein Leben band, die Menschen des Tales in Angst und Verrat getrieben hat und daß er sich, dem eigenen Hause fremd geworden, aus der alten Ordnung der Geschlechter herausstellte. Die Bauern, durch den Knecht Gall verführt, brechen die Schuppen auf und zerstören die Maschinen, Gall wird dabei erschossen; auch dieses Blut wird ihm einst zugerechnet werden. Da gibt es für Taraton nur noch ein Mittel: die Schwierigkeit aufzusuchen, wo sie herkommt — im Lager der italienischen Irredenta.

So wandert er mit Jakum, dem Getreuen, über das Gebirge und kommt in eine große Stadt, in der ihm Aldo Paravicini begegnet. Die sich nicht hassen wollen und sich vernichten müssen, treiben aufeinander zu, aber Paravicini wartet noch auf die Gelegenheit, um Taraton, der ihm die Geliebte nahm und ihn landfremd machte, auszulöschen. Taraton, der wie im Traume wandelt, findet Zugang zum Kreis der italienischen Patrioten, die an den düstern Zwischenfällen im Fodomer Tal beteiligt gewesen sind.

Er sieht auch Gina Dalfieri wieder, eine junge, reiche Marchesa, die ihn als Jakum, dessen Namen er angenommen hat, liebt. Sie eröffnet ihm voller Vertrauen und Liebe das Leben der Irredenta, die den Krieg gegen Österreich betreibt, und Taraton belädt sich nun auch mit der Schuld der Lüge und der mißbrauchten Liebe. Er gewinnt das Vertrauen eines Führers der Bewegung und benutzt sein Wissen, um ihn durch Gina unschädlich zu machen. Unbeirrbar sicher geht er durch alle Gefahren, der Feind im Lager der Feinde, das er zur Auflösung bringt. Alles dies geschieht unter den Augen Paravicinis, und ungefährdet kehrt Taraton auch nach Fodom zurück.

Aber jetzt ist der Augenblick gekommen, in dem Paravicini gegen Taraton handelt; er geht mit verläßlichen Leuten über die Grenze, um die Festungswerke zu sprengen.

Unterdes ist von dem General die Nachricht gekommen, daß der Bau weitergeführt werden könne. Mit vierzig Knechten beginnt Taraton, aber am Morgen finden sie die Arbeit von Monaten zerstört, und in der Nacht wird das Werk zur Hälfte in die Luft gesprengt — Paravicini ist an der Arbeit. Da benutzt Taraton, dem die Gewalt über sein Tun immer mehr entgleitet, ein furchtbares Mittel. Er läßt die alten Wassermauern in der Nähe der Befestigungen, die das Hochwasser abhalten, sprengen, und die Bauern glauben, Paravicini sei es gewesen. Der Feind hat verloren; in dieser Welt voll abgründiger Dämonie wird Paravicini irre und stirbt.

So wächst die Schuld ins Ungemessene, und als von Wien ein neuer Brief kommt, der die Einstellung der Zahlungen erklärt, bewegt Taraton die Bauern, ihm Geld zu leihen, damit er die Wassermauern wieder aufbauen lassen könnte. Er verbraucht aber das Geld, um das Werk zu Ende zu führen — er betrügt sie. Das Ende fliegt herbei. Die Bauern können in ihm nur mehr den Bösen selber sehen, der Friedlosigkeit, Gewalt, Betrug in ihre Täler brachte. Als an einem Sonntag ein Unwetter heraufzuziehen scheint und die Bauern Johannes, den Bruder Tarantons, erblicken, der in dieser Welt der Bitternis allein klar, licht, unschuldig atmet — da steinigen sie ihn, als sei er Taraton, und geraten in Raserei: das Böse ist erschlagen worden.

Taraton aber lebt. Als die Bauern das hören, fliehen sie aus dem Tal; da, wo dieser Mensch, der ihnen zum finsteren Geist wurde, lebt, kann kein Frieden mehr sein. Ja, Taraton lebt. Auf dem beendeten Werk wie ein Geist irrend, erkennt er, daß in die Steine, die zum Bau geschichtet wurden, Schuld über Schuld gemischt ward. Er begreift, daß die reine Seele seines Bruders sich für ihn opferte. Da umdämmert ihn Wahnsinn, Verwirrung schlägt ihn mit dunklen Flügeln. Alle haben das Werk verlassen. Einsam und irre, seines Daseins unbewußt, lebt Taraton auf dem Berge Fodom, ein schuldlos Schuldiger, dem alles zerfiel, ein schwerfälliger, lallender Schatten.

Josef Ponten / Rheinisches Zwischenspiel

Von Bernhard Wyß

Vor zwölf Jahren kam Josef Ponten, selbst ein vom Forscherdrang und der schweifenden Unruhe der Deutschen — des Volkes der Auswanderer — Umhergetriebener, auf einer Reise durch das östliche Rußland den mächtigen Wolgastrom hinauf in das Siedlungsgebiet der Wolgadeutschen. Er war ergriffen, hier am äußersten Rande Europas, eingekeilt zwischen Russen und Asiaten, ein Stück Deutschland anzutreffen, das von einer halben Million seit hundertfünfzig Jahren von ihrem Vaterland abgesprengten Landsleuten bewohnt wurde. Und so schrieb er das Buch „Wolga Wolga". Aber das Thema wühlte weiter in ihm und wuchs sich aus zu dem großartigen Plan einer umfassenden epischen Darstellung der Geschichte des gesamten Auslandsdeutschtums. Ponten nennt das Werk, für das jetzt sieben Bände vorgesehen sind, „Volk auf dem Wege — Roman der deutschen Unruhe". Vier Bände handeln in dem russisch-europäischen Raum, ein fünfter und sechster in Nordamerika, und ein siebenter wird nach Südamerika führen. Die zweihundert Jahre volksdeutscher Geschichte — und damit auch Weltgeschichte —, von denen sie erzählen, werden zusammengehalten durch die Erlebnisse einer einzelnen Familie in mehreren Generationen, deren Glieder über die weite Erde verstreut sind, sich einander entfremden und doch da und dort wieder begegnen.

Nachdem eine frühere Fassung des Werkes verworfen ist, sind von der neuen Fassung bisher drei Bände erschienen: 1933 — „Im Wolgaland", 1934 — „Die Väter zogen aus", und nun, 1937 — „Rheinisches Zwischenspiel". Der erste Band berichtete von dem Leben der deutschen Kolonie Bellmann an der Wolga, der zweite Band zeichnete den Weg der im Jahre 1689 von den Franzosen aus ihrer rheinischen Heimat vertriebenen Auswanderer nach, der neue Band läßt einen der Urenkel jener Auswanderer zu einem längeren Besuch in das alte Vaterland zurückkehren, um dort den Spuren seiner Vorfahren nachzugehen.

„Eines Tages" — so beginnt das Buch — „ging an Christian Heinsberg, Schulmeister im deutschen Dorfe Bellmann auf dem hohen europäischen Ufer der Wolga, der große Wunsch in Erfüllung, den fast ein jeder draußen in der Welt geborene Kolonist, wes Stammes, Standes und Volkes er sei, im tiefsten Herzen trägt: einmal das Vaterland zu sehen, das Ausgangsland, das Heimatland." Wir treffen den Schulmeister Christian Heinsberg in Petersburg, wo er noch einige Stunden umherschlendern kann, bis das deutsche Schiff, auf dem er einen Platz belegt hat, abfahren wird. Er ist ein dreißigjähriger Mann aus der russischen Provinz, etwas altmodisch und bäuerisch gekleidet, mit Kniestiefeln und Tellermütze. Seitdem vor Monaten ein deutscher Gelehrter in dem Wolgadorf erschienen war und ihm von Deutschland erzählt hatte, war seine Sehnsucht, Deutschland zu sehen, nicht mehr zu stillen gewesen, und Alexandra, seine gute Frau, hatte ihm ihr eigenes Geld, persönliches Erbteil, aufgedrängt, damit er die Reise unternehmen konnte. Und so hatte er nun für einige Zeit seine Familie verlassen, zurückgelassen in den leeren Länderräumen Asiens, Alexandra und die drei Kinderchen, Bellmann und die Wolga, „die großartig langweilige Wolga und die unendliche Steppe, die unendlich ermüdende Steppe, die leibliche Heimat; denn es ging ins Traumland, ins Wunschland, in die Heimat des Herzens!"

Im geheimen hat er die Hoffnung, daß er nie mehr zurückzukehren braucht und daß er die Seinen nachkommen lassen könne, „und er würde mit ihnen glücklich im glücklichen alten Lande leben, und dort im heiligen Boden würde er auch begraben werden". Jedenfalls hatte sich „das Unerhörte" ereignet: „er war unter den vielen Tausenden seines Wolgavolkes auserkoren worden, Deutschland, Europa zu sehen!"

Freilich werden seine hochgespannten Erwartungen zunächst enttäuscht. Er hatte sich das Eingehen in das gelobte Land anders ausgemalt gehabt, als er es nun bei der Paßrevision in Königsberg erleben muß. Er erlebt, daß sie von der Wolga hier längst vergessen sind. „Sie sind Russe?" fragt der Beamte, dem er den Paß vorzeigt. „Ja, gewiß, natürlich Russe . . . Aber doch Deutscher, sehen Sie" — schon war die halbe Erwartung, der Beamte werde ihn brüderlich ans Herz ziehen, verschwunden. — „Ihr Paß sagt: russischer Staatsangehöriger", entgegnet noch um einen Grad schärfer der Beamte. Der Mann ist ihm verdächtig. Er muß beiseite treten, und sein Fall wird besonders geprüft.

Nachher in der Bahn sitzt er einem großsprecherischen Herrn gegenüber, der, als er erfährt, daß Heinsberg von den Deutschen an der Wolga kommt, erstaunt ausruft: „Leben die auch noch?" Heinsberg sagt sich im weiteren Verlauf des Gesprächs: „Ja . . . ja . . . wir sind schon etwas zurückgeblieben da draußen . . . so allein gelassen." Als er beiläufig äußert, daß die Deutschen in ganz Rußland zusammen einundeinehalbe Million ausmachen, schlägt sich der Herr auf das Bein und sagt: „Ich dachte, ihr bewohnt ein paar Dörfer", und als Heinsberg nun schüchtern erklärt, daß, wenn man die vielleicht fünf- oder siebenhundert in Rußland zerstreuten deutschen Kolonien zusammenlegen könnte, ein Landgebiet so groß wie Bayern, vielleicht von ganz Süddeutschland herauskäme, verlacht ihn das ganze Abteil: „So groß wie Bayern! Soviel Menschen wie die Norweger!" Heinsberg ist nun vollends eingeschüchtert und verkriecht sich in seine Wagenecke.

Er kommt nach Berlin. Aber . . .

welch ein Mißgeschick hatte ihn hergeführt vom stillsten Fluß geradeswegs in die lauteste Stadt! Vom östlichen Feldrain an den mittelständischsten Ort! Aus Europas Nasenmark, wo es wochenreisenlang „am Wiesenufer" hieß, in eine sich munter und begeistert aufbauende Steinwelt! Aus altem Asienlande in ein Reich, das sich seiner Jugend bewußt war, sich ihrer freute und damit prahlte!

Er fährt weiter an den Rhein, woher die Ahnen ausgewandert waren, der Deutsche von der Wolga in seine Stammesheimat am Rhein. Vater Rhein! Mutter Wolga! — alles, was er sieht, betrachtet er aus dem Blickwinkel dieser Gegensätzlichkeit, und dabei wird auch dem Leser vieles sinnfälliger als sonst. Er wundert sich:

Das nannte sich Strom? Rheinstrom? Er war wohl kaum länger als irgendein Fluß in Rußland, von dem niemand Aufhebens machte, und von seiner Breite war es besser nicht zu reden. Es gab keine Entfernungen in Deutschland. Wie war es doch in der Eisenbahn gewesen: kaum war man eingestiegen, kaum saß man warm, so war man auch schon am Ziele, es hieß: Alles aussteigen! In Rußland aber reiste man Tage um Tage, mit seinem Teetopf und seinem Bettzeug.

Er sieht nun:

Hier war alles Mensch, Mensch, Mensch, dort Land, Land, Land. Drüben an der Wolga gab es einsame Erde, die noch nie ein Fuß betreten hatte, hier nicht einen Geviertmeter Grund, den nicht eine Hand aufgehoben, bewegt, gebaut, verändert, genutzt hätte.

Und wie sonderbar:

Das große gewaltige Land drüben mit seinen Landschaften der Sonne war schwermütig, und das kleine hier, wo es viel regnete und der Himmel oft trübe war, übermütig und heiter.

Er hatte Beispielloses und Übernatürliches vom Rhein und von Deutschland geträumt, „als aber nun diese landschaftliche Wirklichkeit da war, da war sie so reich in der Vielfalt, so eigenartig im einzelnen, so unvergleichbar in aller Gestalt, sie war, wie sie war, gänzlich unvorstellbar gewesen".

In Rüdesheim oder Aßmannshausen verläßt er das Schiff, mit dem er den Rhein hinaufgefahren ist. Er mietet sich in einem Gasthaus auf der Höhe des Niederwaldes ein; und der Zufall will es, daß er gerade dort jenem deutschen Gelehrten wieder begegnet, der ihn damals in Bellmann aufgesucht hatte. Durch ihn wird er aufgenommen in einen Freundeskreis kluger, freundlicher Männer und findet auch die Freundschaft des hübschen Wirtstöchterleins. Die herrliche Landschaft begeistert ihn, und er sagt sich, daß es nur ein ganz grausamer Grund gewesen sein kann, der seinen „Urgroßaltvater" veranlaßt haben mochte, diesen gesegneten Gau zu verlassen und in die östliche Barbarei zu ziehen. Überall stößt er auf Namen, die auch daheim in Bellmann vorkommen. Aber seine Nachforschungen führen ihn weiter in die Pfalz. Er reist zu Fuß weiter, obwohl er von Rußland her gewohnt war, daß man selbst innerhalb der Kolonie fuhr, und daß sogar die Kinder in die Schule geritten kamen. Aber in Deutschland fahren — „man wäre ja nicht zur Besinnung gekommen vor Höfen, Weilern, Flecken, Dörfern, Märkten, Städtchen und Städten!"

Er bleibt ein Jahr lang in Speyer. Hier vertieft er sich in das Studium der Geschichte. „Die Stunde Heidelbergs" ersteht wieder, die erbarmungslose Zerstörung auch des Kleinods der Pfalz, der Heimat der Liselotte, die dazu verdammt ist, in dem Versailles zu leben, wo Ludwig XIV. mit Mélac, Louvois und Vauban beschließt, die Rheinpfalz zu einem „Glacis vor Frankreichs natürlicher Festung am Rhein" zu machen. Nachdem es schon bei allen Städten, an denen der Wanderer Heinsberg am Rhein vorüberkam, hieß: „Zerstört von den Franzosen!", erlebt er nun im Geiste die schauerliche Verwüstung der Pfalz, die Brandschatzung von Speyer, Worms, Oppenheim, Mannheim, Heidelberg. Es ist ihm, als wälze sich wie einst hinter seinen Vorfahren eine Feuerfront hinter ihm her, aus dem Westen nach Deutschland hinein. „Gebt uns Land, gebt uns Raum zur Arbeit, überall wo ihr mögt in der Welt, nur fern von den Franzosen!" riefen sie damals. Zwei Wanderziele waren es dann, die sie lockten: Pennsylvanien und Wolgaland.

Aus Worms zogen die Textor nach Frankfurt, die Herren Wißmann und Soldau nach Kölln an der Spree, Oppenheimer Juden nach Amsterdam, der Schuster Werling und andere Gewerbetreibende nach Hanau. Aus der Außengasse von Worms macht sich der Schmied Johann Peter Rockefeller auf nach Neujersey über dem Hudson, Neuyork gegenüber, und aus Waldorf Astor mit Familie, aus Waldorf bei Heidelberg. Der Zimmermann Kummer und der Haarschneider Fröhlich wohnen einander gegenüber am Oppenheimer Tor. Kummer, dessen Werkstatt herabgebrannt ist, will wieder wie ein Handwerksbursche wandern, aber Fröhlich beredet ihn, wenn man schon wandern wolle, gleich auszuwandern. Und da sie ein unzertrennliches Freundespaar sind, so wandern sie mitsammen aus, und Christian, der Lehrer russischer Geschichte, kennt russische Offiziere mit Namen Kummer und Fröhlich, die sich in Turkestan für den russischen Adler mit Ruhm bedeckt haben.

Dann wird Christian Heinsberg wieder von dem Verlangen nach den Freunden auf dem Niederwald gepackt. Er kehrt zu ihnen zurück. Unerschöpflich ergießt sich das Glück, in diesem schönen, fröhlichen Lande leben zu dürfen, in ein wein- und liederbeschwingtes Idyll freundschaftlicher Zusammenkünfte und beschaulicher Spaziergänge, festlicher Tage und bei ernsten Gesprächen durchzechter Nächte. Es ist der heiße Sommer des großen Weinjahres 1911. Der Dichter verzichtet auf alles romanhafte Geschehen, und doch vermögen seine temperamentvolle, frische Lebensnähe, sein klarer Wirklichkeitssinn und seine Kunst der Landschaftsschilderung den Leser auch in diesem breiten Ruhen in einer Landschaft in Spannung zu halten.

Wir empfinden alle wie der arme Wolgadeutsche in seiner wahren, seiner eigentlichen Heimat, wenn er meint: „Ich fürchte, unsere Auswanderung war ein großartiger Irrtum", oder wenn er von dem Wort „Vaterland" erschüttert ist. „Wie anders klingt's, wenn der Arme ‚Besitz' sagt, der Kranke ‚Gesundheit', der Auswanderer ‚Vaterland'!" Und ein anderer sagt zu Christian Heinsberg, was ihm wohl selbst immer wieder zu schaffen macht:

„Man kann sich euch denken, wie ihr da draußen umhergeht: in einem Adel der Angst, mit schleichenden Füßen, das Herz in der geschlossenen Hand, ihr Wolgaländer, die ihr Rheinländer wart — und währenddessen laufen und toben die Rheinländer hier, wir Rheinländer hier, umher, leicht wie auf Wolkensohlen, und das Herz tragen wir sozusagen an einem Kettchen um den Hals, als Schmuck oder Angebinde."

Wir lernen auch sonst noch mancherlei aus dem Buch. Es steckt eine reiche Weltkenntnis darin und namentlich sehr viel länderkundliches und geschichtliches, politisches Wissen. Durch eine Fülle anekdotischen Stoffs wird die gemeinsame russische und deutsche Geschichte in uns wachgerufen, von den Tagen der deutschen Katharina, die zur großen russischen Zarin wurde, bis zu den Befreiungskriegen, den Tagen Steins und Arndts, und wer sie „aus den weit auseinanderliegenden Blickorten Wolga und Rhein" anschaut, sieht sie besser als wir hier im Lande. Wir bekommen auch einen Begriff davon, was es bedeutet, daß die ganze Schwelle Asiens von den blonden und braunen Haar aus Germanistan und Rheniſtan durchsetzt ist, und wir werden nicht vergessen, was Christian Heinsberg traurig sagt: „Die Deutschen in der Wolgasteppe denken immerzu an Deutschland und so, als ob es eine Gralsburg wäre fern im Westen auf hohen Alpenfelsen, umströmt von Rhein und Donau."

An einem Herbsttag mit dem Zug der Vögel ist auch Christian Heinsberg wieder auf seiner Wanderschaft fortgegangen vom Rhein. Der Weltkrieg grollt schon leise in der Ferne. Damit reißen die Fäden dieses Buches ab, um in einem späteren Bande des „Romans der deutschen Unruhe" wieder aufgeknüpft zu werden.

Wir nehmen Stellung

Seit ihrer Begründung, durch elf Jahrgänge hindurch, haben die »Weltstimmen« an Stelle der kritischen Zergliederung die sachliche Literaturbetrachtung gesetzt. Aber die unverfälschte Wiedergabe des dichterischen Gehalts — das heißt keineswegs Urteilslosigkeit. Und so behalten wir uns vor, in einzelnen Fällen, in denen es um Grundfragen erzählerischer Darstellung geht, auch grundsätzlich Stellung zu nehmen.

Europa im Spiegel einer Familie

Von Walther von Hollander

Zu M. B. Kennicot: „Die Geschichte der Tilmansöhne"
(Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen. 523 S. RM 7.80)

M. B. Kennicott, die rasch berühmt gewordene Verfasserin des Tagebuchromans „Das Herz ist wach" legt nunmehr ihr zweites Buch vor, die „Geschichte der Tilmansöhne". Auch dieses Buch ist kein Roman im herkömmlichen Sinne. Die äußere Form, nicht immer glücklich durchgeführt und oft mehr zur Verwirrung dienend als zur Klärung, ist die eines Erinnerungsbuches, aufgeschrieben für den jüngsten Tilman, der zur Zeit gerade drei Jahre alt ist und den die Aufzeichnungen in die Geschichte und das Wesen seiner Familie einführen sollen. Dieser an sich erlaubte und gute Kunstgriff wirkt in unserem Falle nicht ganz echt. Die Verfasserin verwischt immer wieder die selbstgewählte Form, und durch die Aufzeichnungen hindurch schlägt romanhaft ihre eigene Geschichte, wird zum Mittelpunkt und zieht schließlich alles Interesse auf sich. Da zudem Vergangenheit und Gegenwart fortwährend durcheinander gehen, Geschehenes und noch nicht Geschehenes einander ablösen, findet sich der Leser immer wieder in einem Gestrüpp der verschiedensten Zeiten und Daten und Menschen gefangen. Er muß fortwährend die Familientafel aufschlagen, die an den Anfang des Buches gestellt ist und die man bis zum Schluß nicht entbehren kann. Auf diese Weise kann der unbefangene Leser eigentlich nur den „Romanteil" des Buches mit Genuß aufnehmen.

Was der Verfasserin vorgeschwebt hat, ist allerdings klar. Es sollte gezeigt werden, wie in jedem Menschen die verschiedenen Blutströme sich verschieden mischen, wie er von denen abhängig ist, die vor ihm lebten, wie er die Erlebnisse, die Schicksale, die Schwierigkeiten, wie er die verschiedenen Landschaften und Abenteuer derer in sich trägt, die vor ihm waren. Das Gegenwärtige also des Vergangenen sollte gezeigt werden, und in vielem wird es auch gezeigt.

Die Tilman werden auf ihrem Wege verfolgt vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Sie stammen ursprünglich aus Ostpreußen, von einem Gut an der Memel, das die Jahrhunderte über irgendeinem aus dem Tilman-Geschlecht gehört, auch wenn der Besitzer nicht mehr den Namen Tilman trägt.

Gleich im Anfang des 19. Jahrhunderts, nachdem zwei Geschlechter an der Memel residiert haben, wird der eine Tilman nach England verschlagen. Ursprünglich preußischer Offizier, wird er englischer Oberst und fällt bei Waterloo. In der gleichen Schlacht fällt auch der Mann, der die letzte Memeler Tilman zur Frau hat, ein Westfale, nach Ostpreußen verschlagen durch den napoleonischen Feldzug. Die Schicksale dieser beiden, die von England und Ostpreußen kommend in der gleichen Schlacht fallen, sind eingebettet in die napoleonischen Leiden Deutschlands. Es wird recht lebendig geschildert, wie um die Wende des 19. Jahrhunderts die Menschen durch die politischen Ereignisse hin und her geworfen wurden. Alles, was die Tilmans angeht, wirkt höchst anschaulich. Schwieriger kann man Anteil nehmen an der eigentlichen Historie, die neben den Familienereignissen einen breiten Raum einnimmt, sich aber nicht wesentlich von der Geschichtsdarstellung unterscheidet, wie wir sie etwa in Schullesebüchern finden.

Wesentlich lebendiger ist die nächste und die übernächste Generation geschildert. In dieser Zeit, in die die Revolution von 1848 fällt, wird ein Tilman nach Schweden verschlagen, als politischer Flüchtling. Er ist der Gründer der schwedischen Linie. Von nun an blüht die Familie in drei Ländern. In England, in Schweden und in Deutschland. Und es ist wirklich sehr schön geschildert, wie alle Zweige immer wieder zum Stamm zurückstreben, wie die Kinder und Kindeskinder sich immer wieder im Memelhaus zusammenfinden und wie ihnen auf diese Weise der weitere Blick, die größere Weltläufigkeit, die Übersicht über die Probleme der Zeit, gesehen im Spiegel verschiedener Länder, geschenkt wird. In England beginnt die Dampfzeit. Ein Tilman baut Eisenbahnen, einer Schiffe, und in Schweden ist auch ein Reeder, der als erster Dampfschiffe über die Meere schickt.

Eine Generation weiter, und die Welt ist schon wieder ein wenig zusammengerückt. Die Menschen kommen durch die Erfindung der Elektrizität und der Schnellpresse einander näher. Oder besser: sie rücken enger zusammen. Denn das Merkwürdige ist: dieses Näherkommen bringt sie einander nicht näher, macht sie nicht bekannter, sondern entfremdet sie untereinander.

Im Leben eines Tilman, der Maschinenbauer ist, Erfinder auf dem Gebiet der Elektrizität, und im Leben eines großen Zeitungsmannes, der in die schwedische Familie heiratet (selbst ist er Engländer), wird das gezeigt. Und das Problem der Entfremdung der Völker, die auf immer engerem Raum einander begegnen, ist das Lebensproblem der Erzählerin, die Ora Ulffen heißt und aus dem schwedischen Stamm der Familie kommt.

Die Geschichte der Tilmansöhne wird allmählich abgelöst durch die Geschichte dieser Ora Ulffen, die allerdings immer wieder mit den Mitgliedern der Familie zusammenkommt und sich mit ihnen in Liebe, Freundschaft und Fremdheit auseinandersetzen muß. Die Geschichte Oras ist ungewöhnlich genug, um erzählt zu werden. In Schweden geboren, wächst sie in Deutschland auf, wo ihr Vater in deutschen diplomatischen Diensten steht; er ist Teilnehmer des Feldzuges 1870 und als solcher Preuße geworden. Ora kommt nach Schweden zurück, um dort mit einer Kusine erzogen zu werden, die ein wenig melancholisch und lebensfremd ist und die sie wieder in das Leben zurückzuführen versteht. Die beiden Mädchen gehen dann zusammen nach England. Hier erfüllt sich das Schicksal der jungen Kusine. Der sehr mächtige Donald Hartington, Besitzer eines Pressekonzerns, heiratet sie.

Hartington ist die lebendigste Figur des Buches. Ein Könner und ein Verführer, ein Eroberer junger Menschen und ein herzensschwacher Mann, ein napoleonischer Mensch, durch seine Eitelkeit gefährdet und gefährlich. Denn er muß unbedingt und überall der Sieger sein. Wo er dann siegt, ist er ein großartiger Mensch. In der Niederlage wird er klein. Allzu romanhaft vielleicht wird dann geschildert, wie Hartington mit seiner jungen Frau auf eine Weltreise geht, wie er mit seiner Frau geradezu von der Welt verschwindet, bis die Nachricht vom Tode der Frau kommt. Sie ist im Wochenbett an der Tuberkulose gestorben. Das Kind, so berichtet Hartington, sei nicht lebensfähig gewesen. Das ist aber eine Lüge. Das Kind lebt, es ist nur nicht so vollkommen, wie der eitle Vater es sich gewünscht hat, und so konstruiert er — eifersüchtig wie alle eitlen Menschen — einen Ehebruch seiner Frau und behauptet, das Kind, ein Knabe, sei nicht sein Sohn.

Als Hartington wieder auftaucht, beginnen die Spannungen zwischen England und Deutschland. Hartington sieht in den Deutschen die große Weltgefahr. Er bekämpft Deutschland mit allen, zum Teil recht schädigen Mitteln. Ausgezeichnet ist der Verfasserin gelungen, zu schildern, wie die Entfremdung zwischen Deutschland und England immer gefährlicher wird und immer sinnloser. Wie Ora nicht gegen den allgemeinen Strom anschwimmen kann, wie es ihr mit aller Kraft nicht gelingt, die Öffentlichkeit über das wahre Deutschland aufzuklären. Sehr seltsam macht sich in diesem Zusammenhang der Fortgang ihrer Lebenserzählung. Sie, die an ihrer verstorbenen Kusine gehangen hat, die Hartington persönlich und sachlich (wegen seiner Stellung gegen Deutschland) gehaßt hat, heiratet ihn ziemlich unvermittelt. Die Brücke ist allerdings das Kind Hartingtons, das Ora verstoßen bei einer Gärtnersfrau in ziemlich elenden Verhältnissen auffindet, für sich gewinnt und dem Vater zuführt.

Es folgt die europäische Katastrophe, die naturgemäß für eine Familie besonders schmerzhaft ist, deren Mitglieder über drei Nationen verteilt sind. Ora, der Frau des großen Pressemannes, gelingt es, ihren Mann wenigstens von der deutschfresserischen Haltung abzubringen. Es gelingt ihr, ein Hilfswerk für die plötzlich verfemten, ihrer Ernährer beraubten deutschen Familien einzurichten. Es ist der beste Teil des Buches, in dem über die Schicksale der Deutschen in England während des Krieges objektiv und unsentimental berichtet wird. Hartington stirbt während des Krieges. Seine Frau, Ora, hat viel unter den Anfeindungen der Verwandten auszuhalten. Man will ihr sogar ihre Kinder nehmen. Aber sie kämpft das alles durch. Sie muß erleben, daß ihr Stiefsohn, an dem sie hängt, als verstörter Melancholiker (infolge Verschüttung) aus dem Krieg heimkommt, sie muß es erleben, wie das bittere Kriegsende den Krieg nicht beendet, sondern den Haß weiterschwelen läßt, die Vernichtung, die Unvernunft weitersiegen läßt. Sehr langsam und allmählich gelingt es ihr, auf ihrem Feld wieder zu ackern und Früchte zu ernten. Es gelingt ihr, einiges Wesentliche zur Verständigung zwischen England und Deutschland beizutragen. Sie selbst kehrt nach Deutschland zurück in die Mainlandschaft und beginnt dort mit einem Vetter, dessen Zuneigung sie ihr ganzes Leben begleitet hat, ein neues Leben. Ihr Stiefsohn, Tobias Hartington, gründet mit den großen Geldmitteln seines Vaters in England eine Kolonie für Kriegsopfer, die sich nicht selbst ins Leben zurückfinden können. Ihre Tochter aber heiratet den jüngsten englischen Tilman und bekommt im Hause in der Maingegend den ersten Sohn, den Tilman, der als erster nach 180 Jahren wieder in Deutschland geboren wird. Damit hat sich dann der Kreis gerundet. Die Familie ist in das Ursprungsland zurückgekehrt und beginnt ein neues fruchtbares Leben.

Durchzogen ist diese Geschehnisfülle von allerhand anekdotischem Beiwerk, welches sehr reizvoll die etwas einfarbige Gefühlslage des Ganzen aufhellt. Sie ist umkleidet mit viel historischem Gerüst, das niemals recht lebendig wird, ja oft geradezu angelesen wirkt. Ganz unlebendig sind auch die historischen Persönlichkeiten, die häufig am Rande der Geschehnisse auftauchen. Weder Carlyle noch die Meysenbug, weder Chamberlain noch die Duse bekommen ein Gesicht. Nichts wird über sie gesagt, was wir nicht schon wüßten. Sie sind geradezu Statisten auf der Tilman-Szenerie. Auch stilistisch läßt sich manches gegen das Buch sagen. Immer wieder kommen abgegriffene Gefühlsworte, unerfüllte Gefühlsausbrüche, Betrachtungen, die trocken, ja ledern wirken. Vielleicht würde eine wesentliche Kürzung des Ganzen eine straffere Führung der eigentlichen Linie, die reizvollen und im ganzen anziehenden Schilderungen der Familie Tilman liebenswerter und wichtiger machen.

Dichtung im Spiegel der Zeit



Aufn. Clausen

Lina Lossen in Billingers „Der Gigant" (Staatstheater Berlin)

Kultur im Dienst der Nation

Zu einem entscheidenden Buch

Der kulturpolitische Schriftleiter einer großen Berliner Zeitung, Wilhelm Westecker, gibt in seinem Buch „Kultur im Dienst der Nation" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 147 Seiten, RM 2.80) einen Überblick über die mannigfachen Bestrebungen des Nationalsozialismus, das Volk mehr und entscheidender als bisher am kulturellen Leben der Nation teilnehmen zu lassen. In der Einleitung zu seinem weiterweisenden Buch kennzeichnet er die grundsätzliche Haltung der kulturellen Arbeit der Gegenwart in ihrer Abhängigkeit von Rasse und Weltanschauung, um im Hauptteil des Werkes, der „Die Wirklichkeit" überschrieben ist, die Beziehungen von Volk, Volksgemeinschaft, Volkserleben zu den großen Festen, zu Drama, Kunst und Musik, Dichtung, Film und Rundfunk festzustellen. Grundsätzlich fordert Westecker, daß die Kunst aus dem Volk geboren werde, daß sie aber auch wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückfinde, sozusagen also eine Funktion im Leben des Volkes haben müsse, sofern sie ewig sein will. Hier handelt es sich um Grundsätzliches aus der nationalsozialistischen Kulturaufgabe, das der Verfasser in schlüssiger Form übersichtlich wiedergibt. Im zweiten Teil des Buches handelt es sich um die Aufzeigung einiger Gefahren, die am Wege zum Ziel einer durch und durch deutschen, gesunden, gebändigten, formal gebundenen Kultur lauern. Ein kühner Vorstoß ist die Kritik der üblichen Bewertung mancher angesehener dichterischer Leistung dieser Zeit. Westecker fordert dann auch, daß das Volk bei kulturellen Veranstaltungen mehr als tätiger denn als zuschauender Teil mitwirke. Damit stößt er auf das wichtige Problem nationalsozialistischer Feiergestaltung. Westecker verlangt dann im Zusammenhang mit den großen Fragen der Kunst, daß wir aus dem augenblicklichen Stil, dem Zeitstil, einen umfassenden Lebensstil formen: Kultur im Dienst der Nation.

Wolfgang Zurlinden

Führer zur deutschen Dichtung

Die große Wendung des deutschen Lebens hat auch vor den Bezirken der Dichtung nicht haltgemacht. Sie hat gerade dem Dichter einen hohen und würdigen Auftrag im Lebensraum des Volkes gegeben, einen „politischen Auftrag", sie sieht die Dichtung als eine wesentliche Ordnungs- und Führungskraft. Entscheidend ist dabei, wie Westecker sagt, „daß die Dichtung die innere Kraft und das Wertbewußtsein unseres Volkes zum Ausdruck bringt". Dieses veränderte Verhältnis zur Dichtung muß sich auch in der Literaturgeschichtsschreibung spiegeln. Eine Darstellung der deutschen Dichtung kann sich heute nicht mehr mit einem geschichtlichen Abriß der Entwicklung, der zeitlichen Aufeinanderfolge von Stilepochen und Literatenprogrammen begnügen. Wer die Dichtung als eine Lebensmacht in den Raum des Volkes stellen will, muß einen Literatur*führer* geben, nicht nur „Literatur*geschichte*"; er muß sich immer bewußt bleiben, daß er nichts anderes soll, als an die Dichtung selbst heranführen.

Für die Dichtung der Gegenwart liegen jetzt zwei solcher Darstellungen vor: Johannes Beer, „Deutsche Dichtung seit hundert Jahren" (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. 248 S. mit 24 Dichterbildnissen, RM 6.—) und Hellmuth Langenbucher, „Volkhafte Dichtung der Zeit" (Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin. 449 S. mit 50 Dichterbildnissen, RM 12.—).

Johannes Beer geht von einer Erfahrung bei seiner vorbildlichen Fortbildungsarbeit am buchhändlerischen Nachwuchs aus — einer Erfahrung, die man selbst immer wieder machen kann, wenn man eine ältere Literaturgeschichte aufschlägt oder sich seiner eigenen Schulzeit erinnert: da wurde die deutsche Dichtung vom Hildebrandslied bis zu Goethe, wenn es hochkam bis zu Hebbel, sehr aus-

führlich behandelt — das gehörte ja zur „allgemeinen Bildung". Dann aber klafft eine große Lücke bis zur zeitgenössischen Dichtung. Ein ganzes Jahrhundert fällt dabei einfach unter den Tisch, es scheint aus dem Gedächtnis der Gegenwart gestrichen, oder es lebt, in Bausch und Bogen als „liberalistisch" verdammt, ein verzerrtes Dasein. Diese Lücke zu schließen ist eine kulturpolitisch dringend nötige Aufgabe. Beer löst sie mit ehrfurchtsvollem Verständnis dort, wo ein Ewig-Deutsches sich zeigt.

Beer findet den Zugang zur Dichtung vom Stofflichen, vom Inhalt eines Buches, nicht von der einzelnen Persönlichkeit her, wie ja auch ein literarisch unverbildeter Leser zumeist nicht ein Buch von Beumelberg verlangt oder eine neuromantische Dichtung, sondern „ein Kriegsbuch", „eine Tiergeschichte", „eine Reisebeschreibung". Die notwendigen literarischen und geschichtlichen Begriffsgerüste finden sich in den Übersichtstafeln.

Das weite Gebiet der Erzählung wird in drei Untergruppen geteilt: Das deutsche Volk in der Geschichte (historischer und zeitgeschichtlicher Roman) — Das deutsche Volk in seinen Stämmen und Landschaften (Landschaftsdichtung, Tiergeschichte, Märchen, Mundartdichtung) — Der deutsche Mensch in seinem Lebensgang (der werdende Mensch, der wirkende Mensch, der Mensch vor seinem Schicksal). Wie fruchtbar diese Gliederung sein kann, erweist sich etwa bei der Einleitung zum Entwicklungsroman (Der deutsche Mensch in seinem Lebensgang), wo Beer die überraschende Linie von Hans Grimm zurück zu Raabe, Keller, Stifter hinüber zu Carossa zieht und so die ungebrochene Einheit deutscher Lebensauffassung und Schicksalsbewältigung diesseits und jenseits der Grenzen erhellt.

Beer hat sein Buch vor allem den Mittlern der Dichtung, dem Buchhandel und der Büchereí, zugeeignet. Sie werden das Werk eines Mannes, der ihrer Arbeit eng verbunden ist, freudig aufnehmen und ihm Dank dafür wissen. Weiter aber will sich das Buch wenden an alle, die „Dichtung mit offenem Herzen aufnehmen und Dichtung als Prüfstein des eigenen Gewissens wirken lassen" wollen.

Beers Buch ist eine Tat. Er hat die große Dichtung des 19. Jahrhunderts, die unserem Gedächtnis zu entschwinden drohte, für den geistigen Haushalt unseres Volkes gerettet. Er hat uns vor dem Verhängnis bewahrt, natürliche Lebensvorgänge, die uns mit den besten Überlieferungen unserer völkischen Vergangenheit verbinden, abreißen zu lassen.

Langenbuchers umfangreiches Werk ist die völlig neubearbeitete Auflage eines 1933 erschienenen Buches, einer Kampfschrift eigentlich. Damals war „Volkhafte Dichtung" noch ein Kampfruf; heute sind die neuen Wertungsgrundsätze, deren Vorkämpfer Langenbucher war, zur Selbstverständlichkeit geworden. Deshalb konnten in der Neufassung die überflüssig gewordenen Ausführungen und Anhänge weggelassen werden. So ist eigentlich ein ganz neues Buch entstanden, ein erstaunlich vollständiger Überblick über das dichterische Schaffen unserer Zeit.

Langenbucher behandelt also fast ausschließlich lebende Dichter; freilich sind auch Paul Ernst, George, Lersch, Thoma aufgenommen. Und die Methode? Um es auf eine ganz grobe Formel zu bringen: Langenbucher geht vom Dichter aus, Beer von der Dichtung. Beide aber kommen fast zur gleichen Gliederung — ein schöner Beweis für das gesunde Wachstum unserer Dichtung auch ohne literarische Programme. Langenbucher bringt folgende Hauptabschnitte: Volk und Dichter — Der deutsche Mensch — Volk an der Arbeit — Landschaft und Stammestum als völkischer Lebensgrund — Der geschichtliche Werdegang des deutschen Volkes — Blut und Rasse — Deutsches Volk auf fremder Erde — Das Ringen um eine neue Lebensform des deutschen Volkes — Der Weltkrieg als Volksschicksal — Die große Wende im Leben des deutschen Volkes. Das Wesen volkhafter Dichtung umreißt er so: „Wir verstehen unter volkhafter Dichtung jede dichterische Aussage, die im Lebensraum des deutschen Volkes steht, die aus seiner Wirklichkeit, aus dem Grunde seines Wesens, aus seinem Schicksal wächst." Das ist eine sehr weitherzige und verständnisvolle Auslegung, die auch für manche gegensätzliche Gestalten Raum hat.

Der starke Umfang des Bandes erlaubt es Langenbucher, sehr ausführlich auf das Schaffen der Dichter einzugehen und alle ihre Werke zu nennen. Kurze Lebensläufe sind auch hier (wie bei Beer) in einen Anhang verwiesen. Ein paar ältere Dichter werden hier recht eingehend erwähnt, etwa Otto Alscher, Emil Ertl, Otto Erler, Eberhard König, Gustav Leutelt, Franz Nabl; so wird manch altes Unrecht gutgemacht. Aber auch die meisten Neuerscheinungen des Herbstes 1937 sind schon berücksichtigt. So ist dieses Werk ein Zeugnis für den Reichtum unserer Gegenwartsdichtung; möchte es für viele ein Führer zur Dichtung überhaupt werden!

Friedr. Wilh. Niegisch

Wir möchten an dieser Stelle noch auf zwei Neuerscheinungen aufmerksam machen, die wir nicht gern erst später besprechen wollen. Da ist einmal die „Flämische Weihnacht", eine Sammlung flämischer Erzählungen von E. H. Erkelenz (Kösel & Pustet, München. 144 S., RM 3.50) mit Beiträgen von Marie Gevers, Ernest Claes, Theo Bogaerts, Antoon Thiry u. a. Hier lebt noch der Geist der Märchen und Legenden; ganz nah ist das Wunder, über allem dunklen Menschenschicksal erstrahlt das Licht des Überirdischen. Und da ist weiter der Goethe-Kalender auf das Jahr 1938, herausgegeben vom Frankfurter Goethe-Museum (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 261 S., RM 3.50): eine reizende Jahresgabe mit Beiträgen von Ernst Wiechert, Rudolf G. Binding, K. H. Waggerl, R. A. Schröder, L. Fr. Barthel. — Bekenntnisse dichterischer Menschen von heute zu Goethe, von seinem Geiste getragen. Ausstattung und Bebilderung sind wahrhaft anmutig und ihres Gegenstandes würdig zu nennen.

Die Zeit im Spiegel der Dichtung

Lebensbekenntnis eines Dichters

Hermann Stehr, der große Gestalter deutschen Lebens in Romanen und Erzählungen, in Mären und Mythen, ist durch fünf Jahrzehnte des Schaffens und Ringens um das Menschengeheimnis zum Wissenden und Weisen geworden, dem die geheimsten Kräfte im Menschendasein wohlvertraut sind. Schon in seiner lyrischen Lebensernte, dem gedankenreichen und -schweren „Lebensbuch" trat dies Wissen, das nicht ein solches des Intellektes, sondern der Seele und des Herzens ist, stark an den Tag. Diese Lyrik war Lebenslyrik und Gedankenlyrik. Nun hat der Verlag Paul List in Leipzig, der das Gesamtwerk Hermann Stehrs betreut, einen neuen Band herausgegeben: „Das Stundenglas", Reden, Schriften, Tagebücher (329 Seiten. RM 5.50), in dem die großen Aufsätze, Ansprachen, Reden, Gespräche und Bekenntnisse aus fast drei Jahrzehnten seines Schaffens gesammelt sind. Dieser Dichter bekennt sich ebenso mutig zu dem, was er liebt, und ficht ebenso furchtlos gegen das, was ihm feind ist — mehr aus einer leidenschaftlichen Gefühls- und Seelenkraft, als aus der Kraft des zergliedernden Verstandes. Sein Wissen um das Wesen der Dichtung und der Kunst ist groß, und allgemeingültig sind die Deutungen, die er von einzelnen Werken ihm naher Dichter (Hauptmann, Griese, Gabele) wie von einzelnen Persönlichkeiten (Goethe, Hamsun, Stegemann, Beethoven) gibt. Besonders bedeutsam aber sind die von Liebe und Leidenschaft getragenen „Ansprachen an die Jugend", die er zu verschiedenen Zeiten gehalten hat. Tief in das Wesen der Religion und des Glaubens, insbesondere des Christentums, führen die „Erwägungen für innerliche Menschen", während die Aufsätze über schlesische Erde und Menschen und die ergreifenden „Blätter aus meinem Leben" Stehrs Bekenntnis zur Heimat und ihren Menschen, zu den Freunden und Weggenossen darstellen. So ist das Ganze ebensosehr ein Buch des persönlichen Bekenntnisses wie der Lebensführung.

Otto Heuschele

Das verschenkte Leben

Richard Billinger legt in dem Werk „Das verschenkte Leben" (S. Fischer, Berlin, RM 5.80) eine legendäre Erzählung vor, die ähnlich wie seine lyrischen Dichtungen ihre Elemente aus mystischen Gründen formt. So wächst der äußere Stoff, der zunächst durchaus wirklichkeitsnah behandelt ist, dem Dichter unter den Händen ins Geheimnisvolle, um nicht zu sagen: Unbegreifliche, und vollzieht sich auf einer Ebene, in der die Gesetze der Logik nicht mehr ausreichen.

Der Bauernsohn Peter Klinger jagt als Zirkusreiter Pedro Klingsor auf seinem Pferd Helios über die Manegen der Weltstädte. Bei einem Zirkusbrand in Paris, der offenbar ein Eifersuchtsattentat des Inspizienten gegen Klingsor ist, geht das Pferd zugrunde, und Pedros Geliebte wird das Opfer eines Kampfes zwischen dem Zirkusreiter und dem Inspizienten. Der Schuß, der für Pedro bestimmt war, trifft das Mädchen in dem Augenblick, da es dem andern den Revolver entreißen will. Pedro Klingsor, durch den Verlust des Mädchens und des Pferdes plötzlich abgeschnitten von seiner bisherigen Welt, kehrt als der Bauernsohn Peter Klinger wieder in seine Heimat am Inn zurück; er beginnt dort eine adlige Gutstochter zu lieben und spielt wieder mit dem Gedanken einer neuen Artistenlaufbahn. Aber er wird, je länger die Zeit fortschreitet, äußerlich und innerlich zu einem Schatten, wie von einer dunklen geheimnisvollen Kraft aufgezehrt und ausgesogen. Für diese mysteriösen Vorgänge versucht der Dichter unaufdringlich, aber nicht völlig überzeugend, eine Deutung zu geben: als seine Mutter schwer erkrankte, bittet Peter den Hofverwalter und Zigeuner Bacs Elek, dem geheimnisvolle Kräfte nachgesagt werden, seine Mutter zu retten; sein ganzes Leben würde er, Peter, dafür hergeben. Merkwürdigerweise aber läßt der Dichter seinen Helden dieses Opfer nicht von innen her vollenden, sondern durch einen bloßen Zufall zugrunde gehen.

Olaf Saile



Aufnahme Clausen

Maria Koppenhöfer in Billingers „Gigant" (Staatstheater Berlin)

Martin Raschke, der sich mit seiner Erzählung „Der Erbe" und seinem Roman „Der Wolkenheld" einen Namen erworben hat, erzählt in seinem Buch „Wiederkehr" / Tagebuch einer Kindheit (Paul List Verlag, Leipzig. 127 S. RM 2.80) von einzelnen bedeutsamen Lebensaugenblicken, die einem jungen Menschen begegnen und in seiner Seele tiefe Spuren hinterlassen. Mit der magischen Kraft seiner Sprache stößt er bis ins Herz des Geschehens, der Dinge und der Menschen vor und erhebt das Einmalige zum Gleichnis. Ein durchaus dichterisches Buch, das man den Büchern Hans Carossas an die Seite stellen möchte, wurde uns so geschenkt.

Der schwäbische Dichter Anton Gabele erzählt seiner Frau und seinen drei Buben gleichfalls Geschichten aus seiner Kindheit und seiner Jugend: „Talisman" / Ein Bericht (Paul List Verlag, Leipzig. 157 S. RM 2.80). Von Menschen und Landschaften, von Tieren und Jahreszeiten, von Lehrern und Wirten, von Bettlern und fahrenden Gesellen ist hier die Rede. Es sind schwäbische Menschen, von denen hier berichtet, es ist schwäbisches Land, das hier geschildert wird. Der Abschied vom Vater oder der Tod der Mutter — das konnte nur von einem reifen Erzähler so ergreifend dargestellt werden.

„Fränkischer Sommer" (Insel-Verlag, Leipzig. 221 S. RM 4.—) nennt Andreas Zeitler sein erstes Buch, eine Erzählung, in der vor der vollkommen geschilderten oberfränkischen Landschaft das Schicksal einiger Menschen mit zarten Strichen gezeichnet ist. Ein junger Mann erfährt in der Liebe zu einem naturnahen Mädchen eine glückhafte Festigung seines Charakters. Durch ein Unglück verliert das Mädchen den Geliebten, geht aber aus dieser Liebe als gereifte Frau hervor. Zwei ältere Männer, der Vater des Jünglings, ein Kaufmann, und der des Mädchens, ein schwerverletzter Offizier aus dem Weltkrieg, verkörpern die Welt des Verzichts und der Demut. Zeitler erzählt diese an äußerem Geschehen arme Handlung in einer an Stifter gemahnenden, wunderbar ausgewogenen dichterischen Prosa, deren Stärke die Schilderung der Dinge und der Landschaft ist. Das Ganze ist eine reine und reife Dichtung von hohem menschlichem und künstlerischem Gehalt.

Wolfram Brockmeier, der als Lyriker bekanntgeworden ist, stellt sich in dem Buch „Die Ravensburger Fahnenträger" (Goten Verlag, Leipzig. 92 S. RM 2.90) auch als Erzähler vor. Der Dichter erzählt, meist nach alten Quellen, in knapper und einprägsamer, konzentrierter und doch erschöpfender Form von Schicksalen, die beispielhaft und verpflichtend sind. Wilhelm Schäfer, dem Meister der Anekdote, ist hier aus der jungen Generation ein gleichstrebender Nacheiferer erwachsen.

Heinz Hartmann berichtet in seiner Novelle „Das letzte Korn" (W. Limpert Verlag, Berlin. 62 S. RM 1.80) ein Schicksal aus der Zeit der Glaubenskriege. Vor den brennend und mordend durchs Land ziehenden Hussiten fliehen die deutschböhmischen Bauern in die Wälder. Einzig Franz Hofers alter Vater bleibt zurück. Er weigert sich zu fliehen, und ihm gelingt es, ehe er von den Tschechen ermordet wird, das letzte Korn der Erde zu vertrauen. Die Geflohenen werden uneins und wollen auf die Rückkehr verzichten, doch Franz Hofers Energie bestimmt sie zur Heimkehr. Sie finden zwar die Höfe niedergebrannt, allein das letzte Korn steht grünend als zarter Schimmer über den Feldern und gibt ihnen neuen Mut und Hoffnung zum Leben.

Werner Bergengruen, der seine gestalterische Kraft durch eine stattliche Zahl von Erzählungen und Romanen bewiesen hat, schildert in seiner neuen Novelle „Die drei Falken" (Wilhelm Heyne Verlag, Dresden. 60 S. RM 1.80), wie ein Falknermeister in seinem Testament über seine drei Falken bestimmt. Sie sollen versteigert werden. Der Erlös des ersten muß seinen Gläubigern und den Armen zufallen, der des zweiten ist für das Kloster bestimmt, während der des dritten seinen Verwandten und einem unehelichen Sohne zugute kommen soll. Einer der Falken entweicht, wird aber wieder eingefangen. Die geldgierigen Verwandten werden aber trotzdem um ihren Gewinn geprellt, denn der Sohn läßt seinen Falken frei, da es ihm widerstrebt, ein edles Tier zum Objekt der Habgier werden zu lassen. Ein Hohelied auf die Unzerstörbarkeit wahren Adels.

Das gewichtigste und gehaltvollste unter den hier genannten Büchern ist ohne Zweifel Wilhelm von Scholz' Sammelband: „Die Gefährten" (Paul List Verlag, Leipzig. 376 S. RM 6.50), in dem er fast ein halbes Hundert größere und kleinere Erzählungen aus allen Zeiten, allen Zonen und allen Lebenssphären vorlegt. Wilhelm von Scholz, der sich als Dramatiker wie als Erzähler schon immer in den Grenzbezirken des Schicksals bewegte, hat auch zahlreiche seiner neuen Novellen und Erzählungen wieder an dieser Grenze angesiedelt. Durch Pflicht, Liebe, Gewissen werden die Menschen bei Scholz an die Grenze des Unausweichlichen getrieben. Die andere Sphäre, die er immer wieder darstellt, ist die des Hellsichtigen, des Unergründbaren und Metaphysischen. Dabei ist Scholz ein wirklicher Erzähler, der sich nicht in der Seelendeutung verliert, sondern scharf umrissene Szenen darstellt. Es ist stets etwas Dramatisches, Bildhaftes, Scharfumgrenztes in allen seinen Erzählungen, denen tiefer Gehalt und unbegrenzte Vertrautheit mit Menschen und Zeiten, mit Kulturen und Ländern zu zeigen ist.

Otto Heuschele



Aufnahme Clausen

Marianne Hoppe als Emilia Galotti (Staatstheater Berlin)

Frauenschicksal

In ihrem neuen Roman „Du herrliches Leben" schlägt die norwegische Dichterin Sigrid Boo (Universitas, Berlin, RM 6.—) einen überraschend ernsten Ton an, um dann doch die Lichter einer ironisch-lächelnden Betrachtung und des bejahenden Bekenntnisses zum Leben vor dem düsteren Hintergrunde von Krankheit und Leid aufflammen zu lassen. Signe Nasen, jung, hübsch, reich und talentvoll, wird unversehens von dem Gespenst der Schwindsucht angefallen. Dieser Schicksalsschlag verlangt nicht nur eine ganz neue Einstellung zum Leben von ihr, er stürzt auch ihre Beziehungen zur Mitwelt grundlegend um. Lange Monate in einer Heilanstalt sind notwendig, um ihre anfängliche hilflose Empörung in die Erkenntnis tieferer Werte zu verwandeln. Die Gesundete kehrt gereift in das Alltagsleben zurück. Das Häuflein ihrer Schicksalsgenossen, die Ärzte, Pflegerinnen und Angehörigen sind in scharfumrissener Eigenart hineingestellt in die merkwürdige, ganz in sich geschlossene Welt einer solchen Zwangsgemeinschaft.

In eine Schicksalsfrage sehr anderer Art wird die Heldin des neuen Romans der Kärtner Heimatdichterin Ines Widmann: „Schicksal am See" (Cottasche Buchhandlg. Nachf., Stuttgart, RM 4.80) durch die Schuld ihres schwachen Vaters verstrickt. Gutmütig, aber haltlos, hat er einst das Kind einer ertrunkenen Jahrmarktstänzerin als eigen angenommen. Am einsamen See in den schönen Kärntner Bergen wächst die junge Silvia heran, ein Fremdling im Dorfe. Der verwitwete Vater ist arbeitsscheu geworden, seitdem man ihm das Amt als Organist nahm. Es scheint ihm gut und einfach, daß Silvia den reichen, älteren Müller heiratet. „Sie wird dann immer ihr Brot haben." Erst als der Bruder aus sibirischer Gefangenschaft heimkehrt, empfindet das noch sehr junge Mädchen das Unpassende der Heirat mit dem alten Mann zugleich mit der jäh aufflammenden Liebe zu dem Bruder — der nicht ihr Bruder ist! Schwere Gewissenskämpfe suchen alle drei heim, den Vater, der das erlösende Wort nicht über die Lippen bringt, und die vermeintlichen Geschwister in ihrer verbotenen Liebe. Die Jugend ringt sich zum Verzicht durch; Silvia als Frau des Müllers übersteht die Schicksalswende in dem Gedanken an ihre künftigen Kinder, in denen sie ihre Lebenserfüllung sehen will.

Ganz Symbol, zeitlos und raumlos, Traum und Märchen ist die Erzählung von dem suchenden Weg einer jungen Frau, die Marie Luise Kaschnitz in „Elissa" (Universitas, Berlin, RM 5.50) in das Gewand prunkvoll schimmernder Worte gekleidet hat. Irgendwo, irgendwann am Mittelmeergestade Afrikas lebt das unruhige, trotzige Mädchen Elissa neben ihrer sanften, mütterlichen Schwester Anna. Sie muß erst die Stufenleiter der Gefühle von Sehnsucht, Leidenschaft, Enttäuschung, Zorn und Haß in ihrer Verbindung mit dem schiffbrüchigen Fremden Aeneas durchlaufen, ehe sie heimfindet zu dem stillen, wissenden Jugendfreund Sichaeus, dem ihre erste Neigung galt. Ihr Schicksal verläuft getreu den Worten ihrer Mutter, die ihr „Irren, Suchen, Leiden" vorausgesagt hat „und ein Viertes — das ist die Quelle und ist auch das Meer, in das die Quelle mündet: Dieses Vierte ist die Liebe . . ." Charlotte Reinke

Um Liebe und Ehe

Walther von Hollander greift in seinem neuen Roman „Oktober" (Propyläenverlag, Berlin, 291 S., RM 5.—) ein schwieriges Thema auf: den verhängnisvollen Zwiespalt eines Mannes, der sich durch die Flucht in eine neue Leidenschaft der Verantwortung des Alterns glaubt entziehen zu können. Im Herbst seines innerlich bewegten Lebens weiß der sechsundfünfzigjährige Maler Zylverkamp sehr gut, wie er seine Kräfte zur Reife entfalten könnte. Dennoch fürchtet er sich davor, an der Seite seiner Frau die alte Lebensrechnung zu begleichen, und glaubt in der Liebe zu einem jungen, unerschlossenen Menschen einfach eine neue Rechnung aufmachen zu dürfen. So wird er in den einunddreißig Tagen des Oktober, in denen sich sein Schicksal erfüllt, notwendigerweise an allen Menschen schuldig, die er in den Kreis seines Lebens hineingezogen hatte und nun wieder leichtfertig entlassen möchte. In einunddreißig spannenden Kapiteln entwickelt Walther von Hollander sein Thema mit dem klugen und behutsamen Takt, den dessen gültige Gestaltung fordert. Der alternde, zur Vollendung seines künstlerischen

Werks berufene Zylverkamp wird am Ende durch den mittelbar von ihm verschuldeten Tod seiner Frau der schweren Wahl zwischen Alter und neuer Jugend, zwischen der unerbittlichen Wirklichkeit und verlockenden Träumen enthoben. Das Schicksal, das er selbst heraufbeschworen hat, zwingt ihn, sein Leben in Einsamkeit zu vollenden, und er nimmt es, zur inneren Reife geläutert, demütig erschüttert auf sich. Bei der Darlegung der schwierigen psychologischen Vorgänge dringt Walther von Hollander tief in die Seele jeder seiner Gestalten, bis ihr Tun als das getreue Abbild ihrer inneren Verwandlung erscheint.

Hans Georg Brenner

Der im S. Fischer-Verlag erschienene Roman von F. v. Bodmershof: „Der zweite Sommer" (gebd. RM 5.80, kart. RM 4.80) behandelt das uralte Thema in neuer Variation: Liebe und Ehe mit allen Problemen und Konflikten, die aus der Verschiedenartigkeit der beiden Partner erstehen.

Wenn der erste berauschende Einklang abgeklungen ist und Pflicht und Alltag in ihre Rechte treten, wenn die schwere Kunst der gegenseitigen Anpassung und das Glück des Einanderzuwachsens beginne, wenn also die blinde Liebe sehend wird — dann beginnen auch die Kämpfe und der Zwiespalt der Geschlechter. Nur ein Gefühl besiegt die Widerstände, hebt sie auf und führt die Gemeinschaft zweier Liebender zu ihrem Gipfelpunkt empor: das Gefühl der Bestimmung füreinander. In dieser Erkenntnis bricht der Liebe ihr zweiter Sommer auf: der ruhige, ernteschwere, tiefe Sommer der Reife.

Hoch oben, auf den Bergen Niederösterreichs treffen sich unter dem Zauber der Johannisnacht das Mädchen Karin und der Mann Johannes. So trafen sich von Urbeginn der Welt die Liebenden der Erde, so selbstverständlich und in so seligem Staunen ohne Maßen einander zugetan. Das Mysterium ihrer Begegnung löscht alles andere aus, macht die Wege nebensächlich. Liebe, wenn sie beginnt, ist immer schrankenlos. Sie fragt nicht und wägt nicht. Aber nach der Verlobung und nach der Trauung in der Gutskirche soll Johannes, der Architekt, der bewegliche Stadtmensch, auf dem Gute bleiben, es mit bewirtschaften helfen; ihre Sorgen sollen in seine Teilnahme, ihre Freuden in sein Herz übergehen. Alles scheint möglich und natürlich, denn sie lieben sich. Aber beide müssen es erfahren: gegen den besten Willen gibt es den einen Widerstand, den des eigenen Wesens. Johannes will praktische, neuzeitliche Änderungen, Karin will das Alte um jeden Preis behalten. Johannes ist der Fortschritt, Karin die Tradition. Es kommt zu einem ernsten Konflikt, als Johannes einen Lieblingsplatz Karins zu einem Wasserwerk umschaffen will. Ist dieser Konflikt nicht die Ursache, so doch der letzte Stein zum Anstoß: Johannes fühlt sich am falschen Platz, es zieht ihn wieder in seinen Beruf zurück, er nimmt einen Auftrag nach Holland an, und Karin folgt ihm aus Pflicht und Liebe. Aber während er ganz in sein Lebenselement hineinwächst, fühlt sie sich entwurzelt und verarmt. Karins Heimweh, ihr Gefühl der Pflicht treiben sie nach Hause. Dort findet sie, daß vieles verfäumt, viel falsch gemacht worden ist; überall fehlte ihre Hand, ihr Herz, ihr Rat. Aber nun ist sie ja wieder da, alles wird wieder wie immer und ehemals sein.

Nichts mehr kann so sein. Alles wurde anders. Karin gehört ihrer Erde — aber sie gehört auch ihrem Mann. Über der Arbeit bleibt die Sehnsucht, über der Müdigkeit nach erfüllter Pflicht die Unruhe des Herzens. Ist das Herz des Mannes anders, da es keinen Zwiespalt zu fühlen scheint? Johannes baut am Comer See für Karins Kusine Alexandrine ein südliches Haus. Alexandrine ist eine schöne Frau, sie versteht es, überall Mittelpunkt zu sein, Herzen anzuziehen. Sie ist beschwingter, unruhiger, auch eigenwilliger als Karin, aber auch anschmiegsamer und künstlerisch bewegter. Sie tritt näher ein in das Leben Johannes. Die Unruhe, in die ihn Alexandrine versetzt, droht ihn zu überwältigen. Er befindet sich in einer Krise und verheimlicht sie Karin nicht. Da schreibt sie ihm in ruhiger und bestimmter Art ihren Abschiedsbrief. Aber als sie ihn abgeschickt hat, ist ihr Herz leer und einsam geworden. Fast zusammen mit ihrer Antwort hält Johannes den Abschiedsgruß Alexandrines in der Hand, die so selbstverständlich ging, wie sie gekommen war. An Karins Brief aber spürt er, daß die Bindung zu ihr Kern und Wurzel seines Wesens trifft. Er reist zu ihr, findet aber nur die Bestätigung eines kühlen und beschlossenen Abschieds. Trotzdem ist sein Glaube nicht zu töten. Auch in Karin wächst aus dem Dunkel eines Winters die Erkenntnis von der Kraft der Liebe, die den Namen des Geliebten niemals löschen kann. Aus dem Dunkel findet sie zur Helligkeit zurück, aus der Wirrnis zur Erlösung, zu neuer Erfüllung im zweiten Sommer ihrer Liebe.

In dem Werk Heinrich Zerkaulens: „Anna und Sigrid, Roman einer Ehe" (Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig. Gebunden RM 3.80) steht der Senator Walter Norden zwischen zwei Frauen, der eigenen, zarten und seelisch hilfsbedürftigen Lebensgefährtin, die siebzehn Jahre seines Lebens mit ihm teilte und Mutter seines einzigen Sohnes ist — und der kameradschaftlich tapferen, selbst- und liebesbewußten Ärztin Sigrid Faber. Beide Frauen liebt er, beide kann er nicht aufgeben; er sieht keinen Ausweg mehr und schwankt ohne rechte Willenskraft in der Not seiner Gefühle zwischen beiden hin und her. Auch als alle beide im gleichen Augenblick ihn freizugeben bereit sind, findet er von sich aus weder Kraft noch Mut zur Entscheidung. So fällt die Entscheidung von der Seite der Frauen: Sigrid, die Stärkere, entsagt. Sie wird ihm, ewig getrennt, ewig verbunden bleiben; ein Band der Freundschaft umschließt sie mit dem wieder geeinten Ehepaar. So ist ein Ausweg gefunden worden, der eigentlich keiner ist. Das Liebesverhältnis zwischen Sigrid und Norden verblaßt im Grunde zu einer Episode, und die Rückkehr des Mannes zur eigenen Frau ist kein Entschluß, sondern Resignation.

Käte Lambert



Gudmundur Kamban — ein Dichter Islands

Von Charlotte Reinke

Ein heilig Land
seh ich dort liegen,
wo Asen und Elfen wohnen;
und fort aus Trudheim
Thor nicht getrieben,
solang es noch gibt einen Gott.

Gudmundur Kamban war bereits ein erfolgreicher Dramatiker und Filmverfasser, als er daran ging, seine beiden großen, isländischen Romane zu schreiben, die in deutscher Übertragung von Edzard H. Schaper im Inselverlag erschienen sind, nämlich „Die Jungfrau von Skalholt" und „Ich seh ein großes schönes Land".
Kamban, 1888 in Alftanes auf Island geboren, entstammt einer alteingesessenen Kaufmannsfamilie und wuchs teils in Städten, teils in ländlichen Bezirken Islands auf. Zum Kaufmann bestimmt, konnte er seinen schöngeistigen Neigungen erst folgen, als er mit 22 Jahren an die Universität Kopenhagen kam. Als Vierundzwanzigjähriger schrieb er sein erstes Stück. Dann begann er ein Wanderleben, das ihn durch Nordamerika, Frankreich, England und Deutschland führte. Seine Stücke hatten Erfolg, und schließlich machte er sich, dem Theater eng verbunden — er hatte inzwischen auch eine dänische Schauspielerin geheiratet —, vor etwa 15 Jahren als Spielleiter in Kopenhagen ansäßig.
Vielleicht stieg in dem Vielgereisten, der lange Jahre in den zivilisiertesten Städten der Welt lebte, allmählich das sehnsüchtige Heimweh nach der herben, grünen Insel seiner Kindheit auf. Er träumte wohl von dem fernen Island, dessen Bauerntum ihm so vertraut war, und dessen große Dichter die erste Ahnung von der Macht und Schönheit des gestalteten Wortes in dem Knaben erweckt hatten. So begann er die Archive zu durchforschen, sich in die Geschichte und Überlieferung seines nordischen Vaterlandes zu vertiefen und die beiden gewaltigen Romanwerke aufzubauen, die von der Eigenart und Größe seiner Heimat Kunde bringen, in einem Stil und Ausdruck, der sich an dem der alten Sagas geschult hat. Stark und leidenschaftlich, von ungehemmtem Willen, so ist jeder Charakter darin auf eine einfache Formel zurückgeführt und steigert sich im Kampfe gegen äußeres Schicksal und inneren Zwang oft bis zur Überlebensgröße.

Der erste der beiden Romane Kambans „Die Jungfrau von Skalholt" zeigt uns Island im 17. Jahrhundert. Das Christentum herrscht im Lande. In der Hand mächtiger Bischöfe ist es zu einer Religion der Strenge geworden, deren Zucht für jeden bindend ist. Auf dem reichen Bischofssitze Skalholt liegt alle Macht in den Händen des unbeugsam gerechten Bischofs Brynjolfur. Unter dem weiten isländischen Himmel ragt Skalholt auf, weithin sichtbar — und aller Augen im Lande ruhen auf dem Bischof und seiner vorbildlichen Lebens- und Amtsführung.

So geht die Sage um Skalholt:
Und Gott sah über das Land hin, und siehe, an dieser Stelle lag Sonne ohne jeden Schatten nach allen Seiten. Und Gott machte Skalholt zu seiner Kirche ersten Burg auf Island.

Auf roten und schwarzen Giebeln, auf Fliesengängen und grünen Rasendächern, auf einem halben Hundert niedriger Häuser, die winkelrecht oder in unendlichem Wirrwarr quer verspringt durcheinanderliegen, leuchtet in diesem Sommer brennender Sonnenschein. Das ganze Gewirr von Türen, Durchgängen, Vorsprüngen und Winkeln macht den Bischofssitz zu einem Labyrinth, zu etwas in sich Abgeschlossenem, Heimlichem, beinahe Mystischem, das in vollkommenem Gegensatz zu der weiten, offenen Fläche des Landes ringsum steht. Und obschon hier über hundert Menschen tagtäglich auf den Beinen sind, kann man doch von einem Fliesengang zum andern gehen, ohne eine Menschenseele zu treffen. Plötzlich nur kann man auf eine gelbgestreifte Katze stoßen, die den Eindruck der Verlassenheit erweckt.

Mit dem Bischofssitz verbunden ist eine Schule zur Ausbildung der heranwachsenden jungen Priester. Viel heiße Jugend muß in engstem Nebeneinander hier hausen, und Zucht und Gottesfurcht unterliegen trotz strengster Aufsicht immer wieder der Allgewalt der natürlichen Triebe. Jeder Verfehlung wird der Bischof ein strenger Richter. Da bemächtigt sich eines Tages die Verleumdung der jungen Bischofstochter selbst. Ragnheidur ist ihres Vaters echtes Kind. Wie ein heimliches Feuer glüht ein unbändiger Stolz hinter ihrem Frohsinn und ihrer freundlichen Anmut. Wohl ist sie beherrschter als der Vater, aber gründlicher Überlegung folgt die blitzschnelle, entschlossene Tat. Wehe, wenn sich dieser Wille einmal gegen den Vater wendet. Wie es dazu kommt, und was daraus folgt, ist das Thema des Romans. Um alle Gerüchte zu entkräften, wird das liebende, aber noch unberührte Mädchen vom Vater gezwungen, den öffentlichen Kircheneid auf ihre Unschuld abzulegen. In derselben Nacht noch wirft die maßlos empörte Ragnheidur diese soeben feierlich bekräftigte Unschuld von sich. Der Kampf ist entbrannt! Äußerlich siegt der Bischof. Er trennt die Tochter von dem Geliebten und ihrem Kinde, verdammt sie zu härtester Buße, bis eine Krankheit die Geschwächte dahinrafft — freilich, ohne ihren Trotz gebrochen zu haben. Noch vom Sterbebette schleudert sie dem Bischof entgegen: „Glaubt Ihr, mein Vater, daß es auch in der Hölle eine Kirchenzucht gibt?" Es ist eine grausame Ironie des Schicksals, daß nach ihrem Tode vom dänischen König ein feierlicher Ablaßbrief für sie eintrifft mit der Bestimmung, „daß obgemeldete Tochter sich mit welcher Standesperson auch immer, ob geistlich oder weltlich, die sie zur Ehe begehrt und wünscht, verheiraten darf". Doch über ihrem Grabe ist ja schon lange der Psalm ihres Freundes, des Dichters Hallgrimur Petursson, verklungen:

Der Blume gleich, die einsam
entsprossen ebenem Grund,
umkränzt und hehr umglühet
in klarster Morgenstund
Jäh ihr End erreichet
Und sinkt zur Erde Schoß,
Entblättert und gebleichet —
So ist der Menschen Los.

Gudmundur Kamban ist der Überlieferung getreu gefolgt, ohne die Härten des wirklichen Geschehens zu mildern. So hat er ein unverfälschtes Bild des germanischen Nordens in lebhaften, ungebrochenen Farben gemalt. Er zeigt die Gesetze auf, unter denen die Isländer damals lebten, die Gebräuche und Sitten ihres Alltags, und die reine und schöne Landschaft Islands ist der rechte Rahmen für die großartige Einseitigkeit seiner Gestalten, die auf keinen Deut ihres Rechtes verzichten wollen und sich jedwede Schuld bezahlen lassen.

Noch weiter zurück in die Vergangenheit greift der zweite isländische Roman „Ich seh ein großes, schönes Land". Um das Jahr tausend stießen die Wikinger zum ersten Male über Grönland hinaus in den neuen Erdteil Amerika vor. Die Geschichte dieser Entdeckerfahrten, die sich über mehrere Generationen erstrecken, schrieb der Dichter und gab ihr die Worte mit auf den Weg:

„Ich widme dieses Buch dem Manne vom Norden, in dem sich uns verkörpern die Tugenden der Wikingerzeit: Mut aus Geist, Kraft aus Größe."

Erik der Rote, ein landflüchtiger Mörder, unternimmt die erste dieser Fahrten. Mit 25 Schiffen bricht er auf in das zufällig von ihm gefundene Grönland, dem er, seiner Kälte und Öde zum Trotz, diesen lockenden Namen „Grünes Land" gab, da er sich erinnerte, wie sehr einst der Name „Island" = „Eis-Land" die ersten Einwanderer von der Heimatinsel abschreckte. Ein Seebeben vernichtet einen Teil seiner Flotte. Der Rest siedelt sich in Grönlands Buchten an. Langsam beginnt der Handelsverkehr.

Eine zweite, abgetriebene Flotte sieht in der Ferne unbekannte, bewaldete Küsten, ohne sie jedoch zu betreten. (Es ist Labrador.) Gehetzt von dem Wunsche, erst einmal nach ihren ausgewanderten, verschollenen Landsleuten zu forschen und ihnen die ersehnten Waren und den neuen Glauben, das Christentum, zu bringen, verschieben sie ihre Entdeckerfahrten auf später. In Grönland galten unter dem alten Erik bisher noch die heidnischen Götter. Die Seherin stand hoch in Ehren, und in Zeiten der Not zog die Wala von Hof zu Hof, die Zukunft auszukundschaften.

Und dann kam sie auch.

Eine Frau, klein von Wuchs, aber ungeheuer massig, ritt auf dem Hof ein. Alles an ihr war von einem Geheimnis umwittert: ihr Gesichtsausdruck, ihre Kleidung, jede kleinste ihrer Bewegungen. Die schweren Augenlider bildeten einen Schutzwall vor ihrem Blick. Bevor sie auf dem Hochsitz Platz nahm, ließ sie sich an die Nase heben, um festzustellen, ob es vorschriftsmäßig, nur mit Hühnerfedern, gepolstert war.

Sie trug einen kostbaren indigoblauen Mantel und um den Hals eine Kette aus Glasperlen. Auf dem Kopf hatte sie einen runden Hut aus schwarzem Lammfell, dessen Futter von weißem Katzenfell den unteren Rand einfaßte. Der Gürtel bestand aus einem breiten Seidenband, von dem eine Reihe von Pilzen herabhing, getrockneten und nach allen Regeln der Kunst zur Wundpflege bearbeiteten Pilzen. Auch ein mächtiger lederner Beutel, in dem sie ihre Zaubersachen verwahrt hielt, hing an diesem Gürtel.

Nach dem Mahl wurde sie auf dem Hof herumgeführt, damit sie alles in Augenschein nähme. Gut sorgte sie dafür, daß das Geheimnisvolle um sie herum mit jeder Stunde, die da ging, wuchs. Thorkell fragte sie: wie lange dieser Fimbulwinter noch andauern würde. Darüber mußte sie erst einmal schlafen. Man verstand, daß sie ihre Träume zu überwachen vermochte.

Allmählich aber werden auch die Grönland-Isländer Christen. Sie leben unter sehr harten Daseinsbedingungen; vor allem fehlt es an Holz, Waffen und Schiffen. Die Jugend macht sich endlich auf, neues, fruchtbareres Siedlungsland zu finden. Abenteuerliche Reisen werden geschildert. Es kommt zu den ersten Zusammenstößen mit den Indianern, den „Skrälingen". Aber auch unter den Fahrtgenossen selbst gibt es oft Meinungsverschiedenheiten, die zu Streit, Verrat und wohl gar zum Totschlag ausarten. Eine der erfolgreichsten Fahrten ist die von Karlsefni; dieser reiche und kluge Kaufherr ist Gudrids, Eriks verwitweter Schwiegertochter, zweiter Mann. Er nimmt sie und ihrer beider Söhnchen auf seine sorgfältig vorbereitete Erkundungsfahrt von Grönland aus nach dem südlicheren Lande mit, das seine Vorgänger fanden. Trotz genauester Berechnung des Kurses müssen sie aber lange vergebens nach der ersehnten Küste suchen. Bereits ringt Karlsefni um den Entschluß zur Umkehr.

Am nächsten Morgen erwachte Gudrid frühzeitig, und ihr noch nicht acht Monate alter Sohn schlief friedlich in ihrem Arm. Ihr Mann mußte sehr leise aufgestanden sein, weil sie davon nicht erwacht war. Sein Schwert hing an der Wand! Aber seinen Schild hatte er mitgenommen. Warum hing das Schwert hier, von dem er sich doch sonst nie trennte? Eilig zog sie sich an und ging hinaus aufs Hüttendeck. Da stand er, den Schild über die Schulter geworfen, die Hände auf den Hammer seiner Streitart gestützt! . . . Wenn seine Ungeduld, irgend etwas möge geschehen, bis zum Bersten gestiegen war, griff er zu seiner Streitart! Die Sonne leuchtete auf seiner blanken Stahlhaube, reglos starrte er vor sich hin, allem Anschein nach nur auf das Segel. Das Bewußtsein, seine Frau zu sein, erfüllte sie in diesem Augenblick mit einem Stolz, den sie wohl — sie fühlte es selbst — besser hätte dämpfen sollen. Sie grüßte ihn, und ohne einen Blick vom Segel zu wenden, gab er den Gruß zurück.

„Was siehst du?" fragte sie.

Leise kam seine Antwort, mit verweilender Innigkeit in der Stimme, wie der Klang einer tiefen Harfensaite: „Ich seh' ein großes, schönes Land!"

Er streckte den Arm aus, vergessen war ihr Vorsatz, sie warf sich ihm an die Brust. Und mit seinem Arm wie ein gespanntes stählernes Band um ihre Schulter, blickte sie auf.

Unter einer hellen, lichtblauen Kuppel, einem Gewölbe von unglaublich durchgeführter Strenge, mit seinem weichen, von Blau gesättigten Ton, standen sie hier und schauten auf das Land, das ihnen von fern entgegenglänzte: unendlich nach beiden Seiten hin, der blauende Gesichtskreis von seinen grünen Höhen gezahnt, quer über die Kimmung, von Südwest bis Nordost. Lange Zeit Stille. Lange Zeit nur das Geräusch vom Schiffsbug her, der pflichtgetreu die dröhnende, dunkeltonige Orgel des Meeres trat. Die gleiche, andachtsvolle Unbeweglichkeit wie auf dem Hüttendeck herrschte auch längs der beiden Relings, die von Betrachtern in mehr oder weniger vollständiger Kleidung dicht belagert war. Eine gescharte Gemeinde, hastig herbeigeströmt auf die eiligste aller Nachrichten hin: die Nachricht, daß eine Küste in Sicht wäre.

Als Gudrid leise die Lippen bewegte, war es wie ein Schlußakkord: Das wird unser Land!

Neben den abenteuerlustigen, kampfgewohnten Männern dieser Nordlandwelt, die Krieger und Kaufleute zugleich sind, stehen die Frauen: verwirrend, anfeuernd, helfend.

Da ist die schöne Thurid auf Island, deretwegen Björn Asbrandson die Heimat verlassen muß. Sie erstickt ihre Liebe und Sehnsucht in einer krankhaft gesteigerten Prunksucht. Aber darunter verschüttet lebt ihr die unvergängliche, stets von neuem getäuschte Hoffnung auf des verschollenen Geliebten Wiederkehr. Indessen wird Björn von den Indianern, fast als Gott verehrt, auf Lebenszeit gefangengehalten.

Gudrid, die Christin, kommt schon als junges Mädchen nach Grönland. Sie wird Eriks des

Roten Schwiegertochter. Ihr Mann, Thorwald Erikson, fällt als erster Weißer im neuen Land einem vergifteten Indianerpfeil zum Opfer. Einige Zeit darauf heiratet die junge Witwe den reichen isländischen Kaufmann Karlsefni, begleitet ihn auf seiner großen Amerikafahrt und kehrt später mit ihm in ihre gemeinsame Heimat Island zurück.

Die reiche Thorgunna auf einer der Hebrideninseln nimmt den jungen Leif, Eriks ältesten Sohn, freundlich auf, als er auf seiner ersten Reise vor einem Orkan Schutz suchen muß. Er ist auf dem Wege von Grönland nach Norwegen, um seine Dienstpflicht beim König zu erfüllen. Schwer trennt er sich von der weit älteren Frau, obwohl er in Grönland einem jungen Mädchen, fast noch einem Kinde, verlobt ist. Thorgunna aber versucht ihm zu folgen. Auf der für eine Frau damals so ungewöhnlichen weiten Reise erliegt sie unterwegs auf Thurids Hof auf Island einer pestartigen Krankheit. Alles setzte sie auf eine Karte, ihre Liebe, und verlor.

Der gleiche, leidenschaftliche Wille zur Erreichung ihres Zieles treibt Freydis, die Tochter Eriks mit einer Unfreien. Brennend vor Ehrgeiz, in ihrer Ehe unbefriedigt, bewegt sie zwei norwegische Kaufleute zu einer Entdeckungsfahrt nach dem neuen Lande. Der jüngere der Brüder wird ihr Geliebter. Als sie aber erfahren muß, daß er sie zu verlassen gedenkt, hetzt sie die Fahrtgenossen gegeneinander auf, und in blutigem Mord endet diese Fahrt. Freydis kehrt zwar mit den Überlebenden heim nach Grönland, aber ihre Untat kommt schließlich doch ans Licht des Tages, und ein langes, elendes, armseliges Leben wird ihr Lohn.

So finden wir bei den isländischen Entdeckern und Händlern neben Ausdauer, Mut, Unternehmungslust und Tatkraft auch die Leidenschaften, die den Erfolg ihrer Fahrten immer wieder zunichte machen, nämlich eigensüchtigen Ehrgeiz, Habsucht und Verrat aneinander. Diese Menschen leben ihre Gefühle aus — bis zum guten oder schlimmen Ende! Schließlich wurde das Schicksal noch einmal stärker als der Wagemut und die Entdeckerfreude der Wikinger. Die kleine grönländische Kolonie konnte sich nicht halten. Das Land war zu arm, der Winter zu streng, die Abgeschlossenheit zu groß. Eine Ansiedlung in dem südlicheren, freundlichen „Vinland" = „Weinland" glückte nicht. Vinland nannte man diese Gestade, weil ein deutscher Sklave dort wilden Wein fand, dessen Kelterung er von seiner fränkischen Heimat her kannte. Aber Überfälle der aufgescheuchten „Skärlinge" schreckten die Siedler zurück. Ohne es eigentlich zu wollen, geriet man in Feindschaft mit ihnen. „An allem war nur ein kleines Mißverständnis auf beiden Seiten schuld, weil wir nicht alle dieselbe Sprache sprachen." Es mangelt an Schiffen, um Nachschub an Menschen zu bringen. Die reiche, mühelose Beute an Holz und Fellen verlockt dazu, mit vollbeladenen Schiffen die fremde Küste alsbald wieder zu verlassen. Langsam wendet sich der Strom der heimatlichen Schiffahrt von Grönland und Vinland ab und mehr dem Süden Europas und dem menschenreichen Asien zu, wo große, reiche und bunte Städte stärker locken als die weltferne Einöde und die kalte Kargheit Grönlands.

Noch ein kurzes Nachspiel findet die Vinland-Saga. Im Jahre 1028 wird ein isländischer Kaufmann auf der Reise von Dublin nach Island abgetrieben und landet unversehens an Virginias üppiger Küste. Dort trifft er als Anführer buntgekleideter Indianer einen nordischen Mann — den siebzigjährigen Björn Asbrandson, der einst der prunksüchtigen Thurid Geliebter war. Froh und wagemutig landete Björn vor vielen Jahren in dem paradiesischen Lande, das ihn dann nicht wieder fortließ. Die Indianer verbrannten die Schiffe der Wikinger, um sich deren willkommene Hilfe bei ihren Kriegszügen zu sichern. Unwissentlich verstießen die Fahrtgenossen Björns gegen die Sittengesetze der Eingeborenen und fielen ihrer Rache zum Opfer. Björn ist der letzte Überlebende, verehrt wie ein Gott, aber gebunden durch ein erpreßtes Versprechen, niemals mehr zu entfliehen. Die Ankunft der verirrten Isländer schenkt ihm das letzte Glück, von der Heimat zu hören, ihnen Grüße und Geschenke mitgeben und sechs Tage lang mit Landsleuten sprechen zu können. Noch einmal betritt er ein Wikingerschiff! Die Indianer fordern die schnelle Abreise der Fremden. Björn bleibt zurück. Hinter dem enteilenden Schiff versinkt die grünbewaldete Küste, und mit ihr verschwindet für viele Jahrhunderte ein ganzer Erdteil aus dem Gesichtskreis Europas.



Erik Norin am Meßtisch

Nils Ambolt / Karawanen

Von Bernard N. Friedrichs

Nils Ambolt war einer der tüchtigsten Mitarbeiter der letzten großen Asienexpedition Sven Hedins. Bekanntlich arbeitete die „wandernde Universität" derart, daß sich die einzelnen Fakultäten voneinander trennten und jede für sich in einem anderen Teil des riesigen innerasiatischen Kontinents forschte, um sich später wieder mit den übrigen zu vereinen. Nils Ambolt erhielt von Sven Hedin die Aufgabe, astronomische, geodätische und meteorologische Beobachtungen in Ostturkestan, der Dsungarei, im westlichen Tibet und in Ladakh anzustellen. Diese unter schwierigsten Verhältnissen (starke Kälte, dünnste Höhenluft, allmähliches Hinsterben der Karawanentiere) durchzuführende Arbeit bestand in der Hauptsache in astronomischen Ortsbestimmungen, magnetischer Deklination, Schwerkraftbestimmungen und sonstigen botanischen, geologischen und meteorologischen Untersuchungen. Seine „Ortsbestimmungen werden dem Kartenbild von Innerasien die unerschütterliche Festigkeit verleihen, die ihm bisher fehlte", sagt Sven Hedin im Geleitwort des Buches. Damit ist der wissenschaftlichen Arbeit des Verfassers das beste Zeugnis ausgestellt.

Das Buch Ambolts zeigt, wie man Fachmann sein kann, ohne wichtig zu tun. Diesem klugen, arbeitsamen, zähen Germanen eignet eine herrliche Gabe: Humor! Wer „Karawanen" liest, bedauert tief jene anderen Forscher, die das Gottesgeschenk nicht besitzen. Denn an diesem Buch ermißt man erst, was eigentlich der Humor in jenen Erdstrichen bedeutet, wo „ehrlich" nur ein Scherzwort ist und wo ein ununterbrochener Strom von Blut und Tränen fließt. Nils Ambolt erzählt von Grausamkeiten, die die Feder sich sträubt niederzuschreiben. Hinrichtungen pflegen bei den Osttürken nicht beim Kopf anzufangen. „Sand und Stürme sind keine idealen Gefährten, aber es gibt schlimmere", heißt es bezeichnend genug an einer Stelle des Buches. Eines Tages schien es so weit, als ob auch bei Nils Ambolt eine Hinrichtung nicht am Kopf beginnen sollte. Man holte ihn zum Herrscher aller Gläubigen, dem hohen „Padischah" selbst; das Volk strömte zusammen, um der Vorstellung „Qual und Tod des frechen Fremden" beizuwohnen. Aber dieser Lebenskünstler, dieser Mann mit dem Herzen und dem — Mund auf dem rechten Fleck blamierte den grausamen Potentaten in der „Kleidung eines Fürsten", aber vom „Typus

eines Straßenräubers" auf so unwiderstehlich geschickte und komische Weise, daß er den Reisenden am nächsten Tag — wegen der Störung um Entschuldigung bitten lassen mußte, wenn er nicht sein „Gesicht", sprich Ansehen, völlig verlieren wollte. Das Gerücht lief nun dem Wundertäter, dem Freunde ihrer Majestäten des Königs von Schweden, des Königs Georg, des Prinzen von Wales und Kaiser Wilhelms voraus, und in der nächsten Stadt veranstaltete der Gouverneur sogar einen großen Vorbeimarsch für „Seine Exzellenz", der unter den Klängen von „Wir haben keine Bananen" stattfand. Von da an ging natürlich alles glatt.

Das heißt: alles natürlich nicht. Die Natur läßt sich vom gewonnenen oder verlorenen „Gesicht" des Wanderers nicht beeinflussen. Oft ging es durch völlig unwegsame Gegenden. Keine Bäume oder Büsche, keine Häuser oder Äcker, keine Menschen waren zu sehen; auch keine Spuren von Nomaden oder Jägern; nur selten Pflanzen und dann stets spärlich und von niedrigem Wuchs. Ein ödes Land, in dem Jak und Antilope, Kulan und Wolf, Murmeltier und Bär Besitzer und Herren sind. Ein Land, in dem Kälte und Sturm die schlimmsten Feinde des Menschen und der Tiere sind, in dem der Kampf zwischen ihnen auf Leben und Tod geführt wird und die Naturkraft bei weitem stärker ist als der Mensch.

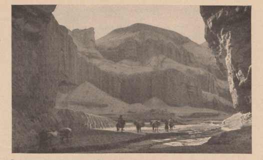
Eines Tages war Ambolt fast am Ende. Er verlor seine gesamte Karawane, mußte seine Aufzeichnungen und den Theodolit im Stich lassen — die mühevolle Arbeit von Jahren schien umsonst. Als letzter Brennstoff wird ein Band von Sven Hedins großem wissenschaftlichem Werk „Central Asia" benutzt, mit seiner Hilfe etwas Eis aufgetaut, um Tee kochen zu können. Hundert Tage waren vergangen, seit die Expedition die letzten Menschen gesehen hatte. Um seine Leute zum letzten Male zum Ausharren zu veranlassen, nahm Ambolt seine Zuflucht zu einer gewagten Prophezeiung: heute abend, am hundertsten Tage, würden sie auf Menschen stoßen. Und das Unwahrscheinliche geschah: sie entdeckten weidende Pferde und ein Dorf — die Ausrüstung, das Leben waren gerettet, von dem Expeditionsführer aber nahm die Mythe Besitz. Er war ein unfehlbarer Weiser, fast ein Gott!

Als Dank für die Rettung der Karawane gelobte Nils Ambolt feierlich, einen „Obo" zu errichten, der größer und schöner sein sollte als die primitiven Heiligtümer der Eingeborenen. Drei knorrige Stangen wurden straff und sicher zu einem Fahnenmast aneinandergebunden, und an dessen Topp wurde mit „zuverlässigen" Knoten die schwedische Flagge befestigt.

„Mit Tränen in den Augen und demütigem Stolz im Herzen sah ich, wie der Flaggenmast aufgerichtet wurde und der Wind die große Flagge



„Eurer Exzellenz zu Ehren haben wir uns erlaubt, eine Militärparade anzuordnen"



Geheimnisvolles Asien: Die Karawane durchzieht die Gebirgsgegend südlich der Turfanniederung

entfaltete. Das war ein prächtiger Fund. Daheim in Schweden flatterten an diesem Tage Tausende und aber Tausende von blaugelben Flaggen in edlem Wettstreit, dem Himmel am nächsten zu kommen. Doch keine von ihnen flog so ungemein hoch, keine so unbeschreiblich frei wie meine!"

Es ist sehr sympathisch, mit welchem Verantwortungsbewußtsein und in welch treuer Kameradschaft Nils Ambolt für seine eingeborenen Träger und Führer sorgte. Seine Leute gingen für ihn durchs Feuer. Seinen Kamelen ließ er, als der Marsch in die Wüste begann, schlafanzugähnliche Kleider nähen, um sie gegen die allzu starke Sonnenstrahlung und gegen Zecken zu schützen; als er seinen Lieblingshund verlassen mußte, war es wie ein Abschied von einem alten Freund.

Es war bei Arpischmen-bulak, einer der Expeditions-Stationen. Eines Nachmittags, als Ambolt mit seinen astronomischen Beobachtungen beschäftigt war, trat sein Kamerad und Begleiter Dr. Norin freudestrahlend in das Zelt. „Komm, schnell, ich habe etwas Feines gefunden. Es ist gleich in der Nähe. Du mußt mitkommen und sehen. Lauf nur nicht und fall drüber!"

Die beiden machten sich auf. Norin war ein langer Kerl, einen Kopf größer als sein Kamerad. Lange Beine hatte er auch, und so ging es sehr schnell vorwärts. Der kleinere Nils stolperte einmal, ging aber weiter, ohne etwas zu ahnen. Da blieb Norin stehen und lachte: „Ich sagte dir ja, lauf nicht und fall darüber!" Die beiden wandten sich um und gingen zu der holprigen Stelle zurück. Sie sah nicht weiter merkwürdig aus. Eine Reihe etwas schief stehender Steine ragte aus dem Boden hervor. Doch bei näherer Untersuchung verstand Ambolt Norins Freude.

Es war ein Korallenriff! Das klingt ja wie ein Märchen. Korallen mitten in Asien, der größten zusammenhängenden Landmasse unserer Erde? Dem Gedanken schwindelt, sich Tausende von Jahrtausenden zurückzuträumen und eine Erde von ganz anderem Typus zu sehen als dem, den wir jetzt gewohnt sind.

Der zweite Mitarbeiter Dr. Ambolts war der Russe Worotnikow. Dank seiner gründlichen Kenntnis der Sprache des Landes und seiner Vertrautheit mit den Sitten und Bräuchen ihrer Bewohner war er allgemein beliebt. Da er überdies lange Assistent des Arztes der Sven Hedinschen Asien-Expedition gewesen war, hatte er sich allerlei medizinisches Wissen erworben. Er hatte gesehen, daß es oft mehr auf Menschenkenntnis als auf Arzneimittelkunde ankommt, um den Leuten zu helfen. Und er nutzte seine Erfahrungen aus und wurde ein großer „Medizinmann" in der Gegend. Eines Tages nun erschien eine feierliche Abordnung vor sei-

nem Zelt, bestehend aus dem Dorfältesten Abdu Rachman Akfakal, dem Priester Sherip Mollah und anderen „großen Tieren" des Orts. Sie wurden, wie es die Höflichkeit gebietet, hereingenötigt und mußten Platz nehmen. Als wohlerzogener Wirt sagte Worotnikow nichts, sondern begnügte sich damit, mindestens fünf Stück Zucker in jede Teeschale zu tun — das ist der Gipfel der Höflichkeit und wird als äußerst fein und gastfrei angesehen. Dann begann die Unterhaltung: „Allah — gelobt und gepriesen sei sein heiliger Name!" Nach einer Weile aber trat wieder ein allgemeines Schweigen ein, und der Akfakal faßte sich ein Herz, um sein Anliegen zu erklären. Kurz und gut, Worotnikow hatte noch keine Frau, und da hatten sich die Schlaumeier des Dorfes gedacht: das ist der richtige Mann für uns, den müssen wir hier festhalten.

„In Anbetracht der großen Dienste, die du mit nie erlahmender Teilnahme und stets gleich freigebig und selbstlos uns und unsern Freunden erwiesen hast, hat Sherip Mollah beschlossen, daß seine jüngste Tochter dir als würdige Gabe übergeben werde. Ihre an Tugenden reiche Mutter ist wohlbeleibt und schön."

Worotnikow aber war noch viel gerissener als die Dorfschlauköpfe und in der Blumensprache bedeutend besser geschult als seine Besucher. Also sprach er:

„Als ich mein Vaterhaus verließ, ermahnte mich meine weißhaarige Großmutter und sagte: ‚Du bist jung und unerfahren. Eine Frau zu wählen, versteht der Mann nicht, am allerwenigsten, wenn er so jung ist wie du. Wenn die Zeit kommt, daß du dir ein Weib nehmen sollst, werde ich als die Älteste des Geschlechts diese Sache zum Besten der Familie ordnen. Wie ihr wohl versteht, kann ich daher nicht so handeln, wie mein Herz mich verleiten möchte, sondern muß dem Gebot gehorchen, das der Allweise mich nicht hat vergessen lassen."

So verstand Worotnikow, sein Junggesellentum zu retten. Der ausgeschlagene Schwiegervater fühlte sich durch seine Schmeichelreden sehr erfreut und war über die Ablehnung durchaus nicht erzürnt. Der Beweggrund war der beste, den man sich denken kann, und die Worte des Lobes, die der entwichene Schwiegersohn über das Haus des Mollahs geäußert hatte, würden weit herumgetragen werden, dafür bürgten die Schatten der Köpfe zahlreicher Lauscher, die an den Zeltwänden zu sehen waren.

So hatte die Expedition fast ständig mit den Wünschen und Anschauungen der Bevölkerung oder der hohen Obrigkeit zu rechnen. In Kerija wollte Nils Ambolt eine Schwerkraftbestimmung machen, und am nächsten Tag begann er seine Instrumente in aller Heimlichkeit in seiner „Schlafkammer" aufzubauen. Dazu gehörte auch, daß die meteorologische Ausrüstung draußen auf dem Hof aufgestellt werden mußte. Während er damit beschäftigt war, kamen zwei Soldaten und befahlen, sie solle sofort entfernt werden. „Weshalb?" „Befehl." „Gut, dann wandern wir wieder zum Padischah, da erfahren wir, wie das zusammenhängt." Der Padischah saß im Rat der Ältesten, ehrfurchtgebietender Weißbärte, und Dr. Ambolt dachte, kühn und gottesfürchtig, wie er war, die Sache würde leicht zu ordnen sein. Doch dem war nicht so. Er hielt zwar einen langen volkstümlichen Vortrag über Meteorologie und sprach über deren Nutzen für den Ackerbau, über die Wichtigkeit, Stürme vorauszusagen zu können, über die Notwendigkeit, sich gegen verheerende Überschwemmungen zu schützen. Er fand, daß er richtig beredt war, und schloß mit einer Beschreibung der großartigen meteorologischen Institute in Stambul, die er mit den leuchtendsten Farben der Phantasie ausmalte. Vergebens. Die Alten zogen sich zu einer kurzen Beratung zurück. Der Padischah erläuterte selber ihren Beschluß: „Wenn es kalt ist, ziehen wir uns einen dicken Pelz an. Wenn es warm wird, gehen wir in Hemdsärmeln, mehr Meteorologie brauchen wir nicht, wir Männer des neuen Islams!" Damit war Ambolt entlassen und mußte seine Station abbauen. Die Rückseite seines Serails ging auf ein großes unbebautes Grundstück mit hohen Mauern. Er schlug ein Loch in die Wand, und durch diese Öffnung machte er dann seine meteorologischen Beobachtungen, unbekümmert um die Ansichten des neuen Islams. Er wußte wohl, daß ihn dieser offenbare Ungehorsam den Kopf kosten könne. Doch höher als sein Leben stellte dieser mutige Mann seine Aufgabe, deren glückliche Erfüllung ihm wichtiger war.

Sämtliche Abbildungen dieses Beitrages aus „Nils Ambolt, Karawanen".
(Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Emanuel Stickelberger / Der Reiter auf dem fahlen Pferd

Von Otto Heuschele

Immer wieder hat die Gestalt Dschinggis-Khans die Dichter und Geschichtsschreiber zur Darstellung gelockt. Heute aber, da wieder eine gewaltige Unruhe die ganze Erde durchbebt, erscheint dieser mächtige Reiterfürst aus dem fernen Osten wie die ewige Verkörperung dieser Weltunruhe selbst. Alle Gefahren, die unserer abendländischen Kultur drohen, scheinen in ihm schon einmal lebendig gewesen zu sein. Wieder einmal droht Europa Gefahr aus dem Osten — und wieder ist Europa wie damals im Angesicht dieser Gefahr in sich gespalten. So erkennen wir heute die überzeitliche Kraft des Sinnbilds in dem neuen Werke des deutschschweizerischen Dichters Emanuel Stickelberger.

Im Jahre 1168 wird in einem Mongolenlager nahe beim Baikalsee dem Khan der Mongolen Jessugei und seiner Hauptfrau, der Tatarin Ölen Eke, der Wolke, ein Knäblein geboren. Die Geburt geschieht unter merkwürdigen Zeichen.

Im Augenblick nämlich, als das Kind seinen ersten Schrei tat, zuckte mitten aus heiterm Himmel ein greller Blitz. Und, noch seltsamer: die Faust des Neugeborenen umschloß ein Klümpleín geronnenen Blutes. Die Weiber schälten die Augen vor Erstaunen und ergingen sich in Vermutungen über den Sinn der ungewöhnlichen Beigabe: sie sah — fanden sie — einem der Granatsteine gleich, die muselmanische Kaufleute als kostbare Tauschware in die Steppe brachten: eine Verheißung künftigen Reichtums also.

Wenige Stunden nach der Geburt des Knaben kehrt der Vater ins Zeltlager heim; er hat eben den gewaltigen Tatarenfürsten Temudschin besiegt, und zum Gedächtnis dieses Sieges soll der Neugeborene hinfort den Namen Temudschin tragen. Der Knabe wächst unter den harten Sitten seines Stammes auf. Wochenlang reitet er mit dem Vater durch die Steppe; das Pferd, das ihn trägt, ist ihm das Nächste. Auf solchen Ritten lehrt der Vater den Sohn die Welt erkennen, er unterrichtet ihn über die Länder ringsum und die Menschen, die in ihnen wohnen, über ihre Sitten und ihre Gebräuche, vor allem aber über die Forderungen des eigenen Stammes. Auf einem solchen Ritte erfährt der Knabe zum erstenmal aus dem Munde seines Vaters die alte Weissagung:

„Wenn der große Khan erscheinen wird, den die Schamanen uns geweissagt haben, so wird er mit unseren Stämmen ausziehen, den Übermut der Anhänger des Propheten zu dämpfen und sich seine Länder untertan zu machen; er wird auch die Reiche erobern, darin man einen goldenen Geist Buddha ehrt, der aus seiner kauernden Stellung nie aufzustehen vermag; darüber hinaus Gebiete, deren Bewohner ein Kreuz zum Zeichen haben, und deren Dünkel noch höher ist. Sie alle, namentlich die Kreuzanbeter, verachten uns, halten sich für erhaben über die Steppenvölker, die ihre Zelte von Weidplatz zu Weidplatz aufschlagen."

Der Knabe schließt die Worte seines Vaters tief in seine Brust ein, er wird sie nie mehr vergessen, und bald zeigt sich, daß er der erste unter seinen Brüdern und Halbbrüdern wird. Die gefährlichsten Ritte wagt er, die tollsten Streiche ersinnt er, die schwierigsten Abenteuer besteht er. Er ist der erste unter seinen Brüdern und wird bald der erste sein im Stamme. Als Siebzehnjähriger holt er sich aus dem Stamme der Chongiraden sein Weib, die dreizehnjährige Börte, die Hummel. Andere Frauen werden ihr später folgen. Schön ist es, an Börtes Seite zu leben und über die nächsten Getreuen zu herrschen, aber lange kann ein Geist wie Temudschin nicht ruhen, und so beginnt er frühe den großen Kriegszug, der fast ohne Unterbrechung bis an sein Lebensende, der für sein Volk noch weit darüber hinaus währen wird. Ein Kriegszug, der klein beginnt, der aber immer größer und gewaltiger wächst, der Formen und Maße annimmt, wie sie die Welt bisher noch nie gesehen hat. Ein Zug aus dem Osten in den Westen, ein Zug der Vernichtung und der Zerstörung.

Sein erster Kampf gilt dem Stamm der Taidschigoden, einem Reitervolk, das bisher sieggewohnt jedem Feinde standhielt. Zum erstenmal in seiner Geschichte versagt dieses tapfren Volkes Siegeswille und die altgewohnte

Kampfesweise des Reiterstammes vor Temudschins neugeordneten Kampfscharen. Denn Temudschin hat nicht nur sein gewaltiges Reiterheer völlig neu geordnet, in Hundertschaften und Tausendschaften eingeteilt, sondern hat es auch eine neue Kampftaktik gelehrt. Mit ihr gelingt es, den Feind zu vernichten. Zum erstenmal erfährt aber die Welt im Osten nicht nur von einem Siege Temudschins, sondern auch von der Art, wie er seinen Sieg vollendet. Gefangene werden ermordet, alle Feinde ausgerottet, die Siedlungen zerstört. Mit Windeseile durchläuft die Kunde von diesem Siege die Steppe, und alle Stämme, die Jessugei botmäßig waren und bei seinem Tode von ihm abfielen, eilen, sich seinem Sohne neu zu unterwerfen. Noch immer sind zwar die Mongolen unter den Stämmen zwischen den drei Strömen ihrer Zahl und ihrem Landbesitz nach unbedeutend; aber sie werden stärker mit jedem Tag, allein weil sie zusammenhalten und treu zu ihrem jungen Khan stehen. Noch schließt dieser Bündnisse mit anderen Stämmen, um sein Ziel zu erreichen — aber er weiß schon, alle Bündnisse können für ihn nur Mittel zum Zweck sein. Sein Ziel ist und bleibt, der Herr der Welt zu werden, so wie es die Weissagung verheißt.

In gleichem Maße aber, wie Temudschins Macht wächst, wachsen auch die Gegenkräfte, und wenn bisher in den Kämpfen Stamm gegen Stamm stand, so erheben sich nun die Stämme, um sich zusammenzuschließen gegen die drohende Gewalt eines Einzelnen. Gabschan, der Khan der Gabschiraden, ist es, der das Bündnis Temudschins mit Wang Toghril, dem Herrscher der Keraiten zu brechen sucht. Allein er kennt nicht die Macht und Entschlossenheit Temudschins, er ahnt noch nicht, daß er bald in der gewaltigsten Reiterschlacht, die die Steppe bis dahin gesehen hat, besiegt und vernichtet werden wird. Wenig später aber fällt auch das mächtige Keraitenreich in Temudschins Hand.

Zwar stehen im Gefolge Temudschins immer wieder einzelne auf, die ihn mahnen möchten, innezuhalten in seinem Zuge durch Asien, zufrieden zu sein mit dem, was er bereits erobert hat. Allein Temudschin schüttelt den Kopf, sein Weg geht unerbittlich weiter. Schon ist er Herr über zwei gewaltige Reiche — aber was bedeutet das für ihn, der die Weissagung kennt und weiß, daß überall im Westen und im Osten, im Süden und im Norden noch Reiche und Herrscher sind, die er nicht besiegt hat. Er ruft die Großen seines Reiches zusammen, um ihnen von sich und seiner Macht zu künden, und von dem, was noch zu tun ist. Sie alle wissen, daß der, der vor ihnen steht, bereit ist, „die zwölf großen Könige der Erde zu unterwerfen". Und keiner ist erstaunt, daß sich der Schamane Churtschi zu Worte meldet und also spricht:

„Seit fünf Tagen hat sich vor dem Pantherzelt jeden Morgen ein fünffarbiger Vogel in Lerchengestalt auf einen viereckigen Stein gesetzt und dschinggis, dschinggis gerufen. Das ist der Wundervogel Garudi, den der Unendliche blaue Himmel gesandt hat, um unserm Herrscher einen Namen zu geben, der über allen andern stehen soll: Dschinggis-Khan!"

Dies geschieht im Jahre 1206.

Aber es scheint, als habe sich nicht nur der Name geändert, sondern auch die Gewalt. Denn jetzt beginnt der große Khan mit dem Kampf gegen das Reich Kin, das für die Steppenbewohner

der Begriff der Unermeßlichkeit an Raum, Macht und Reichtum und an Zahl und Klugheit der Bevölkerung ist. Man erzählte sich märchenhafte Dinge: über die Flüsse führten quer durch die Luft breite Straßen, man sah auf dem Wasser Wellenwagen, ja schwimmende Häuser, groß wie Wang Toghrils Paläste in Karakorum, die Städte waren angefüllt mit Herrlichkeiten und von Mauern umgeben, über die kein noch so kühner Reiter zu setzen vermochte. Es war die große Welt der menschlichen Wunder, von der man durch die Weiße Wand ausgeschlossen war; durch jenen endlosen Grenzgürtel, auf dem fünf Rosse nebeneinander traben konnten.

Von durchreisenden Kaufleuten und Gesandten sind diese Nachrichten aus China zu den Mongolen gekommen, aber sie schrecken sie nicht. Dschinggis-Khan wagt den Kampf, und er bleibt Sieger wie immer. Unendliche Karawanen bringen die Schätze und Reichtümer aus dem Reich der Mitte in seine Heimat. Aber nicht nur Schätze und Reichtümer führt Dschinggis-Khan aus dem besiegten Lande fort, sondern auch Priester und Weise, deren Rat er für seine zukünftigen Unternehmungen benötigt. Denn es wäre ein Irrtum, zu glauben, der große Khan sei nur ein wilder und grausamer Reiterführer gewesen. Das Gegenteil ist wahr,

er weiß sehr genau um die Ordnungen der Welt, er versteht die Berichte zu deuten, die ihm fremde Kaufleute zubringen und ist wohl fähig, die Sitten fremder Völker zu werten. Aber er weiß sie auch seinem eigenen Ziele dienstbar zu machen. Er nimmt aus fremden Glaubenswelten in seinen Schamanenglauben hinüber, was er für wichtig und notwendig hält. Er lauscht gerne den Worten der Weisen und der Dichter, die in seinem Gefolge weilen. Allein niemals läßt er sich durch sie von seinem Ziel abhalten. Und die Rast, während der er bei den Genüssen des Lebens verweilt, ist immer nur kurz.

Westwärts geht sein Zug, und da ist das große Reich Chowaresmien, das es zu erobern gilt. Im Frühling bricht ein wohlausgerüsteter Reiterzug zum Kampf gegen dieses gewaltigste Reich Asiens auf. Der große Khan weiß, welch eine Aufgabe er sich damit gestellt hat, darum ist sein Heer vorzüglicher ausgerüstet als je. Viermal so groß als die Zahl der Männer ist die Zahl der kleinen gelben Steppenpferde, denn jedem Reiter sind drei Ersatzpferde zugeteilt. Den Beschluß dieses Heerzuges aber bilden zehntausend Kin-Männer mit Ho-pao-Feuerkanonen und Mauerbrechern.

Vorsichtig geht Dschinggis-Khan zu Werk. Erste kleine Fehlschläge beirren ihn nicht, denn er weiß, auch dieser Feind wird vor seiner grausamen Gewalt weichen. Und tatsächlich wird Stadt um Stadt erobert, alle Hindernisse und alle Listen des Feindes werden überwunden. Die großen und herrlichen Städte mit ihren unendlichen Reichtümern fallen in die Hände der Feinde, die wie ein unbeugsamer Sturm aus dem Osten heranbrausen. Der Kaiser von Chowaresmien, der sich den Schatten Allahs nannte, ist verschollen, das Reich, das dem Islam den Rückhalt für seine Weltherrschaft bieten sollte, ist auch dem Namen nach aus der Reihe der irdischen Reiche verschwunden. Die Vorhut der Mongolen, geführt von den kühnsten Reiterführern, streift bereits an den Ufern des Kaspischen Meeres, einen Weg suchend, um immer weiter nach Westen zu kommen. Immer neue Länder, von deren Dasein die gelben, schlitzäugigen Reiter keine Ahnung hatten, tauchen aus dem westlichen Horizont auf. Bald werden sie vor den Toren Europas stehen.

Wie wird ihnen Europa begegnen?

Dann und wann ist wohl die Botschaft von den Reiterscharen, die aus dem fernen Osten aufgebrochen sind und unaufhaltsam einen ganzen Erdteil erobert haben, auch nach Europa gedrungen. Aber was liegt für Europa daran, wenn im fernen Osten ein Heer eine Welt zerstört? Die Großen und Mächtigen nehmen die Gefahr nicht ernst, der Kaiser — noch regiert Friedrich II. von Staufen — kämpft mit dem Papst um die Herrschaft über Europa, und die Christenheit ist in unzählige, in kleine Machtkämpfe verwickelte Gruppen gespalten.

Nur wenige einzelne sehen ostwärts, warnen und mahnen. Während die anderen Kreuzzüge rüsten, um ins Heilige Land zu fahren, errichten sie im Osten einen Grenzwall gegen die Welle der Mongolen und Tataren. Im Grunde ist es nur ein einziger deutscher Fürst, der die Gefahr erkannt hat und es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, sie zu bannen, Herzog Heinrich I., der Bärtige, der Sohn des Boleslaus von Schlesien. Aber die großen Fürsten und Führer nehmen seine Berichte nicht ernst. Sie halten Dschinggis-Khans Heer für eine schlecht bewaffnete Horde, die es nicht wagen werde, europäische Krieger anzugreifen. Ja, Rom und der Papst antworten mit Acht und Kirchenbann, als sich Heinrich an die Ritterschaft wendet, um sie vor der Beteiligung an den Kreuzzügen zu warnen und zur Beteiligung an einem Kreuzzug im Osten aufzurufen. Indessen aber tut Heinrich sein Werk. Er kolonisiert den europäischen Osten, besiedelt das Land, befestigt die Grenze, baut Burgen und sucht alle jene zu Bündnissen zu gewinnen, die mit ihm die Gefahr erkannt haben. Und während sich Europa in unzähligen kleinen Zwisten aufreibt, während Philipp von Schwaben und Otto IV. um die Macht ringen, während Friedrich II. mit Papst Gregor IX. im Kampfe liegt, entsteht im Osten in stiller und treuer Arbeit ein Werk, das einst Europa retten soll.

Noch ist die Gefahr ferne. Aber sie rückt näher mit jedem Tag, und schon gelangen in Liegnitz, dem Sitz Heinrichs, die ersten Menschen ein, die vor den Steppen-Reitern geflohen sind. Heinrich gibt die Botschaft weiter; aber aus dem weiten Deutschen Reiche und aus Europa sind es noch immer ganz wenige, die in den Osten kommen, um Europa zu schützen.

Der Reiter auf dem fahlen Pferde aber kämpft indessen weiter. Er führt Krieg gegen seinen tapfersten Gegner, gegen Dschel al Eddin, der für den Bestand des größten Sarazenenreiches kämpft. Zum erstenmal fühlt Dschinggis-Khan Achtung vor einem seiner Gegner. Doch auch er unterliegt; und nun streifen die Vorhuten des Mongolenheeres bereits in Rußland.

Währenddessen aber richten sich Dschinggis-Khans Blicke nach dem Süden, nach Indien. Im Jahre 1226 trifft ihn ein schwerer Schlag. Er verliert seinen Sohn Dschüdschi. Doch auch das kann ihn nicht abhalten, seinen Willen zu verwirklichen: die Welt zu erobern. Von nun ab gehört seine Liebe den Enkelkindern Batu, dem Sohne Dschüdschis und Kubilai, dem Sohne Tuluis. Auf einer gewaltigen Reichsversammlung, zu der alle Großen seines Reiches, die Frauen und die Nebenfrauen, die Söhne und die Enkel, die Statthalter und die Generale gerufen werden, gibt der Gewaltige noch einmal seinen Willen kund; gleichzeitig aber verteilt er sein Reich. Immer wieder ermahnt er seine Getreuen, einig zu sein.

„Ihr alle aber seid eingedenk meines Gleichnisses vom Pfeilbund. Dem Kha-Khan seid botmäßig, führt sein Geist dahin, so versammelt euch mit den Großen des Reiches wie heute, um ihm einen Nachfolger zu erkiesen. Wer wider dieses Gebot handelt, den tötet!"

In diesen Jahren, da Dschinggis-Khan fühlt, daß er altert, daß auch er sterben muß, sucht er vergebens von Priestern und Weisen fremder Stämme und Völker zu erfahren, welche Gewalt fähig wäre, ihm das ewige Leben in dieser Welt zu verschaffen. Aber die um solche Geheimnisse wissen, offenbaren es ihm nicht. In dieser Zeit geschieht es, daß er seine Blicke leidenschaftlicher als bisher nach dem Reiche wendet, darin der Erhabene Buddha verehrt wird. Er läßt den großen Priesterkaiser vor sich kommen und töten, bringt dessen Gattin in seine Gewalt. Sie scheint ihn zu verzaubern, denn während er mit ihr Umgang hat, fällt er in ein gefährliches Fieber. Churtchi, der Schamane, befreit ihn und rettet damit das Ansehen des Schamanentums. Das goldene Bild des Buddha aber läßt Dschinggis-Khan im Strome versenken.

Bald darauf, im Jahre 1237, stirbt der große Herrscher. In einem gewaltigen Zuge wird Dschinggis-Khans Leichnam in die Heimat geführt. Alles, was dem Zug begegnet, Menschen und Tiere, wird nach einem alten Gesetz seines Volkes dem Geiste des Toten geopfert und getötet.

Ein Jahr nach ihm stirbt in Liegnitz des fahlen Reiters einziger europäischer Gegenspieler Herzog Heinrich I. Sein Sohn Heinrich II., der Fromme, tritt seine Erbschaft an. Nur vier Jahre sollte es währen, bis im Februar 1241 die Tataren in Polen einbrechen. Ein kleines, aber entschlossenes, von leidenschaftlichem Kampfeswillen erfülltes Heer von Rittern und Fürsten aus Deutschland, Frankreich, Holland, England, schlesischer Adel und polnischer Adel, deutsche Bauern und Bergknappen stellen sich auf dem Schlachtfeld von Wahlstatt den schlitzäugigen Reitern auf ihren gelben Pferden entgegen.

Aber sie vermögen es nicht, den Mongolen den Sieg zu entreißen. Was sie erreichen können, ist nur dies, den Feinden aus dem Osten gezeigt zu haben, wie europäische Ritterschaft zu kämpfen vermag. Furchtbar blutig war die Schlacht, und die Verluste auf beiden Seiten waren ungeheuer. Zum erstenmal aber seit ihrem Aufbruch aus dem Osten setzen die gelben Reiter nach einem Sieg ihren Zug nicht westwärts fort. Als seien sie vor der Begegnung mit der deutschen Ritterschaft erschreckt, wenden sie sich wieder dem Osten zu. Flüchtend verlassen die Sieger das Schlachtfeld von Wahlstatt.

Heinrich II., der Fromme, blieb mit unzähligen Rittern tot auf dem Schlachtfelde.

Zu Breslau, wo er den Brüdern des jüngst verstorbenen Heiligen von Assisi eine Stätte zu bauen begonnen hat, wird Heinrich der Fromme als erster in der Gruft seiner Stiftung bestattet. Kaum unterscheidet sich der unfertige Bau von den Mauerresten seiner verwüsteten Umgebung. Aber noch ehe sich die Giebel der Stadt neu über den Trümmern erheben, steht in leuchtendem Strehlener Granit als Wahrzeichen weltwendenden Geschehens das Grabmal, das die beiden Frauen, die heilige und die weltfrohe dem Retter der abendländischen Völker errichteten: ein sieghafter Recke mit Schwert und Schild, den Fuß im Nacken einer schlitzäugigen Mißgestalt.



Russischer Übergang in den lesghischen Bergen
Nach dem zeitgenössischen Gemälde von Theodor Horschelt

Prophet und Feldherr

Karl von Seeger / Imam Schamil

Von Hans Härlin

Von der Halbinsel Taman im Nordosten des Schwarzen Meeres bis Baku am Kaspischen erstreckt sich der Kaukasus als eine der größten natürlichen Grenzmauern unseres Erdballs. Dieses Gebirge ist länger als der Alpenbogen von Savona bis Wien, und seine Hochgipfel erheben sich um etwa 800 Meter höher als der Montblanc und seine Riesengenossen. Für den Nichtfachmann ist es eine vergebliche Mühe, in die Völkerkunde dieser zerklüfteten Grenzscheide von rund 1500 Kilometer Länge und 200 Kilometer Breite eindringen zu wollen. Welchen größeren Völkergruppen man diese Abchasen, Lesghier, Mingrelier, Osseten, Tscherkessen und alle die vielen anderen zuteilen, ob man sie als Europäer oder Asiaten betrachten will, ist weniger wichtig als die Erkenntnis, daß diese in ständigen Blutfehden gegeneinander wütenden Stämme die Hochburg ihrer Selbstherrlichkeit gegen die andringenden Türken, Perser und Russen zu halten vermochten.

Der Zusammenstoß des Zarenreiches mit den Kaukasusvölkern war eine der traurigen Unabänderlichkeiten der Weltgeschichte. Die Groß-

macht der gewaltigen Ebenen um Wolga, Don und Dnjepr konnte es nicht dulden, daß an der Südgrenze ihres Machtbereichs unabhängige Reitervölker wohnten, die den Beutezug auf Vieh und Getreide für ihr gutes altes Recht hielten. Da mit diesen in Hunderte von Stämmen und Stämmchen zerspaltenen Bergbewohnern irgendwie bindende Verträge nicht zu schließen waren, mußte Rußland sich wohl oder übel zur Eroberung entschließen. Als deren Beginn kann man die Besetzung von Derbent durch Peter den Großen am 23. August 1722, als ihre Vollendung die Kapitulation Imam Schamils am 6. September 1859 setzen.

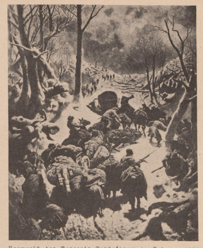
Verhältnismäßig leicht gelang die Einverleibung der großen Flußtäler im Norden und Süden der ungeheuren Bergfeste. Im Jahre 1800 entsagte der letzte König von Georgien dem Throne zugunsten Rußlands, und dieses verstand es, die alten, reichen Adelsgeschlechter durch Orden und hohe Offiziers- und Beamtenstellen an sich zu fesseln. Ihre Frauen gewann man durch glänzende Feste und die Einfuhr der neuesten Pariser Modeschöpfungen. Die Ebenen im Norden wurden durch einen Kordon von Festungen, befestigten Kosakensiedlungen und Wachthäusern gegen den Einbruch der unbezwungenen Reiter- und Räubervölker nach Möglichkeit gesichert. Da die großen russischen Dichter Puschkin, Lermontow und Tolstoi in ihrer überschäumenden Jugend in diesem Grenz- und Kampfbezirk weilten, besitzen wir herrliche Schilderungen der ungezähmten Natur des Kaukasus und seiner stolzen, wilden Freiheitskämpfer.

Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts hatte sich das Kampfgebiet auf die Provinz Daghestan am Kaspischen Meer und die nördlich anschließende Landschaft Tschetschnie zusammengedrängt. Es spricht für die todverachtende Widerstandskraft der Daghestaner und Tschetschenzen, daß Rußland in der Blütezeit seiner absolutistischen Macht über vierzig Jahre dazu brauchte, um ein Gebiet von der halben Größe Bayerns niederzuringen, das sich vor dieser Zeit niemals als politische Einheit gefühlt hatte. Der Schlüssel zu diesem Rätsel liegt auf religiösem Gebiet. In Daghestan herrschte der Islam in der Form des stark asketischen Muridismus, der willenlosen Gehorsam der Gläubigen gegenüber dem von Allah begnadeten religiösen und politischen Führer, dem Imam, vorschrieb. Im Jahre 1791 war der Imam Elija Mansur mit seinen Muriden der disziplinierten Kriegskunst der Russen erlegen. Er wurde gefangen und in das Inselkloster Solowezki am Weißen Meer verbannt. In Daghestan wurde er zur großen legendären Gestalt.

In den letzten Regierungsjahren des Zaren Alexander I. schien der Widerstand niedergebrochen zu wollen. Der Höchstkommandierende der Kaukasusarmee General Yermolow, ein tüchtiger Soldat und bei den Truppen sehr beliebt, herrschte mit eiserner Faust; er baute Festungen und Straßen und tat alles, um Daghestan zur russischen Provinz zu machen. Aber seine Unmenschlichkeit gegen die unterworfenen Bergvölker brachte ihm und dem Zarenreich Unheil. Als er den Häuptling Abdullah dadurch beseitigte, daß er ihn mit allen seinen Frauen, Kindern und Dienern in die Luft sprengte, ging ein Schrei nach Rache durch die Bergtäler. Plötzlich standen Daghestan und die Tschetschnia in Flammen, mit knapper Not und großen Verlusten zogen sich die Unterführer Yermolows auf die Festungen zurück, er selbst wurde von dem neuen Zaren Nikolaus I. Ende 1827 abberufen und unter Anklage gestellt.

Khasi Mullah herrschte damals als Imam der Muriden; er kämpfte in der Folgezeit mit wechselndem Glück gegen die russische Übermacht und gegen den abtrünnigen Awarenfürsten Hadschi Murad. In diesem Kampfe machte sich Schamil, der bis dahin als Geistlicher zurückgezogen gelebt hatte, als tapferer Streiter und entschlossener Führer einen Namen. Im Fechten, Klettern, Springen und Schießen tat es ihm bald keiner gleich. Vom russischen Oberbefehlshaber Rosen bedrängt, bezogen Khasi Mullah und Schamil eine befestigte Stellung bei Gimri. Die Russen konnten ihre Artillerie einsetzen, und so war das Schicksal der Muriden besiegelt. Sie kämpften bis zuletzt und fielen als wahre Helden. Khasi Mullah starb mit dem Schlachtruf: „Allah verfluche den Moskauer Satan!" Schamil entkam in der Dunkelheit mit einem Lungenstich und gebrochenem Schlüsselbein. Sein Schwiegervater, ein berühmter Heilkünstler, kurierte ihn mit Bienenwachs, Teer und Butter. General von Rosen aber wurde vom Zaren höchlichst belobt.

Schamil galt für tot, Muriden und Russen hatten gesehen, wie er fiel. Aber bald erschien er wieder und zeigte seine Narben. Seine Heilung galt als Wunder, die Gläubigen sagten: „Allah hat Schamil von den Toten zurückgerufen, auf daß er die Lebenden beherrsche." Bald wurde er als Imam das gottgesandte Staatsoberhaupt und der oberste Feldherr Daghestans. Die rauhen Kämpfer sangen seine streitbaren Psalmen an ihren Lagerfeuern. Sein Unglück wollte es, daß Hadschi Murad, der glänzendste Reiterführer des Kaukasus, von alters her mit ihm verfeindet war und so auf die russische Seite gedrängt wurde. Die Schuld an dieser unpolitischen Feindschaft lag ebenso auf der Seite Schamils wie Hadschi Murads, der am Ende doch von russischen Kugeln fiel.



Vormarsch des Generals Yevdokimow im Februar 1859
Nach dem Gemälde von Theodor Horschelt

Im Jahre 1837 kam der Zar Nikolaus I. in den Kaukasus. Er wartete in Tiflis vergebens auf Schamil, mit dem kurz vorher ein Waffenstillstand geschlossen worden war. In seinem Unmut ließ der Zar dem Imam ausrichten, er habe Pulver genug, um den Kaukasus in die Luft zu sprengen. Mit einer solchen Renommisterei machte sich der Selbstherrscher aller Reußen in dem von ihm bedrohten Gebirge nur lächerlich. Der Waffenstillstand lief nach kurzer Zeit ab, Schamil baute sich das Bergdorf Achulgo zu einer starken Festung aus und erwartete dort den Anmarsch des russischen Heeres unter dem Oberkommando des Generals Grabbe. Die Vorgänge bei Gimri wiederholten sich. Die gut geführte und gut ausgerüstete russische Artillerie, der die Muriden nur einige veraltete Böller entgegenzusetzen hatten, schoß Bresche, dann stürmten die Russen, und ein wilder Nahkampf begann. Auch Schamils Frau Patimate und seine Schwester Fatima kämpften mit. Patimate fiel, Fatima stürzte sich in den Abgrund. Wieder entkam Schamil auf halsbrecherischer Flucht. General Grabbe setzte 300 Rubel auf seinen Kopf, die er bald verzehnfachte. Schamil ließ ihm ausrichten, „er freue sich über die Hochschätzung. Er seinerseits gäbe nicht einen einzigen Rubel für den Kopf des russischen Generals".

Trotz der Niederlage von Achulgo wuchs der Muridismus in Daghestan wie eine Lawine. Die gemeinsame Not schweißte die vordem verfeindeten Bergstämme zum Gottesstaat Schamils zusammen. „Einfach im Bau, gewaltig wie der Granit des Kaukasus." An die Stelle des alten Blutrachegesetzes, das vordem die Bergstämme zerfleischt hatte, setzte der Imam die Strafe des Schuldigen durch den Staat.

Eine unerhörte Neuerung, der er mit eiserner Faust Achtung erzwang. Auch sonst war Schamil ein harter Herr. Wenn ein Aul (Bergdorf), sei es auch in der Not, mit den Russen paktierte, kannte er keine Gnade, sein Strafgericht hinterließ die Leichen der Abtrünnigen und die rauchenden Trümmer ihrer Heimat.

Im Frühjahr 1843 wollte General Grabbe den russischen Kriegsminister Tschernischow bei seiner Inspektionsreise in den Kaukasus durch besonders glänzende Erfolge überraschen. Er zog gegen Schamils damalige Residenz Dargo, hatte aber schon auf dem Anmarsch derartige Verluste, daß er sich zum Rückzug entschließen mußte. Als ihm auch ein zweiter Versuch mißlang, hatte er genug vom Gebirgskrieg und ließ sich abberufen. Sein Nachfolger, Fürst Woronzow, der die Kaukasusarmee zeitweilig auf 150000 Mann brachte, hatte denselben Mißerfolg. Daß sich Schamil mit seinem kleinen Heer von höchstens 10000 Mann gegen eine derartige Übermacht halten konnte, läßt sich nur durch die wilde Natur des Kriegstheaters und die unglaubliche Härte, Zähigkeit und Bedürfnislosigkeit der Muriden einigermaßen erklären. Seinen phantastischen Plan, die Wälder des Kampfgebietes abzuholzen oder abzubrennen und so den Widerstand zu brechen, mußte Fürst Woronzow bald aufgeben.

So zog sich der wilde Kleinkrieg gegen den Unbesiegbaren entscheidungslos hin, bis Rußland in den sogenannten Krimkrieg mit den Westmächten und der Türkei verwickelt wurde. Während dieses Zeitabschnittes von 1853 bis 1856 hatte Daghestan Ruhe. Am 2. März 1855 starb Nikolaus I., sein Sohn und Nachfolger Alexander II. schloß im nächsten Jahr den für Rußland recht annehmbaren Frieden von Paris und wandte sich dann der Unterwerfung Schamils zu. In seinem Jugendfreund Fürst Barjatinskij und dessen Stabschef Miljutin fand der Zar die richtigen Männer zur Bewältigung der schwierigen Aufgabe. Sie sahen in Daghestan eine Riesenfestung, die nur durch planmäßige Belagerung erobert werden konnte. Durch Straßenbau und Anlage von Befestigungslinien riegelten sie ein Bergtal nach dem andern ab, wodurch auch der von Persien und der Türkei ausgehende Schleichhandel mit Waffen immer mehr unterbunden wurde. Diese großzügigen militärischen Maßnahmen wurden durch einen geschickten Propagandafeldzug gegen die geistliche Macht des Imam unterstützt. Der russische Rubel rollte zu den kriegsmüden Stämmen, und die furchtbaren Strafgerichte Schamils waren vielen ein Beweis für seine verzweifelte Lage.

In zweijährigem Kampfe zerbrach General Jevdokimow den Widerstand im Norden, die Tschetschnia kam fest in russische Hand, und nun konnte die Zentralstellung Schamils im mittleren Daghestan konzentrisch berannt werden. Er hatte sich mit 7000 Muriden in die starke Festung Weden geworfen. Die russischen Pioniere und Artilleristen taten ihre Arbeit mit Laufgräben und Breschschießen, Schamil wartete den Sturm nicht ab, er steckte am 13. April 1859 die Festung in Brand und entwich mit seinen letzten Getreuen ins unwegsame Gebirge. Ein Aul nach dem andern sagte sich von ihm los. Seine letzte Stellung bezog er auf dem Hochplateau des Berges Gunib, der unter persönlicher Führung des Fürsten Barjatinskij umzingelt wurde. Noch einmal kam es zu Nahkämpfen; aber jedermann sah, daß es zu Ende ging. Vierzehn Bataillone umschlossen den kleinen Aul, dessen Verteidiger auf 100 Mann zusammengeschmolzen waren. Am 6. September ergab sich Schamil auf Gnade und Ungnade.

Der Zar erwies ihm Gnade. Er empfing ihn in Petersburg mit allen Ehren und wies ihm einen behaglichen Wohnsitz in Kaluga südwestlich von Moskau an. Im Jahre 1870 erhielt er die Erlaubnis zur längst ersehnten Pilgerfahrt nach Mekka und Medina. Die Stadt, in der Mohammed starb, wurde auch Schamils Grabstätte. Im März 1871 ist der alte Recke dort in seinem 75. Lebensjahr friedlich entschlafen.

Ein besonderer Schmuck des Buches sind die vorzüglichen Kriegs- und Landschaftsbilder des Münchner Malers Theodor Horschelt, der den letzten Abschnitt des Kaukasuskrieges als Freiwilliger in den Stäben Barjatinskijs und Jevdokimows mitmachte. Man sieht es der lebensvollen Darstellung der schwierigen Kampfhandlungen an, daß er selbst wacker mitgefochten und in Sonnenglut wie Eiseskälte die pfadlosen Steilhänge Daghestans erklommen hat.

Die Abbildungen auf S. 61 und S. 63 entnehmen wir dem besprochenen Werk mit Bewilligung des P. List Verlags, Leipzig

Vom Geheimnis des Schmerzes

Günther Weisenborn

Die Furie

von Karl Blanck



„Opfere alles, was du hast, und zuletzt opfere das, wofür du alles geopfert hast."

Das ist das Motto dieses ernsten und leidenschaftlichen Buches und das Bekenntnis eines Mannes zu den Taten und Leiden seines Lebens, voll reifer Weisheit, die aus Irrtümern gewonnen ist: „ein Exempel für die Sinnlosigkeit aller Erfüllung.. Erfüllung ist die erste Zeremonie des Todes, Leben aber stammt aus dem Schmerz.." und fruchtbar ist auch jene schmerzensreiche Sehnsucht, „die uns in bitteren Mitternächten durchlebt, so daß in unseren grausamen Augen manchmal ein kleines Licht aus irgendeiner Ewigkeit aufglüht." Und dies ist das Schicksal des Christian Munk, des Mannes, „der den Schmerz mit der Pinzette sucht" und der vom Schmerz verjagt wird, „denn der Schmerz duldet nicht Wohlwollende".

Es klopft. Immer wieder, immer heftiger und ungeduldiger. Aber der Mann, an dessen Tür es geklopft hat, öffnet nicht. Es ist manchmal besser, sich totzustellen und dabei den Revolver für alle Fälle bereitzuhalten. Das hat Christian Munk gelernt, seit er in Südamerika und besonders seit er hier im Gebiet der Sierra Negra haust, um auf der medizinischen Forschungsstation in Tagula seine Untersuchungen über die Physiologie des Oberflächenschmerzes bei den Primitiven durchzuführen — wunderbare Untersuchungen, ausgezeichnete Ergebnisse, die ihm drüben in Europa die Habilitation ermöglichen und die Anerkennung der Fachkreise gewinnen sollen.

Jetzt aber geht der blutige Aufruhr durchs Land, und die Ausländer tun gut, sich zurückzuhalten.

Ich war als Fremder in diesen dunklen Hurrikan der Vernichtung hineingeraten, ich hatte in den eingeborenen Augen das Weiße fanatisch aufblitzen sehen, hatte beobachtet, wie eine Reihe Kupfermantelpatronen in den Brustkasten eines verdutzten Farmers gesät wurden. Ich war am Todesröcheln Verendender, die sich in den Hauseingängen ausstreckten, vorbeigerannt und hatte bemerkt, daß die Maschinenpistolen auf die Mauer meines Hotels hundert fixe Kleckse malten, die hin und her hüpften, bis sie zu meinem Fenster heraufsprangen, so daß ich mich eiligst auf die Dielen warf. Mit einem Wort: Die Hölle war losgelassen. Tausend Teufel rasten im Land.

Nach einer Weile wird es draußen wieder ganz still, und Christian Munk öffnet vorsichtig die Tür. Da fällt ihm ein blutiges Bündel vor die Tür — mein Gott, ist das etwa Flores, der elegante Flores Herrera, blauhaariger Caballero, Journalist und Politiker von flammender Beredsamkeit, glühender Anbeter der Eleganz von Rio und der Kultur des europäischen Westens? . . Kaum ist er unter Munks Händen wieder zur Besinnung gelangt und hat sich mit blutigen Fingern die giftgrüne Krawatte zurechtgebunden, da beginnt er mörderisch auf den Rebellengeneral Matarazo zu fluchen . ., diesen Fürsten der grünen Hölle, den indianischen Satan, der alles aufknüpft, was weißhäutig ist, der die Viertaktmotoren, das Aspirin und die Ohrenbeichte ausrotten will, die Maschinen, die Fremden und die Priester — weil er glaubt, der Urwald sei für die Südamerikaner bekömmlicher als europäische Zivilisation!

Jedenfalls ist es für Flores das Beste, sich

erst einmal für ein paar Wochen in eine ruhige Klinik in Buenos Aires zu legen, und so kommt es, daß Herr Dr. med. Christian Munk an seiner Stelle als angehender Kriegskorrespondent im Chakokrieg einige Tage später statt auf seiner wissenschaftlichen Beobachtungsstation in einer Hotelhalle sitzt, in der man wenige Meter über den alten Gräbern der Azteken tanzt. Zwischen allerlei Kriegsspekulanten und anderen würdigen Sendboten Europas und Nordamerikas begegnet er hier dem berühmten lateinischen Schriftsteller Falcon, der ihn etwas höhnisch fragt, wie es denn nun eigentlich jetzt in dem alten Europa stehe — immer noch Verwirrung, Haß und Selbstzerfleischung? Also genau so wie hier auch!

Dann wird er von Falcon dem Dr. Moleon vorgestellt, einem einflußreichen Regierungsbeamten aus der kreolischen Adelskaste, der ihm bei seinen Plänen behilflich sein kann. Er lernt auch Moleons Gattin kennen, eine gebürtige Nordamerikanerin, Mary Peyton, madonnenhafte Erscheinung mit einem leichten Schmerzenszug, und erfährt, daß die Ehe nicht sehr glücklich ist, obgleich Moleon seine Frau auf seine Art liebt. Munk und Mary Peyton fühlen sich stark zueinander hingezogen, kommen sich auch bald näher, gestehen einander ihre Liebe ein. Zwischen ihnen aber steht der eifersüchtige Gatte, steht das Kind, das die Frau nicht verlassen mag.

Moleon ahnt die Gefahr, lädt den gefährlichen Fremden mit vollendeter Höflichkeit ein, ihn auf einer Dienstreise an die Front zu begleiten. Die beiden Männer reisen zusammen, schlafen zusammen im Zeltlager; am nächsten Morgen entdeckt Moleon eine Photographie Marys mit freundschaftlicher Widmung, die aus Munks Brieftasche herausgefallen ist. Zuerst lächelt er noch; dann läßt er das Bild zu Boden fallen, wendet sich ab und schweigt fortan, während sie zum Fort Domingo reiten. Dort kommandiert der Leutnant Taboada, mit dem Moleon ein ernstes Wort zu sprechen hat, weil er sich weigert, das Kommando abzugeben, sich den Weisungen seiner Oberen zu fügen und einen geplanten Handstreich durch den Chako zu unterlassen, durch den er einige feindliche Truppenteile von ihrer Wasserversorgung abschneiden und auf diese Weise zur Übergabe zwingen will.

Im Fort: Alarm. Ein Überfall muß abgewehrt werden. Die beiden Gäste nehmen an der Verfolgung des zurückweichenden Feindes teil; Munk entdeckt zufällig eine geheime Wasserleitung, durch die der Feind sich in seinem Versteck von der Lagune des Forts aus mit dem notwendigen Wasser versorgt hat. Die Verbindung wird zerstört, und nun gibt es für den Feind nur noch eine Rettung — die Flucht. Denn ohne Trinkwasser kann man im Urwald keinen Krieg führen.

Ein kleiner Trupp der Besatzung ist bei der Verfolgung abgeschnitten worden, vom Feinde eingekesselt. Zu ihrer Befreiung wird jeder Mann gebraucht, und die beiden Besucher müssen diesmal eine nächtliche Wache auf einer Lichtung als Signalposten übernehmen — zwei Feinde auf Leben und Tod an einem kleinen Feuer mitten im Urwald —, ein stummes Zwiegespräch, bei dem nichts sonst geschieht in endlosen Stunden — nichts weiter, als daß Moleon sich stumm entfernt, um abseits sein eigenes Feuer zu entzünden. Christian Munk aber hat Zeit, viel Zeit zum Nachdenken.

„Es ist auf Erden so, daß alles bezahlt werden muß. Wer sich bereichert, zerstört sich. Wer arm bleibt, wird zerstört. . . Jede Liebe wird mit Gram bezahlt. Es kann sich um eine kurze Liebe handeln und um einen lebenslänglichen Gram.

Und in den sonderbaren Nächten des Urwaldes fällt es dir ein, daß, wer nicht tötet, getötet wird, und wer nicht glaubt, betrogen. Die makellose Reinheit wurde immer heftiger beschmutzt als die mittlere Reinheit der gewöhnlichen Proteste. Der Weltverbesserer wird gehetzt und erkaltet in Schauhäusern. Der Schieber wird fett und entartet. Weisheit lähmt. Der Gewaschene wird befleckt, und der Befleckte beflecktet.

Denn die Welt duldet nur mittlere Temperaturen und vernichtet die allzu Erhitzten nach einem uralten Urteil. Der kalte Kopf gewinnt, nicht das heiße Herz. Was dem heißen Herzen vorbehalten blieb, war höchstens ein halbreifer Tod und ein Gedicht im späten Lesebuch."

Am nächsten Morgen kommt es zum entscheidenden Zusammenstoß zwischen Moleon und Taboada. Der Leutnant beharrt auf seiner Weigerung. Moleon macht ihn darauf aufmerksam, daß er durch diesen Ungehorsam nach dem Kriegsgericht den Tod verdient hat. Aber Taboada bleibt fest, und auch Munk weigert sich, mit Moleon zurückzukehren. Hier im Urwald unter Kameraden auf Gedeih und Verderb gefällt es ihm besser. Moleon schwenkt

zum Abschied mit drohender Höflichkeit seinen Hut: „Bueno — Adios Caballeros! Ich werde die Behörde grüßen!"

Merkwürdig ist das erste nachdenkliche Gespräch mit diesem Leutnant, der doch noch wie ein echter, unverfälschter Urenkel der Inkas erscheint, mit seinem spitzen Kinn, den wachsamen und unerbittlich harten Augen unter den niederen, zusammengewachsenen Brauen, unter der olivenfarbigen Stirn und dem asketisch kurzgeschnittenen Haar: Was meint der Herr Doktor vom Tode? Es muß doch wohl manchmal leichter sein zu sterben, wenn man für etwas stirbt, was nützlich ist, he? Aber was den Schmerz anlangt, den Schmerz bei den Primitiven, der den Herrn Doktor so sehr beschäftigt — nun, die Kompanie Taboada, Männer, die den Puma auslachen und mit ihrem Armeegewehr den Reiher aus der Luft holen — sie haben mit einem Mal den Schmerz entdeckt, seit der junge Narzisso von früh bis abends geschrien hat, bis sie ihn nachts eingraben konnten . .

Nun, einerlei, man gehört einmal zu einer verlorenen Rotte im Urwald, und so führt der Leutnant Taboada unermüdlich weiter seinen kleinen Krieg, als hätten er und seine Leute niemals gelernt, den Schmerz und das Sterben zu fürchten. Vorwärts durch die Hitze, durch das Gestrüpp des Urwalds und der Steppe — dem Siege zu, dem Sumpfgebiet, wo der Feind sich stellen muß. Und Munk ist seinem neuen Beruf als Korrespondent endgültig untreu geworden, um den Wunden und Lahmen zu helfen, was ihm hier notwendiger erscheint. Dabei gewinnt er immer größere Achtung vor diesem fremden Volk aus einer hochstehenden und zu Unrecht unterdrückten Rasse. Er lernt die Worte Taboadas verstehen, die ihm zuerst unbegreiflich blieben: „Das ist ein erhabenes und schweigsames Volk, von dessen Schönheit und Seele Sie kaum etwas ahnen . . ."

Aber auch der Gedanke an Mary Peyton läßt ihn bei all diesen ernsten Dingen nicht los. Immer und immer wieder entdeckt er eine geheime Wesensverwandtschaft zwischen ihr und Taboada, die gleiche fremde Grazie, den gleichen tiefen Ernst.

Der Waldboden wird weicher, die Grasmatten des Sumpfgebiets sind erreicht. Schon leuchten die Wachtfeuer des Feindes auf. Vor ihren Augen, unfern am Waldrand, verschwindet ein Mann im Sumpf — ein feindlicher Späher, der langsam immer tiefer sinkt, je mehr er sich schüttelt und bäumt: Totentanz im Chako. Vergeblich fordert Munk Hilfe oder den Gnadenschuß für den Zappelnden — Taboada schlägt beides ab: Nein, es geht nicht, sie würden sich vorzeitig verraten. „Die Überraschung ist entscheidend für unseren Sieg!"

Und als Munk vorwärts stürzt, um den Stöhnenden zu befreien, da wird er von zwei Soldaten zurückgerissen: Ein Feind weniger — darauf kommt es hier an, auch wenn ein Mensch zugrunde geht — so will es das Gesetz der Vernichtung!

Aber der ganze Plan mißglückt, weil Taboada eines nicht in Rechnung gestellt hat: den Stich eines weiblichen Moskitos von der Familie der Anophelesmücken. Eine Malariaepidemie bricht aus, und die Mücke gewinnt die Schlacht — ohne Kampf und ohne Getöse. Mit Fiebernden und mit Sterbenden kann man keinen Sieg mehr erringen, ohne Hilfsmittel, ohne Heilmittel in Sumpf und Urwald. Leutnant Taboada sagt den Angriff ab und befiehlt den Rückmarsch. Leutnant Taboada hat den Leutnant Taboada zum Tode verurteilt.

Christian Munk, sein Kamerad aus dem Urwald, muß bei seiner Erschießung als Arzt zugegen sein. Der Leutnant hält sich männlich, wie er gelebt hat; er hat sich mit seinem Mißgeschick abgefunden. Er verschenkt Rock und Stiefel an die Soldaten, die fröstelnd im Regen vor ihm stehen; aber er zittert doch, mit weißen Lippen flüstert er: „Und jetzt beeilt euch, man erkältet sich ja . . ."

Christian Munk aber muß unverzüglich das Kriegsgebiet verlassen; er hat seine Neutralität verletzt, indem er ohne Erlaubnis, entgegen ausdrücklicher Aufforderung am Kampfe teilgenommen hat. Das ist Moleons Rache.

Also zurück in die Hauptstadt, ins Hotel Gloria, in die Zivilisation, mit Mundwasser und sauber gewaschenen Händen, mit frischen Seidenhemden und gebügelten Anzügen. Von Mary Peyton hat man draußen so eine Art Absage bekommen: Nein, es könne nicht sein, sie müsse aushalten, um ihres Kindes willen, ihrer kleinen Nena. Man trinkt also Whisky, eine ganze Menge Whisky, man geht

in der Hotelhalle schwankend auf einen Tisch zu, starrt einer gewissen Dame ins hochmütige Gesicht, macht eine etwas zu tiefe Verbeugung, während man sie begrüßt, und bestellt ihrem Gatten einen letzten Gruß von Leutnant Taboada, während die Frau zu zittern beginnt und sich am Tisch festhält, um nicht umzusinken.

Die Ausländer sind auch in der Stadt nicht mehr sicher. Einige werden in den Straßen angegriffen, ein Auto mit fremder Nummer wird in Brand gesteckt, und die Fremden leben schließlich in ihrem Hotel wie auf einer komfortablen Insel — einer Insel mit Tanztees, Schwimmbad, Wutanfällen und Angstschauern.

Auch im Hotel Gloria selbst sitzt schon der unsichtbare Feind, der die Fremden belauert, während er mit ihnen tafelt, der die Papierkörbe durchstöbert oder abgenützte Löschblätter verschwinden läßt. Ein brauner Kellner hat einen Fremden beschimpft, ist gehörig verprügelt und an die Luft gesetzt worden; seitdem belagern dunkle Gestalten den Hoteleingang. Der ganze Norden des Landes soll schon im Aufruhr stehen. Wieder wird der Name des Generals Matarazo genannt, der alle Fremden vertreiben will. Die Inselbewohner im Gloriahotel werden immer ängstlicher und nervöser. Der Empfangschef will sie trösten und zerstreuen, er bietet ihnen eine Ausfahrt an, zum Besuch einer Bar — o einer sonderbaren und verschwiegenen Bar — mit geladenen Revolvern und einer Schutzgarde bewaffneter Reiter, die vor den Autos hergaloppieren.

Die berühmte Bar „Cancion del Sud" besteht aus einem rohen Holzsaal mit einer Gauchokapelle und einer Art Bühne, auf der die Tänzerin Conchita ihre wilden Tänze feiert; dabei reißt sie ein Kleidungsstück nach dem andern ab, bis sie schließlich ganz nackt vor all den Männern im Saale erscheint.

Dann stampfte sie ihren letzten Tanz. Er bedeutete, daß sie sich freute, schön zu sein, ein Weib im Süden zu sein. Sie raste vor Lebenslust, entfesselt und jubelnd über sich selbst, sie beachtete nicht den Saal da unten, sie war ganz allein, eine Kreatur in der Leidenschaft, unverständlich für uns wie aller Süden und heiß. Die Männer unten tobten, als sie verschwunden war.

Draußen wirft sie sich an Christian heran, umwirbt ihn schmeichelnd und beginnt zu toben, da er sie verschmäht. Als Christian den verdächtigen Ort verlassen will, rasen schon die Autos mit den Hotelgästen davon, im Saale tobt die entfesselte Hölle. Auf der Treppe wird er von einem Raufbold gestellt, sein Revolver ist verschwunden — Conchita hat ihn entwendet. Es gelingt ihm, den Raufbold über das Treppengeländer hinabzustoßen und auf einem fremden Pferde der Falle zu entkommen, die ihm Moleon gestellt hat.

Im Hotel findet er einen Brief Marys vor; am nächsten Tag geht er zu ihr ins Haus, sie bekennt sich zu ihm, ihr Gatte ist ihr durch seine schlecht versteckte Brutalität längst fremd geworden. Moleon kommt heim, begrüßt seinen Feind mit vollendeter Liebenswürdigkeit und erklärt ihm, Taboada sei ein Verräter gewesen, im Dienste des Feindes. Munk weigert sich, dieser Behauptung zu glauben: Taboada war ein Ehrenmann! Moleon warnt ihn:

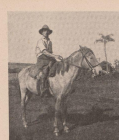
„Solche Sachen sagen Sie lieber nicht, Señor! Wir stehen in einem furchtbaren Kampf um unsere Existenz, und ein Verräter ist kein Ehrenmann. Wer das behauptet, den trifft schwere Strafe. Wissen Sie, daß berichtet wurde, auch Sie seien ein Agent des Feindes?!"

Später wird er noch deutlicher:

„Señor, ich muß Sie warnen. Es ist besser, das Land heute als morgen zu verlassen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß Sie mit seltsamen Persönlichkeiten in Verbindung stehen. Es interessiert mich auch nicht, solange ich nicht mit der Untersuchung eines solchen Falles betraut bin. Aber packen Sie Ihre Koffer, Señor, wenn ich Ihnen raten darf . . ."

Auf dem Heimweg, nach einem unverhüllt schroffen Abschied, hat Christian Anlaß genug, weiter über den Schmerz nachzudenken. Er hat begriffen, daß wir alle von der Furie Schmerz gepeinigt werden, daß wir alle kämpfen, um ihr zu entgehen, und daß wir ihr doch immer wieder verfallen müssen. „Je eiliger die Menschheit in die Zivilisation floh, desto wilder und raffinierter wurden die Schmerzen, desto scharfzähniger die Not, desto mörderischer die Krankheiten und die Kriege." Nur die Zügelung, nur die Überwindung des Schmerzes allein befähigt zu großen Dingen. Aber hat es noch einen Sinn, sich noch länger mit klinischen Feststellungen über die physiologische Natur des Schmerzes aufzuhalten? Nein, es hat keinen Sinn mehr. Damit ist es nun aus und vorbei in diesem wilden Leben einer fremden wilden Welt!

Immer sind die beiden Liebenden fortan von



Über sich selbst:

Geboren 1902 in Velbert.
Studierte Medizin und Philosophie, ohne Examina.
Betätigte mich in der Bonner Studentenschaft.
Wurde Schauspieler und Dramaturg, drei Jahre lang.
Hatte mit meinem ersten Stück, das an zwölf Theatern uraufgeführt wurde, Erfolg.
Geriet in den Strudel Berlins und wanderte aus.
Nach Argentinien, wo ich mich an einer kleinen Farm beteiligte.
Arbeitete später als Peon, Lehrer, Postreiter, Verwalter.
Kehrte zurück und führte in Berlin Stücke auf, Dramen (Neuberin).
Reiste in fünfzehn Ländern Europas, von Capri bis Kiruna,
und schrieb das »Mädchen von Fanö«, einen Roman bei Kiepenheuer.
War im Sommer 37 im grandiosen New York
und brachte im Herbst »Die Furie« bei Rowohlt heraus.
Dies alles war unruhige Vorbereitung,
jetzt arbeite ich an einem schweren und großen Werk, einem Roman in Manhattan, der »Schwamm und Galle« heißt.

feindlichen Spähern umlauert. Aber auch Moleon ist nur ein Gequälter, das Opfer seiner hoffnungslosen Liebe. Vergebens droht er, vergebens bittet er, entblößt seinen eigenen Schmerz vor dem Fremden, dem Feinde: „Bedenken Sie, daß es die letzte Stunde ist vor unser aller Unglück!"

Dann erwachte Moleon. Im selben Augenblick fiel mir ein, daß er den Aufschrei von vorhin, bei dem ich ihn nackt und hemmungslos gesehen hatte, furchtbar an mir zu rächen entschlossen sei. Ich zitterte bei dem Gedanken daran.

Er wandte seinen echsenförmigen Kopf mir zu und betrachtete mich, als nehme er Maß für eine Hinrichtung. Ich fühlte, daß ich unter seinem tückischen Blick weiß wurde, aber in diesem gefährlichen Augenblick half mir Mary Peyton, die vor meinen Augen auferstand. Ich war entschlossen, mit ihr sofort das Land zu verlassen.

Aber kurz vor der gemeinsamen Flucht wird Munk verhaftet: Taboada war wirklich ein Anhänger Matarazos, im heimlichen Dienste der Rebellen, und die Regierung hatte ein doppeltes Recht, sich seiner zu entledigen. Die Freundschaft des toten Leutnants droht für Christian gefährlich zu werden; er ist unversehens in den neu aufflammenden Kampf zwischen der roten Rasse und den weißen Eroberern hineingeraten. Nur durch ein Wunder entgeht er einem gräßlichen Tode, den ihm Moleon auf seine erneute Weigerung zugedacht hat; seine Befreiung ist das Werk der Rebellen, die in ihm einen Parteigänger erblicken. Munk beschließt, die ungewollte Gunst der Aufständischen für seine Zwecke auszunützen, denn das ganze Grenzgebiet ist schon in den Händen Matarazos; nur mit seiner Einwilligung können sie noch in das Nachbarland hinüberkommen und Marys Kind nachholen, das sich im Gebirge in sicherer Obhut befindet.

Zuerst müssen sie durch die Front der Regierungstruppen, denen gegenüber Christian sich als Kriegskorrespondent ausgibt. Beim Übernachten in einem Indiodorf erleben sie ein Tanz- und Liebesfest am Rande des nächtlichen Urwalds, dessen wunderbarer Zauber auch die beiden Liebenden selbst nach der Ankunft in der nächsten Stadt erst zur vollen Vereinigung zusammenführt. Schon am nächsten Morgen muß Christian die Geliebte allein im Hotel unter guter Bewachung zurücklassen, um seinen gefährlichen Weg zu dem blutigen Matarazo, dem unerbittlichen Todfeinde aller Weißen, anzutreten.

Im Hauptquartier der Rebellen findet er auch seinen alten Freund Flores wieder. Aus dem eleganten Großstadtbummler ist ein rauher, verwilderter Rebellenführer geworden, der den toten Taboada als Helden und Märtyrer der Revolution preist und alle Weißen

zum Teufel wünscht, wenn er sich auch bereit findet, für seinen alten Freund Munk ein Wort bei seinem Herrn und Gebieter Matarazo einzulegen.

Ein gefährliches Raubtier ist dieser indianische Halbgott Matarazo, der gerade dabei ist, einen weißen Ingenieur langsam zu Tode zu quälen — lediglich weil er der Sohn einer weißen Mutter ist. Nur das rettet Christian vor seinem tödlichen Zugriff, daß er Taboadas Freund war und daß er ein Feind Moleons geworden ist:

„Gehen Sie, sagen Sie denen draußen, daß ich mich auf Blut besser verstehe und auf das Öffnen von Männern! Es werden Ströme jener Flüssigkeit durch dieses Land fließen, das unser Land ist und nicht euer Land! Mit diesem Blut werden wir die Erinnerung an euch wegschwemmen! Eure Welt, die Welt der Weißen, muß sehr arm sein, denn sonst wäret ihr nicht zu uns gekommen! Ihr lebt nur durch den Reichtum der farbigen Welt! Ihr Weiße seid von uns abhängig! Nicht mehr lange, so werden wir es euch beweisen, daß wir die Kraft und den Reichtum haben! Noch habt ihr die bessere Organisation, ihr habt Funken und Motoren und Armeen, bald werden wir auch das haben! Dann jagen wir euch davon in eure grauen Länder des Nordens! Sagen Sie das den Regierungen draußen . . .!"

Er stand in der Tür im grellen Sonnenlicht, das weiß über ihm zusammenschlug, er stand böse glühend vor mir, und er sprach, als ob er hämmerte. Eine unbändige, tigerhafte Energie leuchtete aus seinen mordlustigen Augen, als er schrie:

„Wir haben das Zinn und das Silber, wir haben die Baumwolle, den Gummi, den Kaffee, wir haben die Herden und die Wälder und das Öl haben wir, das Öl! Wir sind unermeßliche Millionen in allen südlichen Kontinenten, die noch nicht erwacht sind. Aber sie werden erwachen, sie recken sich bereits, sie werden aus den Urwäldern treten und fragen, wie das Spiel heißt! Sie werden fragen, warum die Fremden nicht in ihre eigenen Länder gehen! Der Süden wird aufstehen, und es wird zwei Welten geben, die weiße und die farbige! Und die farbige Welt, das sind wir, die Welt der Sonne, der braunen Haut und des Hasses! Und unser Haß ist reif, unser Haß ist von euch gesät worden, in jedem, den ihr mit der Peitsche schlugt oder mit dem Schnaps oder mit der Not. Ich befehle den Haß, und ich befehle den Ingenieur zu töten!"

Aber als Christian Munk nach atemlosem Ritt mit dem Durchlaßschein Matarazos wieder in die Stadt zurückkommt, findet er Marys Zimmer leer, einen Zettel auf dem Tisch. Die Angst um das Kind hat sie zurückgetrieben: „. . . ich kann nicht . . . Ich werde nie einen andern lieben als dich. Leb ewig wohl!"

Endlose Jagd — endloser Schmerz. Zu Pferd hinterdrein, auf der Spur des Wagens, der von unsicheren Händen auf schwierigen Wegen gesteuert worden ist. Schließlich findet er das Auto — ein Unglück ist geschehen . .

Der Wagen stand mit zerschmettertem Kühler gegen einen halbzersplitterten Eukalyptusbaum, der Wagen stand schief, unheilvoll schief, halb schon in einen kleinen Graben gerutscht, aber durch den Baum noch gehalten.

Sie hing halb nach außen. Die Splitter der Schutzscheibe waren ihr in den Hals gefahren, die Schlagader war durchgeschnitten. Blut rann in dicklicher Quelle aus dem klaffenden handlangen Schnitt.

Ich hob sie auf und zog sie behutsam aus dem Wagen, um sie in das Gras zu legen. Sie seufzte bewußtlos. Ihr Herz schlug noch, ganz unterirdisch, unfaßbar leise.

Aber alle ärztliche Hilfe kommt zu spät — das Leben entflieht unaufhaltsam — sie stirbt in seinen Armen.

Ich stand auf und ging zu dem Auto. Der Kühler war eingedrückt und der Tank ausgelaufen, aber der Motor schien in Ordnung. Ich verstopfte den lecken Tank und schüttete aus den Reservetins, die hinten im Wagen lagen, neues Benzin hinein. Dann startete ich, der Motor sprang an. Ich versuchte lange Zeit vergeblich, den Wagen im Rückwärtsgang wieder auf den Weg zu bekommen. Schließlich glückte es mir . .

Als wir die Hauptstadt erreichten, war es gegen Abend, und die Straßen waren voller Menschen, die sangen und jubelten. Fahnen wehten bunt und lustig aus allen Fenstern. Musik erscholl aus allen Häusern. Die Menschen sangen, die Menschen tanzten.

Es war Friede im Land!
Der große Friede war gekommen.
Und die Menschen feierten!
Zu Ende war der Krieg, zu Ende . .

Ich fuhr in die Calle Progreso zum Hause Moleon. Als ich um die Ecke bog, erkannte ich einen Herrn, der in der Dunkelheit auf dem Bürgersteig entgegenkam und mich scharf anblickte. Es war Moleon. Er blieb plötzlich stehen, als er mich unter einer Laterne erkannte.

Ich bremste, schaltete den Motor aus, zog sorgfältig die Handbremse an und stieg aus. Ich wußte übrigens, was Schmerz ist. Ich sah ihn langsam und sehr bleich auf mich zukommen. Er ging dabei etwas gebeugt wie ein Tiger vor dem Sprung, weißliches Laternenlicht zuckte über sein Gesicht. Als er heran war und ich ihn keuchen hören konnte, wies ich in den Wagen.

Er blickte hinein. Ich sah ihn noch die Hände mit einer weit ausholenden Bewegung vor dem Gesicht zusammenschlagen, als ich davonging.

Es hat mich niemand mehr aufgehalten.



Schinkel, Dekoration zur Zauberflöte

Ein Roman der deutschen Oper

Hans Joachim Moser / Ersungenes Traumland

Von Wilhelm Locks

Als der sächsische Oberkapellmeister Johann Adolf Hasse im Januar 1755 nach Berlin fuhr, um auf Einladung des Königs Friedrich II. von Preußen der Uraufführung der Oper „Montezuma" von Karl Heinrich Graun, dem 1. Kapellmeister Seiner Majestät, beizuwohnen, hatte er wohl nicht im Entferntesten daran gedacht, daß die 15jährige Tochter des preußischen Kriegsrates Unger, dessen Gast er in Berlin wurde, einmal nach Dresden kommen und seine und seiner Frau eifrige Schülerin sein werde. Friederike Unger war von dieser ersten Opernaufführung, die sie erlebt hatte, ganz benommen; sie hatte zudem einem Gespräch zwischen Hasse, Graun und dem aus Hamburg herbeigeeilten Georg Friedrich Telmann gelauscht, wobei Telmann sich für eine Oper mit deutschem Text einsetzte. Es war wie ein Erwachen in ihr gewesen, und sie kannte auf einmal nur noch ein Lebensziel: auf der Bühne stehen und singen dürfen, deutsche Melodien zu deutschem Text — das schwebte ihr als das Höchste vor; sie mußte es erreichen, koste es, was es wolle.

Die Werbung eines Vetters, der als Offizier in Friedrichs Heer diente, drang nicht bis zu ihrem Herzen vor. Der Vater machte ihr liebevolle Vorwürfe, aber er vermochte nicht, sie von ihrem Entschluß abzubringen?

„Traust du nicht deiner Tochter zu, daß sie auch dort, zwischen hier und da unsauberen Leuten, deine Friederike bleibt? Vielleicht werde ich lebenslang nur Zuschauerin sein. Aber auch dann will ich unablässig das große Ziel betreiben. Die Musik ist nun einmal mein heißester Lebensantrieb."

In Dresden macht Friederike gute Fortschritte. Faustina, die vor ihrer Verehelichung mit Hasse als Sängerin Bordoni unerhörte Triumphe gefeiert hatte, übte mit ihr Solfeggien und Vokalisen; bald konnte Friederike die schwierigsten Koloraturen singen. Als Friedrich von Preußen, ihr König, Dresden vorübergehend besetzte, floh Faustina mit ihrer Familie vor den Kanonen nach Wien und bat Friederike später zu sich; sie führte die junge Preußin in Wien in die große Welt ein. Der Glanz und Pomp der rauschenden Feste verwirrte sie zunächst; aber sie war immerhin die Tochter eines

preußischen Offiziers und als solche eine gute Beobachterin: es blieb ihr nicht verborgen, wie hier mit Kabalen gearbeitet wurde. Vigano, ein schöner, junger Venetianer, erster Tänzer bei Hofe, verfolgte sie mit seinen Liebesbeteuerungen; sie entzündete sich an seiner Glut. Aber über aller Liebe vergaß sie nicht das große Ziel. Sie wohnte den Proben zu Gluck's „Orpheus" bei und sah in diesem Meister den Reformator der deutschen Oper. Das Glück wollte es, daß die Darstellerin der Eurydike nach der ersten Aufführung absagte und Friederike vorgeschlagen wurde, die Partie zu übernehmen. Sie probte mit Gluck selbst, der auch die Aufführung dirigierte. Es wurde ein großer Erfolg; die Kaiserin betrachtete Signorina Unger als eine glückliche Acquisition. Aber der Hofklatsch hatte ihrer Majestät die Amoure zwischen der jungen Preußin und dem italienischen Tänzer längst zu Ohren gebracht; Maria Theresia wußte auch, daß die Unger nicht die einzige sei, die Vigano zu lieben vorgab.

Bei einem Kammerkonzert sang Friederike zur Begleitung eines kleinen Streichorchesters eine italienische Arie von „Giovanni Christiano Bach", wie auf dem Programm zu lesen war.

„Die Sängerin hatte geendet, die Fürstlichkeiten klatschten Beifall, der Kaiser Franz holte Friederike heran, und Maria Theresia tätschelte ihr mütterlich die Wange. Ein hoher Gast der Majestäten, die Kronprinzessin von Sachsen, die selbst eine gute Pianistin war, fragte „Wer ist dieser Bach?"

„Eigentlich ein Untertan Eurer Hoheit", gab Friederike Bescheid, ein Sohn des verstorbenen Leipziger Thomaskantors — der ‚Cantone' war vor drei Jahren bei ihm von Neapel aus bestellt. Man sagt, er sei jetzt mit seiner italienischen Gattin nach London übergesiedelt.

Die Kaiserin meinte heiter: „Da gibt er Ihr ja ein wackeres Vorbild, beste Unger. Vor seiner Verheiratung war er doch vermutlich Lutheraner?"

„Ja, Majestät, als Mailänder Domorganist hat er die Religion gewechselt. Es hat viel Aufsehen gemacht — er als Sohn seines Vaters . . ."

„Nun also, wieder ein heilsames Zurückfinden in den Schoß der heiligen Kirche", sagte die Kaiserin. „Da ist auch Ihr der natürliche Weg gewiesen. Ich höre, Sie interessiert sich stark für meinen welschen Tanzvirtuosen — ich hoffe, Sie verdreht dem talentvollen Menschen nicht bloß den Kopf, sondern gedenkt auch die reellen Consequences zu ziehen, Kindchen?" Friederike stand blutübergossen. „Wer behauptet das?" fragte sie tief erregt. „Hat Signor Vigano Derartiges vor das Ohr Eurer Majestät zu tragen gewagt?"

Die Kaiserin lächelte. „Gemach, kleine Frau, sie will doch nicht ihre Landesmutter — oder wenigstens Brotgeberin — peinlich verhören? Nun, immerhin scheint von dieser Gspusi halb Wien zu diskurier'n, und das geht mir ein bißl contre coeur. Ich muß für Ordnung in meinem großen Haushalt sorgen." Während sie die Sängerin beiseitezog, fragte sie ernst:

„Wie denkt Sie sich, daß das weiter gehen soll? Ist Sie ohne Verschulden in ein Getratsch gekommen, so will ich Ihr helfen, daß das in die Reihe geht. Liebt Sie ihn nicht, so soll er die Boccherini heiraten. Liebt Sie ihn aber, so nimmt Sie den Hallodri, und das ehestens!"

Der jungen Kammersängerin perlten die Tränen vom Gesicht. „Ja, ich liebe ihn, Majestät, ich liebe ihn von ganzer Seele. Aber heiraten kann ich ihn nicht. Ich kann nicht, wie dieser Johann Christian Bach, katholisch werden. Verzeihen Majestät . . ." Unwirsch entgegnete die Kaiserin: „Das mache Sie mit sich ab. „Ich habe mich nicht gesträubt, eine Ketzerin zur Cantatrice da camera zu ernennen —, es kann schließlich keiner für das Nest, in das er geboren wird. Aber daß Sie das eine genießen und für das andere am End kein Opfer bringen will, das g'fallt mir net. Da will i lieber zwischen dem Vigano und der Boccherini eine christkatholische Eh' stiften. Und wenn Ihr Contratto abgelaufen ist, wird Sie, glaub' ich, in Sachsen oder gar bei Ihrem König von Preußen eine convenablere Position finden als hier."

Die Demoiselle Unger versank in den Hofknicks, während die Kaiserin ihr nur knapp zunickte und sich in leisem Unmut an den ältesten Sohn wandte: „No, was wird's mit der Musi? Wolltest du nicht noch was vom Gluck spielen?"

Alle eilten an die Pulte, während Friederike benommen hinausschlich. Sie blieb im dunklen Nebenzimmer starr und stumm stehen, und es ging ihr nur immer der eine Gedanke quälend



Musizierendes Paar. Gemälde von Antoine Pesne

durch den Sinn: „Er betrügt mich — er betrügt mich. Diese Schmach! Dabei: darf ich ihm grollen? Muß ich nicht sogar dem Schicksal dankbar sein? Wenn auch jetzt das Blut in mir schreit, einem welschen Tänzer Kinder zu schenken — riffe mich dies nicht ganz von meinen Wurzeln fort, in fremde Art hinein? Ist mir nicht ein anderes und strengeres Müssen vor die Seele gestellt? Ein Beruf, nein mehr: eine heilige Berufung? O Gott, welche Schmerzen, welche Not!"

Am Tag darauf verließ Friederike Wien mit Extrapostpferden gen Norden. Den Onorato Viganò hatte sie nicht mehr gesprochen. An der preußischen Grenze hatte Friederike ein Abenteuer, das entscheidend für die nächsten Jahre ihres Lebens werden sollte: Sie wurde von einem alten Wachtmeister für eine Spionin gehalten. Mitten in der Nacht wurde sie zu einem zerfallenen Jagdschloß geführt und hier, vor dem Kommandanten der Grenztruppe, klärte sich der Irrtum auf; dieser Rittmeister von Goeben stellte sogar fest, daß Friederike „über drei Erbsen" mit ihm verwandt sei. Sie erzählten einander von dem, was hinter ihnen lag, und Friederike gewann Vertrauen zu diesem schon vor der Zeit grau Gewordenen, dem man mit der Versetzung in diese wilde Gegend so bitter Unrecht getan hatte. Sie kam sich auf einmal nicht mehr so verlassen vor wie bisher, und es wunderte sie nicht einmal so sehr, als Goeben sie fragte, ob sie seine Frau werden wolle. Nach kurzem Zögern sagte sie ja.

Noch in der gleichen Nacht erfuhren die beiden, daß der Frieden von Hubertusburg geschlossen sei. Nun konnte Goeben Friederike auf sein kleines Gut in Pommern heimführen. Im Januar 1764 fand im Berliner Dom die Trauung statt.

Friederike wurde Hans Heinrich von Goeben eine gute Frau, aber die Sehnsucht nach dem anderen, nach der Erfüllung ihres Wunschtraumes, blieb immer in ihr wach. So empfand sie es trotz alles tiefen Schmerzes doch als eine Fügung des Schicksals, als Goeben in einer Dezembernacht von der heimtückischen Kugel eines Wilderers tödlich getroffen wurde. Sie wußte nun endgültig, daß sie einen ihr vorgezeichneten schönen, aber schweren Weg gehen mußte.

In einer Postkutsche lernte sie den jungen Dichter Lessing kennen, sie war auch dabei, wie er aus einem neuen Lustspiel vorlas und schrieb darüber in ihr Tagebuch:

Den 5. November 1766.

Lessing hat den ganzen Nachmittag in wunderbarster Lebendigkeit vorgelesen. Ich bin zu bewegt, um mehr zu schreiben als: sein Lustspiel heißt „Minna von Barnhelm". Ach, hätte das Hans-Heinz noch erlebt — wieviel Bitternis hätte es aus seinem Tellheim-Herzen genommen!

Als Madame Unger ging Friederike unter die Singkomödianten. Sie sah in den leichten Singspielen, die hier aufgeführt wurden, die einzige deutsche Opernform vorerst, die sich weiter aufbauen ließ. Drei Jahre hielt sie es bei der Kochschen Truppe in Leipzig aus; dann ging sie zu einer anderen Opernunternehmung über. Sie zählte kaum dreißig Jahre, fühlte sich in der Vollkraft ihrer Kunst und wollte sich nun endlich in der Darstellung großer Rollen ausleben.

Die Brandinische Truppe, zu der sie nun gehörte, zählte nur wenig Köpfe, darunter aber sehr gute Kräfte. Man zog von Leipzig über Naumburg, Erfurt, Gotha, Eisenach, wo überall sie etwa einen Monat lang spielten, nach Fulda; dann über Hanau nach Frankfurt, wo die Spielzeit fast ein Jahr dauerte. Über Aschaffenburg und Würzburg gelangten sie schließlich nach Bamberg. Man spielte neben der Oper „Die Jagd" von Johann Adam Hiller einige aus dem Italienischen verdeutschte Buffospielchen, schließlich Glucks „Betrogenen Kadi" und seine „Pilgrime von Mekka". Als Orchester wurden jeweils am Ort die Stadtpfeifer eingeübt, denen sich Liebhaberkräfte meist mit Vergnügen anschlossen.

Wenn Friederike an einem der seltenen spielfreien Tage tiefer in sich hineinschaute, so mußte sie sich gestehen, daß der Hauptgrund für ihren Anschluß an die Truppe Brandini das Interesse für den Kapellmeister Georg Friedrich Heinsius gewesen war, den sie schon von Leipzig her kannte. Die Unstetigkeit seiner Arbeitsweise hatte Friederike sogleich mit wunderbarer Anteilnahme erfüllt. Es gab Tage, an denen der blonde Lüneburger alle mit sich riß. Dem standen wieder Tage und Wochen gegenüber, wo der Kapellmeister mißgelaunt und grillig und zu keiner künstlerischen Arbeit fähig war. Der Prinzipal setzte zu solchen Zeiten möglichst keine Proben mit ihm an, denn sie wären so gut wie zwecklos gewesen. Friederike hatte geglaubt, Heinsius sei der Mann, der die deutsche Oper ihrer Vollendung entgegenführen könne. Als sie dann sah, daß es ihm an der Tatkraft fehlte, einmal Begonnenes auch durchzuführen, sagte sie sich von ihm los. Es hielt sie nun nichts mehr in dieser Umgebung, und sie nahm daher einen Antrag von dem Nationaltheater in Mannheim ohne Zögern an.

Das Traumbild von einer wahren deutschen Oper verfolgte Friederike auch in Mannheim weiter. In dieser kurfürstlichen Residenz musizierte das beste Orchester der Welt, das Theater-Ensemble bestand aus vortrefflichen Künstlern, aber das, was an neuen Opernwerken in deutscher Sprache herausgebracht wurde, ging über einen kläglichen Versuch nicht hinaus. Friederike sprach mit dem Hofintendanten Graf Porzia darüber; er hatte wie sie die gleiche Meinung. Porzia sah nur die eine Möglichkeit: die wenigen Musikgenies ersten Ranges, die in Deutschland lebten, gemeinsam für die Idee der deutschen Oper zu gewinnen. Er erzählte ihr, daß er die Mannheimer Bühne nicht mehr lange leiten, sondern als Gesandter des Fürsten nach Paris gehen werde. Dort beherrsche der Ritter Gluck durch seine voreinstige Schülerin Marie Antoinette das ganze Kunstleben. Und er fragte Friederike, ob sie bereit sei, ihm als seine Gattin nach Paris zu folgen. Friederike dachte an ihr vergangenes Leben: an Vigano, an Goeben und Heinsius; das alles lag so weit hinter ihr. Und sie willigte ein.

In Paris führten Graf und Gräfin Porzia ein gastliches Haus. Was an bedeutenden Künstlern die blendende Stadt besuchte, fand sich auch bei ihr ein, darunter Wolfgang Mozart, ein dreiundzwanzigjähriger Klavierspieler aus Salzburg. Friederike war tief beglückt, von ihm zu hören, daß er sich als deutscher Künstler fühle und es ablehne, zu französischen Texten Opern zu schreiben. Als Gluck zur Uraufführung seiner Oper „Iphigenie auf Tauris" wieder in Paris eintraf, wohnte auch er im Palais Porzia. Nach der Premiere, die ihm einen rauschenden Erfolg brachte, saß der berühmte Mann mit seinen Gastgebern noch eine Weile allein zusammen. Sie sprachen von den Vorwürfen, die dem Komponisten wegen der puritanischen Strenge seiner Musik gemacht wurden. Gluck lachte:

„Es kommt darauf an, was man g e i s t i g zu sagen hat, nicht, wie laut und wie bunt man es sagt. Auch der Klangrausch des traumhaftesten Orchesters sinkt nach einer halben Stunde auf bloß mittelstarke Wirkungen herab, weil sich die Aufnahmefähigkeit des innern Ohrs zu rasch verbraucht. Lieber will ich nach einer Viertelstunde nur mit Streichern durch eine einzige Trompete, Trommel und Posaune die Seelen erschüttern, als daß man

nur nach einem Riesenfeuerwerk aus fünfzigerlei Bläsern den entscheidenden Einsatz von zehn weiteren Posaunen und Trompeten halb überhört. Da mag ich mit Vergnügen ein Puritaner heißen — denn das sag' ich als Deutscher: der Geist möge gern auch die Sinne wachrufen — doch die Sinne wecken nie den Geist."

An den leuchtenden Augen Friederikens spürte Gluck, wie sehr er von ihr verstanden worden war.

Es war nur ein kurzes Glück, das Friederiken in Paris beschieden sein sollte. Graf Porzia mußte den Pariser Gesandtschaftsposten mit dem in Wien vertauschen. Kaum war er dort, so fiel er bei seinem Fürsten in Ungnade, und er wurde seines Dienstes enthoben. Dann kamen die Beschlagnahme seiner Güter, des Grafen plötzlicher Tod, der Prozeß gegen die von Karl Theodor ungerecht begünstigte Nebenlinie. Aber — Friederike war und blieb Musikerin, und das in diesem himmlischen Wien. Wunderbare Kirchenmusiken, in den Salons jeder nur wünschbare Virtuosenstern, in der Hofburg die Opera seria, und für sie weit darüberstehend das Nationalsingspiel Kaiser Josefs, das ihr ein Labsal der Seele bedeutete, seit sie hier Mozarts „Entführung aus dem Serail" erlebt und dabei dem Komponisten dieses deutschen Meisterwerks wiederbegegnet war. Mozart — welch Glück für sie, daß der junge Kapellmeister behauptete, sie am Klavier zu begleiten, sei für ihn eine der schönsten Freuden. Und als er wenige Jahre darauf starb, war auch Friedericke tief erschüttert. Er hatte dem deutschen Theater noch die „Zauberflöte" geschenkt, bevor er ins Ungewisse ging.

Nach der „Zauberflöte" schien ihr eine deutschere Oper, die sie noch erleben konnte, undenkbar. Denn Friederike war alt geworden, Silberfäden durchzogen ihr Haar, sie wußte: allzulange würde es sie auf dieser Erde nicht mehr halten. Und doch: sie war innerlich ganz jung geblieben, sie konnte sich noch freuen, wie damals, als sie noch fast ein Kind war und zum erstenmal eine Oper hören durfte. Das Leben hatte ihr das kostbarste Geschenk für den Lebensabend aufgespart:

Die Uraufführung der Oper „Leonore" von Ludwig van Beethoven. Der Aufführung standen große Schwierigkeiten im Wege; wenige Tage vorher waren die Truppen Napoleons in Wien eingezogen. Friederike hatte mit ihrem Vermögen die Deckung der ersten drei Aufführungen übernommen.

Sie sah den Komponisten der Oper, um gegen die sich meldende Schwerhörigkeit anzukämpfen, mit einigen Freunden drunten im Stehparterre gegen die Brüstung des Orchesters lehnen. Sichtlich lauschte er mit größter Anspannung auf Fidelios Gesang:

„Ach, brich noch nicht, du mattes Herz,
du hast in Schreckenstagen
mit jedem Schlag ja neuen Schmerz
und bange Angst ertragen.

Friederike konnte nur mit Mühe ein tiefes Schluchzen zurückhalten. Das war heilige Musik in der Oper — um die lohnte es sich, ein halbes Jahrhundert lang Sehnsucht gelitten zu haben. Das Theater war zur Hauptsache mit französischen Offizieren gefüllt, die von dem Werk so gut wie nichts verstanden, so daß der Applaus, wie erwartet, matt blieb. Sei es darum — mit diesem elementaren C-Dur im Ohr konnte Friederike getrost in die Stille schreiten.

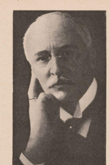
„Dieses Werk", sagte sie zu dem alten Abbé Stadler, der sie heimgeleitete, „wird vielleicht noch in hundert oder zweihundert Jahren als eine heilige Stiftung aufragen. Wenn ich dazu ein Sandkörnchen habe beitragen dürfen, so hat die alte Friederike ihr Traumland doch noch ersungen und erreicht."



Titelblatt zur Partitur von Mozarts „Don Giovanni" von Ninninger

Diesel – der Mensch, das Werk, das Schicksal

Von Dr. Gert Buchheit



Rudolf Diesel 1911
Bildnis aus dem besprochenen Werk

Es ist im allgemeinen nicht leicht, eine technische Großtat in ihrer Zielsetzung, Entwicklung und Durchführung für den Laien verständlich zu machen, aber zweifellos noch viel schwieriger darüber hinaus auch jene inneren Kämpfe und geheimen Hoffnungen, jene Zweifel und Erschütterungen der Seele zu schildern, die nun einmal mit dem Leben eines wirklich schöpferischen Erfinders schicksalhaft verbunden sind. Der Historiker, der sich einer solchen Aufgabe unterzieht, muß nicht nur über ein geschultes fachmännisches Wissen, sondern auch über Kenntnisse und Erlebnisse verfügen, die er gewissermaßen aus der persönlichen Berührung mit dem Gegenstand seiner Betrachtung gewonnen hat, und wenn sein Versuch nicht eine Rekonstruktion auf Grund toter Dokumente werden soll, wird er mit feiner Psychologie den geistigen und seelischen Voraussetzungen gegenübertreten müssen, auf denen der schließliche Erfolg der „aus einer Reihe von Irrtümern herausgeschälten richtigen Idee" beruht. Nur so wird er, sachlich im Urteil und sorgfältig in der Wahl seiner Worte, das Ziel erreichen, das sich Eugen Diesel mit der Biographie seines Vaters Rudolf Diesel gesetzt hat — nämlich der Menschheit endlich einen Begriff davon zu geben, was der Schöpfer des Dieselmotors gewollt, geschaffen und um seiner Idee willen gelitten hat.

Das Paris des zweiten Kaiserreiches, das sich im Triumph des napoleonischen Schiedsrichteramtes, seiner Weltausstellungen und seiner Armee sonnte, war der Boden, auf dem Rudolf Diesel (geb. am 18. März 1858) aufwuchs. Die Dampfmaschine, nach der sich das Zeitalter benannte, beherrschte damals noch völlig das Feld der Kraftwirtschaft, aber man hörte auch bereits sehr viel von neuen physikalischen und chemischen Versuchen, die sich mit dem elektrischen Licht, dem Auftrieb und Antrieb von Luftschiffen, der Induktion und der Photographie, d. h. mit immer schnelleren Maschinen, immer vollendeteren Beleuchtungen, immer besseren Kraftspendern beschäftigten. Einen klugen und aufgeweckten Knaben, der mit offenen Augen durch die Welt ging, mußte der Glanz dieser technischen Verheißungen um so mehr beeinflussen, als seine Familie in der Fremde nur voller Sorgen und unter den bescheidensten Verhältnissen dahinlebte. Der Vater, ein für Metaphysik und Spiritismus schwärmender Kleingewerbetreibender, vermochte die Seinen nur schlecht und recht zu ernähren. Für die Neigungen seines Sohnes zeigte er keinerlei Verständnis. So war es kein Wunder, daß der junge Rudolf Diesel, hart angepackt und in sich selbst zurückgestoßen, aus jenen Jahren unruhiger Wanderschaft zwischen Paris und London, zwischen der Heimatstadt Augsburg und der Weltstadt an der Seine als entscheidendes Erlebnis die Sehnsucht mitnahm, durch eigene Kraft aus der Bedrückung und Düsternis herauszukommen, die seine Zukunft bedrohten. Der Weg dazu schien ihm das Studium der Technik, die das Zauberwort der damaligen Menschheit war und deren geheimnisvoller Bereich ihn unwiderstehlich anlockte . . . Rudolf Diesel bezog daher nach Absolvierung der Mittelschule das

Polytechnikum in München, um Maschinenbau zu studieren. Der Glaube an die Wissenschaft und an die Würde des akademischen Betriebs war damals ungebrochen, ja beinahe dogmatisch. Es trat kaum ins Bewußtsein, daß an den Universitäten viel Widerspruchsvolles und seinem Wesen nach Unvereinbares gelehrt wurde. Naturwissenschaften und erkenntnistheoretische Spekulation, konservatives Staatsrecht und Marxismus, Liberalismus und nationaler Extremismus — alles wurde gleichzeitig verfochten, jeder weltanschauliche Keil konnte getrieben werden, sogar unter Duldung und Förderung des Staates. Für so gesichert hielt man im Praktischen wie im Seelischen das Zeitalter, daß man eine Zersetzung kaum befürchtete. Man glaubte eben, weil man täglich die erstaunlichen Ergebnisse menschlichen Nachdenkens und menschlichen Erfindergeistes wahrnahm, an den unbedingten „Fortschritt" der allgemeinen Kultur. Die Ingenieure, Industriellen und Kaufleute fühlten sich als die ausübenden Organe einer neuen Epoche, die über alle Krisen hinweg eine ganz neue Ordnung zu schaffen im Begriffe stand.

Selbstverständlich dachte auch Rudolf Diesel nicht im entferntesten daran, daß die vielen nützlichen Dinge, die die Technik schuf, einmal die Welt selbst bedrohen könnten. Wohl las er neben den Klassikern auch Nietzsche und Haeckel; in der Hauptsache aber steuerte er auf sein Examen los, das er im Jahre 1876 mit hervorragendem Erfolg ablegte. So ebnete er sich selbst durch sein Können und mehr noch durch seine zielklare und vornehme Art den Weg zu seinen ersten rein ideellen Erfolgen. Er knüpfte wertvolle Freundschaften mit Oskar von Miller und dem Mathematiker van Dyck an, er fand großzügige Förderer in dem Baron Cramer-Klett und dem Maschinenfabrikanten Buz, und wenn er auch zunächst noch als rechter Weltbürger ständig zwischen Augsburg und Paris, zwischen Winterthur und Berlin unterwegs war, so erscheint doch dieser Zickzack seiner ersten Anschlüsse nicht als zufällig und überflüssig, sondern als eine von höherer Hand gefügte glückliche Vorbereitung für seine eigentliche Aufgabe.

Es mag den Laien überraschen, daß der Mann, der später einen möglichst hohen Wärmegrad im Arbeitszylinder einer Kraftmaschine erzielen wollte, als Ingenieur von Eismaschinen begonnen hat. Aber der Gegensatz ist nur nach außen hin auffallend; wissenschaftlich und technisch ist er fast belanglos.

Für die Physik ist alles Wärme, gerechnet von minus 273 Grad an, dem absoluten Nullpunkt, bei dem alle Gase gleichsam lendenlahm werden und die Luft verlieren, noch die geringste Spannung auszuüben, bis zur Sonnentemperatur und darüber hinaus. Von 273 Grad, wo gar keine Wärme vorhanden ist, bis x Grad besteht für den Physiker eine einzige Stufenleiter der Wärme.

Mit anderen Worten: das Gebiet, auf dem Rudolf Diesel als Eismaschineningenieur tätig war, ist physikalisch das gleiche wie das, aus dem sein Motor hervorwuchs. Diesel hatte es als Konstrukteur von Eismaschinen ebenfalls mit der Verdichtung von Luft und Gasen und ihrem Verhalten bei wechselnden Drucken und Temperaturen zu tun. Er hantierte mit den Maschinenelementen der Hochdrucktechnik, er dachte früh und spät an Gase, die zusammengepreßt werden oder sich ausdehnen, die sich erwärmen oder abkühlen, an Ventile, die für physikalische und chemische Beanspruchung geeignet waren — kurz, er lebte in einer Gedankenwelt, die der richtige Nährboden für das Aufkeimen seiner großen schöpferischen Idee war. Wann man von ihr allerdings zum erstenmal als einer feststehenden Tatsache reden kann, läßt sich sich heute mit Sicherheit nicht mehr angeben. Der Verfasser erinnert daran, daß sein Vater bereits als Student mit dem Plane umging, die teure und unökonomische Dampfmaschine von ihrem Throne zu stoßen und eine ganz neue Kraftmaschine ohne Kessel zu erfinden, und erwähnt dabei das Aufkommen des pneumatischen Feuerzeugs, das vielleicht den unmittelbaren Anstoß zu diesen und ähnlichen Gedankengängen gegeben haben mag.

Wie dem auch sei, Rudolf Diesel faßte in jenen Jahren, in denen er auf dem halben Kontinent in unzähligen Betrieben Eismaschinen einführte, den entscheidenden Entschluß, eine Wärmekraftmaschine zu erfinden, und zwar vor allem eine Kraftmaschine, die dem Kleingewerbe den Wettkampf gegen die Großindustrie ermöglichen sollte; er glaubte dieses Ziel durch den sogen. Ammoniak-Absorptions-Motor erreichen zu können, an dem er von 1883 ab unermüdlich arbeitete.

Es ist natürlich kaum mehr in aller Klarheit zu ergründen, wie Diesels Gedankengänge während der Jahre 1883 bis 1893 sich entwickelten. Dampfmaschine, Ammoniak- und Explosionsmotor, der Vorgang im Kompressionsfeuerzeug und viele andere Anregungen wurden jedenfalls unablässig gegeneinander abgewogen. Die richtige Jugendidee, ohne Vermittlung von Dampf Arbeit zu gewinnen, trat jedoch mehr und mehr in den Vordergrund. Die Gasmotoren, die dieses Ziel beinahe schon erreichten, aber dafür andere Nachteile hatten, waren etwa seit 1878 in allgemeinerem Gebrauch gekommen. So vollzog sich, wohl von selbst in Rudolf Diesel allmählich die endgültige Abkehr vom Ammoniakmotor.

Damals brach eine Arbeit von sechs Jahren zusammen, aber aus den Trümmern baute er unverzüglich ein neues Gedankengebäude auf. Es zeigte sich, daß hundert Erfahrungen und Einsichten aus dem verlassenen Gebiet für die neue Erfindung zu verwenden waren. Auf gar keinen Fall aber wollte Diesel zum Wasserdampf „als alleinseligmachendes Mittel" zurückkehren. Das stand bei ihm unerbittlich fest. Darum hatte er schon in Paris mit Luft gearbeitet, die er möglichst hoch erhitzen und dann möglichst tief abkühlen ließ. Die Verbrennung des Brennstoffs, der die Luft in Diesels Kesseln heizte, benötigte den Sauerstoff der Luft. Da drängte sich dem wagemutigen Erfinder der Gedanke auf, Luft als im Motorzylinder arbeitendes Mittel und gleichzeitig als chemisches Mittel zur Verbrennung des Stoffes ebenfalls im Zylinder zu verwenden. Beides, Verbrennung und Arbeit, sollte sich somit im Arbeitsraum des Motors vollziehen und dadurch den Dampfkessel überflüssig machen.

Über diese Eingebung schreibt Rudolf Diesel:

„Wie nun die Grundgedanken entstanden, das Ammoniak durch ein wirkliches Gas, nämlich hochgespannte, stark erhitzte Luft zu ersetzen und in solche Luft allmählich fein verteilten Brennstoff einzuführen und sie gleichzeitig mit der Verbrennung der einzelnen Brennstoffpartikel so expandieren (sich ausdehnen) zu lassen, daß möglichst viel von der entstehenden Wärme in äußere Arbeit übergeht — das weiß ich nicht. Aber aus dem fortwährenden Jagen nach dem angestrebten Ziel, aus den Untersuchungen der Beziehungen zahlloser Möglichkeiten wurde endlich die richtige Idee ausgelöst, die mich mit namenloser Freude erfüllt!"

Jahre vergingen, bis die ersten Versuche stattfinden konnten, bis die Verbrennung reguliert und der Brennstoffverbrauch auf ein erträgliches Maß herabgedrückt war usw., und was sich in diesen Jahren alles an Kleinarbeit und Unterhandlungen, an Auseinandersetzungen mit Mitarbeitern, Ingenieuren, Fabrikanten und Geldgebern abspielte, das gehört zu den spannendsten Kapiteln dieses Buches. Wir hören von dem Anteil der Firmen Deutz und Krupp, von dem unermüdlichen Optimismus des Augsburgers Buz, wir erleben noch einmal die Zweifel und Sorgen, aber auch die rastlose Energie des Erfinders in ihrem vielseitigen Einsatz und nicht zuletzt die dramatischen Momente, da der Motor zum erstenmal anspringt, und die nicht minder dramatischen Konflikte mit einer Reihe von Technikern, die das Dieselsche Patent anfochten.

Wir erleben mit dem kühn vorwärtsschreitenden Schöpfer das „Hosianna" der Bewunderung, das ihm die Welt entgegenbringt, und das „Kreuziget ihn", das ihm nicht erspart bleiben sollte, und wir begreifen, warum dieses Leben tragisch enden mußte. Eine Natur wie Rudolf Diesel, nach außenhin stolz und beherrscht, nach innen heißglühend und so an sich selbst verbrennend, mußte unter einer solchen Nervenanspannung aufs schwerste leiden; auch war er in geschäftlichen Fragen, die sein eigenes Leben und die Verwaltung seines Vermögens betrafen, nicht der Mann, der eine ernsthafte Zerrüttung seiner Finanzen verwinden konnte. In einer schweren Gemütsdepression gab er sich selbst im Sommer 1913 den Tod, wiewohl die Gesamtbilanz über seine Lebensarbeit ihn zweifellos dazu berechtigt hätte, seine Lage mit größerem Optimismus zu betrachten. Im Sommer 1893 hatte er mit den Versuchen begonnen, 1897 lief bereits höchst erfolgreich die Versuchsmaschine, drei Jahre später wurde sie auch wirklich „marktreif". Die Zeit war also nahe, in der sich die Vision des 35jährigen Erfinders erfüllen sollte: der Dieselmotor wuchs mit Riesenschritten zu einer Weltkraft im Dienste des Friedens und des völkerverbindenden Verkehrs heran. Luftschiffe, Unterseeboote, Ozeandampfer, Millionen und aber Millionen dröhnender Maschinen bestätigen den Triumph menschlichen Geistes über die Materie.



Der Anfang: Erste Unterkunft im brasilianischen Urwald. Nach einem alten Steindruck

Auswanderer

Bilder und Skizzen — Herausgegeben von Hermann von Freeden und Georg Smolka

Von Hans Härlin

Der Bildteil dieser ansehnlichen Dokumentensammlung über einen wichtigen Abschnitt der deutschen Auswanderung stammt fast ausschließlich aus der Sammlung H. v. Freeden, während Georg Smolka für die Auswahl der Texte und die verbindende Darstellung verantwortlich zeichnet. Zeitlich ist die Sammlung auf das 18. und 19. Jahrhundert beschränkt, in denen sich ein mächtiger Strom deutscher Volkskraft nach Nord- und Südamerika ergoß.

Die Frage, was diese in Dutzende von Kleinstaaten aufgespaltenen deutschen Menschen aus der Heimat in eine höchst ungewisse Ferne trieb, wurde schon damals von den beteiligten Obrigkeiten aufgeworfen. Als Gründe wurden von den Befragten schlechte Ernten, übermäßiger Frondienst, Wildschaden, Steuerüberlastung angeführt, während der unerträgliche Druck einer fühllosen, gegen das Volkswohl gleichgültigen, auf die Gunst verschwenderischer Fürsten eingestellten Bürokratie den gestrengen Fragestellern aus begreiflichen Gründen verschwiegen wurde. Wenn man Ortsarme oder liederliche Subjekte auf diese Weise loswurde, hatten die Gemeinden und der Staat nichts dagegen, aber es stimmte doch nachdenklich, wenn tüchtige Bauern Hab und Gut verkauften, um mit Weib und Kindern die Fahrt ins Indianerland anzutreten. So wurden Briefe früherer Ausgewanderter unterschlagen und den Werbungen großer Landeigentümer Schwierigkeiten gemacht. Es ist dabei zuzugeben, daß diese Werber, die man „Neuländer" oder „Seelenverkäufer" nannte, meist arge Schurken waren, die hauptsächlich danach trachteten, die wehrlosen Auswanderer bis aufs Hemd auszuplündern.

Im 18. Jahrhundert galt die Seefahrt nach Amerika mit Recht als ein gefährliches Wagnis. Schiffbruch und Kaperei standen auf der Tagesordnung; aber auch abgesehen von eigentlichen Unglücksfällen forderten die elenden Einrichtungen auf den Auswandererschiffen einen starken Zoll. Zehn Prozent Todesfälle waren häufig. Noch im Jahre 1818 wurde ein holländischer Kapitän in Philadelphia angeklagt, weil er bei einem Schiffsraum von 400 Plätzen 1200 Auswanderer „geladen" hatte, von denen ein großer Teil gestorben war. Der Unmensch war dann im Hafen eines Sklavenstaats angelaufen und hatte versucht, die Überlebenden als Sklaven zu verkaufen.

Dieser Handel mit weißen Sklaven war im 18. Jahrhundert gang und gäbe. Die Überfahrt war teuer, und so verstanden sich viele Unbemittelte von vornherein dazu, den Teil, den sie nicht bezahlen konnten, drüben als „Serven" meist auf den Pflanzungen abzuverdienen. Diese Sklavenzeit dauerte etwa drei bis sechs Jahre, nach deren Ableistung die endlich Befreiten als Kleinfarmer angesiedelt wurden. Bei dem Frauenmangel in Amerika wurden weibliche Serven oft freigekauft. Dagegen wurde

mancher Auswanderer, der die Überfahrt bezahlt hatte, durch den Wucher und die Betrügereien der Werber und Kapitäne in Schuldverpflichtung gestürzt und mußte drüben auch als Servе anfangen.

Nach dieser furchtbar strengen Auslese der Überfahrt und ersten Zeit in der Fremde ging es den Eingewanderten im allgemeinen nicht schlecht. Wer klug und fleißig war, schaffte sich bald herauf. Die deutschen Farmen erkannte man schon von weitem an der soliden Bauart von Haus, Scheune und Stall und an dem guten Kulturzustand von Acker und Wiese. Tüchtige deutsche Handwerker hatten drüben vorzügliche Aussichten. In Pennsylvania und Ohio blühten bald weite Landstriche durch deutschen Fleiß. Später dehnte sich die Einwanderung über den ganzen mittleren Westen aus. Wo die Deutschen in der Mehrzahl ansässig waren, hielten sie lange an ihrem Volkstum fest; in Cincinnati, Milwaukee, Chikago und dem umliegenden platten Land macht sich der deutsche Einschlag heute noch stark bemerkbar. Im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg schlugen sich die eingewanderten Deutschen tapfer für ihr neues Vaterland. Da auf englischer Seite viele von ihren nichtswürdigen Landesherren verkaufte deutsche Soldaten fochten, standen, wie schon so oft in der Geschichte, Deutsche Deutschen gegenüber, was bei verschiedenen Gefechten zu starker Verwirrung führte.

In den schlechten Zeiten nach den napoleonischen Kriegen floß ein stetiger Strom unbeschäftigter Deutscher nach Amerika hinüber. Jetzt waren es vielfach Handwerker, die durch die ungehinderte Einfuhr englischer Industrieerzeugnisse brotlos geworden waren. Als die Träume des Jahres 1848 zerrannen, wanderten auch viele Angehörige akademischer Berufe als Flüchtlinge aus und gelangten drüben oft in leitende Stellungen. Um dieselbe Zeit lockte das neuentdeckte kalifornische Gold manchen Wagemutigen ins Verderben.

Durch die immer mehr aufkommende Dampfschiffahrt wurde die Reise erheblich abgekürzt. Die furchtbaren Zustände in den europäischen und amerikanischen Hafenstädten wie auf den Schiffen besserten sich; aber noch lange wurde über Erpressung, Betrug und Mißhandlung geklagt. Der Norddeutsche Lloyd war führend in der Vorsorge für die Auswanderer. In Neuyork aber war es noch besonders schlimm. Ein ganzes Heer zusammenarbeitender Gauner stürzte sich dort auf die in ihrer Sprachunkenntnis zunächst Hilflosen. Von Wirten, Geldwechslern und Landagenten wurden sie nach Möglichkeit geschröpft. Die im Jahre 1847 gegründete Einwanderungsbehörde setzte sich erst langsam durch. Scharf ist der Gegensatz der furchtbaren Überfahrt zum verhältnismäßigen Wohlergehen jenseits des großen Wassers. Wir hören von den um des Glaubens willen ums Jahr 1734 aus der Heimat vertriebenen Salzburgern in Georgia. Etwa hundert Jahre später sind es deutsche Bergleute und Siedler, die in Mexiko ihr Glück suchen. Ein Brief vom 16. Juni 1826 behandelt die Anfänge des Deutschtums in Rio Grande do Sul, dessen weitere Entwicklung mit dem verdienten Kolonisator Dr. Hermann Blumenau eng verbunden ist. Seine Lebensbeschreibung aus der Feder seiner Tochter Christine umfaßt ein wichtiges Stück deutscher Kolonialgeschichte. Wir sehen Wisconsin und Texas in den Jugendjahren ihrer Kultivierung, erfahren von der deutschen Soldatensiedlung Stutterheim im Kaffernlande und von allerlei geglückten und mißglückten Versuchen höchst verschieden gearteter Auswanderer in Nord- und Südamerika. Ein Kapitel über die Gründung unserer Kolonien in Afrika beschließt diese Sammlung von Schrift- und Bildurkunden.



Segen der Arbeit: Deutsche Kolonisten in der aufgeblühten Siedlung beim Kirchgang. Nach einem alten Steindruck

Abbildungen aus Freeden / Smolka, Auswanderer. Bibliographisches Institut, Leipzig

Zweimal Wallenstein

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
schwankt sein Charakterbild in der Geschichte...

Wie der Forscher ihn sieht:

In letzter Zeit hat sich die Wallenstein-Literatur stark vermehrt. Wissenschaftliche Einzeluntersuchungen, essayistische und romanhafte Darstellungen entstanden neben neuen dramatischen Versuchen. Aber seit Rankes Wallenstein-Darstellung dürfte kein wissenschaftliches Werk mehr erschienen sein, das dem von Josef Pekar gleichkommt („Wallenstein 1630—1634." Die Tragödie einer Verschwörung. Alfred Metzner Verlag, Berlin. Zwei Bände, 710 und 305 S. RM 19.—). Schon vor etwa vierzig Jahren legte der tschechische Forscher sein Werk in einer ersten Gestalt vor. Inzwischen hat er unermüdlich an seinem Thema weitergearbeitet. Daß diese Arbeit nun durch eine ausgezeichnete Übersetzung auch deutschen Forscher- und Leserkreisen zugänglich gemacht wurde, ist zu begrüßen.

Pekars Darstellung, die mit der Entsetzung aus dem ersten Generalat beginnt, gründet sich auf eine Fülle bisher unerschlossener böhmischer Quellen und verfolgt Wallensteins Handlungsweise fast von Tag zu Tag. Damit rückt das Bild Wallensteins in die Sphäre letzter Deutlichkeit.

Das andere aber, was Pekars Werk auszeichnet, ist die geradezu kopernikanische Wendung, die seine Darstellung für die Wallenstein-Forschung bedeutet. Er löst nämlich Wallenstein zunächst aus dem üblichen Zusammenhang der Weltgeschichte und der Reichsgeschichte heraus und stellt ihn zuerst in die böhmische Geschichte hinein. Dieser Versuch muß gewagt erscheinen, und jeder Forscher geringeren Ranges wäre wahrscheinlich der Gefahr unterlegen, sich von der herkömmlichen Verherrlichung seines Helden verwirren zu lassen. Pekar ist dieser Gefahr entgangen, indem er nichts anderes erstrebte als eine vollständige Darstellung der Verschwörung, wie er es nennt. Und da geht er nun Schritt um Schritt vor, indem er zeigt, wie Wallenstein als Vertreter des böhmischen Adels handeln muß.

Wir hören immer wieder, wie sich Wallenstein nach Frieden sehnt. Niemand aber weiß, wie weit diese Ausbrüche seiner Friedenssehnsucht echt sind und welche Motive ihnen zugrunde liegen. Tatsache aber ist, daß es zwei Wege zum Frieden gibt: den deutschen Weg und den böhmischen Weg. Der erstere würde bedeuten, daß im Reiche in politischer wie religiöser Hinsicht die Zustände wiederhergestellt würden, wie sie vor dem Kriege waren, und daß Deutschland von dem Einfluß der fremden Heere (Schweden, Franzosen, Spanier) befreit würde. Dieser Weg wandte sich also nicht gegen den Kaiser und die habsburgische Hausmacht. Der zweite Weg aber, der böhmische, strebte die Vernichtung der Macht Habsburgs an und stützte sich vor allem auf Gedanken, die Wallenstein durch seine böhmischen Standesherren und deren Emigrantenfreunde nahegebracht wurden. Die Familien Trčka und Kinsky waren die stärksten und einflußreichsten Wortführer dieser Bewegung. Daß der letztere Weg in weitem Maße auch den Rache- und Machtgelüsten Wallensteins, die nach seiner Enthebung in besonders starkem Maße vorhanden waren, entgegenkam, ist klar. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten schwankt nun Wallenstein unsicher und unklar hin und her.

Sein Verhalten ist dabei keineswegs das eines fähigen Politikers, ja es zeigt, und das ist das Entscheidende an Pekars Forschung, eine geradezu erschreckende politische Unfähigkeit. Obgleich das Tatsachenmaterial, das über Wallensteins Handlungsweise Auskunft gibt, noch immer keineswegs lückenlos ist, kann doch festgestellt werden, daß Wallenstein nicht aus einem politisch großen Plan, sondern aus einem „törichten Verschwörertum" heraus handelte.

Aber während Pekar daranging, ein Stück böhmische Geschichte zu schreiben, schrieb er tatsächlich ein Stück deutsche Geschichte, indem er die Gestalt des großen Gegenspielers Wallensteins, des sächsischen Generalleutnants Hans Georg von Arnim, in ein neues Licht rückte. Arnim, dem Wallenstein merkwürdigerweise ein geradezu blindes Vertrauen schenkte, war der stärkste Vorkämpfer jenes deutschen Weges zum Frieden. Immer wieder schwankte Wallenstein in seinen Entschlüssen, aber immer wieder war es Arnim, der ihn zu überzeugen suchte, daß er den deutschen Weg gehen müsse. Arnim war ein weit größerer Politiker als Wallenstein, und darum war er es, der den Kampf gewinnen mußte. So müssen wir Pekar danken, daß er uns diese Gestalt in ihrer ganzen Größe wieder schenkte. Nicht uninteressant ist es, festzustellen, wie Pekar auf Grund seiner bis ins kleinste durchgeführten Quellenarbeit abschließend wieder zu einem Charakterbild Wallensteins kommt, das dem gleicht, das uns schon Schiller gezeichnet hat. Nach Pekars Darstellung erinnert Wallenstein an die Gestalten italienischer Condottieri. Er sieht in ihm eine Renaissancefigur. „Der Renaissance gehört er auch durch seine Bemühungen um die Großzügigkeit und den weiten Umfang seines konstruktiven Werkes, nicht nur in politischen, sondern auch in baulichen und organisatorischen Gedankengängen an. Aber die Leidenschaftlichkeit seiner Anlage mit ihren erstaunlichen Kontrasten von Licht und Schatten, sein vertrauensvoll den Aufforderungen und Warnungen der Gestirne zugewandter Blick stellen ihn völlig in die Umwelt des Barocks, dieser Drang, seine Handlungen durch Winke des Himmels zu begründen und zu beglaubigen, verdunkelte in schicksalsvoller Weise die Zielklarheit seiner Unternehmungslust und trug zu seinem schließlichen Untergang wohl am meisten bei." Dies ist das Bild,

das Pekar von seinem Helden zeichnet, und so kommt er in seiner Darstellung zu dem Ergebnis, daß auch die Tat der Eger „die angemessenste Lösung", „ein Schritt comme il faut" war. O. Heuschele

Wie der Dichter ihn sieht:

Es ist das Schicksal fast aller bedeutenden, d. h. ihre Zeit sinnbildlich repräsentierenden Menschen, daß sie erst nach ihrem Tode jene Umlaufzeiten antreten, die den ewigen Sternen vorbehalten sind. Der Genius, der sie befähigte, große Taten tragischer Schicksalhaftigkeit und stolzen Glaubens zu vollbringen, wird von den Zeitgenossen meist nicht nur verkannt, sondern häufiger noch in die letzten Schatten des Weltalls verbannt, wohin kein Licht gerechter Wertung fällt. Bis eines Tages eine neue Generation — vor die gleichen oder ähnliche Probleme gestellt — den jahrhundertelang mit Haß und Dummheit Verfolgten als Vorkämpfer ihrer eigenen Ideale in Anspruch nimmt.

Es ist kein Zufall, daß im Lauf der Jahrhunderte die Gestalt Wallensteins eine wachsende Bedeutung gewonnen hat, und zwar mehr der Politiker als der Feldherr, mehr noch der Mensch als der Politiker. Man mag über den astronomischen Kultus eines so realistischen Kriegsmannes, der die Wichtigkeit der Landkarte und einer schon generalstabsmäßigen Arbeit kannte, lächeln und ihn als ein Zugeständnis an den Zeitgeist abtun, man kann den Sternenglauben des Friedländers aber auch so auslegen, wie es Gerhard Bohlmann in seinem Roman „Wallenstein ringt um das Reich" (Paul Neff Verlag, Berlin. 348 S. RM 5.50) getan hat, als das Sinnbild eines rastlos forschenden Geistes, der sich seiner irdischen Grenzen wohl bewußt ist, eben weil die Zeichen des Himmels mächtiger sind als unser Wille, unsere Schöpferkraft, unser Hoffen und Ringen. Daher geht es auch nicht an, in dem Generalissimus des Kaisers etwa nur einen verspäteten „Condottiere", einen reinen Gewaltmenschen und ehrsüchtigen Parteigänger zu erblicken. Gerade das, was den großen Italienern des 15. und 16. Jahrhunderts den harten Schnitt im Rahmen ihrer Zeit gibt, das fehlt dem Herzog: die eindeutige Machtform und Geschlossenheit des Handelns. Dafür ragt seine Persönlichkeit tief hinein in die menschlichen Bezirke echter Leidenschaften: einer bald tiefen Melancholie, bald stolzen Verachtung der gewöhnlichen Mittel, einer bald brennenden Sehnsucht nach Entschleierung der magischen Sternenwelt und bald unheiligen Entzauberung des Lebens durch geniale Berechnung.

Schiller hat diese zwiespältige Veranlagung Wallensteins zum bewegenden Moment seiner dramatischen Kunst gemacht; als Verkünder einer idealistischen Humanität sah er selbst vor allem das vereinzelte menschliche Schicksal, er zeigte den Friedländer als Kriegsorganisator, als Abgott seiner Soldaten, als Unterhändler und Faktor der Macht, als Freund und Vater, und auf dem Hintergrund dieser bezaubernden, heroischen, dämonisch-gefährlichen Eigenschaften den Kampf, der sich in seiner Brust abspielte, als er über sich selbst hinaus zum Träger einer schöpferischen Idee werden sollte. Überlistet von den kosmischen Kräften, an die er sich gebunden hat, wird er ein Opfer des Glaubens, aber auch ein Opfer seiner Klugheit, indem er die organisierten Kräfte des Willens gegenüber jenen Mächten überschätzte, die alles werden lassen, ehe sie es vollenden.

Das Epigonenzeitalter vermochte an dieser Einstellung zu einem Menschentyp, wie es Wallenstein gewesen, wenig zu ändern. Man erschöpfte sich in Einzelabhandlungen, in Angriffen und Verteidigungen, je nach dem politischen Bedürfnis. Erst der Dichter im neuen Deutschland, das in langen und schweren Erschütterungen wieder erlebt hatte, was es heißt, ein Reich der Ohnmacht zu sein, erkennt in den tragisch-einsamen Absichten Wallensteins die Grundzüge einer allgemeinen Vision:

„Der Kaiser sieht die Zukunft als Fortsetzung der Vergangenheit: das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, in dem die katholische Kirche die lutherischen Ketzer verfemt und ausrottet. Ich habe niemals gefragt, ob päpstlich, ob lutherisch, in meinen Regimentern dienen Menschen, Männer; ich achte Wert und Leistung des Soldaten, ich belohne Taten, nicht confessiones. Mein Heer beweist, daß Lutheraner und Katholiken nebeneinander leben, wirken, kämpfen können als Gleichberechtigte. Was zwischen meinen Söldnern möglich ist, kann auch zwischen Bauern, Bürgern, Adligen geschehen. Wie ich meine Hundertausende einigte, vermag der Kaiser das ganze Reich in einem Glaubensfrieden zu vereinen: die einzige Rettung. Deutschland hat Pflichten gegen sich selbst. Dieses Volk wird auf jeden Anruf bereit sein, aber man muß ihm ein Ziel zeigen. Dieses Volk ist gutmütig und selbstlos bis zur Selbstvergessenheit, man muß es selbstsüchtig machen. Noch immer schlummern die Völker zwischen Dunkel und Dämmerung, noch sind sie Wachs in der Hand der Fürsten: so präge der Kaiser der deutschen Nation sein Siegel auf, er zeige die Aufgaben, es sind ihrer so viele, daß Menschenalter nicht ausreichen. Es gibt unendliche Arbeit: den Neubau des Reiches, die Schaffung der Flotte. Im Osten droht Konstantinopel, im Westen Paris. Die Kriege gegen Türkei und Frankreich sind unvermeidlich und kosten Blut — es wird überall edler geflossen sein als in diesem heillosen Streit um den Glauben."

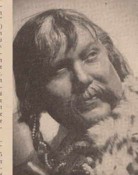
Kein heller Glaube, keine Zuversicht, wie sie aus der Freiheit gewaltig drängender Möglichkeiten aufsteigt, beseelt das soldatische Herz dieses Mannes, der das Jahrhundert aus den Angeln heben wollte. Aber seine Gestalt, sein Wort, sein Wesen scheidet die Gewissen in der Tiefe. Gehaßt und gefürchtet von den einen, abgöttisch geliebt von den andern, beherrscht er eine Weltstunde lang als Hauptakteur die bunt belebte Bühne, auf der sich der Triumph der Sinnlosigkeit vorbereitet: der Krieg um seiner selbst willen, der Krieg der Verwirrung draußen auf den Fluren Deutschlands wie drinnen in den Herzen seiner Söhne. Germanisches Schicksal, ein Abschnitt aus dem großen Ringen um das einige Reich deutscher Nation. Dr. Gert Buchheit

Lebendige Geschichte

Mirko Jelusich, dessen dichterische Gestaltungskraft sich bereits in einer Reihe geschichtlicher Romane bewährte, hat Heinrich den Löwen zum Helden seines Werkes: „Der Löwe" (Tieck Verlag, Wien-Leipzig. 366 S. RM 7.—) erwählt. Er stellt in ihm den ersten großen Deutschen dar, der die Idee eines Reiches der Deutschen zu verwirklichen sucht. Dabei gerät Heinrich in Widerstreit mit dem übernationalen Imperialismus Barbarossas, dessen Blicke fanatisch nach dem fernen Süden gerichtet sind, während Heinrich das Heil der deutschen Zukunft im heimischen Norden erblickt. Diesen Kampf in all seinen Entwicklungsphasen, in seiner zeitlosen Größe wie in seiner persönlich-menschlichen Vergänglichkeit, das Heldische und das Schmerzliche, die Treue und den Verrat schildert der Roman. Der ergreifende Mittelpunkt aber bleibt der Kampf zwischen zwei Deutschen, deren Ideale sich nicht decken, deren Tragik es ist, daß der eine dem deutschen Traume, der andere aber der deutschen Wirklichkeit lebt.

Das gleiche Thema hat sich Peter A. Steinhoff in seinem Roman: „Heinrich der Löwe" (F. A. Herbigs Verlagsbuchhandlung, Berlin, 375 Seiten, RM 7.20) erwählt. Auch er sucht dem Leser vor allem ein Bild des ganzen Jahrhunderts zu vermitteln. Weniger mit epischer Gestaltungskraft als mit filmartig aufblitzenden Szenen sucht er dieses Ziel zu erreichen. Auch Steinhoff schildert den Kampf des Löwen mit Barbarossa, auch er berichtet von den tragischen Verhängnissen, die zwischen beiden Herrschern walten. Allein er sucht neben den kriegerischen Unternehmungen vor allem auch die friedlichen Leistungen Heinrichs des Löwen ins rechte Licht zu stellen. Sein Buch darf ein Entwicklungsroman genannt werden, schildert er doch die Einsamkeit einer Jugend, den raschen Aufstieg Heinrichs zum mächtigsten Fürsten im Reich, seinen Niederbruch, das Glück seiner Ehe und die väterliche Fürsorge für seine Staaten.

Ebenfalls ins 12. Jahrhundert gehört auch Emanuel Stickelbergers „Zwischen Kaiser und Papst" / Ein Roman um Arnold von Brescia (Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart. 319 S. RM 5.40). Heinrich von Mur, der Züricher Stiftsmeier, unternimmt im Interesse seines Klosters eine Reise nach Rom und gerät dabei in die Machtkämpfe, die hier ausgefochten werden. In der Mitte der Handlung steht die Gestalt des ersten großen Reformators Arnold von Brescia, der bereits um diese Zeit den Kampf gegen die Verweltlichung der Kirche und ihre Machtgelüste aufgenommen hat. Er muß diesen Versuch mit dem Tode bezahlen. Sein Untergang und der vergebliche Opfertod der Römerin Maddalena stehen im Mittelpunkt des Werkes, das uns aber auch Gestalten wie Barbarossa, Bernhard von Clairveaux, den Papst Hadrian nahebringt. Neben diesen Großen der Zeit stehen die unvergeßlichen Schalks- und Schelmengestalten, die bei Stickelberger, dem ausgezeichneten Menschenkenner und Menschengestalter, immer wieder auftreten. Das Ganze ist ein großes Zeit- und Kulturbild Roms im 12. Jahrhundert.



Will Dohm als Graf Isolani in Schillers Wallenstein

Aufn. Clausen

Den Zug der deutschen Landsknechte unter Frundsberg nach Italien und ihre Erstürmung Roms im Jahr 1527 schildert Hans Rabl in seinem Roman „Wir zogen auch vor Rom . . ." (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 245 S. RM 3.80). Wie eine große Holzschnittfolge berühren uns die Kapitel dieses in kräftiger, ungekünstelter Sprache geschriebenen Werkes, das von einer tiefen Vertrautheit des Verfassers mit dem geschilderten Zeitabschnitt zeugt. Wild bewegtes, oft derbes Leben wird hier geschildert. Durch Kampf und Not, durch Krankheit und Pest wird dieser Kriegszug zu einer Schicksalsfahrt. Denn der fortschreitende Zerfall der Ordnung im Landsknechtsheer und die schicksalsbedingten Heimsuchungen werden dem sieghaften Heer zum Fluch, so daß es alle Eroberungen wieder aufgeben muß. Ein Buch deutscher Tragik und deutscher Verhängnisse, aber auch ein Buch von deutscher Kraft und Kampfesmut, die sich tragischerweise in fremden Diensten verbrauchen. In dem allgemeinen Zerfall des Heeres aber findet ein einzelner den Weg zu sich selbst und zur inneren Heimkehr.

In dasselbe Jahrhundert führt uns Norbert Jacques mit seinem Roman: „Der Bund-

schuhhauptmann Joß" (Verlag Ullstein, Berlin. 276 S. RM 4.—), in dem er Schicksale und Gestalten aus den Kämpfen der Bauern darstellt. Als ein ergreifendes und zeitloses Idyll erzählt der Verfasser zwischen dem bewegten Geschehen die Herzens- und Ehegeschichte des Hauptmanns. Ein männliches und kämpferisches Buch, das über das geschichtliche Geschehen hinaus die Seele der Menschen und der Landschaft um den Bodensee beschwört, ein Buch, in dem die religiösen Kräfte des deutschen Volkes lebendig erwachen und das über seine zeitliche Bedeutung hinaus ins Zeitlose weist.

Alfons von Czibulka: „Der Henker von Bernau" (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart. 146 S. RM 3.50) erzählt vom Lebensschicksal des Grafen von Bärenburg, der als Kind durch die Kunst einer Zigeunerin aus hoffnungsloser Krankheit gerettet wird. Seine Mutter verspricht der Alten und ihrer Enkelin Hilfe aus jeder Not und schenkt ihr ein goldenes Kettchen. Nach Jahren, als der Graf längst erwachsen ist, soll in Bernau unter seiner Herrschaft ein schönes junges Mädchen als Hexe verbrannt werden. Der Graf liebt sie und erkennt an ihrem Kettchen die Enkelin seiner Lebensretterin. Nach dem ungeschriebenen Brauch des Volkes muß er sie, um sie vom Flammentod zu retten, vom Henker zum Weibe erbitten. Er tut dies auch und muß nun ehrlos und selbst ein Henker werden. Damit geht eine alte Prophezeiung der Zigeunerin in Erfüllung. Diese Geschichte erzählt Czibulka im Stil eines dramatisch bewegten Volksbuches.

Ernst Wurm schildert in seinem Roman „Die Adlerin" (Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig, 380 S., RM 6.—) das Leben und Schicksal der Johanna von Navarra. Als Naturkind wächst sie unter Bauern in den Bergen ihrer Heimat auf. Als sie mit fünfzehn Jahren an den französischen Hof kommt, trifft sie ihr Lebensschicksal. Sie heiratet zwar den Mann, den sie liebt: Anton von Bourbon. Dennoch aber muß sie bald erkennen, daß diese Liebe ein Irrtum war. Neuig kehrt sie in ihre Berge zurück, aber der Gemahl bleibt hier nicht bei ihr. Anton von Bourbon, der einst rasch zum neuen Glauben übergetreten war, kehrt unter dem Druck der Königin Katharina von Frankreich ebenso rasch zum alten Glauben zurück. Er verhöhnt Johanna. Diese aber entfaltet jetzt erst ihre volle Kraft. Nachdem sie Königin von Navarra geworden ist, erhebt sie sich, einer Adlerin gleich, im Kampf gegen den alten Glauben. Zehn Jahre lang ist sie die Schirmherrin der Hugenotten. Nachdem man sie durch List nach Paris gelockt hat, wird sie vergiftet. Ernst Wurm hat dieses große Schicksal mit der Kraft eines Dichters zu einem reifen und starken Werk erhoben.

Robert Walter legt in seinem neuen Roman „Eva von Trott" (Verlagsbuchhandlung Broschek & Co., Hamburg, 231 S., RM 4.80) einen Liebesroman aus der Reformationszeit vor. Das Werk gestaltet mit dichterischer Kraft und starker Eindringlichkeit das Schicksal der Eva von Trott, der Geliebten Heinrichs des Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel. Obgleich wir nur sehr karge historische Überlieferungen über ihr Leben haben, ist es Robert Walter gelungen, diese Frauengestalt erlebnisnah in die bewegte Zeit der Reformation zu stellen. Eva von Trott ist nicht das übliche Fürstenliebchen, sondern eine Frau, die ihr Leben in Verborgenheit und Geheimnis dem Geliebten zum Opfer bringt. Selbst die Kinder, die sie ihm schenkt, fallen den Kämpfen der Zeit zum Opfer; trotzdem aber war ihr Leben reich an Lust und reich an Leid.

Zwei weitere Romane führen in die Welt des Dreißigjährigen Krieges. Der Westfale Heinrich Luhmann schildert in dem Buch „Der Bauernreiter" (Velhagen u. Klasing, Bielefeld. 258 S. RM 4.80) nach der Chronik seines eigenen Geschlechtes die Schicksale des Bauern am Wasser, Kaspar Jodokus Witthoeft, der aus Trotz und wilder Leidenschaft den väterlichen Hof verläßt, um in den Krieg zu ziehen. Es ist eine harte, wuchtige Sprache, in der Luhmann seinen Ahnen, den Bauernreiter selbst erzählen läßt. Und es sind harte und grausame Schicksale, die er in dieser finstersten Epoche der deutschen Geschichte erleiden muß. Man liest dieses Buch nicht ohne tiefe Bewegung.

Friedrich Karl Butz schildert in seinem Roman „Der schwarze Reiter" (Quelle und Meyer Verlag, Leipzig. 331 S. RM 4.80) den Aufstieg Johann von Werths vom einfachen Soldaten zum Marschall. Es ist ein weiter und wirrer, vielfach verschlungener Weg, den dieser tapfere Soldat und aufrechte Charakter durch die wirrsälige Zeit des Dreißigjährigen Krieges geht. Mit Liebe und Sorgfalt, behutsam und sauber, nicht selten von einem gütigen Humor durchleuchtet, zeichnet Butz die einzelnen Stationen dieses Lebensweges. Es ist gute deutsche Erzählkunst, die sich hier bewährt; ein wirkliches Volksbuch ohne Künstelei, schlicht und echt, aufrichtig und gesund.

Fritz Reck-Malleczewen: „Sophie Dorothee, Mutter Friedrichs des Großen" (Schützen-Verlag, Berlin. 303 S. RM 5.50) ist zwar kein Roman, soll aber trotzdem in diesem Zusammenhang angezeigt werden, weil es den Versuch macht, die Persönlichkeit Friedrichs des Großen aus dem Blut, das in seinen Adern rinnt, zu erklären oder wenigstens zu deuten. Der Verfasser geht besonders der weiblichen Ahnenreihe Friedrichs des Großen nach, die er bis zu Maria Stuart verfolgt. Der Hauptteil der Darstellung gehört der Mutter des Königs, Sophie Dorothee, deren Leben er schildert und deren Wesen er deutet, freilich ohne in die letzte menschliche Tiefe zu dringen, die wir von solch einem Werk wünschen möchten.

Kurt Maronde erzählt in seinem Roman „Schiffer Nettelbeck" (Verlag Ullstein, Berlin. 263 S. RM 4.—) das abenteuerliche Leben eines ungewöhnlichen Mannes: Joachim Nettelbeck. Der Name dieses Mannes wurde unsterblich durch seine mutige und ruhmvolle Verteidigung Colbergs, zusammen mit Gneisenau und Schill in den Jahren

1806 bis 1807. Als Schuljunge schon verläßt Nettelbeck in Amsterdam ein Schiff seines Vaters und segelt nach Afrika. Nach unzähligen Abenteuern auf allen Meeren kehrt er in die Heimat zurück, wo er sich ein eigenes Schiff baut und rasch ein wohlhabender Mann wird. Aber ein einziger Sturm macht ihn wiederum zum Bettler. Nun holt ihn Friedrich der Große nach Stettin, damit er an dem Bau einer Flotte mitarbeite. Aber er fühlt sich unter Beamten nicht wohl und haßt ihre Intrigen, so fährt er abermals nach Afrika aus, wo er neue Abenteuer erlebt. Als einer der ersten Deutschen ist er bemüht, für Preußen Kolonien zu schaffen, gleichzeitig setzt er sich leidenschaftlich gegen den Sklavenhandel ein. Im hohen Alter noch wird er zum Retter Colbergs und zum Verteidiger der preußischen Ehre. Dieses von Kraft und Kampf, Leidenschaft und Opfermut, Heldentum und Charaktergröße erfüllte Mannesleben schildert der Roman frisch und lebendig.

Wilhelm Hegeler stellt in dem Roman „Der Innere Befehl" (Universitas Deutsche Verlags A.G., Berlin. 381 S. RM 5.50) die Gestalt des Generals von Yorck in die Zeitzusammenhänge und sucht seine entscheidende Tat der Vereinbarung von Tauroggen in ihrer schicksalsmäßigen Bedeutung herauszustellen. Der Roman gibt ein plastisches Bild jener bewegten Epoche.

In dem Roman „Sixtus und Elisabeth" (Vorhut Verlag Otto Schlegel, Berlin. 298 S. RM 5.80) stellt Hans H. Heinzelmann das Schicksal eines Menschenpaares vor dem Hintergrund der düsteren Jahre dar, die auf Preußens Zusammenbruch von 1806 bis 1807 folgten. Ergreifendes menschliches Einzelschicksal entrollt sich vor dem großen Volksschicksal, in dem sich menschliche Größe und Charakterstärke mit menschlichem Kleinmut und Versagen, mit Heimtücke und Niedertracht herumschlagen mußten.

Klara Hofer hat sich schon wiederholt als Gestalterin geschichtlicher Persönlichkeiten bewährt. In ihrem neuen Roman: „Das letzte Jahr" (Verlag Ullstein, Berlin. 278 S. RM 4.—) hat sie sich Theodor Körner zum Helden gewählt. Immer wieder taucht die Gestalt des Jung-Gefallenen unter der Jugend auf, immer wieder lockt sie die Schriftsteller zur Gestaltung. Klara Hofer schürft, soweit wir sehen, bisher am tiefsten. Sie stellt seinen Werdegang, sein Wachsen und Reifen dar und versucht auch, die innere Verankerung seines Schicksals im Schicksal der Allgemeinheit herauszuarbeiten. So ersteht neben der Gestalt Körners und denen seiner nächsten Freunde und Verwandten ein Bild der Zeit, ihrer geistigen, kulturellen, künstlerischen und politischen Kräfte.

Ebenfalls in die Epoche der napoleonischen Kriege führt das Buch des Engländers C. S. Forester: „Die Kanone" / Geschichte aus dem spanischen Krieg Napoleons (Verlag Georg Bondi, Berlin. 277 S. RM 5.—). In diesem merkwürdigen und erregenden Buche erstehen farbige, wilde und grausam phantastische Gemälde. Ein gewaltiges Geschütz, das der eigentliche Held dieser Geschichte ist, reißt ein ganzes Volk mit und erfüllt es mit einer Kraft, die Übermenschliches hervorzubringen vermag. Die riesige Kanone taucht immer wieder im Wirbel dieser phantastischen Geschehnisse auf und wird zum Sinnbild der inneren Kraft, die das spanische Volk gegen Napoleons Übermacht siegreich bleiben ließ. Gerade heute, da Spanien abermals in einen Kampf um Sein oder Nichtsein verstrickt ist, wird dieses außerordentliche Buch besonderen Widerhall finden.

In Axel Rudolph: „Sturm über Schleswig" (Schildhorn Verlag, Berlin. 232 S. RM 3.70) spielt sich ein persönliches Schicksal von echter menschlicher Tragik aus der Zeit des dänisch-schleswigholsteinischen Krieges ab. Zwei Vettern stehen sich als Mitkämpfer der beiden Parteien gegenüber. Zwischen ihnen steht die von beiden geliebte Frau, die aber keiner erringen soll, weil beide in der Entscheidungsschlacht von Fredericia, die für Dänemark siegreich endet, den Schlachtentod sterben. Diese Handlung ist organisch in das geschichtlich-politische Geschehen verknüpft, das den Roman trägt und in dem auch das tragische Schicksal des jungen Kieler Studenten Klaus Klausen gestaltet wird, der an der unglücklichen Liebe zur Gräfin Danner, der späteren Gattin König Frederics VII. von Dänemark, zugrunde geht.

„Die Generalsche" von Lili von Baumgarten (Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig, 151 S., RM 3.80) ist zwar als solche keine geschichtliche Gestalt, aber die Verfasserin zeichnet in ihr auf dem Hintergrund des zaristischen Rußland der Vorkriegszeit ein für diese Epoche und diese Gesellschaftsschicht bezeichnendes Frauenleben. Nach dem frühen Tode ihres Mannes entwickelt diese starke und eigenwillige Frau ein herrscherliches Regiment in ihrem Kreis. Sie erfüllt ihre Pflichten mit Aufopferung und Härte gegen sich selbst, sie erdrückt aber auch eben durch diesen ihren starken Eigenwillen die schwächeren Charaktere ihrer Kinder. Ohne sonderlich in die Tiefe zu gehen und ernstere menschliche Probleme zu gestalten, versetzt uns dieses Buch in eine Lebens- und Gesellschaftsschicht des Vorkriegsrußland, die heute völlig verschwunden ist.

Wolfgang Loeff: „Der Feldherr ohne Krieg" / Ein Schlieffen-Roman (Goten-Verlag Herbert Eisentraut, Leipzig. 240 Seiten. RM 5.50) ist weniger ein Roman im üblichen Sinne als eine dramatisch bewegte Darstellung des Schicksals, der Persönlichkeit und der Lebensarbeit des Grafen Alfred von Schlieffen. In gut komponierten Einzelbildern tritt uns seine Gestalt vor die Seele, wir erleben die Zeit, in die er gestellt war und lernen die Menschen kennen, mit denen er umging und mit denen er um die Verwirklichung seines Planes zu kämpfen hatte. Das Buch verdient um seiner zeitgeschichtlichen Bedeutung willen gelesen zu werden.

Otto Heuschele

Weite Welt im Roman

Der 74jährige amerikanische Philosoph George Santayana, der sich durch sein wissenschaftliches Schrifttum einen bedeutenden Namen erworben hat, legt einen Roman vor: „Der letzte Puritaner" (C. H. Beck Verlag, München, 721 S. RM 9.50). Santayana zeichnet in diesem ungewöhnlichen Buche die Tragödie Oliver Aldens, des letzten Puritaners, dem trotz seines Reichtums, trotz seiner körperlichen Kraft und Gesundheit der Sprung ins volle Leben nicht gelingen will, einzig und allein darum, weil er sich aus den Fesseln, die die puritanische Tradition ihm anlegt, nicht zu befreien vermag. Die Stimme der „Pflicht" steht ihm höher als die Forderungen der menschlichen Natur. Wo er der Stimme des Herzens folgen soll, versagt er, weil er die ererbten, aber längst durch die Zeit überwundenen Normen der puritanischen Lebensform nicht zu durchbrechen vermag. Was im Puritanismus einmal lebendige Tradition war, ist heute ein totes und lebensfeindliches Gesetz geworden. Santayana zeichnet diesen tragischen Lebenskampf vor dem Hintergrund des zu Ende gehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts. Ein bedeutsames Buch, das um die Lösung von Lebensfragen ringt, die uns alle berühren.

Im Island der ersten Siedlerzeit hat der norwegische Dichter Kristmann Gudmundsson seinen Roman „Das neue Land" (Piper Verlag, München, 478 S. RM 5.80) angesiedelt. Der Norweger Askell Gunnkallson zieht mit großer Gefolgschaft nach Island, dem neuentdeckten Lande im fernen Meer. Von hier bringt Askell ein stilles Mädchen, Dirrdri, mit. Dadurch entsteht ein leidenschaftlicher und unlösbarer Konflikt mit seiner Frau Adalheid, die einem vornehmen dänisch-norwegischen Geschlecht entstammt. Menschen aus verschiedenem Volkstum treten sich in Liebe und Haß, Leidenschaft und Eifersucht gegenüber. Die urtümlichen Kräfte der Rache und des Kampfes beherrschen ihr Tun und Lassen, daneben aber liegen sie als Schiffer und Menschen des Meeres in unablässigem Kampf mit den Elementen. Gegen die leidenschaftliche Lebensauffassung der altnordischen Welt steht die neue Sittlichkeit des Christentums. Diese Weltwende wird von Gudmundsson im besten Stile nordischer Erzählkunst geschildert. Mit ursprünglicher Frische und Eindringlichkeit sind Menschen und Landschaft dargestellt.

Gleichfalls in nordischen Sagenbereich führt Ludwig Tügels Buch: „Frau Geske auf Trubernes" / Eine Saga (A. Langen / G. Müller Verlag, München, 204 S. RM 4.50). Das Rodderland steht unter dänischer Zwangsherrschaft, und nur scheinbar beugen sich seine aufrechten Menschen unter das Joch. Freilich sind auch unter ihnen solche, die zum Julfeste tanzen, gleichgültig, welcher Herr ihnen gebietet. Aber die Männer und Frauen der alten Geschlechter sinnen auf Befreiungstat. Frau Geske auf Trubernes, deren Mann gestorben ist, treibt, während die Männer des Rodderlandes sich heimlich zur Befreiung rüsten, mit Sören Turresen, dem Amtmann des dänischen Königs, ein gefährliches Spiel. Der stolzen Frau gelingt es, den Amtmann durch ihre Liebe zu fesseln, bis ihr Land befreit ist. Im Augenblick der Befreiung aber stößt sie sich selbst den Dolch in die Brust, ein Opfer der Ehre und Freiheit, des Vaterlandes und des Rechtes.

In das Land der Schären, an die Ufer des Mälarsees führt Marja Wüllfings Roman „Barbro Gyllenfjärd und ihr Geschlecht" (G. Kiepenheuer Verlag, Berlin, 327 S. RM 5.—). Wieder treten nordische Menschen in nordischer Landschaft vor uns hin. Alle Seelenhaltungen, Liebe und Haß, Glaube und Herrschsucht werden von einer Frau dargestellt, die die Menschen kennt und auch um die Zwischenstufen menschlichen Zusammenlebens wohl Bescheid weiß. So folgen wir dem bewegten Leben der Heldin von ihren Mädchenjahren über Liebe und Ehe, die Geburt der Kinder und der Enkel bis zu dem Augenblick, da sie auf dem Sterbebett, stark und entschlossen, wie sie gelebt hat, ihr Besitztum den Kindern und Enkeln übermacht. Wie mit den Menschen, so ist die Verfasserin auch mit der Landschaft innig vertraut. Sie zeichnet sie als Hintergrund ihres Familien- und Gesellschaftsromans in den Verwandlungen, die die wechselnden Tage und Jahreszeiten über sie bringen.

Oskar Grosberg zeichnet in seinem Buche „Meschwalden" / Ein altlivländischer Gutshof (Paul List Verlag, Leipzig, 320 S. RM 5.50) in liebevoller Kleinmalerei und aus langjährigem eigenem Erlebnis das Leben auf dem livländischen Gutshof Meschwalden zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Wir lernen die Zustände auf dem Hof kennen, nehmen teil an dem täglichen Arbeitsgang und an den Festen. Über dem Buch liegt ein Zauber und ein stilles Leuchten, aber wir wissen, es ist der Zauber des Abschieds und das Leuchten einer Welt, die unrettbar vergangen ist.

In Friedrich Bodenreuths „Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland" (Verlag Hans von Hugo und Schlotheim, Berlin, 347 S. RM 6.50) erlebt Christofer Jakobs, der Held der Handlung, das Schicksal des Deutschen, der in Böhmen zwischen fremdem Volkstum geboren wird. Wir begleiten den Helden aus der Vorkriegszeit durch den Weltkrieg; mit der Unterzeichnung des Versailler Vertrags aber endet das Buch, das man nur mit tiefer Erschütterung lesen kann. Es ist eine einzige große Anklage gegen das Unverständnis gewisser Kreise im alten Österreich wie gegen die Männer von Versailles. Es ist ein Buch der Mahnung und des Gerichts.

In der „Bücherei Südosteuropa" veröffentlicht der Verlag A. Langen / G. Müller, München, den Roman des rumänischen Dichters Mihail Sadoveanu „Nechifor Lipans Weib" (190 S. RM 4.50). Vitoria, das Weib Nechifor Lipans, wartet seit Wochen auf die Rückkehr ihres Mannes, der aus den Bergen ins Tal zog, um dort Schafe zu kaufen. Keine Kunde trifft von ihm ein, alle Nachforschungen bleiben vergebens, alle Gebete und Zauberbeschwörungen helfen nichts. Noch weiß Vitoria nicht, ob ihr Mann absichtlich in der Fremde bleibt oder ob ihm ein Unglück widerfahren ist. Sie hat zwar früher manches durch seinen Jähzorn und seine Untreue erleiden müssen, aber das hat sie in ihrer Liebe zu ihm nicht beirren können. So eilt sie denn jetzt mit einem der beiden Kinder, einem Sohn, von Ort zu Ort, über Berge und durch Täler, um nach ihrem Manne zu suchen. Bald weiß sie, daß sie nur noch einen Toten finden wird. Sie bestattet ihn und entlarvt auch seine Mörder, die sie den Gerichten übergibt. Mit den Schafen, die sie den Mördern abnimmt, kehrt sie in ihre Heimat zurück. Mit der ursprünglichen Kraft und Frische eines jungen Volkes zeichnet der rumänische Dichter die Gestalt dieser heldenhaften Frau; so wird sein Buch zu einem Hohenlied weiblicher Liebe und Treue.

Josef Martin Bauer, der sich durch seine Romane und Erzählungen als starker epischer Gestalter ausgewiesen hat, stellt sich in seinem Roman „Achtsiedel" (Propyläen Verlag, Berlin, 295 S. RM 5.—) eine ebenso schwere wie schöne Aufgabe. In einem trost- und hoffnungslosen Moor lassen sich acht Männer nieder, die, aus der bürgerlichen Gesellschaft verbannt, hier mit eigener Kraft eine neue Existenz gründen. Zwar gehört ihnen die Liebe und der Glaube eines gräflichen Gönners, aber was vermag das im Kampf mit den Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen der Männer entgegenstellen! Das aber ist das bedeutsamste an Bauers Buch, daß er alle diese Gefahren, Klippen, Rückschläge, Nöte und Sorgen vor uns lebendig emporwachsen läßt.

Bruno Voltmer erzählt in seinem Roman „Die zweite Seele" (Verlag Broschek, Hamburg, 250 S. RM 4.80) vom Schicksal Kai Teerstegens, der als Fliegeroffizier im Weltkrieg seine Pflicht erfüllte, nun aber als Herr auf einem Marschenhof sitzt, um für seine Heimat, seine Sippe und seine Familie zu wirken. Doch in des Mannes Seele lebt noch eine andere Macht, die sein Schicksal bestimmen möchte. Der Kampf der zwei Seelen in des Mannes Brust, der als ein Kampf um die Seele naher Menschen in Erscheinung tritt, wird von Voltmer in seinem Buche lebendig dargestellt. Kai Teerstegen darf, wie er das immer gewünscht hat, sein Leben mit einer wirklichen Opfertat abschließen, und damit hat seine zweite Seele wahrhaft gesiegt.

O. H. Waibling

Eine Frage an unsere Leser:

Wer ist's, zu dessen Gedächtnis wir diesen Schattenriß bringen?

Ein begnadetes Leben

Am 30. Januar vollendet die ostpreußische Dichterin Johanna Wolff ihr 80. Lebensjahr. Aus der Rückschau auf ihr mühevolles, aber auch reiches Leben brachte sie ihren vielen Freunden nun kurz vor ihrem 80. Geburtstag „Ein bißchen Freude" dar, Gedanken und Verse aus eigenen Dichtungen in Form eines Kalenders zusammengestellt. Hier spricht ein tapferes Herz von natürlicher Frische ermutigende, weltverklärende Worte aus inbrünstiger Glaubensstärke. Für alle Empfänglichen enthalten sie helfende Kraft. (Verlag Gräfe und Unzer, Königsberg i. Pr. 102 S. RM 2.—)

Gleichfalls in ihrem 80. Lebensjahr entstand die Novelle „Der Fischpastor. Aus dem Merkbüchlein des Pfarrers Ulrich Drossel". Dies Werkchen gleicht einem dichterischen Aquarell. Es ist das Lebensbild, das der einsame Pfarrer Ulrich Drossel von sich aufzeichnet. In ein kulturfernes Fischerdorf an der Ostseeküste verschlagen, gelingt es ihm nicht, der Fischer Herzen zu fischen, so sehr er sich darum müht. So folgt er mit Weib und Kind gern dem Rufe in eine Fabrikstadt, gerät aber aus dem Regen in die Traufe. Wieder ist es sein ehrliches Bestreben, „ein winzig Teil dazu beizutragen, Klüfte zu überbrücken". Doch es mißglückt. Er verliert sein Töchterchen, dann den Sohn. Darüber bricht der zarten Mutter müdes Herz. Doch vor dieser Toten findet er seinen Glauben wieder. Der Vereinsamte wendet sich aufs neue den stillen Gründen des Fischerdörfchens zu, wo nun die Gemeinde sich sacht dem Abgeklärten nähert. Im Geiste fühlt er sich vereint mit den geliebten Toten, seinen Seelenfrieden aber findet er in seinem Werk und in seinem Heimatgefühl. (Verlag Gräfe und Unzer, Königsberg i. Pr. 141 S. RM 2.90)

Paul Wittko

Der französische Schriftsteller A. Gervais hat lange Jahre in China gelebt und mehrere erzählende Bücher geschrieben, von denen sein Buch „Ein Arzt erlebt China" in Deutschland am meisten bekannt wurde. Wenn wir Bücher aus Asien empfangen, die von Europäern geschrieben sind, denken wir beinahe zwangsweise an Kipling, dessen in Indien spielende Bücher gleichsam klassische Werke der europäischen Kolonialdichtung darstellen. An Kipling gemessen, ist Gervais weniger dichterisch, mag das Milieu auch ein anderes als das des englischen Romanciers sein. Kipling blickt tiefer in die fremde Welt, erspäht eindringlicher die Geheimnisse der fernöstlichen Seele und ist ein größerer Gestalter. Gervais ist sehr kultiviert, rationalistischer als der Engländer, etwas skeptisch und beinahe mondän. Er ist durch das gelbe Land gezogen, aber, wenn man auf seine Schuhe sieht, wundert man sich, daß so wenig chinesische Erde daran hängengeblieben ist. Sie glänzen frisch gewichst, wie wenn er aus dem Salon seiner Heldin, der jungen, heißblütigen und oberflächlichen Frau Hudson käme, und dieser gepflegte Glanz haftet auch seinem Buch „Im Schatten des Makue" an, das den Untertitel „Als Arzt im Banne chinesischer Geisterwelt" führt. In diesem anregenden und unterhaltenden Buch, das mit glänzendem Handwerk geschrieben ist, werden die beiden Welten Europa und China gegenübergestellt; freilich wird Europa durch eine nur kleine, typische Fremdenkolonie von 12 Personen vertreten, meist bedeutungslosen, rein gesellschaftlich interessierten Menschen, außer einem Hilfsbeamten bei der chinesischen Post, dem Irländer Smith und dem Arzt I-kuan, alias Gervais. Smith stellt zwischen den beiden Reichen die Verbindung her: er verachtet die europäische Gesellschaft und liebt die Chinesen, unter denen er viele Freunde hat. Die fremde, oft beklemmende, immer unbegreifliche chinesische Welt brandet gegen den kleinen europäischen Punkt der Kolonie, und es ist sehr spannend zu lesen, wie der geisterhafte Schatten Chinas über diese winzige Gemeinschaft fällt, die europäischen Seelen verwirrt und ein tragisches Schicksal spinnt. Von der Komposition aus gesehen, ist die eingeflochtene romanhafte Liebesgeschichte das schmale Gerüst, auf dem die chinesischen Geister ihr unheimliches Gaukelspiel vorführen. An den Verfasser möchte man gern die Frage richten, ob er an diese Geister, Nachtgänger und Erscheinungen glaubt, die er mit gewandter Technik und Umsicht in sein chinesisches Schattenspiel hineinwirkte. (W. Goldmann Verlag, Leipzig. 259 S. RM 6.80.) Friedrich Schnack

Karl Fallas schildert in seinem Buch „Das hölzerne Kissen" (Paul Zsolnay Verlag, Berlin—Wien—Leipzig. 312 S. RM 6.50) die Liebe zwischen der kleinen Japanerin O Kaya San und dem Engländer Grier. Zart und liebenswürdig ist dieses Erleben erzählt, bei dem die beiden Beteiligten sich wegen ihrer mangelnden Sprachkenntnisse kaum mit Worten verständigen können, bei dem aber um so stärker Handlungen, Gesten, Tonfall und Mimik von Bedeutung sind. Neben der eigentlichen Erzählung stehen einzelne Episoden, Schilderungen des japanischen Lebens, der Geishas, der Landschaft und der Menschen des Inselreichs, die zwar manchmal zunächst etwas unvermittelt scheinen, aber doch immer wieder den Zusammenhang mit der Liebesgeschichte finden. Die eigentümlichen Sitten und Anschauungen Japans, oft auf merkwürdige Weise mit moderner, westlicher Zivilisation verwoben, erstehen vor unserem geistigen Auge. Auch hier ist wieder die Kluft erkennbar, die den Europäer meist noch vom Osten trennt.

Unter den zahlreichen neuen Büchern über China befindet sich auch wieder ein Werk Pearl S. Bucks: „Die Frau des Missionars" (Paul Zsolnay Verlag, Berlin—Wien—Leipzig. 327 Seiten. RM 5.50). Die Frau, deren Leben hier erzählt wird, dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach wohl die Mutter der Schriftstellerin selbst sein — eine Vermutung, die ein besonderes Interesse für dieses Buch weckt. Carie, deren Eltern aus Religionsgründen Holland verlassen haben und nach Amerika ausgewandert sind, verlebt ihre Kindheit und Jugend in den Südstaaten Amerikas. Diese Jahre sind erfüllt von Glück, aber auch von den Schrecken des Krieges und des wirtschaftlichen Zusammenbruchs. Nach langen inneren Kämpfen um Glauben und Christentum heiratet Carie einen Missionar, der mit ihr nach China zieht. Dort lebt sie ein unruhiges Leben: ihr Mann wechselt sehr oft den Wohnort; drei Kinder, voll Liebe aufgezogen, sterben; ihre Gesundheit läßt unter den Einwirkungen des schrecklichen, tropischen Sommers nach, und die viele Arbeit, nicht zuletzt das unendliche Leid und die Not ihrer Umgebung bringen sie oft dem Verzweifeln und dem Versagen nahe. Trotz allem lebt ein unbezwingbarer Lebenswille in ihr, eine von innen herausquellende Fähigkeit, andere zu trösten nur durch ihr bloßes Dasein, eine tiefe Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft.

An dieser Stelle sei auch noch auf ein chinesisches Buch hingewiesen, das der vorzügliche Übersetzer chinesischer Literatur Franz Kuhn herausgebracht hat: „Die Jadelibelle" (Schützen Verlag, Berlin. 294 S. RM 5.80). Die Handlung führt in das abgeschlossene Reich eines chinesischen Frauenklosters, in dem die Nonne Ah Juan lebt, die sich in einen vornehmen Patrizier verliebt und deren Liebe leidenschaftlich erwidert wird. Diese sündhafte Zuneigung, deren Ergebnis ein Sohn ist, der als Findelkind ausgesetzt wird, bringt Ah Juan vielen Kummer, bis schließlich das ängstlich gehütete Klostergeheimnis durch ihren eigenen Sohn gelüftet wird und sie trotz allem die bürgerliche Anerkennung ihrer Mutterschaft erhält. Auch dieser chinesische Roman birgt alle Feinheiten, den zarten Reiz und auch ein gut Teil Humor, die man schon von anderen Büchern aus dem Reich der Mitte her kennt.

Marianne Weidenbach

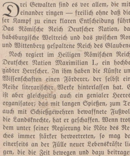
Werner Beumelburg
Reich und Rom



Maximilian I.
Ausschnitt aus dem Gemälde von Albrecht Dürer

Von Otto Heuschele

Nach der Darstellung des tragischen Kampfes der Staufer und Welfen in seinem Werk „Kaiser und Herzog“ (Gerh. Stalling Verlag, Oldenburg; vgl. „Weltstimmen“ Jg. 11, S. 493) unternimmt es Beumelburg, das Zeitalter der deutschen Reformation darzustellen, die vielfältigen Kräfte und Mächte, die diese Zeit bewegten, zu einer geistigen Einheit zusammenzuschließen.



Drei Gewalten sind es vor allem, die miteinander ringen — freilich ohne daß dieser Kampf zu einer klaren Entscheidung führt: Das Römische Reich Deutscher Nation, das habsburgische Weltreich und das zwischen Rom und Wittenberg gespaltene Reich des Glaubens.

Noch regiert im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation Maximilian I., ein hochbegabter Herrscher. In ihm haben die Künste und Wissenschaften einen Förderer, der selbst eine Reihe literarischer Werke hinterlassen hat. Er ist aber gleichzeitig auch ein genialer Heeresorganisator; das mit langen Spießen, zum Teil auch mit Schießgewehren bewaffnete Fußvolk, die Landsknechte, hat er geschaffen. Wenn trotzdem unter seiner Regierung die Nöte des Reiches immer stärker hervortreten, so mag das einerseits an der Fülle neuer Lebenskräfte liegen, die die Zeit bewegen und dazu beitragen, das Mittelalter abzuschließen und eine neue Zeit heraufzuführen. Es liegt aber auch an „der Unentschlossenheit von Maximilians politischer Haltung. Sicher ist, daß die letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts das Gefüge des Reiches immer mehr erschüttert haben.

„Was ist das Reich?“ sprach Maximilian und lachte schon wieder. „Eine Handvoll Fürsten und Bischöfe, die übereinander eifersüchtig wachen, damit keiner größeren Vorteil einheimse als der andere. Ein Haufe verarmter Ritter und Grafen, die auf ihren Burgen sitzen und sich vom Raube nähren, da sie zu keinem anderen Handwerk taugen. Jedermann kann sie benutzen, der sie bezahlt, der Franzose so gut wie der Böhme, und sie würden auch bei den Türken Dienst nehmen, wenn ihnen der Weg dorthin nicht zu weit wäre. Die Städte aber tun, was sie wollen, solange sie nur ihr Geschäft dabei machen. Sie schließen Verträge nach Gutdünken und kündigen sie wieder, wenn es ihnen einfällt. Der Starke erpreßt den Schwachen, und der Schwache sucht sich an dem noch Schwächeren schadlos zu halten.“

Aber diese inneren Nöte des Reiches konnten auch durch die Reformen des ersten Reichstags nicht behoben werden, den Kaiser Maximilian 1495 nach Worms einberief. Zu den inneren Nöten traten äußere Verluste des Reiches. Noch schwieriger wurde die Lage, als im Jahre 1506 Maximilians einziger Sohn Philipp in Burgos starb. Da Maximilian selbst schon ein alter Mann war, konnte jeden Tag sein Enkel, der minderjährige Karl, zur Regierung kommen. Was aber sollte aus dem Reiche werden, wenn in so bewegten Zeiten ein Kind sein Kaiser wurde? Noch aber mußte Maximilian erleben, wie die seit Jahrzehnten spürbare Unruhe in vielerlei Gestalt sichtbar ausbrach.

Es sind mancherlei Vorgänge, die zur deutschen Reformation die Voraussetzung bilden. Den letzten und unmittelbar entscheidenden Anlaß bildete der Ablaßstreit, den der Dominikanermönch Tetzel im Oktober des Jahres 1517 hervorrief. Aber der Ablaßhandel selbst war nicht eine Ursache, sondern eine Folge der römischen Mißwirtschaft und des inneren Verfalls im Kirchenregiment, gegen das sich seit vielen Jahrzehnten einzelne Kleriker sowohl als Laien erhoben, über das aber auch in weiten Volkskreisen Unzufriedenheit herrschte.

Durch Luthers Vorgehen aber ist mit einem einzigen Schlage Bewegung in das Spiel der Kräfte gekommen. Es wäre leicht gewesen, ihm das gleiche Schicksal wie Johannes Huß und anderen Ketzern zu bereiten. Daß dies nicht geschah, lag in der Veränderung der Verhältnisse in Deutschland. Es war ein neues Lebensgefühl, das sich hier regte. Neben Luther standen aber auch Männer wie sein eigener Kurfürst Friedrich der Weise, wie die Ritter Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten. Keiner von ihnen kannte das genaue Ziel, das verhüllt vor ihnen lag; aber in diesen entscheidenden Stunden waren sie miteinander unsichtbar verbunden. Deshalb zögerten die Gegenkräfte, den vernichtenden Schlag gegen Luther zu führen.

Die Epoche der deutschen Reformation hatte begonnen. Eine Glaubenstat war geschehen, aber sie verlangte auch nach einer politischen Tat. Infolge der verhängnisvollen Spaltungen im deutschen Kräftefeld und infolge der unheilvollen Verbindung des deutschen Schicksals mit dem Schicksal des habsburgischen Weltreichs konnte diese politische Tat nicht zu einem klaren Ende geführt werden. Statt einer Epoche der großen Erhebung und Befreiung begann eine Epoche, in der Schuld und Verstrickung die Gestalt des Reiches für Jahrhunderte zerstörte.

Für Luther selbst folgte zunächst eine Kette von Gesprächen und Disputationen, zuerst im Jahre 1518 anläßlich des Augsburger Reichstages mit Cajetan. Luther sollte widerrufen, was er aber verweigerte. Der gleiche Reichstag — es war der letzte, den Kaiser Maximilian abhielt — nahm eine scharfe Stellung gegen Rom ein und überreichte der Kurie die „Hundert Beschwerden der deutschen Nation" über die Mißstände der Kirche. Wie sehr Rom bemüht war, einen endgültigen Bruch zu vermeiden, zeigte sich im Juni 1519, als der päpstliche Gesandte Karl von Miltitz nochmals in Altenburg Luther gütlich zum Widerruf überreden wollte. Allein wiederum vergebens.

Im Sommer desselben Jahres aber erfolgte der endgültige Bruch zwischen Luther und Rom, nachdem die Leipziger Disputation zwischen Professor Johannes Eck einerseits und Luther und seinem Amtsgenossen Karlstadt andererseits ergebnislos verlaufen war. Große Teile des deutschen Volkes hatten an dieser Auseinandersetzung lebhaften Anteil genommen und sich unverhohlen zu Luther bekannt. Daraus mochten alle jene Stellen eine Lehre ziehen, die sich über das, was sie gegen Luther unternehmen wollten, noch nicht klar waren. Während sie sich aber darüber besannen, schrieb Luther seine ersten Reformationsschriften, die im deutschen Lande überall stürmischen Widerhall fanden. Indessen war Maximilian I. am 12. Januar 1519 gestorben. Als sich die Kurfürsten versammelten, um den zukünftigen deutschen Kaiser zu wählen, standen lange die Aussichten für Karl, den Enkel Maximilians, und für Franz I. von Frankreich gleich. Schließlich fiel die Wahl auf Karl.

Der Jüngling Karl war 18 Jahre alt, als ihn das Schicksal zum Erben der habsburgischen Länder machte. Sein Bruder Ferdinand zählte zwei Jahre weniger, aber die Menschen zogen ihn dem älteren Bruder überall vor; denn er war freundlich, gesprächig, gewandt und einsichtig und nicht von der starren und unbeweglichen Blässe wie Karl. Karl war König von Spanien und Neapel, Herzog von Burgund und den Niederlanden, Erzherzog von Tirol und Österreich, Anwärter auf den Thron von Ungarn und Besitzer aller bisher entdeckten und eroberten Teile der Neuen Welt, soweit sie nicht den Portugiesen gehörten. Seine Länder bedeckten fast ein Drittel Europas, aber die Macht seiner Herrschaft reichte kaum über den Ort in Spanien hinaus, an dem er sich befand, frierend, schweigsam, unlustig und fremd.

Von Karl und seiner Haltung würden das Schicksal der deutschen Reformation und das gesamtdeutsche Schicksal abhängen. Konnte er sich entschließen, für Luther und die hinter Luther stehenden nationalen Kräfte einzutreten, so war die Lösung der deutschen Kirche von der römischen entschieden, das Werk der Reformation vollendet und die Grundlage für ein Deutsches Reich geschaffen.

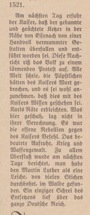
Ehe Karl V. in die deutschen Angelegenheiten eingriff, geschah von Luthers Seite abermals eine entscheidende Tat. Am 10. Dezember 1520 verbrannte er vor dem Elstertore in Wittenberg die päpstliche Bulle, in der der Kirchenbann gegen ihn ausgesprochen worden war.

Im Jahre 1521 hielt Karl V. seinen ersten Reichstag zu Worms ab. Es wurde eine Fülle von Beschlüssen zur Wiederherstellung der Reichsordnung gefaßt, aber so wichtig sie waren, traten sie doch alle hinter der Entscheidung zurück, die hier in Worms über die Sache Lu-



Kaiser Karl V. Nach dem Gemälde von Tizian

thers fallen sollte. Denn trotz Kirchenbann war Luther mit Rücksicht auf Kurfürst Friedrich den Weisen und die allgemeine Stimmung in Deutschland unter Zusicherung freien Geleits auf den Reichstag geladen worden, um vor „Kaiser und Reich“ seine Anschauungen frei darzulegen. Der Kaiser aber entschied sich gegen Luther; er sprach über ihn und alle seine Anhänger die Reichsacht aus, verbot seine Schriften für das Reichsgebiet und verhängte über alle künftigen Schriften, in denen kirchliche Fragen berührt würden, eine Zensur. Papst Leo X. aber dankte dem Kaiser für seine Entscheidung, indem er ihn in dem Kriege mit Franz I. von Frankreich unterstützte.



Das geschah am 26. Mai 1521.

Am nächsten Tag erfuhr der Kaiser, daß der gebannte und geächtete Ketzer in der Nähe von Eisenach von einer Handvoll vermummter Gestalten überfallen und entführt worden sei. Diese Nachricht riß das Volk zu einem lärmenden Protest auf. Alle Welt schrie, die Päpstlichen hätten des Kaisers Wort gebrochen, und es sei wohl anzunehmen, daß dies mit des Kaisers Wissen geschehen sei. Karls Räte erbleichten. Was hier geschah, lag nicht in ihrer Berechnung. Es war die offene Rebellion gegen des Kaisers Befehl. Das bedeutete Aufruhr, Krieg und Waffengewalt. Zu allem Überfluß wurde am nächsten Tage berichtet, man habe den Martin Luther als eine Leiche, von vielen Stichen durchbohrt, im Walde gefunden. Ein einziger Schrei des Entsetzens lief über das ganze Deutsche Reich.

In Wahrheit aber hatte der Kurfürst Friedrich der Weise Luther auf die Wartburg entführen lassen, um ihn vor seinen Feinden in Sicherheit zu bringen. Hier setzte Luther sein Werk fort, indem er zunächst das Neue Testament in sein geliebtes Deutsch übertrug. Hier rang er aber auch noch einmal mit sich und seinem Gewissen um die Wahrheit seines Glaubens. Denn schon in diesen ersten Monaten mußte er erfahren, wie sehr überall draußen im Lande, wo seit Jahren im Volke eine tiefe Erregung herrschte, wo düstere Gerüchte die Gemüter aufwühlten, seine Haltung mißverstanden worden war. Falsche Propheten, Bilderstürmer und Scharlatane, unzufriedene Bauern und Ritter reihten sich unter die, die ihm aus echter Glaubensleidenschaft gefolgt waren. Mönche und Nonnen verließen die Klöster und heirateten; kurz, es drohte eine allgemeine Anarchie an Stelle einer neuen Ordnung zu treten.

Gleichzeitig scharte sich eine große Anzahl Reichsritter um Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, um einen Kampf zu führen gegen die Römlinge unter den Reichsfürsten. Der Angriff, den Sickingen auf den Kurfürsten Richard Greifenklau von Trier unternahm, scheiterte an dem Widerstand des Fürstenbundes. Sickingen starb im Mai 1523 auf seiner Feste Landstuhl an seinen Wunden.

Damit aber hatte die deutsche Ritterschaft ihre politische Rolle ausgespielt. Ulrich von Hutten irrte als gehetzter Flüchtling durch die Lande. Als er in Basel bei seinem Humanistenfreunde Erasmus Aufnahme suchte, verweigerte ihm dieser die Gastfreundschaft; der deutsche Humanismus wandte sich gegen das Reich, gegen das sich auch die mächtigsten Geldleute von damals, die Fugger, gestellt hatten, indem sie den Kaiser und die römische Kurie bei ihren kriegerischen Unternehmungen finanziell unterstützten. Im Jahre 1523 starb Ulrich von Hutten auf der Insel Ufenau im Züricher See.

Er lag zusammengesunken vor dem geöffneten Fenster. Vielleicht hatte ihn die Atemnot geplagt, vielleicht hatte er noch einmal über den dunklen See hinweg nach Norden schauen wollen, ob denn dort oben kein Lichtschein sich zeige. Auf dem Tisch lag ein Zettel, auf dem stand, kaum leserlich, geschrieben: „Deutschland ist da, wo starke Herzen sind."

Noch schlimmer für die deutsche Sache sollte das nächste Jahr werden. Zwar hatte der Nürnberger Reichstag von 1522/23 dem Papst Adrian VI. mitteilen lassen, daß das Wormser Edikt nicht ohne einen grausamen Bürgerkrieg durchzuführen sei; aber ein zweiter Reichstag von Nürnberg nahm 1524 diese Erklärung zurück. Gleichzeitig bildete sich in diesem Jahr ein katholischer Gegenbund gegen die Reformation unter Führung des Erzherzogs Ferdinand. Das Schlimmste aber war der Bauernkrieg von 1525.

Die geistigen Zusammenhänge zwischen dem Bauernaufstand und der Wittenberger Glaubensbewegung waren nicht zu leugnen. Alles, was den Wittenbergern abhold war, tat sich zusammen, wies mit dem Finger auf den Ketzerherd und schrie im Chor, nun sehe man, wohin das aufrührerische Wesen geführt habe, und diejenigen, die immer nach Gewalt und nach dem Schwert gerufen, hätten nun selbst darunter zu leiden. Der Doktor Luther wehrte sich kräftig dagegen; aber es gelang ihm nicht, seine Gegner zu überzeugen. Und seine Freunde wurden wankend und zeigten ernste Gesichter.

Fast ein Jahr lang währten diese Bauernunruhen, und es schien oft, als sollte Deutschland in ihnen endgültig zugrunde gehen. In einem Strom von Blut und Grauen endete der Bauernaufstand. Luther selbst hatte in flammenden Schriften gegen die Bauernherrschaft Stellung genommen.

Damit aber waren alle Versuche, ein von Rom unabhängiges Reich der Deutschen zu gestalten, endgültig zerbrochen.

Während diese Wirren Deutschland heimsuchten, hatte der Kaiser den Krieg gegen Franz I. gewonnen. Nach der siegreichen Schlacht von Pavia, die vor allem durch den Landsknechtsführer Karl Georg von Frundsberg gewonnen wurde, wurde Franz I. gefangen und zu Karl V. nach Spanien gebracht.

Im Frieden von Madrid verzichtete Franz I. auf Mailand, Neapel und Genua und trat die Bourgogne ab. Damit war die Weltmacht der Habsburger gefestigt. Hatte der Papst bisher den Kaiser gegen Franz I. unterstützt, so sah er nun, daß die Macht Karls V. für seine Zwecke zu groß geworden war, und ermächtigte Franz I., den Frieden von Madrid nicht einzuhalten. Wieder war zwischen Kaiser und Papst Feindschaft entstanden. Im nächsten Jahre 1526 fand ein Reichstag zu Speyer statt, der keine Entscheidung in den Fragen des Reichs noch denen des Glaubens brachte.

Es kam nichts zustande, außer daß sie sich immer mehr auseinanderzankten, und statt über die Sache des Reiches und seiner großen Not sprachen sie nur über die Dinge des Glaubens, die sie sich auslegten, wie es einem jeden vom Standpunkt seiner Territorialgewalt genehm war. Es ward nicht mehr aufgerufen zur großen, dringenden und brennenden Reform des Reiches an Haupt und Gliedern, und es trat kein leidenschaftlicher Geist mehr in Erscheinung, der die Jagenden, Blinden und Eigennützigen unter seinen Glanz hätte zwingen können. Die Rufer zum Reich lagen alle im Grabe. Die Rufer zum Streit hatten sie hinabgetrieben.

Sie beschlossen endlich, ein jeder Stand möge sich so verhalten, wie er es gegen Gott und gegen den Kaiser zu verantworten gedenke. Sie beschlossen damit, ein jeder könne tun und lassen, was er wolle. Sie verurteilten mit klarem Bewußtsein das Reich der Deutschen zu einem furchtbaren Leid durch die Jahrhunderte hindurch, weil sie den Glauben nicht hatten an dies Reich und weil sie den Glauben an Gott mit schuldigen Händen zerspalten.

„Knecht Gottes in der Mark"

Jochen Klepper / Der Vater

Der Roman des Soldatenkönigs

Von O. H. Waibling

Wir sind gewöhnt, den Vater Friedrichs des Großen, König Friedrich Wilhelm I., vom Sohn aus zu sehen — als Wegbereiter und zugleich als tyrannischen Zerstörer einer schöngeistigen Jugend, als Soldatenkönig, der, trotz seiner sonstigen Sparsamkeit, wahre Riesensummen für seine Grenadiere, die langen Kerle, ausgab. Jochen Klepper geht in seinem Buche „Der Vater" — Der Roman des Soldatenkönigs (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) den umgekehrten Weg vom Vater zum Sohne, und dabei ist ihm die fast übermenschliche Gestalt des Vaters wie eine Offenbarung vor dem inneren Auge erstanden. Daß es ihm gelang, dieses tiefe Erlebnis auch für den Leser sichtbar und gegenwärtig zu machen, zeugt für die menschliche Einfühlungs- und dichterische Gestaltungskraft des Verfassers.

Als Friedrich Wilhelm 1713 den Thron bestieg, übernahm er von seinem verschwenderischen Vater ein in vieler Hinsicht verkommenes und verwildertes Land. Er mußte von vorn beginnen und tat das mit der fanatischen Hingabe eines von Gott Beauftragten. Es gab bald kein Lebensgebiet in seinem Staat, das er nicht aus eigener Anschauung kennenlernte und nun auch sofort mit fester Hand zurechtrückte, indem er unbarmherzig Mängel aufdeckte und beseitigte. Er begann mit seiner nächsten Umgebung und endete im Osten, seinem Schmerzensland Preußen — das jahrzehntelang alle seine Ersparnisse auffraß —, um auf rastlosen Reisen wieder von neuem zu ordnen, zu säubern und neues Leben zu wecken. Mit eisernem Besen kehrte er die Amtsstuben aus, er rief aus dem Ausland Handwerker aller Art, die seinen Brandenburgern und Preußen ihre Handfertigkeiten lehren mußten, er gründete die ersten Fabriken und verbot das Tragen fremder Stoffe. In der Landwirtschaft kümmerte er sich um Düngung, Feldbestellung und Güte des Erzeugten, die Apotheken säuberte er von altem Kram und richtete eine Musterapotheke ein. Die Hilflosigkeit der Ärzte bei seiner eigenen Krankheit ließ ihn nach fähigeren Ärzten aus dem Ausland schreiben, und als er sich eines Tages in die Einsamkeit des Jagdschlößchens Schönebeck zurückzog, warf seine hastende Feder eine neue Verfassungsurkunde für sein Land, das Grundgesetz einer Monarchie, aufs Papier. Wie alle großen Herrscher, war er auch ein großer Bauherr; Potsdam wuchs aus einem Fischerdorf zur blühenden Stadt, Berlin bekam ein neues Gesicht, in Preußen gründete er Dörfer und siedelte die um ihres Glaubens willen vertriebenen Salzburger an. So sehr sich der Sand sträubte, Früchte zu tragen, so sehr sich die Menschen wehrten, das geforderte Leben der Arbeit und Sparsamkeit dem König nachzuleben, so sehr es Rückschläge gab, Mißernten und Unglück — der „Knecht Gottes in der Mark Brandenburg" diente weiter unter dem harten Gesetz, das er sich selbst gab. Sein neu aufgebautes Land zu schützen, schuf er sich ein Heer, das erst belacht, aber bald gefürchtet wurde und allein schon durch sein Dasein das Land vor einem stets drohenden Kriege bewahrte.

Wer aber war dieser Mensch, der sich vermaß, Gottes Willen in seinem Lande sichtbar machen zu wollen? Der in einsamen Stunden zum Pinsel griff, um sich von der Last seiner Gedanken zu befreien?

Er begann, den Denkenden zu malen.

Die Gedanken sollten ihn nicht mehr überfallen aus ewiger Leere heraus, ihn zu verwunden, ihm zu entweichen und unfaßbar zu bleiben. Er mußte sie bannen, die ungreifbaren, unbegreiflichen.

Ungefüge zog er die Striche, aber leise tauchte er den Pinsel in die Farbe, mit dem Rot des Lebens das Bildnis des Mannes zu durchströmen, der sich betrachtet, wie einer, der ein Bild anblickt oder im Spiegel sich anschaut in der bangen Frage, wer er sei. Er malte den Mann in dem Bild und dem Spiegel: er malte das Bild eines Bildes. Aber die Augen des Menschen waren leer vor Suchen und vor Ausschauhalten, leer und unergründlich in einem, als wären sie, immer nur suchend, selbst niemals mehr für eines Menschen Blick zu finden . . .

Es war ein Bild von einer harten Hand, ein Bild aus einem schweren Sinn, gemalt von einem, der kurze Rast hielt auf der ruhelosen Wanderung durch die stille, leere gold'ne Flucht verlass'ner Räume, in denen er, ein König, niemals heimisch war.

Er war ein Einsamer. Vor diesem Königsschicksal bewahrte ihn auch nicht seine Liebe zur Königin Sophie Dorothee, die ihm 14 Kinder schenkte. Nicht allein, daß ihm der Tod in unergründlicher Härte die Söhne wieder raubte — die Frau selbst entzog ihm die lebenden Kinder. In verhängnisvoller Verblendung war ihr Blick nach England gerichtet, dessen Königshaus sie entstammte. Es war für ihr Gefühl fast eine Schande, Königin im armen Preußen zu sein; darum wollte sie ihre Kinder für Größeres erziehen und durch Heiraten wieder mit dem britischen Weltreich verbinden. Sie verstrickte sich zu diesem Zweck in ein unentwirrbares Ränkespiel, das das lautere Herz des Königs tief verwundete. Auch hier mußte der zum Pflanzen und Hegen Bereite erst zerstören und vernichten, ehe er aufbauen durfte. Wie liebte er seine Kinder, die zum Haß gegen ihn erzogen waren, wie glücklich war er als Vater!

In Friedrich, dem Kronprinzen, jedoch gebot ihm sein Gewissen von Anbeginn nicht den Sohn zu sehen, sondern den künftigen König von Preußen. Zu diesem schweren Beruf wollte er ihn erziehen, und es traf ihn wie ein Gottesgericht, daß dieser Sohn sich dem harten Gesetz durch die Flucht entziehen wollte. Wer kann ahnen, wer von ihnen beiden mehr litt während des Küstriner Jahres. Dann sehen sie sich wieder:

Da neigte sich der König vom Wagen herab. Da nahm er das Gesicht seines Sohnes in seine beiden Hände und hob es zu sich empor. Und obwohl die Klarheit seiner Augen verhüllt war, sah er das Antlitz des Sohnes überströmt von Tränen — jenes Antlitz, in das er oft hart und verzweifelt schlug und das er doch niemals von Tränen bedeckt sah. Er zog den Kopf des Sohnes nahe an seine Brust, mit beiden Armen umschloß er ihn fester und fester; er sprach ganz nahe zu ihm, sehr leise, nur für ihn: warm und rauh und atemlos.

Jetzt erst ist der Kronprinz reif, sich das Erbe seines Vaters Stück um Stück zu erarbeiten. Denn es wird ihm nichts geschenkt, er muß als kleiner Kommunalbeamter wieder anfangen. Doch die schwere Prüfung hat ihn nicht zerbrochen, er wuchs darüber hinaus zum wahren König. Als der Vater dies erkannte, regte sich in ihm zum erstenmal wieder das eigene hundertfach niedergetretene Ich. Er plante insgeheim, zurückzutreten und als Mijnheer van Hoenslardyck in Holland sein Leben nach seinem Herzen zu beschließen. Aber Gott entließ ihn noch nicht, obwohl sein Leib schon lange ein bresthafter, gemarterter war, mußte er aushalten bis ans Ende.

Und dies Ende ist langwierig und furchtbar. Er, der früher zwanzig Meilen am Tage gereist war, legte, als er seine letzten Landfahrten unternahm, noch immer vier Meilen täglich zurück. Jetzt aber müssen ihn die Diener im Rollstuhl Fuß um Fuß vorwärtsschieben, und der Weg, den der Gewaltige erledigt, wird am Tag nicht mehr nach Meilen, höchstens nach Metern gemessen. Aber er muß sich bewegen, denn er will sehen, was in seiner Stadt vorgeht. Und wenn der so Gemarterte durch die Straßen fährt, ist es schwer, zu glauben, daß dieser gichtbrüchige und wassersüchtige, taube und lahme Mann erst zweiundfünfzig Lebensjahre zählt. Einmal beobachtet ihn der Kronprinz, wie er am Schloßbau innehält, und da geht dieser Gedanken wie eine ungeheure Erschütterung durch seine Seele.

Der dort saß und auf die Mauer blickte, war ein Hundertjähriger: unfaßlich, daß der sieche Greis erst zweiundfünfzig Jahre alt sein sollte! Ein Hundertjähriger war der Vater geworden. Seine Augen waren übergroß und überschwer von dem Ausdruck eines, der alles erlitten und vollbracht hat, was Menschen leiden und vollbringen können. Und noch mehr lag in der schweren Tiefe seiner Augen: jener fremde Blick, der sich an einen hielt, den keiner sah, als sähe er ihn. Der Hundertjährige dort schaute nicht mehr auf die Balken, die sich zusammentrugen zum neuen Gerüst, und auf die Ziegel, die sie zu Schichten begannen. Der dort starb.

Aber ehe er starb, durchsprach er noch mit dem, der ihm folgen sollte, die politische Lage, und erst in der Todesstunde durfte er die Last des Königtums, von ihm in einem so hohen Sinne erfaßt wie kaum je von einem Herrscher, dem Sohn übertragen. Dieser schrieb aus seiner starken Erschütterung heraus an die Schwester:

„Mein Los hat sich geändert. Ich bin bei den letzten Stunden, dem Todeskampfe und dem Sterben eines Königs zugegen gewesen. In der Tat brauchte ich bei meinem Regierungsantritt diese Lektion, um Ekel vor der Eitelkeit und der menschlichen Größe zu bekommen. Wir sahen den König in seinen Qualen den Stoizismus eines Cato zeigen. Er starb mit der Neugier eines Naturforschers, der zu wissen wünschte, was in dem Augenblick des Todes in ihm vorgeht, und mit dem Heroismus eines großen Mannes. Er starb mit der Festigkeit eines Philosophen und mit der Ergebung eines Christen und über den Tod triumphierend als ein Held."



Feierlicher Empfang König Ludwigs in München
bei seiner Rückkehr aus Griechenland am 14. April 1836

„Unzertrennlich haltet zu Teutschland"

Egon Cäsar Conte Corti

Ludwig I. von Bayern

Von Friedrich Wencker-Wildberg

Teutsch soll Max werden, ein Bayer, aber „teutsch vorzüglich, nie Bayer zum Nachteil der Teutschen" — dieser Grundsatz, den Ludwig I. als Richtschnur für die Erziehung seines Sohnes, des späteren Königs Maximilian II. aufstellte, ist zugleich der Wahlspruch seines eigenen Lebens gewesen, der stets bestimmend und maßgebend für sein Handeln war und von dem ihn auch keinerlei politischen Erwägungen und Vorteile abzubringen vermochten. Diese Gesinnung eines Mannes, dessen Vater französischer Oberst und als Rheinbundfürst fast ein Jahrzehnt lang Napoleons treuer Vasall gewesen ist, mag auf den ersten Blick überraschen, aber sie wird verständlich, wenn man sich Zeitumstände und Eindrücke vergegenwärtigt, unter denen der junge Ludwig aufgewachsen ist. Sie sind bestimmend und entscheidend für die Entwicklung seines Charakters geworden.

Der Vater, Pfalzgraf Maximilian, der jüngere Bruder des regierenden Herzogs Karl August von Zweibrücken aus der Pfälzer Linie des Hauses Wittelsbach, hatte nach menschlichem Ermessen keine Aussicht, jemals eine, auch noch so kleine Krone zu tragen. Sein gesamter Besitz besteht aus den beiden Standschaften Rappoltstein und Bischweiler im Elsaß, die zwar noch zum Deutschen Reich gehören, aber ringsum von französischem Gebiet eingekreist und daher mehr vom guten Willen des Königs von Frankreich als des Deutschen Kaisers in Wien abhängig sind. Auch der Herzog von Zweibrücken ist der Grenznachbar der Franzosen — kein Wunder also, wenn der Pfalz-

graf Anschluß an den mächtigen Nachbar sucht. Er tritt in die Dienste Ludwigs XVI. und ist Oberst eines französischen Regiments in Straßburg. Dort schenkt seine Gemahlin, Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt, am 25. August 1786 ihrem ersten Kinde das Leben. Der Sohn wird nach seinem Taufpaten, dem König von Frankreich, genannt, der dem Neugeborenen außer einem kostbaren Brillantschmuck das Patent eines Obersten mit einem Jahresgehalt von 12 000 Livres als Patengeschenk in die Wiege legt.

Aber auf die sorglose Jugend des Kindes fallen die Schatten der Revolution. Pfalzgraf Max flüchtet mit seiner Familie nach Darmstadt, und auch der Bruder muß Zweibrücken Hals über Kopf vor den einrückenden Sansculotten verlassen, um das nackte Leben in Sicherheit zu bringen. Sein kleines Land wird eine Beute der Franzosen, die das Schloß des „Tyrannen" vom Keller bis zum Dach ausrauben. Was der Knabe Ludwig da im Kreise seiner Eltern und Verwandten über Frankreich und die Franzosen zu hören bekommt, ist wenig erfreulich und muß den aufgeweckten Knaben mit Abscheu und Widerwillen gegen die Königsmörder und ihre revolutionären Pöbelhorden erfüllen.

Da kommt die Nachricht, daß Herzog Karl August am 1. April 1795 in Mannheim einem Schlaganfall erlegen ist. Da er keine Nachkommen hat, geht die Nachfolge auf seinen Bruder, den jetzt neununddreißigjährigen Maximilian Joseph über — allerdings nur dem Namen nach, denn das Land befindet sich längst im Besitz der Franzosen. Vier Jahre später tritt abermals ein Todesfall im Hause Wittelsbach ein, und wieder ist der ehemalige französische Oberst der Erbe: Am 12. Februar 1799 stirbt in München Kurfürst Karl Theodor. Diesmal kann Max die Erbschaft antreten, die ihn für den Verlust des kleinen Zweibrückener Ländchens reichlich entschädigt.

Wilhelmine Auguste hat dieses Glück ihres Mannes nicht mehr erlebt; sie ist bereits 1796 der Schwindsucht zum Opfer gefallen — die seelischen Aufregungen der letzten Jahre haben den Tod der schwächlichen Frau beschleunigt. Maximilians zweite Gattin, Karoline von Baden, wird Kurfürstin und zugleich Stiefmutter des jetzt dreizehnjährigen Kurprinzen Ludwig.

Kaum hat der Vater sich in München eingerichtet, da sind auch schon die schrecklichen Franzosen wieder da. Abermals müssen in aller Eile die Koffer gepackt werden. Bayern wird zum Kriegsschauplatz; am 3. Dezember 1800 schlägt Moreau bei Hohenlinden die Österreicher. Im Frieden von Lunéville muß das Reich das linke Rheinufer an Frankreich abtreten. Die deutschen Fürsten sollen sich für die erlittenen Gebietsverluste auf dem rechten Ufer schadlos halten. Der neue Kurfürst fürchtet daher mit Recht um die Zukunft seines Landes, dessen Angliederung an die habsburgische Hausmacht seit einem Jahrhundert das Ziel der Wiener Hofpolitik gewesen ist. Nur Anschluß an das mächtige Frankreich kann Bayerns Unabhängigkeit retten — in dieser Ansicht wird der Kurfürst von seinem Berater, dem aus Savoyen stammenden Minister Graf Montgelas, bestärkt. Ihre Politik erweist sich als richtig, denn wenige Jahre später kommt es erneut zum Kriege zwischen Franzosen und Österreichern, und Bayern läuft dabei Gefahr, zwischen Hammer und Amboß zu geraten. Der Kurfürst entscheidet sich für den Hammer Napoleons, der seinen Verbündeten mit der Königskrone und bedeutendem Landzuwachs belohnt.

Kronprinz Ludwig, der jetzt ins zwanzigste Lebensjahr geht, ist trotz dieser erheblichen Vorteile ein überzeugter Gegner der Politik seines Vaters und ein Gegner des Franzosenkaisers. Dieser kennt die offen zur Schau getragene Gesinnung des „frondierenden" Prinzen, auf den er ein wachsames Auge hat. Montgelas hält es daher für angebracht, den unbequemen jungen Mann auf Reisen zu schicken, um ihn von München fernzuhalten. Er besucht Paris und wird am Tuilerienhofe Augenzeuge der glänzenden Feste, mit denen Frankreich die Heimkehr des Siegers von Austerlitz feiert. Im Begriff, nach Spanien weiterzureisen, wird er durch die Kriegsereignisse nach Deutschland zurückgerufen: Napoleon hat mittlerweile Preußen besiegt und steht in Warschau. Widerwillig folgt Ludwig dem Wunsche des Vaters und übernimmt den Oberbefehl über die bayerischen Truppen, während er, der Verbündete Frankreichs, seine wahre deutsche Gesinnung in einem Gedicht ausdrückt, das also beginnt: „Auf ihr Teutschen! Auf und sprengt die Ketten, die ein

Korse Euch hat angelegt!" Noch rückhaltloser spricht er sich zwei Jahre später, als die Bayern erneut mit den Franzosen gegen Österreich ins Feld ziehen, seinem Vater gegenüber aus: „Der teutschen Knechtschaft unter Frankreich das Ende zu geben, der erste der Fürsten des Rheinbunds zu sein, der im Kampf auftritt gegen Napoleon", ist sein Wunsch. „Ehrgeiz fühle ich, ja ich fühle ihn nach dem Höchsten, Teutschland, Europa zu erlösen, Napoleon zu besiegen."

Noch muß er sich sechs Jahre gedulden, bis es mit der Herrlichkeit Napoleons zu Ende geht und die Bayern gegen ihre bisherigen Verbündeten marschieren dürfen.

In dieser Zwischenzeit reift Ludwig zum Manne heran. Um nicht mit einer Frau nach der Wahl des allmächtigen Protektors des Rheinbundes vorlieb nehmen zu müssen — Napoleon hat kurzerhand seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais, den Vizekönig von Italien, mit Ludwigs Schwester Auguste vermählt, den Erbgroßherzog von Baden mit einer Nichte Josephines und den Erbprinzen von Hohenzollern mit einer Murat — geht der Prinz selber auf die Brautschau. Es besteht zwar ein geheimes Verlöbnis zwischen ihm und der jugendlichen Großfürstin Katharina, von der Ludwig schwärmt, ohne sie bisher jemals gesehen zu haben. Aber hier gerät er Napoleon ins Gehege, denn der Emperor hat die Schwester des Zaren Alexander, seines Verbündeten, für sich selbst in engere Wahl genommen, ebenso die Erzherzogin Marie Luise, die bald darauf Josephines Nachfolgerin wird. Der Prinz ist wütend: selbst die Herzen will dieser ihm so verhaßte Korse kommandieren! Nein, eine Bonaparte, eine Nichte des Usurpators — man spricht von seines Bruders Lucien ältester Tochter Charlotte, die freilich noch ein Kind ist —, will er sich nicht aufzwingen lassen.

Am Hofe des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen wachsen zwei liebliche Töchter heran: die ältere Therese hat es dem schönheitsbegeisterten Wittelsbacher sofort angetan.

Hübscher und lachender ist ja die Jüngere, Luise, aber harmonischer und majestätischer Therese in ihrer roten Tunika, die so gut zu den Farben des blühenden Gesichtchens steht, und die schlanke, große Gestalt des achtzehnjährigen Mädchen reizend zur Geltung bringt. Schwer legen sich wundervolle, kastanienbraune Flechten über ihr Haupt und lassen die besonders zarte und feine Haut und ein liebliches, ovales Gesicht hervortreten, das einen Zug tiefer, menschlicher Güte zeigt.

Im Sturm fliegt ihr das so rasch für weibliche Schönheit begeisterte Herz des kunstsinnigen Wittelsbachers zu. Vom Platz weg verlobt er sich mit ihr, trotz des Unterschiedes der Konfession und Thereses hartnäckiger Weigerung, zum Katholizismus überzutreten. Am 12. Oktober 1810 — ein halbes Jahr, nachdem Marie Luise Kaiserin der Franzosen geworden ist — findet die Hochzeit des Kronprinzenpaares im festlich geschmückten München statt, das diesen Tag fortan alljährlich als das berühmte „Oktoberfest" auf der Theresienwiese feiert.

König Max ernennt den Sohn zum Statthalter des nunmehr bayerischen Tirol, damit Ludwig eine Beschäftigung hat und sich nicht ständig in die notgedrungen franzosenfreundliche Politik des Vaters einzumischen sucht. Seine Einkünfte verwendet der Kronprinz zum größten Teil zum Ankauf von Meisterwerken der Malerei und Bildhauerkunst und legt in diesen Jahren bereits den Grundstock zu den großartigen Sammlungen der Pinakothek und Glyptothek, in deren Ausbau später der König seine vornehmste Aufgabe erblickt, und die Münchens Weltruf als Kunststadt begründet haben.

Endlich tritt das von Ludwig so sehnsüchtig und ungeduldig erwartete Ereignis ein: Napoleons Weltmacht bricht auf den Schlachtfeldern Rußlands zusammen. Nun kann sich Ludwig nicht mehr länger zurückhalten, er drängt in den Vater, sich von dem Bündnis mit Frankreich loszusagen und offen auf die Seite der Gegner Napoleons zu treten, dem Beispiel Preußens zu folgen und ganz Deutschland zu den Waffen gegen den Erbfeind zu rufen. Seine Begeisterung kennt keine Grenzen mehr, als der König durch den Vertrag von Ried sich Österreich anschließt und das bayerische Heer nach dem Rhein eilt, um dem bei Leipzig geschlagenen Imperator den Rückzug abzuschneiden. „Hier bin ich nun, geliebtes Weib", schreibt er am 20. April 1814 nach Napoleons Abdankung aus Paris an seine Therese, „als einer der ersten Teutschen, die siegend zum erstenmal in Frankreichs Hauptstadt einzogen, nachdem sie, wie so kein anderes Volk, schändlich von den

Franzosen behandelt wurden. Wenn ich daran denke, jauchze ich auf und springe in die Höhe." Allerdings fällt ein Tropfen der Wehmut in den Becher der Freude: Bayern muß Tirol an Österreich zurückgeben und erhält dafür die Pfalz auf dem linken Rheinufer, jedoch ohne die alten Wittelsbacher Stammlande mit Heidelberg, so daß beide Gebietsteile durch das dazwischenliegende Baden getrennt bleiben. Und außerdem dürfen die Franzosen auch nach dem zweiten Pariser Frieden die alte Reichsstadt Straßburg und das deutschsprachige Elsaß behalten.

Noch volle zehn Jahre muß Ludwig sich gedulden, bis er den Thron besteigen kann. Er verbringt diese Zeit abwechselnd in Würzburg, wo ihm Therese in der prachtvollen Residenz der ehemaligen Fürstbischöfe einen zweiten Sohn schenkt, den späteren Prinzregenten Luitpold, und in Rom, wo Ludwig als Privatmann die herrliche Villa Malta bewohnt. „Hier äußert sich mein Wesen freier", schreibt er nach Hause. „Den Zwang der Fürstenwürde nahm ich nach Rom nicht mit."

In auffallend „alt-teutscher" Kleidung, die er schon in München hatte tragen wollen, die dort aber allgemein verboten ist, streift er in der Ewigen Stadt umher. Er trägt kein Halstuch, weit offenen Schillerkragen, schwarzen Samtspenzer und ebensolche Mütze mit weißem, metallenem Kreuz, dazu schwarze, lange Hosen aus Tuch.



Besuch des Königs im Atelier Stielers
Zeichnung von Josef Flüggen

Kein Wunder, wenn dieser seltsame, barocke Aufzug die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erweckt und ihnen ein Lächeln entlockt. Der Prinz kümmert sich nicht darum, er will durch die Kleidung absichtlich seine deutsche Gesinnung betonen und freut sich, wenn einige der in Rom ansässigen deutschen Künstler seine Tracht nachahmen — daß dies weniger aus innerer Überzeugung als vielmehr mit der wohlberechneten Absicht geschieht, sich die Zuneigung des fürstlichen Mäzens zu gewinnen und lohnende Aufträge zu erhalten, scheint Ludwig nicht zu bedenken. Er fühlt sich wohl im Kreise der Maler und Bildhauer und verkehrt ungezwungen mit ihnen als gleicher unter gleichen. Er besucht die herrlichen Museen und Sammlungen des Vatikans und huldigt der Schönheit, wo sie ihm begegnet. Gleichsam als lebende Verkörperung der Venus zieht ihn die jugendliche Marchesa Mariannina Florenzi in ihren Bann, mit der er in dieser Zeit ein intimes Freundschaftsverhältnis anknüpft, das seinen Niederschlag in mehreren tausend Briefen findet und erst mit dem Tod des Königs nach einem halben Jahrhundert seinen Abschluß findet. Ihr Bild, von dem Münchner Künstler Peter Heß gemalt, wird später jene Sammlung reizender Frauenporträts eröffnen, die als Schönheitsgalerie bekannt ist und von den boshaften Zeitgenossen als „gemaltes Serail" verspottet wurde.

Im Oktober 1825 hat Ludwig der geliebten Mariannina gerade seine bevorstehende Reise nach Italien angekündigt, als plötzlich und unerwartet sein siebzigjähriger Vater einem Schlaganfall erliegt. Mit neunundreißig Jahren ist der Prinz König ge-

worden. Er hatte Zeit genug gehabt, um sich auf den Herrscherberuf vorzubereiten, und es ist ihm eine heilige und ernste Aufgabe, das Erbe des Vaters zu übernehmen und seinem Volke ein gerechter und guter Landesvater zu sein. Nun kann er aber auch seinem Kunstsinn die Zügel schießen lassen und die großartigen Baupläne, mit denen er sich seit seiner frühesten Jugend trug, zur Tat werden lassen. Leo Klenze wird als Baumeister nach München berufen, die Universität entsteht, großartige Straßen, umsäumt von monumentalen Bauten im klassizistischen Stil wie nach den Vorbildern der Florentiner Renaissance. Im Lauf der nächsten dreiundzwanzig Jahre vollzieht sich mit München die Verwandlung von der kleinen unbedeutenden Provinzstadt zur Kunststadt, die ganz Süddeutschland ihren eigenartigen Stempel aufprägt und zum Anziehungspunkt für Reisende aus aller Welt wird.



Kronprinz Ludwig unter den deutschen Künstlern in Rom
Nach dem Gemälde von F. L. Catel

Stehend, das Glas erhebend, der Kronprinz, rechts neben ihm Thorwaldsen und Graf Seinsheim; links von ihm Klenze, dann Wagner, Veit, Ringseis, dann Schnorr von Carolsfeld, von Gumppenberg, Catel

Die Kunst ist für Ludwig vor allem ein Mittel zur Verwirklichung nationaler Bestrebungen. Er fühlt sich als Vorkämpfer der Einigung Deutschlands, und so sehr er auch für die politische Unabhängigkeit seines Landes eintritt, so ordnet er doch die Interessen Bayerns stets dem Wohl des Ganzen willig unter. „Meine Richtung ist teutsch, teutsch, seitdem ich lebe", betont der König immer wieder und gibt damit zugleich dem Franzosenkönig Ludwig Philipp, der eine seiner Töchter als Gattin für den Kronprinzen Max in Vorschlag bringt, deutlich genug zu verstehen, daß alle Hoffnungen auf eine Wiederbelebung der bayerischen Rheinbundpolitik der Napoleonzeit müßig sind. Nur eine Deutsche darf sein Sohn heiraten, und mit Absicht wählt er als Schwiegertochter eine preußische Prinzessin, wie ja auch seine Stiefschwester Elisabeth die Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. ist. „Ich kenne keine Nord- und keine Süddeutschen, nur Teutschland." Kein zweiter deutscher Fürst der Zeit setzt sich so leidenschaftlich, selbstlos und begeistert für den deutschen Einheitsgedanken ein wie König Ludwig. Er bekennt dies nicht nur in seinen Gedichten und Briefen, er verleiht diesem Herzenswunsch auch Ausdruck in der Errichtung eines Ehrentempels des deutschen Volkes, der von Klenze im griechischen Stil erbauten Walhalla und der dem Andenken der Helden von 1813 bis 1815 gewidmeten Befreiungshalle bei Kelheim, deren Einweihung als gesamtdeutsche Kundgebung von der österreichischen Regierung und vor allem von Metternich mit Argwohn und Mißtrauen betrachtet wird.

König Ludwig hat die Mittagshöhe des Lebens längst überschritten — er geht bereits ins 61. Lebensjahr —, aber sein Herz ist jung geblieben und schlägt noch jeder schönen Frau mit stürmischer Begeisterung entgegen. Da tritt das Verhängnis in der Gestalt der „spanischen" Tänzerin Maria de los Dolores Porris y Montez vor ihn, unter deren klangvollem Künstlernamen sich die geborene Engländerin Elizabeth Dolores Gilbert, geschiedene James, verbirgt. Sie kommt, sieht und siegt: „Nicht wie ein Mann von vierzig Jahren, wie ein Jüngling

von zwanzig faßte mich Leidenschaft wie nie zuvor", gesteht Ludwig. „Einen neuen Schwung hat mein Leben bekommen, jung bin ich wieder geworden, freudig sieht mich die Welt an."

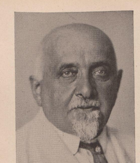
Aber Liebe macht blind, und so sieht der König, der völlig im Bann des zauberhaften dämonischen Weibes steht, nicht, daß ihn dieses Abenteuer um die Zuneigung seines Volkes bringt und schließlich eine Revolution heraufbeschwört, die ihn im März 1848 zum Rücktritt und Verzicht auf die Krone zwingt. Immerhin gewinnt er durch diesen Schritt die Herzen seiner Bayern zurück, und ohne Groll zieht sich der Herrscher ins Privatleben zurück. König ist jetzt sein Sohn Maximilian II., und der Vater läßt ihm in allen Dingen freie Hand. Die Fertigstellung der begonnenen Schmuckbauten hat er sich gesichert, und nach wie vor unterstützt er Kunst und Künstler. Die Niederlage Österreichs im Krieg gegen Napoleon III. erfüllt sein Herz mit Trauer, und nicht minder schmerzlich ist für ihn die Entthronung seines Sohnes Otto, der nach dreißigjähriger Regierung das undankbare Griechenland verlassen muß, für dessen Befreiung vom Türkenjoch Ludwig sich einst so begeistert eingesetzt und so große Opfer gebracht hat. Er steht an der Bahre seiner geliebten Therese und sieht bald darauf den Sohn ins Grab sinken. Die Jahre vergehen — nur Ludwig überlebt seine Zeit.



Zeitgenössische Karikatur auf die Flucht der Lola Montez
Nach einem Flugblatt aus dem Jahre 1848

Nicht ohne bange Sorge um die Zukunft sieht er seinen Enkel Ludwig II. den Thron besteigen, der von den gleichen Kunstidealen beseelt ist wie er. Der alte, weltkluge und erfahrene Großvater warnt den stürmischen Jüngling, den Bogen zu überspannen und einen Konflikt zwischen sich und den Ministern heraufzubeschwören: der Fall Wagner droht ein zweiter Fall Lola Montez zu werden. Aber der Sturm wird noch einmal beschworen, die Wogen glätten sich wieder. Endlich fällt der Vorhang über dem Leben des greisen Königs: am 29. Februar 1868 schließt er in Nizza die müden Augen. „Meine Söhne, seid teutsch, teutsch in Wort und Tat, unzertrennlich haltet zu Teutschland" — so lautet sein Vermächtnis, das sich zwei Jahre nach seinem Tode erfüllen sollte.

Sämtliche Abbildungen aus Conte Corti, Ludwig I. (F. Bruckmann Verlag, München)



Eugen Diederichs

Eugen Diederichs
Leben und Werk

Von Arnold Fratzscher

Als am 10. September 1930 der Jenaer Verleger Eugen Diederichs 63jährig die Augen schloß, wußte wohl ein großer Kreis treuer Freunde und Verehrer, daß einer der bedeutendsten deutschen Verleger, wenn nicht der größte dahingegangen sei. Doch in das Bewußtsein der Nation drang dieser Verlust kaum. So ist es ein wirkliches Verdienst der Gefährtin dieses Mannes, daß sie aus einer unabsehbaren Fülle von Briefen und aus Aufzeichnungen das Bild eines geistigen Führers des deutschen Volkes formte.

Der Weg, den dieser Mann geht, führt ihn vom väterlichen Gut, aus der Kindheit im Schatten des Naumburger Domes und in der Nähe Friedrich Nietzsches — beide wurden für ihn bestimmend — über eine kurze landwirtschaftliche Tätigkeit zum Buchhandel und nach Italien. In Florenz wurde 1896 der „Verlag für moderne Bestrebungen in Literatur, Sozialwissenschaft und Theosophie" gegründet.

Aus niedersächsischem Blut stammend, hat Diederichs zeit seines Lebens an einer gewissen Schwere seines Wesens, die sich bis zur Schwermut steigern konnte, gelitten. Zugleich aber besaß er große Tatkraft und ausgeprägten Sinn für das praktische Leben, die ihn Pläne sofort verwirklichen ließen. Wie er selbständiger Verleger wird, ohne allzu lange im Beruf gestanden zu haben, so packt er auch sonst zu, ohne lange zu zaudern. Kaum sind die ersten Kriegswochen 1914 verstrichen, da sammelt er Kriegslieder, regt die Schöpfung wertvoller Kriegsgedichte und deren Vertonung an, schafft handliche, für den Tornister geeignete Bücher. Alle Pläne, neuem geistigem Wollen zum Durchbruch zu verhelfen, finden in ihm einen Förderer. Auf den verschiedensten Gebieten führt er Zusammenkünfte durch, nicht zuletzt im Kriege, wo er den Zusammenbruch früher als andere kommen sieht.

Gewaltsames liegt ihm fern; aber mit zäher Energie führt er die einmal gefaßten und als fruchtbar erkannten Pläne durch. Er beginnt mit der Neuromantik und steht von Anfang an im Kampf gegen Materialismus, einseitiges Verstandes- und Spezialistentum. Mit dem Wort „Neuromantik" verband der junge Verleger „im Sinne Wackenroders den Sinn für deutsche Vergangenheit, und im modernen Sinn künstlerische Kultur und religiöse Weltanschauung". Den ersten rein literarischen Büchern folgen sehr bald Werke, die den Deutschen ihre Herkunft lebendig machen sollen („Monographien zur deutschen Kulturgeschichte"), und Bücher weltanschaulichen und religiösen Inhalts. Vom Kirchenglauben will dieser Kämpfer um geistige Erneuerung bis zuletzt nicht viel wissen, die Religion soll frei vom starren Dogma sein. Durch den gesamten Briefband zieht sich dieses für ihn brennendste und unerschöpflichste Thema. 1901 schon plant er die Ausgabe Meister Eckeharts und Kierkegaards, 1903 kommt die Büttnersche Eckehart-Ausgabe heraus, die eine

wahre Entdeckung bedeutete. 1904 spricht er davon, daß er „mit seinem Verlag in die nordische Sagenwelt hinein will". 1910 beginnt die Sammlung Thule, die 1930 mit 24 Bänden abgeschlossen wird. Deutsches Volkstum findet in den Werken des Verlages seine Auferstehung und seinen Mittelpunkt („Die deutschen Volksbücher", „Deutscher Märchenschatz", „Blätter für deutsche Art und Kunst", „Deutscher Sagenschatz", „Das alte Reich"). Gekrönt wird diese Arbeit mit der Reihe „Deutsche Volkheit", die 1925 beginnt, aber nach wenigen Jahren eingestellt wird, da die Zeit dafür noch nicht reif ist. Aus Mythos und Geschichte, in Brauchtum, Märchen, Sagen und den großen Gestalten der Deutschen sollte das Wesen deutschen Volkstums dargestellt werden. Der Plan blieb ein Schmerzenskind seines Urhebers.

Diederichs ging hier, wie fast stets in seiner Arbeit, der Zeit voraus. Seine Gabe, Kommendes intuitiv, fast seherisch zu erfassen, und dem Zukünftigen den Weg bereiten zu helfen, hat seinem Werk das unvergleichliche Gepräge verliehen. Fast immer muß er nach Inangriffnahme eines neuen großen Planes feststellen, daß die Leser sich noch ablehnend oder teilnahmslos verhalten. Für die von ihm geleistete Volkstumsarbeit ist die Saat dieses Mannes erst heute aufgegangen, und Bände wie die Eckehart- oder die Edda-Übertragung bringen nun endlich in wohlfeiler Ausgabe wirklich in das Volk. „Die ganze Tendenz meines Verlages geht ja auf die Zukunft hinaus, und so darf ich mich gar nicht vor Opfern scheuen in der Hoffnung, daß sie später wieder einkommen", heißt es bereits in einem Brief vom Jahre 1903.

Solche vorausschauende Pionierarbeit ging natürlich nicht ohne Kämpfe ab. Hatte schon dem jungen Italienfahrer der Malatestatempel in Rimini, dieses Sinnbild eines „trotzigen Individualismus", einen starken Eindruck gemacht und auf sein Wesen so eingewirkt, daß er ihn später als den Geburtsort seines Verlages bezeichnete, so konnte er eine solche Unbeugsamkeit und das in diesem Falle fruchtbare Einzelgängertum im Laufe seines Lebens noch häufig genug bewähren. Es war für ihn fast selbstverständlich, daß er gegen den Strom schwimmen mußte. Aber diesem Verleger war es auch in seinem Beruf stets um das Gemeinwohl zu tun. Aus dem jugendlichen Romantiker wurde mit den Jahren der Mann der praktischen Tat, dem die Zukunft seines Volkes oft den Schlaf raubte und der sich im Dienste an der geistigen Erneuerung Deutschlands verzehrte.

Schließlich aber war Eugen Diederichs eine wahrhaft universale Natur. „Das Universale liegt mir doch zu sehr im Blut", schreibt er noch als reifer Mann (Juni 1914). So war wohl Deutschland der Mittelpunkt seiner Arbeit, doch stets weiteten sich die Pläne und dehnten sich aus auf die Welt. Der Deutsche Märchenschatz wird zur Reihe „Märchen der Weltliteratur", dem Deutschen Sagenschatz gliedern sich „Atlantis", und „Insulinde" an, der religiösen Erneuerungsbewegung, die von seinem Verlag getragen wird, müssen auch die „Religiösen Stimmen der Völker", die „Religion und Philosophie Chinas" dienen, und nicht zuletzt sind Antike und Renaissance die großen universalen Gegenpole zur Wiedererweckung von Klassik und Romantik, die ebenfalls mit der Arbeit des Verlages — in lebendiger Verbindung mit dem Verlagsort Jena — verknüpft ist. Durch Rudolf Kaßner u. a. läßt er die dichterisch vollkommene Plato-Übertragung schaffen, der sich zahllose andere Ausgaben antiker Philosophen und Dichter anschließen. Daneben war das Zeitalter der Renaissance, dem er eine prachtvolle Sammlung gewidmet hat, stets eine seiner Lieblingsepochen. Dem organischen Wachstum seiner gesamten verlegerischen Arbeit war es im übrigen angemessen, daß er selten ein einzelnes Buch über ein Thema herausbrachte, sondern „in Reihen dachte" und verlegte, oft unter schwersten geldlichen Opfern. Bei einem neuen Plan sah er nie das einzelne, sondern stets das Ganze, und so ging er auch stets aufs Ganze. Am Ende seines Lebens hatte er ein geistiges Universum erschaffen.

Wie er die Verknüpfung von Heimatverbundenheit mit Weltoffenheit sah, schreibt er selbst einmal im Jahre 1921: „Nur in praktischer Bindung zur Volksgemeinschaft und in der Freiheit geistiger Universalität gedeiht der deutsche Geist. Er muß ganz fest in deutscher Natur und in den Traditionen deutscher Vergangenheit wurzeln, bereit, in kühner Entdeckerfahrt einen neuen Weltteil in den Sternen zu finden."



Der Dichter mit seiner Nichte Sibylle Schnorr von Carolsfeld, einer Urenkelin des bekannten Malers aus dem Kreise Ludwigs I. (s. S. 99)

Zum 50. Geburtstag
Friedrich Schnacks am 5. März

Mit fünfzig Jahren

Eine Rückschau von Friedrich Schnack

Ist es denkbar, zu einem bestimmten Tag über das eigene Leben etwas auszusagen, das eindeutig und zuverlässig wie eine Formel ist? Jedes Leben ist ein Geheimnis, die Welt, in die man geboren ist, steckt voller Mystik, und man nimmt an ihr teil. Zudem ist jedes Leben aus vielen Kräften gemischt, auch aus Wirklichkeiten und Träumen, über dem niederen waltet das höhere Ich. Am besten kennen wir noch das niedere Ich, die äußere Figur unseres Daseins.

Während ich auf dem Weg umblicke, den ich bis zu meinem fünfzigsten Lebensjahr zurücklegte, frage ich mich für die Länge eines Augenblicks nach der magischen Formel meines Daseins. Sollte sie ihre Schrift in die Herzen meiner Mitmenschen gesenkt oder auf die Tafel der Zeit eingegraben haben?

Ursprünglich bin ich mehrere Wege nacheinander gegangen, doch glaube ich nicht, daß mich auf ihnen mein höheres Sein führte, sie waren schwankend und zufällig. Sie waren dazu notwendig, eine gewisse Wartezeit zu verbringen, in der mancherlei Erfahrungen gesammelt werden mußten, ehe mein höheres Ich eingreifen konnte.

Doch mag es mir erlaubt sein, darüber nachzudenken, was sonst noch hätte möglich sein können. Wäre mein höheres Ich, das mich zum Dichter bestimmte, stumm geblieben, hätte ich bleiben müssen, was ich anfänglich war: Angestellter und Beamter in einem durchschnittlichen Erwerbsverhältnis. Der Krieg lag dazwischen. Nicht unwahrscheinlich, daß durch die seelische Erschütterung in dieser Zeit „die innere Stimme" frei wurde und sich äußern konnte.

Wäre ich nicht Dichter, möchte ich Forscher (Botaniker, Zoologe oder Geologe) oder Arzt sein. Zum Forscher habe ich Neigung, Wißbegierde, Beharrlichkeit. Zum Arzt — wenn ich mich recht beurteile — Liebe, Hingabefähigkeit, Einfühlung, vielleicht auch Intuition — nichts könnte mich mehr fesseln.

Lasse ich die Gedanken vom Dichter zum Forscher und von ihm zum Arzt schweifen, scheint es mir, wie wenn es gar nicht so unmöglich sei, diese drei in meinem Wesen zu vereinen. Ich wünsche mir zuweilen, neue Pflanzen zu entdecken oder das Geburtsgeheimnis des Diamanten, auch gewissen Krankheiten bzw. ihren Erregern auf die Spur zu kommen. Niemals wünsche ich mir hingegen, ein industrielles Werk

zu leiten oder Rennfahrer zu sein. Dies läge nicht in meiner Natur. Und zuweilen, in schwachen Augenblicken, da ich an meiner künstlerischen Kraft zweifle — was jedem Künstler widerfährt —, in solchen Augenblicken tut es mir um meine Träume leid. Ich würde doch wohl all meine Abenteuerlust, den Drang zu Welt und Ferne und den Sinn für das Innere der Natur, ihrer Wesen und der Schöpfung im Forscherberuf beruhigen und befriedigen können. Im ärztlichen Beruf wiederum könnte ich das Mitgefühl mit dem Menschen stillen, das mich für ihn, wie auch zur Kreatur erfüllt. Ich würde mein glühendes Begehren, die menschliche Natur und ihre Verwickeltheit, ihr Heldentum und ihre Schwachheit, ihre seelische Beschaffenheit kennenzulernen, erfüllt wissen. Ich möchte die Kraft haben, zu heilen, Wunden zu schließen, zu Trost und Hoffnung zu bringen.

Dies alles habe ich durch meine Entscheidung für die Dichtkunst vielleicht versäumt. Ist es völlig verloren? Die Liebe zur Forschung leitet mich oft in meinen Bemühungen. Die Natur wird immer stärker in die Dichtung eindringen, da wir ja natürlich leben wollen. Der Dichter wird tiefer als in vergangenen Jahrzehnten in die Natur eintauchen müssen, nicht nur als Schauender, auch als forschender Geist. Ungeheure Gebiete warten auf sein Zauberwort. Diese Einsicht kam mir schon sehr früh. Ich durfte beispielsweise den Versuch wagen, ein bestimmtes Insektenleben, das Dasein der Schmetterlinge, das so geheimnisvoll und auch dämonisch anmutet, zu ergründen und dichterisch zu gestalten. Es entstanden die Bücher „Das Leben der Schmetterlinge" und „Im Wunderreich der Falter". Das Gegenbild der Falter ist die Blume. Das eine wuchs mir aus dem andern: ich schrieb das Buch „Sibylle und die Feldblumen", in dem sich Dichtung und Belehrung auf eine neue Form durchdringen, das Pflanzenleben aber auch in Beziehung zum Menschenleben gebracht wird, so daß die wilden Blumen und Pflanzen in einer seelisch bewegten und geistig angeatmeten Luft stehen. Dazwischen entstanden kleinere Veröffentlichungen in der Inselbücherei, die bekannten bunten Bändchen über die Schmetterlinge, die Bäume, die Kräuter, die Meereswunder, auch meine Aufzeichnungen über die Tropennatur in den „Geschichten aus Heimat und Welt" und dem Buch von Madagaskar „Auf ferner Insel". Diese Arbeiten sind zunächst Dichtungen und dichterische Schilderungen. Sie dürfen aber auch als Zeugnisse eines forschenden Menschen gewertet werden. Da es vor allem Dichtungen sind, durfte ihre wissenschaftliche Grundlage nicht vordringlich oder auffallend sein, nur genau und zuverlässig. Ihnen werden sich, wenn es mir vergönnt ist, weitere Arbeiten anschließen. Daß ich die Reihe meiner Romane nicht abbrechen werde, ist gewiß: ihre Frauen- und Männergestalten sehe ich als wesenhafte Menschen, die innig mit der Natur verknüpft sind, selbst die aus der Großstadt stammenden. Ich möchte nur auf den Waldroman „Sebastian im Wald" (1926) hinweisen (jetzt in der Trilogie „Die brennende Liebe", dem Roman der Lebensalter, enthalten), von dem es heißt, er habe die junge Naturdichtung, den neuen Natur- und Landschaftsroman, eingeleitet. Die Weltstimmen haben ja fast über alle diese Werke schon in früheren Jahren berichtet.

Wie ist es aber mit dem Arzttraum bestellt? Ihn dichterisch zu verwirklichen, ist mein Wunsch. In einigen meiner Dichtungen, auf Naturbeobachtung und Naturschau beruhend, kam ich von der Tier- zur Pflanzenseele. Beim Pflanzenwesen erfuhr ich, daß „die Pflanzen eine so merkwürdig lebensinnige, naturgegebene Beziehung zum Menschen und den Organen seines Körpers haben". Und ich sagte mir: „Da er sein Leben der grünen Mutter verdankt, seine Aufbau- und Schutzstoffe von ihr empfängt: sind etwa seine Organe, ehe sie sich verleiblichen, im Mysterium der Pflanze vorgedacht?" Diese Überlegung führte mich zur Beschäftigung mit der Heilkunde. Ich merkte plötzlich, wie mir die Natur einen magischen Spiegel entgegenhielt, in dem ich das Heilsame und das Heilbare zugleich zu erblicken glaubte. Ich meine, einen Schlüssel zu haben, der mir einen neuen Bereich für die dichterische Vision erschließen kann. Ob es mir gelingen wird, in dieses unbekannte Land mir Eintritt zu verschaffen, ahne ich nicht. Doch setzt sich der Gedanke in mir fest, einmal den Roman eines Apothekers und hernach die Geschichte eines Arztes zu schreiben, mit dem ich meinen Arzttraum zu verwirklichen hoffe.

Gewinne ich aus diesen Schriften, Bemühungen und Plänen, aus diesen Klängen und Worten die magische Formel meines Daseins? Steht die Chiffre auf der Tafel der Zeit eingegraben? Wer besäße die Lese- und Unterscheidungskunst, alle die verworrenen Schriftzüge des Augenblicks zu entwirren? Was wird ausgelöscht, was wird bleiben? Sind nicht die Herzen der Mitmenschen, Leser und Freunde ruhiger, klarer, treuer und im Einzelnen gerechter? Und ist es nicht ein größerer Lohn, gerade ihretwegen zu schreiben und zu dichten, zu lieben, zu leiden, zu verzichten und den Menschen und die Natur inniger zu lieben und zu verehren, als den Ruhm und den Nachruhm auf den Tafeln jeglicher Zeiten?

Das Herz spricht viele Sprachen, doch wird es nicht immer verstanden, seine Worte stammen aus einer heiligen Dunkelheit. Und dann mag ein Ausruf, ein Bekenntnis, ein Freundeswort lauten wie dieses, das mir aus der Ferne wie ein magische Formel zugesprochen wurde: „Mallam, ka bude litafi!" Und man empfängt einen Brief dazu aus einem Krankenhaus in der Schweiz, der also lautet:

„Sehr geehrter Herr! Die Haussa, ein mohammedanisches Negervolk im westlichen Sudan, bei dem ich lange, schöne Jahre verlebte, nennen den Schmetterling, der gerne an den seltenen Wasserpfützen bei der Dorfquelle oder am Wege verweilt und seine Flügel auf- und zuschlägt: Mallam, ka bude litafi! Zu Deutsch: O Gottesgelehrter, öffne das Buch! — Während meiner Krankheit und Genesung hier las ich mit unendlichem Genuß Ihr Buch über „Das Leben der Schmetterlinge" und kann nun nicht anders, als Ihnen, Mallam, von Herzen zu danken, daß Sie mir dieses wunderbare Buch der Schöpfung geöffnet haben."

Mallam, ka bude litafi! — dieser dunkle afrikanische Satz: mir scheint, eine schönere und tiefere Lebensformel könnte ich zu meinem fünfzigsten Geburtstag nicht finden.

Das Zittergras

von Friedrich Schnack

Das Zittergras ahnt nichts von dir,
Das Zittergras ahnt nichts von mir:
Es zittert nicht um dich gelind,
Es zittert nicht um mich im Wind,
Wenn es am Wiesenrande steht
Und zitternd seine Rispe weht —
So wie ein Schellenbaum sich rüttelt,
Das Zittergras die Ähren schüttelt.

Gereiht daran schwebt Herz um Herz,
Wie Tropfen rieselnd erdenwärts.
Zum Trocknen sind sie aufgehängt,
Von Tränen morgenkühl durchtränkt:
Eh' noch der Tag sein Aug' auftat,
Ein Auge hier geweinet hat —
Und wie ein Schellenbaum sich rüttelt,
Das Zittergras die Herzen schüttelt.

Hab' ich geweint, hast du geweint,
Sind andrer Tränen hier vereint?
Vielleicht tat uns das Herz nicht weh,
Vielleicht litt eine Wiesenfee,
Vielleicht ist es der Blumen Leid,
Die ahnen ihre Erntezeit —
Und wie ein Schellenbaum sich rüttelt,
Das Zittergras die Tränen schüttelt.

Dieses bisher unbekannte Gedicht werden unsere Leser mit vielen alten und neuen Gedichten Friedrich Schnacks in der Ausgabe der „Gesammelten Gedichte" wiederfinden, die zum 50. Geburtstag des Dichters im Insel-Verlag erscheint und auf die wir an dieser Stelle besonders hinweisen möchten

Abenteuer eines Knaben

Max Mell

Das Donauweibchen

Von Karl Blanck



Max Mell ist geboren am 10. November 1882 in Marburg an der Drau. Schuljahre und Studium in Wien, wo der Vater der angesehenste Blindenpädagoge seiner Zeit war. 1905 Doktor der Philosophie. Erstes Buch „Lateinische Erzählungen" 1904. Weiter Erzählungen, Abhandlungen und Aufsätze, Lyrik, dramatische Versuche. Erster Band Gedichte „Das bekränzte Jahr" 1911. Bauernfeldpreis 1914 für die Erzählung „Barbara Naderer". Bei der österreichischen Artillerie im Felde. Nach dem Kriege dramatische Arbeiten: der Zeitdichtung „Das Wiener Kripperl von 1919" folgen „Das Apostelspiel" 1923, „Das Schutzengelspiel", „Das Nachfolge-Christi-Spiel" 1928, „Die Sieben gegen Theben" 1931. „Das Spiel von den deutschen Ahnen" 1934. Mozartpreis der Goethestiftung 1937.

Aus der neuen Sammlung „Das Donauweibchen" (Insel-Verlag) behandeln wir hier die umfangreiche Titelerzählung und bringen danach noch zwei seiner Legenden, in denen sich die ganze Volksnähe und der reine, fromme und tiefe Sinn der Mellschen Dichtung offenbaren. Die Erzählung spiegelt die Empfindungen und Erlebnisse einer jugendlichen Seele mit meisterhafter Schlichtheit und Klarheit, die hier gleichbedeutend mit künstlerischer Vollendung ist. Und doch umspannen diese Berichte aus einem Jugendleben, „den Erinnerungen eines alten Wieners nacherzählt", nur den Bruchteil eines Lebens, dessen weitere Entwicklung nach so bedeutungsvollen Anfängen offenbleibt.

Es ist keine gute Zeit für das alte Österreich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, aus denen diese Jugenderinnerungen berichten: äußere Niederlagen, innere Unruhe und Besorgnis. Und den Wienern erscheint es wie ein Sinnbild für die drohende Erschütterung und Gefährdung des ganzen großen Habsburgerreiches, daß auch das mächtige Gefüge des Wiener Stephansturms damals brüchig zu werden beginnt:

Seit Jahr und Tag war der Stephansturm eingesponnen von Gerüsten, sein Bauzustand hatte sich plötzlich als sehr bedenklich herausgestellt, sechs oder acht Jahre stak er drin in dem Gebälkfasten, Kreuzrose und Turmhelm fehlten, und so sagten die Wiener bitter: „Der alte Knochen spürt das schlechte Wetter zuerst! Der alte Steffel weiß schon, wo's ihm fehlt, und da ist nichts mehr zu machen. Kernfaul ist er, wie so vieles bei uns! Das kommt von der Wirtschaft! Ganz und schön wird er nimmer, mit dem ist's aus."

Schon lange ist davon die Rede, daß endlich die neue Turmspitze aufgesetzt werden soll. Immer ungeduldiger werden die Wiener Bürger; aber alle Anfragen und Beschwerden bleiben ergebnislos.

Da erscheint eines Tages hoch droben auf der offenen Plattform bei den drei Steinmetzen, die auf einem schwindelnden Bretterstieg um den starken Mauerkranz arbeiten, ein eleganter Herr im Zylinder, der trotz aller Verbote die steilen Leitersprossen munter erklommen hat. Die beiden Gesellen fahren nach der ersten Verblüffung über den kühnen Kletterer in ihrer Arbeit fort; der Meister aber erkundigt sich höflich, ob der Herr etwa vom Dombau sei. Da herrscht ihn der Fremde unwillig an: „Seids denn ihr vom Dombau? Was geschieht denn überhaupt, wenn der Turm ewig im Gerüst steckenbleibt?"

In dieser Tonart geht es weiter. Der Meister weiß noch immer nicht, ob der feine schlanke Herr nicht am Ende als Abgesandter von einer höheren Stelle kommt, und so sucht er sich zu rechtfertigen: Ja, es liegt wirklich am Dombauamt, denn die Herren können sich nicht entscheiden, aus welchem Material die neue Turmspitze hergestellt werden soll, ob aus Stein oder Eisen, und wie stark das Eisendach sein muß, wie schwer es sein darf; aber wenn sie sich nicht bald entschließen, kommt wieder die schlechte Jahreszeit, und die Arbeit bleibt liegen. Der Meister selbst hat sich wohl schon seine eigene Meinung gebildet, was das Beste wäre — aber seine Meinung gilt ja doch nichts bei den gelehrten Herren. Schließlich möchte er nun aber doch

gern wissen, wer denn der Herr selbst ist, der sich dieser Sache so annimmt.

Darauf erhält er nur die unbefriedigende Antwort: „Ein Bürger von Wien — jedenfalls aber einer, den's angeht!" Kein Wunder, daß der Fremde nicht gerade freundlich begrüßt wird, als er am nächsten Tage wieder erscheint — bei einem heftigen Sturm, der ihm den Zylinder vom Kopf reißt und den Meister bei seiner Handwerksehre beschwört, seine Meinung doch einmal geltend zu machen und die Bauleitung zum Entschluß zu treiben. Offener Hohn ist diesmal die Antwort, die beiden Gesellen tippen bedeutungsvoll an die Stirn: offenbar ein Halbverrückter — und jedenfalls einer, „den's nix angeht! Gar nix!"

Und als er folgenden Tags zum drittenmal erscheint, da wissen die drei auf dem Turm auch schon, wer der wunderliche Fremde wirklich ist — ausgerechnet ein Tanzmeister, der sich hier beim Stephansbau wichtig macht! Wenn das nicht zum Lachen ist! Der Meister macht sich den Spaß, ihn erst wieder ganz unschuldig nach seinem Beruf zu fragen, und erhält nur die knappe Antwort des Besuchers: er sei selber vom Handwerk! . . Da platzt der eine Geselle los: „Vom Fußwerk! Vom Fußwerk! Nit vom Handwerk!" Mit ruhiger Würde erklärt der ungebetene Gast: Jawohl, er ist Tanzmeister, aber auch das ist ein Handwerk, das man ernst nehmen und in dem der rechte gute Geist walten müsse — genau wie in dem ihren . .

Das soll er erst einmal beweisen — und schon nimmt der eine Geselle seine Ziehharmonika her, die er neben sich liegen hat, und spielt eine Walzermelodie. Der Angegriffene nimmt die Herausforderung an — zum Entsetzen der drei schwingt er sich auf die Brüstung und umtanzt zweimal den Mauerkranz, bis der letzte Ton verklingt. Damit hat er das Seine getan zum Ruhme eines jeden ehrsamen Handwerks und der geliebten Vaterstadt. Und so sind ein paar Wiener Walzertakte mit in die Spitze des Stephansturms vermauert worden, der eines Tages auch wieder frei und stolz dasteht, zur Freude der Wiener.

Der Tanzmeister hat einen Sohn, einen ernsten und versonnenen Knaben, der es auch schon so merkwürdig genau mit dem Leben nimmt und aus dessen eigenem Munde wir in später Rückschau einiges von den Hauptstationen seines Kindheitswegs erfahren, von ersten Versuchungen und von frühen Schmerzen und Enttäuschungen, vom unausweichlichen Zusammenprall zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen innerer und äußerer Welt, von Einkehr und Überwindung. Am gleichen Tage, da die junge Frau des Tanzmeisters durch den einen der beiden Steinmetzgesellen zuerst von dem ungewöhnlichen Wagnis ihres Gatten erfährt, ersteigt auch der Knabe auf der Jagd nach ein paar blauen Blumen, die ihn gefährlich verlocken, zum erneuten Entsetzen der Mutter einen steil abstürzenden Steinbruch. Später, als er schon ein Jüngling ist, findet er zwar den Steinbruch wieder — aber die blaue Blume aus Kindertagen wächst dort nicht mehr.

Verzauberung und Entzauberung — das ist auch seine erste Begegnung mit der Kunst. Einmal nehmen ihn die Eltern mit ins Theater zu einer der Raimundschen Zauberpossen, deren feenhafte Märchenwelt mit ihren Tönen und Farben ihn überwältigt. Aber am meisten entzündet ihn doch der alberne Einfall eines eitlen Schauspielers, der sich einen besonderen Abgang verschaffen will und deshalb der Galerie ein billiges Stichwort hinwirft; und als ihm der Vater dann mit dem Textbuch in der Hand nachweist, daß dieser Zusatz nur eine schlechte Erfindung für unerfahrene und anspruchslose Gemüter ist, da kann er sich nur schwer von dem liebgewordenen Trugbild losreißen.

Aber schon wartet eine neue Enttäuschung auf den träumerischen Knaben — in der ersten ahnungsvollen Begegnung mit dem andern Geschlecht, die dem Sohne des Tanzmeisters ziemlich früh zuteil wird. Er soll eine kleine frühreife Tänzerin in die ersten Anfänge der väterlichen Kunst einführen. Ihre ungewöhnliche Sicherheit und überlegene Geschmeidigkeit erstaunen ihn. Sie reißt ihn in einen wilden Tanztaumel mit, bei dem sie ihn schließlich zweimal hintereinander mit voller Absicht, doch mit gutgespieltem Schrecken zu Fall bringt, um ihm dann hinterdrein noch die Schuld beizumessen. Beim drittenmal ist er auf der Hut und hält sie fest im Arm, bis sie am Ende des Tanzes völlig erschöpft ist und ihm fortan zärtlich und fast unterwürfig entgegentritt. Aber bei allem Abscheu gegen das falsche und hintergründige Spiel des wilden Geschöpfes kann er sich doch

dem verwirrenden Zauber dieser triebhaften Dämonie nicht leicht entziehen.

Die unausbleibliche Ernüchterung erfolgt erst, als der fromme und tiefempfindende Knabe die neugewonnene Gefährtin zu einer kleinen Wallfahrt einlädt, die er sich heimlich vorgenommen hat. Beide Teile müssen sich zu Hause erst freischwindeln; das will der junge Pilgersmann gleich mit abbüßen.

„Du vielleicht, ich nicht!" sagte Wetti, „denn ich habe ja gesagt, daß ich zum Onkel geh; wenn ich dann dort vorbeigeh, so ist das darum noch nicht gelogen. Du kannst ja für deine Lügen dort ein paar Vaterunser beten, ich hab' das nicht notwendig." Und so trabten wir dahin.

Erst schwieg ich, damit auch die kleine Pilgerin in erbaulichen Gedanken ja nicht gestört würde. Auf der Freyung lachte sie auf einmal herzlich auf. Ich sah sie an. Ob ich mich noch an unseren ersten Walzer erinnerte, fragte sie mit einem spitzbübischen Blick. Ich tat unbefangen, es kam auch sogleich heraus, daß sie dabei nicht so sehr an den Streich, den sie mir gespielt, dachte, als daran, wie sie uns alle gefoppt hatte. Die Mutter war so außer sich gewesen vor Stolz über ihr Tanzen, als ob sie es von Natur aus gekonnt hätte; in Wahrheit hatte sie es vom Franzl gelernt, der hatte sie einfach um die Mitte genommen, beide hätten „O du lieber Augustin" gepfiffen, und sein Hauptvergnügen wäre gewesen, in so ein Drehen zu kommen, daß sie beide hinfielen. Der Franzl wäre nämlich ihr Cousin, jetzt schon fünfzehn Jahre alt, und wollte Messerschmied werden; er wäre Lehrbub und hätte ihr schon ein Federmesser gemacht und ihr versprochen, er würde ihr einmal den Griff ihrer Schere vergolden, und es sollte nichts kosten. Und im nächsten Winter wollte er sie auch auf dem Eis tanzen lehren . . .

Das mit dem Franzl geht dem verliebten Buben schon ziemlich nahe, und der Schluß der Pilgerfahrt ist auch nicht gerade erfreulich; das Mädchen hat doch nur immer ihren Vetter Franz im Kopf, schleppt schon auf dem Hinweg ihren Begleiter mit zu den Verwandten hinauf. Dort verliert er sein Geld aus der Tasche und kann hinterher seiner Dame am Ziele nicht einmal mehr eine Orange kaufen . . . Nein, die ganze Wallfahrerei ist überhaupt nicht nach ihrem Geschmack; da ist sie doch schon was anderes gewöhnt: „Das ist das ganze, warum wir auf den Kalvarienberg gegangen sind? Das ist mir auch noch nicht vorgekommen! Du bist mir ein Schöner. Mit so wem, wie du bist, geh' ich mein Lebtag nicht wieder."

Zwei Welten haben sich berührt, die sich doch ewig fern bleiben werden. Und eine ähnliche Verlockung, eine ähnliche Gefahr erwächst ihm auch aus der Freundschaft mit einem schlauen Schulkameraden, der seine Schwäche auswittert, um sie für sich auszubeuten und ihn durch eine kindliche Erpressung zu einem Betrug anzustiften. Dabei fällt der Verführte aber so entschieden herein, daß er außer seinen Gewissensbissen auch noch andere sehr greifbare Beängstigungen auszustehen hat. Diesmal ist der ernste Knabe schon stark erschüttert und fest davon überzeugt, daß die Hand des Schicksals selbst ihn bestraft und zugleich gerettet hat.

Dann aber, als er schon eine der oberen Klassen besucht, tritt das schwere Erlebnis an ihn heran, das ihn endgültig aus dem Garten der Kindheit vertreibt und in eine fremde und einsame Welt verstößt. Sein jüngerer Bruder stirbt, ein feines und liebenswürdiges Kind. Auf der Heimkehr vom Leichenbegängnis wird die Mutter vom Schmerz überwältigt.

Im Vorzimmer, das eigentlich ein langer heller Glasgang nach dem Hofe zu war, wandte sich die Mutter zu mir um, schloß mich in die Arme, beugte ihr tränennasses Gesicht zu mir und küßte mich schluchzend auf beide Wangen: „Aber dich haben wir noch, dich haben wir noch, Gott erhalt' dich uns!" Damit machte sie mir ein dreifaches Kreuzzeichen über das Angesicht. Sie hatte es sonst gewöhnlich nur dem Gustl gemacht; vor dem Schlafengehen und vor dem Schulweg, den beiden Dingen, vor denen er manchmal Furcht gehabt, hate er sich immer bittend vor sie gedrängt: „Kreuzel!" Wenn mich eine Angst trieb, folgte ich wohl auch, obwohl ich mich, Schüler der vierten Mittelschulklasse, im ganzen dem entwachsen fühlte; Gustl, ein Jahr hinter mir, schien, zart und empfindlich, seit je viel tiefer in der Kindheit verblieben.

Am Abend belauscht er unfreiwillig durch die offengebliebene Tür vom Kinderzimmer aus, in dem noch die Schulsachen des toten Bruders ausgebreitet liegen, ein Gespräch der Erwachsenen, bei dem die Schwester der Mutter den Toten auf Kosten des Überlebenden preist:

„So was Zartes und Süßes, mein Gott! Neben ihm ist der Toni der derbere; no ja gut, er ist ein Jahr älter, aber er ist überhaupt das unliebenswürdigere Kind. Sehr derb ist er neben ihm. Ich find', der liebe Gott hätt' schon ein Einsehn haben und lieber den zu sich nehmen können. Aber ein Engerl laßt er halt nicht auf der Welt." Ich hörte die Mutter darauf erregt und laut sagen: „Jesus Maria, versündig doch nicht so!", und den Vater: „Mein Gott, Lintschi! Willst du's herausfordern, daß er uns den auch noch nimmt?" Die Tante verteidigte ihre Äußerung. Da war ich, ich weiß nicht

wie, in der Tür, hatte den Spalt noch ganz wenig geöffnet. Die Sprechenden verstummten mit einemmal. Die Mutter sah mich an, als wäre ich ein Gespenst; sie war furchtbar bleich. Die Tante hatte den Mund offen. Der Vater blickte mit einem Ausdruck voll Spannung scharf auf mich. Ich murmelte: „Bin schon zurück. Um sieben Uhr kommen sie wieder, wie gewöhnlich", und schloß die Tür. Ich blieb in dem finstern Zimmer stehn. Drin waren sie zuerst stumm. Dann flüsterten sie. Hernach nahm die Mutter ihre Schwester ins Schlafzimmer hinüber. Dort sprachen sie etwas lauter. Ich hörte die Tante fortgehn.

Da geht in ihm die große Verwandlung vor: je mehr er nachdenkt — ja — die Tante hat recht; und nun stellt er sich vor, daß er selbst gestorben sei, während Gustl noch lebt. So soll es sein! Er nimmt die Schulbücher des toten Bruders, führt die liegengebliebenen Aufgaben zu Ende und trägt sie mit der sorgsam nachgeahmten Handschrift des Bruders in die Hefte ein. Auch beim Abendessen geht es so fort.

Ich war wieder ganz ruhig, als ich ins Speisezimmer trat. Der Vater fehlte noch. Ich ging an meinen Platz, nahm mein Gedeck und legte es zwischen Mutter und Großmutter hin; dort pflegte Gustl zu sitzen. Die Großmama sah mich überrascht und gerührt an und rückte bereitwillig zur Seite. „Willst du . . .", fing sie an. Ich trug meine Serviette mit dem besonderen gestrickten Bändchen, das meinen Namen trug, in die Kredenz zurück und nahm die von Gustl, die allein in der Lade lag. Ich schob meinen Sessel hin, sie ließen mich gewähren, ich setzte mich. Der Vater kam und ließ nicht abnehmen, ob er etwas bemerkte. Es gab leichte Abendkost. Zum Milchgrieß nahm ich den Zimt so, wie es Gustl immer getan: zuerst streute ich den Zimt auf den leeren Teller, dann kam darauf der Milchgrieß, den ich mit dem Zimt verrührte; erst als die Mischung braun war, kam der Zucker darauf. Die Mutter sah es, sie wußte, daß ich Zimt nicht mochte; sie war erregt. Der Vater achtete nicht darauf, noch die Großeltern; es waren alle still und gedrückt. Der Vater erkundigte sich, ob ich morgen wieder in die Schule ginge; ich nickte, und die Mutter berichtete, daß ich schon Aufgaben gemacht hätte. Er schien zufrieden. Nachher aß ich noch ein Butterbrot. Gustl pflegte es sich übermäßig zu salzen und das Salz dann wieder wegzublasen. Mir hatte das eine Unart geschienen, und ich hatte es als Vergeudung der Gottesgabe gerügt. Gustl aber hatte dabei beharrt: „Wenn es mir nicht Vater und Mutter verbieten, so darf ich es!" Ich hatte umsonst ein Verbot zu erwirken gesucht, sie ließen ihn gewähren, und ich mußte mich begnügen, es nur immer wieder als Stichblatt zu nehmen. Jetzt tat ich selbst so. Der Vater bemerkte es. Und er schien auch jetzt zu bemerken, daß ich mir Gustls Platz angemaßt hatte. Er wechselte einen Blick mit der Mutter.

Zur Nacht findet ihn die Mutter in Gustls Bett. Vergeblich beschwört sie ihn: „Was tust du! Denk doch nicht mehr dran, denk doch nicht mehr dran!" Darauf antwortet er, ganz im Banne seiner Rolle, mit einem Wort, das der fremdartige Nachklang seiner abendlichen Lektüre und doch der echte Ausdruck seiner Empfindung ist: „Es ist beschlossen, Mutter, es ist beschlossen."

Am nächsten Morgen sitzt er in Gustls Klasse auf dem Platz des Bruders, zum Gaudium der Klasse und zum Mißbehagen der Lehrer, die mit einem so außergewöhnlichen Fall nicht recht fertig werden.

Der Professor kam schnaubend heran; er streckte sich, aufgeregt nach dem Ungehörigen witternd und nach dem, was man ihm antat. „Wer ist das?" rief er. „Ich kenne Sie nicht! Sind Sie neu eingetreten? Ich weiß ja von nichts! Warum sagt mir niemand etwas?" Ich hielt den Blick aus. „Der Fasold! Der Fasold!" rief die Klasse. „Ruhe!" donnerte er. „Niemand spricht ein Wort! Wie heißen Sie? Stehn Sie grad!" Er hielt den Bleistift, als wollte er sich meine Angabe gleich notieren. „Fasold", sagte ich leise. „Na also!" gröhlte die Klasse. Der Bleistift zuckte in die Höhe. Neben mir erhob Wladimir die Hand. Der Bleistift deutete auf ihn. „Bitte, Herr Professor, es ist der Fasold aus der Vierten A, der Bruder." „Der Bruder? Aber was will der hier?" schnaubte der Kappelmann. „Bitte, Herr Professor, er will statt seinem Bruder in unsere Klasse gehn." „Statt seines Bruders!" verbesserte der Professor. „Statt seines Bruders", wiederholte der Schüler. „So! Statt dem Fasold August! Was soll das?" sagte der Kappelmann. „Was soll ich mir darunter denken? Was wollen Sie damit bezwecken? Haben Sie es jemand gemeldet? Nein? Sie setzen sich nur einfach da herein? Wie? Und wollen dableiben? Mitten im Schuljahr? Wie stellen Sie sich das vor? Da müssen Sie sich am Schluß des Schuljahrs als freiwilliger Repetent melden, und darüber entscheidet dann der Herr Direktor! Anders geht das nicht. Wo waren Sie in der ersten Stunde?" „Hier! Hier!" brüllte die Klasse. Er ließ sich berichten, was sein Kollege gesagt hatte, und fand es nicht recht. „Hat er es eingetragen? Dann werde ich es eintragen!" Er erkletterte das Katheder und schrieb. Als er fertig war und es überlas, läutete es. Er schlug das Klassenbuch zu und sperrte es ein. Danach verließ er ohne ein weiteres Wort an mich die Klasse.

Nachdem der ganze Fall erst einmal ordnungsgemäß ins Klassenbuch eingetragen und die gestörte Weltordnung der Schule damit schon halbwegs wiederhergestellt ist, wird auch der Schulleiter benachrichtigt, der dem Buben

mit guten und klugen Worten zuspricht. Dann erteilt er ihm vierzehn Tage Urlaub und drückt ihm als Geschenk noch eine philosophische Schrift in die Hand, die ihm Trost spenden und zu einer neuen seelischen Haltung verhelfen soll. Am Nachmittag besucht er Gustls Freund und Klassennachbarn Wladimir, um seiner Schwester Janthe ein Buch zurückzugeben, das Gustl sich von ihr noch kurz zuvor geliehen hatte. Er trifft dort eine höchst eigenartige Familie — die leichtfertige und geschwätzige Mutter und die beiden frühreifen Kinder. Das Mädchen zeigt sich erst scheu, dann vertrauend und bereit, ihn als Stellvertreter des toten Bruders anzunehmen. Zum Schluß veranlaßt sie ihn zu einem wilden Spiel, bei dem er so unglücklich stürzt, daß er für die nächsten beiden Tage die Sprache verliert. Mit diesem seltsamen Nachspuk aber ist auch die Gewalt des schweren Erlebnisses in der kindlichen Seele gebrochen. Er gewöhnt sich an das neue Dasein ohne den Bruder, zu Hause und in der Schule, sieht auch den Freund des Toten nur noch selten und die Schwester überhaupt nicht wieder, da die Geschwister bald ganz aus Wien fortziehen. So ist das letzte Band mit der Vergangenheit zerrissen, und er geht weiter seinen eigenen Weg, wie das Leben es von ihm fordert.

Zwei Legenden von Max Mell

Die Botschaft der Biene

Als Gott die Welt erschaffen hatte, sandte er die Biene an den Teufel ab, damit sie diesen um Rat frage, ob er den Menschen erschaffen solle oder nicht.

Die Biene flog zum Teufel und trug ihm die Frage des Herrn vor. Der Teufel fühlte sich hochgeehrt und wollte eine Antwort geben, die den Herrn zufriedenstellen sollte; aber er wollte seinen Gewinn dabei haben, und so dachte er angestrengt nach, wie er das wohl anstellte, und wurde immer nachdenklicher und versonnener. Die Biene aber hatte sich inzwischen auf seinen Kopf gesetzt, weil sie seine Gedanken belauschen wollte. Ja, was haben die Bienen nicht für feine Sinne! Du weißt es, hast dich doch oft genug gewundert, wie sie beim Einsammeln des Honigs weit und breit jede Blüte erspähen und dabei weiß Gott wie weit kommen und sich doch immer nach dem Stock zurückfinden, in dem sie zu Hause sind.

Der Teufel aber dachte das Folgende: „Es ist gut, wenn der Mensch ist. Denn des Menschen Herz ist schwach, und ich kann darin mein Reich aufschlagen, und es wird unendlich groß darin sein. Es ist gut, wenn der Mensch ist."

Der Teufel dachte aber auch das Folgende: „Jedoch das Herz des Menschen ist ein offenes Ding. Und es wird ein Glanz von der Glorie des Allmächtigen darin einziehen und dort eine reine Stätte haben, daß es wird wie ein Spiegelbild des Himmelreiches. Es ist gut, wenn der Mensch nicht ist."

Danach dachte der Teufel wieder: Er wird aber davon abfallen, und seine Taten werden wie Finsternis sein, und er wird dessen inne werden und sich gegen sich selbst wenden in Grauen und in Verzweiflung. Er wird verdammt sein und unsäglich mir gehören. Es ist gut, wenn der Mensch ist."

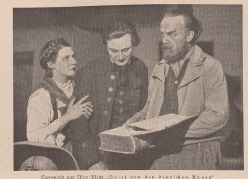
Danach dachte der Teufel wieder: „Nein! Der Herr wird sich des Elends der Menschheit erbarmen und wird sie erlösen. Und da wird im Menschen das gewaltige Geschehen der Gnade vor sich gehen und ein Erzittern seiner Seele sein, wie niemals der Erdboden erzittert, und ein Umkehren und ein Hingeworfensein: und dies zu erschauen, wie die Seele in einem Strahl erglüht und schmilzt, das wird es sein, was die himmlischen Heerscharen zum Jubeln bringen wird."

Und es überwältigte den Teufel der Neid und seine Verworfenheit, und er sagte laut als seinen Ausspruch: „Sage dem Herrn meinen Rat — wo bist du, kleiner Bote? —: Der Mensch soll nicht sein."

Die Biene, die seine Gedanken belauscht hatte, flog auf von seinem Kopf, wo sie gesessen hatte, und er begriff, warum sie das gemacht hatte, ergrimmte und schlug mit seiner Peitsche nach ihr. Und er erreichte sie und hätte ihr mit dem Hieb beinahe den Leib durchgetrennt. Und seit damals ist sie in der Mitte so tief eingeschnitten.

Sie überbrachte dem Herrn den Rat des Teufels und berichtete ihm die Gedanken, die sie in seinem Kopf wahrgenommen hatte. Und da erschuf Gott den Menschen.

Der Mensch hat die Biene gern. Das kommt daher, weil er ihr, auch ohne recht zu wissen,



Szenenbild aus Max Mells „Spiel von den deutschen Ahnen". Aufführung in den Kammerspielen in München. Aufn. Friedrichs

dankbar ist, daß sie die Botschaft überbrachte, durch die er am Ende richtig erschaffen wurde. Du meinst, du hättest die Biene einzig wegen des Honigs gemocht? Aber mein Lieber, der Honig ist ja ein Sinnbild für den treuen, klugen Botendienst, den sie vollbracht hat; so mußt du schon ein Mehreres von ihr wissen und es recht bedenken: Alle Tiere haben irgendeine Botschaft des Herrn zu überbringen und haben ihre Gestalt davon.

Die Geschöpfe und die Erde

Bevor der Herr die Erde erschaffen hatte, rief er die Tiere zusammen und fragte sie, wie er sie wohl machen sollte.

„Mache sie recht eben und weit, daß sie nicht aufhört!" rief das Pferd und wieherte mutig.

„Mache sie recht dick und weich", sagte der Maulwurf, „daß ich überall durchkomme."

„Wenn sie nicht ganz voll Wasser und flüssig ist", meinte der Fisch, „so habe ich wenig Freude daran."

„Ich will, daß sie voll hoher, spitziger Berge ist!" sagte der Adler. „Ich will noch über ihnen fliegen und hinunterschauen und thronen auf ihnen."

„Mache sie nur nicht zu klein", bat die Mücke. „Recht groß laß sie sein, damit viele Mücken auf ihr Platz haben."

Der Herr hatte ihnen zugehört, und da er sie alle gleich liebte, groß wie klein, erfüllte er jedem einzelnen den Wunsch; und so wie er es tat, waren sie es zufrieden. Er machte die Erde eben und weit für das Pferd, und dick und weich für den Maulwurf, daß er überall durchkam; machte genug Wasser auf ihr, daß die Fische Freude hatten, und machte sie auch voll spitziger Berge, wie sie der Adler liebte, und groß genug, daß die Mücken Raum hatten zu spielen.

Der Mensch aber sah, daß die Erde für sie alle gemacht war, er aber nicht gefragt worden war, was er wünschte. Da wandte er sich mit Klagen an den Herrn und sprach: „Alle Geschöpfe hast du gefragt, wie die Erde ihnen taugen soll, nur mich nicht. Da darfst du auch nicht erwarten, daß ich mit ihr zufrieden bin, da du sie doch gemacht hast, wie die alle sie wollen und nicht, wie ich sie will!"

Der Herr aber entgegnete: „Du bist auch nicht gemacht, um an ihr dein Genügen zu haben. Hast du denn wie die Tiere die Augen zur Erde gewendet? Du sollst auf ihr zu Hause sein, aber der anderen Heimat, die du hast, gedenken. Dazu bist du da."

Und seit damals geht der Mensch aufrecht.

Horst Lange / Schwarze Weide

Von Walter Bauer

In diesem Roman eines jüngeren schlesischen Dichters, einem Werk, das den Namen einer großen Dichtung verdient, wird die Wahrheit des alten griechischen Satzes bezeugt, der in dem Buche selbst als Inschrift auf dem Grabstein eines Schuldig-Unschuldigen genannt wird: Alles, was da kreucht, wird mit der Geißel zur Weide getrieben werden. Die Fülle der Ereignisse, die fast unüberschaubaren schicksalhaften Verflechtungen der Einzelnen und der dörflichen Gemeinschaft eines Gutsbezirks in Schlesien nahe der polnischen Grenze, Verwirrung, Schuld und Entführung von Menschen in den ersten Nachkriegsjahren — dies alles geschieht in einem merkwürdigen Zwielicht, aus dem der Leser, gebannt in jeder Zeile, am Ende aufatmend den Ort erreicht, an dem auch dieser Dichter nichts anderes sehen mag als den Beginn des Glückes — eines Glückes, das mit einem Übermaß von Schuld, Finsternis, Verwirrung auch teuer genug bezahlt worden ist.

Die beiden Menschen, deren Weg in diesem vielschichtigen, in seiner Fülle beinahe zerfließenden Werke beschrieben wird, sind ein junger Mann namens Dimke, der vom Dichter zum Berichterstatter seines Schicksals erwählt worden ist, und die Tochter eines Gutsherrn, Cora, die Obersten-Tochter genannt. Um ihre Schicksale kreisen und ballen sich düstere, abgründige Lebensläufe, ergreifen sie und verwandeln sich zuletzt in den Grund, auf dem sie ihr gemeinsames Leben beginnen können.

Dimke ist noch ein Knabe und doch schon an der Grenze seiner ersten Jugend. Von ihm wird gesagt, daß er ein Mal auf der Stirn trage, eine Art Kainszeichen, an dem man erkennen kann, daß Gott und der Teufel bereits ihre besonderen Pläne mit ihm haben. Er ist zu Besuch bei seinem Onkel, dem Gärtner des Gutes in Kaltenwasser. Die schönen, träumerischen Herbsttage werden unterbrochen und für immer beendet durch die Ankunft Coras. Der Gutsherr hat sie von seiner Frau weg, die sich von ihm getrennt hat, zu sich zurückholen lassen. Mit ihrem Kommen beginnt die Unruhe. Sie veranlaßt den in Werde-Unruhe bebenden Knaben im Spiel halbwüchsiger Verliebtheit, eine steinerne Frauengestalt im Garten, die sie von ihrer Kindheit her haßt, mit ihr gemeinsam zu zerstören und zu vergraben. Den abgeschlagenen Kopf, dessen melancholischer Liebreiz ihn schon vorher eigentümlich anzog, versteckt Dimke, ohne Cora etwas davon zu sagen. Dabei finden sie einen Kasten, den Dimke bei einem abendlichen Zusammensein erbricht. Die goldenen Ringe, die darin liegen, stecken sie an ihre Finger, und wie in einer Ahnung kommenden Geschickes, aber auch im Spiel versprechen sie einander Treue fürs Leben. Ein Bündel vergilbter Briefe, in denen die traurige Geschichte der Steingestalt und ihres ehemals lebenden Bildes beschrieben ist, nimmt Dimke an sich, er bleibt durch all die Jahre der Finsternis und Unruhe ihr Besitzer.

Ein Schuß, den der alte Gärtner auf den Liebhaber seiner jungen Frau Alma abfeuert, die auch Dimke an sich ziehen wollte, treibt die Kinder aus ihrem Spiel. An diesem Abend belauscht Dimke zufällig Smeddy, einen Sergeanten der Besatzungstruppen, und Smorczak, den Gastwirt, die in ihrer Trunkenheit davon reden, daß sie den reichen und von ihnen gehaßten Bauern Starkloff bei einem schmutzigen Geschäft betrügen und ihm eins auswischen wollen. Die wahren Gründe der abgründigen Feindschaft zwischen den beiden und Starkloff wird Dimke erst nach Jahren erfahren. Auch er ist dem um seiner Brutalität willen von vielen gemiedenen und gehaßten Bauern schon begegnet und hat seine Zuneigung gespürt — Starkloff hat einst die Mutter Dimkes geliebt, aber das Ziel seiner Liebe nicht erreicht; so ist er ein hochmütiger, böser, im Innersten verzweifelter und von Ängsten gepeinigter Mensch geworden.

Cora und Dimke treffen sich im Sumpfgelände der Schwarzen Weide, des kleinen Flusses, der durch den Ort fließt, und erleben ein

furchtbares Gewitter. Als sie durchnäßt und von Schrecken durchflammt nach Hause flüchten — Dimke wäre beinahe ertrunken —, glaubt der Junge einen Schrei zu hören — drei- oder viermal hallt ein schwacher Hilferuf über die weiten Wasserflächen.

Am nächsten Tage muß Dimke den Hof verlassen. Er lügt den Obersten an, der die Zerstörung der Steinfigur bemerkt hat. Den Kasten mit den alten Papieren und den schönen Kopf der steinernen Frau nimmt er mit. Vor dem Gasthaus in Nilbau, dem Nachbarort, wird er zum einzigen Zeugen einer Szene, die er im Augenblick ihres Geschehens nicht versteht. Smorczak und Smeddy sprechen erregt miteinander, der Sergeant schwingt sich auf sein Pferd und schlägt dem aufdringlichen Smorczak, der sich an ihn hängt, mit der Reitpeitsche über den Schädel. Der Gastwirt jagt dem davonreitenden Smeddy nach. Auf der dritten Station sieht Dimke, wie Smorczak sich von einem fremden Manne verabschiedet, in dem er Smeddy zu erkennen glaubt, und kurz vor der Einfahrt des Zuges in die Heimatstadt Dimkes beobachtet er, wie der Fremde vom langsam rollenden Zuge abspringt und verschwindet. Sein Vater, der ihn abholt, hält ihm eine Zeitung entgegen.

„Starkloff ist ermordet worden", flüsterte er heiser vor Erregung, „sie haben den Mörder schon gefaßt. Hier steht es, ein Kaufmann H. aus Kaltwasser, wer ist das?" — „Hartmann", sagte ich, „aber der war es nicht." — „Wer war es denn?" fragte er mich, „wieso weißt du, daß es dieser Hartmann nicht gewesen ist?" — „Laß uns gehen", bat ich ihn, „ich erzähle dir alles, wenn wir zu Hause sind."

Mein Vater gab sich damit zufrieden, er bückte sich, faßte nach dem Griff des Koffers, ich nahm den Kasten hoch und trug ihn auf beiden Armen vor mir her. Auf der anderen Seite des Bahnsteigs kam eben der zweite Zug an, die Türen der Abteile sprangen auf, und eine Menge eiliger Leute schob uns vorwärts. Vor uns war ein schwerer, breitschultriger Mann, der rücksichtslos mit seinen Ellbogen sich Raum schaffte, als würde er verfolgt. Deutlich sah ich den starken Nacken unter der Krempe eines neuen, glänzenden Hutes. „Der dort!" schrie ich und lief hinter ihm, „der war es!"

Der Mann blieb stehen und drehte ein bärtiges, gutmütiges Gesicht, das mir völlig fremd war, grinsend herum. Mein Vater schüttelte den Kopf. „Was hast du nur?" fragte er mich.

Ich vermochte nicht, ihm eine Antwort zu geben, und ich beschloß schon jetzt, die Hälfte von dem, was ich ihm erzählen wollte, für immer zu verschweigen.

In dem folgenden Zwischenspiel wird von Dimke erzählt als von einem jungen Menschen, der von den dunklen Ereignissen in Kaltenwasser schon zehn Jahre weit entfernt ist. Er wohnt in der großen Stadt, zieht von Zimmer zu Zimmer, liest Bücher, die ihn oft mehr erregen als das Leben, und betrachtet zuweilen einen Sandsteinkopf mit schwärmerischer Zuneigung. Sein Vater ist gestorben, er ist Starkloffs Erbe geworden; das Gut wurde verpachtet. Dimke wohnt in einer Pension. Seine Nachbarin ist eine ältere Frau, die zu einer bestimmten Stunde Klavier spielt. Er verteidigt sie gegen einen Mann, der ihm die Erinnerung an den Gastwirt Smorczak wiederbringt; und als sie zu ihm kommt, ihm für seine Hilfe zu danken, erkennt er sie vor dem Sandsteinkopf, den sie erstarrt anschaut, als Coras Mutter. Er sagt ihr nicht die Wahrheit, er erfindet um den Kopf eine Geschichte, in der Cora nicht lebt. Eines ist in das andere verzahnt, alle Schritte, die er tut, führen immer aufs neue nach Kaltenwasser zurück.

Er spürt, daß er in einen Hinterhalt von Verhängnissen geraten ist. Das steinerne Haupt hat er Coras Mutter gegeben, der goldene Ring, der ihn an Cora erinnern sollte, glänzt am Finger einer anderen Frau, der er in der Stadt begegnete. Aus der Haltlosigkeit seines Lebens wird er durch ein Telegramm des Bauern Woitschach herausgezogen, er habe einen Käufer für das Gut Starkloffs gefunden. Am gleichen Tage verläßt Dimke die Stadt, sie versinkt wie ein schwarzer Traum.

Nach zehn Jahren kommt er in die Gegend zurück, die ihm unheimlich vertraut ist. Der alte Kutscher vom Gut, Heinrich, der ihn damals an den Bahnhof fuhr, ist Chauffeur geworden und fährt ihn in einem Hotelomnibus ins Hotel „Zum wilden Schwan", dessen Besitzer Smorczak geworden ist. Als Dimke in seinem Zimmer ist, hört er zwei Stimmen, eine salbungsvolle und eine störrische, die einander widersprechen, doch ihrem Haß nicht völlig die Zügel locker lassen. Er kennt die Stimmen — Smorczak und Smeddy, die Mörder Starkloffs, beschuldigen einander vor den Ohren des erstarrt Lauschenden. Bald danach sucht Smorczak ihn auf, um zu erfahren, warum er nach soviel Jahren nach Kaltenwasser zurückgekommen sei.

um einen Grabstein für den Bauern Starkloff setzen zu lassen, erklärt Dimke vorsichtig. Er bringt Smorczak, der in unermeßlicher Furcht vor dem Schatten des Ermordeten lebt, dazu, sich ihm zu eröffnen. Um den unsichtbaren Gegner loszuwerden und seine Furcht hinter der Furcht anderer Menschen zu verstecken, hat Smorczak eines Tages eine Sekte gegründet, die ungeheuren Zulauf hat und deren Mitgliedern er Furcht und Weltuntergangsstimmung einträufelt. Dimke verrät sich in diesem Gespräch und schreit dem bebenden Smorczak sein eigenes Bekenntnis entgegen: er habe nicht nur den Besitz, auch den Mord und das in den Mühlenweiher geflossene Blut geerbt. Da erkennt der Gastwirt den Gegner — doch nicht nur er, auch seine alte Mutter haßt Dimke. Smorczak hat sie vor längerer Zeit aus einem Grenzdorfe holen lassen, um mit ihrer Hilfe seine innere Bedrängnis zu dämpfen und durch sie, die mit wahren Hexenkünsten vertraut ist, die Gläubigen seiner Sekte zu beherrschen.

Seltsame Begegnungen widerfahren in diesen Tagen dem jungen Dimke. Durch einen Zufall — aber in diesem Geschehen ist nichts zufällig, alles muß sich immer wieder treffen, bis die Früchte des Schicksals reif geworden sind — findet er in einer Gärtnerei seinen alten, vergrämten Onkel wieder und bei ihm die kleine Tochter der gestorbenen Alma. Er lernt weiterhin einen jungen Menschen namens Haubold kennen, durch den ihm die Gestalt Coras wieder nahegebracht wird; er hört von ihrem bedenkenlos leichtfertigen Leben. Er besucht Woitschach, den er mit dem Verkaufe des Gutes beauftragt hat; seine Frau ist Sofie, die Dimke von seinem Besuch vor zehn Jahren kennt. Das älteste ihrer Kinder, erkennt er, ist wohl ihr Kind, doch Woitschach ist nicht sein Vater. Er lernt den Pächter seines Besitzes kennen und wird von dessen Tochter Irene, einem seltsam traumwandlerischen Wesen, verzaubert. Er wohnt in seinem Erbe und begegnet in einem Heft, das sie geschrieben hat, der Erinnerung an seine Mutter, die von Starkloff geliebt worden ist und die schweigend das Leben mit einem ewig fremden Manne auf sich genommen hat. Er begegnet — Schritt reiht sich an Schritt ins Dunkle hinein — dem Sergeanten Smeddy in einem Augenblick, da der Mörder Starkloffs, bebend vor irrsinniger Furcht, zerfleischt bis ins Innerste, in den Mühlenweiher springen will, um das Gespenst des Toten zum Kampf herauszufordern.

Dimke erfährt schließlich noch, daß Smeddy der Sohn eines ausgewanderten Bruders seiner Mutter ist, und jetzt ist er zurückgekommen, um sich dort ansässig zu machen, woher das Geld stammt, das den Grundstock seines Vermögens bildete — das Geld, das sie Starkloff raubten —, und nach dem Kinde zu suchen, das unter seinen vielen, überall verstreuten Kindern sein wahrer Sohn sein soll.

Die Verwirrung nimmt zu. Heinrich, der Kutscher, entführt die alte Mutter Smorczaks, damit der Wirt ohne ihre Hilfe sich in der Gefahr wie in einem Netz verstricke — denn das Ende Smorczaks, so glaubt er, ist jetzt gekommen. Der junge Haubold wandert durch die Dörfer und weist auf Zeichen hin, die der Himmel selber gibt, um die Stunde der Vergeltung anzukündigen, und Haubold wiederum hat sein Wissen, daß Smorczak der Mörder Starkloffs sei, von Dimke, der in einem Augenblick des Vertrauens zu einem Fremden seine innere Last noch auf eine andere Schulter legen wollte und sein Geheimnis verriet.

Am tiefsten aber erschüttert den Heimgekehrten die Begegnung mit Cora in einer kleinen Konditorei. Bei einer schon vorausgegangenen flüchtigen Begegnung hat Cora nach seiner Hand gegriffen und das Fehlen des Ringes bemerkt. Dimke hatte ihn in den Jahren seiner Verlorenheit in der Stadt jener anderen Frau gegeben; doch kurz vor dem Zusammentreffen mit Cora hat er den Ring in einem Briefe zurückerhalten. Er verschweigt das allerdings der betroffenen Cora und ahnt nicht, daß sie ihren Ring in all den Jahren als ein geheimes Zeichen der Hoffnung getragen hat. Sie quälen sich mit Bekenntnissen ihres vertanen Lebens. Er will sich von ihr lösen und die zarte Irene für sich gewinnen.

Bei seiner einsamen Heimkehr von dieser sinnlosen, traurigen Begegnung gerät Dimke in den Tumult einer durch Haubold aufgepeitschten Menge, die das Hotel Smorczaks stürmen und den Gastwirt erschlagen will. Die Stunde der Vergeltung ist gekommen. Doch Smorczak kommt der verdienten Rache zuvor; er hat sich erhängt.

Als wolle der Himmel alles Unreine, alle Verworfenheit fortspülen, tritt plötzlich mächtig wie noch nie die Schwarze Weide über ihre Ufer. Dimke, davon überrascht, rennt in sein Haus und erlebt — es ist ihm, als träume er das alles — ein letztes Zusammensein mit Irene, die ihm in dieser Welt finsteren Verfalles die Reinheit bedeutet. In dieser seltsamen Nacht findet er ein Tagebuch Starkloffs, in dem ihm die Verbindungen von Starkloff zu der gestorbenen Alma furchtbar deutlich werden — sie waren Halbgeschwister, durch ihren Haß auf immer getrennt. Das Wasser dringt in das Haus ein, Dimke wird in dem nächtlichen Chaos von Irene fortgerissen. Als der Schrecken langsam verfließt, sucht er mit Irenes Vater nach dem Mädchen. Dabei finden sie den Leichnam Smeddys, und plötzlich, kurz vor dem Sturz in tödliche Erschöpfung, wird ihm klar, daß Smeddy der Vater von Sofies ältestem Sohn gewesen ist. Smeddy hat nach dem Sohne gesucht, aber das Kind tritt vor einen Toten. Auch Irene wird geborgen. Die in der Unglücksnacht vom Wasser träumte, ist von der Flut in das dunkle Land fortgetragen worden, in dem sie besser atmen mag als in der Welt der Qual und Wirrnis.

Dimke wird krank, Sofie und Cora, die ihm zu einem Schatten am Rande seines Daseins geworden ist, pflegen ihn. Drei Wochen nach der furchtbaren Reinigung der Erde von dem Schlamm düsterer Leidenschaften treffen Cora und Dimke zu Gesprächen gleichgültigen Inhaltes zusammen. Sie sprechen von dem Gut, das Cora mit ihrem Vater wieder in Ordnung bringen will — doch niemals fällt der Name Irenes. Seine Freude ist Almas kleine Tochter, die an ihm hängt. Sie allein ist die Erbin Starkloffs, und Dimke wird sie in dieses Recht einsetzen, um etwas von der Schuld Starkloffs auszulöschen.

Cora bittet ihn noch einmal um eine Begegnung dort, wo sie einst, vor zehn Jahren, zusammentrafen, in der Verborgenheit der Schilfwildnisse. Sie haben die Verworrenheit überwunden und sind reif geworden füreinander. Die Ringe leuchten an ihren Fingern. Wie eine Flußgöttin, leichtfüßig und schön, entfliegt Cora vor ihm, und wieder, wie einst, ist ihre Flucht Spiel, aber in ihrem Lachen klingt durch die Freude der dunkle Ton der Melancholie dessen, der das Gemischte des Daseins erfuhr und in Schmerzen ein Mensch wurde.

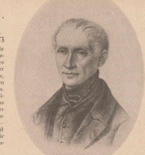
Sie warf die Arme hoch und winkte mir, ehe sie weiterrannte. Christianes Goldreif fing das Licht auf, daß es wie eine Flamme zu zischen begann. Als hätte der Widerschein des gelben Metalls einen verborgenen Zündstoff in der Luft entflammt, so bildete sich im Nu ein klar begrenzter Regenbogen, der den halben Horizont überbrückte und dessen nördlicher Pfosten auf dem eingesunkenen Schindeldach der Mühle ruhte. Ich hörte noch den verwehten Ruf Coras, längst nachdem sie ihn ausgestoßen hatte, zu mir dringen, dann folgte ich ihr. Atemlos und mit klopfendem Puls hastete ich neben dem von Sandbänken begleiteten Bett dahin, welches die Fluten der Überschwemmung sich hier aufgewühlt hatten, das leuchtende Band der Siebenfarben vor Augen, das sich bald verdoppelte und zwiefach aufstieg und niedersank.

Auf einmal klang mir die Stimme meiner Mutter begütigend im Ohr. Sie sagte mir, daß ich, wenn ich jemals in der Nähe des Ortes wäre, an dem der Regenbogen die Erde berührte, alles kleben lassen sollte, um hinzurennen und die Stelle zu erreichen, auf der die farbige Brücke aus dem Boden sproß. Beeile dich, riet sie mir, solang das Licht noch glänzt und strahlt, denn dort wirst du ein Glück finden, das anderen niemals beschieden ist . . . ein' Glück finden . . . ein Glück finden . . . Dieses Versprechen trieb mich an, meine Kräfte spannten sich von neuem und gaben mir die Leichtigkeit, die ich dringender benötigte als Speise, Trank und Atemluft.

In der Dämmerung einer uralten Mühle erreicht er sie. Als sie sich zu küssen versuchen, zittern sie in der Bedeutung dessen, was sie tun wollen, in der Wucht ihrer Liebe so sehr, daß sie ihre Lippen verfehlen. Sie halten sich umschlungen, und es ist ihnen, als hebe sich die Erde, auf der sie dunkle Schuld genossen, lichteren Räumen entgegen. Das Zeitalter der Verirrungen ist zu Ende. Als sie zum Dorfanger kommen, verbrennen die Kinder vor ihren Augen eine unförmige Strohpuppe — den Winter, das Gespenst der Finsternis und des mordenden Frostes. Auch sie haben die Finsternis überwunden, und während sie, unter der Last ihrer Liebe beinahe zitternd, die neue, lichte Welt anschauen, sehen sie den Wagen heranrollen, der Coras Mutter zu dem alten Obersten zurückfährt. Die Nacht, die ohne Ende schien, ist zersprengt. Diese wenigen Menschen haben, von der Geißel des Schicksals gepeitscht, die Weidegründe des Lebens erreicht — die bessere Zeit des Glückes darf beginnen, und der Himmel über ihrem Leben heißt Liebe.

O Täler weit, o Höhen . .

Zum 150. Geburtstag Josephs von Eichendorff am 10. März



Der Name Josephs von Eichendorff bleibt für uns immer der echte Inbegriff deutscher Romantik. Unsterblich leben seine Lieder im Munde des Volkes und in der Jugend fort. Und noch immer wächst in heimlichen Gründen die blaue Blume, schimmern in verwilderten Gärten die geheimnisvollen Marmorbilder seiner Lieder und seiner Erzählungen. Hier erwacht alle ewige Wanderfreude unseres Volkes, das Posthorn ertönt, und alles geht ein in das ewige Rauschen und die feierliche Stille mächtiger Wälder. Aus liebendem Herzen quillt das alles lebendig über, rein und fromm wie aus Kindermund — ein stille, sanfte Welt, die uns selig verzaubert. Längst sind diese Lieder zu Volksliedern geworden, wie sie selbst aus dem ewigen Quell des Volkstums entsprungen sind.

Wir haben einmal (im Jahrgang 1935 der „Weltstimmen" auf S. 294 f.) ein Selbstzeugnis des Dichters aus dem Roman „Ahnung und Gegenwart" veröffentlicht, in dem er schildert, wie ihm in Kindheitstagen einst die eigene künftige Welt erwachsen ist — aus dem Erlebnis der heimischen Landschaft wie aus der ersten heimlichen Beschäftigung mit den deutschen Volksbüchern und mit Matthias Claudius, dem Dichter des wunderbaren Abendliedes: „Der Mond ist aufgegangen." Heute nun glauben wir zum 150. Geburtstag Eichendorffs unseren Lesern das schönste Geschenk zu bringen, wenn wir ihnen diese Jugendheimat des Dichters aus dem schlesischen Grenzland im Bilde vorführen: Die Umwelt von Schloß Lubowitz mit dem Park und dem Blick ins weite Land, von denen der Dichter in seinen Erinnerungen berichtet:

„Da saß ich denn einsam im Garten und las die Magelone, Genofeva, die Heymonskinder und vieles andere unermüdet der Reihe nach durch. Am liebsten wählte ich dazu meinen Sitz in dem Wipfel des hohen Birnbaumes, der am Abhange des Gartens stand, von wo ich dann über das Blütenmeer der niederen Bäume weit ins Land schauen konnte, oder die dunklen Wetterwolken über den Rand des Waldes langsam auf mich zukommen sah."



Aus Eichendorffs Heimat. Nach einem Stich von Ludwig Richter



Hier also ist die Heimat seiner Kindheit und der Ursprung seiner Lieder; in dieser wahrhaft idealen und romantischen Landschaft ist er am 10. März 1788 geboren. Immer wieder ist er hierher zurückgekehrt, nach seiner Studentenzeit in Halle und Heidelberg, von seinen Reisen nach Paris und Wien, nach den Befreiungskriegen, die er als Lützower Jäger mitgemacht hat. Und auch später als höherer Beamter in Königsberg und Berlin hat er sich hierher zurückgesehnt, ist seiner Heimat bis zu seinem Tode in Neiße am 26. Nov. 1857 treu geblieben und hat ihr in seinem Werke gedankt.



Oben: Ausblick vom Park Lubowitz. Rechts: Eichendorfflinde im Park. Unten: Eingang zum Schloß Lubowitz

Aufnahmen vom Verkehrsverein Ratibor (Oberschlesien)



E. M. Mungenast / Die Halbschwester

Von Kurt Müno

Von dem lothringischen Schriftsteller Mungenast kennen wir bisher zwei große Romane: „Christoph Gardar", die Geschichte eines Dichters und Reiters, eines Jägers und Kavaliers, und „Die Halbschwester", das weibliche Gegenstück dazu. Beide Romane spielen auf lothringischem Boden, sie sind bis zum Bersten erfüllt von dem Lebensgefühl seiner Bewohner, durch ihre Seiten pulsiert das heiße und doch schwermütig-melancholische Blut dieses Grenzvolkes, das zwischen germanischer und romanischer Lebensauffassung schwankt und in dem doch trotz der vielen Blutmischungen, die es im Verlauf seiner alten Geschichte an sich erlebt hat, das nordisch-germanische Element das Übergewicht erhalten hat.

Der Dichter Mungenast wird nicht müde, das Bild seines geliebten Lothringens immer wieder in leuchtenden Farben vor uns erstehen zu lassen, er kennt die geheimen Reize des Landes, den Zauber der stillen Täler zwischen Meurthe, Seille und Mosel, der Matten und Viehweiden, der endlosen Wälder. Ein reiches Land voll Fruchtbarkeit, mit köstlichen Pferden und gepflegtem Vieh, mit schwerem Wein und erlesenen Früchten, mit einem berauschenden Frühjahr voll Überschwang der schenkenden Natur, mit leuchtenden Herbsten und Wintern voller Schneestürme. Eine unabsehbare Schar großgeschauter Gestalten schreitet durch den Roman, Menschen aller Bevölkerungsschichten, Adlige und Bürger, die noch das edle Patrizierblut der mittelalterlichen Metzer Familien in sich tragen, Bauern, die in der Überzeugung ihres königlichen Berufes leben, Hirten, Jäger, Förster, Offiziere, Bischöfe und Künstler. Und dann die lothringischen Frauen, die von der Begnadung der Liebe alles Große und Schöne, alles Schwere und Lichte des Lebens entgegennehmen. Für diese Menschen bedeutet die alte Kultur des Landes noch eine Wirklichkeit, aus der heraus sie ihr Leben gestalten, ohne sich dessen bewußt zu werden. Alle guten Eigenschaften dieses gesunden Menschenschlages, der schlicht im Wollen und groß im Vollbringen ist, scheinen sich in der Gestalt der jungen Eugenie Doug zu vereinen, der „Halbschwester".

Eugenie Doug ist als vierzehnjähriges Mädchen aus dem elterlichen Haus gegangen, weil sie den Gedanken an ihre verstorbene Mutter nicht verwinden konnte und es nicht ertrug, daß eine andere Frau neben ihrem Vater lebte. In einem Landheim am Bodensee bereitete sie sich auf den Tag ihrer Großjährigkeit vor, an dem sie die Verwaltung ihrer ererbten Besitzungen übernehmen sollte. Eine kluge Erziehung hatte ihren Sinn auf das Erreichbare gerichtet; hierzu boten Stall, Feld, Küche, Näh- und Waschstube, See, Reitbahn, Tennisplatz und Tanzzimmer reichlich Gelegenheit. „Das Geistige und die innere Hygiene regeln sich hierbei von selbst. Ein Zögling erzieht den anderen", das war der Grundsatz der kleinen Gemeinschaft, in der sie unter gleichaltrigen Genossinnen eine Führerstellung einnahm. Das jähe Temperament ihrer Jugend, das im Zwist mit dem Vaterhaus eine frühe Entladung gefunden hatte, entwickelte sich unter verständnisvoller Führung zu einer schönen Blüte, das Blut der Dougs schien in ihr eine verheißungsvolle Entfaltung zu finden. Ihre Familie war bemerkenswert unter allen alten lothringischen Geschlechtern.

Die Dougs stammten aus dem oberen Seilletal und saßen seit Jahrhunderten wie regierende Fürsten auf den einsamen, turmbewehrten Fermen Lothringens. Sie waren eine Rasse für sich. Schwarzhaarig, groß, breit, unnahbar und finster standen sie vor einem. Hier und da erschien einer dieser selbstbewußten Männer plötzlich in der Stadt und machte von sich reden, indem er irgend etwas, was den Städtern bisher mißlang oder entgangen war, einfach vollbrachte. Es gab Hagestolze unter ihnen, wie sie nirgends im Lande zu finden waren, aber auch ruhmreiche Erneuerer und sonderbare Schwärmer und Dichter. Sie stellten eine einheitliche Mischung aus schwermütigem Ernst und hitzigem Ehrgefühl dar, und obwohl keiner nach Geld, Würde und Ruhm zu trachten schien, waren ausnahmslos alle von unbeschränktem Tatendrang erfüllt. Ihre Treue zur Heimaterde war sprichwörtlich.

Mit hohen Erwartungen, mit heißer Sehnsucht nach dem Lande ihrer Ahnen im Herzen, kehrt Eugenie nach Metz zurück, wo sie in das vertraute Haus ihrer verstorbenen Mutter an der Gangolfstraße zieht. Der Zauber der alten Garnisonsstadt an der Mosel mit ihren Festungswällen und schmucken Uniformen, mit den vielen Kirchen, Türmen, Brücken und prächtigen Ausblicken in das lebensfrohe Metzer Land mit seinen leuchtenden Rebhängen, verträumten Wäldern und lieblichen Weinstädten, nimmt sie gefangen wie einst. Ihre Familie empfängt sie mit offenen Armen, der Zwist von einst ist vergessen: der Vater, der Dombaumeister, eine hintergründige, gedankenreiche Persönlichkeit, die stille Stiefmutter, und dann die beiden Brüder, Basil und Stephan, in denen sich das Dougsche Bluterbe ins Geistige gewandelt zu haben scheint, ohne etwas von seiner unbändigen Lebenskraft zu verlieren. Basil ist Maler; sein Temperament, das keine Halbheit zuläßt, drängt ihn zur Darstellung der Wirklichkeit. Seine Bilder sind große und fesselnde Offenbarungen seiner Natur. Seinem Bruder Stephan hat die gleiche Leidenschaft zur Wirklichkeit die Feder in die Hand gedrückt, er ist Schriftsteller geworden. Beide haben bei den roten Husaren gedient, sind prächtige Reiter, die die halbe Seligkeit des Lebens auf dem Rücken eines Pferdes finden. Das kleine Atelier Basils in Metz ist der Mittelpunkt einer anspruchsvollen Geistigkeit, vor der halbe Naturen und weiche Gemüter nicht bestehen. Das ist die Lebensluft, in die Eugenie eintritt.

Auf Schloß Grah ist die neue Herrin eingezogen. Die ganze Nachbarschaft nimmt an diesem Ereignis teil und findet sich zur Begrüßung ein: der Sonderling Gardou, der in einem verfallenen Turm inmitten des Waldes haust und in der Vergangenheit des Landes besser zu Hause ist als in der Gegenwart, der alte Graf Leonidas Perlenreih, eine edle Kavaliersgestalt, sein Freund Willibrord Kroll, Bischof von Metz, der Bürgermeister des nahen Städtchens Kluß, alles, was in der näheren und weiteren Umgebung einen guten Namen trägt. Die Gestalt des Grafen Perlenreih ist vielleicht unter ihnen am bemerkenswertesten. Seine Vorfahren regierten auf eigenem Grund und Boden und hatten ihre Herrschaft unter Napoleon I. aufgeben müssen, der Nachkomme trägt noch bei festlichen Anlässen die Uniform der regierenden Herrscher von Perlenreih. Stolz fühlt er sich als Sohn der Lothringer Erde. „Kein Land der Erde ist so reich und herrlich, so strotzend von Kraft und Stolz, so dürstend nach Freiheit und heroischer Größe, so voller Sehnsucht nach dem Reich großer und gewaltiger Menschen." Wenn sie am Kamin sitzen, dann wird in seinen Erzählungen der Geist dieser stolzen Menschen in wunderbarer Weise lebendig. In seiner Jugend ist Graf Perlenreih Zeuge des Sterbens eines alten, hundertjährigen Landmannes gewesen, und in diesem Vorgang offenbarte sich ihm Geist und Kraft des ganzen Landes.

„Ihr werdet mich stehend begraben" — so hatte der Sterbende gesagt, „senkrecht in die Erde hinein, mit dem Gesicht zur Ferme de la Chapelle gerichtet, damit ich alles und jedes, was hier geschieht, sehe. An meinem Grabe wird nicht gesprochen. Wenn ihr fertig seid, so kehrt ihr sofort an eure Arbeit zurück. Hast du mich verstanden?" — „Jawohl, Vater." — „Und zwischen deinen Kindern und allen anderen ist kein Unterschied. Wer nicht gehorchen will, den schicke fort. Nach außen sei schweigsam und besonnen, aber in deinem Herzen erweise dich heiter und wohlgemut bis zum Todestag. Frage nichts und antworte wenig. Wenn Soldaten kommen, so gib ihnen zu essen und zu trinken, und versorge ihre Pferde wie die deinen. Etwas anderes wollen sie ja nicht. Kommt aber ein anderer, irgendwer, der weder Essen, noch Trinken, noch sein Pferd versorgt haben will, da sei auf der Hut, er will dich bestehlen! Je schöner er spricht, um so mehr Falschheit ist in seinem Denken. Bürge für niemanden. Entweder schenke oder gib nichts. Hilf schweigend, gib schweigend, leide und opfere schweigend. Wenn du aber Feste feierst, dann lasse Wein und Kuchen nicht ausgehen, und tanze auch mit denen, die auf der hintersten Bank sitzen. Die Jugend lobe nicht, sondern liebe sie. Ihre Welt ist der Lärm. Darum sorge, daß es ein wohlklingender Lärm ist. Bei Tische schweige jeder. Die Jugend sitze am Ende der Tafel, das Alter sitze oben. Niemand beginne zu essen, ehe du nicht das Zeichen gibst. Außer dir darf niemand das Brot anschneiden. Denke hoch vom Manne und hoch vom Weibe, segne die Brautleute, segne die Gebärenden und Stillenden, und verachte alle, die ihrer spotten, und jage sie davon . . ."

Graf Perlenreih war der gute Geist der Gegend. Die Einkünfte seines großen Besitztums benutzte er dazu, den Armen wie ein guter Freund zu helfen. Seine Feste waren berühmt. Zu ihnen wurden nicht nur die Standesgemäßen, die Ebenbürtigen geladen, sondern alles, was guten Herzens war, die Holzfäller, die

Schloßnachbarn, die Beerensammler und Reisigweiber, die Förster, die Adjunkten, die Köhler und ihre Frauen und Mädchen, die Straßenwarte und Gendarmen.

Da war der prächtige Schloßsaal festlich hergerichtet, die Kapelle von Kluß schmetterte ihre fröhlichen Weisen. Es war die wunderlichste Bankettgesellschaft, die man sich denken konnte. Die Herren der Nachbarschlösser und -güter fanden sich zwischen ihren eigenen Knechten und Mägden am Tisch. Und dann hielt der alte Graf eine wilde Rede auf das Leben und auf die Liebe, pries das Lothringer Land, seinen Wein, seine schönen Frauen, seine Wälder und Hügel, seine Hirsche und Rehe . . .

Es überschattet sein Leben, daß er keinen Leibeserben hatte, dem er den glühenden Funken in seiner Brust weitergeben konnte; er war der Letzte seines Geschlechts. Als er unter den Menschen des Landes Ausschau hielt, wer von allen würdig sei, sein Nachfolger auf seinen Gütern zu werden, da fiel sein Auge auf die Schloßherrin von Grah, auf Eugenie Doug, und er erkannte, daß man ihr nichts Ebenbürtiges in diesem Land zur Seite stellen konnte. So überträgt er ihr die Herrschaft Perlenreih, und als der Tod an seine Bettstatt tritt, da sendet er einen reitenden Boten zu seinem bischöflichen Freund nach Metz, zu Willibrord Kroll. Dieser eilt zu dem Sterbenden und bringt die geliebte Flöte mit, und wie sie einst mit den Klängen Mozarts das Leben gegrüßt haben, so grüßen sie jetzt den Tod wie einen Ebenbürtigen.

Auf dem Burgunderhof hat Eugenie Doug eine Pferdezucht eingerichtet. Sie selbst gilt als die beste Reiterin weit und breit. Hier residiert sie, vom ganzen Land verehrt.

Dabei warb sie gar nicht um die Herzen. Im Gegenteil, sie konnte, wie man sich erzählte, unglaublich halsstarrig und widerborstig sein. Sie lehnte zum Beispiel alle Bittgesuche von Vereinen für Wohltätigkeitsspenden ab und warf alle Katzbuckler aus dem Hause heraus. Dafür aber ging sie ohne weiteres in die entlegenste Waldhütte, um dem Geburtstagsfest der Eltern oder Großeltern einer Magd oder eines Knechtes beizuwohnen . . .

In wilden, selbstvergessenen Ritten streift sie durch das Land, durch die verschwiegenen Forsten, kein Herbststurm, kein Winterwetter schreckt sie. Oft reitet sie auch nach Metz hinüber, um im Atelier ihres Bruders Basil, dem sie als Modell gestanden hat, ein paar Stunden zu verbringen, noch häufiger aber kommen die beiden Brüder auf den Burgunderhof hinüber.

Auch die Brüder sind wilde Reiter, sie kennen jeden Winkel des Landes, trinken mit den Bauern in den gemütlichen Weinstuben, raufen sich mit den Burschen, und als ein zweifelhafter Ehrenmann seine Augen zu ihrer vergötterten Schwester erhebt, üben sie mit ihren Reitpeitschen schnelle Selbstjustiz. Frauen gehen durch ihr Leben, schöne, seelenerfüllte Frauen Lothringens, die mollige Rosie, die sich an einen Scharlatan fortwarf und durch die entschlossene Handlungsweise der Brüder zu sich selbst zurückfindet, die hingabevolle Fonchon, die der Tod so bald von der Seite Basils wegreißt, und die sanfte Ragane, die seine Frau wird.

Ein Mann begegnet Eugenie Doug, der ihr zur Bestimmung wird, Alexander Rethel. Er war zehn Jahre in Ost- und Zentralasien gewesen, hatte bei der deutschen Schutztruppe in Kiautschou gedient und ist nun in die Heimat zurückgekehrt. Seine Frau, eine Norwegerin, ist auf der Rückreise gestorben. Eugenie wittert instinktmäßig das gleiche Blut. Anderthalb Jahre warten sie aufeinander, ohne mehr voneinander zu wissen als die Namen. Als sie aber einmal den nächtlichen Tann durchstreift, da steht er plötzlich vor ihr. Sie wissen, daß sie zueinander gehören.

Die Kunde von ihrer Hochzeit durcheilt wie ein Lauffeuer das ganze Land. Sie alle nehmen daran teil, die großen Besitzer und die kleinen Waldbewohner. Im „Pfauen" zu Niedermahr wird sie gefeiert und das wird zu einem Volksfest, wie es nur die Lothringer begehen können. Nicht anders ist es, als Alexander und Eugenies erster Sohn geboren wird; da strömen die Feiernden auch zu Hunderten zusammen, und einen langen Tag kennen Trompete und Brummbaß keine Ruhe, kreist der Weinkrug von Tisch zu Tisch, werden Berge von Näschereien vertilgt.

Über allen Ereignissen des Buches, über Reiten, Trinken, Festefeiern und Lieben, über allen kraftvollen und absonderlichen Gestalten steht das leuchtende Bild eines Landes, das sich in einer jahrhundertealten, oft schweren und blutigen Geschichte nie untreu geworden ist und dessen heutige Menschen noch nach den Gesetzen leben, die ihnen das Blut ihrer Ahnen vorschreibt.

Charles Morgan und sein Roman „Das Bildnis"

Von Walther von Hollander

Charles Morgan, geboren am 22. Januar 1894 in Kent, ist ein Mitglied jener Generation, deren Leben durch den Krieg in zwei Hälften geteilt wird und die durch die Teilnahme am Krieg eine entscheidende Wendung zu den Fragen des Lebens bekommen hat. Morgan trat 1907 als Kadett in die Marine ein, nahm aber 1914 seinen Abschied, weil er Schriftsteller werden wollte. Er besuchte im Frühling und Sommer 1914 die Universität, meldete sich bei Kriegsausbruch als Freiwilliger, kam im Oktober nach Antwerpen und wurde nach dem Fall von Antwerpen und dem Rückzug in Holland interniert. Drei Jahre einer verhältnismäßig leichten Gefangenschaft erschließen ihm die Quellen seiner eigentlichen Fähigkeiten.

Im „Quell", seinem berühmtesten Roman, ist das Äußere dieser Internierungszeit aufgezeichnet und die inneren Aufbrüche, die ihn zu seinem Werk hinführten. Nach dem Kriege wurde Morgan Theaterkritiker an der „Times". 1929 veröffentlichte er den Roman „Portrait in a Mirror", der jetzt unter dem Titel „Das Bildnis" erschienen ist. 1932 kam „Der Quell" (The fountain) und zwei Jahre später „Die Flamme" (Lord Sparkenbroke). Beide Werke wurden im Jg. 1937 der „Weltstimmen" auf S. 17 f. besprochen.

Mit diesen drei Romanen hat Morgan nicht nur in England einen außerordentlichen und nachhaltigen Erfolg gehabt. Man kann sagen, daß er zu den wenigen Schriftstellern von unbestreitbarer Weltgeltung gehört, und das auf Grund von drei Romanen, die ganz stille Bücher mit einem winzigen Handlungskern sind, bei denen das äußere Leben, die äußeren Ereignisse nahezu belanglos erscheinen. Das Geheimnis der Wirkung, der sich kaum ein Leser entziehen kann, liegt wohl hauptsächlich in der ungewöhnlichen Fähigkeit Morgans, die innere Landschaft seiner Menschen, die Landschaft der Gedanken, Gefühle, Sehnsüchte, Entscheidungen so eindringlich, so genau in den feinsten Schattierungen der Farben, von Licht und Schatten, zu malen, so musikalisch in Thema und Variation zu gestalten, wie kaum ein Dichter vor ihm. Morgan ist der erste dichterische Psychologe, sofern man Psychologie mit Seelenkunde übersetzen darf. Er ist also keineswegs der Vollender einer materiellen, mechanistischen Psychologie, welche um die Kriegswende die Herzen und Hirne vieler Europäer vernebelt hatte, sondern ein Seelen-Erkenner und Seelen-Darsteller auf Grund wahrhafter, intuitiver Seelenkunde, auf Grund des Mutes, den letzten Dingen des Lebens zu begegnen, sie objektiv zu betrachten, sie gestalthaft einzufangen und sie schließlich zu überwinden. Seine Bücher sind alle Bücher der Überwindung des Todes, und Bücher, welche sich darum bemühen, die Kraft der Liebe, die oft zerstörerisch wirkt, fruchtbar zu machen. Lord Sparkenbroke, die Zentralfigur des Romans „Die Flamme", ist ein Dichter, dem es um die beiden großen Geheimnisse des Todes und der Liebe geht, um die wahrhaft schöpferische Haltung zum Leben und zum Tode, um jene Wirklichkeit hinter den Dingen, in der das Leben ganz und unbeteiligt in einer einzigen Schau erlebt wird. Der Tod ist ihm nicht „der Wechsel eines Zustandes, sondern einer Wohnstätte. Er ist ein Zwischenfall in einer immerwährenden Unsterblichkeit". Er schreibt, „um die Stummen zum Sprechen zu befähigen". Und die Kunst bedeutet ihm „die Fähigkeit, vom Versuch des Tuns, zu der Gewißheit des Seins zu gelangen."

Auch im „Quell" ging es um dieses wirkliche Leben, das aus der Fruchtbarkeit der Liebe und der Überwindung des Todes kommt und das den Menschen unverwundbar macht, das ihn befähigt, „ohne Vergangenheit und ohne Zukunft im gegenwärtigen Geiste zu leben". Dem Helden gelingt es, die Seele „nicht aus der Abtötung des Geistes und Leibes aufzubauen, sondern durch Auswahl und Schulung der Lebenskräfte den ganzen Menschen furchtlos und ungeteilt" zu machen. Liebe, so erkennt er, ist „auf Erden zum Wachstum der Seele nötig. Sie zurückweisen, während wir ihrer noch bedürfen, das hieße uns durch Asketentum verkrüppeln und vorzeitig nach geistiger Unabhängigkeit greifen. Liebe ist eine Form des Leidens, eine Schulung, ein Teil des Lebens, das ja auch nur eine Schulung für uns ist."

Das Gedankengebäude Morgans, die Seelenlandschaft seiner Romane, die mit diesen Andeutungen nur umrissen werden kann, ist nun keineswegs aus einer unwirklichen Welt erwachsen oder gar in einem Phantasieland angesiedelt. („Der Quell" spielte unter internierten englischen Offizieren in Holland und auf einem holländischen Adelssitz, „Die Flamme" auf einem englischen Schloß und in Kreisen des englischen Großbürgertums auf dem Lande.) Die Wirklichkeit wird sogar besonders prägnant und scharf gezeichnet und in das seelische Geschehen einbezogen. Die einfachen Dinge des täglichen Lebens spielen mit, wirken mit jenem Grade der Wirklichkeit, den sie tatsächlich haben. In der entscheidenden Liebesszene in „Die Flamme" zum Beispiel liest die Frau, um die Lord Sparkenbroke wirbt und die sich zu ihm wendet, während sie um das Ja oder Nein kämpft, mechanisch mit dem Messer spielend, eingraviert auf der Schneide den Namen der Firma, die das Messer fabrizierte, und der äußere mechanische Eindruck gibt zusammen mit der seelischen Entscheidung erst das runde, vollständige Bild des tatsächlichen Geschehens. Das ist Wirklichkeit

im höchsten, im tiefsten und im einfachsten Sinne, eine Wirklichkeit, die Morgan immer wieder aus tausend Einzelzügen aufzubauen weiß und die schließlich als ein dichtes und kunstvolles Gewebe uns, die Leser, ganz und gar einhüllt und in seine Welt mitnimmt.

Der erste der drei bedeutenden Romane ist zuletzt in Deutschland erschienen, jetzt gerade, nachdem die beiden anderen zwar nicht einen Sensationserfolg, aber doch eine nachhaltige Wirkung gehabt haben. Er zeigt alle Vorzüge der Morganschen Schilderungsweise. Von den späteren Romanen unterscheidet er sich durch eine etwas leichtere und ironischere Art, sich mit der Umwelt auseinanderzusetzen. Morgan ist hier zuweilen noch ein Gesellschaftskritiker, indem er etwa mit grausamer Genauigkeit die Tafelrunde in einem englischen Wochenendlandhaus, ein Krickermatch oder die völlige Banalität eines jungen Erben schildert.

Der Held des Romans ist ein junger Maler, und die äußere Form des Romans ist der Bericht des altgewordenen Malers über ein Jugenderlebnis, über das entscheidende Erlebnis, das ihn zum Künstler und zum einsamen Menschen gemacht hat. Er heißt Nigel Few, ist ein sehr zarter Jüngling, der aus der bürgerlichen Sphäre stammend nichts mit dem bürgerlichen Leben und den bürgerlichen Berufen zu tun hat, sondern fraglos und beinahe kampflos Maler wird. Der äußere Rahmen ist auch in diesem Roman sehr einfach. Nigel kommt mit seinen Geschwistern, einer Schwester, die hübsch und bewußt und gescheit ist, und einem Bruder, der sich auf imponierende Weise gesellschaftlich und beruflich durchschlägt, zu einem Wochenendbesuch und lernt die junge Clare kennen, die sich gerade mit einem Irgendwer, mit Ned Fullaton, dem Sohn des berühmten Malers Fullaton, verloben will. Nigel kommt sehr schnell an Clare heran, einfach dadurch, daß er fähig ist, neben der Außenseite auch die Innenseite des Menschen zu sehen, dadurch, daß er versucht, ein Bildnis Clares zu malen, welches „das Bildnis einer Seele sein soll, empfangen im Spiegel einer anderen". Dieses Porträt gelingt nicht, und eigentlich ist es der Inhalt des Romans, warum es nicht gelingen kann. Clare — das erkennt allerdings erst der alte und einsame Maler Nigel, der den Roman erzählt, das kann der junge verliebte Nigel nicht wissen — Clare ist ein zweiseitiges Wesen, genußfreudig der Welt zugewandt und deshalb mit dem Durchschnittler Ned gut und richtig verlobt. Und nur mit der anderen Seite ihres Wesens sucht sie nach jenem Glück, das „unabhängig von irdischen Umständen die einzige Wirklichkeit ist oder doch wenigstens eine anspornende Einbildung der Seele". Nigel flößt Clare das Verlangen ein, etwas Besonderes zu sein, er gibt ihr die Fähigkeit, über die Realität hinaus zu fühlen. Aber er kann ihr nicht ein ganzes Leben, das reale Leben, geben, das sie sich wünscht, und deshalb heiratet Clare den Durchschnittler. Das etwa ist der erste Teil des Romans.

Im zweiten Teil hat sich Nigel bereits als Maler durchgesetzt. Er kommt auf das Gut Fullatons, um beim alten Fullaton zu Ende zu studieren. Dort lebt Clare mit ihrem Mann, und hier kommt es zu einer starken Annäherung zwischen Nigel und Clare, die aber ganz im Bereiche der Unwirklichkeit bleibt. „Die Gegenwart war ohne Bewegung und die Zukunft ohne Erwartung." Trotzdem umgibt die beiden eine „drängende Lebensfülle", eine eindringliche Wirklichkeit der stofflichen Dinge. Nigel kämpft noch eine Weile um das Porträt Clares. Er malt ihr Abbild in der steinernen Figur eines Engels in der Kapelle. Er versucht, Clare auf seine Seite zu ziehen. Nicht um „zu leben wie andere Menschen", sondern „um die Welt zu verwandeln, wie sie nur durch einen leidenschaftlichen Antrieb verwandelt werden kann". Aber die Eroberung mißlingt, und Nigel geht für Jahre fort.

Als er wiederkommt, ist es Clare, die um ihn wirbt. Sie will nicht mehr unter der Unwilligkeit des Lebens leiden, „einen mit tausend weder erfüllten, noch völlig abgetanen Träumen zu belasten, die beständig vor einem schweben wie Luftballons an einer Schnur". Nigel versucht sich ihr zu entziehen. Aber es gelingt nicht. Denn sie, die erste Frau, die ihm wirklich begegnet ist, „ist alle Frauen und wird in allem Begehren und Anbeten leben, und es gibt kein Entfliehen vor ihr."

Die beiden kommen endlich in einer Nacht zusammen. Sie fühlen die Liebe, ja den Seelenfrieden, „der die seltenste Gabe der Liebe ist", und doch spornt den jungen Nigel etwas an, „schon weg zu sein". Beide erkennen sie in dieser Nacht der Erfüllung, daß für die Forderung ihrer Liebe keine Anerkennung im Fleisch existiert. Daß sie in diesem Leben als Mann und Weib, die sie Leiber hatten, an ein Ende gekommen sind. Clares Verlangen war des Geistes ewiges Verlangen nach Erneuerung gewesen. Sie hatte sehnsüchtig begehrt, sich in dem Bildnis des Mädchens, das Nigel erschaut hatte, neu zu erschaffen — dieses Mädchen zu sein, es ihm zu schenken. Sie hatte aber schließlich nicht mehr vermocht, als den Mann zu nehmen, der Nigel geworden war. In dem Augenblick, in dem sie das erkennen, leben sie ihre sämtlichen Leben und leben sie gemeinsam. Hinfort aber gingen sie getrennt über die Erde und mußten scheiden. „Du erschufest sie im Geiste", sagt Clare beim Abschied, „du konntest sie nicht im Fleische besitzen. Erschaffe sie immerzu. Laß sie nicht sterben. Sei immer in ihr!"

Und der Roman schließt mit dem schönen Satz: „Das Mädchen, das du liebtest, ist dir nicht entflohen, hat dich nicht verraten. Um ihretwillen vergib mir. Wenn ich nicht mehr hier bin, wird sie bei dir bleiben."

Neue Rilke-Briefe

Mit dem neuen Band „Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921" (Insel-Verlag zu Leipzig, RM 7.—) wird Rainer Maria Rilkes nunmehr siebenbändiges Briefwerk vorläufig abgeschlossen. Die Zeitspanne, die dieser neue Band umfaßt, ist die des Krieges und der ersten Nachkriegsjahre. Man sucht in dem Buche Antwort auf die Frage: Wie wurde dieser zarte, verwundbare und doch am Ende mächtige Dichter der Deutschen fertig mit dem gewaltigen Kriegserlebnis, das über unser Land hereinbrach, und mit dem nachfolgenden Unheil? Rilke, der seiner empfindlichen körperlichen Verfassung wegen am Kriege nicht selbst teilnehmen konnte, verfolgte im Innern des Landes mit wachsender Besorgnis dessen Verlauf. Es entsprach seiner besonderen Natur, jeweils unter den Störungen des gesunden Lebens schwer zu leiden, und so empfang er auch während des Krieges vor allem das Zweideutige, Unwahrhaftige, Ungesunde, das sich in mancherlei Gestalt äußerte. Er konnte den Krieg nicht begreifen — auch nicht als ein Unglück, dem ein tieferer, heilender Sinn innewohnen könne. In die Kriegsjahre fällt aber auch Rilkes innere Begegnung mit Hölderlin, dessen Gesänge ihm zum unverlierbaren Besitz wurden. Bei Ausbruch der Revolution hoffte er zunächst ganz kurze Zeit auf eine Erneuerung von innen her, um rasch die ganze Leere, Hohlheit, Brüchigkeit des Novemberregimes zu erkennen. Aus den bittersten Enttäuschungen reifte aber der Dichter zu der Abgeklärtheit seiner letzten Jahre, in denen es ihm möglich wurde, aus dem Erlebnis des Schmerzes heraus das Leben zu lieben und zu bejahen. — Daneben bezeugen diese Briefe wieder eine sehr selten gewordene feine Herzenshöflichkeit und eine wunderfame Einfühlbarkeit: — Briefe, wie sie vielleicht Rilke als letzter noch zu schreiben vermochte.

Das Haus der Träume

Otto Gmelin erzählt in seinem neuen Roman „Das Haus der Träume" (Eugen Diederichs Verlag, Jena, RM 5.—) die Geschichte einer Jugend, die zeitlich in der Vorkriegszeit verläuft. Der Dichter läßt den Ablauf der äußeren Geschehnisse zurücktreten und legt statt dessen das Geflecht der inneren Vorgänge frei, spürt feinsten Seelenregungen nach und hält sie taktvoll und mit den Mitteln einer zartgetönten, feinlinigen Darstellungskunst fest.

Der junge Eberhard wächst in einem guten, deutschen Bürgerhaus der Vorkriegszeit auf. Sein Wesen wird geformt von den Menschen, die ihn umgeben: dem ernsten, verantwortungsbewußten Vater, einer Gelehrtennatur, vor allem der gütigen, verstehenden, weitblickenden Mutter, der Großmutter, die fast ganz schon im Vergangenen lebt und sich dem Gegenwärtigen langsam entfremdet, dem innerlich zerrissenen Maler, einem Freund des Hauses, der für Eberhard zum Berater in jugendlichen Kämpfen um die Problematik seiner Reifejahre wird. Im Innersten aber wird der Knabe angerührt von dem Erlebnis einer frühen Liebe zu seiner amerikanischen Base Ellion, die auf Besuch nach Deutschland kommt, aber bald darauf erkrankt und stirbt.

Beinahe traumhaft gleitet das Geschehen vorüber, getaucht in ein halb unwirkliches Licht. Eine gedämpfte, sanfte Trauer liegt über dem Ganzen und hüllt den Leser ein. Die Erkenntnis schwingt durch das Buch, daß unser Schicksal vorgeprägt ist in unserem Wesen, das in der Kindheit die entscheidende Prägung empfängt. „Das Schicksal", so heißt es, „gehört zu einem Menschen wie sein Leib und seine Seele und ist gar nicht zu trennen von ihm. So lag das alles in mir, oder, wie man sagen will, es gehörte zu mir, was nachher kam, all das, was mir begegnete, als ich vom Kind zum Knaben und vom Knaben zum Jüngling wurde." Wer leise, behutsame Schilderungen sanfter, verschwebender Stimmungen liebt, wird gern zu dem Buche greifen.

Martin Rießig

Das romantische Erlebnis

„Die Liebe, die da Sonnen rollt und Sterne."
(Dante, Göttliche Komödie)

Der große Inhalt aller Dichtung — die Liebe — erhebt zwar auch das alltäglichste Geschehen zum außergewöhnlichen Einzelfall. Aber von jeher hat es die Dichter gereizt, gerade auch den Fällen nachzugehen, in denen die Liebe wahrhaftig die Grenzen des Alltags sprengt.

So läßt Alexander Lernet-Holenia in der Erzählung „Mona Lisa" (Högger-Verlag, Wien. 93 S. RM 2.65) einen jungen französischen Edelmann sich in eine völlig unwirkliche, romantische Verzauberung verlieren. Philippe de Bougainville folgt dem wenig rühmlichen Zuge des Marschalls de Trémouilles durch Italien. Im Atelier Leonardos sieht er das Bildnis der Mona Lisa, der bereits verstorbenen dritten Gemahlin Ser Francesco Giocondos. Sein Herz kann an ihren Tod nicht glauben. In die phantastische Vorstellung verrannt, ihr Mann halte sie gefangen, verwickelt er sich in Händel und muß seine seltsame Besessenheit mit dem Tode büßen. Leonardo, in der Zeichnung des Dichters eine königliche Gestalt voll überlegener Kraft des Denkens und Handelns, will Bougainville mit weiser Skepsis trösten, doch dieser weist ihn zurück: „Wozu sollte ich mich trösten. Die Liebe braucht keinen Trost. Sie braucht nicht einmal Gegenliebe. Sie braucht nur sich selbst."

Unüberwindliche Schranken trennen auch zwei Liebende in dem kleinen Roman von Otto Flake: „Sternennächte am Bosporus" (S. Fischer Verlag, Berlin. 177 S. RM 1.50). Dem Volksschul-

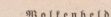
Martin Raschke, der Autor des auf dieser Seite besprochenen Romans „Der Wolkenheld"

lehrerssohn ist die Ministertochter — der Roman spielt kurz vor dem Kriege — unerreichbar. Als er die Deklassierte als Tänzerin in Stambul wiedertrifft, ist dem inzwischen Leutnant Gewordenen nach den gesellschaftlichen Vorschriften seines Standes die Verbindung untersagt. Nur ein kurzes, freies Glück im schönen alten Konstantinopel ist beiden vergönnt.

In der auf einer altbaltischen Anekdote aufgebauten Novelle „Die letzte Kugel" von Herbert v. Hoerner (J. Engelhorn Nachf., Stuttgart. 76 S. RM 2.40) zeigt die Liebe ihre erlösende Macht. Studentenübermut und Überheblichkeit verwickeln einen jungen Menschen in ein gefährliches, dreimal zu wiederholendes Duell mit einem geheimnisvollen Gegner. Die Lebensbedrohung offenbart ihm die Macht der Furcht über den Menschen, der mit der bloßen „Haltung" nur äußerlich beizukommen ist. Erst „die völlige Liebe treibet die Furcht aus" — nicht die menschliche Liebe, die nie das Völlige ist, sondern die ewige Liebe Gottes. Nach der Trauung legt der Gegner die dritte, die Herzkugel, in die Hand der jungen Frau.

Von Erlösungen vielfältigster Art künden 15 Märchen, die Else Ernst in der Rahmenerzählung „Die Neumondnacht" vereinigt (Verlag Stollberg, Merseburg. 230 S. RM 5.—). Ein Ritterfräulein wird in der Neumondnacht entführt. Die Schwester des Entführers lenkt durch ihre Erzählungen die Aufmerksamkeit des bösen Bruders der Entführten ab und sucht zugleich seinen harten Sinn zu läutern. Ihr Werk gelingt, sie wird sein Weib. In den Märchen sind Motive der Volksdichtung zu Kunstmärchen ausgesponnen.

Charlotte Reinke



Wolkenhelden

Es gibt Menschen, im Leben wie im Roman, die mit dem Kopf nicht nur durch die Wände, sondern auch durch die Wolken stoßen wollen. Die Wirklichkeit kümmert sich aber selten um ihren Wolkenflug und zieht sie auf die feste, gerundete Erde zurück. Einen solchen Wolkenhelden zeichnet Josef Perkonig in seinem Roman „Nikolaus Tschinderle, Räuberhauptmann" (Albert Langen/G. Müller, München). Man weiß am Schluß dieser Geschichte nicht recht, soll man nun mit diesem Schneider Tschinderle, der ein Räuberhauptmann sein will und von niemand, der ihn kennt, ernst genommen wird, Mitleid haben oder nur über ihn lachen. Aber das alles kommt von der Liebe! Hätte die schöne Afra den schwärmerischen Schneider geliebt und nicht den realer denkenden Kaufmann, so wäre Tschinderle nie auf den Gedanken gekommen, sich als Räuberhauptmann aufzuspielen. Ja, aufzuspielen! Im Grunde des Herzens ist er immer der brave, ehrbare Schneider, der für Gerechtigkeit und Ordnung auch unter seinen Spießgesellen sorgt. Doch er will nun einmal dieser Afra zeigen, was er für ein Kerl ist. Aber alle Verwegenheit hilft nichts. Niemand erkennt Tschinderle als Räuber an. Und selbst sein heroisch gemeinter Abgang mit Gericht und Galgen wird zu einer Komödie, die im Lachen endet. Und so will es der Dichter (189 S., RM 4.50).

Ganz anders stellt sich der Held in Martin Raschkes neuem Roman „Der Wolkenheld oder die Erziehung der Vögel" (Paul List Verlag, Leipzig, gebd. RM 5,50) dar. Der Vogelfreund Stephan Börner sagt zu dem Helden des Romans Berthold Raue, „alles Leben müsse eine rechte Mischung von Einsamkeit und Gemeinsamkeit sein". Einsam, ein hochmütig Enttäuschter, ist Raue aus der Stadt ins Gebirge geflüchtet, auf der Suche nach einem großen Schicksal, hungernd nach Kampf und Bedrohung, eine gewalttätige Natur, die alles nach dem eigenen Bild formen will. Aber in dem Gebirgsdorf muß er erfahren, daß auch das Leben des geringsten Nachbarn, und sei er ein einfacher Bäcker oder schlichter Bauer, von heftigen Kämpfen durchgellt ist. Sein Hochmut, der sich als letzten Menschen unter lauter Larven und Schatten bewundert, schmilzt im Verkehr mit den Bewohnern des Dorfes, und langsam wird Raue „ein einsatzbereiter Diener jeglicher Gemeinschaft". Schließlich ist es freilich die Liebe, die ihn verwandelt. In einer wunderbar klaren, liebevoll gemeißelten und musikalisch klangvollen Sprache erzählt Raschke das Schicksal seines Helden. Was die Erzählung „Der Erbe" versprochen hat, wird in diesem Roman Vollendung.

Matthäus Gerster

Frankreich:

Ernest Pérochon: Magdalene. (Übersetzt von Hellmut Bockmann. Vieweg-Verlag, Berlin. 256 S. RM 4.80.)

Magdalene ist nur eine Magd. Vierschrötig, arbeitskräftig, gewöhnt, mit Tieren und Dingen umzugehen, ein Frauenwesen, reizlos und treu. Ihr ganzer Wert liegt in ihrer Tüchtigkeit. Magdalene kommt auf den Hof des jungen Witwers Michel Corbier, um ihm die Wirtschaft zu führen und seine zwei kleinen, mutterlosen Kinder zu betreuen. Ein großer, dunkler Segen strömt von dieser breithüftigen, grobhändigen Weibsgestalt über den ganzen Hof aus. Ins verwahrloste Anwesen kommt Ordnung, Michel und sein alter Vater und die Knechte alle fühlen sich wohl und gut betreut.

Vielleicht spielt Magdalene anfangs mit dem Gedanken, einmal die richtige Herrin auf dem Hof zu werden, vielleicht will eine kleine, leise Neigung zum Vater der Kinder in ihr aufwachen — das böswillige Gerede eines abgewiesenen Knechtes zerbricht diese Möglichkeit im Keim. Magdalene macht keine Zukunftspläne, die Gegenwart ist ihr alles: Arbeit und Liebe zu zwei Kindern, denen sie die Mutter ersetzen darf.

Aber der Knecht Boiseriot, ein intriganter, nachtragender Mensch, schürt die Flamme weiter, die einmal das karge Glück der Magd verschlingen wird, und sein allzu lebenslustiges, kokettes Mündel, die Schneiderin Violetta, hilft ihm dabei. An Violetta, die die Freier austauscht wie die Kleider, geht Magdalenes hünenhafter Bruder Kuraffier zugrunde, an Violetta wird auch sie, die Ungeschlachte, Unliebenswürdige, zugrunde gehen. Durch ein unvorsichtiges Eintreten für den verlassenen Bruder zieht sie sich die ganze Nachsucht dieser Dorfmessalina zu. Gegen ihre eigene schwere Fraulichkeit ist diese Violetta ein Garnichts, ein Spielzeug. Aber dieses Spielzeug hat es sich in den Kopf gesetzt, Michel Corbiers zweite Frau zu werden und die grobe Magd vom Hof zu jagen.

Magdalene lebt inzwischen selbstvergessen dahin, nach wie vor mit fanatischer Liebe an den Kindern hängend. Sie wäscht weiter, kocht weiter, flickt weiter für diese Kinder, spielt und lernt mit ihnen, putzt sie und verwöhnt sie, gibt Lohn und Ersparnisse für sie hin, opfert den letzten Sou für ein Spielzeug, eine Haarschleife, fühlt nachts in ihrem breiten Bett die warmen Körperchen neben sich; sie liegt und hofft und denkt: es kann nicht anders sein, ich werde bei den Kindern bleiben, keine Macht der Erde reißt sie mir fort! Aber es kommt die letzte Nacht bei den Kindern; der grauenhafte, leere Morgen, da sie ohne Abschied vor dem Schlaf der Kinder aus dem Hause flieht. Dann aber treibt es sie noch einmal zurück, als ihr die Trennung zu schwer wird. Die Kinder kommen, sträuben sich gegen ihre Küsse, beschimpfen sie, stoßen sie fort. Dieses Erlebnis bringt ihr den Tod: Magdalene geht in den Weiher.

Das Leben einer einfältigen Bauernmagd in der Vendée, ein Leben: hart und einfach, armselig und von nie begehrtem Reichtum, fesselt durch die wahrhaftige, herbe Art, mit der der Stoff gepackt und sprachlich gestaltet ist.

Norwegen:

Tarjei Vesaas: Das große Spiel. (Übersetzt von Oskar Weitzmann. Universitas-Verlag, Berlin. 301 S. RM 6.—.)

Hier ist es die norwegische Landschaft, die sich in ihrer ruhigen und fruchtbaren Abgeschlossenheit, im Singen ihrer Wälder und im Rauschen ihrer Ströme, in tiefer herdburchwärmter Winterstille und im kurzen prangenden Sommerglast offenbart. Es ist die Landschaft der harten Erde und der großen Wiesen. Die Höfe stehen alt und einfach da, im Schatten der Erinnerung an viele Generationen, und das Leben geht ruhigen Schrittes über sie hin mit Arbeit, Liebe, Sterben und Geborenwerden. Aber die Arbeit steht allem voran. Nach ihr richtet sich alles. Sie ist das Gesetz über der Tür des Hauses.

Da ist der Hof Bufast, mit Äckern, Wiesen, Wäldern, mit Schafen auf der Weide und Vieh im Stall. Gute Jahre und böse Jahre, dürre Sommer und Viehverkauf, Heumahd und Herbsteuer, Weihnachtsglanz und Sonntagsstille, Geburten und Todesfälle: so wechselt alles in vertrauter Wiederkehr. Auf Bufast wächst der Knabe Peer auf, der älteste von zwei Brüdern, und die Kindheit ist wie ein warmes Tuch, darin es sich gut und gesichert ruht. Einmal reißt dieses Tuch und das Schicksal selbst blickt hindurch, und zum erstenmal spürt Peer sein dunkles Geheimnis: der jüngere Bruder stirbt.

Langsam tragen die Jahre den jungen Peer aus der Kindheit hinaus, immer mehr lernt er um sich sehen und in sich hinein grübeln. Der Vater, ein wortkarger Urlandbauer, nimmt ihn aufs Feld mit hinaus und gibt ihm die Losung der Geschlechter mit: einmal hier Herr zu sein: „Du sollst hier auf Bufast sein, alle Tage deines Lebens. Du sollst die Erde lieben, dies ist das einzige; und alles, was du brauchst, wirst du auf Bufast haben!" Es klingt wie ein altes Gesetz, und das Kind erschrickt davor. Der Knabe fühlt das Gewicht der Heimat wie einen Druck über sich, dem er entfliehen möchte. Nein, er will nicht auf Bufast bleiben! Aber nichts ist so gut wie das Nest der Heimat, mit des Vaters „erdgründiger Stimme", mit der Mutter unermüdlicher Sorge, mit der Stimme des Brüderchens und dem zärtlichen Lachen der jungen Tante. Dieser Tante,

Mutters jüngerer Schwester, gilt die erste unbewußte Knabenneigung.

Dann brechen neue Regungen ein: Freundschaft und Liebe. Ohne, daß Mädchen, entfremdet ihm den Freund; es kommen die Jahre der Krisen und Kämpfe, des Suchens und Verlierens. Aber über allem hält Bufast sein unverändertes Heimatgesicht. Die Tante heiratet, es wird ihr ein Haus gebaut, in dem ihre Kinder geboren werden. Der Vater erkrankt und stirbt einen stillen, zähen, bewußten Tod. Unverrückbar wird auch Peer in das große Spiel der Zeiten mit einbezogen und nun nimmt er „die Erde um sich plötzlich in einer Weise wahr, wie er sie noch nie gekannt hatte. Er empfand ganz plötzlich, ganz deutlich, daß er die Erde liebte. Er fühlte sich so innig mit ihr und allem auf ihr verbunden." Und er erkennt, daß es seine Bestimmung war, alle Tage seines Lebens auf Bufast zu sein. Mit großen dunklen Armen nimmt ihn die Heimat auf. Sie wird ihm Arbeit und Sonntag, Liebe und Schicksal. Sie kommt zu ihm mit dem Geruch der Erde, mit den Armen der Frau, mit allem, was reich und schön und schwer ist.

Dies ist das Buch der großen Heimkehr. Ein tiefes und kraftvolles Buch, mit der Sprache der Liebe geschrieben.

In ihrem neuen Buch „Eine Frau ruft heim" (Universitas Verlag, Berlin. 349 S. RM 6.80) gestaltet Tarjei Vesaas die weiteren Schicksale des Knaben Peer: das Leben des Mannes Peer auf seinem Hof Bufast. Was dort der Anfang war, wird hier zur Reife, aus Wirrsalen der Jugend und Mannesunruhe blüht reif und stark der Segen der Vaterschaft empor. Peer ist nun selber Bauer und lebt mit Signe auf dem Hof, auf dem er sein soll „Bis zum Ende der Tage". Das harte Bauernleben in seinem Gleichschritt zwischen Saat und Ernte, zwischen Sorge und Freude, Wachstum und Alter, Geburt und Tod hält ihn und alle, die mit ihm sind, in seinen Erdenhänden. Korn wird zu Mehl, Waldstämme fallen und werden auf den Markt gefahren, Milch schäumt über die Eimer, in den Ställen brüllt das Vieh, und in den Kammern der Frauen drängt sich aus dem Schoß der Liebesstunden das neue Leben an das Licht. Immer mehr Kinder werden auf Bufast groß, wachsen aus den geflickten Kleidern, balgen sich um die Essensschüssel, bedrängen die Erwachsenen und werden zu Männern und Frauen auf Bufast. Der Hof umschließt sie alle, die Krume seines Ackers wird zu ihrem Brot, die Erde, die sie sich urbar machen, zum Boden des Daseins, auf dem sie alle Platz haben. Und der Bauer Peer steht wie der Baum der Mitte unter ihnen, ein Herr und Vater, wie es einmal sein Vater war und nach ihm wieder sein Sohn sein wird und so fort in der starken, erdverbundenen Reihe der Geschlechter. Das Leben auf dem Hofe Bufast ist hart und eng, aber es wird, sich aus dem Kreislauf gewohnter Tage immer neu gebärend, zur Weite des Seins, aus dem die ewigen Ströme fließen.

Finnland:

Maila Talvio: Die Kraniche. (Übersetzt von Rita Öhquist. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München. 305 S. RM 5.50.)

Auch über Finnland rast die Welle des unheilvollen Krieges und der russischen Revolution. Das freie Finnland ist von russischer Soldateska überschwemmt, die sich in den stillen Bauernhöfen breitmacht und Unruhe, Unfrieden und Verrat mit sich bringt. Auch Sylvi, Toivo Tunnas junge Frau und die Mutter seiner Kinder, wird ihrem Manne, dessen „bäuerliche Liebe" ihr nicht mehr genügt, untreu als die Geliebte eines russischen Schreibers. Toivo verläßt mit seinem Schwager Arvo sein Haus und Finnland. Es ist eine unerlaubte, gefährliche Flucht über die Seen zur Grenze, die Flucht in den Kampf und in ein Bündnis, das Finnland seine Freiheit wiederbringen soll.

Von Sorge und Selbstvorwürfen gepeinigt, wartet Riikka, Toivos älteste Schwester, auf des Jugendgespielen Arvo Heimkehr. Sie ist ein verschlossener Charakter, dem es unmöglich ist, Liebe zu zeigen, mag das Gefühl noch so tief und inbrünstig sein; so hat sie Arvo ohne ein bindendes Wort gehen lassen. Nun verzehrt sich das stolze, vereinsamte Herz des Mädchens in Sehnsucht nach dem Geliebten. Die rote Welle überflutet ganz Finnland mit Aufruhr, Hunger, Mord und Unterdrückung. Vergeblich versucht der Dorfpfarrer dem Unrecht zu steuern. Der Mob mordet ihn und die Seinen in seiner eigenen Kirche. Auch in Riikka Tunnas Familie halten Tod und Brand furchtbaren Einzug. Immer sehnsüchtiger schauen die Augen und die Herzen nach den Befreiern aus. Werden die Kraniche nicht kommen, die Boten der Freiheit? Soll es niemals wieder Frühling werden?

Es wird Frühling, und die Kraniche sind da! Über zerstörtes Land, zwischen niedergebrannten Häusern und geschändeten Kirchen kommen sie daher: kampfentschlossen und todesmutig, die feldgrauen Retter, denen der Tod fast nichts zum Retten ließ. Und Riikka Tunna darf noch einmal den Geliebten sehen. Über den rauchenden Trümmern ihres väterlichen Hofes geht für sie noch einmal die Sonne auf, Sonne eines Augenblicks ... denn das erste, heiße Wort des Wiedersehens, das Arvo spricht, ist auch das letzte seines Lebens: eine Kugel aus dem Hinterhalt reißt ihn zu Riikkas Füßen nieder.

Riikka Tunna, ihr alter bauernharter Vater, ihre Brüder, Arvos junge Männlichkeit und alle andern Gestalten dieses herben und dunklen Buches sind nur die einzelnen Noten einer großen Melodie: der ewigen Melodie der Heimat, die mit weiten Sümpfen, stillen Seen, mit der Mühsal hart bezwungener Felder, mit dem Dämmern ihrer alten Wälder, mit der ganzen Schwermut ihrer Landschaft — Finnland heißt. Finnland, über das die rote Flamme raste, alles niedersengend, bis aus Blut und Asche, von den Toten besiegelt, von den Lebenden erkämpft, doch wieder Finnlands Freiheit emporsteigt.

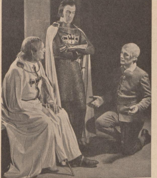
Käthe Lambert

Der letzte Preuße

Das neue Bühnenwerk **Rolf Lauckners** „Der letzte Preuße", das am Stuttgarter Staatstheater zur Uraufführung gelangte, führt in die Zeit der Ordensherrschaft im deutschen Osten um das Jahr 1250 zurück. Es schildert den verzweifelten Freiheitskampf eines Volkes, das dem Untergang geweiht ist — der Knechtschaft und Bedrückung im Namen des Kreuzes und im Auftrag der allmächtigen Kirche. „Der letzte Preuße" ist der Führer einer verzweifelten Gegenwehr, Herzog Herkus Monte, der selbst auf einer Ordensburg erzogen ist und die Schwester eines Ordensritters liebt. Aber die Entrechtung seines Volkes treibt ihn soweit, daß er alles aufgibt, die Geliebte, den Freund und Bruder, und daß er dem Christenglauben abschwört, dessen Anhänger Milde und Gerechtigkeit lehren und und dabei ein freies und tüchtiges Volk mit Feuer und Schwert niederzwingen, um es für ihre Zwecke auszubeuten. Seinen Sieg muß er teuer genug bezahlen und den gefangenen Freund der Rache seiner alten Götter opfern. Aber die Kirche ist stärker als das kleine tapfere Volk, das sich den Ritterheeren entgegenzustellen wagt, und so findet auch Herkus Monte sein Ende, aufrecht noch im Untergang, ein echter Freiheitskämpfer bis zum letzten Augenblick.



Der Dichter wacht über sein Werk
Rolf Lauckner bei einer Probe zu seinem Drama im Stuttgarter Staatstheater. Links Waldemar Leitgeb als Ordensritter, rechts Walter Richter als Herkus Monte. Aufn. F. F. Bauer



Szene aus der erfolgreichen Stuttgarter Uraufführung von Lauckners „Der letzte Preuße" mit Roderich Arndt, Gerhard Geisler und Rudolf Fernau. Aufn. Illenberger

Das Werk zeigt die sichere Hand des echten Theaterdichters, in seinem festen Bau und der kräftigen Gliederung seiner Handlung, in der wohlgefügten und ausdrucksvollen Sprache seiner Verse, in den klarumrissenen Gestalten, im Zusammenprall zwischen Pflicht und Neigung und in dem männlichen Ernst und der menschlichen Echtheit seiner Gedanken und Empfindungen. Und wenn es auch nicht den letzten hinreißenden Schwung der Schillerschen Freiheitsdramen besitzt, so birgt es doch eine innere Kraft, die sich besonders in der Hauptgestalt bekundet. Walter Richter machte in seiner Darstellung den Herkus Monte zu einem Urbild beseelter Stärke, das bis in die finsteren Regungen hinein glaubhaft wirkt, Raum für den ganzen Umkreis der Empfindungen umfaßt. Die ausgezeichnete Regie Richard Dornseiffs ließ das Ganze wie aus einem Guß erscheinen; von besonders magischer Kraft waren auch die Bühnenbilder Felix Cziossels. So wurde dem anwesenden Dichter, der dem deutschen Theater schon eine ganze Reihe beachtenswerter Bühnenarbeiten geschenkt hat, bei der Uraufführung seines neuen Werkes ein voller Erfolg zuteil.

K. Blanck

Unsere Theaterbeilagen



Zweimal „Versprich mir nichts"

Diesem Heft legen wir für die Leser unserer Theaterausgabe den Text zu dem reizenden Lustspiel von Charlotte Rißmann „Versprich mir nichts" bei.

Das liebenswürdige Werk schildert die Schicksale eines Künstlerpaares; die kluge und tatkräftige Frau erzwingt den Erfolg, indem sie an Stelle des hochbegabten, aber weltfremden Gatten sich als Schöpferin seiner Werke ausgibt. Der dankbare Stoff hat sich nach der deutschen Bühne neuerdings auch den Film erobert, und wir bringen auf dieser Seite außer einem Szenenbild der Berliner Aufführung auch eine Szene aus dem Film.



Oben: Victor de Kowa und Marianne Hoppe in der Inszenierung des Berliner Staatstheaters.

Aufn. Clausen

Rechts: Aufnahme aus dem Terra-Film „Versprich mir nichts" mit Victor de Kowa und Luise Ullrich.

Aufn. Terra-Filmkunst



Die Ausländerin

Bühnenbild aus der Leipziger Uraufführung von Hans Rothes Schauspiel „Die Ausländerin", dessen Buchausgabe die Bezieher unserer Theaterausgabe als erste Beilage dieses Jahres erhielten, mit Raimund Schelcher und Lore Hansen.

Aufn. Pieperhoff



Matthias Grünewald: Kreuzigungsgruppe aus dem Isenheimer Altar

Ein Leben unter Gott

Adalbert Alexander Zinn

Meister Mathis genannt Grünewald

Von Otto Heuschele

„Der Verfasser dieses Buches versucht, unter sorglicher Verwendung aller Ergebnisse der Forschung, in einer Dichtung das zeitlose Problem des gesegneten Lebens eines der großen deutschen Meister deutlich zu machen. Wer das unternimmt, empfängt andere Weisung und lebt unter anderem Gesetz als der Gelehrte." (Aus dem Nachwort des Verfassers)

Der Würzburger Malergehilfe Mathis Neithart, der sich lieber Gothart nennen ließ, gehörte zu den Schülern und Helfern des Hans Holbein, der damals für die Frankfurter Dominikaner achtzehn Tafeln vom Leiden des Herrn malte. Holbein wurde auf den seltsamen, verschlossenen Gesellen aufmerksam, dem die Kunst etwas unantastbar Heiliges zu sein schien, so daß er lieber als Wasserkunstmacher sein Geld verdiente denn als Maler.

Als Holbein und er vertraut genug sind, daß sie miteinander davon sprechen, wie man den Heiland malen muß, wird Mathis heftig und seine Stimme heiser. „Er kann neben dir stehen, und du siehst ihn nit gleich. Schaut aus wie du und ich oder ein Mann von der Gassen, ein Bauer vom Land mit hartem Fleisch und rauhen Fingern. Kein Weichling ist er und hat nichts Weibisches. Ist ein Mann, wahrhaftig ein fester Mann . . . War kein Schauspiel auf Golgatha" — schießt er heraus — „von dem sich ein artig Bild machen läßt! Sie haben

Jesum wie einen Räuber und Mörder geschunden! — So wie es war, hat es noch keiner gemalt. — Das kommt, sie fürchten sich davor. Wahrlich, so ist es, daß sie sich davor fürchten!"

Die Wege der beiden trennten sich bald wieder, und Mathis wanderte wie ein Gottsucher durch die Lande. Im fränkischen Seligenstadt fand er als Wasserkunstmacher eine Wahlheimat. Er mietete sich beim Tischlermeister Armauer ein und bekam Aufträge in seinen beiden Künsten. Aus Aschaffenburg kam durch seinen Gönner, den Kanonikus Reitzmann, der Auftrag, eine Verspottung Christi zu malen. Der Auftrag war ihm mehr eine Bedrückung, denn eine Beglückung; eine Kreuzigung für ein Schweizer Kloster folgt — aber Mathis hat das Gefühl, noch nicht da zu sein, wohin Gott ihn durch seine Kunst rufen will. Der Erzbischof und Kurfürst von Mainz ernennt ihn fast gegen sein Künstlergewissen zum Hofmaler. Viel lieber malt er den Frankfurter Dominikanern eine Verklärung, „das hieß: Christus zeigen im ewigen Licht, und die Sterblichen, die ihm am nächsten waren, auf den Boden geduckt, als wollten sie sich in ihre Gräber verkriechen".

Das wahre Malen fängt da an, wo über die Welt hinaus gemalt werden muß. Es kann einer alle Gesetze der Farbe und das Geheimnis des Spiels der Linien kennen und bleibt doch nur in der Fertigkeit. In den echten Malern schafft Gott seine Welt noch einmal.

Indessen wächst des Armauers Töchterchen Agnes unter Mathis Augen zur Jungfrau heran, im gleichen Maße erblüht in dem herben, reifen Mann eine stille Liebe zu ihr. Das Mädchen ahnt davon nichts. Ihr Herz neigt sich einem jungen, kaiserlichen Reiter zu, und dem entsagenden Mathis wird der Weg nach Isenheim ins Elsaß eine Erleichterung. Von dort kommen Auftrag und Bitte, „einen Altar zu malen mit zwei festen und vier beweglichen Tafeln, so daß es also um sechs Flügelbilder, zwei Hauptstücke und die Predella, ginge". Das Schnitzwerk am Altar wird Niclas von Hagenau machen, ein Meister, den Mathis schon in Würzburg rühmen hörte. Er fühlt sich im Kloster der Antoniter bald heimisch und malt zuerst — gleichsam als Einführung für sich selbst — die beiden Antoniustafeln, Paulus und Antonius im Gespräch, und die Versuchung des Antonius. Dann aber steht er der Gebenedeiten Aug in Auge gegenüber und malt die Verkündigung mit fliegenden Händen, das Engelkonzert mit der ewigen Maria und Maria mit dem Kinde.

Maria zu malen als die Schönste der Frauen, ihr weiches Haar anzurühren, ihr Antlitz, ihre Hände, ihre Augen, ihren Mund zu streicheln — das ist eine schwere Probe auf die rechte Liebe. Die Erde muß keine Gewalt über den haben, der es tut.



Matthias Grünewald: Engelkonzert aus dem Isenheimer Altar

Zuweilen bricht Mathis seine Arbeit ab, denn seine Gedanken sind bei Agnes statt bei Maria. Dann sinnt er wohl darüber nach, ob die himmlische und die irdische Liebe nicht doch aus einer Wurzel blühen, und er weiß sich keine rechte Antwort darauf. Eines ist gewiß: Zu der ewigen Maria kam die Liebe im Licht. Das drang durch ihren Leib und machte ihn mütterlich. Thomas von Aquin hat es beschrieben, wie es war, und es ist zuletzt kein höheres Wunder als das, aus dem alles Menschenleben kommt, mögen auch die meisten nicht mehr die Ehrfurcht vor ihm haben, die ihm gebührt.

Da aber die ewige Maria mit dem Licht vermählt ist und auch das Licht gebiert, muß sie siebenfarbig strahlen wie das heilige Licht selbst, das auferstanden ist aus dem Grabe, und von dem Gott sagt: Ich bin das Licht.



Matthias Grünewald: Stuppacher Madonna

Darauf gönnte er sich eine kurze Spanne, um nach Seligenstadt zu fahren und zu erleben, daß Agnes trotz ihrer Liebe und trotz ihres Kindes, das sie empfing, sich gleich blieb in ihrer Reinheit, ja, daß sie noch schöner erblühte. Ihr Reiter aber ist wieder von dannen gezogen.

Wieder in Isenheim, geht Mathis an das Schwerste, das ihm aufgetragen wurde: Golgatha. In einer Einsiedlerhütte droben im Walde haust er tagelang ganz allein, hämmert ein schweres Kreuz zusammen, das er, oft vor Erschöpfung umsinkend, wie Christus selbst auf seinen Schultern hinunter ins Kloster schleppt. Unter furchtbarem Grauen holt er in der Nacht einen Toten aus dem Klosterspital und bindet ihn an sein Kreuz. Die Glieder schlagen ihm vor Entsetzen, bis er seine Zeichnung fertig hat, Tage des Fiebers trennen ihn noch von der eigentlichen Arbeit am Werk, der Vollendung seiner Bilder.

Mathis fühlt alles bis ins Letzte, ehe es gemalt ist.

Er bewegt sich, wie es Nachtwandler tun, läuft vom Gerüst, versinkt in Träume, kommt zurück, ohne daß er darauf achtet, wohin sein Fuß tritt, setzt den Pinsel an, malt, springt wieder herunter, wühlt in den Blättern, macht auch neue mit fliegendem Stift, Kreise, Ovale, Rechtecke, Spitzwinkel, Segmente, jagt hinauf, als sei irgend etwas gefunden, was gepackt werden müsse, damit es nicht wieder verloren werde.

Manchmal brüllt er auch auf, daß man es in der ganzen Kirche hört: „Fort, Satan, Fort!"

Was er auf Satan schiebt, verschuldet er selbst. Der Leib des Herrn muß im Bild sein, sollen die Dämonen gebändigt werden.

So setzt er ihn ohne Einzelheiten hin, einen grünlichen Schatten.

Nun kann die grausige Nacht am Tage des Jammers aufwachsen, jene, in der die Erde erbebte, die Felsen zerrissen und sich die Gräber auftaten.

Jetzt ist Mathis außer der Welt. Man hätte sein Fleisch sieden und brennen können, ohne daß er es merkte. —

Als die neuen Tafeln nach einem feierlichen Hochamt zum erstenmal gezeigt wurden, wuchs ein Wall von Betern um sie auf, der nicht locker wurde bis zum Abend. Die Bauern begriffen, das Bild war zu ihnen gehörig, wie Baum und Strauch, Acker, Fluß und Berg ihrer Heimat.

Gott war ganz nahe. Er stand neben dem Pflug, saß an ihrem Tisch, hielt in der Kammer Wacht über die Gedanken. Es hieß achtsam sein, daß man ihn erkenne, denn er schied sich nicht vom Menschlichen.

Was den Maler anlangte, der davonlief, als er seine Arbeit getan hatte, so mußte er wohl mehr von den Geheimnissen Gottes wissen als andere.

Meister Mathis aber geht nach vollbrachter Tat wieder ins Unbekannte zurück. Einige Zeit bleibt er als Altgeselle bei einem Freiburger Maler; als er endlich wieder in Seligenstadt einzieht, liegt die Agnes auf den Tod darnieder. Die einzige Nachricht, die von ihrem Neiter kam, sagte ihn tot, und es dauert nun nicht mehr lang, bis Mathis auch Agnes begraben muß. Das Kind Endres aber nimmt er an Sohnes Statt an. Er malt — wenn er, was selten genug geschieht, die Wasserkunst noch mit dem Pinsel vertauscht — nur noch Marienbilder, in denen ihm die tote Agnes immer verklärter aufsteht. Die Reformationsunruhen berühren ihn nur wie fernher kommende Wellen aus dem Meer des zeitlichen Geschehens. Daß ihn sein Erzbischof zur Kaiserkrönung Karls V. in Aachen in prächtige Hofgewänder steckt, zwingt ihm kaum ein Lächeln ab. Dabei hat er eine seltsame Begegnung mit Dürer, der ihn zeichnet.

Obwohl die Straßen unsicher sind und die Menschen allenthalben aufgewühlt ob der neuen Lehre, die Luther verkündet, zieht es den früh alternden Mathis noch einmal nach Isenheim, sein Werk zu sehen mit reinen Augen, nicht mehr mit denen des Ringenden und Schaffenden, sondern nur noch mit den demütigen Augen des Schauenden, des Geprüften und Gläubigen. Seine Freunde unter den Antonitern sind gestorben, als ein Fremder unter Fremden kniet er vor dem Altar.

Mathis zuckt das Herz so heftig, daß er sich kaum noch auf den Beinen hält . . . Ehe er Einzelnes sieht, sprühen die Farben auf ihn herab wie ein bunter Lichtregen. Ein Jubel will ihm aus der Kehle. Aber er hält ihn an, ehe er ihm entwischt.

Es ist nämlich — anders ist's nicht zu sagen —, als habe ihn das Bild erkannt und grüße herüber. Die Maria in der Verkündigung, die an der Pforte, die in der Herrlichkeit wissen's: Der Mathis ist da! Ist heimgekommen aus Irrsal und Wirrsal! In die einzige, ewige Heimat, die da ist, wo wir am nächsten dem Himmel sind . . .

Er senkt den Blick. Er will das Golgathabild erst sehen, wenn er sich der Kraft dazu gewiß ist.

Nun stöhnt es um ihn herum auf. Er fühlt, es ist da. Ein Schwindel überfällt ihn. Mit geschlossenen Augen bleibt er tief gebeugt.

Wie er glaubt, nun könne er's wagen und aufblickt, sieht er zuerst die weiße Maria im Arm des Johannes.

Zärtlich hängt sich sein Auge an sie. „Bist du's — Mutter der Schmerzen?"

Ein Zucken durchfährt ihn, als ob sein Herz angehalten werde. Wahrlich, er hat nur eine einzige Maria gemalt, einmal im Leid, einmal im Glück, einmal in der Hoffnung, einmal in der göttlichen Erfülltheit. Auch dort, aus dieser weißen Maria leuchtet Agnes — so wie sie damals ins Ewige versank.

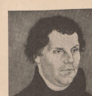
Geliebtes, Gelebtes, Geträumtes, Geschautes, alles ist eins in ihr.

Einer aber erkennt den fremden Beter wieder: der alte Holbein, dem, da er sich nicht rein hielt von der Hoffahrt und dem Tand um die Kunst, das Leben bös mitgespielt hat. Er ringt bis in seine Todesstunde noch um das Verlorene und müht sich vergeblich im Angesicht von Mathis Altar um ein letztes Marienbild.

Mathis will nicht in gleicher Weise sein eigener Schatten werden —; er folgt einem Ruf nach Halle als Wasserkunstmacher und versorgt sein Hab und Gut, als sei es für die Ewigkeit. Den Endres, der ihm menschlich fremd blieb, weil er wenig von Agnes und viel von seinem unsteten Vater geerbt hatte, gab er in guter Leute Hände. Dann fuhr er durch Würzburg, wo ihm die alten fast vergessenen Kinderstätten wieder tief ans Herz griffen, nach dem Norden.

Er hatte sich in Halle kaum seine Aufgabe, durch Kanalisierung die umgehende Seuche zu bannen, recht angesehen, als diese ihn selbst wegraffte.

Unter dem Ersten im neunten Monat Anno 1528 schrieben Burgermeister, Rathmann, Meistere der Innungen und Gemeinschaft der Stadt Halle an einen hochweisen Rath zu Frankfurt, Meister Mathis Gothart, ein Wasserkunstmacher, zuletzt wohnhaft in Frankfurt, sei selig entschlafen und christlich beerdigt. Er habe im Dienst der Stadt gestanden, „aber leider nit viel ausgericht".



Arno Deutelmoser
Luther, Staat und Glaube

Von Carl Hans Watzinger

Am 31. Oktober 1517 schlägt Martin Luther, damals Magister der heiligen Theologie und der freien Künste, seine 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg. Damit tritt er in die Geschichte der Kirche ein, zugleich aber auch, was freilich nicht abzusehen war, in die Geschichte des deutschen Volkes. Rom geht sofort in Abwehr. Denn die Thesen bringen seine Herrschaftsstellung in Gefahr. Luther ist sich dessen nicht bewußt. Er will der getreue Sohn der römischen Kirche bleiben. Tatsächlich ist er es nach dem Thesenanschlag nicht mehr.

Mit den Gründen, die er gegen den Ablaß anführt, trifft er, ohne es zu ahnen, Rom im Kern seines Wesens. Luther bestreitet nämlich die Rechtfertigungslehre: „Es ist ein großer Irrtum, daß jemand meine, er wolle genugtuen für seine Sünden, so doch Gott dieselben allzeit umsonst aus unschätzlicher Gnade verzeihet, nichts dafür begehrend, denn hinfürder wohl leben."

Die Maßnahmen Roms setzen ein. Silvester Prierias, der „Meister des heiligen Palastes", verwirft die Sätze Luthers, erklärt sie für ketzerisch. Auf das Ansinnen, sich binnen 60 Tagen vor dem Papst zu verantworten, stellt Luther sich zunächst taub. Er antwortet erst im August 1518 auf die Schrift des Prierias. Er ist bis zu dieser Zeit, den Pfaden der Mystiker folgend, ernsthaft bemüht gewesen, über den Begriff des freien und unfreien Willens des Menschen klarzuwerden, er hat in den Schriften Taulers und in der „Theologia deutsch" des unbekannten Deutschordenspriesters aus Frankfurt am Main gelesen. Schließlich baut er auf seiner Römerbrief-Vorlesung aus den Jahren 1515/16 weiter. Immer deutlicher wird ihm, daß Gott in allen Dingen lebt und west — auch in der Sünde, die somit zu einem Werke Gottes wird. In den Heidelberger Thesen von 1518 bekennt er dann vor aller Welt, daß der Mensch in seinem Tun unfrei ist. Der letzte Schritt über Rom hinweg ist nun getan. Trotzdem versucht Papst Leo X., Luther wieder für sich und für die Kirche zu gewinnen; er schickt den Kardinal Cajetan nach Augsburg, damit er Luther zum Widerruf seiner Schriften bewege. Der Mönch aus Wittenberg geht aber keinen Schritt von seinem Glauben ab. Der Kardinal erzürnt, sie scheiden unversöhnt voneinander. Im Herbst 1520 folgt die Bulle, die den Bann androht. Sie richtet sich besonders gegen die Lehre vom unfreien Willen. Luther verbrennt sie am 10. Dezember dieses Jahres vor dem Elstertor zu Wittenberg. Die Geistesmächte trennen sich. Der vollständige Bruch, innen und außen, wird aber erst am Reichstag zu Worms der Öffentlichkeit klar. Als Abschluß der grundsätzlichen Auseinandersetzung Luthers mit der römischen Kirche ist dann die Gegenschrift Luthers „Vom unfreien Willen" (1525) auf das wissenschaftliche Bekenntnis des Erasmus „Über den freien Willen" (1524) zu betrachten. Alle anderen Schriften des Reformators bleiben, was den Glauben betrifft, von zweiter, wenn auch keineswegs nebensächlicher Bedeutung.

Hier setzt das Buch Deutelmosers ein, durch das Luther in das Blickfeld des ganzen deutschen Volkes gerückt wird. In seiner Streitschrift „Vom unfreien Willen" liegt der Schlüssel zu seinem Werk und zu seiner Persönlichkeit.

Die Staatslehre Luthers tritt gleichsam nur in Auszügen hervor und ist über das Gesamtwerk verstreut. Vor allem finden wir die Bemerkungen Luthers zum Staat in seinem Aufruf „An den christlichen Adel deutscher Nation" und in der Schrift „Von weltlicher Obrigkeit",



Hans und Margaretha Luther, die Eltern des Reformators. Nach einem alten Augsburger Kupferstich

letztlich in seiner Einstellung zum Bauernkrieg. Grundlegend ist bei Luther „das Ja zur Welt".

Das Leben im Staate aber ist ihm aus einer göttlichen Ordnung verständlich, und hier treffen sein Glaube an die Wesenheit Gottes in allen irdischen Dingen und seine Staatsauffassung zusammen. Der Staat Luthers hat seinen Grund im Glauben an den in der Welt allein und allmächtig wirkenden Gott. Luther gliedert diese „weltlich-göttliche" Ordnung in drei Stände: „Der erste ist der Hausstand; der andere das politische und weltliche Regiment; der dritte der Kirchen- oder Priesterstand."

Diese Entwicklung Luthers zum Staate ging langsam vor sich. Zunächst scheidet er Staat und Kirche scharf voneinander. Der Staat braucht die Gewalt, um bestehen zu können; der Kirche muß jede Gewalt — siehe Bergpredigt! — ferne liegen. Das bringt Luther zwangsläufig in den Gegensatz zur römischen Kirche, die ja Macht anstrebt und erhält. Auf dem Reichstag zu Worms im Jahre 1521 erreicht seine innere Spannung über das Verhältnis von Kirche und Staat ihren Höhepunkt. Gleichzeitig ist er aber auch in die Lehre vom unfreien Willen immer tiefer eingedrungen, und da wird ihm nun, nachdem er erfahren hat, daß Gott in allen Dingen west, die Erkenntnis vom göttlichen Amt der Obrigkeit. In der Obrigkeit lebt Gott; ihr Befehl ist sein Wille. Durch die Obrigkeit belohnt oder züchtigt Gott die Menschen. Als höchste weltliche Obrigkeit sieht Luther den Kaiser des Reiches. Er ändert diese Ansicht zwar in späteren Jahren. Das ist verständlich; denn er hätte sich, seit dem Reichstag zu Worms von Kaiser und Reich geächtet, selbst aufgeben müssen, wenn er offen für den Kaiser gewesen wäre. Aber im geheimen lebt in ihm die Sehnsucht nach einem das Reich und das Evangelium schützenden Kaiser. Immer sieht er ja das ganze Deutschland vor sich, nicht etwa dieses oder jenes Land. In seinem Kampf gegen die römische Kirche fühlt er sich als der Vertreter des Reiches.

Der Einzelne ist Glied des Ganzen. Er hat im Ganzen sein Amt zu erfüllen. Der Staat als die Herrschaftsordnung dieses Ganzen hat über die Erfüllung zu wachen und die Säumigen anzutreiben. „Der Kaiser oder Fürst im Lande soll auf beide Amter sehen und darob halten, daß die im Wehramt rüstig und reisig sind und die im Nähramt redlich handeln, die Nahrung zu bessern; unnütze Leute aber, die weder zu Wehren noch Mehren dienen, sondern nur zehren, faulenzen und müßig gehen können, nicht leiden, sondern aus dem Lande jagen oder zum Werk halten." Luther kennt also einen staatlichen Arbeitszwang. Denn die Arbeit ist nicht mehr bloße private Erwerbstätigkeit des Einzelnen; sondern sie ist die Pflichterfüllung des Gliedes im Ganzen und für das Ganze.

Die Alten und Kranken fallen aus diesem Gesetz. Der Staat hat aber für ihre Zukunft zu sorgen. Ebenso wünscht Luther die staatliche Regelung der Wirtschaft. In der Schrift „Von Kaufhandlung und Wucher" baut er die Wirtschaft in seine Anschauung ein. Jedoch, alles in allem: es bedarf bei dieser Staatsherrschaft des Rechtes. Das Recht ist aber für Luther „eine Waffe, mit welcher der Staat seine Herrschaft ausübt". Bemerkenswert ist nun, auf diese Ansicht bezogen, die Haltung Luthers während des Bauernkrieges. Für gewöhnlich heißt es, daß Luther die Bauern verraten habe. Tatsache aber ist, daß Luther sich seit 1520 stärker auf den alleinwirkenden Gott und damit auf das göttliche Amt der weltlichen Obrigkeit stützt, als es bis zu diesem Jahr geschehen war. 1525, beim Bauernaufstand, zieht er aus seiner geistigen Erkenntnis den praktischen Schluß, und so mußte er sich auf die Seite der Fürsten stellen — allerdings nicht blindlings, wie aus seiner „Ermahnung zum Frieden" ersichtlich ist. Luther sieht die Ordnung des Staates durch die Bauern angegriffen, er weiß von ihrer leiblichen und seelischen Not, aber diese Not, so erkennt er, darf nicht mit den Waffen entschieden werden. Das ist der tiefere Blick Luthers in das Wesen des Staates: er verdammt den Aufstand zunächst aus dem Grunde, weil er von Geistlichen — Müntzer, Karlstadt — geführt wird. Und damit trifft er, nicht nur für seine Zeit, sondern für alle kommenden, den Kern, und jetzt mag auch sein Kampf gegen die römische Kirche von dieser politischen Weitsicht aus betrachtet werden: die christliche Kirche darf keine Gewalt üben; denn sie ist keine politische Gemeinschaft, sie ist eine Gemeinschaft der Gläubigen. Ihre Herrschaft verfällt, falls sie



Geburtshaus Martin Luthers in Wittenberg, Hofseite
Archivbild

ihre Heilslehre auf den Staat überträgt, der Anarchie.

Nun ist es freilich so, daß der christgläubige Mensch auch im weltlichen Regiment sein Amt ausüben muß. Das führt Luther dazu, den Menschen als Christgläubigen und zu seiner Tätigkeit im Staat getrennt zu erkennen.

„Ein Christ führt zweierlei Personen, nämlich eine gläubige oder geistliche, die andere eine bürgerliche oder weltliche. Die gläubige oder geistliche leidet alles, isset noch trinket nicht, zeuget nicht Kinder usw., noch nimmt sie sich dieses weltlichen Wesens noch Tuns nichts nicht an. Die bürgerliche aber ist weltlichen Rechten und Gesetzen unterworfen und zu Gehorsam schuldig, muß sich und die Seinen verteidigen und beschirmen, wie die Rechte befehlen."

Das weltliche Regiment lebt von der Macht, die es ausübt, die Kirche ist in den Staat eingeordnet, sorgt für die Seelen der Gläubigen. Der Landesherr ist auch Herr über die Kirche, die aber in ihren geistlichen Entscheidungen nicht getroffen werden darf. Daraus ist die Stellung Luthers im Bauernkrieg noch deutlicher als die einzig ihm zukommende zu erken-

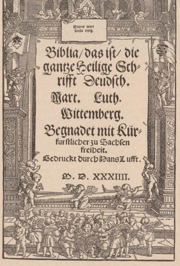
nen. Gerade hier offenbart sich, wie stark Luther in der Idee vom Reich gelebt hat; er löste sich von den Bauern, obgleich sie seinem Glauben anhingen — der Staat stand ihm höher. Das ist gewiß ein Bruch im Christentum Luthers. Aber wir müssen endlich einmal dazu übergehen, Luther nicht allein als Theologen, sondern als Führer seines Volkes zu sehen.

In dem Buche Deutelmosers geht es also nicht so sehr um rein theologische Erkenntnisse als um die Eroberung Luthers für unsere Zeit. Somit darf die Schau auf die Nachfolgeschaft des Reformators nicht fehlen. Schon zu Luthers Zeiten ist Melanchthon bemüht, das Werk des „deutschen Propheten", wie Luther bezeichnenderweise sich selbst einmal genannt hat, streng auf das Wort der Bibel zurückzuführen. Die protestantischen Theologen nach Melanchthon und bis herauf in unsere Zeit sind am allgemeinen nicht abgewichen von dieser Art. Und so blieb auch das Werk Luthers abgeschwächt, seine wahre Persönlichkeit dem Volk entrückt. Der „Philosophus Teutonicus" Jakob Böhme ist dann das nächste Glied in der Kette. Er geht in seiner Lehre von Meister Eckehart aus.

Aber er führt, ohne es zu ahnen, Luthers Lehre folgerichtig weiter. Die Mystik hatte im Widerspruch zu ihrer Lehre von der göttlichen Alleinheit noch einen freien menschlichen Willen stehen lassen, der ein Anders-Wollen war, als Gott will. Luther hatte in Fortführung der Mystik die Freiheit des menschlichen Willens in der göttlichen Alleinwirksamkeit aufgehen lassen und daher die vollständige Freiheit des Menschen vor Gott gelehrt. Böhme erkennt, ohne um diesen Zusammenhang zu wissen, daß in der Wesenseinheit von Gott und Mensch, die Luther gerade mit seiner Lehre von der restlosen Unfreiheit des Willens herstellte, die Freiheit der Seele gegeben ist.

Aber auch Rom schreitet jetzt zum Angriff vor. „Der Jesuitenorden wird die Kerntruppe des römischen Gegenstoßes." Es gelingt ihm aber nicht, einen inneren Sieg über Luthers Lehre zu erringen. Dennoch bewährt sich die Kraft Roms, letztlich durch die Unterstützung der Habsburger, aufs stärkste; Tilly und Wallenstein erobern die deutschen Länder. Die protestantischen Fürsten vermögen keinen nennenswerten Widerstand zu leisten. Erst Gustav Adolf von Schweden ist „der König, auf den Luther gewartet hat". Sein jäher Tod unterbricht die weitere Entwicklung. Als der Große Kurfürst das schwedische Heer bei Fehrbellin schlägt, tritt er die geistige Erbfolge Gustav Adolfs an.

Der Sieg wird zum sichtbaren Zeichen, daß das Königsamt des Reiches, welches Gustav Adolf aus den Händen Luthers empfangen hat, auf die preußischen Herrscher übergegangen ist.

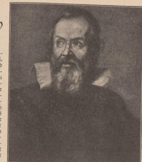


Titelseite der großen Bibelausgabe von 1534 (Archivbild)

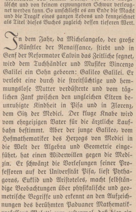
Zsolt von Harsányi
Und sie bewegt sich doch

Von Olaf Saile

Es geht durch die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte die ergreifende Anekdote: Galileo Galilei, der große italienische Astronom, Zeitgenosse und Mitkämpfer Johannes Keplers, habe vor dem Gericht der Inquisition, vor dem er sein Bekenntnis zu Kopernikus in einem peinlichen Verfahren widerrufen und abschwören und also die Bewegung der Erde leugnen mußte, um sich vor dem Scheiterhaufen zu retten, gebrochen und leise das Wort gesprochen: „Und sie bewegt sich doch!" Dieser Ausspruch Galileis ist geschichtlich nicht erwiesen. Wer dieses Wort auch erfunden haben mag — es ist von einer genialen und fast mythischen Tiefe: es ist der innere Protest eines brutal vergewaltigten Geistes, dessen Lebenswerk von keinem Gericht der Erde ausgelöscht und von keinem erzwungenen Schwur verleugnet werden kann. So umschließt es am Ende die Macht und die Tragik eines ganzen Lebens und kennzeichnet als Titel dieses Buches zugleich dessen tieferen Wert.



Galileo Galilei



In dem Jahr, da Michelangelo, der große Künstler der Renaissance, stirbt und in Genf der Reformator Calvin das Zeitliche segnet, wird dem Tuchhändler und Musiker Vincenzo Galilei ein Sohn geboren: Galileo Galilei. Er verlebt eine durch die streitsüchtige und hemmungslose Mutter verdüsterte und vom täglichen Zank zwischen den ungleichen Eltern beunruhigte Kindheit in Pisa und in Florenz, dem Sitz der Medici. Der kluge Knabe wird vom ehrgeizigen Vater für die ärztliche Laufbahn bestimmt. Aber der junge Galileo, vom Hofmathematiker des Herzogs von Medici in die Welt der Algebra und Geometrie eingeführt, hat einen Widerwillen gegen die Medizin. Er schwänzt die Vorlesungen seiner Professoren auf der Universität Pisa, liest Pythagoras, Euklid und Aristoteles, macht selbständige Beobachtungen über physikalische und geometrische Begriffe und erkennt an den Aufzeichnungen des berühmten Paduaner Mathematikprofessors Moletti zum erstenmal, daß hier ein Mensch den großen Aristoteles, auf dem die Wissenschaft von zweitausend Jahren fußt, verschiedener Irrtümer in seinen mechanischen Leitsätzen bezichtigt.

Mit achtzehn Jahren macht Galileo Experimente über Experimente. Ein fast dämonischer Eifer erfüllt ihn. Kein Fehlschlag macht ihn mutlos. Schließlich fällt ihm an einem schwebenden Kronleuchter, der eben aufgehängt wird, das Geheimnis der Schwere und des Falls geometrischer Körper auf. Durch einen Zufall, der oft die großen Entdeckungen begleitet, kommt er auf das Gesetz der Pendelbewegung. Mit ihm erreicht er, was er vorher mit seinen kindlichen Versuchen vergebens erstrebte: er entdeckt ein neues physikalisches Gesetz über die Fallgeschwindigkeit und sieht an seinen eigenen Experimenten, daß Aristoteles sich geirrt hat. Aber das Gesuch um ein Stipendium auf Kosten des Florentiner Hofes wird abgelehnt, weil es Galileis Professoren nicht unterstützen. Sie stellen ihn als „nachlässigen, die Vorlesungen versäumenden, streitsüchtigen und widerspruchslustigen Schüler" hin; und an der Universität nennt man ihn nur den Rebellen. Um so leidenschaftlicher aber erwächst sein Selbstgefühl.

Seit sein Idol gestürzt war, sein Glaube an Aristoteles zusammengebrochen, fühlte er sich wie einer, dem im offenen Meer der Balken aus der Hand glitt und der mit einem Male schwimmen muß, um nicht unterzugehen. Auf dem unendlichen Ozean der unerforschten Wissensgebiete war er ganz allein: jeden Menschen, den er hier traf, mußte er als Feind ansehen. Er konnte sich auf nichts anderes als auf seinen Verstand verlassen.

Selbst die Hilfe des Vaters scheidet für ihn aus. Der Tuchhändler Galilei hatte kein Geld mehr übrig für einen Sohn, der nur las, debattierte, experimentierte, seine Vorlesungen ver-

säumte und nicht einmal zur Prüfung zugelassen wurde. Galileo, der verkrachte Student der Medizin, muß ins väterliche Geschäft eintreten, Tuche abmessen und den Verkäufer spielen. Die Mutter tobt, und auch der Vater verliert die Geduld, als Galileo mit einem seiner nächtlichen Experimente, mit einer Wasserhebemaschine, die er erfinden will, die Ware des Vaters ruiniert. Er wird aus dem Laden gewiesen, wird im Haus nur geduldet, jeder Bissen wird ihm vorgehalten, mit gepumptem Geld betrinkt er sich und wälzt schließlich Selbstmordpläne. Aber noch auf der Brücke über dem Strom, in dem er sein Grab suchen will, beschäftigen ihn plötzlich wissenschaftliche Spekulationen, und er erfindet eine hydrostatische Waage. Sie rettet ihm das Leben, denn der Gedanke an Selbstmord ist plötzlich wie weggeweht. Die Waage wird im herzoglichen Palast vorgeführt, Galileo erhält eine Audienz am Hof, der Ruhm des jungen Forschers nimmt seinen Anfang. Der Hofmathematiker erwägt schon die Berufung Galileis auf den mathematischen Lehrstuhl einer Universität. Aber die Zeit vergeht, das Herzogspaar stirbt, der Hofmathematiker stirbt und erst nach langem Warten errichtet die Universität Pisa, widerwillig dem Wunsche der Regierung gehorchend, für ihren ehemaligen übelangeschriebenen Studenten Galilei einen mathematischen Lehrstuhl. Der junge Professor ist fünfundzwanzig Jahre alt.

Aristoteles, der vor zweitausend Jahren sein Lehrgebäude schuf, beherrscht unangefochten das Weltbild der Zeit. Aber der junge Gelehrte, von einem leidenschaftlichen Forscherdrang und vom heiligen Feuer der Jugend erfüllt, richtet unbekümmert seine Hammerschläge gegen die Säulen des aristotelischen Weltsystems. Der Rektor der Universität weist ihn barsch zurecht: wer den in die heiligen Autoritäten gesetzten Gemeinglauben untergrabe, sündige wider die Kirche und wider den Staat. Der junge Forscher will seine Beobachtungen und Experimente praktisch vorführen; aber das Professorenkollegium folgt seiner Einladung nicht. Ein Gesuch um Verlängerung seines Vertrags ist aussichtslos; nach dreijähriger Lehrtätigkeit verläßt er Pisa, von vielen Feinden gehaßt, von wenigen Freunden geliebt. Aber unter diesen Freunden sind berühmte und einflußreiche Männer, die auf diesen jugendlichen Feuerkopf aufmerksam geworden sind. Es ergeben sich Beziehungen zu den Kreisen der gelehrten Welt, zur Universität Padua und zur Republik Venedig. Das alles ist wichtig, vor allem aber ist wichtig, daß die venezianische Republik den Studenten und Professoren völlige Denkfreiheit gewährt, und daß der Einfluß der Kirche hier nicht ganz so mächtig ist wie überall sonst.

Wie eine Verheißung klingt es dem jungen Forscher ans Ohr, und ein mächtiger Traum wächst in ihm auf: der Lehrstuhl in Padua. Bei einem Besuch des Professorenkollegiums wird er herzlich aufgenommen, hilfreiche Menschen helfen ihm über die Gefahr des Verhungerns weg, und endlich ernennen die Riformatori in Venedig Galilei zum Professor an der Universität Padua als Nachfolger des verstorbenen Moletti. Über Galileis Leben gehen die Sterne auf. Die glücklichste Zeit seines Lebens beginnt. Padua wird ihm ewig freundlich sein.

Verheißungsvoll ist der Auftakt, wie er zum erstenmal im Hörsaal dieser berühmten Universität steht und vor seinen Studenten und dem gesamten Professorenkollegium seine Arbeit mit einer großen Rede über die Bedeutung seiner Wissenschaft, die Richtlinien seiner Arbeit und die Säulen seiner Weltanschauung beginnt.

Würdig, feierlich, in einem der ernsten Angelegenheit angepaßten Tonfall sprach er die sorgfältig gehämmerten Sätze. Lampenfieber empfand er nicht einen Augenblick lang; das konnte er übrigens auch sonst nicht, denn die Glut seiner Überzeugung versengte alle zwischen ihn und seine Zuhörer sich drängenden Hemmnisse. Einige Minuten lang vermochte er noch seiner vorher zurechtgelegten Rede zu folgen, dann bekam er es aber satt und begann frei zu sprechen. Zunächst streute er nur irgendeine geistreiche Bemerkung in seinen Text ein mit der Absicht, bald wieder zu dem ursprünglichen Wortlaut zurückzukehren, aber seine Gedanken griffen so schnell ineinander, daß er kaum imstande war, sie auszusprechen. Er bekam gute Laune, seine Rede wurde heiter und farbig. Er war angeregt und regte an, es war etwas in der Luft dieses Saales, was ihm verriet, daß jeder ohne Ausnahme auf alle seine Worte achtete. Bedauernd bemerkte er, daß ihm der Rektor verborgen zuwinkte: die für die Rede vorgesehene Zeit war vorüber. Da kehrte er geschickt zu den vorher ausgearbeiteten Schlußsätzen seiner Rede zurück, ohne zu stocken verlangsamte er das Tempo, seine Stimme wurde wieder feierlich... In klassisch entworfenen, prächtigen lateinischen Sätzen beendete er schließlich das, was vor fünf

Minuten noch eine lustige Plauderei war. Die Studenten klatschten tobend Beifall. Aus ihren Blicken, wohin er nur sah, strahlte Anteilnahme und Zuneigung, als ob jedes Gesicht sagen wollte: das ist unser Mann!"

Ja, er ist ihr Mann. Die Studenten strömen ihm zu, es sind Leute darunter aus aller Herren Ländern, aus Deutschland, Frankreich, England, Spanien. Alle suchen seine Bekanntschaft, berühmte Fremde schreiben ihm Briefe. Galileis Name dringt hinaus in die europäischen Länder. Unermüdlich arbeitet er weiter an seinen mathematischen und physikalischen Experimenten, schreibt im ersten Jahr in Padua sein Buch über die Mechanik, in dem er die Grundsätze einer vollkommen neuen wissenschaftlichen Anschauung entwickelt, erfindet eine Maschine zur Bewässerung der Felder, den Zirkel — und später das Fernrohr. Ungeheuer steigt sein Ruhm. Seine Einnahmen wachsen; aber er kommt nie aus den Schulden heraus. Beim Tode des Vaters hat er für die Mitgift seiner Schwester die Bürgschaft übernommen, und auch sein Bruder Michelagnolo liegt ihm auf der Tasche. Aber Galilei läßt sich nicht unterkriegen.

„Das größte Geschenk, das ich von Gott erhielt", sagt er zu den Freunden, „ist der Leichtsinn. Selbstverständlich bewegt es auch mich, wenn ich etwa geldliche Schwierigkeiten habe. Ich quäle mich, ich zerbreche mir den Kopf, ich bin mürrisch. Aber eine Stunde später habe ich alles wieder vergessen. Die größte Freude ist es, zu leben. Nichts kommt dieser Freude gleich."

An der Universität liest er in seinen astronomischen Kollegien über Ptolemäus, setzt seinen Hörern das grundlegende Werk der Astronomie, das „Almagest", auseinander, wonach die Erde im Mittelpunkt des im sich kreisenden Weltalls ruht und stillsteht . . . Da taucht plötzlich irgendwo der Name Kopernikus auf. Tolle Dinge werden von diesem deutschen Domherrn erzählt. Galilei will der Sache auf den Grund kommen, und bald hält er das kopernikanische Werk in den Händen, in dem einer behauptet: der Mittelpunkt des Weltalls ist die Sonne, die Erde ist nur ein Planet wie die andern und dreht sich um die Sonne.

Wie eine Offenbarung wirkt das Buch. Mit dem Scharfsinn des echten Forschers ahnt Galilei, daß Kopernikus recht hat; seine Behauptungen sind für die Phantasie des Paduaner Professors überzeugend, es fehlen nur noch die Beweise. Unruhe erfaßt ihn, er rechnet, vergleicht, experimentiert. Er wird die Beweise erbringen. Aber bis er sie hat, muß er vom Katheder herab das Werk des Ptolemäus vortragen, „ohne Glauben und ohne Luft". Und wie er weiter forscht, klingt ihm noch ein anderer Name ans Ohr: Johannes Kepler. Ein deutscher Gelehrter, sieben Jahre jünger als er, ist dieser Kepler und hat einen einzigartigen Mut: vor aller Welt bekennt er sich offen und furchtlos zu Kopernikus.

Etwas Unerklärliches zog ihn zu diesem unbekannten Menschen. Er mußte ihm irgendwie wesensverwandt sein, furchtlos, mit einem ebenso klaren Verstand wie er. Es gab Augenblicke, in denen der Gedanke ihn zornig machte, daß es einen Kepler auf der Welt gab, und daneben solche, in denen er ihn am liebsten hätte freundlich umarmen oder ihm zumindest schreiben und ihm mitteilen mögen, er solle nicht kleinmütig werden, er solle nur fest bleiben, denn auf einem andern Flecken der Erde, inmitten der vielen Millionen Unwissender, habe er einen Bruder, in dessen Seele derselbe Funke leuchte . . .

Wie zwei Berggipfel grüßen Galilei und Kepler einander. Eines Tages kommt aus Graz das Buch dieses deutschen Astronomen: der „Prodromus", die Betrachtungen über das Weltgeheimnis. Begeistert schreibt Galilei zurück: „Wenn es viele Euresgleichen gäbe, würde ich meine Gedanken zu veröffentlichen wagen; da es aber nur sehr wenige sind, will ich von einem solchen Wagnis vorläufig absehen."

Doch immer stärker quält ihn sein wissenschaftliches Pflichtgefühl, sich selbst öffentlich zur Wahrheit, also zu Kopernikus zu bekennen. Er beschimpft sich selbst wegen seiner Feigheit; aber noch immer scheut er vor diesem Schritt zurück. Da kommt aus Graz die Antwort auf seinen Brief. Kepler schreibt wie ein Bruder, er solle nur aus seiner Zurückhaltung heraustreten: „Glaube, Galilei, und tritt vor! Wenn ich nicht irre, werden sich von den berühmten Mathematikern Europas nur wenige gegen uns wenden, so groß ist die Kraft der Wahrheit. Wenn Italien dir nicht geeignet erscheint und du fürchtest, dort auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen, so wird uns vielleicht Deutschland die erforderliche Freiheit gewährleisten!" Dieser Brief steigert Galileis Gewissenskämpfe, wie ein Verräter kommt er sich vor.

Es scheint, als suche er in dem prunkvollen, renaissancistisch-verschwenderischen und lebens-

hungrigen Venedig Zerstreuung, und er erlebt den ganzen Zauber dieser märchenhaft reichen Stadt, dieses überschwenglichen Zeitalters. Und in dieser Zeit überfällt Galilei das große menschliche Erlebnis: die Liebe zur jungen Venezianerin Marina Gamba. Irgendwo eine Gondel durch das nächtliche Venedig, das Rauschen eines Mädchenkleids, die erste Umarmung, eine schlanke Gestalt, die im Dunkel der Nacht verschwindet . . . aber das Erlebnis geht nicht ganz in die Tiefe, es ist von vornherein mit einem Schatten überdeckt. Zwar läuft das Leben dieser beiden Menschen lange Jahre nebeneinander her — aber doch nur nebeneinander, auch wenn Marina ihm, ohne seine Frau zu sein, drei Kinder zur Welt bringt. Zwischen die Herzen und noch mehr zwischen den Geist dieser beiden Menschen ist eine zu große Ferne gelegt. Fast gleichgültig trennen sie sich, als Marina die Frau eines andern wird, und Galilei, der später seine Kinder zu sich nimmt, gibt der Geliebten eine Mitgift wie einer Tochter. Nach vielen Jahren später trifft ihn ihre Todesnachricht wie die einer Fremden.

Aber in dieser Zeit breitet sich Galileis Leben äußerlich und innerlich aus. In dieser Zeit erfährt er, daß Giordano Bruno auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. „Mag man mich verbrennen!" ruft Galilei in einem Augenblick erhabener Trunkenheit, „ich werde trotzdem hervortreten!" Aber ein venezianischer Freund antwortet ihm: „Ihr liebt diese Welt mehr als alles andere. Ihr werdet nie auf dem Scheiterhaufen sterben."

Und Galilei wagt nicht hervorzutreten. Heimlich nur geht er auf den Spuren des Kopernikus. Mit seinem Fernrohr gelingt ihm eine Entdeckung, die entscheidend für sein Leben und wichtig für die astronomische Wissenschaft wird: in der Nähe des Jupiter entdeckt er drei kleine neue Sterne. Blitzhaft arbeiten seine Gedanken: der Jupiter hat Monde, ist demnach ähnlich wie die Erde — also hat Kopernikus recht! Und er schreibt sein Buch vom „Sternenboten". Er widmet es dem herzoglichen Hof in Florenz und nennt die neuentdeckten Gestirne die „mediceischen Sterne".

Aus der ganzen Welt kommen Huldigungsbriefe, und aus Florenz eine Nachricht, die sein Herz mit Freude erfüllt: man ruft ihn in die Heimat zurück, mit allen Ehren, die das Vaterland zu vergeben hat. Er wird Hofmathematiker des Herzogs. Nach achtzehn Jahren verläßt er die Universität Padua, deren berühmtester und beliebtester Lehrer er war.

Es ist die Heimkehr in ein Leben voll von Ruhm und Erfolgen, ein Weg in Gefahr und in das tragisch umschattete Ende. Bald finden sich Neider, die mit der Autorität der Bibel die Autorität des Gelehrten zu erschüttern suchen. In Florenz führen die Jesuiten das große Wort. Es ist ratsam, nach Rom selbst zu gehen. Jetzt will er sich bekennen; die Kirche aber muß er hinter sich wissen, sonst ist er verloren. Er erhält Audienzen bei Kardinälen und beim Papst. Ein kirchliches Sachverständigen-Urteil bejaht seine wissenschaftliche Arbeit. Und nun wagt er das offene Wort: in seinem Buch über die Sonnenflecken erklärt er ohne Umschweife: die Sonne dreht sich um ihre eigene Achse, und die Erde dreht sich mit den andern Planeten um sie. Der Kardinal Barberini richtet eine Ode an den großen Gelehrten . . . Wie Maulwürfe nur sind die jesuitischen Gegner am Werk.

Da verteidigt er sich gegen die Anwürfe, die ihn in Gegensatz zur Bibel stellen wollen, mit einer geistvollen Abhandlung über das Thema Theologie und Wissenschaft, indem er beide voneinander trennt. Nun kommen die Maulwürfe vereinzelt an die Oberfläche; von den Kanzeln herab wettern Mönche gegen den Ketzer Galilei. Immer weitere Kreise zieht der gefährliche Kampf. Auch die Kardinäle in Rom werden plötzlich kühl und zurückhaltend. Vor die Sterne seines Lebens ziehen drohend unheilvolle Wolken. Und tatsächlich steht schon die Lehre des Kopernikus vor der Inquisition. Nicht gegen Galilei, aber gegen seine Anhänger ist die Klage erhoben. Ihn selbst läßt die Kirche hinter ihre Gründe schauen:

Gott schuf Adam und Eva, durch sie die Menschheit und erlöste sie dann durch seinen eigenen Sohn. Nach dieser Menschheit richtet sich alles im Kosmos, nach ihr als Gegenstand der Erlösung. Nichts kann wichtiger sein, auch die Sonne kann nicht wichtiger sein. Die Sonne, der Mond, die Sterne, alles dies sind nur Teile dieser irdischen Welt, wo sich das unerhörte Mysterium des Opfers der Erlösung abspielte . . . Wie soll man nun jener Idee Vorschub leisten, die Erde sei nur ein nebensächliches Sternchen? . . . Das wäre ein größerer Schlag als die Reformation und als jedes andere Ketzertum. Das könnte die weltliche Macht des Papsttums untergraben.

Und das Heilige Offizium erklärt: die Lehre, wonach die Sonne im Mittelpunkt des Weltalls stehe und die Erde nur ein Planet sei, der sich um die eigene Achse und um die Sonne drehe, ist irrig und ketzerisch.

Am letzten Tage ging Galileo Galilei noch einmal in die Kathedrale der Inquisition. „Ich lebe", flüsterte er glückselig und dankerfüllt, „man hat mich nicht verbrannt . . ." Als er aus der Kirche trat, blieb er auf dem kleinen Vorplatz stehen und sah auf den Gebäudekoloß zurück. Er lenkte seine Blicke zu den Fenstern, hinter denen die Theologen der Inquisition berieten, wo sie ihr Urteil fällten. An dem strahlend blauen Himmel glänzte die Sonne. Diese Riesenkugel, um die herum sich auch in dieser Sekunde, wie seit Zeit und Ewigkeit, eine kleine Steinkugel bewegt: die Erde. Einige wenige Menschen, der millionste Teil eines Staubkörnchens, haben sich an einem winzigen Punkt dieser winzigen Erdkugel, den man mit bloßem Auge gar nicht sehen kann, zu einer Beratung zusammengesetzt, und während diese winzige Kugel im unermeßlichen Weltall mit ihnen vorwärts saust, beschließen sie, daß diese Kugel sich nicht bewegt. Die Erde bewegt sich nicht! Galilei blickte zu den Fenstern hoch und rief fröhlich und unbeschwert, überzeugt und fast schelmisch wie ein unartiges Kind: „Und sie bewegt sich doch!"

Das Leben läuft weiter. Galilei geht auf die Sechzig zu, seine Kinder sind erwachsen; von den alten Freunden stirbt einer nach dem andern — aber die Feinde sind noch immer am Werk. Auf alle Schmähschriften will er ein neues Buch schreiben, „keine Streitschrift, sondern ein schönes großes Werk, das das Lebensbekenntnis seiner Wissenschaft sein sollte": die „Goldwaage". In derselben Zeit kommt die Nachricht, daß jener Kardinal Barberini, der einst eine Ode an Galilei richtete, Papst geworden ist. Ein unerhörtes Glücksgefühl erfüllt den alternden Gelehrten: „Jetzt werde ich Kopernikus doch hervorholen! Jetzt wird alles anders werden!"

Tatsächlich werden die Feinde zahm — gegen den Freund des Papstes ist der offene Kampf nicht ratsam. Galilei reist nach Rom, wird wie kein zweiter vom Papst empfangen und mit Gunstbezeugungen überschüttet — aber seine Hoffnung, mit Hilfe des päpstlichen Freundes, der die Macht auch über die Wissenschaft hat, sein Lebenswerk zu krönen, erfüllt sich nicht. Der Papst reicht ihm nicht die Hand dazu. Doch bei den neuen Angriffen überwindet Galilei die Sorge vor der Inquisition im Gefühl der päpstlichen Huld, die über seinem Leben strahlt.

Da bringt sein neuestes Werk, sein „Dialog" über das ptolemäische und kopernikanische Weltsystem die entscheidende Wendung, die von nun an sein Leben bis ans Ende überschatten wird. Das Buch wird verboten. Der Papst ist persönlich beleidigt; denn er glaubt, Galilei habe ihn verspottet, weil er ein Argument des Papstes einem einfältigen Menschen in den Mund gelegt habe. Der greise Gelehrte erhält den Befehl, vor dem Heiligen Offizium in Rom zu erscheinen, und da seine schwere Gelenkerkrankung, die ihn seit Jahrzehnten immer wieder überfällt, die Reise nach Rom verzögert, droht man ihm gewaltsame Vorführung in Ketten an — obwohl drei von der Kirche beauftragte Ärzte die Reise für gefährlich halten.

Jetzt also sah er ein, daß der Papst Herr über Leben und Tod war. Daß er über die Weltmacht der Inquisition nach Belieben verfügte. Es bedurfte nur eines Winkes von ihm, und die Inquisition fällte ein Todesurteil. Manchmal meinte er ganz klar zu sehen, daß sein Schicksal besiegelt sei. Man würde ihn verbrennen. Bei diesem Gedanken stöhnte er jedesmal auf in seiner Todesangst.

Und das Verfahren beginnt. Der nun bald Siebzigjährige steht als Ketzer vor der Inquisition. Der greise Gelehrte verflucht vor dem Kreuz, das auf dem Richtertisch steht, alles, was ihm heilig war, verleugnet das Werk seines Lebens, mit dem er der Menschheit ein neues Weltbild gab. Er selbst wird zu Kerkerhaft verurteilt. Und wenn er auch schließlich in seinem eigenen Hause wohnen darf, so ist er doch ein Gefangener, der unter demütigenden Freiheitsberaubungen und neuen Drohungen steht.

Aber er schreibt noch immer; er erfindet noch die Grundlagen der Pendeluhr. Erst als er völlig erblindet und schwer krank seinem Ende entgegengeht, erkundigt sich — welch ein Schein von Heiligkeit und Menschengüte! — der Großinquisitor, ob er dem Kranken einen Wunsch erfüllen könne. „Jetzt habe ich keine Bitte mehr", antwortet der Sterbende. Und nun, da mit dem schwindenden Leben auch die Angst dieses Lebens vergeht, die Angst vor Kerker, Folter und Tod, beichtet er, daß seine Schwüre vor der Inquisition Meineide waren. Auch wenn er das Wort nicht ausspricht, so heißt das Vermächtnis des Achtundsiebzigjährigen, der in der Welt berühmt und geliebt ist und der geächtet und als Gefangener der Inquisition stirbt:

„Und sie bewegt sich doch!"



Heinrich Schütz im Alter von 85 Jahren
Aus Moser, Schütz (Bärenreiter Verlag, Kassel)

Hans Joachim Moser / Heinrich Schütz

Von Bruno Loets

Wie Bach und Händel, entstammt auch der „Sagittarius" dem alten mitteldeutschen Kulturraum. Die Familie des Vaters kam aus dem Sächsischen, die der Mutter aus Thüringen, und in Köstritz bei Gera erblickte Heinrich Schütz am 8. Oktober 1585 gegen 7 Uhr abends das Licht der Welt, im Gasthaus „Zum goldenen Kranich", den sein Vater gepachtet hatte. Den größten Teil der Jugend aber verbrachte er in der Saalestadt Weißenfels, wo der Vater Christoph Schütz seit 1591 als Land- und Gastwirt, auch als Bürgermeister in Wohlstand und Ansehen lebte. So konnte dieser auch seinen Kindern, sechs Söhnen und drei Töchtern, eine ungetrübte Kindheit bereiten und für ihre Ausbildung beizeiten und freigebig sorgen, hat auch den Sohn, wie der spätere Nekrolog sagt, „stets zu einem tugendhafften Wandel / stillen Leben / erbaren Sitten / guten Wissenschafften und Sprachen / auch folgendes zu höhern Studiis nicht allein durch eigene privat Praeceptores selbst gehalten und fleißig angewiesen / sondern Ihn auch anderer stattlich gelehrter Leuten Information hierzu untergeben". Von den Brüdern brachte es denn auch Benjamin zum Doktor und Erfurter Syndikus, Georg zum Oberhofgerichtsadvokaten in Leipzig.

Musikalisch wurde Weißenfels freilich erst ein Jahrhundert später von geschichtlicher Bedeutung, als Residenz; die Stadt hatte aber eine lange Tradition sehr achtbarer Kirchenmusiker. So war auch der zu Schützens Jugendzeiten amtierende Kantor Georg Weber als Komponist weithin geschätzt. Wie Bach, Haydn und andere Großmeister, hat auch Schütz den sicheren Grund für seine musikalische Bildung legen können als Mitglied einer tüchtigen Chorgemeinschaft, zumal, da sich „stracks in der Jugend eine sonderliche Inclination zu der edlen Music, bey dem Herrn Schützen gefunden / welches denn nicht eine geringe Ursach seiner zeitlichen Beförderung gewesen / denn nachdem Anno 1598 Ihre Hochfürstl. Gnaden Herr Landgraf Moritz von Hessen Cassel / einsmals bey seinen Eltern pernoctiret / und ihn als einen damals so kleinen Knaben / so lieblich singen gehöret hatten", so „ist er Anno 1599 am 20. Augusti von seinem lieben Herrn Vater ausgeführet / und Ihre Hoch-Fürstlichen Gnaden dem Herrn Landgrafen übergeben worden", der ihn in seinen Chor haben wollte und dafür Kosten des Unterhalts und Unterrichts übernahm.

So ist denn der Heranwachsende am sehr guten Kasseler „Gymnasio unter Graffen, vornehmen von Adel und andern tapfern Ingeniis, zu allerley Sprachen / Künsten und Exercitien angeführet worden", und zwar hat er sich auch in den Wissenschaften sehr hervorgetan. Eine lateinische Rede von ihm hat sich erhalten. Die Musik war bei Georg Otto, der neben Seth Calvisius oder Lechler durchaus als Komponist bestehen kann, in guten Händen: Er war kein Genie, aber ein gewissenhafter und fleißiger Betreuer renaissancehaft schmuckfroher Gebrauchsmusik. Der Landgraf selber aber nahm an der Musikpflege den lebhaftesten Anteil, er überarbeitete und ergänzte selber den „Lobwasserschen Psalter", bedeutende Meister wie H. L. Haßler und M. Praetorius widmeten ihm ihre Werke; auch als Förderer der Literatur, als Übersetzer aus den alten Sprachen, als Erbauer des ersten deutschen „Hoftheaters", für das er auch selber ein Stück schrieb, hat er sich den Ehrentitel des „Gelehrten" verdient, hat wie für Chor und Kapelle auch für sein Gymnasium bedeutende Mittel geopfert und bedeutende Männer heranzuziehen gewußt. So danken wir ihm vor allem Schützens „unter allen Meistern der Musik fast einmalige Befrachtung mit hochwertigem Bildungsgut, die seinem Schöpfertum die skeptischen Hemmungen auferlegt, seine Geschmeide selbst aber so hochkarätig und edelgeformt hat werden lassen". Schütz hat sich sogar — vielleicht sprach väterlicher Wunsch auch mit — zuerst nicht die Musik, sondern das Jus zum Studium erwählt, und so finden wir ihn 1607—09 in Marburg, wo er in einer Disputation auch von Ernst und Erfolg seiner Studien Zeugnis ablegt.

Der Landgraf aber nahm sich seines ehemaligen Sängerknaben wieder väterlich an und bot ein Stipendium zu musikalischer Studienreise nach Italien, zum ersten Meister der Zeit, zu Gabrieli, nach Venedig.

„Die Königin der Adria war eine der reichsten Musikstädte der Welt, und das durch lange Jahrhunderte hindurch." Albrecht Dürer schrieb in seinem Tagebuch, die Musiker machten ihre Sache hier „so schön, daß sie selbst darüber weinen müssen". Die farbige Atmosphäre der Lagunenstadt hat nicht nur ihre Malerei, sondern auch ihre Musik stilistisch ganz eigenartig bestimmt: Die nuancenreiche Chromatik und die Gegensätzlichkeit mehrchöriger Werke stellen sich hier früh und bleibend ein. Reiche Instrumentalbegleitung, mehrere Orgeln (bis zu sechs, ja sieben) in einer Kirche und ausgesuchte Solostimmen sind zur Zeit von Schützens Ankunft zu finden. Dazu kam noch Giovanni Gabrielis persönlicher Einfluß: An Stelle des früheren, weniger bewegten als feierlich-schwebenden Kirchengesangs gibt er jedem Wort des Textes nach, läßt sich zu Empfindungen und Erfindungen anregen und erreicht so einen lockeren, lebendigen, leidenschaftlich-persönlichen Stil. Gabrieli hatte viel ausländische Schüler, auch deutsche Beziehungen: Er war in München geboren, mit Haßler befreundet und den Fuggern gut bekannt. Auch von der „weltlichen" Seite der lebhaften Handelsstadt hat Schütz profitiert und „nach dem rechten Nutzen der Peregrination getrachtet / was eines oder andern Orts Denkwürdiges wohl in acht genommen / gelehrte und weise Leuthe fleißig gesuchet / sich mit denenselben in gute Correspondenz gesetzet". Erst nach dem Tode des Meisters kehrte Schütz nach Deutschland zurück, wohl zuerst zu den Eltern nach Weißenfels.

Diese wünschten nun, daß er „sich bedient

machen und Förderung zu erlangen trachten, die Musik aber als eine Nebensache tractiren solte", und so zog Schütz denn wieder auf die Universität, diesmal nach Leipzig (wo er vielleicht schon vor den Marburger Semestern studiert hatte). Hier konnte er sich von den Thomanern unter Seth Calvisius im strengen alten Stil anregen und fördern lassen, in der reichen und musikalisch sehr lebendigen Stadt aber auch neue Werke kennenlernen. Aber nicht lange, so ist er wieder in Kassel, wo der Landgraf ihm eine Stellung als zweiter Hoforganist geschaffen hatte, aber auch den gebildeten und weitgereisten Mann zum Sekretär und Hofmeister der zahlreichen Kinder machte. Vorübergehend erscheint Schützens Name auch in den Rechnungsbüchern des Grafen Ernst zu Bückeburg; doch ist es ungewiß, ob er dort, wenn auch nur kurze Zeit, gewirkt hat. Jedenfalls ist es ein Beweis dafür, daß man Schützens Namen nun auch über Kassel hinaus kannte. Dazu hatte dieser durch die Veröffentlichung seiner 5stimmigen Madrigale (1611/12) sich vorteilhaft als begabten, selbständigen Schüler Gabrielis bekannt gemacht.

So war man denn auch am Dresdner Hof aufmerksam geworden, wo Hans Leo Haßler eben gestorben, die andern Organisten und Kapellmeister hoch betagt und die Kirchenmusiken nun nicht sehr glänzend waren. Landgraf Moritz selbst hatte seinen Schützling auf einer Reise nach Dresden mitgenommen und dieser wurde zunächst zur Übernahme einer Prinzentaufmusik eingeladen, kehrte dann aber 1614 nach Kassel zurück. Doch ließ der Kurfürst nicht locker und bestimmte den Landgrafen in vielen Schreiben endlich, ihm den tüchtigen Musikus für die Dauer zu überlassen, ob es diesem zwar auch „wohl etwas schwer eingehet", und er mit väterlicher Besorgtheit um die aufmerksamste Behandlung für diesen bittet, ihn endlich „mit Verehrung einer Ketten und Bildnüs und sonderbaren Abschiedsworten dimittiret". Schütz wurde nach Georg Ottos Tode zwar nach Kassel zurückberufen, aber in Dresden gehalten, doch hat er zum Landgrafen immer freundschaftliche Beziehung behalten und auch fleißig Noten geschickt, so daß Kassel heute die reichste Schützbibliothek besitzt. Freilich hat der Landgraf schon bald die Bitternisse des Dreißigjährigen Krieges im eigenen Lande unter Tillys Besetzung zu kosten gehabt, mußte endlich abdanken und in Einsamkeit und Verbitterung sterben.

Schütz fand in Dresden nun die dankbarste „Aufbauarbeit"; Chor und Kapelle mußten neu zusammengestellt und in strenge Zucht genommen, ein anspruchsvoller Hofftaat mit Musik von allerlei Art zu allerlei Gelegenheiten bedacht werden: Beim Besuch des Kaisers Matthias 1617 hatte der Meister mit einem Festspiel in antikem Stil zur Jahrhundertfeier der Reformation mit großen Kirchenmusiken Ehre einzulegen. An Anerkennung fehlte es nicht, auch nicht von außerhalb; die Magdeburger übertrugen ihm (mit Praetorius und Scheidt) die Einrichtung ihrer Dommusik.

So konnte Schütz denn auch daran denken, seinen „eigenen Statum besser einzurichten", nämlich „auff eine ihm anständige Heyrath": am 1. Juni 1619 ehelichte er Magdalene Wildeck, die achtzehnjährige Tochter eines „Land- und Tranck-Steuer-Buchhalters". Doch währte das Glück der Häuslichkeit nicht lange; schon nach 6 Jahren starb die Gattin und ließ ihn mit zwei Töchtern zurück, von denen die eine auch als Kind starb. Der Sitte der Zeit ganz entgegen heiratete Schütz nicht wieder, ließ auch die Kinder bei Verwandten erziehen und blieb einsam. Auch in der Dresdner Hofgesellschaft fand er wohl nicht den rechten vornehmen Ton, wie er ihn von Kassel her kannte, mochte auch der Kurfürst — über den das Urteil der Historiker sehr auseinandergeht — seinen Kapellmeister sehr schätzen. Auch auf Reisen nahm er ihn mit, so nach Breslau, Gera und Torgau. Dort wurde auch Schützens Oper „Dafne" mit dem Text des befreundeten Opitz 1627 aufgeführt, die erste deutsche Oper. Leider hat sich die Handschrift nicht erhalten, und so können wir nicht beurteilen, wieweit sie sich an ihr italienisches Vorbild anschloß.

1628, schon auf der Höhe des Ruhmes, entschloß sich Schütz, noch einmal richtig „in die Schule zu gehen", wieder nach Italien, wieder nach Venedig, diesmal zu Monteverdi, um von der „inzwischen auffgebrachten Neuen Manier" zu lernen und Kompositionen des Meisters zu erwerben.

Claudio Monteverdi hatte dem Ausdruck persönlicher Empfindungen und Leidenschaften in

der Musik weitere Möglichkeiten erschlossen, der Harmonik den Septakkord, dem Orchester Pizzicato- und Tremoloeffekte, der Oper das Duett gegeben, dabei aber unnötige Instrumentenfülle und unnötige Dichte kontrapunktischer Stimmführungen eingeschränkt. So sind Partien seiner Opern oder seiner „Kriegs- und Liebesmadrigale" in ihrer dramatisch-unmittelbaren und doch edel-gehaltenen Art heute noch von großer Wirkung.

Schütz hat die Früchte dieser Reise nicht in Dresden in der erwarteten Weise reifen lassen können. Die unselige „Neutralitätspolitik" Sachsens machte das Land bald zum Schauplatz des großen Krieges; durchziehende Heere, Geldnöte und Teuerung ließen für die Musik nicht mehr viel übrig. Schütz hat für seine Musiker nach Kräften gesorgt, aber als die Lage dennoch ganz unhaltbar wurde, folgte er verlockenden Rufen ins Ausland; 1633 und 1642 ist er in Kopenhagen, 1638 in Braunschweig und Lüneburg. Seine Beziehungen zum König Christian IV. wie zur Herzogin Sophia Elisabeth sind sehr herzlich und von Dauer gewesen, wie wir aus erhaltenen Briefen entnehmen können. Auch an anderen Orten finden wir Spuren seiner unsteten Wanderschaft. In den bewegten Zeitläuften ist aber zu viel verlorengegangen, als daß wir seinen Weg genau verfolgen könnten. Nach mehr als einem Jahrzehnt erst kann er daran denken, die Dresdner Musik wieder einzurichten, muß aber nicht nur feststellen, daß diese „gentzlich zugrunde gegangen", sondern er „dabey auch alt worden were". Und so teilt er sich, da man ihm die nachgesuchte Pensionierung noch nicht gewährt, denn mit jüngeren Kräften in die Arbeit, den Italienern Bontempi und Albrici und den Deutschen Bernhard und Kittel. Trotz mancher Differenzen aber war er nun anerkannte und verehrte Autorität, auch über Dresden hinaus.

Eine Freude war ihm die Vermählung der einzig verbliebenen Tochter Euphrosyne mit dem Leipziger Doktor und späteren Bürgermeister Pincker; doch mußte er auch noch ihren frühen Tod erleben.

1651 hatte Schütz sich im heimatlichen Weißenfels ein Haus erworben, und hier verbrachte er, nur ab und zu noch in Dresden benötigt, seine letzten Lebensjahre: Fast blind und taub, schrieb der Achtzigjährige hier, bei seiner Schwester wohnend, noch die letzten großartigen Passionen. Der Tod überraschte ihn jedoch in Dresden. An einem Schlaganfall ist er dort am 6. November 1672 gestorben. In der alten Frauenkirche wurde er beerdigt, das Leichenbegängnis war eins der großartigsten, die selbst die Residenz je gesehen.

Schütz war einer der fleißigsten Komponisten. Eine ungeheure Lebensleistung bedeuten schon die erhaltenen Werke, dazu kommen noch die kaum minder zahlreichen, die nachweislich, aber verloren sind; und wir dürfen vermuten, daß noch manches ohne Spur verkam. Schütz' Bedeutung aber lag vor allem darin, daß er alle neuartige Kühnheit der italienischen Meister, die dramatische Monodie, mit den festen Formen deutscher Kontrapunktik zu einer einmaligen Leistung zu verschmelzen wußte. Die Gegensätze dieser Stile waren ihm wohl bewußt, in den Vorreden der gedruckten Werke hat er vor überstürzten Neuerungen gewarnt, auf die Wichtigkeit gründlicher Kontrapunktstudien hingewiesen. Die Musik aber war nur ein Teil der Kultur der Zeit, und ihre Spannungen und Tendenzen nur Teilausdruck umfassender Wandlung: Von der Renaissance zum Barock, von klassischen Regeln zu individuellem Erleben, von der Orthodoxie zum Pietismus. Und so gibt auch des Meisters Wesen und Werden der Forschung eine Anzahl schwieriger Aufgaben, die Moser hier sehr kenntnisreich und geschickt zu lösen versucht; so erweitert sich denn auch die Biographie zum Zeitbild. Und wenn der weit umfangreichere zweite Teil des Buches, der die Werke behandelt, manchen Leser zu verwirren droht mit der Fülle der Einzelheiten, so bleibt das große Verdienst doch gerade dabei: Endlich alles, was die Forschung und Musikpflege zu Schütz bisher zu sagen hat, einmal gesammelt, gesichtet und so die Größe des Meisters wahrhaft monumental dargestellt zu haben.

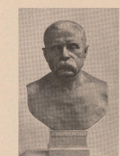
Erinnerungen aus einer Jugend

Johannes Müller

Vom Geheimnis des Lebens

Von Arnold Fratzscher

Ich will nicht mein Leben erzählen, sondern die Geschichte einer verborgenen und hervorkommenden persönlichen Bestimmung, die mir unter dem Einfluß von Verhältnissen und Ereignissen, Erfahrungen und Eindrücken schicksalhaft wurde, ohne daß ich zunächst etwas von ihr merkte, der Entwicklung ihrer Erfüllung, als sie mir mehr und mehr zum Bewußtsein kam, der höheren Führung, der ich bis auf den heutigen Tag gefolgt bin, und des Lebenswerks, das daraus von selbst hervorging. Diese Geschichte handelt also von mir und doch nicht von mir. Ich war nur Gefäß, Organ, Werkzeug.



Büste Johannes Müllers von Irene Sattler
Verkleinerte Wiedergabe nach dem Titelbild
(Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart)

In dem Lebensschicksal des Mannes, der diese Worte in der Einleitung zu seinen Erinnerungen schreibt, nehmen Tausende von Menschen teil; denn es handelt sich um den Begründer der Erholungsstätte Elmau, den Herausgeber der „Grünen Blätter", den Verfasser zahlreicher vielgelesener Bücher, um Johannes Müller. Er hat sein Leben aufgezeichnet, nicht um interessante Einzelheiten zu vermitteln, um von seiner Bekanntschaft mit zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten zu plaudern, die ihm nahestanden, oder um sonst die Neugier der Menschen zu befriedigen, sondern um den Weg zu verfolgen, den er geführt wurde, und dabei selbst im Rückblick voller Staunen zu erkennen, wie in allem eine höhere Macht Gewalt hat,

. . . so daß er trotz seines Mangels an faustischem Drang und Wirkensfieber empfing, was ihm gegeben wurde, manches fand und entdeckte, was er nicht suchte, und wider Neigung und Willen doch geführt wurde und folgte.

In Riesa an der Elbe ist Johannes Müller am 19. April 1864 geboren, als Sohn eines Lehrers, dessen Vater ebenfalls Lehrer, dessen Großvater noch Bauer war. Auch die Mutter stammt aus einer sächsischen Bauernfamilie. Herkunft wie Abstammung werden für die Wesensart dieses Mannes bestimmend: die Beweglichkeit und leichte Auffassungsgabe des Sachsen prägt sich in ihm ebenso aus wie die ungemein starke Naturverbundenheit, die sein späteres Leben beherrscht.

Im kinderreichen Elternhaus sind die tiefe, lebendige Religiosität der Eltern und ein froher, gesunder Geist bestimmend für ein harmonisches Zusammenleben. Früh fallen die ersten Schatten auf diese Jugend. Schon im vierten Lebensjahr trägt Johannes als Folge eines schweren Keuchhustens eine Verzerrung der Halssehnen davon, die nie ganz verschwindet; bei dem Sechsjährigen stellt sich eine Nervenlähmung ein, die allmählich den ganzen Körper ergreift, bis zum Zustand völliger Regungslosigkeit. Die Krankheit verschwindet auf ebenso rätselhafte Weise wieder, wie sie gekommen ist, bleibt aber auf die innere Entwicklung des Knaben nicht ohne Wirkung. Krankheit und Todesgefahr treten früh in seinen Gesichtskreis und lassen ihn innerlich früher reifen als andere Kinder.

Der Zwölfjährige kommt auf das Königliche Gymnasium in Dresden-Neustadt, eine moderne, von dem bekannten Schulmann Dr. Ilberg vorbildlich geleitete Anstalt. Für den mehr produktiv als rezeptiv veranlagten Jungen ist die freiere Lehrmethode dieser Schule ein großer Vorteil, da sie seiner Eigenart besonders entgegenkommt. Sie ist auch ein Gegengewicht gegen manches Schwere, das seine Schülerjahre

verdunkelt. Während der ersten Dresdner Jahre muß er sehr unter der Härte von Großmutter und Tante leiden, bei denen er wohnt. Seine körperliche Unansehnlichkeit und Schwäche machen ihm viel zu schaffen. Der christliche Glaube, der für ihn bestimmend ist, Sünde und Schuldgefühl bedrängen den sensiblen und gewissenhaften Jungen. „Die Bibelsprüche kannte ich alle, sie waren mir immer gegenwärtig, wie die guten Lehren, aber sie halfen mir nicht." Schon jetzt kommen ihm Zweifel an der richtigen Auslegung der göttlichen Geheimnisse.

Mit zwanzig Jahren bezieht Johannes Müller die Universität Leipzig, um Theologie und Philosophie zu studieren. In der Art des Studiums, in der Auffassung und Verarbeitung des Lehrstoffes geht der junge Student bald eigene Wege. Weder von der orthodoxen noch von der liberalen Theologie läßt er sich einfangen. Seiner Ansicht nach ist die Bibel keine Religionsurkunde. Deshalb interessieren ihn brennend die Ergebnisse der wissenschaftlichen Erforschung der Urkunden des Heilswerkes Gottes. Aber die daraus gezogenen Folgerungen, die Zerstörung des Gottesglaubens verurteilt er. Schon in vorgeschrittenen Semestern stößt er auf Kierkegaard und Tolstoi; ihre Angriffe auf das Christentum fördern die Klärung seiner Stellung wesentlich. Er weiß jetzt gewiß, daß es zum echten Glauben „weder eines Opfers des Verstandes noch eines Willensaktes bedarf."

Nach bestandenem Examen gerät der junge Theologe, der nie in den Kirchendienst eingetreten ist, in die Judenmission, „mit großen Bedenken und starkem inneren Widerstreben". Mehrfache Reisen führen ihn in den Osten, nach Galizien und Südrußland, nach Wien, Belgrad, Sofia, Konstantinopel. Jetzt kommt er zum zweitenmal mit Lhotzky zusammen, der Pfarrer in einer südrussischen Gemeinde ist, und bald verbindet ihn eine weittragende Freundschaft mit Lhotzky und seiner Frau.

Mehr und mehr löst sich der junge Missionar unterdessen von der Theologie.

Ich verzichtete auf jede Theorie, um die Wirklichkeit zu erforschen, um sie direkt kennenzulernen, in der Hoffnung, daß sich mir ihr Geheimnis durch ihre Wirksamkeit erschließen werde . . . Ich wollte unter allen Umständen aus der „Nachbildung der Welt in Begriffen" heraus und der Gefangenschaft in ihren Systemen entrinnen.

Die im Jahre 1890 erschienene Broschüre „Ernste Gedanken" des Rittmeisters Moritz von Egidy, die damals größtes Aufsehen erregte, öffnet Johannes Müller die Augen dafür, daß sich auch außerhalb der Kirche zahllose Menschen befinden, die doch ein starkes religiöses Bedürfnis haben. Diesen Entkirchlichten zu helfen, erscheint ihm als eine große und hoffnungsvolle Aufgabe. Es ist der erste entscheidende Schritt in der Richtung auf seine spätere Wirksamkeit.

Nach der notwendig gewordenen Lösung von der Tätigkeit als Missionar übernimmt er für einige Monate die Kurpredigerstelle in Davos, und hier kommt er auf den Gedanken, den Kranken, die nicht in die Kirche kommen, Vorträge zu halten. Er beginnt mit dem Thema „Tolstoi und die evangelische Bewegung in der russischen Kirche". Es folgen Vorträge über „Glaube und Dogma", „Der geschichtliche Christus", „Das Wesen des Christentums als Offenbarung und Heilsentwicklung". Da sie einem wirklichen Bedürfnis entsprechen, wird der Gedanke erwogen und bald darauf ausgeführt, die Vortragstätigkeit als vorläufige Lebensaufgabe zu betrachten.

Die Menschen der Jahrhundertwende, des Materialismus und ebenso des verstaubten Idealismus müde, sind für jede geistige Erneuerung empfänglich. Johannes Müller ist der rechte Mann, um diesen Menschen eine neue Botschaft vom Leben zu bringen, um ihnen die Augen über religiösen Subjektivismus und frommen Eigenwillen, über die Mißstände der Kultur und zugleich über den einfachen und organischen Weg zu einer Gesundung, zur Gewinnung des Heils zu öffnen. In süddeutschen Städten: Nürnberg, Fürth, Würzburg und Augsburg finden die Vorträge starken Widerhall, und ein erster Freundeskreis bildet sich.

In einer Schrift „Die Evangelisation unter den Entkirchlichten" faßt der Unermüdliche nach einem an Erfahrungen reichen Jahr seine Gedanken und Vorschläge zusammen, die ihn mehr und mehr von der Kirche wegführen. Das Geheimnis seines Erfolges beruht in der Natürlichkeit der Anschauungen, in der Gründung auf die Wirklichkeit des Lebens und in der Form der Vorträge, die frei, aus dem Augenblick heraus, gehalten werden, von Herzen kommen und in die Hörer eindringen. Dieser Redner vermittelt seinen Hörern „zeugende Eindrücke".

In seinem persönlichen Leben muß er, der anderen Menschen Tore zu einem neuen Leben öffnet, durch tiefes Leid hindurch. Jahre hindurch erträgt er die Ehe mit einer Frau, die teilnahmslos für seine Aufgabe und ohne Verständnis für den Gefährten neben ihm hergeht. Erst die Trennung verschafft ihm die vollkommene äußere und innere Unabhängigkeit. Jetzt kehrt er für immer der Stadt den Rücken und geht nach Schliersee, See und Hochgebirge, die freie Natur und die unverbogene Natürlichkeit der Oberbayern in vollen Zügen genießend. Hier in der Abgeschiedenheit klären sich seine Anschauungen, gehen ihm neue Einsichten in überraschender Klarheit auf:

Alles ist ganz anders, als wir es uns vorstellen und beurteilen, und alle Gesetze und Tendenzen des Lebens stehen im Widerspruch zu unseren Erkenntnissen und Grundsätzen.

In Schliersee werden die „Grünen Blätter" gegründet. Als Mitarbeiter wird Heinrich Lhotzky gewonnen; ein Besuch bei ihm in der Krim festigt und steigert die alte Freundschaft. Vorträge, Arbeit an der Zeitschrift, der fröhliche Umgang mit einem bunt zusammengesetzten, vorwiegend jugendlichen Freundeskreis in der neuen Schlierseer Heimat und Wanderungen im Gebirge füllen die Tage und Nächte bis zur letzten Minute aus und machen aus dem vom Leben hart Angefaßten einen glücklichen, ausgeglichenen Menschen. Er erkennt immer klarer den Irrweg, den die Menschheit geht, die im Bewußtsein, in der Erkenntnis, im Denken und Wollen das Heilmittel erblickt, statt in der kindlichen Hingabe an den Willen Gottes.

Schliersee ist der große Wendepunkt im Leben von Johannes Müller. Hier gewinnt er die vollkommene Selbständigkeit, innere Freiheit und Sicherheit. Ein großer Freundeskreis, vor allem in Berlin und im Wuppertal, steht jetzt hinter ihm und seiner Arbeit. Wochenlang hält er sich in Berlin auf, um in den verschiedensten Kreisen und Stadtteilen zu sprechen, zunächst immer noch mit Rückendeckung durch die Kirche, die sich aber langsam von ihm zurückzieht.

Den fanatischen Wahrheitssucher beschäftigt jetzt auch die unverlierbare Veranlagung des Menschen, seine verschlossene und verborgene Wirklichkeit. Aus diesen inneren Erlebnissen entsteht in der Folgezeit sein berühmt gewordenes, von der Frauenbewegung heftig befehdetes Buch: „Beruf und Stellung der Frau".

Bei einer Kur auf dem Weißen Hirsch bei Dresden lernt der nunmehr 36jährige die Malerin Marianne Fiedler kennen, die er schon in jungen Jahren gesehen und bewundert hat. Er gewinnt sie zu seiner Frau, zieht mit ihr nach Schliersee, wo eine Zeit des höchsten Glückes beginnt. In den folgenden Jahren schenkt ihm die über alles geliebte Frau drei Kinder.

Schon nach dem ersten gemeinsamen Jahr wird der Wohnsitz von Schliersee nach Mainberg bei Schweinfurt verlegt, wo ein eigenes Haus sie aufnimmt. Da bald darauf die Besitzerin des Schlosses Mainberg stirbt, gewinnt eine Lieblingsidee von Johannes Müller, hier eine „Freistatt persönlichen Lebens" zu begründen, allmählich unter großen Schwierigkeiten Gestalt. Ein rheinischer Industrieller gibt das notwendige Geld her, Heinrich Lhotzky zieht ebenfalls nach Mainberg, um zusammen mit dem Freunde Dienst an der Menschheit zu tun. Das große Werk gelingt. Auf die erste Kunde hin füllt sich zu Pfingsten des Jahres 1903 das Schloß mit über dreißig Gästen, denen zahllose Menschen im Laufe der Jahre folgen sollen, die hier innere und äußere Erholung suchen und finden. Der Maler Ernst Sattler und seine künstlerisch hochbegabten Kinder haben den Um- und Ausbau des Schlosses, die Ausschmückung und Einrichtung übernommen; unter ihren Händen entsteht etwas Einheitliches und aus dem Geist des alten Baues organisch Gewachsenes.

Das Jahr 1904 soll für Johannes Müller ein Jahr schwerer Prüfungen, aber auch größter Gnade werden. Er verliert seine Frau, die schon vorher vielfach gekränkelt hat, bald nach der Geburt des dritten Kindes infolge einer Lungenentzündung. Das Verhältnis zu Lhotzky, von Beginn an spannungsreich, wird untragbar für die einheitliche und ungestörte Führung des Heimes. Es kommt zu einer Lösung. Neben diese schweren Verluste aber tritt als tröstendes und stärkendes Gegengewicht das aufwühlende, erschütternde Erlebnis der Bergpredigt.

Dankbar bekennt der Vierzigjährige das Heilsame, das auch die Ereignisse dieses Jahres in sich schlossen. Sie sind ein tiefer Einschnitt in seinem Leben, dessen Jugend nun beendet ist.

Fahrt ins Ursprüngliche

Heinrich Hauser / Notre Dame von den Wogen

Von O. H. Waibling

Als Heinrich Hauser vor einem Jahrzehnt etwa seine ersten Arbeiten veröffentlichte, zeigte er sich erstaunlich vertraut mit den Mächten des Meeres, den Geheimnissen der Seefahrt; die Atmosphäre des Lebens auf Seeschiffen und in Hafenstädten wußte er darzustellen wie vor ihm nur ganz wenige im deutschen Schrifttum. Man wußte nach der Lektüre seiner ersten Bücher: „Brackwasser", „Die letzten Segelschiffe" und den Erzählungen „Männer an Bord", daß dieser Mann wirklich das Meer befahren und alle Gewalten der Elemente mitbestanden hatte. Inzwischen hat Hauser seine große gestalterische Begabung anderen Themen zugewendet; erst mit diesem seinem letzten Buche „Notre Dame von den Wogen" (Eugen Diederichs, Jena) ist er zu seinem eigensten Thema zurückgekehrt. Was er in vielen Wochen einer gefahrvollen Segelschiffahrt nach Australien erlebte, hat ihm den Stoff zu einer wirklichen Dichtung gegeben.

Jorg, ein Mensch unserer Zeit, hat eine Frau und zwei Kinder, ein Haus und einen Garten am Fuß der Berge, und man sollte meinen, er könnte mit all dem recht glücklich sein. Aber besitzt er das alles wirklich? — Um es für sich und die Familie zu erhalten, treibt ihn der Zwang seines Berufes immer und immer wieder ruhelos fort, so daß sein Leben zerrissen ist. Aber er ist nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich zerrissen, das ist sein Schicksal.

Glauben, daß das Glück irgendwo in der Ferne liegt; — in der Ferne immer Sehnsucht nach der Heimat haben — in der Heimat nicht wurzeln können, weil man zuviel gesehen hat von der Welt: das ist mein Schicksal.

Seine Jugend zerriß der Krieg mit harter Hand, das lastet wie ein Fluch auch noch auf dem Manne, und so hat sich bei ihm eine Idee festgesetzt, von der er sich Heilung von der Zeit und ihrem Zivilisationsüberdruß verspricht. Er will mit einem der letzten alten Segelschiffe nach Australien segeln. Das Erlebnis wird für ihn über jedes vorstellbare Maß hinaus gewaltig. Es schmilzt ihn wahrhaftig ein und gießt sein Menschentum in neue Form, es zertrümmert und heilt ihn in einem.

Bei der Ausfahrt aus Kopenhagen erfährt Jorg schon etwas davon, daß er sich einem neuen Gesetz unterwarf, vor dem alle Errungenschaften der Zivilisation hinfällig werden: das Schiff kann des Westwindes wegen nicht auslaufen. Endlich aber springt der Wind um, die „Notre Dame" erwacht zu ihrem Leben.

Die Mannschaft tobte vor Arbeitswut, überschäumend von Jugend und Reiselust. Endlich ging es doch los! Sie rannten, die Jungens, sie setzten in hohen Sprüngen über Poller und loses Tauwerk, sie fielen die Flaschenzüge an wie ein Pack Wölfe, rissen an den Tauen, als wollten sie Fleischfetzen reißen aus einer Beute. Jede Gruppe hatte ihren Vormann, der singend den Takt angab mit ganz unmenschlichen Lauten, bald dumpf, bald schrill in Dissonanzen, erregend, wild, unheimlich, Hyänengeheul.

Die Wanten bebten unter den eilig emporkletternden Füßen. Eine schwarze, zappelnde Menschensäule stieg in den Abendhimmel; Rahsegel fielen, schütteten ihre riesigen Flächen aus. An Deck tanzten die jungen Steuerleute vor Ungeduld, sie brüllten hinauf zu den kleinen Menschen hoch im Himmel, die hin und her schwankten auf den dünnen Drahtseilen, die ihre Füße hielten. Oh, am liebsten wären sie mit aufgeentert, nichts konnten die da oben ihnen recht machen!

Doch es dauert Wochen, bis sie aus der Nordsee herauskommen. Jorg lernt das Schiff bis in alle Einzelheiten kennen, er faßt ein menschliches Vertrauen zur Mannschaft. Diese besteht zum Teil aus halben Kindern, jungen Menschen, die von daheim durchbrannten oder hier ihre Laufbahn beginnen. Der alte Kapitän Andersson aber ist mit seinem Schiff aufs innigste verwachsen, er kennt und will nichts anderes als segeln, und nur in geheimen Stunden öffnet er eine Lade, entnimmt ihr eine Holzfigur, an der er mit behutsamen Händen schnitzt. Es ist das Bild einer Frau, das er in der Seele trägt und das nie vollendet wird. Jorg ringt in langen Gesprächen mit ihm um den Sinn alles Daseins, ein Menschenschicksal in seiner ganzen folgerichtigen Geschlossenheit steht vor ihm auf.

Mit Bewunderung sieht er den Kapitän eine unerschütterliche Ruhe bewahren, als an der Westküste Englands ein Sturm die „Notre Dame" packt, ihr zwei Marssegel, zwei Klüver und die letzten drei Stagsegel zerreißt.

Mit wechselnden Winden und Flauten segeln sie nun durch die herrliche Weite des Atlantik. Jorg erschrickt, als er sich klarmacht, daß sie, um die Passat-Trift zu erreichen, fast bis an die Küste Brasiliens fahren müssen. In der Sonne des Äquators läßt er sich bis in die letzte Faser ausglühen, er wird wie all die andern an Bord maßlos faul, aber die Phantasie arbeitet jetzt um so toller. Jetzt fallen ihm Märchen und Geschichten für seine Kinder ein, Jugenderlebnisse. Liebesstunden stehen wieder in glühenden Farben vor ihm auf, Bilder des Krieges und Szenen in seinem Haus erstehen wechselnd vor seinem inneren Auge. Er beginnt, ein Ebenbild der „Notre Dame" zu schnitzen. Wenn er den Schiffsleib formt, die Masten und den Klüverbaum schnitzt, werden seine Hände scheu und schamhaft wie die eines Jungen, der die geliebte Frau berührt.

Eines Nachts aber erwacht Jorg von einem merkwürdigen Geräusch. Ein Stoßen und Schrammen am Schiffskörper läßt sein Blut vor Schreck erstarren: Treibeis! Der nächste Gedanke ist: Eisberge! Er stürzt an Deck, undurchdringlicher Nebel versperrt jede Sicht, die „Notre Dame" rast in voller Fahrt ins Verderben. Ein Wunder, daß sie überhaupt noch segelt, daß sie, wie von einem Instinkt getrieben, immer wieder eine Fahrtrinne findet. Es wirkte nicht besonders beruhigend, daß der Kapitän die Rettungsboote klar machen ließ, die so alt wie die „Notre Dame" selbst sind. Das Schlimmste waren die Nächte.

Diese Nächte stellen mich auf eine ganz scharfe Probe. Was dabei herauskommt, ist traurig. Ich weiß jetzt, daß ich von oben bis unten voll Feigheit, Lüge, Schwäche und Laster stecke. Meine Fähigkeit zur Einsamkeit habe ich traurig überschätzt. Wenn diese Reise einmal hinter mir liegt, werde ich wohl für immer ein Grauen vor Gefangenschaft behalten. Ich bin wie ein Irrer, der sein Irresein vor der Welt verbirgt — vorläufig noch mit Erfolg. Wenn wenigstens das eine noch gelingt: Haltung bewahren vor dem, was kommt.

Wirklich sichten sie auch einen Eisberg.

Da, als die Aura um den Sonnenkreis sich weitete, erkannte man das fahle Gletscherflimmern, hoch, oh, entsetzlich hoch am Himmel. Ein Schatten segelte vorbei, etwas ganz Ungeheures, kaum abgehoben von der grauen Wand. Gestaltlos war es, nur mit dem unheimlichen Flimmern so furchtbar hoch, so furchtbar nahe, und es atmete, das entsetzliche Gespenst; ein Eishauch wehte über „Notre Dame", und die Herzen ihrer Menschen zitterten in Todesfrost.

Die ungeheure Spannung ließ erst nach, als der Kapitän zum ersten Male nach neun Tagen wieder schlafen ging; das ganze Schiff wußte, nun ist die Hauptgefahr vorbei. Mit einem Male bekam die Frage eine bisher ungeahnte Wichtigkeit: Wann werden wir in Australien sein? Wetten werden geschlossen, die Jungen und auch Jorg sind ganz besessen von dieser Idee. Nur einer wird stumm: der Kapitän. Ihm ist nicht das Ziel, sondern die Fahrt selbst Lebenssinn, und in den letzten Jahren wußte er nie, ob nicht eine jede Fahrt die letzte war für ihn. Der Besitzer der letzten Segelschiffe, zu denen auch „Notre Dame" gehörte, ließ eines nach dem andern verschrotten, da sie nicht nur unwirtschaftlich waren, sondern sogar noch Geldzuschlag erforderten.

Diesmal bestätigt sich Anderssons düstre Ahnung. Die erste Nachricht, die die Welt wieder für „Notre Dame" hat und die ihr von einem Flaggenmast an der australischen Küste übermittelt wird, ist der Befehl, Port Adelaide anzulaufen. Das Schiff sei zum Abwracken verkauft. Der Kapitän empfängt diese Botschaft wie ein Todesurteil. Nur Jorg ahnt noch, was in dem stummen Manne vorgeht. In der nächsten wilden Nacht, da die „Notre Dame" noch einmal wie ein Pfeil dahinschießt, hat Jorg das Steuer in der Hand. Die Todesangst sitzt ihm wieder im Nacken.

Plötzlich stand Andersson neben ihm. Der Kapitän hatte einen Gürtel um seinen Ölmantel geschnallt, in dem Gürtel steckte eine Axt. Was wollte er wohl damit? Das goldene Barthaar schimmerte im Kompaßlicht, die machtvollen Augen strahlten, eine wunderbare Entrücktheit lag in dem Gesicht, eine magnetische Kraft strahlte davon aus: tiefinnere Ruhe, tiefinnere Sicherheit. So sieht ein Heiliger aus, der eine Vision erlebt — oder ein Wahnsinniger? Wo war die Grenze? Ach, es kam darauf gar nicht an. Andersson war eine Kraft, eine Macht, die die Wogen von Jorgs aufgeregtem Herzen glättete.

In voller Fahrt stoßen sie auf Grund, wie ein wahnsinniges Gewitter stürzen alle Masten und Segel auf Deck, ungeheure Gewichte schlugen wie Bomben an Deck, durchschlugen Planken und stählerne Platten.

Verletzt war niemand, die Mannschaft war unter Deck befohlen worden. Der Kapitän aber lag zerschmettert unter dem Großmast.



Die Flottille gleitet den Kontsche-darja hinab

Sven Hedin
Der wandernde See
Von Hans Härlin

Als Schlußstück der Trilogie über seine letzte große Reise (s. „Weltstimmen" Jg. 1936 Seite 97 und Jg. 1937 Seite 49) durch Innerasien hat der unermüdliche Forschungsreisende Sven Hedin nun den dritten Band herausgebracht, der sich hauptsächlich mit dem See Lop-nor befaßt. Schon vor 41 Jahren hatte die Frage der riesigen wandernden Verdunstungspfanne am Unterlauf des Tarim und Tschertschen-darja den Scharfsinn des jungen Forschungsreisenden gereizt. Damals war der Meinungsstreit des großen russischen Reisenden Przhewalskij und des genialen deutschen Geographen Freiherrn von Richthofen über Stabilität oder Wanderung des Lop-nor noch nicht entschieden. Hedin schloß sich in der Hauptsache der Wanderungs-Theorie Richthofens an, die er im Jahre 1901 durch die Entdeckung der Ruinenstadt Lou-lan inmitten der Sanddünen der westlichen Gobi wesentlich stützte. Es ist eine Gnade des Schicksals, daß der schwedische Forscher die Verwirklichung seiner Voraussage aus dem Jahre 1900 erleben durfte. Durch den Flußschlamm des Tarim wurde der Boden des großen Endsees im Süden gehoben, während die dauernden Oststürme die Erdbodenhöhe der nördlichen Lop-Wüste abtrugen. Diese Wechselwirkung verursachte im Jahre 1921 die Abwanderung der Wassermassen des Kontsche-darja in das frühere Bett des Kum-darja und die Wiederanfüllung des alten Seebeckens in der Gegend östlich von Lou-lan.

Nach seinem Sieg über den Tanguten-General Ma, genannt „Das Große Pferd", erlaubte der Generalgouverneur von Sinkiang, Sheng Shih-tsai, der in Korla festsitzenden schwedisch-chinesischen Expedition unter Hedin eine mehrmonatige Erkundung des Lop-Beckens. Mit einem Seufzer der Erleichterung fuhren die Reisenden am Ostersonntag 1934 mit drei hochbepackten Lastautos und einer Limousine los. Autofahren in Innerasien ist im allgemeinen eine harte und durch Gefahren gewürzte Arbeit. Unter der allgemeinen Unsicherheit und den häufigen Bürgerkriegen hatten die Brücken und Straßen der Provinz Sinkiang sehr gelitten. Dennoch kamen sie ohne beträchtliche Zwischenfälle nach Kontsche, wo sich die Expedition teilte, um ihre Aufgaben auf den verschiedenen Forschungsgebieten getrennt zu verfolgen.

Hedin und der chinesische Gelehrte Chen hatten sich die Aufgabe gestellt, eine zuverlässige Karte des neuen Kum-darja aufzunehmen und möglichst viele Messungen der Stromgeschwindigkeit und der Wassermengen auszuführen. Zu diesem Zweck wurden in Kontsche 14 Pappeleinbäume für 60 Schwedenkronen erworben. Je zwei bis drei dieser höchst primitiven Boote wurden durch waagrechte Plankenverbindung in leidlich stabile Flußfahrzeuge verwandelt. Das Kartenblatt auf einer Kiste vor sich ausgebreitet, mit je einem Bein in je einem Kanu, konnte Hedin den jungen Fluß in seinem alten Bette einzeichnen.

Die unzähligen Krümmungen nötigten zu fortwährendem Peilen; Kompaß, Uhr und Bleistift waren die wichtigsten Hilfsinstrumente. Durch Messungen der Strom- und Fahrtgeschwindigkeit, der Tiefen und Strombreiten war der fleißige Chen ebenso ausgiebig beschäftigt. Die unermüdlichen Ruderer sangen im Wechsel-Chorgesang ihre eintönig-schwermütigen Rhythmen. Ihr Liederschatz ist nicht groß, vom Morgen bis zum Abend hallten dieselben Weisen über den Fluß, aber das Singen gehört so sehr zum Rudern, daß sich auch ihre Fahrgäste bald die Flußfahrt ohne Gesang nicht mehr denken konnten.

Zuerst geht es auf dem von früher her schon bekannten Kontsche-darja. Sie sehen zwei Reiter, die ihnen vom Ufer her Zeichen geben. Sie rudern an Land, und einer der Reiter entpuppt sich als der Osttürke Ördek, der sich im Jahre 1900 um die Entdeckung der Wüstenstadt Loulan hochverdient gemacht und Hedin nachher auf seinem Vorstoß nach Lhasa begleitet hatte. Dem würdigen Weißbart laufen die Tränen über die Backen, als er seinen alten Herrn entgegentritt. Er hat seit 32 Jahren immer auf ihn gewartet, und als vor einem Monat das Gerücht von seiner Rückkehr nach Korla umlief, hat er sich gleich aufgemacht und ist nun überglücklich, daß er ihn gefunden hat. Er wohnt nicht sehr weit ab in Jangi-Köl und lebt hauptsächlich von Fischen, Enten, Wildgänsen und deren Eiern. Sehr gut ist es ihm nicht gegangen in den letzten Jahren; die Tunganen haben ihm Schafe und Pferde gestohlen. Aber jetzt ist das alles vergessen; er und der andere Reiter, sein Sohn Sadik, schließen sich selbstverständlich der Expedition an.

Bei Tömenpu ist deutlich zu sehen, wie die Hauptwassermasse des Kontsche-darja das südöstlich weisende Flußbett verlassen hat und nun ziemlich genau östlich in dem von Hedin schon im Jahre 1896 erkundeten, damals völlig trockenen Bett des Kum-darja strömt. Da in diesen Gegenden Landwirtschaft ohne künstliche Bewässerung nicht möglich ist, hatte der zuständige Amban (etwa Landrat) den Versuch gemacht, den Kum-darja durch einen Damm abzusperren und so den Bezirk südöstlich von Tömenpu vor Austrocknung zu retten. Die Gewalt des Wassers aber hatte sich als stärker erwiesen als der gute Wille des Amban; der Kumdarja zieht jetzt als starker, lebender Fluß durch eine Wüste, während die Ackerbaubezirke am beraubten Kontsche-darja vertrocknen und schon von ihrer Bevölkerung verlassen werden. So wird durch die Laune von Wind und Wasser allmählich wieder der alte Zustand hergestellt, wie er etwa bis zum Jahre 300 nach Christus herrschte. Damals blühte die Stadt Lou-lan am Westufer des Lop-nor und bildete eine wichtige Etappe an der unendlich langen Seidenstraße vom eigentlichen China zu den östlichen Handelsplätzen des Römerreichs.

Die Bootfahrt geht auf dem alten und nun wieder neuen Kum-darja mit unzähligen Biegungen zu Füßen der Bergkette des Kuruktagh. Mit einer Breite von 50 bis 100 Metern, einer Tiefe bis zu 5 Metern und einer Wassermenge von 70 bis 80 Kubikmetern in der Sekunde ist er schon ein recht ansehnlicher Fluß, und es ist nicht weiter zu verwundern, daß der Amban nicht mit ihm fertig wurde. Die Fahrt durch die Wüste ist sehr eintönig. Als befruchtende Wirkung des Wassers haben sich Schilffelder am flacheren Ufer angesiedelt. Das 2 bis 4 Meter hohe Steilufer wird vom Wasser angenagt und „kalbt" in großen Brocken. Da und dort werden junge Pappeln und Tamarisken sichtbar. Wasser ist Leben, und das Leben schreitet rasch vorwärts in einem Sonnenland. In der Nähe des neu sich bildenden Lop-nor mit seinen ungeheuren Schilffeldern herrscht auch schon ein reiches Vogelleben. In den kleineren Uferseen und dem großen seichten Endsee ist den Reihern, Weihen, Schwänen und dem gefiederten Kleinvolk der Tisch reichlich gedeckt.

Eine Besonderheit der Gegend sind die „Jardangs“ und „Mesas“, phantastische Erosionsgebilde in der Form von Würfeln, Mauerzinnen und Türmen, die Gebilden aus Menschenhand so sehr ähneln, daß die Reisenden oft anhalten und hingehen, um immer wieder dem gleichen Irrtum zu verfallen. In halber Höhe einer Mesa finden sie ein Massengrab mit 15 Schädeln, vier Tischchen, einigen Bogen, Tongefäßen, Holzschalen und Haarnadeln. Nicht weit davon liegt ein Einzelgrab mit einem starken Holzsarg in Form eines Kanus, in dem die Leiche in eine graue Decke gewickelt ruhte. Die Gesichtshaut war hart, aber die Form des Antlitzes kaum verändert, rätselhaft-lieblich. Die „unbekannte Prinzessin“ mußte in jungen Jahren gestorben sein, ihre Gewandung war noch gut erhalten. Chen photographierte die „Wüstenfürstin“; dann wurde sie sorglich in den Sarg gelegt und wieder in ihr Grab versenkt.


Zu Füßen der Götter im Felsentempel von Chien-fotung, den „Grotten der Tausend Buddhas“

In der Niederung des Lop-nor zerteilt sich der Kum-darja in ein verwirrendes Mündungsdelta unzähliger Kanäle. Es war sehr schwierig, in den eigentlichen See zu gelangen, der sich dann in seinem westlichen Teil als so seicht erwies, daß auch mit den flachgehenden Kanus kaum durchzukommen war. Hedin rechnet aus, daß bei der außerordentlich trockenen Luft in dieser Riesenpfanne von 1900 Quadratkilometern im Sommer in 24 Stunden etwa 57 Millionen Kubikmeter verdunsten. So erklärt sich auch das Aufgehen zweier mächtiger Ströme in einem abflußlosen See. In einem sehr anstrengenden Fußmarsch bewältigen Chen und drei Begleiter den Weg nach Lou-lan, während Hedin in einem Standlager am See ihre Rückkehr abwartete. Müde und hungrig kamen sie viel später zurück, als sie berechnet hatten. Bald darauf stellte sich auch Ingenieur Kung mit der sehr erwünschten Limousine ein, und der Rückweg konnte begonnen werden. Allmählich fand sich die in sieben Zweigunternehmungen zerteilte Expedition in einem Standlager am oberen Kum-darja wieder zusammen. Auch die anderen hatten ihre Absichten meist erreicht und konnten nun vor Inangriffnahme neuer Arbeiten ihre Funde ordnen und etwas ausruhen.

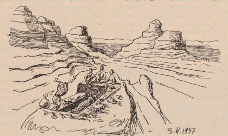

Mumienfund aus dem Lop-nor-Gebiet

Zur Sicherstellung der nötigen Betriebsstoffe für die Kraftwagen mußte sich Hedin persönlich nach der Provinzhauptstadt Urumtschi begeben, wo er von dem immer noch mißtrauischen Generalgouverneur viereinhalb Monate lang als politischer Gefangener überwacht und festgehalten wurde. Erst am 21. Oktober wurde der nun wieder vereinigten Expedition die Heimfahrt in östlicher Richtung gestattet. Der hohe Herr verlangte die Benützung der Straße über den Edsin-gol und warnte sie vor einer Räuberbande, die zwischen Hami und An-shi ihr Unwesen treibe. Hedin gab keine bindenden Versprechungen ab. Als er in Hami den eigentlichen Machtbereich des Gewaltherrschers verlassen hatte, wählte er auf eigene Verantwortung den Weg nach An-shi, wo er unberaubt am 30. Oktober eintraf. Dort blühte ihm das Glück, bei der deutsch-chinesischen Fluggesellschaft „Eurasia" wirklich großzügig tanken zu können. Die Sowjet-Regierung hatte das Überfliegen von Russisch-Asien verboten, und so besaß die „Eurasia" mehr Benzin, als sie zurzeit verwenden konnte.

Dermaßen neu gestärkt, unternahm Hedin mit seiner Kolonne von hier aus den Vorstoß in die Gegend des Lop-nor. Da er sich völlig darüber klar war, daß er mit diesem Unternehmen den Zorn des Generalgouverneurs auslösen würde, hielt er die Sache möglichst geheim und erzählte dem freundlichen Lokalgewaltigen nur von einem Besuch der Grotten der Tausend Buddhas bei Tun-hwang. Bei seinem eigentlichen Vorhaben handelte es sich hauptsächlich um die Frage, ob der alte Zug der Seidenstraße Tun-hwang—Lou-lan—Korla mit Kraftwagen fahrbar sei. In sechs Wochen unendlicher Mühen und Entbehrungen in den Ausläufern des Pei-shan-Gebirges, bei der er seinen Reiseweg des Jahres 1901 überquerte, erkundete Hedin eine mögliche Strecke durch die Vorhügel. Der Weg durch den Sand der Niederung erwies sich als nicht fahrbar. Am 14. Dezember meldete er sich bei dem immer noch freundlichen Bürgermeister von An-shi zurück, der so taktvoll war, ihn über die Verwendung der langen Zeit nicht zu befragen. In An-hsi hatte die Expedition den Anschluß an bekannte Reisewege erreicht.

Der letzte Teil des Buches ist eine geschichtliche Zusammenfassung der Lop-Frage, deren Lösung Hedin und seine Mitarbeiter für sich in Anspruch nehmen dürfen. An Hand von acht Kartenskizzen erkennen wir die Laufveränderung der Ströme und die Wanderungen des rätselhaften Sees.

Von der Ausführung der geplanten Autostraße in einer kommenden Zeit erwartet Sven Hedin Großes für die Entwicklung der wasserreichen Landstrecken um den jetzigen Lop-nor, den wir nach der unablässigen Forschermühe von mehr als einem Menschenalter wohl als s e i n e n See bezeichnen können. Und dann wird auch die tote Stadt am wandernden See aus tausendjährigem Schlummer erwachen.



Das Grab der „unbekannten Prinzessin" in der Nähe des neuerstandenen Lop-nor

Sämtliche Abbildungen aus Hedin „Der wandernde See" (F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig)

Zwischen Heimat und Ferne

Ilse Langner / Die purpurne Stadt

Von Charlotte Reinke

„Unsere letzte Zuflucht bleibt doch stets die Erkenntnis unseres Selbst."

Aufn.: Folkwang-Archiv

Gegen einen übermäßig blauen Himmel stemmt sich trotzig das Tsien Men, das Eingangstor von Peking. Dahinter teilen Mauern quadratisch die Stadtteile auf. Die Mitte, die ehemalige kaiserliche Purpurstadt, ist umschlossen von der Stadt der Beamten, diese von der Tatarenstadt, und alle drei umspült und umquirlt die Chinesenstadt. Pekings Geschichte ist von seiner Stadtanlage abzulesen. Was Mauern trennen, verbinden gewaltige Tore, die das unermüdlich rennende, singende und schimpfende Chinesenvolk durchströmt. Eine heiße, spröde Luft durchflimmert die Stadt — die harmonische Begrenztheit des unermeßlichen chinesischen Landschaftsraumes. Gelbe Dächer — blaue Dächer — grüne Bäume — rosa Sträucher — Löwen, die Wache halten, und geflügelte Marmorsäulen — all das nehmen Gloria Naschfals Augen erstaunt und entzückt auf.

Die Studentin der Philosophie und Kunstgeschichte Gloria Naschfal besucht ihren nie gesehenen Oheim Nikolaus Naschfal in Peking. Fünfzig Jahre schon lebt der „gute, alte Mann", wie man ihn in den Häusern der Armut nennt, neben der Purpurstadt. Er sieht nicht mehr die vollendete Anmut ihrer Paläste, noch die Schönheit des langsam vergehenden Einst, er fühlt nur noch die Schärfe des Sandsturms, weiß nur von dem Elend und Schmutz seiner Pfleglinge. Als Missionar kam er hierher. Aber wie läßt sich der Ausschließlichkeitsanspruch eines Glaubens vertreten in einem Lande, das von Göttern trieft wie eine Wabe von Honig? Also lebte er sein Christentum, anstatt es zu lehren: in werktätiger Nächstenliebe dient er als Arzt den Leidenden. Niemals wird er nach Europa zurückkehren. Heimat? Er trägt sie in sich: wo er auch lebt, er lebt in Gott. Nicht vielen Europäern ist diese Lösung zwischen Heimweh und Fernfreude gegeben. Sie gewinnen an Seele und verlieren an Persönlichkeit. In der Weite Chinas weitet sich auch ihr Wesen, sie beginnen nach fremden Gesetzen zu leben — sind sie aber am Ende zufrieden?

Auf der Reise lernt Gloria den Holländer van der Bruie kennen. Die Engländer in den vornehmen Hotels verleugnen den unermeßlich reichen Gummikönig. Er hat eine malaiische Frau! Sein einziger verzärtelter und verwöhnter Sohn wird ihm nicht der gewünschte Nachfolger sein. In Gloria erblickt er das unverfälschte Europa wieder. Das aufrechte, selbstbewußte, in Sport und Arbeit tüchtige Mädchen hätte als Frau Kameradschaft und Teilnahme zu bieten, nicht nur Liebe und Unterwerfung.

Aber Gloria fährt weiter nach Peking. Sie lächelt das Mißtrauen des alten chinesischen Dieners Niu des Oheims fort und wohnt bei den beiden alten Männern in einem verlassenen Tempel. Unter der Bildsäule einer Kuanyin



Betender Mönch — Aufn.: Ilse Langner

schläft sie. Verheißungsvoll, Goldstaub auf den Wangen, lächelt die Göttin auf das deutsche Mädchen herab, sanfte Träume sendet sie und hält böse Geister fern. Glorias Schlaf kann die barmherzige Kuanyin behüten, nicht aber ihre Schritte am Tage.

Gloria kommt nach Peking, um für Naschfals Bruder, bei dem sie in Berlin lebte, einen Buddha zu kaufen. Um dem Ansturm des Fremden standzuhalten, klammert sie sich an diese Aufgabe und durchstöbert unzählige Kuriositätsläden. Nikolaus, übermäßig beansprucht, muß sie sich selbst überlassen. Niu hat den Tempel zu betreuen.

Tapfer sucht sie allein weiter, bis eines Tages Roy auf ihrem Wege steht. Er heißt einfach „Roy", der Europäer in chinesischer Tracht, Berater eines Provinzgenerals, Zwischenträger zwischen China und Japan, Kunstkenner und -liebhaber, in dunkle Geschäfte verwickelt. In seinen Höfen leben chinesische Frauen. Mön Nyilo, die erste Tai-Tai, wahrt die ehrwürdige Tradition eines vornehmen chinesischen Haushalts. Einst rettete sie den aus Sibirien flüchtigen deutschen Offizier vor dem Verhungern, heute ist sie sein Bankier und Geschäftsführer. Die zweite ist das kostbare, zerbrechliche Spielzeug Yü Dsi, eine Studentin, die zur vollkommenen Verbindung von Ost und West erzogen werden soll. Haß schwelt zwischen den Höfen der Frauen. Nicht nur Feindinnen in der Liebe — auch das alte und neue China stehen sich in ihnen gegenüber.

Ist Roy aber des Starrsinns der älteren, ist er der Tändelei der jungen Frau müde, dann durchschreitet er die schmale Tür zu seinem eigenen Empfangshof:

Schon strahlte ihm durch das schmucklose Mondtor eine runde, grünblaue Fläche entgegen. Sein Fuß trat behutsam auf, denn er war niemals ganz sicher, ob er auf eine herabgesunkene Wolkenschicht oder auf ein Stück Meeresgrund trat. Der rechteckige Roy-Hof war mit blaugrünen Kacheln ausgelegt, und in der Mitte öffnete sich ein rechteckiges Bassin, dessen Wasser die Himmelsfarbe übertrumpfte. Eine sanft gerötete Mauer umschloß Hof und Gewässer von drei Seiten, dem Bassin gegenüber stand bescheiden der Schlafpavillon . . . Roy trat mit einer Handvoll Reis an den Teich. Ein Bukett seltsamer, rosa befederter Blüten löste sich, aus den Blütenköpfen stiegen lange, rosa Hälse empor, die Stengel erzitterten, und ein Zwillingsstengel senkte sich aus dem rosa Leib zu Boden. Mit einem Entzücken, das ihn jedesmal von neuem befiel, erlebte Roy die Verwandlung phantastischer Blüten in noch phantastischere Vögel. Verliebt schaute er auf die zartrosa Flamingos, die auf dünnen, zerbrechlichen Beinen in dem grünblau gekachelten Bassin standen, einen Moment die dünnen Hälse laufschend hoch aufgerichtet, die winzigen, hellgrünen Augen nach ihm gerichtet und den überraschend schweren, schwarzen Raubtierschnabel, der wie eine Drohung, wie ein Fluch aus dem ovalen, schmalen Köpfchen ragte, gegen ihn gedreht. Dann schossen die Schnäbel hinab in das leuchtend blaue Wasser, die Tiere ließen ein mißtönendes Schreien hören und pickten die Körner auf . . . Roy liebte sie wegen ihrer bizarren Grazie, ihrer dekorativen Schönheit und ihrer diskreten Geschlechtslosigkeit. Sie waren Arabesken seines Pekinger Lebens, leidenschaftslos und trotzdem sehnsuchterregend, verführerisch, doch ohne stärker als zum Schauen anzuregen . . . Wenn sie singen könnten, statt mit heiseren Stimmen zu krächzen, oder wenn sie gar einen harmlosen, niedlichen Schnabel hätten, dann wären sie unerträglich schön, dem von bösen Überraschungen des Daseins erzogenen Blick peinlich und verlogen erschienen. Gerade der böswillig gekrümmte Schnabel aber verführte zu Betrachtungen über das Leben, die Roy nie in wohlige Schläfrigkeit versinken ließen.

„Der Fuchs", so wird Roy verächtlich in der europäischen Gesellschaft Pekings genannt, der Fuchs findet Gloria in den Palästen der Purpurstadt. Sie ist so jung und unerfahren, so ganz nur sie selbst, daß sie ihn rührt. Sie steht vor ihm wie die verkörperte, verleugnete Heimat. Er öffnet ihr die Augen für den Reiz östlicher Kunst — und findet in ihrem Blick Deutschland.

Peking kennt nichts Verborgenes. Bald wissen alle um diese Freundschaft. Feindschaft stößt dagegen vor. Man trägt Gloria häßliche Dinge über Roys Geschäfte, Leben und Frauen zu. Yü Dsi setzt im Schwimmbad ihr Leben aufs Spiel; sie will mit der Deutschen auf deren eigenem Gebiet, dem Sport, wetteifern. Gloria rettet sie. Der alte Niu wandelt sich vom Behüter zum spionierenden Feind. Naschfal selbst ist tief bestürzt, denn Roy ist sein großer Widersacher in Peking. Oft hat der Arzt eingegriffen, wenn der General durch seinen Mittelsmann Roy reiche Leute kidnappte. Gerade jetzt spürt er einem von Roy versteckten Kantonesen nach.

Doch die kindliche und weltfremde Gloria glaubt an Roy. Dieser Glaube bezwingt den Oheim. Vielleicht kann Gloria diese verlorene Seele noch retten. Vielleicht gibt er Gloria zu-

liebe den Geraubten frei. Naschfal wird warten, ehe er selbst den Vermißten sucht. Auch van den Bruie, der Gloria nach Peking folgte, läßt sich durch des Mädchens Hingabe bestimmen, dem Nebenbuhler kameradschaftlich entgegenzutreten. Ja, Roy selbst ist bezwungen . . . er will sein anrüchiges Leben in Peking aufgeben, um mit Gloria irgendwo neu zu beginnen.

Die Liebenden mißverstehen sich. Gloria, vom Zauber Chinas tief berührt, bleibt doch unwandelbar das deutsche, bürgerliche Mädchen, das nur in Deutschland leben kann und klare, sichere Verhältnisse braucht. Sie hofft, Roy könnte dort mit ihr und seinen Schätzen ein zurückgezogenes Sammlerleben führen. Aber Roy ist ja nicht Chinas müde, nur seiner augenblicklichen schwierigen Lage. Ihn lockt die unübersehbare Mongolei zu neuen Abenteuern, Gloria an seiner Seite, die sein Heimweh heilt, weil sie es verkörpert.

Arges bewirkt aber seine Treulosigkeit gegen seine Vergangenheit. Ist Mön Nülo nicht die untadelbare Verwalterin seines Hausstands? Soll sie verlassen werden? Man singt ein Lied in den Straßen Pekings, das die fremde, weiße Kuniang verspottet. Wer hat den Dichter bezahlt? Kam das Geld aus der Schatulle Mön Nülos? Und Nü Dsi verlor das Gesicht. In der Vorstellung des berühmten Schauspielers sitzt sie glitzernd und einsam in der Loge, während unten Roy neben Gloria scherzt. Naschfucht verblendet sie. Bei der Heimkehr findet Roy seine geliebten Flamingos vergiftet. Das zerreißt das letzte Band.

Mit einem rauschenden, übermütigen Fest soll alles enden, beschließt der Fuchs! Das Flugzeug zur Flucht steht bereit. Und Gloria zu Ehren wird an diesem Fest der entführte Kantonese freigegeben werden, als Gast soll er neben dem verblüfften General und dem brüskierten japanischen Unterhändler sitzen. Es ist ein freches Spiel, und die Flucht danach geht um Tod oder Leben. Mön Nülo, gehorsam, wie es ihre Pflicht ist, unwissend, aber düsterer Ahnungen voll, läßt die roten Einladungskarten hinausgehen. Auch Gloria erhält eine. Doch inzwischen entdeckt Niu das Versteck des Kantonesen. Jetzt muß Naschfal seinen Glauben an Roys Unschuld fahren lassen, triumphiert der Alte. Gloria fleht, er möge es ihm noch nicht sagen, möge noch warten bis zum Fest.

„Das Fest der Braut" nennt es tuschelnd das Gesinde. Wird nicht die fremde Kuniang als dritte Tai-Tai in die verschwiegenen Höfe einziehen? Die Gäste kommen, Nü Dsi, funkelnd wie ein Edelstein, fahlgrüne Turmaline in den Ohren und schwerlastend auf der weißen Seide des Kleides, läßt Gloria boshaft ein chinesisches Hochzeitsgewand überreichen. Das Mädchen wehrt sich: „Ein Irrtum. Niemals wäre ich die dritte Frau, immer nur die erste."

Das Gelage beginnt. Bestürzt finden sich die feindlichen Parteien nebeneinander. Der Kantonese sitzt freundlich lächelnd am Tisch. Gloria sendet glücklich einen Boten zu Naschfal, aber das Schicksal hat ihn und Niu schon auf den Weg durch die dunkle Nacht zum einsamen Bergkloster geführt . . . einen Gefangenen zu befreien, der schon an rosengeschmückter Tafel plaudert und lacht.

Hinter dem letzten trunkenen Gast schlägt das schwere Tor zu. Das Auto bringt Gloria und Roy — zu seinem Erstaunen unangehalten — zum Flugplatz.

Die Weiße Dagoba blickte von ihrem Hügel weit erkennbar in die Ebene hinab. „Wirst du denn das alles nicht vermissen, Roy? Du hast Peking geliebt, und jetzt so ganz plötzlich willst du mit mir kommen?"

„Hat dich der Mut verlassen, Gloria? Hast du mir nicht geraten, alles aufzugeben?"

„Es ist nur zu überraschend schnell gelungen. Hättest du nicht länger Abschied nehmen sollen? Ich fürchte, es könnte etwas Seele hängengeblieben sein an deinen geliebten Höfen."

„Es gibt überall solche Höfe, wenn auch nicht die gleichen. Vielleicht finden wir viel prächtigere, weitläufigere, wenn wir zurückkehren."

„Wenn wir zurückkehren? Nach Peking zurück?" Sie standen sich gegenüber und mußten laut rufen, um sich verständlich zu machen.

„Gewiß hoffe ich das. Aber Gloria, was ist dir?" Sie versuchte die Worte von seinen Lippen zu lesen, denn was sie verstand, konnte er unmöglich gesagt haben: „Der Weg ist nur zu weit, wir werden ihn nicht sobald wieder unternehmen können."

„Das hängt nur davon ab, wann der General seine Macht verliert."

„Roy, wovon redest du denn? Du mußt dir doch in der Heimat ein neues Ziel aufbauen, einen neuen Sinn suchen!"

Er sah sie verständnislos an: „In der Heimat?"

„Ja, Roy, dort steht schon das Flugzeug. Wir fliegen nach Europa."

„Wir fliegen nicht in die Heimat, Gloria."

„Nicht in die Heimat?" schrie sie. „Wohin sonst?"

„In die Mongolei", sprach er dicht in ihr Ohr,

„dort allein bin ich sicher. Ich will mich verstecken bei einem Nomadenfürsten. Und wenn hier ein neuer Mann herrscht, kann ich zurückkehren."

„In die Mongolei —", sie streckte zitternd die Hände nach ihm aus, „aber Roy, das ist entsetzlich weit!"

Roy wandte sich zu Gloria: „Wir müssen starten, bevor es hell wird."

Gloria bebte am ganzen Körper. „Ich kann nicht, Roy. Ich dachte, wir fliegen in die Heimat. Warum hast du es mir nie gesagt?" Sie brach in Tränen aus.

„Willst du mich allein lassen?" Es mußte ein Irrtum sein, es war nicht möglich, daß ihm die glückliche Erfüllung unter den Händen zerrann. „Hast du denn Angst? Du wirst keine Not leiden."

Gloria schüttelte verzweifelt den Kopf. „Aber ich habe doch keine Angst, Roy! Ich kann in einer Hütte leben und jeden Tag schwer arbeiten, aber zu Hause muß es doch sein."

„Zu Hause", er ließ ihre Hand fallen, „dann kannst du freilich nicht mit mir kommen."

„Aber Roy, wir fliegen in die Heimat, wir werden ein wunderbares Leben beginnen", sie umarmte ihn, „ich würde in deiner fremden Wüste sterben, weil ich dort nicht leben kann." Er löste ihre Arme sanft von seinem Hals. „Ich möchte nicht, daß du traurig wirst, weil du mit mir in die Steppe gehst. Vielleicht hast du recht, und ich darf dich nicht verpflanzen, aber für mich ist es zu spät, heimzukehren. Ich habe geglaubt, wenn ich mit dir zusammen lebte, würde ich unser Land nicht mehr vermissen. Alles würde um mich sein, wonach ich mich so gesehnt habe. Aber es war ein Fehler, ich habe nur an mich gedacht." Er küßte sie auf die Augen, dann ging er rasch von ihr fort auf das Flugzeug zu.

Gloria stand unbeweglich. Als er die erste Stufe erstieg, erwachte sie aus ihrer Erstarrung: „Roy! Roy! Ich komme mit dir, wir können über die Mongolei nach Europa fliegen!" Roy sah sie liebevoll an.

„Quäl dich nicht, Gloria, auch über die Mongolei führt mich kein Weg nach Europa. Und für dich wäre es nicht gut, mit mir zu leben."

Gloria fühlte sich in den Boden gestampft vor Schmerz. Sie hatte einen Menschen aus seinem Leben gezerrt und versagte nun treulos.

„Herr", sagte der tibetanische Diener bestimmt, „die Götter werden dich empfangen. Willst du sie wegen eines Menschen warten lassen?"

„Die Götter?" fragte Roy, und ein süßer Friede begann mille von diesem Wort auszustrahlen.

„Der Weg nach Lhassa führt über die Mongolei, Herr."

„Was sagt er? Höre nicht auf ihn, du wirst entführt, Roy!"

„Ich fliege in die Heimat, Gloria, in unsere letzte Heimat." Roy atmete tief und entspannt im Gefühl, von einer unendlichen gütigen Allmacht sanft umspannt zu werden.

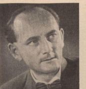
„Werden wir uns wiedersehen?" rief Gloria ihm tränenerstickt nach.

„Vielleicht. — Grüße Bruie, den Freund aus Singapur."

Ein Dröhnen schwoll um sie auf, das Toben der Maschine ging unter im anschwellenden Gesang tibetischer Priester. Vor ihrem geblendeten Blick entschwand das Flugzeug blinkend immer höher, als es nur noch ein winziger, funkelnder Stern war, blieb es stehen. Es hatte sich niedergelassen im Diadem eines Gottes, der riesenhaft den Raum vor ihr erfüllte. Aus seinen Schultern wuchsen Lotosblüten mit nachtblauen und zartsilbernen Kelchen, Gebetsketten voll jubilierender Vögel hingen über seinen Leib.

So endet in Bitternis Glorias Suche nach einem Gott. Im Tempel findet sie den „guten, alten Mann" tot, erschossen von aufrührerischen Soldaten bei dem Felsentempel, in dem er den Gefangenen Roys suchte. Gloria flieht die schmerzüberfüllte Stadt.

In Roys verlassenen Höfen richtet die erstarrte Mön Nülo das Begräbnis für Nü Dji, die sich zwischen die Rache des Generals und Roy geworfen hat. „Erst die Liebe, dann die Rache!" forderte sie, und Roy gewann die Zeit zur Flucht. Ekel und Verzweiflung trieben sie in den Tod, mit dem sie alle Schuld sühnt. Sie folgt nach der uralten Sitte ihrem Herrn durch eigene Hand in den Westhimmel und vollendet damit treu das Schicksal einer liebenden Gattin. Gloria hat nichts als Zerstörung verursacht, unschuldig-schuldiges Werkzeug unerbittlich wirkender Gewalten! Die Sehnsucht nach der Purpurstadt wird sie in die Heimat begleiten und ihr Wesen vertiefen und reifen lassen. Ihr Trieb, das eigene Wesen vorzudrängen und wie eine Fackel mit den glühenden, noch unerprobten Anschauungen in fremde, gefestigte Leben hineinzuleuchten, war ein Verhängnis für ihre Umgebung. Von Nutzen war dies Aufgeschrecktwerden allein für Bruie. In Singapur erwartet er Gloria. Seinen östlichen Besitz hat er verkauft und sein Leben neu geordnet. Der fremdgebliebene Sohn, der ihm anklagend entgegenschreit: „Hast du mich denn etwas anderes gelehrt als Geldwert? Hast du mir Ideale geschenkt, einen neuen Glauben? Wie sollte ich nach etwas Verlangen verspüren, worüber du nur gespottet hast?" erhält ein bescheidenes Anfangskapital und mag sich nun vor sich selbst und seinem eigenen Schicksal bewähren. Bruie wird daheim eine neue Arbeit aufnehmen, Versuche mit der Sojabohne reizen ihn, und Holland wartet. Eine schmale Kiste mit chinesischen Kostbarkeiten, die Abschiedsgabe Roys, nimmt er mit, und Gloria Naschfal begleitet ihn.



Olaf Saile

Und wieder wird es Sommer...

Von Otto Heuschele

Die letzten Jahre haben uns eine Fülle, ja eine Überfülle von Bauernromanen gebracht. Nun legt der junge schwäbische Dichter Olaf Saile ein Werk vor, das mehr ist als ein durchschnittlicher Bauernroman. Sailes Werk führt immer wieder aus dem Bereich gegenständlicher Darstellung, wirklichen Geschehens in die Welt des Gleichnisses, und manche Stellen sprechen uns wie eine Sage aus Urzeiten an.

Kornel Erdgast ist einer jener Bauern, deren ganze Lebenskraft ihrem Hofe gehört. Er arbeitet hart und unerbittlich. Wir sehen ihn die Äcker pflügen und den Samen in die Furchen streuen. Wir sehen ihn ernten und sich der Ernte freuen. Hart wie er gegen sich selbst ist, ist er aber auch gegen die Nächsten. So hat sich dem Machthungrigen längst das Herz verschlossen, er kennt die Liebe nicht und hat fast vergessen, daß es noch andere Gewalten über dem Schicksal der Menschen gibt als die Gewalt, die aus seinem eigenen Willen und seiner eigenen Kraft entspringt. Er hat vergessen, daß er wie alle Menschen ein Glied der Gemeinschaft ist, ohne die auch der Mächtigste ein Nichts wäre. Frau und Kinder des Bauern leiden oft unter seiner Herzlosigkeit, aber nicht nur sie, sondern auch die Leute ringsum im Dorfe Seebronn kennen ihn und fürchten ihn. Daß Sorgen und Kummer über einen Menschen kommen können, daß er schuldlos in Not geraten kann, scheint Kornel Erdgast nicht zu wissen, denn er hat das Schicksal immer wieder bezwungen, und das Glück war immer mit ihm.

Und doch, lauert nicht über ihm und allen Bewohnern des Dorfes Seebronn ein dunkles Unheil?

Im Berg, der sich hinter dem Dorf erhebt, soll ein unterirdischer See sein. Schon lange fürchtet man, daß dieser See einmal ausbrechen werde, das Dorf mit Menschen und Tieren müßte dann in wenigen Augenblicken vernichtet sein. Darum betet man seit Jahren in der Kirche von Seebronn allsonntäglich: „Und bewahr uns vor dem Wasser im Berg."

Immer wieder kommen die Bauern in ihren Gesprächen auf diese ständig drohende Gefahr zurück, besonders dann, wenn das Wasser draußen in den Sumpfwiesen nach langen Regenfällen oder in der Schneeschmelze steigt. Wenn die Rede auf diese Bedrohung kommt, wird auch das sonst so entschlossene Antlitz Kornel Erdgasts, der keine Sorgen und keine Bedrohung kennt, finster.

Einen Augenblick stand das dunkle Wort wieder da wie eine Drohung, und es schien wie ein Schatten über Kornels Gesicht zu fallen. Als wolle er es wegwischen, fuhr er sich einmal über die Stirn. Er haßte dieses Wort, weil es gefährlicher dastand, als er zugeben wollte, und mit Mißachtung wollte er es im Dunkel begraben, aus dem es aufgetaucht war.

Endlich nach langer Trockenheit, die für alle Gewächse der Äcker und Felder, der Gärten und Wiesen unheilvoll war, stieg ein fahler und diesiger Abend herauf. Die mit dem Wetter Vertrauten kündeten Böses an. Und in der Tat brach an diesem Abend das langerwartete Gewitter los. Blitz und Donner künden es aus der Ferne an. Aber Kornel treibt es dennoch hinaus in den Wald.

Wie er wieder vors Haus trat, murrte es zum zweitenmal aus einer unendlichen Ferne. Droben legte Hildegard die Kinder ins Bett. Einen Augenblick wollte Kornel hinauf und ihnen „Gutnacht" sagen, ganz plötzlich überkam ihn eine Welle von Sehnsucht und Wärme, aber die Spannung der Atmosphäre lag ihm zu sehr im Blut. Nachher — dachte er. Es war, als treibe es ihn förmlich dem fernen Murren des Donners zu.

Als Kornel droben im Walde war, brach das Unwetter los. Blitze erhellten die Nacht, Donner krachten, Regen brach aus gespenstisch hingejagten Wolken. Sturm peitschte die Bäume. Plötzlich sah er drunten im Dorf Feuer. Seine eigene Scheune brannte! Er lief bergab, aber

es sollte Furchtbareres kommen als das Feuer. Der Berg tat sich auf, und das Wasser aus seinem Leibe ergoß sich über das Dorf.

Einmal nur durchzuckt es ihn . . . und bewahr uns vor dem Wasser im Berg! — sind doch die alten Dinge wahr, die er nicht geglaubt hatte, und auch die kommenden, die sie prophezeiten? Die alte Angst oder der alte Glaube?

Er achtet nichts um sich, er stürzt von Schritt zu Schritt: manchmal versinkt er irgendwo bis zu den Schenkeln, befreit sich wieder, stürzt weiter und versinkt fast bis zum Bauch im Morast. Da will er plötzlich aufschreien, wie in jäher Erkenntnis, aber der Schrei ist zu schwer, als daß er heraufände vom Herzen zum Mund.

Minutenlang, Ewigkeiten lang, hat er nur um sein Leben zu kämpfen. Er treibt mitten in einer strudelnden Wasserflut, manchmal erwischt er einen Stamm oder einen Ast und wird mitgerissen. Im Tosen der Wasser hört er nicht, wie der Donner stiller geworden war, hört nicht die Sturmglocke über dem Dorf, durch dessen Gassen sich schon meterhoch die Flut wälzt, Wagen, Pflüge, Fässer und Zäune mitführend, da und dort das eine an einer Mauer zerschellend, dort eine Wand eindrückend und schon in halber Höhe der Häuser gurgelnd. Er hört nicht das Brüllen der Tiere in den Ställen, bevor sie ertranken; er hört nicht die Schreie der Menschen, die auf den Dächern kauerten und in die Strudel stierten.

Kornel und sein Vetter Wilhelm, gegen den er früher nicht allzu menschenfreundlich gehandelt hat, sind die einzigen Überlebenden des Dorfes. Alle anderen, Menschen und Tiere, sind in den Fluten ertrunken, die Häuser sind zerstört, das Dorf verschwunden. Als der Vetter sein Weib begraben hat, erhängt er sich, und damit ist Kornel der einzige, der die Katastrophe überstanden hat. Auch er bettet sein Weib und seine beiden Kinder in ein Grab, das er mit eigener Hand gegraben.

Das ist das Ende von Seebronn und von Kornel Erdgasts Macht und Größe.

In der Stadt treffen wir Kornel wieder. Hier, fern der Natur und fern der fruchtenden Erde, hat er Arbeit gesucht und gefunden. Aber die Stadt kann einem Menschen wie ihm nicht zur Heimat werden. Noch weniger kann sie die Sehnsucht stillen nach dem Land, auf dem er so viele Jahre seines Lebens gewirkt hat. Nach vielen Kreuz- und Querwanderungen, nach Abenteuern und Enttäuschungen, die aber seine alte Kraft nicht brechen können, kehrt der Bauer wieder nach der Stätte seiner alten Macht und seines großen Untergangs zurück. Er beginnt von vorne zu arbeiten. Es ist die alte Kraft und Zähigkeit, mit der er an die Arbeit geht, aber es ist ein neues Herz, mit dem er nun Menschen und Tieren begegnet. Zwar muß er abermals hart sein im Kampf gegen die Bürokraten und gegen das Unrecht. Und da steht nun einer gegen ihn auf, der nicht minder machthungrig ist, als er selbst es früher gewesen war in der Zeit vor dem Unglück. Es ist der Bürgermeister von Unterau, Rohrer, ein brutaler Gewaltmensch und herzloser Geselle. Mit ihm ringt Kornel um den Besitz der Äcker. Denn der Bauer ist plötzlich wie durch ein Wunder zu einem Vermögen gekommen, ihm ist eine Erbschaft von seiten seiner Frau zugefallen. Mit Hilfe dieses Geldes sucht er nun Land zu erwerben, das er armen Leuten zur Verfügung stellt. Dem Bürgermeister von Unterau, den bisher jedermann nur fürchtete, tritt zum erstenmal ein Mensch entgegen, Kornel Erdgast wendet sich gegen seine Willkür. Andere folgen ihm nach, und so wird der rohe Geselle eines Tages so sehr in die Enge getrieben, daß er, als er erkennen muß, wie seine Betrügereien nicht mehr zu verbergen sind, zur Pistole greift und sich erschießt.

Indessen aber wächst an der Stelle, an der einst Seebronn stand, Neu-Seebronn aus dem Boden. Äcker und Gärten, Häuser und Höfe erblühen, Siedlungen werden angelegt und Kinder geboren. Das Land wird entwässert, die Sumpfwiesen verschwinden, und kein Wasser im Berg wird in Zukunft das neue Dorf bedrohen. Kornel Erdgast aber ist Herz und Seele dieses neuen Lebens. Er weiß das und ist stolz darauf, er weiß aber auch, daß er nur zum Herzen dieser Gemeinschaft werden konnte, weil er selbst ein Herz in der Brust trug, das mitfühlte und nicht egoistisch für die Eigenmacht und den Eigennutz, sondern für die Gemeinschaft schlug. Er findet auch wieder ein Weib, das ihm Kinder schenkt und Liebe und Glück in sein Haus bringt. Damit aber schließt sich das Leben, das Vergängliche wird zum Gleichnis.

Edgar Maaß / Werdelust

Von Erich Klaila

Die langen Reihen der Laternen standen frierend um das Becken der Alster. Pioniere kamen aus Harburg, Sprengladungen schoben sie unter das Eis. Es fluchten die Pioniere dazu und schlugen sich mit den behandschuhten Händen die Brust und schrien: „Verflucht! Wenn doch endlich der Südwest erwachen wollte!"

Und es kam der Tag, da erwachte der Wind. Getöse erhob sich, der Schnee begann zu schmelzen. Über den Jungfernsteg fegte der Wind in plötzlichen Stößen und faßte das Kleid einer zierlichen, runden Dame. Da eilte ein junger Mann vorwärts und bot ihr den Arm: „Wendefloh! Oskar Wendefloh, Börsenmakler!"

Die Dame lächelte fein. „Ich heiße Gundlich, Adele Gundlich! Ich unterrichte bei Ohlsen, Ohlsens Knabenschule, die kennen Sie doch?"

— — — — — — — — —

Mehrere Tage wehte der Wind vom Südwesten. Er brachte den Frühling. Ostern kam, und man beschenkte einander mit Hasen aus Schokolade und Pappe. Nach Ostern gingen die Knaben der begüterten Hamburger Familien wieder mit gegenstandsloser Angst im Herzen in die von Herrn Ohlsen geleitete Schule. Das ernsthafte Fräulein Netz unterrichtete wieder mit mangelhaftem Erfolg über den Sündenfall. Dann läutete eine Glocke hell durch das ganze Haus. Mit zufriedenen Gesichtern sahen sich die Knaben an, dann eilten sie in den Hof hinaus. Dort gab es den Streit, den unvermeidlichen:

„Du englischer Laffe!" schimpfte Harry Sauter Fritz, den Anführer einer anderen Klasse.

Einige lachten. Fritz wurde rot und fragte drohend: „Was sagst du?"

Harry Sauter sagte: „Sind deine Eselsohren nicht groß genug? Dann laß dir von deinem Schneider andere, größere annähen . . . von dem Schneider, der deinen englischen Regenmantel gemacht hat, von Topp & Franck am Alsterdamm . . ."

Ja, Harry Sauter war schlau, wenn er auch klein war und ein rundes Maul hatte wie ein Frosch, er war schlau und wußte den Gegner an seiner Ehre zu packen, dort, wo sie am kitzligsten war . . .

Und dann rauften sie. Dem schönen Otto, Sohn des Professors Albrecht, wurde sein feiner Anzug übel zugerichtet. Auch die Zwillinge Meier, Hugo und Kuno genannt, wurden in den Streit gezogen und wußten sich nicht zu helfen. Dann kam die Netz, kreischend zog sie die Zwillinge Meier aus dem Haufen. Die Zwillinge waren blaß, zärtlich hielten sie sich an den Händen.

Die letzte Stunde hatten sie Unterricht bei Fräulein Paula, einer bemerkenswert hübschen Person, mit mandelförmigen Augen und rabenschwarzem Haar. Mitunter verfiel sie in ein Nachdenken und sagte für Minuten gar nichts. Sie träumte vor sich hin. Vielleicht war sie verliebt, vielleicht auch nicht. Jedenfalls war sie eine schlechte Lehrerin, wie die Netz der Gundlich mit einem kurzen harten Auflachen mitteilte.

— — — — — — — — —

Und weiter ging die Lust des Werdens. Liebespaare wandelten an den Abenden Hand in Hand, mit pochendem Herzen. Man soll Liebesleute nicht stören, das ist nicht sehr fein, aber es muß in diesem Zusammenhang doch erwähnt werden, daß sich auch die rundliche Gundlich und ein Herr Wendefloh unter den Lustwandelnden befanden; und auch ein Fräulein Paula, zusammen mit dem Vater des schönen Knaben Otto, dem Professor Albrecht, einem Witwer. Nicht unerwähnt bleiben darf auch, daß ein Herr Werner aus Lübeck ein Fräulein mit dem schüchternen Namen Klärchen entdeckte, Tochter eines Herrn Ohlsen, Leiters einer Knabenschule. Und es geschah also, daß sich im Hause des würdigen Ohlsen zu später Stunde ganz leise die Türe öffnete, und herein trat das bewußte Klärchen, eine nette Person mit weißen Armen.

„Guten Abend", sagte sie scheu, „denkt euch, liebe Eltern, ich habe wen mit mir gebracht . . ."

„Wie?" sagte Herr Ohlsen. „Jetzt, um elf Uhr?"

Aber die Mutter, mit weiblichem Instinkt, wußte sofort Bescheid. Sie kannte das Leben, Frau Ohlsen, wie er den Platon.

„Aber so laß ihn doch herein", sagte sie rasch, und sie nahm die Brille ab und strich sich die lange ergrauten Haare mit einer zierlichen Handbewegung zurück.

Schüchtern nun hinein in die Tür trat Herr Friedrich Werner und stolperte fast über die Schwelle; denn Erregung im Innern hatte ihm die sonst so

sichere Beherrschung der Glieder geraubt. Da erstrahlte Herr Ohlsen, der würdige Greis, nicht über die kleine Ungeschicklichkeit des Herrn Werner, sondern weil er, der Leser Platons, sofort erkannte, daß nunmehr des Schicksals Stimme sich erheben würde, wenn auch nur in dürftigen Worten von Herrn Werners schnurrbartgeschmückter Lippe . . .

Dann richtete sich Herr Werner steif hoch auf dem Sessel von Plüsch und sprach die alles bedeutenden Worte: „Ich habe nun . . . ich wollte . . . ich denke . . . ich meine . . ."

Frau Ohlsen strich sich die Haare, obwohl sie sehr ordentlich lagen, zurückgekämmt nach hinten und dort zu einem Knäuel verflochten: „Ich verstehe Sie recht, Herr Werner, fahren Sie nur fort . . ."

Herr Ohlsen wanderte dann die etlichen Treppen in den Keller hinab. Eine spinnwebeüberzogene, bestaubte, bauchige Flasche stellte er auf den Tisch. Sie tranken alle davon, und sie saßen zusammen, mächtig und frei, von unsterblichen Kräften berührt.

Vieles sah das weitgeöffnete Auge der Nacht. Es sah auch ein Mädchen, das stand nackend in einem kleinen Zimmer, zwischen den Kommoden, die mit mancherlei Nippes bedeckt. Plötzlich spürte das Mädchen, die Anna Halsen, einen Stoß innen in ihrem Leib.

Bleich wurde sie da, erschrocken hielt sie die Hände fest an der Stelle, wo ihr der kleine Tritt geschehen. Und aus ihren Augen kam ein Lächeln, das kam von weit her, aus großer, uralter Tiefe . . .

Schlaftrunken flüsterte sie dann:

„Schlafe nun, mein Süßes, mein Kindchen; denn sieh, noch bist du ich, und ich bin du, und wir haben nichts als einander . . ."

Und an den rosselenkenden Georg Hinrichsen dachte sie, der das alles verschuldet.

— — — — — — — — —

Die Tage gingen, die Nächte, in das Sternbild des breitgestreckten Löwen wanderte die Sonne, hochsommerlich.

Am Tage von Sedan lag frühmorgens über der Erde ein leicht verschleiernder rauchiger Nebel, wie er im Herbste kommt und die Gedanken der Menschen hinleitet auf den nahenden Winter. Die Knaben empfanden an diesem schulfreien Tag noch einmal die Lust des Sommers. Zur Elbe wanderten sie und begannen ins weiche, kühle Wasser zu gehen, immer rufend und lachend im Strome. Der atmete sie an mit einem etwas brackigen Schilfgeruch. Da tauchten in der Mitte des Flusses die Sandbänke öde empor. „Es ebbt schon!" riefen die Knaben und stiegen tiefer in die gefährliche Flut. Den Zwillingen Meier erschien der Strom ein freundlicher, vertrauenswürdiger Geselle. Sie jauchzten laut auf, als das Wasser ihnen aufschwappend die Nabel berührte. Plötzlich aber, als sie bis zum Halse im Wasser standen, hob der Strom den einen der Zwillinge leicht hoch, rasch griff der andere nach dessen Hand. Da nahm auch ihn zu sich der gurgelnde Riese. Und hinein in die kalten und nebligen Tage flatterte hoffnungslos der Trauerschleier der Mutter der Zwillinge Meier.

— — — — — — — — —

Und dann enden die angefangenen Dinge. Der rosselenkende Hinrichsen hat eine Stunde der Besinnung. Dann aber siegt das Gute in ihm, Hinrichsen geht in Annas Kammer hinüber und teilt ihr mit, daß sie heiraten werden. Anna fängt bei diesen Worten entsetzlich zu weinen an.

„Verfluchtes Geheul!" sagt der Mann und wischt sich selber die Augen. Unsinnig benehmen sich diese beiden. — —

Im Hause des würdigen Herrn Ohlsen wurde Hochzeit gefeiert. Bei dieser Gelegenheit entschieden sich auch die ferneren Geschicke der rundlichen und launenhaften Gundlich. Die Gundlich fragte Professor Albrecht viel über die Todesstrahlen von Röntgen.

Er mußte ihr dieses und jenes mit lächelndem Mund erklären, sie rückte näher an ihn heran und sagte errötend: „Ach, denken Sie sich, Herr Professor, ich habe eine schmerzhafte Stelle, ein Stückchen über dem Knie. Glauben Sie nicht, daß diese einmal ernsthaft durchleuchtet werden muß?"

Oskar Wendefloh hörte das, und er ergrimmte im Herzen und sprach: „Du stellst dich immer nur so an, es ist nur ein kleiner Fleck, ich glaube mich daran zu erinnern, als . . .", hier unterbrach er sich, Verlegenheit heuchelnd, und hüstelte ein wenig: „daß du mir davon sprachst."

Ach, wie errötete da die rundliche Gundlich; denn preisgegeben hatte Oskar sie der Gesellschaft, und es blieb ihr nun nichts, als diesen zu heiraten . . .

Draußen in den Gärten standen die Bäume erstarrt. Einsam froren die Laternen in langen Reihen. Nur einer wachte und lebte. Das Bergkind, die Elbe, ruhte nicht. Frei waren die Wasser des Riesen. Mächtig in ihm war der Hang zu den grünen Wiesen des Meeres. Dort wollte er weidend sich tummeln und schließlich aufsteigen zum Himmel, um wiedergeboren zu werden, und von neuem beginnen den Lauf.

Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe . . .

Eine Szene aus Jean Pauls Leben

Von Karl Blanck

Im Ballsaal
Eine Gesellschaftsszene aus Jean Pauls Zeit

Vor 125 Jahren, am 21. März 1763, wurde Jean Paul in Wunsiedel geboren. In seinem Werke, das in seiner Schrankenlosigkeit alle Ufer überschäumt, findet das Zeitalter der Empfindsamkeit seine Vollendung durch die Verbindung mit dem neuen Lebensgefühl der Romantik, der Jean Paul trotz aller persönlichen Gegensätze erst den Weg in die Öffentlichkeit frei gemacht hat. Es ist kein Wunder, wenn besonders die Frauen seiner Zeit vom Werke und von der Persönlichkeit des Dichters hingerissen waren. Die klügsten und schönsten Damen jener Tage vergötterten ihn, wie er selbst sie vergötterte — bis er nach allen Irrungen und Wirrungen, nach allem Suchen und Tasten bei seinem Besuche in Berlin im Jahre 1800 die eine findet, der er fortan für alle Zeiten gehört. Es ist Karoline, die Tochter des kunstliebenden Obertribunalrats Mayer, die Jean Paul nach der Darstellung seines Zeitgenossen G. Merckel auf eine »drollig-sentimentale« Weise bei einem Festmahl kennen und lieben lernte, das der Vater Karolines zu Ehren des Dichters in einem Ballhaus gab.

Ballsaal mit Tanzenden

Karoline (abseits neben einer Seitentür)

Erster Tänzer: Demoiselle Mayer, darf ich Sie zum Tanze bitten?

Karoline: Oh, ich danke Ihnen sehr, Herr Kanzleisekretär — ein andermal gern, aber ich habe meinem Vater versprochen, mich ein wenig um die Versorgung unserer Gäste zu kümmern . .

Erster Tänzer: Gewiß — ich verstehe — entschuldigen Sie mich. (Entfernt sich.)

Zweiter Tänzer: Demoiselle Mayer — es scheint mir, Sie sind noch nicht vergeben — darf ich's wagen?

Karoline: Oh, Herr Justizassessor, es ist mir eine rechte Ehre, aber Sie müssen mich schon für diesmal entschuldigen — denn ich habe meinem Vater versprochen . .

Obertribunalrat Mayer (tritt hinzu): Ei, Töchterchen — was sehe ich, du tanzt nicht einmal mit unseren Gästen?

Karoline: Aber Väterchen, Sie wissen doch, ich hatte Ihnen versprochen . .

Mayer: Ach ja — ganz richtig, natürlich, ich vergaß . .

Zweiter Tänzer: Nun, Demoiselle Mayer, Herr Obertribunalrat — dann will ich nicht weiter stören. Ich empfehle mich — auf ein andermal!

Mayer: Die Ehre, Herr Assessor — du, sag mal, du kleine Schwindlerin! Was hattest du mir denn eigentlich versprochen? Doch gewiß nicht, daß du hier wie ein Holzpüppchen herumstehst und mir meine Gäste vertreibst!

Karoline (umarmt ihn): Oh, Väterchen — Sie müssen verstehen — ach, liebes Väterchen — — — ich bin Ihnen ja so dankbar!

Mayer: Aber mein liebes Kind, du bist ja ganz echauffiert — beruhige dich doch! Ich kenne mein sanftes Mädgen gar nicht wieder — fällt mir das Ding hier vor allen Leuten einfach um den Hals — am Ende bleibt bei soviel stürmischer Zärtlichkeit für den Zukünftigen überhaupt nichts mehr übrig!

Karoline: Ach, Väterchen, Sie dürfen nicht spotten. Ich bin doch so glücklich!

Mayer: So glücklich, daß du nicht einmal mehr tanzen magst?

Karoline: Oh, Vater, wie könnte ich jetzt wohl mit irgendeinem gleichgültigen Laffen über gleichgültige Dinge reden oder sinnlos herumtaumeln, nachdem ich doch Ihre Güte Ihn als Tischgefährten gehabt habe — ihn, den Einzigen, die größte Seele, Jean Paul selbst — den unsterblichen Dichter, der uns den „Hesperus" geschenkt hat!

Julie (hat sich von ihrem Tänzer verabschiedet. Tritt herbei): Ei, sieh da, die kleine Schwärmerin! Hat er also auch dein Herz in seinem Schmetterlingsnetz gefangen! Da bist du in großer Gesellschaft!

Karoline: Ach — ist das deine Freundschaft, Julie — wollt ihr mich denn heute alle verspotten, da mein Herz noch aller heiligen Empfindungen voll ist?

Julie: Wo hast du ihn denn überhaupt, deinen genialischen Tischherrn — hüte dich, schön's Blümelein —, am Ende wandelt er schon wieder auf Abwegen! Die Berliner Damen werden sich bald um ihn reißen!

Mayer: Nun — Ihr Mädgen — macht das miteinander aus! Ich muß mich wieder unseren Gästen widmen. Und bring mir auch deinen Dichter wieder, hörst du, Linchen! (Ab.)

Julie: Sag, Karoline, Goldkind — worüber habt ihr euch denn unterhalten? Es muß doch erhebend sein, mit einem so großen Geist, mit dem auserwählten Liebling der Musen selber Empfindungen und Gedanken auszutauschen!

Karoline: Oh, Julie, mein Herz — er ist göttlich! Ewig wird mir diese Stunde in der Seele mit Flammenschrift eingebrannt bleiben!

Julie: Du Beneidenswerte, sag mir, wovon . .

Karoline: Oh — von allem, was Menschenseelen sanft und stürmisch bewegt. Von seinen Hoffnungen für die Zukunft und daß er des Herumtaumelns in allem müßigen Treiben der großen Welt unendlich müde sei.

Julie: Und weiter?

Karoline: Daß er sich ein Heim und eine Heimat wünsche, wo er wahrhaft glücklich wäre mit einem lieben Weibe und muntern Kindern, von denen er sich mindestens dreie wünscht . .

Julie: Wahrhaftig — es heißt, er sei verlobt — mit einer Dame aus vornehmer Familie, einem Hoffräulein aus Hildburghausen . .

Karoline: Ja, er sprach auch davon — von gewissen Enttäuschungen, von verhängnisvollen Irrtümern, die er noch rechtzeitig erkannt hat . .

Julie: Wie interessant!

Karoline: Außer der Ehe, so sagte er, verstricke sich die Phantasie gar zu leicht in allerlei Verbindungen, die doch zu nichts gutem führen und am Ende eine oder gar zwei Seelen unglücklich machen müßten. Sein Herz aber sucht sich die häusliche Stille. Er will keine Heroine, keine glänzende Gesellschaftsdame — sondern ein liebendes, sorgendes Mädgen, nachdem er die Dornen an den Pracht- und Fackeldisteln verspürt hat, die man genialische Weiber nennt!

Julie: So sehr hat er dir sein Herz offenbart, du glückliches Mädgen?

Karoline: Ja, denke, Julchen — er ist jener General- und Simultanliebe müde, wie er es nennt, die er fortan der ganzen Menschheit, nicht unserem Geschlechte allein bewahren möchte, und erst recht, wenn es ihm gegönnt ist, an einem einzigen Herzen zu ruhen, das ihn allein liebt und das er allein lieben darf —

Julie: Und sonst — was sagte er sonst noch?

Karoline: Er sprach davon, wie er nach seinem Weggang von Weimar daran denke, sich in Meiningen niederzulassen, wo ihm der regierende Herzog gar schmeichelhafte Aussichten gemacht hat, aber —

Julie: Aber . .?

Karoline: Aber, so sagte er, er wisse nicht, ob es ihm dort auf die Dauer gefallen würde.

Julie: Denn . .?

Karoline (zögernd): denn . . das . . Bier schmecke ihm dort nicht recht und scheine ihm auch nicht sehr bekömmlich zu sein.

Julie: Das Bier, sagte er?

Karoline: Ja — das Bier sagte er —, hier bei uns in Berlin, so meinte er, sei das Bier nicht ganz so schlecht. Es schien ihm auch gut zu munden, denn er trank bei Tisch ein Glas aufs andere —

Julie: Bier — keinen Wein?

Karoline: Nein — das Bier schien ihm mehr zuzusagen.

Julie: Sonderbar — ob das auch zum Dichten mit dazugehört? Die Poeten besingen sonst doch immer nur den Rebensaft!

Karoline: Ja, das habe ich mich auch gefragt — aber dann schien er auch mit einem Male genug davon zu haben. Er entschuldigte sich — und ging.

Julie: Wohin denn?

Karoline: Verrat es nicht, Julchen — daß ihn niemand stört — hier nebenan, ins blaue Zimmer.

Julie: Ach so, du Närrlein, da stehst du wohl hier auf Posten?

Karoline: Geh, Julie, du treibst wohl immer nur deinen Spott mit mir!

Julie: Laß gut sein — und sag, was macht er da jetzt? Ist er etwa beim Dichten?

Karoline: Ja, ich denke doch — sicherlich! Er fragte zuvor, ob dort wohl ein bequemes Sofa stände . .

Julie: Oh, komm — das müssen wir sehen! Vielleicht können wir ihn beim Dichten belauschen —, das muß ein wahrhaft göttliches Bild sein!

Karoline: Nicht doch, Julchen — ich bitte dich!

Julie: Komm! Leise, leise! (Öffnet die Tür, zieht Karoline hinter sich her ins Nebenzimmer.)

Karoline: Ja, aber da ist ja alles ganz dunkel?

Julie: Sonderbar! Wart — ich nehme das Licht drüben vom Tisch! . . .

Karoline: Du!

Julie: Ja!

Karoline: Hörst du das auch?

Julie: Freilich!

Karoline: Ein unheimliches Geräusch!

Julie: Fast, als ob — — wahrhaftig, sieh — dort auf dem Sofa — was ist denn das?

Karoline: Komm fort, Julie — ich habe Angst!

Julie: Nein, laß sehen! (Zieht sie mit zum Sofa.) Wahrhaftig — er ist's, der göttliche Dichter! Der Gott des Schlummers hat ihn bezwungen, und das Berliner Bier war stärker als er . . .!

Karoline: Wirklich — sieh, wie er lächelt! Gewiß ein schöner Traum von Ruhm und Ehre!

Julie: Oder von Liebe und Glück bei schönen Frauen!

Karoline: Wie sanft seine Miene! Wie ein unschuldig Kind, das im Schoße der Mutter schläft — anbetungswürdig — zum Küssen schön!

Julie: Tu's doch!

Karoline: Was denn?

Julie: Küß ihn!

Karoline: Was denkst du von mir? Glaubst du, ich hätte vergessen, was einem Mädgen ziemt?

Julie: Aber er schläft doch —

Karoline: Gleichwohl!

Julie: Und vielleicht erweckt dein Kuß in ihm einen glückseligen Traum, einen göttlichen Gedanken, eine erhabene Empfindung, die dann in seinem Werke unsterblich aufersteht und die Mit- und Nachwelt in Staunen versetzt!

Karoline: Meinst du?

Julie: Freilich! Nur Mut!

Karoline: Schau aber nicht her!

Julie: Mach zu — ich laß dich allein! (Ab in den Ballsaal. Durch die angelehnte Tür klingt Musik herein.)

Karoline (beugt sich über den Dichter, der sie im nächsten Augenblick fest umschlingt. Sie schreit auf): Oh — bitte — lassen Sie mich los!

Jean Paul: Nie mehr — du himmlisches Mädgen! So habe ich dich — so halte ich dich. Auferweckt hast du mich aus unheiligem Rausch zum heiligen Wachsein! Nun laß ich dich nimmer!

Karoline (schwach): Ich bitte Sie — Julie, wo bist du? — ich schäme mich — oh, sie ist fort — und ich bin allein — was müssen Sie von mir denken?

Jean Paul: Mein Engel, mir vom Schicksal geschenkt — von Ewigkeit her mir zugedacht in Ewigkeit! Da mein Auge zuerst dich sah, wußte ich's — die oder keine! Hab Dank, Genius, für soviel überirdische Seligkeit!

Karoline: (verzitternd): Oh! . .



Amor im Weinglas
Die beiden Kupferstiche von H. Ramberg entstammen dem „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft", an dem auch Jean Paul jahrelang mitgearbeitet hat

Die Geschichte vom Prinzen Genji,

wie sie geschrieben wurde um das Jahr Eintausend unserer Zeitrechnung von Murasaki, genannt Shikibu, Hofdame der Kaiserin von Japan

Diese zwei schön gedruckten Bände bringen uns, zum erstenmal in deutscher Sprache, ein vollkommenes Kunstwerk des alten Japan, von einer Frau geschrieben, die man eine große Dichterin nennen muß. Geschildert wird das Hofleben am Kaiser-Palast, das aber zugleich einen weiten Umkreis der Landschaft mit Bergen, Tempeln, Wasserfällen, Meeresküsten zu allen Tages- und Jahreszeiten umfaßt. In einer Welt von märchenhaftem Glanz und doch uralt gesetzlicher Frömmigkeit wird besonders ein Sohn des Kaisers gezeichnet. Wir leben seinen ganzen Daseinslauf mit, ein Dasein, das Liebe ausatmet wie eine Blume Duft. Da es eine Frau ist, die den Tuschpinsel führt, wird auf den Prinzen alle männliche Schönheit gehäuft, aber er wird auch mit dem Schuldstempel jenes Lasters gebrannt, das für Frauen am Mann das schrecklichste ist: Unbeständigkeit. Fast alle Frauen, die von ihm geliebt werden und, was dasselbe ist, ihn lieben, sterben wie frierende Blumen dahin. Man hat diesen Prinzen einen Don Juan genannt. Das ist eine viel zu grobe Bezeichnung. Man vergißt dabei vor allem, daß es sich um Altjapan handelt, wo alle höfischen Herren öffentlich mehrere Frauen hatten; außer den ehelichen Kindern bevölkert ja ein Heer von unehelichen die Höfe und Gemächer. In dieser Welt kommt die Liebe über die Menschen wie die Frühlingsblüte über die Kirschbäume. Es gibt keine Schuld, freilich wohl Schmerz und Rache. Diesen Prinzen treibt es unablässig zu verwegenen und gefahrvollen Abenteuern. Wo sein Trieb erwacht ist, gibt es für ihn kein Hemmnis mehr. Er braucht eine Dame nie gesehen zu haben, sondern nur von ihr zu hören, schon steht er in Flammen und dringt ein in ihr Schlafgemach (um manchmal am Morgen zu sehen, daß es sich wegen der Schönheit allein nicht gelohnt hätte). Aber niemals läßt er eine solche Dame, die nun beglückt ist, von dem berühmten Prinzen erwählt zu sein, seine Enttäuschung merken. Er besucht sie aus Zartheit und Mitleid hier und da auch in Zukunft, und es gibt keine, der er nicht, um sie vor äußerer Lebensnot zu schützen, eine Wohnung in seinem Palaste einrichtete. So baut er Flügel an Flügel an, und in jedem hat er einen Haushalt, in jedem macht er seine Besuche und bringt Geschenke mit, in einer unersättlichen Lust zu geben. Nur eben Treue kann er nicht geben.

Aber er leidet auch mit denen, die unter seinem Wesen leiden — dennoch beglückt, daß er es ist, von dem die Schmerzen kommen. Die Reue schlägt ihre Zähne tief in sein Eingeweide, aber mitten in der Klage und der Furcht vor sich selbst hört er einen unbekannten Namen nennen und ist schon wieder auf neuer Liebesjagd aus. So tragisch weit geht seine Liebesunvernunft, daß er sich der jungen Frau seines alten Vaters nähert. Er verschweigt, daß das Kind, das den Alten beglückt und das als Kaiser später auf dem Thron sitzt, von ihm, dem Prinzen Genji, stammt. So betrügt er nicht nur den ehrwürdigen Vater, sondern auch das ganze Volk und das altheilige Gesetz der ununterbrochenen Nachfolge. Die Geliebte stirbt an dieser Lüge, des Prinzen Dasein selbst ist von nun an tief überschattet, der Herzschlag von ewiger Unruhe gepeinigt.

Aber auch sonst verläuft der äußere Lebensweg dieses Götterlieblings nicht nur in Freuden. Eine Frau ist da, die ihn haßt. Er muß den Hof verlassen und in einsamer Verbannung leben, von den Freunden fast ohne Ausnahme verraten. Nur die Geliebten, die in der Stadt zurückbleiben, denken noch an ihn. Die einsam kahle Meeresküste, an der die Wellen traurig anschlagen, bringt den Geselligen zur Verzweiflung. Die Schilderung dieser Verlassenheit, die zugleich aber eine innere Neugeburt wird, ist ergreifend. Freilich beginnt er sogar in dieser Trauer und seelischen Einkehr schon wieder zu lieben und schon wieder Schuld auf sich zu laden. Er lebt und liebt so stark, daß er mit dreißig Jahren anfängt, vom Altwerden zu reden und sich eine Zufluchtsstätte im Gebirge zu bauen, wo er mit heiligen Mönchen beten wird — um sich zu retten vor der Überfülle der Erinnerungen an alle die liebenden und klagenden Frauen. Und doch bleibt er, zurückgekehrt, Jahr um Jahr am Hof, und immer neue Frauen wehen ihm auf den Weg.

Nicht ohne Spott weiß der Tuschpinsel der Dichterin diesen Teil der Männerseele zu schildern. Sie erspart dem Prinzen keinen Vorwurf: alle Arbeit seiner Ämter schiebt er kunstvoll auf andere ab, nur Feste versteht er zu leiten. Aber wie sie nun ihn und diese Feste schildert, Tänze in Gärten bei Mondschein, Aufzüge in Prunkfälen: das zeugt nicht nur von einer unvergleichlichen Meisterschaft des Erzählens, sondern auch von ihrer eigenen Verzeihung und Bewunderung.

Eine Welt, in der Geburt, Liebe, Tod gleicherweise in einem eng gedrängten Haus ihr Schicksal treiben, längstvergangen und doch so frisch, als lebe sie noch heute, ja, als sei sie von einer Dichterin, die mit uns atmet, heute dargestellt und heute sei dieses Buch zum erstenmal erschienen! Aber auch eine kribbelnde Kleinwelt des Palastes, mit der Schwierigkeit für jeden, den Intrigen standzuhalten, sich im Sturz aufzufangen, Tag für Tag zu kämpfen um Geltung und Ansehen, ist auf das sachlichste, spannendste, gefühlvollste dargestellt. Man liest über das Jahrtausend weg die Gestalt dieser großen Dichterin, Menschenkennerin, Sprachmächtigen. Das Deutsch der Übertragung ist musterhaft, klar und feinfühlig. (Inselverlag, Leipzig. 2 Bände, 616 und 580 S. Nach der englischen Übertragung deutsch von Hubert E. Herlitschka.)

Wilhelm Schmidtbonn

Das Allbuch

Von dem 4bändigen „Kleinen Brockhaus", dem sog. Allbuch, auf das wir schon im Vorjahre nachdrücklich hingewiesen haben, liegen jetzt insgesamt 3 Bände und der Atlasband vor. Dieses umfassende Handbuch heutigen Wissens trägt seinen Namen mit um so größerem Recht, als es bei aller Gründlichkeit zugleich wirklich handlich bleibt und in kurzgefaßten Einzelartikeln, mit reichen Bilddarstellungen und bibliographischen Angaben in schlagkräftiger Zusammendrängung alles Wissenswerte erfaßt — eine nie versagende Hilfe von vorbildlicher Klarheit — genau das, was wir heute brauchen, um uns in der ungeheuren Vielfalt unserer gesamten Vorstellungswelt zurechtzufinden, augenblickliche Wissenslücken rasch und zuverlässig zu überbrücken und dabei auch die nötigen Hinweise zum eigenen Quellenstudium zu finden, die bei den meisten kleineren Nachschlagewerken fehlen. Der Atlasband mit seinen über 10 000 Abbildungen und Karten im Text und auf etwa 1000 einfarbigen und bunten Kartenseiten sowie einem zerlegbaren Modell und einem enggedruckten Namenregister von allein 176 Seiten Umfang zeichnet sich neben der Überfülle von klar gedruckten Spezialkarten vor allem durch die fotografischen Begleitbilder mit charakteristischen Ansichten von Landschaften, Städten und Baudenkmälern, mit Volkstypen und Geschichtsbildern aus, die eine anschauliche Darstellung vom Leben und von der Entwicklung der verschiedenen Länder und Erdteile gewähren.



Blumenstück aus Grünewalds Stuppacher Madonnenbild (s. Seite 131)

Die Großen Deutschen

Als 5. Band der Neuen Deutschen Biographie „Die Großen Deutschen" (herausgegeben von Willy Andreas und Wilhelm von Scholz) — auf die wir bereits in den „Weltstimmen" Jahrgang 1936, S. 155f. und 1937 S. 44 hingewiesen haben — ist noch ein Ergänzungsband erschienen (Propyläen-Verlag, Berlin. 543 S. m. 116 Bildern, 4 Farbtafeln und 3 Faksimiles. RM 16.50), der von Heinrich I. und Rudolf von Habsburg bis zur Gegenwart reicht. Dichter und Künstler, Soldaten und Staatsleute, Denker und Forscher, deren Namen bisher fehlten, erhalten hier ihren verdienten Platz im Pantheon der Nation angewiesen: Zwingli, Altdorfer, Fischer von Erlach, Zinzendorff, Winckelmann, Klopstock, Novalis, Schleiermacher, Schelling, Carus, Schadow, Rauch, Moritz von Schwind, Ludwig Richter, Spitzweg, Jeremias Gotthelf, Uhland, Reuter, die Droste, Carl Schurz, Mommsen, Storm, Anselm Feuerbach, Gustav Freytag, Bunsen, Rudolf Virchow, Theodor Billroth, Adolf Lüderitz, Max Eyth, Heinrich von Stephan, Wilhelm Busch, Dilthey, Hugo Wolf, Ferdinand von Richthofen, Ernst von Bergmann, Julius Payer, Conrad von Hötzendorf, Paul Ernst und andere — ein bedeutsames Stück deutscher Kulturgeschichte in einzelnen Persönlichkeiten, das vor allem das Bild der Romantik und des gesamten 19. Jahrhunderts in wesentlichen Zügen vervollständigt.

Die Dichter der Deutschen

An der Spitze dieses Jahrgangs haben wir bereits eingehend auf den damals vorliegenden ersten Band von Reinhard Buchwalds neuer Schiller-Biographie hingewiesen, von der jetzt auch der abschließende zweite Band mit der Darstellung der „Wander- und Meisterjahre" vorliegt (Insel-Verlag, Leipzig. 519 S. mit Quellennachweis, Register und 9 Bildtafeln. RM 7.—). Wir behalten uns vor, auf dieses Musterbeispiel einer Dichterbiographie aus heutigem Blickwinkel noch in weiterem Zusammenhang zurückzukommen. Hier offenbart sich in aller liebevollen Vertiefung zugleich das neue Verhältnis unserer Zeit zur Vergangenheit, das sich, wie auf allen Gebieten des geistigen und künstlerischen Lebens, auch gegenüber dem dichterischen Erbgut der Nation schöpferisch auszuwirken beginnt. Den Weg, den auch die „Weltstimmen" anstreben, nämlich den einer produktiven Literaturbetrachtung vom Standpunkt des schöpferischen Menschen aus, schlägt auch eine neue Reihe ein, „Die Dichter der Deutschen", die im Verlage Cotta, also auf dem Boden klassischer Überlieferung, zu erscheinen beginnt. Die ersten 5 Bände in dekorativen Pappbändchen mit Umschlagzeichnung und Dichterbild (einzeln RM 1.50, zusammen RM 6.25) lassen bereits die Grundlage der ganzen Reihe erkennen: „Nicht die literarische Würdigung steht im Mittelpunkt der Betrachtung, sondern Persönlichkeit, Leben und Wesen eines großen Dichters", dargestellt von einem berufenen Nachfolger, der ihm in Wesensart und geistiger Haltung, durch stammes- oder blutmäßigen Zusammenhang besonders nahesteht. So schreibt Hermann Claudius über Matthias Claudius, der mecklenburgische Dichter Friedrich Griese über Fritz Reuter, Robert Hohlbaum über seinen Landsmann Grillparzer, Edgar Maaß über Lessing, Josef Magnus Wehner über Hebbel. Wir werden auch auf diese Reihe als Musterbeispiel anmutiger Gelehrsamkeit und seelischer Einfühlungsgabe noch im Zuge ihrer weiteren Entwicklung zurückkommen.

In Romanform hat der hochbegabte Schlesier Heinrich Koitz das Schicksal des unglücklichen Johann Christian Günther auf wahrhaft dichterische Weise dargestellt: „Der Poet des Kaisers" (Hans von Hugo und Schlotheim Verlag, Berlin. 319 S. RM 5.80). Mit einer ungewöhnlichen Kraft der seelischen und sprachlichen Darstellung wird hier Gestalt und Leben eines zu unrecht Halbvergessenen und Vielgeschmähten neu ins Licht gehoben. Auch in diesem Fall behalten wir uns noch eine eingehende Würdigung vor. Im gleichen Zusammenhang sei noch auf Konrad Gaisers Werk über Chr. Fr. D. Schubart, den Gefangenen vom Hohenasperg, hingewiesen, das neuerdings im J. F. Steinkopf Verlag wiedererschienen ist (377 S. RM 3.60). Hier entrollt sich auf Grund der Originaldokumente in erschütterndem Ablauf ein problematisches Leben unter dem unerbittlichen Druck eines unverdient harten Schicksals.

Aus Originaldokumenten wächst ein Zeitbild auf in der Briefsammlung von Rudolf Goldschmit-Jentner „Eine Welt schreibt an Goethe" (Nils Kampmann Verlag, Kampen-Sylt. 339 S. mit 8 Bildern. RM 6.50) — eine sehr reiche und lebendige Auswahl von Briefen, wie sie Goethe im Laufe seines Lebens aus aller Welt empfangen hat, von daheim und aus dem Weimarer Kreise, von Freunden und Frauen, von Dichtern und Gelehrten, von Mitstrebenden und Verehrern. Das wunderbare Leben eines großen Menschen innerhalb seiner Zeit und mit seinen Zeitgenossen entrollt sich in tausendfacher Gestalt, in Aufstieg und Wandel, in Ausbreitung und magischer Anziehung verwandter und befreundeter Geister, in Liebe und Neigung, im lebendigen Austausch von Empfindungen und Gedanken, klug gegliedert und mit knappen, feinfühligen Einleitungen, die das rechte Maß des Notwendigen einhalten. In diesem Zusammenhang sei nochmals auf das reizende Büchlein hingewiesen „Trost bei Goethe", eine Auswahl von Sprüchen und Lebensweisheiten in Versen und Prosa, herausgegeben von Heinrich Tieck, von der sich nichts Besseres sagen läßt, als daß sie ihrem Namen alle Ehre macht: Trost und Hoffnung allen suchenden und irrenden Seelen aus den Erkenntnissen eines großen Geistes, der selbst durch alles Menschliche hindurchgegangen ist (Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien-Leipzig. 87 S. mit 10 Bildern und 1 Handschr. RM 2.50.) Daneben tritt der schöne Auswahlband aus Hölderlins Gedichten und Briefen „Gebot und Erfüllung" (W. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen. 175 S. RM 2.—) — Weisheit des Herzens voll umfassender Liebe in einer Sprache von einem Adel der Form und von einer Heiligkeit der Empfindungen, deren ganze Reinheit immer wieder neu beglückt. Und unter Hölderlins Stern steht auch das Bändchen „Sprache der Liebenden", eine Auswahl alter und neuer Liebesgedichte von Hartfried Voß (ebenda, 143 S. RM 2.—). Die schöne Sammlung führt von Walter von der Vogelweide und vom Volkslied des ausgehenden Mittelalters bis zu unserer Zeit, zu Stefan George und Rudolf Binding, R. M. Rilke und Hermann Hesse, Ina Seidel und Ruth Schaumann, zu Hanns Johst und Wolfram Brockmeier: Jubel und Stille, Glück und Schmerz der Liebe, die sich im Lied befreien. Eine Auswahl aus den Tagebüchern Friedrich Hebbels „Der Mensch und die Mächte" mit einer Einleitung von Ernst Vincent ist in der Reihe von Kröners Taschenausgaben erschienen (A. Kröner, Stuttgart. 410 S. RM 3.75) — Glück und Elend, Größe und Alltag eines ernsten und schweren Daseins, in unverhohlenem Bekenntnis einsamer Besinnung. Der Zweck dieser Auswahl, die „geschlossene künstlerische Form", ist durchaus erreicht in einer verständnisvollen Gliederung: Ich und All, Drama und Leben, der Einzelne und die Gesellschaft, Mann und Weib, Mensch und Tier u. a. m.

Karl Blanck

Führer zur deutschen Dichtung

Wenn Literaturgeschichte nicht Selbstzweck sein will, muß sie auf lebendige Wirkung zielen, nicht auf rein historisches Wissen. Wichtiger als die Deutung muß die Dichtung selber sein. Also muß es möglich sein, sich der deutschen Dichtung zu nähern, auch ohne die herkömmlichen literarischen Begriffe und Formeln mitzubringen. Eine solche erste Einführung gibt Hellmuth Langenbucher mit seiner „Deutschen Dichtung in Vergangenheit und Gegenwart" (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin, 443 Seiten, RM 4.80). Er beschränkt sich dabei auf die allerwichtigsten Erscheinungen, läßt etwa Wieland fehlen, der doch bisher zum eisernen Bestand einer jeden Literaturgeschichte zu gehören schien, gibt knappe Lebensläufe und sehr kurze Kennzeichnungen und läßt im übrigen den Dichter selber sprechen: rund vier Fünftel des Buches machen Textproben aus. So ist hier ein Lesebuch entstanden für alle, die erst einmal zur Dichtung überhaupt herangeführt werden sollen.

Voraussetzung für eine Geschichte deutscher Dichtung ist aber auch Einheitlichkeit der Betrachtungsweise und der Darstellung. Das erweist sich am Gegenbeispiel der „Geschichte der deutschen Literatur" von Ludwig Erich Schmitt, Ernst Lehmann und Albert Haueis (Bibliographisches Institut, Leipzig, 307 S. mit 8 Farb- und 13 Kunstdrucktafeln, RM 4.80). Allzu deutlich ist hier die Verschiedenheit der Auffassungen. Am stärksten in sich geschlossen ist Schmitts Darstellung der mittelalterlichen Dichtung; er geht weit ins Einzelne und stößt dabei immer wieder auf die verhängnisvolle, bis heute nicht überbrückte Kluft von Volksdichtung und Bildungsdichtung. Auf der Seite jener Kunstdichtung aber steht im Grunde auch Lehmann mit seinem Abriß der Zeit von 1600 bis 1900. Er beharrt in der herkömmlichen Einteilung der Literaturepochen. Seine Darstellungsweise verlangt vom Leser mehr bildungsmäßige Voraussetzungen; viel gelehrtes, aber hier ganz unnötiges Beiwerk bringen die Fußnoten. Dadurch, daß das 19. Jahrhundert zum größten Teil noch der Goethezeit angehängt wird, kann nicht zum Ausdruck kommen, wie sehr die großen Erzähler jener Zeit sich in ihrem Werke unserer volkhaften Dichtung nähern. Diese Wertung ist rückwärtsgewandt, sie hebt nicht das Zukunftsträchtige der Vergangenheit hervor. Der 3. Teil von Haueis, der von den 90er Jahren bis zur Gegenwart führt, ist dem (früher von Schmitt und Lehmann allein herausgegebenen) Band recht äußerlich angehängt worden, um ihn auf den neuesten Stand zu bringen. Besonders im Verzeichnis der Bildquellen fällt eine ganze Anzahl unangenehmer Druckfehler auf.

Aus dem bombensicheren Unterstand „objektiver" Wissenschaft hat Franz Koch den Sprung nach vorwärts gewagt. Seine „Geschichte deutscher Dichtung" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 362 S., RM 6.50) ist der — geglückte — Versuch, „die erbtümliche Linie" des germanischen Volkscharakters im geschichtlichen Ablauf der deutschen Dichtung, von der schon Uhland sprach, „zu verfolgen und auch dort sichtbar zu machen, wo sie nicht offen am Tage liegt und nicht bewußt herausgehoben wird".

Noch einen Schritt weiter als Koch geht dann Walther Linden. Seine „Geschichte der deutschen Literatur" (Philipp Reclam jun., Leipzig, 490 S. mit 24 Kunstdrucktafeln und einer Farbtafel, RM 7.80) stellt die Entwicklung der Dichtung noch stärker in den Raum der Geschichte. Er zeigt die engen Verknüpfungen von politischer Geschichte und Geistesgeschichte. Das Wesentliche ist ihm der unaufhörliche Kampf für eine deutsche Lebenslehre, die er in der Vergangenheit am umfassendsten von der „Deutschen Bewegung" verwirklicht sieht. Unter diesem Namen faßt er die Jahre 1770 bis 1830 als eine Einheit zusammen, den dreifachen Stufenbau: Sturm und Drang-Klassik-Romantik; er sieht die Deutsche Bewegung als eine Kulturrevolution von religiöser Tiefe, wobei er keinen Zweifel an dem Gegensatz dieser Bewegung zum Christentum läßt. Dieses Kapitel ist der Höhepunkt seines Buches; er weist auch der Gegenwartsdichtung ihre hohe Aufgabe an: einer neuen Frömmigkeit und einer organischen Lebenslehre zum Durchbruch zu verhelfen.

Friedr. Wilh. Riegisch

Die deutsche Romantik

Richard Benz, durch seine Lebensarbeit in den wesenhaftesten Strömungen deutschen Geistes, in der Gotik und in der Romantik, verwurzelt, erfaßt in dem umfangreichen Bande „Die deutsche Romantik" (Phil. Reclam jun., Leipzig, 487 S., RM 10.—), die Romantik als geistige und künstlerische Bewegung. Aus Gemeinschaftsbeziehungen, aus Freundschaft und Verwandtschaft erwachsen in der Romantik die fruchtbarsten Leistungen. „Die Idee des Gesamtkunstwerkes taucht auf, wie sie so ganz aus eigenen Mitteln und auf völlig neuem Grunde bei uns sonst nicht gesichtet worden ist." Nichts Gewaltsames erscheint in der Romantik, alles wurde organisch entwickelt. Hierhin gehört auch die bildende Kunst, die in den Ablauf romantischen Schaffens und Lebens eingeordnet wird. Neue Namen erscheinen, wie die Malerin Maria Alberti, Tiecks Schwägerin. Ebenso wird hier die Musik in ihrer Bedeutung für die Romantik behandelt. Neben der Anknüpfung an das deutsche Mittelalter und der Umschmelzung der von dort empfangenen dichterischen und bildnerischen Werte war es gerade die Einwirkung der klassischen deutschen Musik auf die Romantik, die diese einzigartige Bewegung zu ihren Aufgaben und Möglichkeiten für unser Geistesleben führte; die germanische Wiedergeburt vorzubereiten und uns den ersten rein deutschen, aus dem Geiste geschaffenen Kulturbegriff zu schenken, in seinen Grenzen wie in seiner Unbegrenztheit. R. K. Goldschmit-Jentner

Dietrich und der Herr der Welt

Die meisten Kindheits- und Jugendbücher der letzten Jahre entsprangen wohl dem Verlangen, auf den gemeinsamen Ursprung zurückzugehen und noch einmal vor dem Geheimnis zu erschauern, das jedem Unerweckten innewohnt. Sie waren und sind hauptsächlich Bekenntnis- und Erlebnisbücher, in denen das Ich im Mittelpunkt seiner Umgebung steht und alles selbstverständlich auf sich bezieht. Aufschlußreiche Romane, in denen der eigenartige Zustand des Kindseins dargestellt wird, sind in dieser Gattung ebenso selten wie etwa ein Entwicklungsroman von der Art des „Grünen Heinrich". Max René Hesses neuer Roman „Dietrich und der Herr der Welt" (Wolfgang Krüger Verlag, Berlin. 446 S. RM 7.50) nimmt zwischen diesen beiden, flüchtig angedeuteten Richtungen eine bemerkenswerte Zwischenstellung ein, wie sie etwa bei diesem oder jenem französischen Epiker zu beobachten ist. Hier wird der Knabe, der in seinen entscheidenden Jahren aus der sicheren Geborgenheit zu schweren inneren Zweifeln an der Weltordnung erwacht, in ein breit ausgespieltes, für die Vorkriegszeit sehr bezeichnendes Gesellschaftsmilieu gestellt. Als Sohn eines Rittergutsbesitzers und Offiziers im Westen Deutschlands ist er nicht sich selbst und seinen Träumen überlassen, sondern fortwährend unter Erwachsenen und Gleichaltrigen verpflichtet, allen inneren Nöten zum Trotz seinen Mann zu stehen. Max René Hesses Kunst, ein gesellschaftliches Bild in alle unscheinbaren Einzelheiten hinein episch nachzuzeichnen und unaufdringlich zu deuten, bestätigt sich hier überraschend aufs neue. Fast scheint es, als würde (auch in der Komposition) der junge Dietrich von den vielen Anverwandten und Freunden erdrückt. Er fühlte sich von ihnen auch immer mehr in die Einsamkeit gedrängt, entdeckte nicht sein Vater, ein verständnisvoller Freund des Sohnes, in ihm seine eigenen Schwächen. Unter seiner unaufdringlichen Führung bekennt sich Dietrich zu seinen Pflichten: unter die Fahne des unbekannten Gottes zu treten und zu tun, „was der äußere Befehl des Tages und die innere Stimme verlangen." Mit dieser Entwicklungsgeschichte Max René Hesses ist endlich einmal beiden gedient — den Söhnen und den Vätern. Ein bemerkenswerter Roman!

Hans Georg Brenner

Vor der angelehnten Tür

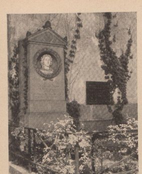
Hermann Stahl, der mit seinem erst vor kurzem erschienenen Roman „Traum der Erde" schnell bekannt wurde, erzählt in seinem neuen Buch die Kindheit eines tapferen Jungen, dessen Vater im Krieg fällt und der auf der ersten Strecke seines Weges ins Leben, „Vor der angelehnten Tür", auf sich allein angewiesen ist, zumal er ohnedies ein verschlossenes, vergrübeltes Wesen hat. Er ist ein kleiner Held, wie er sich zu überwinden vermag und in den Abenteuern der Knaben und der Fremdheit der Welt behauptet. Das Buch ist eigentlich nur das Fragment eines Entwicklungsromans: alltägliche Ereignisse, aus dem Blickwinkel eines Kindes gesehen, Zustandsbilder sind aneinandergefügt ohne den straffen Halt einer durchgehenden Haupthandlung. Dennoch bannt uns auch hier wieder der ganze Zauber einer dichterischen Kraft, die in ihrem Dunstkreis die harte Wirklichkeit, so wie sie ist, hineinzieht und mit den Sinnen und der Phantasie durchtränkt, die gleichsam ihr Inneres nach außen wendet, indem sie traumwandlerisch unbeirrbar, völlig voraussetzungslos gegenüber allen fertigen Begriffen erzählt. Es ist das Buch eines Menschen, dem die geheimsten Herzensvorgänge vertraut sind, dessen Seele aber wieder ganz einfach geworden ist. (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 134 S. RM 3.60.)

Otto Doderer

Gegen Morgen

Peter Stühlen hat nach den zwei Bänden von den Elfsträgern einen kurzen, heutigen Roman geschrieben „Gegen Morgen". Ein interessantes, ja ein aufregendes Buch, das man dennoch mit zwiespältigen Gefühlen aus der Hand legt. Das Thema ist sehr groß. Es soll jene Generation gezeichnet werden, die, aus dem großen Kriege heimkehrend, sich nur schwer in das bürgerliche Leben wieder einordnen konnte. Stühlen gibt ein Bild dieser Generation in drei verschiedenen Typen: in Reutter, dem soldatischen Abenteurer, der in Südamerika Militärdienst nimmt, wo er ihn gerade trifft, und dem das Abenteuer so sehr zum Selbstzweck wird, daß er schließlich auch die einfachsten und banalsten Begebenheiten für sich zu Abenteuern umdichtet. Eine Münchhausen-Figur hat das wahrscheinlich werden sollen. Aber es ist ein Mensch geworden, der großartig und kläglich gleichzeitig ist und dessen außerordentliche Suggestivkraft wir nicht recht mitfühlen können. Der zweite der Abenteurer ist Richard Berndt, der seine Zeit, seine Existenz, sein Geld für eine etwas verblasene Erfindung opfert, für einen Apparat, der selbsttätig die Strömungen des Polareises registrieren soll. Diese Erfindung aber wird nicht recht klar. Der Techniker mag sie verstehen. Der Laie muß sie annehmen oder bezweifeln. Und ihr Nutzen ist nur schwer zu begreifen.

Diese beiden Männer kämpfen um Christine Holtmann, die mit ihrem großsprecherischen und schwachen Vater in die Urwälder Südamerikas verschlagen wird, die beinahe zugrunde geht und schließlich



Das Grabmal der Friederike von Sesenheim

Zum 125. Todestag von Goethes Jugendfreundin

Friederike Brion ist 1752 in Niederrödern im Elsaß geboren. Sie starb unvermählt am 3. April 1813 zu Meißenheim bei Lahr in Baden, wo sich auch ihr Grab befindet Aufn. Rieth

sich rettet, indem sie den Vater verläßt. Die mitten in den Urwaldwirren auf Neutter trifft und von ihm den Anstoß bekommt, sich durchzusetzen. Die wir plötzlich in Berlin als berühmte Sängerin treffen und die nach schmerzlichen Erfahrungen mit Neutter zu Berndt übergeht, der plötzlich mit seiner Erfindung Erfolg hat.

Zwischen diesen drei Menschen geistert noch die ganz unklare Figur eines jungen Politikers umher, der fast erschlagen, gerettet, verborgen und wieder fast erschlagen wird und in dessen Leben die drei Hauptpersonen als Retter auftreten.

Das ganze ist in einem Stil erzählt, der immer wieder ins Banale entgleist, und in einer Technik, die immer wieder Verwirrungen anrichtet, weil der Verfasser sich in ungeschickter Form als Erzähler einführt, der Erzähltes der Hauptpersonen wiedergibt und in dieser Wiedergabe plötzlich wieder die Personen reden läßt, die ihm, dem Erzähler, etwas erzählen. Das ergibt aber nicht, wie Stühlen wohl beabsichtigt hat, eine mehrfache Spiegelung des Geschehens in verschiedenen Spiegeln, sondern eine Verwirrung, die bei einem so ungewöhnlichen Erzähler wie Stühlen um so stärker befremdet. (Wolfgang Krüger Verlag, Berlin. 249 S. RM 5.—.)

Walther von Hollander

Reich der Kindheit

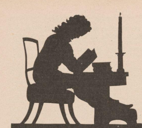
In schöner, an unseren klassischen Vorbildern geschulter Sprache erzählt Rudolf Bach in einem Roman „Reich der Kindheit" (Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen. 258 S. RM 5.50) die Geschichte einer Kindheit. Man spürt auch bei ihm die unmittelbare Nähe des großen Vorbildes: Hans Carossa, das manche der sich immer mehr häufenden Kindheitsdarstellungen bestimmt und beeinflußt hat. Gleichwohl ist dies Buch gewiß aus ganz eigenem Erleben erwachsen und mit eigenen künstlerischen Mitteln dargestellt. Es führt uns mit großer Behutsamkeit und Zartheit in die Geheimnisse einer Jugend. Wir erleben, wie ein Knabe sich Stück um Stück der Welt bemächtigt, Stufe um Stufe und Kreis um Kreis in die Welt hineinwächst, die sich ihm als Landschaft und Stadt, als Natur und Element, als Tier und Mensch, als Freunde und Eltern, als Schüler und Lehrer entgegenstellt. Wir erleben die mancherlei Begegnungen mit der Welt, vom Traum bis zum Krieg der Knaben, von der ersten scheuen Berührung mit der Mutter bis zu der ersten traumhaft erlebten Liebe. Ein schönes, menschlichreiches und dichterisch-makelloses Buch von tiefem Gehalt, das Werk eines jüngeren Dichters, von dem wir wohl noch manche reife Gabe erwarten dürfen.

Otto Heuschele

Söhne ohne Väter

Adrian Schürer, ein junger Grenzlanddeutscher, kommt in Rudolf Fischers „Söhne ohne Väter" nach Kriegsende in die Großstadt Berlin, wo er die Umwertung aller Werte, die uns jene Jahre brachten, miterlebt. Das Bestreben, sein Leben durch eine nutzbringende Arbeit sinnvoll zu gestalten, führt ihn in verschiedene Berufe. Als Mitarbeiter eines Korrespondenzbüros, das allen politischen Parteien dient, lernt er die Verlogenheit einer Presse kennen, die ihre kleinlichen Sonderinteressen mit rücksichtsloser Skrupellosigkeit vertritt, indem sie vorgibt, dem Staatswohl zu dienen. Eine Vertrauensstellung in einer Großbank läßt ihn in den Hexenkessel einer Wirtschaft blicken, die von Glücksrittern und Geschäftemachern regiert wird. Er wird Sekretär eines Ministers einer der Parteien der Mitte, dessen größtes Bestreben dem Ziel gilt, seinen kostbaren Ministersessel nicht zu gefährden. Eine entgötterte Welt grinst ihn an. Da packt ihn die Furcht, selbst einer jener seelenlosen Schemen zu werden, die auf dem Markt der Eitelkeit und lärmenden Erfolge die erste Rolle spielen und das Gesicht jener Jahre bestimmen, und er flieht in die bäuerliche Heimat zurück, in ihre von Überlieferung und Sitte umfriedete Ruhe. Der Roman läßt in bewegten und grell beleuchteten Bildern die verlorenen Jahre der Nachkriegszeit und Inflation nochmals an uns vorüberziehen. Da dabei sein weltanschaulich gefestigter Standpunkt, der auch der unsrige ist, stets zur Geltung kommt, vermag uns der Roman auch heute Wertvolles zu geben. (Hanseatische Verlagsanstalt AG., Hamburg. 376 Seiten. Geb. RM 5.80.)

Kurt Müno



Friedrich Rückert beim Lesen. Nach dem Scherenschnitt von Luise Duttenhofer („Aus klassischer Zeit", Veröffentlichung des Schwäb. Schillervereins, Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart)

Erzähltes in kleiner Form

Die wachsende Beliebtheit der „kleinen Form" unter den Erzählungen spricht von einem Bedürfnis des Menschen von heute, auch für eine oft karg bemessene Zeit der Muße noch Entspannung in einer in sich abgeschlossenen dichterischen Arbeit zu suchen. Neben einer Anzahl von kleinen Sammlungen finden wir auf dem Büchermarkt viele für sich stehende Veröffentlichungen kleineren Umfanges. Es ist bemerkenswert, daß darunter die streng gebaute Novelle kaum noch anzutreffen ist; zwanglos und kunstlos erzählte Geschichten bilden die Mehrzahl und wechseln mit Arbeiten ab, die sich nur durch geringeren Umfang vom Roman unterscheiden.

Unter einer Anzahl solcher Kleinbücher nähert sich eins am meisten der Novelle: „Die Schwedenorgel" von Siegfried Berger. In einem kleinen Harzdorf kommt der ewige Gegensatz zwischen der freien Welt des Künstlers und der wirklichkeitsgebundenen des Pflichtmenschen zum Austrag; der junge Aushilfslehrer, ein begnadeter Musikant, und ein Berufsoffizier, der zur Einquartierung auf das Gut kommt, sind die Gegenspieler. Die Gegensätze sind klar gezeichnet. Geige und Degen werden zu Symbolen für zwei Welten, die sich im Plan der Schöpfung zu einem Ganzen fügen, die hier aber einander unerreichbar fern sind. Die Erzählung gefällt durch die klare geistige Schau und durch die gediegene Schreibkultur.

In eine ostdeutsche Küstenlandschaft führt uns Willy Kramps Erzählung „Die Herbststunde". Der Dichter zeichnet uns den Weg dreier Menschen von Versuchung zur Überwindung, in der sie sich zu ihrem Selbst zurückfinden. Eingebettet ist die Handlung in die schwermütige Herbstlandschaft am Meer. Auch hier ist die Strenge der Lebensauffassung bemerkenswert, die aus der geistigen Haltung des Dichters spricht. Er hat uns mit seiner „Herbststunde" eine schöne, mit echtem Leben erfüllte Dichtung geschenkt.

„Die Geschichte eines Abschieds" nennt Elisabeth Schucht ihren kleinen Roman „Unica". Sie erzählt in sympathischer, dichterisch beschwingter Weise von den letzten Wochen, die eine junge Frau, Tochter eines Engländers und einer polynesischen Prinzessin, vor ihrer Abfahrt nach Deutschland im sonnigen Kalifornien und Hawai erlebt. Ein stillbeseeltes Buch, voll farbiger Schilderungen aus dem amerikanischen Alltagsleben und aus Polynesien, das vor allem unsere Frauen gern in die Hand nehmen werden.

Joachim Maaß schreibt im „Stürmischen Morgen" die Jugendgeschichte Friedrich Ludwig Schröders, des Zeitgenossen Lessings und Erneuerers des deutschen Theaters. In einer knappen, sachlichen Schreibweise läßt er das bewegte Jugendleben des genialen Schauspielers vor uns abrollen, ohne schmückendes Beiwerk, ganz auf das Gegenständliche gestellt. Bleibt er uns dabei auch ein wenig vom Zeitkolorit des damaligen Theaters schuldig, so finden doch alle Theaterfreunde hier eine saubere Darstellung der künstlerischen Kräfte, die den Helden zu einem unserer bedeutendsten Bühnendarsteller gemacht haben.

Otto Freiherr von Taube bringt uns in seinem Bändchen „Das Ende der Königsmarcks" vier Erzählungen. In der Titelnovelle zeichnet er uns in dem Schicksal des schwedischen Feldherrn Königsmarck, des Zerstörers der Akropolis, ein dichterisches Sinnbild von der Vergänglichkeit alles menschlichen Ruhms. Der Kampf zwischen Gut und Böse in der menschlichen Seele ist das Thema der beiden nächsten Erzählungen, die in der beschwingten Idylle „Der Metzgerbub und die Herzogin" ihr heiteres Gegenspiel finden.

Der begabte Georg Basner hat in seiner Erzählung „Vergessenes Heer" denselben Stoff wie in seinem gleichnamigen Bühnenstück gestaltet. Auch die Darstellung der Erzählung ist ganz auf dramatische Wirkung eingestellt. Rede und Gegenrede stehen unvermittelt nebeneinander. So entstehen vor uns vier bewegte Szenen aus dem großen volksdeutschen Drama vom Schicksal des „Kapregiments", das Herzog Karl Eugen von Württemberg im Jahre 1786 an die Niederländisch-Ostindische Handelskompagnie als Soldtruppe vermietete. Trotzdem die volle epische Geschlossenheit einer Erzählung nicht erreicht wurde, nimmt uns der dramatische Atem der Gestaltung gefangen.

Kurt Müno

Siegfried Berger, „Die Schwedenorgel". Verlag Friedrich Stollberg, Merseburg. 130 S. RM 2.80.
Willy Kramp, „Die Herbststunde". Verlag Albert Langen/Georg Müller, München. 137 S. RM 3.—.
Elisabeth Schucht, „Die Geschichte eines Abschieds. R. Piper & Co., München. 196 S. RM 4.50.
Joachim Maaß, „Stürmischer Morgen". Chronik einer deutschen Künstlerjugend. Carl Schünemann Verlag, Bremen. 119 S. RM 1.50.
Otto Freiherr von Taube. „Das Ende der Königsmarcks". Verlag Friedrich Stollberg, Merseburg. 122 S. RM 2.80.
Georg Basner, „Vergessenes Heer". Schwarzhäupter Verlag, Leipzig. 103 S. RM 2.40.

Die Musik der Nationen

Immer schon hat man sich eine Musikgeschichte gewünscht, in der die Herausarbeitung der Nationalcharaktere in der Gesamtentwicklung der Tonkunst im Vordergrund steht, wie es in der Musikgeschichte von Ernst Bücken „Die Musik der Nationen" (Alfred Kröner, Stuttgart) der Fall ist. Als die drei musikalischen Urthemen der Menschheit werden Gott — Liebe — Kampf — erkannt. Es sind die Themen, die bis auf den heutigen Tag durch Jahrtausende hindurch für alles, was an Musik geschaffen wurde, die Grundlage bilden.

Schon in der Antike, bei den Griechen und Römern, wird die Pflege der Musik als eine wichtige kulturelle Aufgabe betrachtet: Jeder Tonart, jedem Rhythmus, jedem Klanggeschlecht wird eine bestimmte ethische Grundhaltung zugesprochen. Die Musikanschauung des Frühchristentums findet in der ersterbenden Antike die Keime eines neuen Lebenswillens. Der Papst Gregor I. (540—604) sichtet und sammelt unter Mithilfe seines Ordens das angesammelte Musikmaterial. Der räumlichen Weite des gregorianischen Chorals entspricht die geistige, seelische der geschlossenen, vollendeten Schöpfung.

Mit dem Hervortreten des Rittertums tritt der Musik der Kirche eine in bestimmten irdischen Bezirken verwurzelte Tonkunst gegenüber. Immer mehr setzt sich bei den einzelnen Völkern ein bodenständiges Tonempfinden durch. Zu gleicher Zeit, da der niederländische Raum die großen Errungenschaften der südlichen Tonkunst Italiens und Frankreichs sowie des nördlichen Englands in einem Schmelztiegel zusammenfaßt, aus dem eine der gewaltigsten Leistungen der Musik aller Zeiten hervorgeht, erblüht in Deutschland eine Zeit des Volksgesanges in jenem alten, ursprünglichen Sinne, daß er „die Gesamtheit der Nation umspannt". Es bilden sich im 16. Jahrhundert überall musikalische Nationalstile: bei den romanischen Völkern Italien, Frankreich und Spanien und bei den germanischen in Deutschland, England und den Niederlanden. Das 17. Jahrhundert bringt den Kampf um die musikalische Weltherrschaft zwischen Italien, Frankreich, England und Deutschland, der im 18. Jahrhundert zunächst zu der Stilvollendung Händels und Bachs und somit zu einem Sieg der deutschen Musik führt. Dem „neuen", galanten Stil in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, der von Italien, Frankreich und Deutschland übernommen wird, folgt der empfindsame Stil, der zur sogenannten Klassik führt. Es folgt die romantische Epoche, die in Deutschland ihre schönste Blüte erweist, während zu gleicher Zeit auch die skandinavischen und slawischen Völker sich auf ihre musikalische Selbständigkeit besinnen. Mit Richard Wagner beginnt eine neue Epoche für alle Nationen. Sie reicht bis zur Moderne: zur Krisis der Musik und ihrer Überwindung.

So ist hier in gedrängter, packender Form ein Überblick über die Musikgeschichte aller Zeiten geschaffen. Dieses Buch ist für den Kenner ebenso wertvoll wie für den Laien. (494 S. RM 4.—.)

Die Hauptschriften Richard Wagners

Beim Vergleich der Schaffensweise finden wir bei Bach, Mozart, Haydn und auch bei Beethoven einen hemmungslosen Musizierdrang, eine bedingungslose Hingabe an ein Arbeiten in Tönen, das wohl durch seelische Erlebnisse, nie aber oder doch nur selten durch irgendwelche Probleme in seinem natürlichen Fluß unterbrochen werden konnte. Erst mit der beginnenden Romantik erscheint auch beim Musiker die Lust am Gestalten außerhalb seines musikalischen Bereiches; er bleibt nicht nur Betrachtender, sondern greift auch in den Streit der Meinungen um Dinge, die ihn innerlich bewegen, ein. Mit Ernst Theodor Amadeus Hoffmann beginnt die Reihe dieser Art von Musikern. Carl Maria von Weber, Robert Schumann, Franz Liszt bleiben stets in erster Linie Musiker, obgleich ihnen auch das Wort zu Gebot steht; sie gestalten am liebsten in Tönen: das ist die Welt, in der sie am freiesten atmen können. Ganz anders ist es bei Richard Wagner. In ihm haben wir zum erstenmal einen kämpferischen Musiker großen Formats, der in alle Bezirke künstlerischen Schaffens eindringt.

„Was ist all unser Hineinpredigen in das Publikum? Hier ist ein Damm zu durchbrechen, und das Mittel heißt: Revolution! Die positive Basis muß gewonnen werden: was wir für gut und recht halten, das muß das Gegebene, Feste und Unabänderliche werden; dann löst sich das jetzt herrschende Schlechte von selbst zur albernen, leicht besiegbaren Opposition auf."

Aus dem revolutionären Schwärmer und Phantasten, der auf den Barrikaden gekämpft hatte und als Geächteter die Heimat verlassen mußte, wurde der Gestalter des „neuen Kunstwerkes", der in seinen Schriften „Die Kunst und die Revolution", „Das Künstlertum der Zukunft", „Das Kunstwerk der Zukunft", „Oper und Drama" u. a. immer klarer und bestimmter den Kern seiner Kunstlehre darlegte. Je weiter Wagner schritt, je mehr er die innere Verschmelzung von Dichtung und Musik als notwendig zur Gestaltung des Musikdramas erkannte, desto mehr stützte er seine künstlerischen Bestrebungen durch Schriften, die der breiten Öffentlichkeit helfen sollten, das Ziel zu erkennen, das er als das Gedankenkunstwerk bezeichnet hatte.

„Was ich suchte, war wirklich nur meine Kunst — diese Kunst, die ich so ernst erfaßte, daß ich für sie im Gebiete des Lebens, im Staate, endlich in der Religion eine berechtigende Grundlage aufsuchte und forderte", so schrieb er 1865 an seinen Freund und Förderer König Ludwig II. von Bayern.

Der Alfred Kröner Verlag, Stuttgart, hat es unternommen, die Hauptschriften des Meisters in einem Bande zu vereinigen. Der Herausgeber, Professor Ernst Bücken, hat alles Entscheidende in diesem Bande gebracht (480 Seiten, RM 4.—).

Frau Cosima

Zu der Cosima-Wagner-Biographie von Max Millenkowich-Morold („Weltstimmen" 1937 S. 516) gesellt sich in einer wohlfeilen und gut bebilderten Ausgabe das Buch von Richard Graf Du Moulin-Eckart: „Cosima Wagner — ein Lebens- und Charakterbild". (Drei Masken-Verlag, A.G., Berlin, 1024 S., 21 Abb., RM 5.20.) Im Gegensatz zu Millenkowich, der das ganze Leben Cosimas an uns vorüberziehen läßt und ihr Wirken nach dem Tode Richard Wagners besonders hervorhebt, beschließt Du Moulin-Eckart sein Buch schon viel früher; am Ende seines Buches stehen wir an der Bahre des Meisters. Aber die Schilderung Du Moulin-Eckarts geht bis ins kleinste, und das Zusammenleben Cosimas mit Richard Wagner nimmt darin einen besonders breiten Raum ein. Sehr lesenswert ist auch der „Briefwechsel zwischen Cosima Wagner und Fürst Ernst zu Hohenlohe-Langenburg" (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart. 403 S., RM 9.50). Dieser musikliebende Fürst, der als Legationssekretär in Petersburg und London und später als Leiter der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes in Berlin mit vielen führenden Persönlichkeiten der ganzen Welt in Berührung kam, war schon in ganz jungen Jahren ein eifriger Besucher der Bayreuther Festspiele. Er lernte Cosima dort Ende der Achtziger Jahre kennen und richtete im Jahre 1891 den ersten Brief an sie. Die Antwort auf dieses Schreiben eröffnete einen Briefwechsel, der über 30 Jahre lang — bis zum Jahre 1923 — währte. Es ist von hohem Reiz, diesem Gedankenaustausch zu folgen; er vermittelt uns unmittelbare Eindrücke von politischen und kulturellen Ereignissen wie auch von Persönlichkeiten, die in diesen drei Jahrzehnten im öffentlichen Leben eine Rolle spielten. Vor allem aber bekundet dieser Briefwechsel auch, in wie einzigartiger Weise Cosima Wagner das Erbe Richard Wagners verwaltete.

Vierhändig

Von Karl Ganzer und Ludwig Kusche (Verlag Ernst Heimeran, München. RM 4.80).

Wenn du noch klein bist, und man hat dir einige Jahre Klavierunterricht erteilt, dann kommt der Augenblick, wo man anfängt, mit dir vierhändig zu spielen. Dein Lehrer zieht plötzlich ein dir völlig unbekanntes Notenheft aus der Mappe, mit dem Titel: Ouvertürenalbum Band 1, stellt es auf das Klavierpult, drängt dich mit deinem Klavierstuhl sanft, aber bestimmt in die höheren Regionen der zwei-, drei- und viergestrichenen Oktaven, holt sich einen gewöhnlichen Stuhl aus dem Inventar des Zimmers, setzt sich zu deiner Linken und schlägt ein Stück auf mit dem Titel „Der Kalif von Bagdad". Dieses Stück mußt ihr gemeinsam „zu vier Händen" spielen.

Die ersten Eindrücke, die du von diesem vierhändigen Kalifen hast, sind ausgesprochen negativ. Du fühlst dich nicht nur körperlich maßlos beengt, da du jedes intime Zusammentreffen deiner Finger, Hände, Arme und Beine mit denen deines Lehrers ängstlich vermeidest, nein, auch in geistiger Hinsicht kommt du dir abhängiger vor denn je. Dein Lehrer macht nämlich von dem Vorrecht, den Takt laut mitzuspielen, jetzt beim Vierhändigspielen erst recht den ausgiebigsten Gebrauch. Er hat den Takt, den Baß, das Pedal, kurzum alles in der Hand, womit er dich maßregeln kann, wenn die Skalen deiner beiden Hände nicht zu seiner Zufriedenheit ausfallen.

Dieses erste Vierhändigspielen ist für dich eine große Enttäuschung. Die erwartete gewaltige Steigerung der Klangpracht und der Mehrstimmigkeit bleibt aus; es klingt nur alles lauter als sonst. Du erkennst bald, woran es liegt, daß die erhoffte Wirkung verfehlt wird: Diese „Bearbeitungen für Klavier zu vier Händen" lassen das Vierhändigspielen auf die Dauer nicht als wünschenswert erscheinen, denn so unmusikalisch ist wohl niemand, daß er nicht den Unterschied zwischen diesen unseligen Bearbeitungen und einer bewußt für vier Hände geschriebenen Klaviermusik erkennt.

Wie reichhaltig die Literatur auf dem Gebiet des vierhändigen Klavierspiels ist, beweist dieser „Führer für Freunde des vierhändigen Klavierspiels", der uns zugleich im leichten Plauderton ein Stück Musikgeschichte vermittelt. Wir finden da gleich zu Anfang die galanten vierhändigen Kompositionen Johann Christian Bachs erklärt, des „Londoner" Bachs, dieses jüngsten Sohnes unseres großen Johann Sebastian, den der junge Mozart sehr geschätzt hatte und der sich in seiner Kompositionsweise so unabhängig von seinem Vater zu machen verstand. Daß Beethoven und Brahms für Klavier zu vier Händen komponiert haben, weiß jeder Musikfreund: es läßt sich daher denken, daß sie hier vertreten sind. Besonders interessieren aber werden die „Entdeckungen", die man in diesem Führer geschildert findet: die g-moll-Sonate opus 17 von Hermann Götz, dem Komponisten der komischen Oper „Der Widerspenstigen Zähmung", die bisher ungedruckte vierhändige Fantasie des so musikalischen Philosophen Friedrich Nietzsche (im Nietzsche-Archiv in Weimar aufbewahrt) oder die „Österreichischen Tänze" von Felix Mottl, dem bedeutenden Wagner-Dirigenten, die auf die einfachste Art für vier Hände geschrieben sind und auch dem „Bassisten" eine dankbare Aufgabe geben.

Von all diesen wertvollen Originalkompositionen für vier Hände, aber auch über die für zwei Klaviere, berichtet dieses Buch. Als besondere Gabe findet man am Schlusse die Erstveröffentlichung einer Sonate für vier Hände des neunjährigen Wolfgang Amadeus Mozart, der als der Neuschöpfer dieser so oft unterschätzten besonderen Gattung des Klavierspiels gelten darf. Diese reizvolle Beigabe gibt dem so viel Wissenswertes bietenden Buche einen wertvollen Abschluß. Wilhelm Locks

Aus der Welt des Theaters

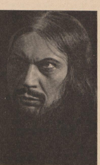
Oben: Kleists „Käthchen von Heilbronn" in der Berliner Volksbühne mit Paul Wagner als Ritter vom Strahl, Lore Schubert als Kunigunde von Thurneck und Mila Kopp als Käthchen

Aufnahme Scherl

Unten: Ludwig Mosbacher als Prinz Sobieski und Elsbeth Jäger als Gräfin Königsmarck bei der Uraufführung der Tragödie von Werner Deubel „Der Ritt ins Reich" am Hessischen Landestheater Darmstadt

Aufnahme Kenner





Oben:
Walter Kiesler als Rasputin bei der Uraufführung von Harald Bratts Tragödie „Das Haus Romanow" im Bremer Schauspielhaus

Aufnahme Dose

Konflikt um Philippine Welser



Unsere beiden Bilder zeigen zwei charakteristische Ausschnitte aus den Familienstreitigkeiten, die sich durch die Liebe des jungen Habsburgers zur »schönen Welserin« ergeben

Links:
Der junge Erzherzog (Waldemar Leitgeb) weigert sich, die ihm von seinem Vater König Ferdinand (Kurt Junker) aus staatspolitischen Gründen vorgeschlagene Ehe mit einer fremden Prinzessin einzugehen

Unten:
Vater Welser (Emil Heß) redet seiner Tochter (Marieluise Claudius) in Gegenwart der Mutter (Emmy Remolt) ins Gewissen — natürlich vergeblich

Aufnahmen Illenberger



Das Schauspiel des österreichischen Dichters Josef Wenter, „Die schöne Welserin“, das in einer Inszenierung des Generalintendanten Deharde im Stuttgarter Staatstheater zur Uraufführung kam, behandelt die Geschichte der Philippine Welser aus dem bekannten Augsburger Kaufmannsgeschlecht, die als heimliche Gemahlin des österreichischen Erzherzogs Ferdinand auf Schloß Ambras bei Innsbruck lebte und schließlich auch von dem kaiserlichen Vater ihres Gatten anerkannt wurde.

Die Familienauseinandersetzungen, die diesem glücklichen Ausgang vorangingen, hat Wenter zum Mittelpunkt seines Stückes gemacht. Nach dem dramatischen Zusammenprall der beiden Väter, des stolzen Herrschers und des nicht minder stolzen Bürgers, der selbst ein Fürst an Geld und Besitz ist, lenkt das Schauspiel rasch wieder in das unerschütterliche Liebesidyll über, das ungeachtet aller zeitweiligen Bedrohung an seinem Anfang wie an seinem Ende steht.

Dem Konflikt zwischen Herrscher- und Bürgerhaus fehlt jedoch für den heutigen Zuschauer die allgemeine und überzeitliche menschliche Tragweite; lediglich der liebende Verzicht der schönen Welserin — die durch Marieluise Claudius als Gast anmutig verkörpert wurde — auf öffentliche Anerkennung ihrer Ehe reicht über das hinaus, was man an zeitloser Größe im Gesamtverhalten der beiden Väter, die jeder ihrem besonderen Gesetz folgen und deshalb trotz aller Liebe den Schritt ihrer Kinder mißbilligen müssen, vermißt. Denn hier liegt die unausgeschöpfte Tragik des Stoffes: daß das kleine und enge Glück der Kinder, in denen zwei verbündete und doch stets getrennte Welten einmal zusammenfinden, in die weitreichenden und durch die Verantwortung für eine höhere Ordnung begründeten Pläne der Väter eingreift. Durch den Verlauf des ganzen wird nicht hinlänglich bewiesen, daß der Glücksanspruch des einzelnen gegenüber einer zeitgebundenen Staatsweisheit auch im Sinne der Geschichte recht behält.

Dr. K. Blanck

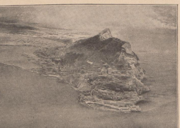
Berichtigung: Auf S. 135 hat sich ein kleiner Sachfehler eingeschlichen, den unsere Leser schon selbst richtiggestellt haben werden: Statt Eisleben ist Wittenberg in der Bildunterschrift als Geburtsort Luthers angegeben.

Margret Boveri

Weltgeschehen am Mittelmeer

Von

Liselotte Kohler



Gibraltar — Archivbild

Wir kennen ihn nur als Einheit, diesen weiten leuchtenden Mittelmeerraum, dem das Meer das Gepräge gibt, der durch hohe Bergzüge weithin geschützt ist gegen die Kälte des Nordens, gegen den Sand und die Hitze des Äquators; die Gemeinsamkeiten im Rund des Mittelmeeres sind unzählbar; überall in weitem Kreise stehen alte Bauwerke, die nach ein und denselben Gesetzen des Maßes, der Bogen- und Linienführung aufgerichtet sind. Der Mittelmeerraum, den wir heute kennen, war nicht von jeher eine Einheit, die Landschaft schuf hier keine Grenzen, wohl aber die Geschichte. Das große Oval war wie eine Naturbühne, wie eine riesige Arena mit dem gemeinsamen Dach des Mittelmeerhimmels und mit einem einheitlichen Klima für die Menschheit aufgestellt worden. Viele Dramen haben sich hier abgespielt: Aufstieg und Glanz einzelner Völkerfamilien und jäher Abstieg in Elend und Vergessenheit. Es ist das Gesetz, unter dem die Völker stehen, daß das Abscheidende schenkt und das Emporkommende erbt.

Einmal war die ganze Arena unter einem Herrn, sie war in der Hand Roms; die übrigen Platzhalter saßen zwar immer noch da, aber als Untertanen des Einen. Dann wieder zerfiel das Rund in einzelne Teile, die sich ständig bekriegten. Das Mittelmeerrund war aufgespalten in Hunderte von kleinen Herrschaften, und der Schwerpunkt der Politik lag nicht mehr hier, sondern im Norden.

Was nun am Mittelmeer geschieht, hat nur noch die Bedeutung von Provinzgeschehnissen.

Wellen der großen Weltbewegungen kommen abgeschwächt hierher und bewirken kleine Veränderungen. Die einzelnen Völkerschaften sind bis hierher vorgedrungen, haben sich einen Platz erobert in der großen Arena und begnügen sich damit, ihren Platz zu wahren.

Die Engländer und Franzosen mit ihren Kolonialreichen in Indien waren die ersten, die im 18. und 19. Jahrhundert dem Mittelmeerraum wieder politische Beachtung schenkten. Seitdem England zur führenden Seemacht aufgestiegen ist, treibt es das Erbe seines Blutes und sein Handelsgeist auf das Meer hinaus; es ist bei allen Einzelerscheinungen im Mittelmeer beteiligt. Aus dem spanischen Erbfolgekrieg brachte England die Herrschaft über Gibraltar heim; es hatte damit ungeheure Vorteile gewonnen; Gibraltars Geschichte hat sich nicht überlebt, es wurde das Tor der Straße, die England sich baute von seiner Insel im Atlantischen Ozean zu den fernen Ländern seines Weltreiches Indien. Das Ende der Napoleonischen Kriege brachte England 1800 Malta und die Jonischen Inseln.

In der Folge steigerte Frankreich wesentlich seine Bedeutung als Kolonialmacht durch den Bau des Suezkanals. Bei seiner Einweihung ließ sich das britische Weltreich nicht vertreten, es wollte sich jedoch nicht verdrängen lassen und begann sich mit sicheren kaufmännischen Schachzügen wieder einzuschalten; bald gelang es ihm sogar, jeden anderen Konkurrenten auszubooten. Im russisch-türkischen Krieg hatte sich England Cypern, den strategisch wichtigsten Punkt des Mittelmeers abtreten lassen und dadurch ein Bollwerk gegen die Bedrohung des Kanals gewonnen.

Der Weltkrieg hat neue Horizonte eröffnet. Der russische Zusammenbruch, die Zerstörung der deutschen Stellung in der Türkei, die Zerteilung des osmanischen Großreiches führten England nach dem Kriege auf einen Höhepunkt. Die britischen Völker haben die Feuerprobe des Weltkrieges besser bestanden als andere Völker des Kontinents, und in ihrer maßgebenden Führerschicht lebt heute noch der ungebrochene Wille zur Beherrschung der Welt. So konnte England, gestützt auf seine Stellung in Ägypten, im Irak, in Palästina, in Transjordanien, im vorderen Orient und Ostmittelmeer eine große Position ausbauen. Die Herrschaft über das Mittelmeer schien unerschütterlich in seiner Hand zu liegen. Und doch entsprach dieser äußere Glanz der inneren Festigkeit nicht. Die letzten Jahre haben den politischen Zustand, wie ihn die Siegermächte schufen, in ganz Europa erschüttert und ins Wanken gebracht. Die Entwicklung brachte einen raschen Wechsel der Bilder mit sich. Die Rolle der Türkei als Brückenkopf zwischen Ost und West, als Mitglied des Balkanpaktes wie des Paktes der Staaten des Nahen Ostens hat sich ausgewirkt. Hierin hat die Türkei die Kraft gefunden, auch die Meerengenfrage neu aufzurollen und die Wiederherstellung ihrer Hoheitsrechte zu fordern. Im spanischen Bürgerkrieg hat es die Welt zu spüren bekommen, was es bedeutet, daß Rußlands Schiffen die Durchfahrt durch die Dardanellen gestattet ist.

Zu diesen Entwicklungslinien kommen die Auswirkungen des lauten Bekenntnisses der Männer von Versailles zum Nationalitätsgedanken. Der hierdurch geweckte Drang der Völker nach Selbstbestimmung steht im Widerspruch zu den Prinzipien des britischen Weltreichs und droht deshalb sein Gefüge zu lockern. Im Weltkrieg hat sich die Wüste erhoben, erhoben für England; die gestellten Aufgaben erwiesen sich als die stärksten Formkräfte für die arabischen Staaten. Obgleich seine wirtschaftlichen Interessen England zu freundschaftlichen Beziehungen mit den Arabern nötigte, blieb sein Einfluß doch hinter den Erwartungen zurück; im Irak entstanden neue Schwierigkeiten, und die Lösung der Judenfrage in Palästina ist immer noch nicht gefunden, da der Widerstand der arabischen Bevölkerung gegen die Überfremdung ständig im Wachsen ist.

Noch schwerer waren die Sorgen, die England durch das Anwachsen des ägyptischen Nationalismus erwuchsen. Durch den Abschluß eines Bündnisvertrags mit Ägypten hat es dessen formelle Selbständigkeit anerkannt gegen das Zugeständnis, daß auch in den nächsten Jahren das britische Militär am Suezkanal bleibt; genau gesehen findet also nur eine Verlegung der Truppen in die Kanalzone statt.

Auch das faschistische Italien, dessen starker Lebenswille durch die Enttäuschungen auf der Friedenskonferenz angefeuert wurde, änderte zunächst das Bild energischer englischer Vorherrschaft nicht, ja 1925/30 bahnte sich sogar eine englisch-italienische Zusammenarbeit an, wie es in der Tradition des englisch-italienischen Verhältnisses der Vorkriegszeit lag. Auf allen Gebieten bricht heute aber die Erkenntnis auf von der Bedingtheit der Kraft unseres Daseins durch Raum, Landschaft und Boden, es sind Erkenntnisse natürlicher Kraftfelder und Grundgesetze des Lebens. Das Mittelmeer ist für Italien das Hauptwirkungsfeld seiner Politik, es stellt das Lebenselement für seine Existenz dar. Im Jahre 1925 verkündete Mussolini das Programm eines allumfassenden Faschismus, der sich erbot, Italien zu innerer und äußerer Größe und als Erben Roms zu neuer Weltstellung zu führen.

In höchst realistischer Weise baute Mussolini sein Ziel auf. Die Propaganda für das größere Italien setzte ein. Die italienischen Kolonien im Ausland wurden faschistisch organisiert und in innigste Verbindung mit dem Mutterland gebracht; im Frühjahr 1937 wurden auch die Beziehungen zu Südslawien auf eine klare, verträglich festliegende Formel gebracht. Libyen nimmt in der italienischen Politik eine bedeutende Rolle ein, es ist das eigentliche Ziel und der Ausgangspunkt seiner kolonialpolitischen Tätigkeit. Hier leistet es kolonisatorische Aufbauarbeit größten Ausmaßes.

Italien sieht sich aber bei jedem Versuch, eine wirksame Verbreiterung seiner eigenen politischen Basis zu schaffen, den Stellungen anderer Mächte gegenüber. Bei jedem Ausdehnungsversuch im Mittelmeer stößt es sofort auf unüberwindbare Widerstände. So blieb ihm nichts anderes übrig als ein großer Umweg: der Versuch, im Anschluß an seine nordafrikani-

schen Gebiete in Abessinien wertvollen Raum und eine neue Ausgangsstellung zu gewinnen. Es gelang ihm durch seinen Sieg, auch den Tanasee, den Angelpunkt der britischen Position im Ostbecken, der den Nil mit Wasser versorgt, in seine Hand zu bringen. Kraft der außerordentlichen Beweglichkeit der italienischen politischen Methoden, kraft der Elastizität seiner kühnen neuartigen Politik hat es sein Imperium begründet. Mussolini hat den Geist, die Einsatzbereitschaft und die Entschlossenheit seines Volkes bewiesen. Italien hat sich erhöhtes Selbstvertrauen erworben, es hat endlich sein Imperium begründet.

Als Italien zum Schlag gegen Abessinien ausholte, trat ihm England in den Weg, riß den Völkerbund mit sich fort und orientierte seine gesamte Politik auf die Rettung der Genfer Institution in der Durchführung der Sanktionen. Doch vor der unbeugsamen Entschlossenheit Italiens mußten die 52 Staaten, die sich ihm gegenübergestellt hatten, weichen. Nach der Entscheidung des abessinischen Feldzugs hat England Schritt für Schritt die Kampfstellung der Sanktionisten abgebaut und sein Bemühen darauf gerichtet, die Gegnerschaft des verstärkten Italien wieder zu versöhnen.

Am 1. November 1936 hielt Mussolini in Mailand eine große Rede, in der er ausführte: Italien ist eine Insel, die aus dem Mittelmeer emportaucht. Dies Meer ist für Großbritannien eine Straße, eine der vielen Straßen, eine Abkürzung, die die entferntesten Teile des Britischen Reichs miteinander zu verbinden vermag. Wenn für andere dies Meer eine Straße bedeutet, ist es für uns Italiener das Leben. Wir haben immer wieder betont, daß wir diese Straße nicht gefährden wollen, daß wir nicht vorhaben, sie abzuschneiden — aber andererseits verlangen wir, daß unser Recht und unser Lebensinteresse geachtet wird, und es gibt folglich nur eine Lösung: eine aufrichtige und rasche Verständigung auf der Basis der Anerkennung der gegenseitigen Interessen.

Im Gentleman-Agreement vom 2. Jan. 1937 erkannten England und Italien an, daß beide Nationen gleichermaßen ein Lebensinteresse am freien Verkehr im Mittelmeer besitzen. England ist sich darüber klar, daß das Hauptgewicht der italienischen Politik, die in Europa durch die Achse Berlin—Rom und das Abkommen mit Belgrad gekennzeichnet ist, im Mittelmeer, in der Unterhaltung eines starken Heeres und in dem Ausbau der italienischen Luftstützpunkte in Ostafrika liegt, daß Italien weiter eine Verständigung und Zusammenarbeit mit den islamischen Völkern erstrebt und mit dem Anspruch, die Macht des Mittelmeers zu sein, Ernst machen möchte. Italien will in Zukunft im vorderen Orient, also an einer der empfindlichsten Stellen der britischen Politik, sein Wort in die Waagschale werfen. Die Aufrüstung Englands, über die man sich wiederum in Rom nicht im unklaren ist, die vom Großen Faschistischen Rat beschlossenen Maßnahmen und der Ausbau der italienischen Sperrstellungen und Stützpunkte auf der Linie Sizilien—Tripolis, der Übergang von der westlichen in die östliche Hälfte des Mittelmeers kennzeichnen die Gegebenheiten, die auch in Zeiten der Entspannung bestehenbleiben.

Der Schwerpunkt der englischen Seestellung ist von Malta nach dem Osten und das Hauptgewicht der englischen Landstützpunkte von der westlichen nach der östlichen Seite des Suezkanals verlegt worden. Maltas Aufgabe als Flottenhauptbasis ist vorläufig auf Alexandrien, Haifa und Cypern übertragen; besondere Vorkehrungen sind auch zum Schutze des Luftweges nach Indien getroffen worden. Hier tritt vor allem die Interessengemeinschaft mit Frankreich zutage; jede französische Unterstützung im Ostmittelmeer kann England heute nur willkommen sein.

So haben also im System der großen Verbindungswege und der zu ihrem Schutz errichteten Fronten und Stützpunkte des Empire die englischen Stellungen im östlichen Mittelmeer und auf der Linie Palästina—Transjordanien—Irak erhöhte Bedeutung gewonnen; See- und Luftwege bedingen ein verschiedenes System von Stütz- und Sicherungspunkten, die unter sich aber ein einheitliches Ganzes formen.

Bildete schon viele Jahrhunderte hindurch das Mittelmeer das Zentrum, um das sich alles gruppierte, so kann es gar nicht anders sein, daß es gerade in einer Zeit des völkischen Erwachens einen der Hauptbrennpunkte der großen Politik darstellt, in dem sich die Lebensinteressen der verschiedenen Völker überkreuzen und überschneiden und sich im Wettkampf und Widerspiel ihrer Kräfte messen.

Insel im Mittelmeer

Amelie Posse-Brázdová

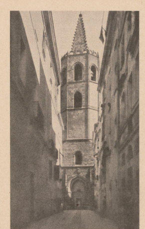
Sardinien

Von Hans Härlin

Die Vorgeschichte dieser sehr milden Internierung auf der in Europa nur wenig bekannten Insel Sardinien verlief, kurz gefaßt, folgendermaßen: Das schwedische Fräulein Posse heiratete im Jahre 1915 den in Rom ansässigen tschechischen Maler Oki Brázda. Diese geographisch-staatsrechtliche Verwicklung hatte zur Folge, daß nach dem Eintritt Italiens in den Weltkrieg der junge Ehemann Brázda als österreichischer Untertan nach Sardinien verschickt wurde. Seine Frau blieb zunächst auf freiem Fuße, folgte aber als gute Ehegenossin bald nach. Dem Internierten war die Hafenstadt Alghero an der Nordwestseite der Insel als Aufenthaltsort angewiesen worden, und seine wackere Frau bemühte sich nun, hier eine Art von geordneter Haushaltung aufzutun, die nicht nur ihrem Ehemann, sondern auch seinem Freund und Landsmann Chytil, fünf polnischen Geistlichen österreichischer Nationalität und einigen gleichfalls internierten kroatischen Seekapitänen zum Rückhalt und Segen werden sollte.

Als Stütze des Haushalts wirkte die junge Schiffersfrau Maddalena, ein hübsches, flinkes und ungemein temperamentvolles Wesen. Nach sardinischen Begriffen war sie ungewöhnlich reinlich. Natürlich mußte sie sich über die nordländischen Vorurteile der Hausfrau andauernd wundern. Da es weder Milch noch Butter, noch Kartoffeln gab und der Fleischgenuß in den heißen Sommermonaten bedenklich und gewiß kein Vergnügen war, hatte die Aufstellung des Speisezettels seine Schwierigkeiten. Frische Fische, gutes Gemüse und köstliches Obst gab es zum Glück in Fülle.

Ein reines Vergnügen war der Aufenthalt in Alghero auch sonst nicht gerade. Die hübsche Stadt entpuppte sich im beginnenden Herbst als ein böses Malarianest. Das Schlimmste war der unablässige Schirokko, dessen erstickende, feuchtwarme Hitze von 40—45 Grad im Schatten durch alle Ritzen drang.



Die Kathedrale in Alghero

Die freizügige Frau Brázda entschloß sich endlich, als Vertreterin der auf Sardinien internierten Tschechen nach Rom zu fahren, die zuständigen Behörden auf die üblen gesundheitlichen Verhältnisse hinzuweisen. Schon schien der Sieg sicher, da warf Salandras Abneigung gegen die Slawen alle Hoffnung über den Haufen.

Als die schwer Enttäuschte wieder nach Sardinien zurückkehrte und im Golfo d'Arancio landete, wurde ihr ein rauher Empfang zuteil. Der Polizeikommissar warf ihr bei der Prüfung ihrer Papiere vor, sie sei bei allen Gesandtschaften in Rom herumgelaufen, um die sardinischen Behörden schlecht zu machen. Schließlich fand er einen Mangel an ihren Ausweispapieren und gab den beiden Carabinieri den Befehl, sie zu verhaften und zwecks späteren Rückschubs nach Rom in eine Holzbaracke zu sperren. Zum Glück erspähte die bedrängte Frau einige Bauern, die erstaunt aus den Fen-

stern des wartenden Zuges heraussahen. Sie hatte sich auf dem Schiff mit ihnen angefreundet und rief nun ihr ritterliches Gefühl an: „Soll man später von euch sagen, daß ihr stillschweigend solche Ungerechtigkeiten und Brutalitäten gegen eine Fremde zugelassen habt, hier auf eurer Insel, die doch seit alters ob ihrer Gastfreundschaft und Rechtschaffenheit berühmt ist?"

Diese Worte zündeten bei den biederen Sarden. Sie sprangen aus dem Zug und näherten sich, das Gewehr in der Hand, drohend dem Polizeigewaltigen. Ihr Sprecher, ein großer Mann auf der Insel und dazu noch Abgeordneter in Rom, redete scharf auf den Kommissär ein: solche Manieren könnte man sich vielleicht



Junges Bauernmädchen aus Osilo auf Sardinien

auf dem „Kontinent" erlauben — aber nicht hier auf ihrer Insel. Die Paßfrage der Dame falle in die Zuständigkeit des Polizeichefs von Alghero oder des Präfekten von Sassari und nicht in die eines subalternen Beamten. Also freilassen, und zwar sofort! Drohende Stöße mit den Gewehrkolben auf den Perron unterstrichen die meisterhaften Worte. Im Triumph wurde die Befreite zum Eisenbahnwagen geführt. Mit einer Stunde Verspätung setzte sich das Zügle in Bewegung. „Ich stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als ich das schweins-



Sardinischer Bauer
in der alten charakteristischen Volkstracht

borstige Kinn des Kommissärs in einer Rauchwolke der putzigen kleinen Lokomotive verschwinden sah."

Der Gegensatz „Insel Sardinien" und „Kontinent Italien" war bis zum Einsetzen der faschistischen Bewegung tief in die Seele der Sarden eingegraben. Vom „Kontinent" hatten sie seit unvordenklicher Zeit nichts Gutes erfahren, während ihnen die Österreicher — die Austriats — niemals etwas zu Leid getan hatten. Einige italienische Offiziere auf Urlaub erzählten dem Ehepaar Brázda, daß sich die sardinischen Soldaten zuerst geweigert hätten, in die Kampflinie einzurücken. Die Österreicher seien keine Feinde Sardiniens. Erst als einige ihrer Kameraden fielen, wachte ihre Lust zur Vendetta auf. Sturmangriffe mit Bajonett und Handgranaten waren ihre Freude, während sie murrten und streikten, wenn sie lange „feige" im Graben hocken und warten mußten. „Ihre unglaubliche Treffsicherheit und Verwegenheit machte sie bald an der ganzen Front bekannt.

Die „Brigata Sassari" war das ruhmreichste und am häufigsten genannte Regiment Italiens.

Die jetzt heranwachsende Generation trägt den Faschistenfez mit großem Stolz. Vom achten Jahr an stehen die Knaben unter militärischem Drill. Die Herangewachsenen und besonders die alten Kriegsteilnehmer werden durch Schützenfeste und spannende Kriegsspiele für die Sache des „Kontinents" gewonnen.

Der weitere Aufenthalt auf der seltsam weltentrückten Insel gab der Verfasserin und ihrem mit allerlei Aufträgen beehrten Mann Gelegenheit, die höchst eigenartige bäuerliche Kunst auf Sardinien kennenzulernen. In dem Cavaliere Gavino Clemente in Sassari fanden sie einen überaus kenntnisreichen Lehrmeister. Clemente besaß eine große Tischlerei und bemühte sich, die schönen Formen der bäuerlichen Schnitzkunst am Leben zu erhalten. Er hatte eine sehr bedeutende Sammlung, besonders auch von alten Webstücken in Wolle für Truhendecken, Bankkissen und Doppelsäcken, die den Eseln über die Schultern oder um den Hals gehängt werden. Streng stilisierte Reiter, Vögel und vor allem das Traubenmotiv kehren hier immer wieder.

Die Sarden sind auch große Sänger und „Improvisatori". Bei den Jungen gehen diese freien Schöpfungen sehr leicht in persönliche Antreibereien über, besonders, wenn der starke Wein der Insel die Gemüter erhitzt. Aus dem künstlerischen Wettstreit wird dann ein Hahnenkampf, und die ruhiger gebliebenen Kameraden haben oft große Mühe, die Wütenden zu trennen, ehe die Messer gezückt werden. Ein wirkliches musikalisches Erlebnis aber waren die Singzusammenkünfte der sardinischen Bauern, die am Samstag- und Sonntagabend in die Stadt kamen. Acht oder zehn solcher wahren Volkssänger standen sich so nahe gegenüber, daß sich ihre Stirnen berührten. „Sie begannen langsam mit einer Art dumpfem Brummchor zu präludieren. Er hatte viel Ähnlichkeit mit einem Dudelsack — eine tiefe warme Klangfarbe; zuweilen wirkte er geradezu wie eine Kirchenorgel. Allmählich kam der Vorsänger in Stimmung und begann den eigentlichen Gesang. Es war ein Bariton oder Tenor, gewöhnlich mit einer schönen, vibrierenden Stimme. Aber für die Sarden ist nicht das Stimmaterial das Entscheidende — soviel Gewicht sie auch darauf legen mögen. Ein „Cantadori" muß vor allem „lu dònu" (die Begabung) besitzen — durch die er die anderen mitreißen kann, wenn der Geist der Inspiration über ihn kommt. Je nachdem seine improvisierte Melodie sich ausbreitete und die Tonart änderte, ging der Chor in chromatisch steigenden oder fallenden Vierklängen mit."

Die Verfasserin sprach später mit einem Musikgelehrten über diese Bauernsänger. Er sagte, nach der neuesten Forschung seien diese sardinischen Chöre die letzten Ausstrahlungen der dorischen Harmonien und das Einzige, was heute noch eine lebendige Vorstellung von der griechischen Musik geben könne.

Das persönliche Leben der Internierten wurde dadurch getrübt, daß die Verfasserin, die sich Mutter fühlte, später auch als Internierte behandelt wurde. Ein Wochenbett in Sardinien schien den beiden Nächstbeteiligten wenig wünschenswert, und so wurde ein ziemlich wilder Fluchtplan entworfen. Ehe er zur Ausführung kommen konnte, traf am 2. Mai 1916 glücklicherweise ein Telegramm aus Rom ein, das dem Ehepaar Brázda, ihrem Freunde Chytil und den fünf Polen ihre Freiheit ankündigte. Nun da sie frei waren, gefiel ihnen auf einmal Sardinien wieder viel besser. Von polizeilichen Fesseln ungehemmt, genossen sie unter der kundigen Führung Clementes die großartige Schönheit der meerumbrandeten Nordwestecke der Insel. Die Rückfahrt nach Rom wurde noch bis Ende Juni hinausgeschoben, zuletzt allerdings unfreiwillig wegen U-Bootgefahr.

Die unterhaltende Seefahrt und die stürmische Begrüßung durch die römischen Freunde im alten Heim in der Villa Strohl-Fern bildet den Schlußakkord dieses ungewöhnlich munter und geistvoll geschriebenen Zeitberichtes:

Wir lauschten begierig dem gleichmäßigen Gemurmel des Tiber um die Brückenpfeiler, dem starken Rauschen der Springbrunnen in der Dunkelheit und dem sonoren Stundenschlag der Kirchenglocken . . . Mit allen unseren Sinnen und Kräften ließen wir noch einmal all dies Alte, Wohlbekannte auf uns einströmen und uns erfüllen — dieses Unsagbare, Berückende, dem nichts anderes auf Erden gleicht.

Rom — das ewige — geliebte — so glühend ersehnte!

Sämtliche Abbildungen aus Posse Brázdová, »Sardinien« (Rotapfel Verlag, Zürich und Leipzig)

Emil Lucka / Der Impresario

Von Gertrud Gräfin von Helmstatt

Der Wiener Emil Lucka hat uns schon ein umfangreiches Werk geschenkt, viele Romane und Erzählungen von „Isolde Weißhand" und „Fredegund" bis zum „Blutenden Berg"; ferner eine Reihe kulturhistorischer und -philosophischer Schriften, wie „Inbrunst und Düsternis", ein Bild des alten Spaniens, und als letztes „Die große Zeit der Niederlande" (Weltstimmen, Jahrg. 1937, S. 305).

Im „Impresario" stellt sich eine Welt rein aus sich selbst, aus ihren eigenen Mitteln dar; in diesem Fall geht es um südliche Welt und südliche Menschen, um Neapel zu Beginn des 19. Jahrhunderts und um seine Ausgeburt, den berühmten Impresario Domenico Barbaia.

„Quallione! Lumpenkerl! Sohn eines Thunfisches!"

Als charakteristische Ouverture zur „Grand' Opera" ertönte das Geschrei der handfesten Sophonisbe, Kaffeewirtin im Grand Café del Monte d'Oro in Neapel; sie hatte den Kellnerburschen Domenico Barbaia beim Haarschopf und schüttelte ihn, bis er heulte und tanzte. Was hatte er getan? Die Sahne in den Kaffeetopf geschüttet! „Wegwerfen kann ich das Gebräu!" — Jedoch Domenico, der kluge Bursche, gießt den abscheulichen Hexentrank in Tassen, setzt diese auf ein Tablett und bietet sie den Gästen an. Vergnügte Gesichter. „Bring noch! Auch mir, Domenico! Eine Barbaiata! Eine Barbaiata!" Die Gäste drängten sich bis nach Mitternacht.

„Dies war der Anfang der Laufbahn Domenico Barbaias, der bestimmt war, zu den Höhen der Menschheit aufzusteigen."

Wenige Tage danach erschien vor dem Café ein gewaltiger Mann, der Tierbändiger Porcara. Er trank mit Bedacht sechs Tassen des neuen Gebräus und engagierte sodann Domenico als Löwenbändiger. Der stand nun in einer prächtigen Uniform unter seinen nubischen Löwen, ein Diktator unter den Tieren, hetzte sie, schlug sie.

Doch die Löwen ernteten auch ihren Lohn, jedem reichte Domenico ein Schüsselchen mit Milchkaffee.

So ging es Abend für Abend. Bis Domenico einmal nach seiner Szene durch die Gunst des schiefen Eugenio, „Logenschließer, Souffleur, Garderobier und Zwischenträger im Volkstheater San Carlino" zum erstenmal in seinem Leben ein wirkliches Theater betrat. Als er Pulcinell und Brighella in Halbmasken auf der Bühne, König Ferdinand, genannt König Nase, in seiner Loge erblickte und das aus dem Stegreif geborene Zusammenspiel von Schauspielern, Volk und König genoß, fühlte er, daß die Welt Höheres barg als den Zirkus. — „Du willst hoch hinaus", sprach voll Würde der schiefe Eugenio, und er, der die Welt kannte, unterwies ihn:

„Vor allem trachte reich zu werden, am sichersten durchs Spiel, und gewinne dir eine vornehme Dame, am Ende gar eine Marchese zur Freundin."

Folgsam und begabt, arrangiert Domenico mit seinem Berater ergiebige Pharaopartien im Hinterzimmer des Cafés Babylonia. Er macht sich an die feinen Leute heran, an den berühmten Sopransänger Tremori und die schöngewesene, einflußreiche Contessa Genzano. Eines Abends stand er nicht mehr im Zirkus, sondern saß in braunem Tuchrock und weißem Spitzenjabot neben der reichgeschmückten Contessa im prächtigen königlichen Opernhaus San Carlo.

War hier nicht die wahre, die echte Welt!? . . . Die geschmückten Frauen in den Logen . . . die eleganten Herren im Parterre! Die Offiziere des Königs!

Das war eine Welt, in der sogar die Weltgeschichte mitspielte, wetteifernd mit den Sängern um das Interesse des Publikums: Admiral Nelson, der Held von Abukir, saß in einer Loge, neben ihm Lady Hamilton, die schönste Frau der Welt. Und alle brachen in tobenden Jubel aus, wenn der göttliche Tremori die große Arie gesungen und mit unfaßbar langem Atem koloriert hatte. — Hier galt es Fuß fassen. Und Barbaia war einer der Seltenen, die aus jeder Begegnung und aus jedem Wort eine neue Einsicht schöpfen, die die Welt kennen und verstehen, auch wenn sie niemals ein Buch gelesen haben . . . Er spürte: der Tremori und die Genzano — wer weiß, wozu die mir helfen können!

So ließ er den habgierigen Sänger beim Pharao gewinnen und versicherte der Genzano, daß sie für ihn die einzige Frau auf Erden sei.

Als die Spielbank im Hause des Theaters San Carlo für 1000 Dukaten zu pachten war, lieh die Genzano 700, der Tremori 200, den Rest hatte Barbaia beim Pharao erspart, so erhielt er die Pacht.

Barbaia war ein Herr geworden, er thronte, vornehm gekleidet, ein schöner Mann, im goldschimmernden Spielsaal von San Carlo, mit unerschütterlichem Gleichmut jedem leidenschaftlichen Spieler überlegen, auch seinem eigenen Gewinn oder Verlust. Aber schon ahnte er neue Wege für seine niemals ermüdende Kraft. — „Wenn du Herr eines Theaters würdest!"

Die Weltgeschichte kam ihm entgegen. König Ferdinand mußte aus Neapel fliehen, das Heer Bonapartes rückte ein, erklärte die Republik, zog aber rasch wieder ab. Der König kam zurück, und furchtbar wütete sein Gericht unter den Anhängern der Republik. Wer wohlgesinnt sei, möge es beweisen. Barbaia brachte den wohlverwahrten Goldschatz ins Schloß, 500 Dukaten, und weil keiner so viel gegeben hatte und der franzosenfreundliche Impresario von San Carlo vor der Rache des Königs geflohen war, erhielt Barbaia die „Impresa" (die Intendantur) des Opernhauses.

Zur feierlichen Wiedereröffnung des Theaters hatte Barbaia eine Kantate anfertigen lassen, sie hieß „Die Enttäuschung", und feierte den Sieg der altehrwürdigen Ordnung. Unter Palmwedeln fuhr das „Königspaar" auf einem römischen Triumphwagen über die Bühne, und dieser Wagen wurde von riesigen lebendigen Löwen gezogen. Das Publikum jubelte den Löwen und Barbaia zu, er wurde in die Loge zu den Majestäten befohlen, der König sagte ihm „Sehr gut", der Held von Abukir schrie „Well! Well!", und Lady Hamilton schenkte ihm ihr schönstes Lächeln. Nur Königin Karoline, die Tochter Marie Antoinettes, behandelte ihn kalt, weil der „Kellner-Impresario" von der Existenz eines Mozart keine Ahnung hatte.

Aber trotz dieses Bildungsmangels gelingt es der Unternehmungskraft, der Geistesgegenwart und dem Spürsinn Barbaias, eine wahre Glanzzeit der neapolitanischen Oper heraufzuführen. Die Wirren der Geschichte stören ihn nicht: die Bourbonen fliehen ein zweites Mal, Könige kommen, Könige gehen, erst wohnt Joseph Bonaparte im Palazzo Reale, dann General Murat — Barbaia bleibt, Barbaia schwimmt im Golde, kauft sich eine Villa am Posilippo, übernimmt das Theater del Fondo und das der Florentiner. „Wo er waltete, gedieh es." Und weil die Franzosen seine Oper rückständig finden, den Tremori, den Kapaun, verspotten und für Sängerinnen, für eine Colbran, eine Catalani schwärmen, erwirkt Barbaia eine Einladung der Colbran nach Neapel.

Die Stadt bebte vor Erwartung. Engländer, Spanier, Russen, Türken — sie siegten, sie räumten die Stadt, das rührte keinem das Herz an. Aber daß die Colbran in San Carlo singen werde, das erregte die Menschen und trieb sie zur höchsten Begeisterung. —

Sogar bei der Colbran, der großen Einsamen, die nicht lachen konnte und kaum lächeln, erreichte Barbaia, zum erstenmal ernsthaft verliebt, sein Ziel. „Ihr Herz sprang auf — ein Mann!" Durch Isabel Colbran, die tragische Heroine mit der innigen und starken Stimme, beginnt eine neue Ära für San Carlo: die echte Leidenschaft betritt die Bühne an Stelle der Technik. Und aus den Intrigen gegen die „hergelaufene Spanierin" erwächst Barbaias Unternehmen eine neue Kraft in Gestalt der rosigen jungen Abbatini, vom eifersüchtigen Tenor Salviuzzi aufgelesen und eigens als Widerpart ausgebildet. Ein Singwesen, das alle Läufe und Fiorituren mit einer Leichtigkeit sang, als wäre es ihre natürliche Sprache — aber nur dann, wenn ein schöner Mann im Parterre saß, der sie mit liebenden Blicken verzehrte. Für einen solchen hatten eben der Kapellmeister, der Impresario oder der jeweilige König zu sorgen.

Gleichzeitig war am Opernhimmel Italiens ein neuer Stern aufgegangen: Gioachino Rossini; mit 18 Jahren war er berühmt, in Venedig, in Rom, in Mailand waren seine Opern gespielt worden. „Er wird für uns eine Oper schreiben", erklärt Barbaia, fährt nach Bologna, tritt groß, breit, strahlend vor den schönen, liebenswürdigen, immer heiteren Jüngling und führt ihn mit gutem Vertrag nach Neapel. Dort war nach Napoleons Sturz eben der alte König wieder eingezogen, der dieses Mal auf Bestrafung der Verräter verzichtet hatte, sich lieber über seine prächtige Oper freute und selten eine Vorstellung versäumte. Die „Stagione" wurde mit der neuen Oper des Maestro Rossini, „Elisabeth, Königin von England", eröffnet.

Es wurde ein glorreicher Abend. — Bald darauf, den Majestäten zu Gefallen, sang die Catalani

so klar, so rein, so kalt wie eine Flöte, trillerte fast so lang wie der Tremori und noch viel üppiger ... es war, als träufelten die tausend Dukaten, die sie bekommen hatte, auf eine goldene Schale ... Barbaia bekam den Orden des heiligen Ferdinand.

In der gleichen Nacht, da in Rom im Theatro di Torre Argentina die Uraufführung des „Barbiers von Sevilla" stattfand, brannte in Neapel das Opernhaus von San Carlo bis auf die Grundmauern ab. — Der Goldschatz jedoch, 9000 Dukaten, war gerettet.

Der König schluchzte. „Jetzt habe ich kein Theater mehr, ... was hab' ich davon, daß ich König bin!" Kerzengerade stand Barbaia vor ihm. „Wenn Eure Majestät es erlauben, baue ich das Theater wieder auf ... Heute ist der 14. Februar ... Am 12. Januar, dem Geburtstag Seiner Majestät, können wir es eröffnen!"

Und so geschah es. Im Dezember stand das neue Theater San Carlo da,

... das größte der Welt, das prächtigste der Welt ... Ein Jahr lang redeten die Leute von nichts anderem ... und der König war gewiß, daß es niemals mehr eine Revolution geben werde.

Im Theatro del Fondo wurde indessen die neue Oper Rossinis vorbereitet, die er in drei Wochen komponiert hatte: Othello. Aus Anlaß dieses Ereignisses gab der Textdichter, Marchese Berio, ein Fest: die Colbran wollte aus der neuen Oper singen, Rossini sollte begleiten, Gabriele Rosetti und Lord Byron hatten ihr Erscheinen zugesagt — es würde ein großer Tag. Die Schilderung dieses Festes ist eine der unterhaltsamsten Stellen des Buches: die Gegensätze prallen aufeinander, englisches und italienisches Wesen, Shakespeare und Rossini, Byron und Marchese Berio.

Byron trat dem Marchese entgegen, sein Gesicht war hart, fast böse. Ohne ein Wort reichte er das Heft (den Operntext) hin ... Endlich sprach er: Ich bin Ihr Gast, Marchese, ich enthalte mich des Urteils.

Aber die Spannung löst sich in der gemeinsamen Freude am Gesang der Colbran, und alles Peinliche wird weggeweht durch die erst stille, dann ausgelassene Heiterkeit der kultivierten Gesellschaft über Barbaias, des Neapolitaners, unverfrorene Kritik an Shakespeare. Und trotzdem ist dieser kulturlose Emporkömmling Herr und Meister der anwesenden Künstler und hält sie in der Hand: „Ich habe Gioachino Rossini, finde die besten Sänger, mache Dichter, baue das schönste Theater der Welt."

Italien wird seinem Unternehmungsgeiste zu klein. Er pachtet das kaiserliche Operntheater in Wien auf drei Jahre. In Wien siegen Barbaia und seine Gesellschaft auf der ganzen Linie, bei der vornehmen musikalischen Gesellschaft, auf der Bühne und beim Volk.

Rossinis „Zelmira" ging in Szene. Der Kaiser saß mit seiner Familie in der großen Loge, die Gräfinnen strickten Strümpfe für die Armen, ganz Wien war da. Bis auf die großen Komponisten. Beethoven hörte nicht, Weber haßte Rossini, Schubert hatte kein Geld, sich eine Karte zu kaufen ... Die Süßigkeit der italienischen Opernmelodie flog durch die Stadt und bezauberte alle Herzen ... Barbaia glühte vor Freude.

Barbaia hatte sämtliche Wiener Musiker und Dichter auffordern lassen, ihm Opern und Operntexte zu verfassen, insbesondere Herrn van Beethoven. Aber zum Ärger des Gewaltigen erschien Beethoven nicht. „Wo ist Beethoven?" Rossini fragte vergeblich in den Theatern, in den Weinhäusern, in den großen Gesellschaften.

Aber eines Abends dirigierte er im Redoutensaale seine heroische Symphonie. Rossini saß unter den Zuhörern. Das Publikum klatschte begeistert ... Da erhob sich der Geiger am ersten Pult, faßte Beethovens herunterhängende Linke und wandte sachte die kurze, breite Gestalt um.

Jäh sanken die Hände, den Menschen blieb der Atem stehen, nichts war in der Welt als das Haupt Beethovens ...

Die Kerzen wurden gelöscht, Rossini regte sich nicht.

Da kam groß, breit, prächtig und strahlend Barbaia auf ihn zu ...

Komm, Gioacchino, es ist zu Ende!

Rossini regte sich nicht.

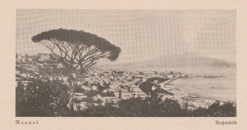
Bis ihn Barbaia ins Leben zurückrief durch die Verheißung einer noch unbekannten Speise.

Es gibt hier etwas, das heißt Gulasch! ...

Wo? — Rossini fragte mit neubelebten Augen.

Komm mit mir!

Ein Lächeln breitete sich über das Gesicht des Maestro. Und sie wanderten Arm in Arm durch die dunklen Straßen.



Neapel — Archivbild

Piero Gadda / Gagliarda

Von Tim Brauer

Der junge lombardische Edelmann aus dem alten Hause der Cusani-Velasco, der uns hier seine Geschichte erzählt, verlebt seine Kindheit auf dem väterlichen Landsitz in der seenreichen Brianza. Noch herrscht in der Lombardei, wie in anderen italienischen Landesteilen das Haus Österreich. Erst die Siege des großen Napoleon schaffen einen neuen Zustand, der die künftige Einigung Italiens vorbereitet. Der Vater bekennt sich als Anhänger des jungen Königreichs Italien und veranlaßt den Sohn, in die Armee des Vizekönigs Eugen Beauharnais einzutreten, der im Auftrage Napoleons in Mailand residiert.

Der junge Husarenleutnant freut sich der schmucken Uniform und des bewegten Reiterlebens, der glänzenden Gesellschaften, an denen er teilnimmt, und der schönen Frauen, die ihm zugetan sind. Dabei bleibt er in seiner Unerfahrenheit fast in den Netzen einer ländlichen Kokotte hängen, die es nur auf seinen Geldbeutel abgesehen hat, und der Vater hält es im Verein mit den Vorgesetzten für geraten, dem unbesonnenen Liebhaber eine kleine Luftveränderung zu verschaffen. Er erhält also einen ehrenvollen Sonderauftrag mit Briefen des Vizekönigs an den Kriegsminister in Neapel.

An der Grenze des Königreichs Neapel, in dem jetzt im Jahre 1808 nach dem Sturze der Bourbonen als Nachfolger Joseph Bonapartes der Schwager Napoleons, Joachim Murat, herrscht, wird unser junger Held trotz seines einfachen Leutnantsranges als außerordentlicher Abgesandter mit militärischen Ehren empfangen. Die Stadt selbst ist voll lebhafter Bewegung. Zu Ehren König Murats werden Ehrenpforten und Empfangsbauten errichtet.

Das Leben ergoß sich aus den schmutzigen Häusern auf die Straße wie das Wasser aus einem überfüllten Zuber. Eine Unzahl zum Trocknen aufgehängter Lumpen flatterte in den mit Blumengirlanden geschmückten Gäßchen. Gerüche jeder Art, nicht immer an Weihrauch und Myrrhe erinnernd, schwängerten die Luft.

Der ringsum schäumende Lebensrausch erfaßte schließlich auch mich. Auf dem Mercatello angekommen, ließ ich den Postillion halten und sprang aus dem Wagen.

Vom ersten Augenblick an verstand ich, was mir Neapel bedeutete. Geliebtes Neapel! Ich kann seiner nicht ohne Schauer der Liebe gedenken. In dieser Luft, in diesem Licht dünkte ich mich dem Herzen meines Vaterlandes näher. Es war schön und unglücklich, und ich schwor mir, ihm mit Freuden mein ganzes Leben zu weihen.

Vom Hang des Posilippo herab läßt er den entzückten Blick über die Halbinsel Sorrent, über den Golf und die Inseln streifen, hinaus auf die spiegelnde Fläche des Meeres, das die Fischerbarken beleben. Froh aller Zufälle, die ihn an diesen wunderbaren Ort verschlagen haben, stramm, schneidig, sporenklirrend, stellt er sich bei seinen Vettern, den Herzogen Del Vasto, vor, die ihm ihre Gastfreundschaft gewähren sollen. Das ist eine merkwürdige Familie: das Oberhaupt, Herzog Ferdinando, mit knapp fünfzig Jahren schon ein hinfälliger Greis, taub und

zitterig. Der zweitälteste der erlauchten Familie, der Marchese Guiseppe, hat mit seinem Bruder nur die gleiche grenzenlose Unwissenheit gemeinsam, zeichnet sich aber wenigstens durch eine natürliche Redegabe von südlicher Lebendigkeit aus, die dem Vetter aus Norditalien neu und ungewohnt ist. Die beiden Brüder sind auch politisch verfeindet. Der Herzog ist ein Frömmler, ganz in den Händen der Geistlichkeit, der er sein Seelenheil anvertraut hat, und dazu überzeugter Anhänger der Bourbonen — der Marchese spielt dagegen den Freigeist und Franzosenfreund; je nach dem wechselnden Glück der Parteien betritt einer der beiden Brüder die politische Bühne, während der andere sich grollend aufs Land zurückzieht.

Der dritte Bruder, Don Filippo, wird „der junge Graf" genannt; er ist mit seinen 26 Jahren noch ein leichtsinniges und verspieltes Kind, gutmütig und sprunghaft in seinem Gedankengang. Immerhin entwickelt sich im gemeinsamen Müßiggang mit allerlei harmlosen Streichen eine Art Freundschaft zwischen ihm und dem lombardischen Vetter, den seine diplomatische Sendung nach ein paar ziemlich ergebnislosen Besuchen im Ministerium nicht weiter in Anspruch nimmt.

Inmitten dieses äußeren Wirrwarrs von Glanz und Verfall und geheimer Zwietracht entwickelt sich nun ein unschuldigzartes Liebesidyll zwischen dem kleinen Leutnant und einem jungen Mädchen, das Don Filippo beim Einzug König Murats aus dem Gedränge gerettet hat. Es ist Gagliarda, die verwaiste Tochter eines englischen Offiziers, der ihre Mutter, eine Sizilianerin aus gutem Hause, verlassen hat. Nachträglich ergibt sich, daß die Ehe der Eltern nach englischem Gesetz ungültig gewesen ist. Nach dem Tode der Mutter lebt das junge Mädchen jetzt in sehr bescheidenen Verhältnissen bei einer alten Muhme, die ebenfalls Offizierswitwe ist, in der nahen Umgebung. Auch in Gagliarda lebt das echte Soldatenblut; das zeigt sich schon bei der ersten Begegnung. Sie fragt unaufhörlich nach militärischen Dingen, während die beiden Freunde sie im Wagen heimgeleiten. Die schüchternen Werbungen ihres Retters Don Filippo läßt sie unbeachtet und wendet sich ausschließlich an den jungen Offizier. Als der Kutscher infolge seines Festrauschs auf dem Bock einschläft und schließlich ganz abgesetzt werden muß, veranlaßt sie mit mädchenhafter List den jungen Grafen, für ihn einzuspringen.

„Und jetzt, was machen wir jetzt?" fragten wir einander verlegen. Gagliarda aber hatte schon eine Lösung gefunden.

„Ich wette", sagte sie zu Don Filippo, „Sie wissen die Zügel zu führen. Die Neapolitaner Edelleute sind für ihre Lenkkunst berühmt. Zeigen Sie uns, was Sie können."

Don Filippo zögerte.

„Mut! Mut!" drängte Gagliarda. „Sie verlangen hoffentlich nicht, daß ich ein Offizier in Galauniform auf den Bock setzt, um die Pferde anzutreiben! Oder wollen Sie mich hier, mitten auf der Straße, im Stich lassen?"

„Wohlan!" sagte Don Filippo mißmutig. „Aber . . ." Da er nichts weiter zu entgegnen wußte, stieg er auf den Bock, schob Pasquale wie ein Bündel beiseite und nahm seinen Platz ein. Doch auch so ging es nicht; der Schlafende machte den Wagen nach der Seite schwanken und drohte bei der ersten Biegung aufs Pflaster zu fliegen. Man mußte zwei Männer herbeirufen und ihn ihrer Obhut anvertrauen. Wir überließen ihn also seinem Schicksal und rollten in schneller Fahrt davon. Don Filippo schien mir wütend; ich glaube, er hätte uns am liebsten umgeworfen. Da er mit dem Rücken zu uns sitzen mußte, konnte er nichts sehen, und unser Geflüster erregte seinen Zorn. Bei jeder Biegung spürte ich den zärtlichen Druck von Gagliardas Arm an dem meinen.

Diesen Zwischenfall nimmt der „junge Graf" ernstlich übel; nach dem Abschied vor Gagliardas ländlichem Heim gibt er einfach den Pferden die Peitsche, saust mit dem Wagen davon und läßt den verdutzten Vetter in aller Pracht seiner Paradeuniform zu Fuß in die Stadt zurücklaufen, fordert ihn dann obendrein noch zum Zweikampf, der aber sehr harmlos verläuft. Hinterdrein sind sie dann aber wieder ganz gute Freunde, und Don Filippo gewöhnt sich daran, das Liebesglück der beiden jungen Menschen, das er unfreiwillig selbst begründet hat, mit nachsichtigem Wohlwollen zu betrachten.

Der junge Cusani hat sich inzwischen auch mit der Muhme angefreundet, der er verspricht, sich dafür zu verwenden, daß sie ihre seit einigen Jahren beim Wechsel der Dynastien fortgefallene Witwenpension wiedererhält. Die beiden Liebenden treffen sich im Hause und in der näheren Umgebung, aber ihre Liebe bleibt immer zart und fast kindlich; erst ein kleiner Unfall des jugendlichen Liebhabers, der im Dienste seiner Schönen mit seinen tadellosen weißen

uniformhosen auf einen Pflaumenbaum klettert und in blindem Eifer herunterfällt, verrät beiden Teilen das volle Maß ihrer Empfindungen, und der erste gestohlene Kuß erscheint dem ritterlichen Verehrer nachträglich fast wie eine Todsünde. Dann wirbt ein älterer Verwandter, auf dessen Besitztum Gagliarda mit ihrer Muhme lebt, um die Hand des Mädchens, und so beschließt unser Held, mit der eigenen Werbung bei der Muhme nicht länger zu warten. Gagliarda übernimmt es, ihre Verwandte auf den feierlichen Besuch des Freundes vorzubereiten. Schon sieht er in ihr die künftige Herrin auf dem Erbe seiner Väter. Gräfin Gagliarda Cusani-Velasco: das klingt ihm wie Musik ...

Aber nach einem freundschaftlichen Gelage mit guten Kameraden in einem Gasthause erhält Cusani einen Zettel von Gagliarda: „Schlimme Nachrichten — komm, ehe es zu spät ist!"

Das Schicksal, dem ein so wolkenloses Idyll inmitten einer kriegerisch aufgewühlten Welt anscheinend mißfällt, beginnt sich zu rühren. Schon holt es zu einem neuen Schlage aus, indem es den zärtlich besorgten Liebhaber in eine Falle lockt, um ihn am rechtzeitigen Eingriff zugunsten Gagliardas zu hindern. Er beschließt, die Nacht gleich im Gasthaus selbst abzuwarten, um keine Zeit mehr zu verlieren.

Ich ließ mir eine Kammer geben und traf eilig Anstalten für meinen nächtlichen Gang. Ich vermochte nicht zu erraten, worin die „schlimmen Nachrichten" bestehen konnten, aber es schien mir geraten, mich auf alle Möglichkeiten vorzubereiten. Und mußte ich Gagliarda auf meinen Armen wegtragen, ich war bereit!

Ich bat den Gasthofkellner, mir auf der Stelle einen der großen schweren Mäntel zu besorgen, wie sie die Kutscher im Winter tragen. Während er in den Stall eilte, um mir einen solchen Umhang zu suchen, legte ich die Pistole, die ich mitgebracht hatte, aufs Bett und lud sie. Ich zählte das Geld, das ich bei mir hatte, und knüpfte es in ein Bündel, um es nötigenfalls als Hilfe oder Mittel zur Flucht Gagliarda zuwerfen zu können.

Ich hängte mir die Pistole um und zählte die übriggebliebenen Patronen, die auf der rauhen Bettdecke ausgestreut waren, als die Tür plötzlich aufflog und eine Donnerstimme erdröhnte: „Keiner rührt sich!"

In Wirklichkeit war ich der einzige im Zimmer, und man hatte mich, wie das Verhaftungsprotokoll sagte, „mit der Waffe in der Hand" überrascht. Hätte ich meine Husarenuniform angehabt, der Herr Kommissar wäre seines Fehlgriffes gewahr geworden und hätte sich auf der Stelle mit großem Wortschwall entschuldigt. Aber ich war nur ein kleiner Graf im Abendanzug, und in jenen Jahren waren schon so viele Angehörige des neapolitanischen Adels in den Kerker gewandert.

Der Schein sprach ganz und gar gegen mich. Ich begriff das allsogleich und faßte mich in Geduld, in der Annahme, ich würde mich beim Verhör leicht rechtfertigen können.

Ohne Papiere, mit einem kleinen Bündel voll Dukaten auf dem Bett und einer geladenen Pistole in der Hand, konnte man mich wahrhaftig für einen Verschwörer halten. Während der Kommissar und ich einander verblüfft anstarrten, trat der Stallknecht mit dem Mantel ein.

„Brauchen Sie das, um davonzufliegen?" fragte mich der Sbirre höhnisch.

Kurz — der ungeduldige Leutnant muß die Zeit bis zum übernächsten Tage statt in der Nähe seiner Geliebten in einer engen Zelle des Staatsgefängnisses von Castel Sant' Elmo verbringen, weil einer seiner Begleiter bei dem vorangehenden Gastmahl einige unvorsichtige Bemerkungen über die Franzosen gemacht hat. Und als er endlich nach qualvollem Warten am dritten Tage unter vielen Entschuldigungen freigelassen wird und ohne Zögern zu Gagliardas Heim eilt, findet er das Haus abgesperrt und verlassen, die Umgebung menschenleer. Keine Spur von der Geliebten ....

Um seinen Schmerz zu vergessen und sich der Zuneigung des verschwundenen Mädchens würdig zu erweisen, meldet Cusani sich freiwillig zur Teilnahme an einer bewaffneten Unternehmung Murats gegen die Insel Capri, die noch von bourbonischen Truppen unter englischer Leitung besetzt ist. Er bewährt sich als echter Soldat, wie Gagliarda es stets erwartet hat, wird im Kampfe verwundet und auf diese Weise bis zur Genesung noch wochenlang auf der eroberten Insel festgehalten. Der Verkehr mit dem Festlande ist bis zur Übergabe der britischen Besatzung zeitweise durch die inzwischen eingetroffene englische Flotte versperrt.

Aber niemals, auch in seinen Fieberträumen, verläßt ihn der Gedanke an Gagliarda. Und eines Tages nach langen Wochen — o Wunder der Liebe! — steht sie selbst wieder vor ihm, an ihrer Seite der getreue Don Filippo, der seine eigene Rührung hinter allerlei unsinnigem Gerede und hinter der scherzhaften Drohung verbirgt, er werde den Vetter noch-

mals zum Duell zwingen und keinen Tropfen Blut in seinen Adern lassen, wenn er jetzt nicht ernst macht und bald die schöne Vase heimführt, deren Bekanntschaft er ja doch niemand anders verdanke als ihm, dem noch immer ein wenig neidischen und eiferſüchtigen Don Filippo . . .

Alles klärt sich nun auf, alles scheint wieder in bester Ordnung. In seliger Ruhe nach den Tagen des Sturmes lacht wieder die Sonne über dem herrlichen Golf und der schönen, neu befriedeten Insel — dem wunderbarsten Rahmen für das Idyll einer glücklichen Liebe zwischen zwei jungen Menschen, die wahrhaft füreinander geschaffen erscheinen.

Gagliarda berichtet, wie sie, ohne Nachricht von dem Geliebten, den sie vergeblich erwartet hat, während er in der Gefängniszelle gefangensaß, dem Drängen der Muhme nachgeben und mit ihr zu dem Vetter nach Sarno reisen mußte, dessen Hoffnungen neu belebt wurden, als ihr eigener Widerstand nachließ. Aber Groll und Enttäuschung in der Seele des Mädchens wichen bald wieder dem unerschütterlichen Glauben an den Geliebten. Sie fand einen Vorwand zur Rückkehr nach Neapel, erfuhr dort von Don Filippo den wahren Zusammenhang und eilte so rasch wie möglich, um den Geliebten zu erreichen, der von der eigenen Verwandtschaft infolge eines falschen Gerüchts nach seiner Verwundung schon für tot gehalten wurde.

So scheint alles gut — nichts scheint mehr der endgültigen Wiedervereinigung im Wege zu stehen. Aber das Schicksal ruht nicht, das reine und vollkommene Glück der Liebenden zu zerstören. Das Schicksal? Sind es nicht in Wirklichkeit immer wieder die Menschen selber, die den natürlichen Verlauf der Dinge stören, selbst Schicksal spielen wollen, um ihrer eigenen ehrgeizigen Pläne willen oder aus falschen Vorurteilen heraus mit plumpen Händen eingreifen und dort Schaden stiften, wo sie selbst das Gute fürsorglich zu befördern wähnen?

Ahnungslos, noch ganz erfüllt von aller Seligkeit der Wiedervereinigung, schreibt der junge Held von Capri an seine Eltern, mit aller reinen Begeisterung, die ihm seine Liebe eingibt, schildert ihnen in flammenden Worten, was ihn selbst bewegt, und bittet um ihren Segen. Aber er hat nicht mit dem Adelsstolz und mit den geheimen Plänen des Vaters gerechnet, der ihn mit einer Dame der eigenen Verwandtschaft vermählen will. So erhält der junge Cusani als Antwort von daheim einen Brief voll schroffer Drohungen und bitterer Vorwürfe und zugleich den vom Vater erwirkten Befehl des Vizekönigs Eugen zur sofortigen Rückkehr im Dienste einer neuen Mission.

Er ist fest entschlossen, um seiner Liebe willen dem Vater Trotz zu bieten und auch auf die militärische Laufbahn zu verzichten, wenn es nicht anders mehr geht. Aber Gagliardas Stolz ist verletzt; sie beschließt, heimlich die Insel zu verlassen, um dem geliebten Mann nicht länger im Wege zu stehen. Mit dem schwachen Boot, in dem sie sich von ein paar Fischern übersetzen lassen will, gerät sie in ein plötzliches Unwetter und ertrinkt. Nachträglich ergibt sich noch, daß unter den englischen Offizieren, die bei der Verteidigung Capris gefallen sind, sich auch Gagliardas Vater befindet — auch hier wieder ein magisches Spiel des Schicksals.

Cusani, der kaum erst von seiner Verwundung geheilt ist, erleidet einen schweren Nervenzusammenbruch und schwebt einige Tage lang zwischen Leben und Tod. Die herrliche Umgebung des Golfs ist ihm verleidet. Er kehrt in die Heimat zurück und lebt dort still vor sich hin, als die ganze napoleonische Welt und mit ihr die junge Freiheit Italiens zusammenbricht. Aber das untätige Leben ist ihm selbst bald verhaßt, und als dann in den Jahren nach dem Wiener Kongreß die neue nationale Erhebung gegen die Tyrannei der wiedergekehrten Habsburger und Bourbonen das ganze Land durchzuckt, findet auch er eine neue Lebensaufgabe.

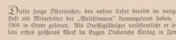
Im März 1821 bricht in Turin die Revolution aus. Die Garnison pflanzt die Fahne des Aufruhrs auf der Zitadelle auf. Der Prinz Albert von Piemont-Sardinien legt den Eid auf die Verfassung ab. Die Hoffnungen der Patrioten sind neu entflammt. Mit einem getreuen Begleiter, der schon beim Sturm auf Capri an seiner Seite kämpfte, reitet Cusani einem ungewissen Schicksal entgegen, um entweder in einem freien Lande weiterzuleben oder seiner geliebten Gagliarda im Tode zu folgen. Damit brechen seine Aufzeichnungen ab. Wir aber wissen, daß Italien noch einen langen, schmerzensreichen Weg gehen mußte, bis es das jahrhundertelange Joch der Fremdherrschaft abwerfen und seine Einigung vollziehen konnte.

Carl Hans Watzinger

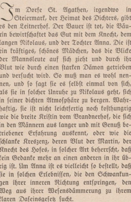
Spiel in St. Agathen

Von H. W. Keim





Dieser junge Österreicher, den unsere Leser bereits im vorigen Heft als Mitarbeiter der „Weltstimmen" kennengelernt haben, ist 1908 in Steyr geboren. Als Dreißigjähriger veröffentlicht er jetzt sein erstes größeres Werk im Eugen Diederichs Verlag in Jena.



Im Dorfe St. Agathen, irgendwo in Steiermark, der Heimat des Dichters, gibt es den Leitnerhof. Der Bauer ist tot, die Bäurin bewirtschaftet das Gut mit dem Knecht, dem langen Nikolaus, und der Tochter Anna. Die ist ein kräftiges, schönes Mädchen, das die Blicke der Mannsleute auf sich zieht und durch ihr Blut wie durch einen starken Dämon getrieben und versucht wird. So muß man es wohl nennen, und so sagt sie es selbst einmal von sich, als sie in solcher Unruhe zu Nikolaus geht, sich in seiner dichten Atmosphäre zu bergen. Wahrhaftig, sie ist nicht leichtfertig noch kosthungrig wie die breite Kristin vom Brandnerhof, die sich in den Männern aus langer und mit Genuß betriebener Erfahrung auskennt, oder wie die schlanke Kreszenz, deren Blut der Martin, der Knecht des Hofes, in solcher Art beherrscht, daß kein Gedanke mehr an einen anderen in ihr übrig ist. Um Anna ist es vielleicht so bestellt, daß sie in solchen Erlebnissen, die den Schwankungen ihrer inneren Richtung entspringen, den Weg aus ihrer Wesensdämmerung zu ihrem klaren Daseinsgesetz sucht.

Diese zwangsvolle Unruhe führt sie zu dem Dorfschullehrer Kersten, der mit ihr und Nikolaus zu der Mittelgruppe des Romanes gehört. Er ist landsüchtig und kann doch den Zauber, den die Stadt noch auf ihn ausübt, nicht überwinden. Daher lebt er in einer schmerzlichen Halbheit, aus der er erst gegen das Ende des Buches heraustritt. Nikolaus und Anna dagege sind von Bauernart; der Knecht mit der elementaren Wildheit und Triebkraft eines unbändigen Stieres, Anna in der gut verwurzelten, doch beseelten Biegsamkeit einer schönen Pflanze.

Als Nebenspieler treten zu ihnen zwei Gestalten, einmal Wilhelm, der Landstreicher, dann Josef, der zweite Knecht auf dem Leitnerhof. Freilich, ein richtiger Vagabund ist Wilhelm nicht, sondern ein Dichter, der, um an der Stadt und ihren Menschen nicht zu ersticken, sich von allem, was ihn dort band, gelöst hat. Auch er ist ein Mensch auf dem Wege zu sich; doch die inneren Bedingungen seines Daseins sind ganz andere als die Annas. Das Mädchen kann nirgendwo anders als im sicheren Bereich bäuerlich-dörflichen Lebens gedeihen, Wilhelm aber ist überall und nirgends beheimatet. Denn er ist berufen, dichtend Gottes Schöpfung zu bezeugen.

Mit einemmal packte ihn die Sehnsucht, weit in das Land hinein zu wandern, auf einem Flecken Erde zu verweilen, wo ihn niemand kannte, ja, wo er allein war mit seiner durstigen Seele. Gott im Himmel! sagte er innen, wirst du mich einmal diesen Platz finden lassen? Saß er etwa schon auf ihm? Nein, Frauen konnten ihn auch nicht halten. Er blieb stets enttäuscht, nachdem sie sich ihm enthüllt hatten, er fand ihre Krone nicht. Anna? Sie war dem Dorfschulmeister willig wie eine Magd ihrem Herrn, da er morgens unter sein Gesinde tritt und die Arbeit verteilt. Wer konnte sie ihm je entreißen? Er blickte in den verschneiten Hof. Eine Amsel flog von der Tenne. Ein Schwarm Krähen zog kreischend in dem Stückchen Blau des Himmels, verschwand. Fliege fort! Fliege fort! dachte der Landstreicher, und plötzlich sagte er laut: „Daß ich zu meinem Werke finde, brauche ich nur mich. Durch mich leben die Bäume, die Wiesen, die Felder, jeder Stein am Ackerrand, jedes Bröslein Erde, der Himmel in seinem Blau, und ich liebe die Vögel, weil Gott mich



Aufn. Löhrich

Kirche im österreichischen Alpenland

hieß, sie in mein Werk zu reihen, wie er selbst tat, da er die Erde schuf. Ich liebe das Leben, weil es nicht lügt. Und ich liebe nicht die Schönheit, sondern jede Wirklichkeit, die mir begegnet.

Mit fressendem und oft wild ausbrechendem Haß verfolgt der lange Nikolaus, wie Anna von den beiden, aus dem fremden Bereich der Stadt stammenden Menschen angezogen wird und schließlich zu Kersten in das Schulhaus übersiedelt. Zwar treibt es sie zur Zeit der Kornsaat plötzlich wieder auf den Hof zurück, die Bäuerin in ihr ist dann ihrer ganz sicher geworden.

Sie fuhr mit Josef auf das Feld und säte. So war die Anna, und jeder kannte an ihrem Gesicht, daß sie mit aller Ehrfurcht ging und die Körner warf. So hatte es immer der Vater getan. So machte sie es auch.

Sie griff in die Schürze und streute die Körner aus. Die Sonne versteckte sich hinter den Wolken. An den Bäumen verfärbte sich schon zag das Laub. Die Krähen stiegen. Anna dachte heute nicht an die Krähen und dachte an niemanden, nicht an den Lehrer oder an Wilhelm, sie ging und war wie ein Mann, und sie ging, bis das ganze Feld, das Nikolaus gepflügt und geeggt hatte, von den Körnern voll lag.

Als die Arbeit getan ist, geht sie in das Lehrerhaus zurück, und nicht eher betritt sie den Hof wieder, bis ihre Mutter sie durch Nikolaus rufen läßt. Denn der eifervolle Pfarrer hat der alten Bäurin ins Gewissen geredet, hat den Lehrer, diesen Freigeist, als den leibhaftigen Satan verflucht und ihr die Rettung der Tochter als ihre heilige Pflicht auferlegt. Aber erst der Tod der Mutter entführt das Mädchen dem Lehrer und bringt sie in ihren gewohnten Lebenskreis zurück, dessen Einfluß alsbald wieder in ihr mächtig wird. Der Hof ist dem Mädchen zwar als Erbe zugefallen, doch hat die Mutter dabei den Wunsch ausgesprochen, daß Nikolaus zeitlebens bei ihr bleibe und sie ihn darum heiraten möge.

In diese sich immer schärfer zusammenziehende dramatische Spannung bringt der Dichter durch einige Gestalten und Nebenhandlungen die für die Erzählung notwendige Lockerung. Da ist zunächst Josef, der zweite Knecht. Ehemals Kutscher bei einem kunstliebenden Baron, selbst leidenschaftlich Flöte blasend, ist er sowohl dem Schulmeister wie dem Dichter verwandt. Die drei Männer treffen sich, musizieren, diskutieren und geraten auch wohl mit Nikolaus und Martin hart aneinander. Josef vermittelt zwischen den beiden Gruppen, ohne genau zu wissen, wohin er gehört.

Die angesammelte Energie dieses Zustandes wird durch ein geradezu sinnbildhaftes Vorkommnis gefährlich in Bewegung gesetzt. Eines Abends nämlich wird Wilhelm von der kaum gezähmten Wolfshündin Diana, dem Wachhund des Hofes, mit dem nur Nikolaus fertig werden kann, angefallen und verletzt. Er wird auf den Leitnerhof gebracht, von Anna verbunden und gepflegt, und auch nach seiner Genesung bleibt er lesend, schreibend, dichtend auf dem Hof, bis ihn Nikolaus kurzerhand vor die Tür setzt. Der Hund aber wird von dem Lehrer erschossen. Das ist der zündende Funken in der unerträglich gespannten Lage. Denn mit dem Tier ist Nikolaus, ist das Urhaft-Wilde des Menschen getroffen, der im ständigen Umgang mit der Natur Wesenselemente bewahrt hat, die dem Städter fremd geworden sind. Der offene, rachsüchtige Haß des langen Nikolaus gegen Kersten wird so groß und gefährlich, daß Anna ihn vom Hofe weist.

Kersten aber und das Mädchen, deren Verständigung oft durch die in ihnen umgehenden Gegenströme nahezu aufgehoben war, finden sich nun zueinander. Das Kind, das sie von ihm empfängt, bindet den Mann endgültig an den Boden, der einst des Sohnes Erbe und Daseinskreis werden wird, und Anna ist still und in sich sicher geworden in der klugen Obhut des Mannes. Dem ist es inzwischen gelungen, die Gemeinde für sich zu gewinnen und Knechte und Mägde sogar zu einem Spiel zu bewegen, das, von ihm verfaßt, zu Weihnachten aufgeführt werden soll. Als auch Wilhelm auf dem Leitnerhof als Knecht tüchtige Arbeit leistet, ist anscheinend alle Unrast und Verwirrung besänftigt.

Doch Nikolaus, der in die Stadt gezogen ist, aus ihrer Anschauung seinen Haß gegen sie noch zu steigern, streicht eines Nachts um den Hof und wird von Josef eingelassen. Er schaut nach den Pferden, lobt ihr Aussehen und verheißt wiederzukommen. Anna und Kersten wachen, bis er erscheint. Als er vor ihr steht, merkt sie, daß sie aus seinem Bann getreten ist. Sie hat jetzt festen Boden unter den Füßen, ihr Blut hat seinen Weg gefunden. Doch auch der Lehrer ist endgültig über Nikolaus hinausgewachsen. Mit der Waffe zwingt er ihn kalt und herrisch wie ein böses Tier vom Hof.

Inzwischen ist Weihnachten herangekommen. Das Krippenspiel soll vor sich gehen. Die Laienspieler sind vor dem Gasthaus versammelt, das Spiel hebt an. Ganz zart hat die Magd Kreszenz zu dem noch ungeborenen Jesuskind die Worte gesprochen, die wie aus ihrem eigenen Sinnen zu kommen scheinen:

„Mein liebes Kind, bald ist dein Drängen aus,
und du schlüpfst in die Winternacht hinaus."

Tränen schossen ihr über die Wangen, tropften in den Schnee, hilflos vor sich selbst schaute sie nach Martin . . .

Da brechen belarvte Männer durch die Menge, stoßen die Leute beiseite, einer schwingt ein Messer und bohrt es dem Schulmeister in die Brust. Der Knecht Nikolaus hat sich an dem Fremden, der in den Kreis seiner Rechte eindrang, gerächt.

Anna hielt den Lehrer an ihre Brust gepreßt, Martin, Josef, Kreszenz, ein paar Fackelträger und andere fanden kein Wort, schlossen sie ein im Kreis. Endlich sagte Martin: „Anna, den Arzt!" Die Bäurin blickte wie in ihr Selbst hinein. „Er ist tot", versetzte sie tonlos. Jäh sank sie vorüber, begrub den Gemordeten unter ihrem warmen Schoß.

Der Roman ist das Erstlingswerk des Dichters. Das erklärt die Überfülle der angeschlagenen Motive und Vorgänge, deren leidenschaftliche Bewegtheit mit Mühe bezwungen wird. Prallvoll von klopfendem Leben ist das Buch, vor allem da, wo es sich um den Vordergrund der Erzählung, um Dorf und bäuerliches Dasein, Schaffen und Denken handelt. Als mächtige Ganzheit und Einheit schaut die Natur, echt empfunden und groß gesehen, in den Kreis des menschlichen Daseins, mit entschiedenem Gefühl für die tiefe Gesetzmäßigkeit des Lebens sind die Schicksalsgründe und die inneren Mächte des Seins in die Dichtung als die Erreger der Handlung einbezogen.

Johannes Freumbichler

Philomena Ellenhub

Von Erich Klaila

Es lag im österreichischen Alpenvorland ein Hof, mit einem eigenen Geschlecht — mit Menschen, eine Freude sie kennenzulernen, und nützlich, mit ihnen umzugehen. Das waren die Ellenhuber. Sie hätten sich ohne Frage noch höher gehoben, wenn nicht plötzlich die Kette beim wichtigsten Glied zersprungen wäre. Kurz hintereinander starben der Bauer und die Bäuerin. Da jammerte das Wichtl-Weibl, eine alte Bauerndirn: „Mein Gott und Herr, neun arme Waisenkinder! Gott steh' euch bei!"

An den verlassenen Kindern vertrat die älteste Schwester, die dreizehnjährige Philomena, die Mutterstelle. Auf ihren unentwickelten Schultern lag eine schwere Last, zumal der Ahnl, der Vater des verstorbenen Vaters, den Eindruck machte, als ob er nicht mehr mit seiner Umgebung lebte. Er lachte nicht, zankte nicht, schien sich nicht zu grämen und nicht zu freuen. Sein Gesicht war zu einer Maske erstarrt.

Oft sahen die Kinder in sein faltiges Antlitz. In ihren Augen lag eine Mischung von Neugier, Respekt und noch etwas, das wie ein winziger Stern flimmerte: suchende Liebe. Denn von dort, wo ihnen dieser wärmende Strom bisher gekommen, wehte es seit einigen Wochen kalt.

Manchmal trippelten die Kinder im weichen Angergras barfuß neben dem Ahnl und hörten auf seine wunderlichen Reden. Er schritt von Obstbaum zu Obstbaum. Von jedem wußte er eine Geschichte:

Es gab brave und schlechte Bäume, so wie es gute und schlechte Sensen, gute und schlechte Kühe, gute und schlechte Menschen gibt, und diese Schöpfung, ohne Gnade und Erbarmen, reichte tief hinab, bis in die leblosen Dinge, und hoch hinauf, bis ins gestirnte Firmament.

Das Leben auf Ellenhub war aber nur noch ein letztes Verweilen; wie ein paar Minuten Rast vor schwerem Tagewerk. Denn durch den Tod der Eltern war es das Schicksal der Kinder geworden, aus der schützenden Enge der Stube auf Ellenhub gerissen zu werden.

Eines Tages, als sie alle beisammen saßen, rief das Brigei: „Der Klaubauf!" Die Kinder erschraken so sehr, daß sie auseinanderstoben. Der Mensch, der in die Stube trat, war hager, krummgebogen, nichts als Haut und Knochen. Es' stellte sich heraus, daß es ein entfernter Verwandter war, der Rechenmacher-Ruppert. Er besah sich schmunzelnd die Kinder, die scheu aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen. Der Besucher war mit den Ohren bei den Reden des Ahnl, mit den Augen aber fortwährend bei den Kindern. Er war in keinem Zweifel darüber:

daß man bei jeder Wahl im Leben, ob klein oder groß, mit geruhiger Vorsicht entscheiden mußte; war es eine Kuh, ein Ferkel oder nur ein Geißelstecken, den man kaufte, immer versuchte der Kontrahent, sich einen Überprofit und dazu noch einen kleinen Triumph zu verschaffen.

Er hörte noch eins der Kinder hinterm Ofen krabbeln und rief: „Und du kleines Menscherl, warum willst du deinen Vetter nicht begrüßen?" Aber das Borgei mochte nicht, es verkroch sich nur noch tiefer. Denn:

Der Mensch, und sogar das vernunftlose Tier, sie ahnen es immer, wenn die Schicksalsstunde naht; sie sind durch jene Fäden, die alle Dinge verbinden, mit dem Urall und seinen Gesetzen verbunden, den Fäden Gottes, tausendmal geheimnisvoller als der elektrische Strom, der Fernsprecher, die Eisenbahn . . .

Als der Besucher ging, nahm er den Jörgei mit. Und dann kam in den folgenden Wochen immer wieder Besuch, entfernte Verwandte; und immer mußte dann eins der Kinder die Stube verlassen. Eines Tages mußte auch Mena Ellenhub verlassen. Nur Paul, der älteste Bruder, blieb zurück. Mena kam zum Hagingshofer. Etwas Kaltes und Ungewohntes wehte sie an, als sie die Stube des Hagingshofes betrat.

Der Hagingshofer saß am Tisch und hatte die eine Hand auf einem Schriftstück liegen, während er in der andern einen prächtigen, reich mit Silber beschlagenen Pfeifenkopf hielt. An seinen Fingern glänzten Ringe. Ihm gegenüber die Hagingshoferin, im Samtmieder und buntem Halstuch, die Hände im Schoß . . .

Die Bauersleute drehten sich herum und musterten sie eine Weile wortlos. Sie ließen vorläufig ihr Bild auf sich einwirken und schienen keineswegs be-

reit, irgendein Zeichen ihrer Zuneigung oder Abneigung zu geben. Aus eigener und überlieferter Erfahrung wußten sie, welche Folgen, im Guten wie im Bösen, jede, auch die scheinbar nebensächlichste Menschenverbindung haben konnte.

Endlich nickte der Bauer und sagte: „Ach, das ist wohl die Mena von Ellenhub? Gut, gut! Du bist von heut' an auf meinem Hof Kleinmensch. Bekommst die Kost und jedes Jahr ein Paar Schuh', ein perkalenes Gewand, ein Wolltuch und ein Paar Winterstrümpf . . ."

Mena spürte, daß in dieser Minute die Erbarmungslosigkeit des Lebens begann: mit harten Tagen, mit Stunden der Verzweiflung. Aber Seufzen war auf dem Haginghof nicht gelitten:

Jch werd' dir wohl müssen seufzen helfen, was? fragte die Bäuerin. In diesem gedehnten: was? lag eine Welt von Härte. Es besagte: hier geht kein Weg, liebe Menschenkreatur; auf das Mitleid darfst du dich niemals einstellen! Hier heißt es: Maß gegen Maß, Leistung gegen Leistung, friß, Vogel, oder stirb . . .

Dann kamen auch wieder gute Stunden. Beim Abwägen wurde Mena gewahr:

daß die Erde ihren Gang ging, mit heiliggroßen Schritten, daß sie ein- und ausatmete, unbekümmert um Menschenjauchzen und Menschenzagen, und daß man sich nur, in all dem scheinbaren Wirrsal des Lebens, ruhig ihrem Strom anzuvertrauen brauchte, um an sein Ziel zu kommen.

Die Zeit verging. Tage wuchsen aneinander und wurden ein Monat; und die Monate wurden ein Jahr und wieder eins. Mena wurde in die Welt der Erwachsenen aufgenommen. Man fragte sie, ob sie schon einen Schatz habe. Mena schüttelte den Kopf und lächelte. Denn dieses Fragen geschah in einer so treuherzigen Art. Es sollte eigentlich bedeuten: Nimm doch mich, Mena! Ein übler Kerl bin ich doch wirklich nicht, wie?

Das Werben bereitete Mena Freude, es schmeichelte ihrer Eitelkeit. Aber sonst geschah nichts. Bis eines Tags ein kaiserlich-königlicher Kanonier die Reichsstraße heraufschritt: der Haginghofer-Lix, der aus Dalmatien zurückkehrte. Er konnte von Ragusa erzählen, von Nisano und Perzano. Das verfehlte seine Wirkung nicht, bei keinem Mädchen im Dorf; und auch nicht bei Mena.

Die guten Geister in Mena leisteten wohl noch eine Weile Widerstand, aber sie konnten in der Folgezeit nicht mehr aufkommen. Das wilde Gejaid kommt in das Herz des bestgeartetsten Menschen und muß wohl dorthin kommen. Es brauste in Menas Blut; dies war im Grund ein feuerflüssiges, hatte etwas von einem uralten und ganz jungen Wein an sich: es gärte und polterte.

Aber was Mena für echte und große Liebe hielt, dauerte nur wenige Tage. Dann lag sie wieder allein in ihren Kissen. Eines Samstags aber klopfte es trotzdem. Es war aber nicht der Lix, sondern der Schinder-Toni, der immer etwas auf dem Kerbholz hatte, den immer Gendarmen suchten und hetzten. Aber er war hübsch und frech; und in Wirklichkeit wohl auch ein guter Mensch. Als er einmal unter dem Fenster mit dem Lix in Streit geriet, war Mena zufrieden:

Es war ihr zumute wie am Kirchtag, wo sie rasch hintereinander zwei Gläser Met getrunken hatte. — Was war das nur? — Nichts anderes als die Hatz. Die Sonne scheint, der Himmel ist blau, die Vögel singen; man arbeitet, weil man muß, trinkt das Brunnenwasser, weil man Durst hat, ißt, weil man hungert, aber das genügt dem Herzen nicht. Durch die Wälder trabt die Hirschkuh; die Sonne scheint, die Quelle läuft, Futter gibt es in Hülle und Fülle, aber das genügt der Hirschkuh nicht! Erst wenn die Nebenbuhler aufeinander losgehen, wenn die Geweihe splittern und das Blut fließt — das ist prachtvoll!

Doch dann kam der Kummervogel. Es klopfte bald niemand mehr an das Kammerfenster der Magd Mena, denn den Toni hatten die Gendarmen erwischt. Aber eines Nachts klopfte es; doch das war ein anderes Klopfen: es kam aus dem eigenen Leib! Mena mußte den Haginghof verlassen. Ein Kind kam zur Welt. Mena gab es in Pflege. Beim Kramer Lambert im Dorf bekam sie eine neue Stellung. Sie hatte nun ihre Erfahrungen gemacht. Sie war gewarnt worden und wollte nicht noch einmal leichtsinnig sein. In Anbetracht ihrer guten Vorsätze glaubte sie, ihr Leben würde nun schön im Gleichgewicht beharren. Aber sie täuschte sich, wie der Mensch sich immer täuscht, weil er es liebt, von seinem kleinwinzigen Ich aus sich und die Welt zu betrachten. Alles Leben ist Fluß, und so war es auch hier: Das Kind der Mena starb. Eine Schwester starb. Und der Kaiser rief zum Krieg. Die blutjungen Burschen des Dorfes, die so eng mit dem Leben der Gemeinde, der Väter und Mütter, Brüder, Schwestern und Geliebten verwoben waren, als ob keine Macht der Erde sie jemals losreißen könnte, mußten fortziehen. Ihre Gesichter



Alte Kirche im Bergdorf — Archivbild

leuchteten von Gesundheit und Unerfahrenheit; sie glichen großgewordenen Säuglingen, die mit gierigen, blitzblanken Augen in den himmelblauen Herbstmorgen guckten. Als man sie fragte, ob sie sich denn arg sorgten, brachen sie in ein übermütiges Gelächter aus und riefen: „Freilich sorgen wir uns, ob nicht vielleicht schon der Krieg zu End' ist, bis wir hinabkommen . . ."

Eines Tages mußte auch die große Glocke einrücken, die die Inschrift trug:

Ich künde Gott, anno Domini 1800

Als man die große Glocke wegbrachte, wackelte der Kopf der Alt-Retlin, einer Neunzigjährigen, schauerlich. Und ihr zahnloser Mund jammerte laut: Jetzt wird uns der Herrgott auch bald verlassen!

Und so schien es. Aus Wien kamen schlechte Nachrichten. Man sprach von Rebellion. Eine gedrückte Stimmung herrschte im Dorf. Die Jugend war bei des Kaisers Fahnen im fernen Welschland. Die alten Männer bekamen über Nacht wieder einen besonderen Wert.

Hatte es bisher geheißen: So ein alter Kracher! Hieß es jetzt: mein Gott, der ist noch ganz rüstig und könnt' einem sogar lieber sein wie so ein junger Windhund!

Die Austragbauern und Wittiber, die bisher müßig und gelangweilt im Dorf herumgestanden und vom eigentlichen Leben schon so gut wie ausgeschlossen waren, witterten Morgenluft.

Bei Mena Ellenhub stellten sich Brautwerber ein, aber sie konnte sich nicht entschließen. Aus Wien kam ein Bruder der Mena: Sylvester. Er war durch das Stadtleben dem Dorfe entwachsen. Er sprach von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Er veranstaltete eine Versammlung, trat gewaltig auf und forderte Aufruhr. Aber ein alter Bauer, der nach ihm sprach, zerpflückte seine Phrasen:

„Die drei Ding", sagte er mit einer etwas singenden Stimme, „die da heißen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, reimen sich ja recht schön; aber das Ohr tut den Menschen genau so betrügen, wie das Aug'. Der Mensch hat leicht Freiheit genug, seine Arbeit zu tun und vorwärts zu trachten . . .

Item, wie steht es mit der Gleichheit? Da gehen jetzt überall Leute herum, so kleine Herrgötter, die reißen weitmächtig das Maul auf und sagen: Alle Menschen sind gleich! — Die Menschen sind nicht gleich! Und noch schlimmer wär's, wenn man sie gleichmachen tät'. Das ist ja das Schöne und Lustige

an der Welt, daß sie so verschieden und buntscheckig ist . . .

Item, was die Brüderlichkeit anbelangt, ist es gewiß gut, brüderlich zueinander zu sein. Aber willst du mein Bruder sein, mußt du dich aufführen, wie sich ein Bruder aufführen soll. Fluchst du mir nicht, fluch' ich nicht dir. Gehst du mit Spieß und Speer gegen mich, wehr' ich mich auch mit Spieß und Speer . . ."

Die Unruhe blieb im Dorf. Mena wurde zweite Dirn beim Stumpf-Bräu. An einem der nächsten Sonntage besuchte sie den Ähnl. Sie erschrak, denn vor dem Hause saß eine bucklige Gestalt: das Totenweibel. Der Ähnl lag im Bett. Mena erkannte, daß der Ähnl nur noch durch eine winzige Stunde mit dem Leben verbunden war, und ließ den Pfarrer holen. Er kam, sein Gesicht zeigte einen leicht ärgerlichen Ausdruck. Die Schelle des Ministranten klang schrill. Als der Pfarrer wieder ging, sagte der Ähnl mit fester Stimme: „Schönen Dank, Herr Pfarrer!" Der Pfarrer warf einen halb erstaunten, halb unwilligen Blick zurück. Was hat denn dieser alte Bauernschädel? Dünkt er sich vielleicht stärker als ich, der wohlbestellte Trostspender? Dies: Schönen Dank! hatte so kräftig geklungen, als hätte er damit sagen wollen: Mach nur deine Zeremonie, mein Lieber, du und ich, wir wissen, was diese Dinge bedeuten . . .

Von draußen klang Stimmengewirr, alte Männer, Frauen und Kinder beteten und steckten

. . . in den Pausen flüsternd die Köpfe zusammen, gierig danach, zu erfahren, wie und wo man den Alt-Ellenhuber das letztemal gesehen, wie die Krankheit angesetzt, wonach er Verlangen gehabt und ob er nicht vielleicht, knapp vor'm Sterben, den Vorhang zum Jenseits ein wenig emporlüpfen würde.

Plötzlich verstummten sie: das Totenweibel richtete sich auf und öffnete die Tür. Sie trat in die Stube und aufs Bett zu. Ihr Kopf zitterte und ihr Kinn klappte ein paarmal energisch auf und nieder. Es flüsterte: „Er fangt schon an zu ziehen!" Und trippelte wieder hinaus.

„Ähnl, hast du Schmerzen?" „Tut mir halt um die Mitt' so weh," sagte er nur. Dann tat er schweigend seine letzte Arbeit; während sie im Hausflur das Vaterunser beteten.

Es blieb weiterhin ungute Zeit. In Wien tobte Aufruhr. Im Dorf steckten Aufgepeitschte eines Nachts das Anwesen des Stumpf-Bräu in Brand. Und dann klopfte es einmal am Fenster der Mena. Ein schief gebogener Mensch stand draußen; mit der Nachtluft strömte eine Wolke von Pech und Tabak herein. Ein Holzknecht brachte die Nachricht, daß der Toni verwundet wäre und Hilfe brauchte. Als Mena am nächsten Tag eine einsame Holzhütte betrat, erschrak sie. Der Toni lag im Heu. Sein Gesicht war bleich und abgezehrt. Er war es und war es nicht. Die resolute Art der Mena schien noch einmal seine Lebensgeister zu heben. Er war noch einmal der Toni, wie sie ihn kannte, den die Jäger und Bräuknechte gefürchtet, der die Wirtsstuben ausgekehrt, der lachend auf der großen Sternbarrikade in Wien gekämpft und der so viele Jahre ihr Liebhaber gewesen war.

Dann verfielen seine Züge jäh. Hundegebell schreckte Mena auf: der kaiserliche Revierförster Purgstaller kam quer über den Abhang herüber. Im Hütteneingang blieb er stehen, denn wo die jenseitigen Bezirke sich auftun, die Majestät des Todes beginnt, endet die diesseitige Macht der Justiz. Purgstaller konnte nur seinen Hut abnehmen und leise sagen: „Hier stirbt ein Mensch" und dann wieder gehen.

In dieser Stunde begann bei der Magd Mena das bewußte Altwerden. Es ging mit ihr in der folgenden Zeit eine starke Veränderung vor. Sie entdeckte Falten in ihrem Gesicht. Die Männer ließen sie in Ruhe. Zu Maria-Lichtmeß mietete sie ein Logis, zu dem eine kurze, überdachte Holztreppe hinaufführte. Eine Bauernstube, wenn auch klein, mit jener Einfachheit ausgestattet, die den Menschen so beruhigt, weil sie ihm allein so notwendig ist.

War sie einst als junge Magd, als der Tischler ihren Kasten gebracht, in die Reihe der Beachteten und Besitzenden eingetreten, so trat sie jetzt in die noch viel höhere Klasse der Freien und Beschaulichen. Das Leben im Dorf beruhigte sich wieder. Eines Tages kam eine neue große Glocke. Man redete über ihr Gewicht, über den Herstellungspreis. Als sie dann im Turm hing und zum erstenmal geläutet wurde, ging etwas Leuchtendes durch die Seele der alternden Magd. Vielleicht die Erkenntnis, daß dieser Glockenton das wahre Lied der Lieder sang:

Erhebet eure Herzen und glaubet daran: das Leben ist einfach und gut.

Lied einer Liebe

Walter Pegel

Das Fräulein auf dem Regenbogen

Von Käthe Lambert

Aufn. Möller, Ludwigslust

Das Fräulein hört am Abend dem Gesang der deutschen Kriegsgefangenen zu, die auf der Farm des Vaters im südlichen Frankreich untergebracht sind — das kleine Fräulein Madelon, zarte, schmächtige Gestalt mit dunklem Mädchenscheitel, mit sanften Abendaugen und vielen blassen Träumen hinter einer sehnsuchtsvollen Stirn.

Draußen ist Krieg, die Völker rasen gegeneinander, hüben wie drüben singen Gefangene die Lieder der Heimat, hüben wie drüben sind die Nächte des Frühlings lind und samtdunkel und wie von tausend Wünschen sanft entzündet. Hüben und drüben sind junge Menschen, und über ihnen eine Macht, die nicht nach der Feindschaft zwischen den Staaten fragt.

Wie ein stumme Schattenschar bleibt die Gesellschaft der Kriegsgefangenen im Hintergrund. Nur einer tritt hervor, plastisch und hell ins Licht gestellt, kühl und herb wie das Meer, von dem er kommt, das er niemals vergessen kann, dessen Salz und Duft er noch im Regenwasser zu schmecken meint. Es ist Jasper Kristiansen, der Dolmetsch, der blonde Friese.

Er stand im Regen ohne Rock und Mütze auf der Straße, das Fräulein saß in Wolkenhöhe über ihm und brauchte nur die Arme auszustrecken, um an Gottes Thron zu rühren. Und dennoch hieß das Fräulein Madelon — nur Madelon. Es gab wohl viele Wege in der Welt, die sich vom Meer bis an die Berge spannten, Silberfäden, die vom Norden her nach Süden flatterten, und Hände, die nach ihren losen Enden greifen konnten. Ja, das gab es wohl. Und Gottes Atem reichte sicherlich bis in das letzte Tal hinab.

Gottes Atem reicht auch zu ihnen. Er rührt sie beide an. Wie Gottes Strophen sind sie in der ewigen Melodie der Herzen. Selten ist eine Liebe zarter und dichterischer geschildert worden: der Deutsche ist wie ein starker, dunkler Baum, fast zu stark und zu dunkel für die zarte Ranke Madelon. Er ist ganz erfüllt von Heimweh. Dieses Heimweh ist verbissen und kennt nur einen einzigen Gedanken: die Flucht.

Ja, er wird fliehen, er sagt es ihr in harten, unumwundenen Worten, er wird fliehen, auch wenn man ihn auf dieser Flucht erschießen sollte. Ja, und er haßt auch ihr Volk, das ihn geschlagen hat. Damals, als er die Flucht zum erstenmal versuchte, hat es ihm Peitschenhiebe eingebracht: „Glauben Sie, daß ich Ihre Hände küssen werde, die mich schlagen? Ihre Hände, die auch zugleich die Hände Ihres Volkes sind?"

Sie begreift, wie schwer ihm, der doch lieben möchte, dieser Haß fällt, und sie begreift auch, daß er vor dieser Liebe fliehen muß. Also erleichtert sie ihm diese Flucht: sie veranlaßt den wachthabenden Korporal, ihn wegen Fluchtverdachts aus dem Gemeinschaftsraum fort in einen einzelnen Schuppen für die Nacht einzuschließen. Nachts kniet sie vor dieser Schuppentür. Vorher versucht sie ihm deutsche Lieder vorzuspielen, ihr Herz ist ganz erfüllt von ihrer Liebe. Da sagt er zu ihr: „Du verstehst die Worte meiner Lieder nicht."

„Ich fühle sie."

„Du bist vom Süden. In deiner Heimat wachsen schon die Palmen. Wir kommen aus den Wäldern, aus der Heide und vom Meer. Wie willst du das, was uns bewegt, erfühlen können?"

„Die Melodien lachen oder weinen, und beides ist an allen Orten gleich."

„Wir lieben Sonne oder Regen — ihr den Regenbogen."

„Der Regenbogen baut die Brücke zwischen Nord und Süd." — Und er fragt sie: Willst du auf diesem Regenbogen gehen? Ja, sie will.

Sie wird zu ihm auf dem Regenbogen kommen, wenn es Zeit ist.

In dieser Nacht entflieht der Deutsche Jasper Christiansen. Sie verfolgen ihn, aber es dauert lange, bis sie ihn finden. Für sie aber

... kamen Tage, die wie hinter einer Wand aus dickem Glas vorübergingen. Die Tage waren da, sie lebten auch, denn Licht und Schatten waren wie sonst, doch hatten sie den Klang verloren. Das Vorübergleiten war ein stummes Puppenspiel.

In dieser Zeit der Ungewißheit und der atemlosen Angst gibt Gott ihr einen Freund zur Seite: den jungen Doktor Joffroy. Er ist das Gegenspiel des Deutschen Kristiansen: alles an ihm ist zarteste Hingebung, vertrauensvolles Verständnis, sanfte Nachsicht und Güte. Seine Liebe zu Madelon gebietet ihm, ihr Geheimnis auf zartesten Händen, ihren Kummer mit treuestem Herzen mitzutragen. Er ist bei ihr, als sie erfährt: man habe den Deutschen an der Saône gestellt und auf ihn geschossen. Er sei an der Brust und im Gesicht verwundet und liege im Lazarett in Châlons.

Der Frühling ist vorüber, der Sommer blüht und prunkt in vollem Ernterausch.

Mit Joffroy fährt Madelon nach Châlons und besucht Jasper. Sie sprechen ein paar Minuten miteinander. Aber die Minuten müssen ein Leben füllen können, kommende Jahre des Wartens und der Geduld. Denn Jasper wird wieder fliehen, natürlich wird er das; sie gibt ihm sein Eisernes Kreuz wieder, das er bei der ersten Flucht verloren hat. Dann ist die Zeit um, und sie geht.

Es ist eine lange traumhafte Zeit des Wartens. Da erfährt sie es eines Tages vom Vater: der Gefangenenaustausch hat begonnen, und damit ist die Zeit erfüllt. Der Regenbogengang beginnt. Sie fährt zu Jasper.

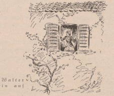
Sie bleiben ein paar Tage in der kleinen Stadt, in der er studiert. Sie wandern durch den Wald, über die deutschen Felder, sie steigen kleine Hügel hinauf, sie sprechen gar nicht viel dabei, nur das Herz ist voll von Worten. Sie sind zwei Menschen, die sich lieben. Aber zwei Länder stehen zwischen ihnen. Sie sind zwei einsame kleine Menschen, aber der Name Vaterland ist groß. Niemals würde er sein Vaterland verraten, niemals könnte er sie achten — würde sie es tun. So stehen die Tage unter der unausgesprochenen Ahnung einer Trennung, die doch kommen muß.

„Wer verlangt denn, daß der Himmel rufen soll, wenn auf der Erde irgendwo ein schönes, kleines Lied erklingt? Wer meint denn, daß dann gleich in seine blaue Glocke Risse springen müßten? Niemand hoffentlich. Alle, die es angeht, wissen längst Bescheid mit seltenen und schönen Liedern auf der Erde. Ach, sagen sie zu dem, der neben ihnen geht, ach Lieber, hast du es gehört? War das für uns? Doch, doch, das war für uns, gibt dann der andere zurück. Hier ist ja niemand weiter als wir beide, bleib ein Weilchen mit mir stehen. Mehr Worte mögen sie darüber nicht verlieren. Wozu denn auch? Man kann ein Lied, das rein und selig in der Stille klingt, doch nicht mit einer lauten Forderung begleichen!"

Dann fahren sie heim, in sein Dorf am Meer. Sie wird freundlich, doch mit verborgener Unruhe von seinen Eltern, stürmisch und liebevoll von seiner Schwester bewillkommt. Und es kommen die Tage, die niemals vergessen werden. Und es kommt der Tag des Abschieds. —

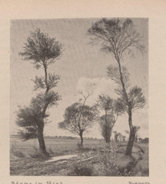
Sie ist zurückgegangen, zurückgeweht wie ein Sommerblatt. Weil sie gehen mußte, soll er sie weiter lieben, denn

... sie brauchte nur die Arme auszustrecken, um an Gottes Thron zu rühren. Und dennoch hieß sie nur das Fräulein Madelon — nur Madelon.



Umschlagbild von Walter Pegel, Das Fräulein auf dem Regenbogen

(J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart)



Bäume im Wind. Archivbild

Friedrich Griese / Bäume im Wind

Von H. W. Keim

Die mystische Gebundenheit des Menschen an sein Blut- und Geisteserbe, in dem uralte Vorstellungen und Glaubenskräfte fortleben, Beziehungen vergangener Geschlechter zum Boden, der sie nährte, zu Beschäftigungen, die ihr Dasein füllten, zu Leiden und Erfahrungen, die sie durchzumachen hatten — diese Dinge sind stets der Inhalt von Grieses Romanen und Erzählungen geblieben. Sie lassen das Schicksal als den Ruf an die Seele verstehen, der vernommen, befolgt, überhört oder mißachtet wird.

So schafft der Eingang oder die Umkehr in die gewiesene Bahn des Lebens und der stetige Fortgang in ihr das einzig sichere Glück, das den Menschen zu erreichen gegeben ist. Instinktlosigkeit, Abneigung und Auflehnung gegen die geheimnisvollen Absichten des Schicksals aber sind die Ursache dessen, was man das Unglück nennt. Diese Glaubenssätze, aus denen seine Dichtung lebt, hat Griese in der neuen Erzählung „Das Kind des Torfmachers" zu gleichnishafter Darstellung gebracht. Die Tochter eines einfachen Torfstechers ist aus ihrem Daseinsgesetz getreten, als sie einen Großbauern heiratete. Darum mußte ihre Ehe ohne Licht und Segen bleiben. Als sie dann mit einem Knecht davongeht, Neuland umzubrechen — da wird sie fruchtbar, Mutter starker Geschlechter, ein lebendiges Glied in der Kette der Zeiten.

Was hier in einem einzelnen Leben vor sich geht, ist in dem großen Roman „Bäume im Wind" auf viele Menschen in Stadt und Dorf übertragen. Sinnbild ist in vielfältige Wirklichkeit gekehrt, das Leben selbst entschleiert sein schicksalschaffendes Gesetz und biegt, schüttelt, kräftigt oder bricht die Menschen wie der Wind die Bäume im Walde.

Ein Mann ging neben seinem mit zwei Pferden bespannten Wagen her. Er hatte Stämme geladen, schwere Holzstämme, die in diesen Wintertagen im Walde geschlagen wurden . . . Der Mann neben dem Wagen war kein Fuhrmann. Er hatte in einem der Dörfer hier herum ein kleines Besitztum, weil aber mehrere Kinder vorhanden waren, kam er bei allem Fleiß nicht weiter. Die andern Dorfleute hatten es meistens auch nicht besser, aber sie begnügten sich damit, sie konnten es nicht ändern, und sie kamen ja durch die Welt. Er aber wollte sich nicht

damit begnügen, er wollte um jeden Preis die Dinge ändern, und so hatte er gleichsam immer mit beiden Fäusten um sich gestoßen, grob und unbeholfen und auf gut Glück, aber hart, vor allem gegen sich, hart und unablässig.

Solcher Art ist Christian Voß, der seinen Kindern ein besseres Dasein schaffen will, als er selbst und sein Vater es hatten, und der ihnen für das Leben außer diesem noch eine Ehrfurcht mitgeben möchte vor dem, was geheimnisvoll unter dem Himmel vor sich geht und im Rauschen der Waldbäume dem Menschen zur feierlichen Gewißheit werden kann.

Aber in dieses Planen greift jäh und sinnlos ein Ungefähr und zerstört es; ein nachträglich auf die mit Ketten befestigte Baumlast lose gewälzter Stamm fällt vom Wagen, als die Pferde vor einem Licht scheuen, und zerquetscht den Mann. Seinen vierzehnjährigen Sohn Christian, der daheim auf den Vater wartet, treibt es plötzlich aus dem Bett. Am Wege findet er den schwerverletzten Vater. Ein kleiner Funken Leben, für ein Bewegen der Finger und ein Aufmerken der Augen gerade zureichend, ist noch in ihm. Der Junge kriecht neben den Mann, spricht mit ihm, spürt den schwachen Druck der Hand, dann deckt er den Vater mit seinem Kittel zu, legt sich neben ihn und wird des furchtbaren Geschehens erst richtig inne, als die Mutter und fremde Männer ihn neben dem Vater finden.

An diesem Abend hat sein Leben einen Bruch bekommen, eine geheime Angst vor einem schweren Ereignis, durch das er einmal hindurch müsse, verläßt ihn seitdem nicht mehr. Aber es war da auch eine Gemeinschaft mit seiner Geschlechterreihe geschlossen, die wie ein ernstes Vermächtnis war: den Namen dieses Mannes, der sein Vater war, und aller derer, die ihm vorausgegangen waren, hochzuhalten.

Da die Mutter dem Vater bald nachstirbt, fallen die Kinder der Gemeinde zur Last; Christian aber kommt als Lehrling in einem Geschäft der benachbarten Kleinstadt unter, und nur seine älteste Schwester Theresa, die im Dorfe bleibt und dort Witwe wird, besucht den Bruder von Zeit zu Zeit. Die übrigen verlieren zwar nie den inneren, doch allmählich den äußeren Zusammenhang mit dem Bruder. Denn der ist im Laufe der Jahre ein erfolgreicher, geachteter und wohlhabender Kaufmann geworden, den sein einstiger Lehrherr, der Kaufmann Darjes, mit seiner Freundschaft auszeichnet. Darjes ist es auch, der ihm seine hübsche und lebenslustige Hausjungfer Aline zur Frau vorschlägt, als Christian ihn um seine Meinung befragt. Der Ehe entsprießt ein Sohn Ludwig, den die Mutter freilich Louis zu nennen liebt. Vielleicht erinnert sie das an einen Mann namens Louis Ahrens, den Don Juan des Städtchens, der ihr am Tag vor ihrer Hochzeit nehmen durfte, was sie ihrem Mann hätte bewahren müssen.

Sie hält zwar ihr Geheimnis für gut behütet. Allein in einer bösen Nacht erfährt sie, daß Christian darum weiß; Ahrens hat es ihm, darauf angesprochen, selbst gestanden. Doch es ist nicht öffentlich geworden, und das allein macht dem Mann die Schande auf seinem Namen überhaupt tragbar.

„Ich könnte keinen einzigen Finger auf mich gerichtet sehen", sagte er zu Aline. „Der Vater hatte seine Kinder, seine Pferde, er hatte seinen Acker und den Wald, und er hatte seine Hoffnung für uns alle. Er saß da, wohin er gehörte, er konnte nur von einem Baum erschlagen werden. Ich habe das eine, daß die Dorfleute, wenn sie am Sonnabend zu mir kommen, in alter Weise Christian zu mir sagen. Alles andere habe ich verloren, das muß ich nun behalten. Wenn ich das nicht mehr hätte, müßte ich bekennen."

So sprach Christian Voß, „ein Baum im Winde, aber er hielt sich".

Hat Ludwig, der in das Zimmer trat, als der Vater nach der Auseinandersetzung zu Boden stürzte, gehört, um was es in diesem Gespräch ging? Aline ist zu feige und oberflächlich, dem nachzuspüren, was unangenehm oder gefährlich ist. So geht das Leben im Hause beschwerlich weiter, bis Ahrens auf einem Maskenball, bei dem er mit Aline in auffälliger Weise tanzt, in der Trunkenheit seine früheren Beziehungen zu ihr offenkundig macht. Schon hebt Christian gegen den Schänder seines Namens die Faust; aber er kann nicht zuschlagen. Er ist innerlich zu arg getroffen und nicht mehr stark genug, als daß er sich durch eine solche Tat ganz herstellen könnte. Nur seinem Freunde Darjes klagt er am Morgen sein Elend; doch seine Klage ist so gehalten, daß Darjes sie als Anklage gegen sich, der jenem doch zu dem Mädchen riet, auffassen muß. Das aber zerbricht den wackeren Mann, dessen Herz

seit langem schwach ist. Christian aber, überreizt in seinem Verantwortungsgefühl, hält sich des Mordes an ihm für schuldig. Zwar nimmt die Polizei eine solche Beschuldigung nicht an, und so muß Christian zu andern auch diese Last tragen, und um des Sohnes willen muß er weiter schweigen. Der aber, inzwischen zu einem starken Burschen herangewachsen, hört sich einmal hämisch darauf angesprochen, was zwischen seiner Mutter und Louis Ahrens vorgegangen ist. Er schlägt den Kerl zu Boden, der ihm das zuträgt, und verläßt alsbald sein Vaterhaus aus dem Gehorsam gegen sein inneres Erbe, das ihn auch ohne Worte an den Vater unlösbar bindet. Als Knecht geht er auf das Land zurück, von dem sein Vater zu seinem Unglück einst in die Stadt ziehen mußte. Später hat er ein kleines Gut, und dann nimmt er das Mädchen zur Frau, das Theresa, das Vaters Schwester, ihren vielen Buben als Ziehschwester beigab und das schon als Kind ihm zubestimmt schien.

Der Vater wird alt und sonderbar. Sein Geschäft liegt jetzt fast ganz in den Händen von Theresas ältestem Sohn, der ein tüchtiger Kaufmann geworden ist. Eines Spätwinterabends geht der alte Christian dem Walde zu, bricht wie ein wundgeschossenes Tier durch die Dornenhecke, die ihm den Weg zu den großen Bäumen versperrt, legt sich am Fuße eines alten, dicken Baumes nieder, deckt sich mit seinem Rock das Gesicht zu und stirbt. Man findet ihn, und seine ganze Sippe schaufelt ihm in schlichter Feierlichkeit den Grabhügel. Theresas Sohn aber kauft das Geschäft; denn Ludwig, der Sohn Christians, will auf dem Lande bleiben.

Zu dieser in zerstreuten Kapiteln erzählten Geschichte von Christian Voß und seinem Sohn Ludwig gesellen sich andere, die Leute aus Stadt und Land zum Gegenstand haben, sie sind unverbunden untereinander und gehören doch dazu, weil auch alle diese Lebensläufe durch die Spannung zwischen schicksalsmäßiger Festsetzung und irdisch unvollkommener Verwirklichung bestimmt erscheinen. Bäume im Winde sind Christian und die Menschen um ihn. Da treten die beiden schlechten Bauern Meel und Drage auf, die ihre Güter verkauften, um in der Stadt bequem leben zu können, und die dann bei dem Bankkrach so arm werden, daß sie als Hausdiener und später als Straßenkehrer gehen. Da ist der Armenhäusler Peter Lühr, der, in der Dunkelheit seiner Hütte verborgen, auf die Heimkehr seines Sohnes wartet, der ihm einst vor dem Dorf Schande antat. Dazwischen schaut das pfiffige Gesicht des alten Jörn aus Kniep hervor, der den Tod auf eine lustige Weise narren darf. Und dann meldet sich der Häusling aus Neth zum Wort, die humorvollste Gestalt des an komischen Menschen und Situationen reichen Buches; jener klägliche Kerl, der als ein Mann zu gelten glaubt und vor der Frau und deren Tochter den Hausvater nur eben spielen darf. Ein kauziger Schuhmacher findet sich dazu, der an einem verwirrten Kopf leidet, ein Schirmmacher, der unterzugehen schien in der neuen Zeit, die nicht auf die Solidität, sondern mehr auf den bunten Schein der Schirme sieht, dann aber plötzlich und unsanft lernt, sich ihr anzupassen, und dabei seinen Nutzen findet. Herr Wilmsen tritt auf, der als die verkörperte Rechtlichkeit in der Stadt ein fast sagenhaftes Ansehen genoß, in dem Bankkrach seinen Ruf und fast sein Leben verliert, aber schließlich eine gefühlvolle Witwe mit einem kleinen, doch gut gehenden Laden heiratet und wieder Gewicht bei seinen Mitbürgern bekommt. Ein altes Mädchen, Ida mit einem Gemüsegeschäft, gewinnt, schon an der Grenze der Jahre, wo sich eine hoffärtige Sittsamkeit als Ersatz für ungenossene Jugendfreuden einstellt, das Herz eines stattlichen Witwers und trägt noch mehr als ein Kind zur Taufe. Klara, des Schuhmachers Tochter, findet Ludwig Voß, den Knecht, zu dem sie schon früh eine Neigung trieb, und schenkt ihm eine glückliche Nacht, ehe sie als verständiges Mädchen den Kerl heiratet, den einst Ludwig niederschlug.

Menschen stehen in ihrem Leben wie die Bäume im Wind. Mancher hält ihm stand, manchen bricht er zur Erde, und im Fall wie im Beharren stürzt oder hält er andere um ihn herum. Mancher Mensch kann die Abmachung des Schicksals, die mit ihm geschlossen wurde, als er in die Zeit eintrat, halten, mancher springt von ihr ab. Die Rechnung aber muß der Mensch immer bezahlen, ob sein Los nun so fällt oder anders: Bäume im Wind . . .



Bildnis Annettes von der Hand eines unbekannten Meisters

Ein Droste-Roman

Hans Franck / Annette

Von Liesel Schlenker

Nach dem im Jahre 1887 erschienenen Werk von Hermann Hüffer über das Leben der Annette von Droste-Hülshoff und dem 1922 herausgegebenen kleinen Bändchen von Wilhelm von Scholz über die Dichterin hat nun wiederum ein Mann den Erlebniskreis vor uns aufgehellt, in dessen Mittelpunkt „Annette" steht. Mehrere Frauen haben vor ihm ihre Gestaltungskraft an diesem Stoff gemessen: Ricarda Huch, Juliane Karwath, Helene Christaller, Hulda Eggart.

Dies Buch beginnt mit den Ereignissen, die Annettes Geburt vorangehen. Wir erhalten einen Einblick in das Leben der Eltern auf der alten Wasserburg Hülshoff. Der Vater, „der mit Steinen vertrauter sprach als mit atmenden Wesen", hat sich vier Zimmer für seine Liebhabereien eingerichtet, ein Vogelzimmer, ein Blumenzimmer, eins für seine Steine und einen Raum für seine geliebten Bücher. Die Mutter kommt von der kinderreichen Abbenburg, sie hat vierzehn Geschwister, acht Brüder und sechs Schwestern, die später als Onkel und Tanten der jungen Nichte Annette das Leben teils sehr verschönen, teils verdunkeln, wie es denn in einem so großen Familienkreis nicht anders sein kann.

Die kleine Anna Elisabeth wird einen Monat zu früh geboren, ins Geistige übersetzt könnte man sagen: fünfzig Jahre zu früh. Der überzarte Säugling wird dem Tode förmlich abgerungen durch die Amme, eine westfälische Webersfrau, der es nichts ausmacht, neben ihrem kerngesunden Buben noch das schwächliche Freiherrnkind an die Brust zu legen.

So hatte denn die kleine Annette seit Anbeginn ihrer Tage eine Mutter und eine Mama. Die Mutter, eine westfälische Dorffrau von urtümlicher Kraft, ließ sich keineswegs daran genügen, für das leibliche Wohl ihres Brustkindes zu sorgen. Sie sang ihm die alten Lieder des Volkes an der Wiege, sprach die von den Vätern und Vorvätern überkommenen Sprüche, erzählte die vergangenheitsumraunten Geschichten, welche allesamt wie Buchen und Eichen, Heidekraut und Holderbusch dem Boden Westfalens entsprossen, allesamt von Sonne gesegnet, von Wolken gesättet, von Stürmen gezaust und dadurch noch wurzelfester geworden waren. Die Mama aber, eine Angehörige des hochragenden Geschlechtes derer von Haxthausen, beschied sich durchaus nicht damit, das Tun der Amme ihrer Zweitgeborenen bei Tag und Nacht zu überwachen; sie griff vielmehr beratend und befehlend, helfend und handelnd ein.

Vier Kinder wachsen in Hülshoff auf, zwei Buben und zwei Mädel. Der kerngesunde Werner, der künftige Erbherr, die ebenfalls frische und gesunde Jenny, die es sich nicht träumen läßt, daß sie einst am fernen Bodensee als Schloßherrin in Meersburg leben wird, der kränkelnde Ferdinand und die überzarte, bei dem geringsten Anlaß weinende Nette.

Als nach Jahren Werner nach dem Tode des Vaters Hülshoff übernimmt und mit seiner Frau einzieht,

. . . lehnte sie sich an ihn, winkte und weinte. „Komm", sagte der Mann. „Nun beginnt unser Leben. Ist gut gemeint, dein Weinen. Aber ich will fortan keine Träne mehr in deinen Augen sehen. Geheult hat Nette hier 30 Jahre lang so viel, daß es für dich mitgenügt."

Die Mutter zieht nun mit den beiden noch unverheirateten Töchtern Jenny und Annette nach dem einsamen Rüschhaus, das Annettes eigentliche Heimat wird. Sie ist nun 30 Jahre alt und hat schwere religiöse Kämpfe hinter sich.

Und was rettet Annette von Droste-Hülshoff aus der geistigen Nacht, die durch das Ringen um Erlösung von ihrem Trotz wider Gott über sie hereinzubrechen droht? Was errettet Annette? Nicht die Tröstung der Kirche, nicht die festgelegte Glaubenslehre, nicht Hilfe und Zuspruch der Menschen. — Nicht Gott, der seine Gnade verhält, dies vielmehr ist Annettes Rettung: daß sie, ohne es zu wollen und zu wissen, nun eine wahrhafte Dichterin wird, daß sie ihrem persönlichen Leid überpersönliche Form, ihrem Ringen um Gott gültige Gestalt geben kann. — So steht mitten in den für die Großmutter zum sonntäglichen Gebrauch begonnenen, dann um des eigenen Herzens willen umgewandelten und durchlittenen Gedichten, der Jubelruf:

> Meine Lieder werden leben,
> wenn ich längst entschwand,
> mancher wird vor ihnen beben,
> der gleich mir empfand.

Nach Rüschhaus ist auch die geliebte alte Amme mitgekommen, die Pettendorferin, Annettes „Mutter", durchaus nicht zum Entzücken der „Mama". Aber die Alte kann ohne ihr „leiw Kindeken", ihr „lütt Frölen" nicht leben.

Seltsam verhangene Jahre sind es für die Dichterin, wohl bringen Besuche auf den Gütern der Verwandten sowie in Köln und Bonn Abwechslung, sonst aber gehen sie leise wie im Schlafe dahin . . .

Aber ist dies nun das Endgültige? Gedichte machen, die niemand liest? Steine sammeln, wie der geliebte Vater es tat? . . . Wilhelm Raabe schreibt einmal, daß die Tritte, mit denen das Unglück daherschreitet, von denen



Das Rüschhaus von der Gartenseite



Aufnahmen Mielert

Schloß Hülshoff

des Glückes oft schwer zu unterscheiden seien und daß ein feines Ohr dazu gehöre, um sie auseinanderzukennen! Als an einem blauen Frühlingstage 1830 ein 16jähriger Schüler von Münster nach dem Rüschhaus wandert, um Grüße von der Mutter zu bringen, konnte man es seinen Schritten nicht ansehen, ob sie Annette Glück oder Unglück bringen würden. Eine innige Freundschaft blüht auf, unterbrochen, aber nie ausgelöscht durch lange Studienjahre des jungen Levin Schücking, den seine Eltern nach dem Apostel der Westfalen, Lebuin, getauft haben. Es ist überflüssig, Betrachtungen anzustellen, ob die Liebe der siebzehn Jahre älteren Frau eine mütterliche oder schwesterliche oder bräutliche ist.

Während des Winters 1840—41, da ihnen beiden das Rüschhaus gehört, leben Annette und Levin es, ungehemmt von Menschen: Dein — Dein — — In welchen Formen, in welchen Unformen, in welchen Grenzen, in welcher Unbegrenztheit, wieweit in Unschuld, wieweit in Schuld, niemand wird es je ergründen. Sollte aber ein Zufall doch noch für einen Menschen den Schleier lüften, so steht zu hoffen, daß dieser beherzt und zart genug empfindet, um ihn wieder über Niegeschautes zu decken, das Gesicht wegzuwenden und keine Silbe von dem verlauten zu lassen, was bislang Geheimnis war.

Denn wo zwei Herzen, wie auch immer, einander wahrhaft lieben, hat nur einer das Recht zum Schauen, der, welcher die Liebe als gewaltigste und grauenhafteste, als schaurigste und schönste Lebenskraft ins Herz senkte: Gott.

Eins steht wohl fest, ohne den Freund hätten wir kaum eines der Gedichte erhalten, die die Droste achtlos auf Zetteln oder Rechnungen schreibt. Er sorgt dafür, daß sie gedruckt werden. Er kennt die großen Verleger seiner Zeit. Levin ist ihr kleines „Ziehpferdchen" — der einzige, der ihr wirklich weiter half. Inzwischen hat die Schwester Jenny den brühmten Nibelungenforscher Laßberg geheiratet. In Eppishofen in der Schweiz, später auf der alten Merowingerburg Meersburg am Bodensee, besucht Annette die geliebte Schwester monatelang, und auch der Freund Schücking kommt eines Tages als Bibliothekar des Freiherrn von Laßberg dorthin.

Einen Winter lang, den zweiten, seit sich fanden, lebten Annette und Levin in Meersburg ihrer Liebe und dem gemeinsamen Dienst am Werk: der Dichtkunst. Annette weiß sehr bald, daß sie ihr „Geistliches Jahr" auch jetzt, mehr als zwei Jahrzehnte nach seinem Beginn, nicht vollenden wird. Aber an ihren Prosaschriften arbeitet sie mit großem Eifer! Sie führt ihr Buch über Westfalen weiter, das „bei uns zu Lande auf dem Lande" heißen soll. Sie hilft Levin, wenn er mit seiner Buchfolge „Das malerische und romantische Westfalen" nicht weiterkommen kann, mit ihrem Rat und noch mehr mit der Tat. Sie schreibt große Stücke von den Romandichtungen des Freundes. Sie läßt es geschehen, daß von ihr Geschriebenes unter Schückings Namen in die Welt hinausgeht. Sie fördert mit letzter Hingabe ihre Novelle von dem Judenmörder Mergel. Alle diese Arbeiten gelten der herrlichen Heimat. Niemals ist die Dichterin mehr dort als in diesem Jahr, da sie fern von ihr am Bodensee weilt. Sie hat früher einmal behauptet, daß nicht der Besitz, sondern die Sehnsucht nach dem Besitz schöpferisch mache. Durch ihre Meersburger Arbeiten beweist sie die Wahrheit dieses Wortes.

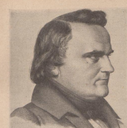
Durch des Freundes Vermittlung gibt Cotta ihre Gedichte heraus. Die „Judenbuche" erscheint ebenfalls durch ihn im Stuttgarter Morgenblatt. Es wurde ein ungewöhnlicher Erfolg. Nun war der Ruhm da. Aber sie verlor den geliebten Freund an das Leben selbst. Er heiratete. Wohl hat er noch im Alter die Freundschaft mit der Droste als „die Hauptetappe seines Lebens" bezeichnet. Aber das half der tief einsam Gewordenen nicht mehr.

Wohl schreibt Annette noch manches Gedicht, sogar einige gute. Aber alles ist Nachklang — Widerklang, Echo aus einem früheren Leben. Sie nimmt ihre Prosaarbeiten wieder auf, aber sie führt nichts zu Ende. Wohl bemüht sie sich um das „Geistliche Jahr", das sie für das Werk ihrer Werke hält. Aber sie vollendet auch dieses heißgeliebte Werk nicht.

Am 24. Mai 1848 schließen sich ihre Augen für immer. Erst 51 Jahre alt, starb Deutschlands größte Dichterin.



Sterbezimmer der Droste auf Schloß Meersburg — Aufnahme Näher



Immermanns Münchhausen

Von Hansgeorg Maier

Karl Immermann im März 1839
Zeichnung nach dem Leben Aufn. Kester

Karl Leberecht Immermann, seit 1827 in Düsseldorf Landgerichtsrat und durch seine vorbildliche Leitung des dortigen Theaterwesens weithin bekannt, starb bereits im fünfundvierzigsten Lebensjahr, am 25. August 1840. Ein Jahr zuvor hatte er sein literarisches Hauptwerk abschließen können: den an Umfang und Gehalt gleichermaßen stattlichen Roman „Münchhausen", nachdem er sich vorher als Lyriker und Dramatiker um eine gültige Gestaltung seiner inneren Welt gemüht und mit dem Zeitroman „Die Epigonen" eindringlich auf das Hinschwinden gefestigter Überlieferungen und die Gefahren der immer stärker ausgreifenden Industrialisierung gedeutet hatte. Es war Immermanns Wunsch gewesen, dermaleinst im Vollbesitz der Kräfte abberufen zu werden: Sein früher Hingang stillte solches Begehren. Gleichwohl ist es beklagenswert genug, daß der Epiker Immermann durch den Tod daran gehindert worden ist, den Weg zu den letzten und höchsten der ihm erreichbaren Möglichkeiten noch anzutreten.

Immermann selbst hat seinen „Münchhausen" nicht einfach als Roman bezeichnet, sondern als „eine Geschichte in Arabesken". Dementsprechend läßt er die Folge der acht einzelnen „Bücher" mit einer Art von Münchhauseniade beginnen: mit einem Buchbinderscherz nämlich, zu welchem hin und wieder Stücke eines augenzwinkernd geführten Briefwechsels zwischen Verfasser und Einbinder hinzutreten. Man schlägt das Werk auf und trifft an der Spitze die Kapitel elf bis fünfzehn des ersten Abschnittes und nach diesen erst auf die Kapitel eins bis zehn. Die Verblüffung nährt freilich des Lesers Kurzweil und macht ihn des Dichters schalkhafter Äußerung geneigt, der Münchhausen werde ein Buch, bei dem man nicht begreife, wie Gott der Herr, ohne es gelesen zu haben, mit der Schöpfung fertig geworden sei.

Mitsamt seinem Bedienten Karl Buttervogel findet der Freiherr von Münchhausen einen Unterschlupf auf dem Schloß Schnick-Schnack-Schnurr, das „in der deutschen Landschaft, in welcher ehemals das mächtige Fürstentum Hechelkram lag", angesiedelt ist. Das Schloß bewohnt der grämliche Baron aus dem Geschlecht derer von Schnuck, welch letzteres gleichermaßen am Verblühen ist wie des Schloßherrn wunderlich altjüngferliche Tochter Emmerentia. Infolge eigener Liederlichkeit und Faulheit ist der Schloßherr völlig verarmt, was sich in der trostlosen Baufälligkeit des Gebäudes fast ergreifend unverhüllt dartut. Nur von der blonden Lisbeth werden die beiden Bewohner noch mit Liebe und Ausdauer betreut: einem Findelkind, das dereinst nebst einem Papier, worauf der Name Elisabeth sowie die Angabe zu lesen war, das kleine Wesen sei christlich getauft, dem Baron von unbekannter Seite ins Schloß getragen worden ist. Als Gesellschafter aber dient dem Baron seit einer Weile der Schulmeister des Dorfes Hackelspiffelsberg: Agesilaus sich benamsend, hat dieser unglückliche Landlehrer über einem neuen Lehrbuch der deutschen Sprache, welches ihm von der Behörde zur Einführung zugesandt worden

ist, den Verstand verloren, so daß er die Dorfjugend nach einer allzu absonderlichen Methode erzogen und aus dem Amt hat gejagt werden müssen.

Münchhausens Ankunft erfolgt, als die blonde Lisbeth ins Gebirge gegangen ist, um Zinsenrückstände, welche sie in einem vergessenen Rentenregister verzeichnet gefunden hat, von den Bauern einzutreiben. Ihre Gegenwart weiß Münchhausen mehr als hinlänglich zu ersetzen. Ganz Kavalier alter Schule, plaudert er in einem munter fort. Rasch wird er den Schloßbewohnern teuer als willkommener Helfer gegen die Langeweile. Und der Baron gar sieht in ihm den Geist aller Journale verkörpert.

Immer ging der wunderbare Mann bei seinen Erzählungen von etwas Bekanntem und Verbürgtem aus, erhob sich aber von dieser Grundfläche zu den kühnsten und abenteuerlichsten Schwingen, so daß man wohl sagen konnte, er stellte recht eigentlich in seiner Person den gewaltigen Fortschritt unserer Zeit dar.

Wenn der Stammbaum in Bodenwerder recht habe, behauptet der Pfiffikus, so sei „der sogenannte Lügenbaron" sein Großvater. Den Schloßbewohnern fällt an ihrem Gast insbesondere auf, daß er ein blaues und ein braunes Auge hat, so daß seine verschiedenen Stimmungen gesondert in den beiden Augen hervortreten, sobald „seine Seele voll gemischter Empfindungen" ist. „Fühlte er zum Beispiel eine freudige Wehmut, so leuchtete die Freude aus dem braunen Auge, die Wehmut dahingegen zitterte im blauen. Denn diesem blieben die zarten, dem braunen die starken Gefühle zugewiesen." Nicht minder merkwürdig wirkt es, daß Gemütsbewegungen, welche bei gewöhnlichen Sterblichen ein Erröten zur Folge haben, auf Münchhausens Gesicht einen grünen Farbton wecken. Auf derlei Begabungen nun gestützt und von einer schier unerschöpflichen Phantasie beflügelt, weiß Münchhausen nachgerade einen wahren „Heroismus im Erzählen" zu entfalten, bis er den Baron zu guter Letzt durch eine Schimäre, die wie ein Tollhauserzeugnis anmutet, völlig für sich gewinnt. Allen Ernstes schlägt er jenem nämlich die Gründung einer „Luftverdichtungsaktienkompagnie" vor, welche das Bauen mit „Luftsteinen" einführen soll und dem verständlicherweise auf neue Einnahmen erpichten Schloßherrn, eine Vielfalt schwieriger und verzwickter Denkoperationen abnötigt.

Während sich dergestalt auf dem zerfallenden Schloß Schnick-Schnack-Schnurr die Gemüter verwirren, wozu der Liebesdurst Emmerentias und die Bedientenschlauheit Karl Buttervogels sowie der halbirre Schulmeister redlich beitragen, ist Lisbeth zum Oberhof gelangt . . . und mit ihr der Leser aus der phantastisch-satirischen Provinz von Immermanns Münchhausen-Roman in dessen wirklichkeitsgesättigte, erdhaft-gesunde und fruchtbare Region eingetreten. Beide unterscheiden sich übrigens auch im Stil deutlich voneinander.

Als „Besitzer eines der größten und reichsten Haupt- oder Oberhöfe" wächst der kernige, selbstbewußte Hofschulze vor den Augen des Lesers auf: eine wahre Mustergestalt edelsten westfälischen Bauerntumes, ein unvergeßlicher Verkörperer jenes unsterblichen Volkstums, das den „Granit der bürgerlichen Gemeinschaft" bildet und gleichzeitig ein völlig unprogrammatischer, mit einer Fülle lebendigster Einzelzüge ausgestatteter Charakter. Unter dem stattlichen Dach dieses bei aller Eigenwilligkeit die Ehrfurcht vor dem Höheren nie verleugnenden Mannes hat die blonde Lisbeth genächtigt. Zum Abschied hat der Hofschulze ihr noch versichert, er werde seinerseits bei der Eintreibung der rückständigen Zinsen für ihren Pflegevater behilflich sein. Nun kehrt abermals Besuch auf dem Oberhof ein. Ein alter Sammler aus der Stadt ist dabei, dem der Hofschulze fest und steif versichert, das Richtschwert, welches er verwahre, sei dasjenige, womit Karl der Große auf dem Oberhof den Freistuhl gesetzt und eingerichtet habe. Schweren Herzens muß der mit gutem Grunde zweifelnde Sammler die Echtheit des Schwertes mit einem Schriftstück bekräftigen, da ihm der Hofschulze nur unter dieser Bedingung eine unlängst auf seinem Grundstück ausgegrabene Amphora überläßt. Sodann besucht ein junger Adliger aus Schwaben den Oberhof. Er wird von dem Hofschulzen, der durch die Behauptung des Ankömmlings, er sei nichts weiter als ein Jäger, nicht zu täuschen ist, für einige Zeit gastlich aufgenommen, derweilen sein alter Diener und Reisegefährte in der Umgebung nach jenem „Schrimbs oder Peppel, wie er anderer Orten geheißen hat", fahndet, der durch eine abscheuliche Indiskretion den jungen Herrn in der Heimat schändlich bloßgestellt und beleidigt hat.



Landschaft im Münsterland im Zeitalter Immermanns und der Droste
Nach einem Gemälde von Deiters
Aufn. Mielert

„In diesem Erzwindbeutel" — so schreibt der als Jäger verkappte Adlige eines Tages einem älteren Freund in Schwaben — „hat Gott der Herr einmal alle Winde des Zeitalters, den Spott ohne Gesinnung, die kalte Ironie, die gemütlose Phantasterei, den schwärmenden Verstand einfangen wollen, um sie, wenn der Kerl krepiert, auf eine Zeitlang für seine Welt stille gemacht zu haben. Dieser Schrimbs oder Peppel, dieser geistreiche Satirikus, Lügenhans und humoristisch-komplizierte Allerwelts-Haselant, ist der Zeitgeist in persona; nicht der Geist der Zeit, oder richtiger gesagt: der Ewigkeit, der in stillen Klüften tief unten sein geheimes Werk treibt, sondern der bunte Pickelhering, den der schlaue Alte unter die unruhige Menge emporgeschickt hat, auf daß sie, abgezogen durch Fastnachtspossen und Sykophanten-Deklamation von ihm und seiner unergründlichen Arbeit, nicht die Geburt der Zukunft durch ihr dummdreistes Zugucken und Zupatschen störe."

Das vollkommene Widerbild dieses „Erzwindbeutels" ist die ruhige, besonnene Kraft des Hofschulzen, der gleichsam in der Urkraft des Volkes wurzelt, da nämlich, wo sich „der wahre Ruhm, die Macht und die Herrlichkeit der Nation, die es ja nur ist durch ihre Sitte, durch den Hort ihres Gedankens und ihrer Kunst", unaufhörlich neu gebiert. Der junge Jäger lernt dies begreifen, als er sich in eine ausgedehnte Unterhaltung mit dem Diakonus aus der nahen Stadt verwickelt: eine Unterhaltung, die schließlich einen längeren Besuch des Jägers innerhalb der Stadtmauern herbeiführt.

Schon vor des Jägers Abreise nach der Stadt hat der Hofschulze, der jenen gebeten hat, ihm doch durch seine Flinte das Wild von den Feldern zu scheuchen, feststellen müssen, daß er gerade kein großer Jäger ist. Freimütig hat der Jäger dies auch eingestanden, worauf der Hofschulze, um etwaiges Unheil zu verhüten, heimlich jenem die Waffe fortgenommen hat. Wie berechtigt solche Vorsorge gewesen ist, tritt zutage, als der Jäger Gelegenheit findet, seine Waffe wieder an sich zu bringen. Auf einem einsamen Gang meint er ein Reh zu verfolgen. Er drückt wohlgemut ab. Allein, er hat kein Wild getroffen, sondern die blonde Lisbeth, welche zum Oberhof zurückkehren will. Tief betroffen von dem Unheil, erfleht der Jäger die Verzeihung des Mädchens, das er an der Schulter nicht unerheblich verletzt hat. Voll Zerknirschung zertrümmert er das Unglücksgewehr. Indessen der Abend niedersteigt und der Mond „in völliger Klarheit über einen Teil des Himmels" dringt, hält er Wacht bei der Verwundeten, die ihrer nicht mehr mächtig ist.

In der vertraulichsten Nähe saß der Fremde mit der Fremden, sie stieß leise Schmerzenstöne an seiner Brust aus, und von seinen Wangen floßen unaufhaltsame Tränen. Rings aber um sie her verbreitete sich nach und nach das Schweigen und die Einsamkeit der Nacht. Endlich wollte es das Glück, daß ein später Wanderer durch die Kornfelder ging. Der Ruf des Jägers erreichte sein Ohr, er eilte herzu und wurde nach dem Oberhofe geschickt. Bald darauf ließen sich Fußtritte hügelan Kommender vernehmen; es waren die Knechte, welche einen Tragsessel mit Kissen brachten. Der Jäger hob die Verwundete sanft hinein, und so gelangte sie spät in der Nacht unter das Obdach ihres alten Gastfreundes, der sich freilich sehr verwunderte, die Erwartete in diesem Zustande ankommen zu sehen.

Der Unglücksschuß stiftete die erste Verbindung zwischen den beiden jungen Menschen, welche zuallerletzt auf Lebenszeit in das innigste Verhältnis treten. Natürlich ist jener „Schrimbs oder Peppel", dem der Jäger nachgereist ist, kein anderer als Münchhausen selber. Seine Entlarvung läßt nicht lange mehr auf sich warten. Kläglich genug benimmt er sich bei dem Duell, zu dem ihn der beleidigte Jäger nötigt. Darum herum rankt sich eine weitere Menge amüsanter Verwicklungen, die aufzuklären gar der Verfasser selbst, der Landgerichtsrat Immermann also, in die Romanlandschaft hineinspaziert. Nachdem weitere Gäste aus Schwaben eingetroffen sind, stürzt das alte Schloß zusammen. Der Baron fällt auf den Kopf und gewinnt dabei seinen Verstand zurück. Auch der Schulmeister-Agesilaus wird wieder des Daseins froh. Die Schelmenherrlichkeit Münchhausens aber wird zuschanden. Peinlich nach seinem Gebieter befragt, nennt ihn Karl Buttervogel einen „Munkel", was so viel wie „Homunkulus" besagen soll. Jener selbst jedoch düpiert seine Zuhörer ein letztes Mal durch die Behauptung, er sei „sein eigener Vater und Großvater, der nie gestorbene, nimmer verwelkte ehemalige Jagd- und Pferdegeschichtenerzähler".

Inzwischen ist auf dem Oberhof bei einer Hochzeit das bäuerliche Herkommen großartig in Erscheinung getreten. Ein Schatten fällt allerdings über des Hofschulzen Gemüt. Ein Geächteter, den er vom Hof verwiesen hat, stichlt ihm aus Rache das Richtschwert, seinen teuersten Besitz. Und der Alte muß zu seinem Schmerz ohne Schwert zum Freigericht gehen: einer nächtlichen, von einem feierlichen Zeremoniell getragenen Bauernversammlung unter freiem Himmel, welcher der Hofschulze als Freigraf vorsteht. Das Schwert bleibt verschwunden, der heimliche Brauch des Freigerichts aber kommt ans Licht, was der Hofschulze kaum verwinden will. Der Diakonus sucht ihn zu trösten: „Eure Freiheit, Eure Männlichkeit, Eure eisenfeste Natur, Ihr alter, großer, gewaltiger Mensch, das ist das wahre Schwert Karls des Großen, für des Diebes Hand unantastbar!"

Leider ist auch bis heute noch die Ansicht weit verbreitet, nicht Immermanns „Münchhausen" im ganzen verdiene des Lesers Anteil; vielmehr solle jener sich an den daraus ausgeschnittenen Teilen genug sein lassen, welche in allerlei Ausgaben unter dem Titel „Der Oberhof" vereinigt sind und in erster Linie die um den Hofschulzen kreisenden Buchpartien umfassen. Zweifellos ist ein solcher Standpunkt ein schweres Unrecht gegenüber Immermann. Eben in der Gegenüberstellung und Verschweißung beider Umkreise, desjenigen um den Baron und desjenigen um den Hofschulzen, liegt das Bedeutsame des Werkes. Immermann selbst vereinigte und bändigte beide Welten in sich selbst.

Nicht allein in der Oberhof-Handlung, deren Gestalten freilich eine herzliche Liebe künden, sondern auch in der Münchhausen-Handlung in engerem Sinn hat er eine jeglichen Durchschnitt beschämende Anschaulichkeit, Tiefsinnigkeit und Gleichniskraft entfaltet. Sein „Münchhausen" trägt die Züge eines Vermächtnisses. Wer blickkräftig hineinschaut, erkennt darin das Ergebnis eines verantwortungsvollen Erdenlebens. Ein Bauernroman, wie er kaum seinesgleichen hat, und eine gültige Absage an allen unverwurzelten Intellektualismus, wächst Immermanns „Münchhausen" gegen Ende immer klarer in das Reich der Dichtung hinein: als eine Stätte der Läuterung gleichsam, insofern darin die Fragwürdigkeit menschlicher Planungen erst durchkostet werden muß, ehe aus derartiger Fragwürdigkeit die Idee des Rechten und Wahren leuchtend aufschießt. „Mein Sinn stand darauf", sagt Immermann im Anhang, „eine Geschichte der Liebe nachzuerzählen, der Liebe zu folgen bis zu dem Punkte, wo sie den Menschen für Haus und Land, für Zeit und Mitwelt reif, mündig, wirksam zu machen beginnt." Und auch dies hat der Dichter vollbracht.

Die Freunde

Erzählung von Linus Kefer



Über mich etwas auszusagen, fällt mir schwer; es wäre denn, ich dürfte weit ausholen und ein Bekenntnis ablegen zu den Kräften, aus denen ich lebe. Ich müßte dann mit den Vätern und Müttern beginnen, von denen ich komme; aber von ihnen ist mir nur wenig bekannt. Ich weiß, daß diese Menschen, Bauern und Jäger und Handwerker, gerade und gerecht und arbeitsam waren, einige herrisch, andere allzu gütig, daß sie fromm waren und die Freiheit liebten. Ich müßte von dem Lande Oberösterreich berichten und von dem Orte, an dem ich wohne, von der Stadt Linz, und von dem tausendjährigen Steyr, von dem ich herstamme. Ich müßte sagen, wie schön dieses Land ist in der Vielgestalt seiner Formen, sagen, wie ich es liebe im Anblick der schneebedeckten Gipfel unserer Berge, der stillen und verborgenen Täler und Dörfer, der Flüsse, die grün und schäumend in das weitere, ebene Land eilen zum Strom der Donau mit den vielen großen Wäldern und den sanften Schwüngen des fruchtbaren Bauernlandes, dem ich verbunden bin. Aber ich dürfte auch die andere Heimat nicht vergessen, darin ich in wachen Träumen lebe — das sind die Meere und Moore, Heiden und Wälder gen Norden hin. Von den Menschen müßte ich erzählen, die ich dort gewann und verlor, die mir treu geblieben oder gram geworden sind und denen ich einen Gruß sagen müßte, allein darum, weil wir uns trafen. Die großen Werke der Dichter und Künstler müßte ich nennen, die ich liebe, die Taten der Forscher und Führer, die ich verehre. Sagen müßte ich: Ich glaube an das allmächtige und allgerechte Schicksal, das mich nicht schonte, das ich als Hungernder auf den Straßen, als Bekennender im Gefängnis, als Hoffender in den stillen Stunden bekannt und bejaht habe. Deutschland müßte ich nennen, weil es die größere Heimat ist, der wir gehören, die eines Volkes sind, weil sein Leid das unsre und unser Leid das seine, weil sein Glück auch das unsre ist. Und endlich müßte ich wohl von dem Dienste ein Wort sprechen, den ich tun muß, von dem dichterischen Beginnen. Ich sage »muß«, weil ich vergebens versucht habe, ihm abzusagen und mich unter ein anderes Gesetz zu stellen.

Wer von den bewaldeten Höhen, die das Tal im Süden bedrängen, herabgestiegen und über die grünen Hügel, die letzten sanfteren Wellen der großen Gebirge, gegangen kam, immer der kleinen Stadt zugewandt, die, viele hundert Jahre alt, mit grauen Türmen und steilen Giebeln, lang schon seinen Blick fing, der mußte schließlich, eh' er die Stadt selbst erreichte, den Fuß auf eine große bauernbesiedelte Hochebene setzen, die sich, im Sommer in goldenen Weizenfeldern breitrauschend, im Herbste in braunem Aufbruch und Duft der Äcker, bis vor die Tore der Stadt schiebt. Er fand dort, wo er sie betrat, zwei Möglichkeiten vor, der Stadt entgegenzuwandern, eine steinige Bauernstraße zur Linken und einen schmalen Fußweg zur Rechten. Wenn er sich dem Fußpfad anvertraute, gelangte er an jenen Rand der Hochfläche, der in einem steilen Wiesenhang tief abfällt und derart eine klare und überraschend schöne Begrenzung bildet. Diesem Rande entlang läuft der Pfad bis vor die Stadt. Unten aber, wo der steile Hang auf ebenen Boden stößt, breitet sich ein langes und weites Tal, das sich vor Zeiten der eine der beiden Flüsse schuf, die, aus den Gebirgen kommend, in der Stadt Hochzeit halten, um in einem neuen dritten und viel gewaltigeren fortzudauern. Der Fluß, der dieses Tal einst aushob, rauscht heute bescheiden und hell drüben an der anderen Seite des Tales und tritt nur selten, an milden Maitagen manchmal, über seine Ufer und füllt dann brausend und gefährlich die weiten Auen mit braunen, schäumenden Fluten. In den blauen Herbsttagen aber läuft er nur schmal und durchsichtig in seinem Bette, und die schönen, großen Auwiesen liegen trocken und glänzen in einem mattgrünen und rostbraunen Hauche, und der Wanderer konnte an sonnigen Nachmittagen darin zwei Gestalten erblicken, die in einiger Entfernung voneinander sich bewegten, und er konnte auch bemerken, wie sie einander einen langen, schmalen Gegenstand zuschleuderten, der im Wurfe manchmal silbern aufblitzte. Stieg er den Hang hinunter und näherte er sich

ihnen, mochte er gewahren, daß es zwei Knaben waren, die mit einem Speere warfen. War er diesem Tun freundlich gesinnt und trat näher, dann konnte er sie gut unterscheiden und sich an dem Bilde, das sich ihm bot, herzlich erfreuen. Er sah dann einen blonden Knaben und einen dunklen, beide etwa in dem Alter, in dem sie die Schule verlassen konnten; aber er hätte leicht erfahren können, daß sie dies noch nicht getan hatten, sondern daß sie eine mittlere Klasse des staatlichen Gymnasiums in der alten Stadt besuchten. Sie trugen beide kurze Hosen aus graugrünem Segelleinen, aus denen die langen Beine mit bloßem Knie hervorstießen und nackt in dünnen, braunen Sandalen aus Leder mündeten, die mit Riemen an den Fuß gefesselt waren. Sonst waren sie noch mit einem Hemd bekleidet; der blonde Knabe mit einem hellblauen und der dunkle mit einem weißen. Einem jeden zur Seite lag eine leichte Jacke aus Tuch, rotbraun die eine, dunkelblau die andere. Ihre Körper waren leicht und schlank und geschmeidig, wie es die Leiber von Knaben in diesem Alter gewöhnlich sind. Ihre Haut war luft- und sonnegebräunt, heller die eine, dunkler die andere, zugeteilt dem Hell und dem Dunkel der Haare und Augen. Sie dampfte ein wenig, wie die Spielenden sich im Wettkampfe erregten und warm wurden. Ihre Lippen hatten ein gesundes Rot, und sie standen immer ein wenig offen, fiebernd wie die Lefzen junger Raubtiere; manchmal riefen sie ein Wort oder sie lachten jäh auf und dabei zeigten sie die Reihe der festen, kräftigen Zähne. Ihre Augen strahlten in einem kühlen Feuer, eiferud um Kraft und Geschicklichkeit. Sie wogen den schweren Eschenspeer in sicherer Hand und schleuderten ihn aus kräftiger Faust durch die Luft, und ihre Körper federten im Schwunge mit. Sie freuten sich, wenn der Wurf über das gesteckte Maß hinausging und der Speer sich mit der blanken, stählernen Spitze in die Erde bohrte, wenn sich solchermaßen zeigte, daß sie sich selber überboten hatten.

Es waren diese beiden Knaben seit dem Tage, an dem die Schule sie zusammengeführt hatte, in einer innigen Freundschaft verbunden, wie nur Knaben ihrer fähig sind. Die Neigung und Hingabe, die sie füreinander aufbrachten, ließen das Empfinden für Eltern oder Geschwister in den Schatten treten, und was immer in dem Dasein der Freunde sich ereignen mochte, sie vertrauten und berieten einander, sie halfen einer dem andern, sie standen füreinander ein. Ihre Herkunft war sehr verschieden, wie auch ihre Art es war. Der blonde Knabe, der Heinrich hieß, meist aber kurzweg Niko genannt wurde, stammte aus sehr wohlhabendem Hause, seine Eltern gehörten zu den reichsten Leuten im Lande und waren Besitzer großer Landgüter und Industriewerke; der andere Knabe hieß Paul, sein Vater war ein Flötenbauer, der sein Handwerk mit großer Kunst ausübte, der aber mit irdischen Gütern nicht gesegnet war, und dessen Wunsch es war, daß sein einziges Kind ihm in seiner Arbeit nachfolge, aber unter einem besseren Stern. Die Umstände, unter denen der Knabe Paul aufwuchs, brachten es mit sich, daß er frühzeitig die Grenzen menschlichen Vermögens kennenlernte, und daß er bald erfuhr, Leben innerhalb der vielen Beschränkungen, die gegeben waren, zu entfalten, daß er aus Not und Mangel unbeschwert und frei hervorging, reifer und verstehender, und so dem Freunde überlegener war, der alles besaß und darum auch aller Dinge bedurfte.

Er war in diesem Alter den Geschehnissen, soweit er imstande war, sie zu erfassen, schon aufgetan und eines tiefen menschlichen Mitgefühles fähig, während der andere daran keinen oder nur wenig Anteil hatte. So konnte er nachgiebig sein und mit einem Lächeln auf dem Munde zurücktreten, wo der Freund nur von sich wußte und starr seinen Willen durchsetzte. An seinen eigenen unerfüllten Wünschen hatte er die Wünsche der anderen achten und die geringen Dinge schätzen gelernt nach dem Werte, den sie für ihre Eigentümer bedeuten mögen. Es konnte geschehen, daß er mitten in einem ihrer Streiche erschrak und plötzlich traurig wurde, weil der Schaden ihn anrührte, den sie vielleicht einem Menschen zugefügt haben mochten. Der Freund lachte aber dazu und es schreckte ihn nicht; ach, sagte er, das bedeutet nichts oder das kann man ja wieder gutmachen. Schlugen sie einmal im Spiel die Fenster eines Hauses ein, verlor Paul im Walde sein Messer, war ein Ball verschleudert und unauffindbar geworden, eine kleine Geldbörse mit den ersparten Groschen Pauls verschwunden oder die Schwimmhose entzweigerissen im Kampfe, es traf ihn nicht, er fühlte sich mächtig genug, diese Dinge er-

setzen zu können. Die Luft, die er im elterlichen Hause einsog, bestärkte ihn darin und ließ ihn glauben, es gälte dies für alles im Leben. Er lernte keine Ehrfurcht und Achtung nicht kennen. Der Flötenbauer sah die Freundschaft seines Sohnes mit diesem Knaben darum nur ungern, aber Paul ließ kein böses Wort über den Freund kommen und liebte ihn sehr. Einmal im Sommer sahen sie im Garten von Heinrichs Eltern eine Katze, die den Vögeln auflauerte. Von junger Jagdlust ergriffen, holten sie Rikos Kleinkalibergewehr und schossen auf die Katze. Sie trafen sie auch, aber als sie das verendende Tier zu Füßen liegen hatten, tat es ihnen leid, getötet zu haben. Paul träumte die ganze Nacht von dieser Katze. Am anderen Tag erfuhren sie, daß das Tier einer sehr armen, alten Witwe gehört hatte, die nun über den Tod ihres Lieblings untröstlich war. „Wir hätten es nicht tun sollen", sagte Paul und war sehr traurig. „Wir wollen ihr Geld geben dafür", erwiderte ihm Riko, was konnte dieses Tier denn für großen Wert haben!

„Sie wird kein Geld nehmen", meinte Paul, und Heinrich sagte nun, er wolle ihr eine andere, viel schönere Katze verschaffen. Sie besorgten eine sehr schöne bunte Katze und brachten sie der Witwe. Diese aber wußte, daß sie die Täter waren, und rief: „Geht, ihr Mordbuben, ihr Scheusale, ihr Bösewichter, ich brauche dieses Vieh nicht! Meine Katze will ich haben, meinen guten, lieben Murr, den ihr grausam umgebracht habt! Oh", rief sie, „ihr Teufel, ihr Rohlinge", und warf ihnen ihren Holzschuh nach und rief immerzu Schimpf und Jammer, während die Knaben eiligst flüchteten, um nicht den Augen der Neugierigen ausgesetzt zu sein. „Dieses Weib", sagte Riko zornig, „du siehst, wie undankbar sie ist! Ich kann sie nicht verstehen, sie sollte froh sein, für das alte Biest diese junge Katze zu bekommen! Ist sie es? Nein, roh und gemein ist sie geworden, so erwidert sie unser Mitleid und unsern guten Willen." Paul wollte die Frau in Schutz nehmen und erklärte dem Freunde, daß sie im Rechte sei und er sie verstehen könne, aber Riko wehrte ab und sagte, daß er sich dies gemerkt sein lassen wolle. Man solle sich nicht kümmern um die Leute, das hielte er für das beste, und danach würde er sich auch richten. Dann schenkten sie die junge Katze einem Mädchen, das ihnen entgegenkam, holten Rikos Speer und liefen aus der Stadt, dem grünen Flusse aufwärts zu den Auwiesen. Dort vergaßen sie im Eifer des Abends und in der Schönheit des sonnigen Nachmittages den Verdruß. Bald wurden sie so warm, daß ihre Wangen sich röteten und daß sie wie gewöhnlich, wenn sie hier weilten, ihre Jacken vom Leibe streiften und in das Gras warfen. Sie steckten ihre Strecken immer weiter ab, sie warfen gut und fingen den sausenden Speer mit sicherem Griffe.

Hier und da blieb oben am Rande der Hochfläche ein Spaziergänger eine Weile stehen und blickte zu ihnen herab, aber dann setzte er seinen Weg fort, und die Knaben waren wieder weitum allein.

Ob Paul durch ein kleines Tier im Grase, ob durch eine späte Blüte, ob durch den Flug eines Vogels oder einen Laut, der nur an sein Ohr gedrungen sein mochte, oder durch sonst einen unbekannten Umstand plötzlich abgelenkt worden war, so daß er sich umwandte und einige Schritte achtlos nach rückwärts tat, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, aber Tatsache ist, daß er diese Wendung unerwartet machte, so, als hätte er nicht den Speer aus der Hand des Freundes blitzen gesehen. Heinrichs Schrei konnte ihn nicht retten. Er sprang zur Seite und in die Wurfbahn des Geschosses. Der Speer traf ihn in der Neigung seiner Bahn und mit voller Gewalt zwischen den Schulterblättern. Die stählerne Spitze bohrte sich durch den schmalen Leib des Knaben, zerfetzte das Herz und trat an der Brust gerötet vom hellen Blute wieder hervor. Lautlos und mit hochgerissenen Armen brach er in die Knie. Heinrich taumelte, als wäre er zu Tode getroffen worden. Einen Augenblick lang stand er starr, die Hände vor den Augen, die er schloß, und glaubte, nur einen bösen Traum gesehen zu haben. Da er aber die Hände vom Gesicht nahm, war der Traum nicht zu Ende. Er lief, er schoß wie ein Pfeil über die Kampfbahn und stürzte vor dem Freunde in die Knie. Er fing den Sinkenden in die Arme. Er sagte: „Paul!" Er empfing den letzten Blick des Sterbenden. Es waren keine trauernden Augen; die ganze große Güte seines kurzen Lebens war in ihnen gesammelt. Dann brach aus Mund und Wunde ein heißer Blutstrahl. Paul schloß die Augen und war tot.

„Paul", stammelte Heinrich, „Paul, Paul", dann gingen seine Augen in Wasser und seine Worte in einem wilden Schluchzen unter. Er weinte zum erstenmal im Leben. Er weinte laut und ohne Hemmung und konnte das Geschehen dieser Minuten nicht erfassen. Er kniete in der Wiese, zurück auf die Fersen gesunken, und hatte im Schoße den Freund liegen und sollte es glauben, daß er kein Wort mehr zu ihm sprechen würde. Er wagte den langen Speer nicht anzurühren, er entriß ihn dem Körper des Toten nicht. Hoch auf ragte der Schaft der Schicksalsesche über ihnen und wies in das tiefe, satte Blau des abendlichen Herbsthimmels. Heinrich hob die Augen nicht. Er betete. Er stammelte: „Lieber Gott, mach, daß jetzt die Welt zugrunde geht! Himmel, brich ein, stürz ein, Meer, steig herauf und laß uns alle ertrinken! Geh unter, Welt, geh zugrunde, o Himmel, Gott, ich bitte dich, mach mit allem ein Ende! Laß jetzt das Ende der Welt kommen! Ja, laß es kommen, laß es kommen!" Der Himmel brach nicht ein, und das Meer kam nicht über die Berge geflutet, die Welt ging nicht zu Ende. Heinrich fror; Frost und Elend schüttelten ihn, und er begann wieder verzweifelt zu reden: „Töte mich, töte mich, töte mich! Ich will sterben wie Paul, töte mich!" Es war aber kein Mensch da. Niemand tötete ihn.

„Paul", begann er jetzt, „Paul, warum bist du zurückgelaufen? Warum hast du nicht auf meinen Wurf gesehen? Paul, warum hast du deinen Platz verlassen? Paul, jetzt bist du tot, und ich lebe, und ich habe dich getötet! Was soll ich jetzt tun, Paul?"

Dann blickte er um sich, ob er irgendwo einen Menschen erspähen könnte, den er herbeirufen dürfte. Er schaute umsonst aus. Da überfiel ihn eine große Angst, er spannte alle Kräfte an, erhob sich und trug den Freund über die weite Wiese bis an den Rand der schmalen Straße, die zur Stadt führt. Weiter vermochte er die Last nicht zu tragen. Er hockte wie vorhin auf der Erde, den Körper des Knaben vor sich. Er wußte bald nicht mehr, was um ihn herum geschah. Er sah plötzlich nur, daß viele Leute vor ihm standen, daß Männer in Uniformen Paul ergriffen und dann ihn.

Das äußere Geschehen nahm nun seinen Lauf, wie die Lage der Dinge ihn vorzeichnete und wie er in solchen Fällen gewöhnlich sich abspielt. Heinrich verhielt sich bald gefaßter und ruhiger, als man anzunehmen gewagt hatte. Er stand auch beim Begräbnis Pauls in der Reihe, aber er wagte nicht vorzutreten, dorthin, wo er glaubte als Freund des Toten hinzugehören. Er hörte irgend jemanden am Grabe sprechen, wie das Schicksal des Menschen dunkel und uns unverständlich, wie es aber immer auch gerecht sei, wie wir an dieses glauben und wie wir erkennen lernen müssen, daß der Weg zur Vollendung ein Weg der Schmerzen und der Tränen sei. Es war noch anderes gesprochen worden, aber er hatte nur diese Worte behalten, wenn er auch nicht fähig war, sie gleich ganz zu erfassen. Er wollte zum Vater Pauls treten und sich ihm schenken für den verlorenen Sohn. „Nehmen Sie mich an", hätte er sagen wollen, „ich will Ihnen dienen und gehorchen und für Sie arbeiten", aber plötzlich war es ihm klar, daß er dem Flötenbauer niemals den Sohn zu ersetzen vermochte, so wie ihm niemand den Freund ersetzen konnte. Darum unterließ er es und verbarg sich vor dem alten, gebrochenen Manne. Die Schule besuchte er in dieser Stadt nicht mehr, und einige Wochen später brachten ihn die Eltern über eigenen Wunsch fort in eine entfernte Stadt, wo er eine andere Anstalt besuchte und unter vielen Knaben lebte. Zu den Ferien kehrte er jährlich zurück in die Heimat. Er ging dann den grünen Fluß aufwärts bis zu den Auwiesen, wo sie einst die Speere warfen, setzte sich auf einen Weidenstumpf am Rande des Wassers, verweilte lange Zeit so und sagte dann: „Paul, bin ich auf dem rechten Weg?"

Aus den Ahnengedichten von Linus Kefer

Ich war euer Gast
auf der langen Reise.
Jetzt bin ich die Rast,
bin euch Mund und Speise.

Nun trag' ich und nähre
die Flamme rot.
Wann ich sie verfehre,
bin ich euer Tod.

Wo ich mich neige,
beuge ich euch.
Wo ich aufsteige,
lebt euer Reich.



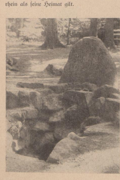
Das Nibelungenlied und seine Landschaft

Von O. H. Waibling

Die großen mittelhochdeutschen Volksepen, vor allem das Nibelungen- und das Gudrunlied, wie sie uns heute überliefert sind, sind nicht in einem kurzen Zeitraum entstanden. Es sind frühe Sagen, die, in alten Liedern bewahrt, durch die Jahrhunderte gingen, um in den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts ihre vollendetste und zum Glück auf uns gekommene Form zu erhalten. So darf die Sage von den Nibelungen heute schon auf eine Vergangenheit von mindestens anderthalb Jahrtausenden zurückblicken.

Diese Sagen aber sind das lebendige Gedächtnis eines Volkes. Was ein Volk erlebt, erlitten, erfahren und erkämpft, was es erträumt und ersehnt hat, alles, was ein Volk bewegte und erfüllte, ging in diese Sagen ein, wurde in Liedern und Gesängen festgehalten, die früher selten oder niemals aufgezeichnet wurden und nur von Mund zu Mund, von Landschaft zu Landschaft gingen, sich immer wieder verwandelten und teilweise andere, neue Elemente in sich aufnahmen.

So wird es uns auch kaum in Erstaunen setzen, daß der landschaftlich-geographische Raum der Handlung nur ungenau umschrieben ist. Indessen wird allgemein Worms, die alte Hauptstadt des Burgunderreiches, als die Stadt der Nibelungen bezeichnet, und noch heute liegt am Wormser Dom ein gewaltiger Felsblock, der im Volksmund als Siegfriedstein bezeichnet wird. Es soll das jener Stein sein, den Siegfried bei den Kampfspielen mit den Burgunden geworfen hat und durch dessen Wurf er zeigte, daß er allen Mitstreitern an Kraft und Geschicklichkeit überlegen war. Als Siegfrieds Ruhestätte aber wurde Kloster Lorsch bei Worms festgestellt, während die heutige Stadt Xanten am Niederrhein als seine Heimat gilt.





Kloster Lorsch an der Bergstraße, die Begräbnisstelle Siegfrieds

Links oben: Hagen-Denkmal in Worms. Der Held schleudert den Nibelungenschatz in den Rhein

Links unten: Siegfried-Quell und Siegfried-Stein im Odenwald. Der Sage nach wurde an dieser Stelle Siegfried vom tödlichen Speerwurf Hagens getroffen

Aufn.: 2 Archiv, 1 Löhrich



Den Zug der Nibelungen an Etzels Hof aber haben wir uns als einen Zug der Donau entlang zu denken, so daß das heutige Pöchlarn in Niederösterreich mit dem Sitz Rüdigers von Bechlarn gleichbedeutend ist, wie ja auch die Stromstrecke zwischen Linz und Bechlarn heute noch die Donau im Nibelungengrund genannt wird. Wir sehen also, es ist ein großes Stück des alten deutschen Schicksalsraumes zwischen Rhein und Donau, das eigentliche Mitte-Land Europas, den wir uns als Raum der Handlung unseres größten deutschen Volksepos vorzustellen haben.

Aber die Landschaft des Liedes bleibt, so viel man auch Einzelheiten erspüren mag, doch eine mythische Landschaft. Gewiß, es ist eine menschliche Landschaft, aber es ist auch eine übermenschliche, eine Schicksalslandschaft, wie auch die Gestalten als solche der Sage und dem Mythos angehören. Denn es ist letztlich der deutsche Mensch und das deutsche Schicksal, die durch dieses Epos unmittelbar an unsere Seele rühren.



Blick von der Friedhofkapelle in Dürnstein gegen den Nibelungengau

Rechts: Burgruine Traysen bei Pöchlarn

Unten links: Altes Stadttor in Dürnstein an der Donau

Unten rechts: Der Wartturm von Theben gegen die ungarische Donauebene, das Heunenland König Etzels

Aufn. Löhrich





Hans Hummel / Wulf Siewert

Der Mittelmeerraum

Von Waldemar Bellon

Während sich das geopolitische Denken seit langem daran gewöhnt hat, kontinentale Großräume, wie Mitteleuropa, Westeuropa, Ibero-Amerika oder den Donauraum als natürliche, nicht staatliche Gegebenheiten zu betrachten, will es uns nur schwer eingehen, einen Meeresraum als eine ähnliche geopolitische Tatsache hinzunehmen. Weder die Ostsee noch das Mittelländische Meer hat für unser Denken eine solche zwingende Geschlossenheit wie die oben erwähnten Kontinentalräume; und doch ist der Balkan staatlich kaum weniger zerrissen als etwa der Mittelmeerraum. In der Einleitung zu seinem gemeinsam mit Wulf Sievert verfaßten Buche weist Hans Hummel darauf hin, daß diese Abneigung gegen maritim gerichtetes Denken in Mitteleuropa französisches Erbe ist. Heute noch betrachten ja die Franzosen das Mittelmeer vielmehr als eine Brücke, deren einfachste Überquerung im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen steht. Statt das Meer als eine Einheit in sich zu sehen, erfassen sie es als ein rein technisches Problem, und die Dampfer- oder Luftverbindung von Marseille nach Algier steht dem französischen Denken nicht näher als der Plan einer Untertunnelung der Meerenge von Gibraltar. Geschichtlich findet dieses rein kontinentale Denken in der Gestalt Napoleons seinen ausgeprägtesten Ausdruck, geographisch in der Tatsache, daß der französische Staat über die Fläche des Mittelmeers hinüber greift und in Nordafrika zwei Departements besitzt, die mit dem kontinental-europäischen Frankreich eine unbedingte Einheit bilden.

Heute bildet das Mittelmeer freilich keine sofort erkennbare Einheit mehr wie in früherer Zeit, und doch stellt man bei näherer Betrachtung fest, daß der Mittelmeerraum in verschiedenster Beziehung ein in sich geschlossenes Ganzes ist. Bei einem Blick auf die Karte erkennt man, daß die tertiären Faltungszonen das Mittelmeerbecken in großen Zügen abgrenzen. Alle diese Gebirge vom armenisch-kurdischen Gebirgsknäuel angefangen über den nördlichen Bogen mit Karpathen und Alpen und den südlichen Atlas wirken wie eine Trennmauer, zu der im Süden noch der breite Wüstengürtel kommt. Noch schärfer aber grenzt sich der Mittelmeerraum ab, wenn man ihn als eine Klima- und Vegetationseinheit betrachtet. Ob man die Juliisotherme von 22° nimmt, die eine südliche Begrenzung bildet, oder die Linie, die das Gebiet mit einer Jahresniederschlagsmenge von weniger als 35 Zentimeter umschließt, oder ob man die Verbreitung gewisser Pflanzen, wie Ölbaum und Dattelpalme, berücksichtigt, immer kommt man zu einer Grenzlinie, die, von kleinen Abweichungen abgesehen, ein und denselben Großraum absondert.

Auch der Mensch wird in diesem Raum bestimmend beeinflußt. So sehr die zerrissene Küstengestaltung auch eine Zersplitterung der Bewohner begünstigt und so verschieden die Rassen sein mögen, die an den Küsten leben, es macht sich doch eine starke Gemeinsamkeit der Lebensform, der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebensäußerungen geltend. Im ganzen Mittelmeerraum überwiegen Stadt- oder doch große Dorfsiedlungen. Das bedingt wieder eine gesteigerte Aufgeschlossenheit und Mitteilsamkeit der Menschen, so daß Hummel geradezu von einer Veröffentlichung des Privatlebens spricht.

Die erste maritime Reichsbildung vollzog sich in der Aegäis durch die Griechen. Später begann auch das Westbecken durch die aufstrebende Macht Karthagos zu einer politischen Einheit zusammenzuwachsen, bis dann Rom die Führung übernahm und das gesamte Mittelmeer zu einer einmaligen politischen Ganzheit zusammenschweißte. Aber nur zu bald wurde dieses Mittelmeerreich wieder zerschlagen, und im Laufe des Mittelalters löste sich der politische Mittelmeerraum auf; von Norden und Süden stießen die Kontinentalmächte vor. Der nördliche Saum des Meeres wurde europäisiert, und im Süden errichtete der Islam seine Herrschaft, die beinahe zu einer das ganze Becken umfassenden Größe gewachsen wäre.

Während aber so die eigentlichen Mittelmeerstaaten immer weniger teilhatten an ihrem Meeresraum, begann schon im 17. Jahrhundert eine fremde Macht einzugreifen, die geographisch nicht das geringste mit dem Mittelmeer zu tun hat, die aber um so mehr von politischen und wirtschaftlichen Rücksichten gezwungen wird, ihren Einfluß in diesem Raume geltend zu machen. Erst zögernd und unsicher, dann immer zielbewußter setzte sich England im Mittelmeer fest, und zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfolgte mit der Besitzergreifung Maltas der entscheidende Schritt zur Beherrschung des ganzen Meeres. Nach der Eröffnung des Suezkanals zeigte es sich, wie klug man gehandelt hatte, denn in Verbindung mit einer schlagkräftigen Flotte bildeten die immer weiter ausgebauten Stützpunkte und die Festsetzung an der Westpforte des Mittelmeers in Gibraltar, an seiner Ostpforte in Cypern und Ägypten die Sicherung englischer Überlegenheit.

Aber der Weltkrieg und die folgende Zeit, nicht zuletzt die Ereignisse um den abessinischen Krieg, brachten eine entscheidende Wandlung. Die Mittelmeervölker hatten sich auf ihren maritimen Raum besonnen, und ihr Aufstieg zu nationaler Unabhängigkeit beendete die britische Alleinherrschaft im Mittelmeer. England zog sich zurück auf die beiden Ausgangspforten, und die Sperre von Gibraltar einerseits, von Cypern—Haifa—Alexandrien andererseits macht Italien und die anderen Seestaaten zum Gefangenen Englands. Während Gibraltar in

der jüngsten Vergangenheit der Atlantikflotte angegliedert, Malta als Flottenstützpunkt aufgegeben wurde, hat sich die britische Mittelmeerflotte in das östliche Becken zurückgezogen, wo England nicht nur den Seeweg nach Indien zu schützen hat, sondern zugleich das Ende seiner Luftlinien nach dem Kap und nach Indien—Australien sowie die Ölleitung aus dem Irak in der Hand hält.

Das Buch, das auch die Entwicklung in den Teilräumen ausführlich behandelt und die Einflüsse Frankreichs, Italiens und der orientalischen Staaten einschließlich Rußlands berücksichtigt, schließt mit einer Schilderung der Wehrgeopolitik des Mittelmeerraums. Hier steht die Entwicklung der jüngsten Waffe im Vordergrund, denn die Luftwaffe bringt auch für das Mittelmeer eine weitgehende Umgestaltung im Kräfteverhältnis mit sich. Ob aber die Behauptung des italienischen Generals Giulio Douhet in der nach ihm als „Douhetismus" benannten Luftdoktrin recht behält, wenn er sagt, daß „in der Luft geschlagen werden, hoffnungslos besiegt sein" bedeutet, läßt der Verfasser dieses Abschnitts, Wulf Siewert, mit gutem Recht offen, besonders hinsichtlich des Mittelmeerraums, der von der Luft allein her nicht beherrscht werden kann, vor allem auch deshalb nicht, weil der Douhetismus zu sehr außer acht läßt, daß die rasche Entwicklung der Erdabwehr und atmosphärische Einflüsse der Luftwaffe stark Abbruch tun können.

Dankbar aber legt der Leser das Buch aus der Hand, weil es in so umfassender Weise über die Gegebenheiten und die Kräfteverteilung im Mittelmeer unterrichtet zu einer Zeit, wo sich gerade dort das Spiel der politischen Kräfte bemerkbar macht. (Kurt Vowinkel Verlag, G. m. b. H., Heidelberg. 196 S. mit 36 Karten RM 5.80.)

Paul Ritter

Der Kampf um den Erdraum

Mit derselben Gesetzmäßigkeit, mit der Überdruck Stahl und Beton sprengt, ist der luftleere Raum bestrebt, sich aufzufüllen, bis er den anderen Räumen angeglichen ist. Die Natur läßt sich vom Aberwitz der Menschen nicht vergewaltigen. Ein Blick auf die Weltkarte zeigt, daß der heutige Zustand der Verteilung der Erde unnatürlich ist und daher keinen Bestand haben kann, auch wenn tausend Verträge ihn in menschlicher Kurzsichtigkeit garantieren wollen. Sehen wir uns die Kolonialmächte von heute an:

	Fläche Mill. qkm	Einwohner Mill im ganzen	auf 1 qkm im ganzen	auf 1 qkm Mutterld.
Groß-Britannien	34.4	481	16	153
Frankreich	11.7	100	9	76
Italien	2 6	44	22	133
Verein. Staaten	9,7	137	14	—
Sowjet-Union	21,3	165	8	—
Japan (mit Manschukuo)	2,1	96	48	169
Holland	2,1	69	34	232
Belgien	2,4	18	8	266
Portugal	2,2	15	7	68
Spanien	0,8	24	29	47

Man hat in dem Frieden von Versailles den Deutschen die Fähigkeit abgesprochen, zu kolonisieren, obwohl jeder unparteiische Vergleich der Kolonisationsleistungen ganz eindeutig zugunsten des deutschen Volkes spricht. Denn der Deutsche suchte schon in früherer Zeit mit seiner Familie, mit Verwandten und Freunden sich im Ausland seinen Wirkungskreis, den ihm die ohnmächtige und zersplitterte Heimat nicht geben konnte.

Von Jahr zu Jahr schwoll die Zahl der deutschen Auswanderer, so daß im vorigen Jahrhundert über 6 Millionen dem deutschen Volk verlorengingen. Statt diese gewaltige Volkskraft in die richtigen Bahnen zu lenken, nahm sich kein starker Staat, keine Regierung dieser Millionen an, um sie dem deutschen Volkstum zu erhalten. Unter fremder Flagge, für andere Nationen mußten sie arbeiten und sind uns mehr oder weniger verloren. Daß das deutsche Volk aus innerer Zerrissenheit und mangelndem Nationalgefühl kurzsichtig Millionen seiner Besten hergeschenkt hat, das ist die einzige koloniale Schuld, von der man reden kann.

Nach diesem Überblick beginnt Ritter mit der Schilderung der kolonialen Bestrebungen bei den einzelnen Völkern. Wir erleben die Großtaten der alten Phönizier, der Hellenen, der Römer. In dieser Beleuchtung gewinnt vieles ein ganz neues Gesicht. Wir sehen die ältesten Weltkarten, sehen, wie die Astronomie die Geofahrt und damit die Geschichte befruchtet. Wir staunen bei den Zügen der Araber, der Normannen, die wir in England, in der Normandie, in Sizilien, Rußland, Grönland und wo sonst noch finden. Wir begleiten die Portugiesen, die Spanier, Kolumbus und wie sie alle heißen auf ihren Fahrten in die unbekannte Weite. Dann zu den Engländern, Franzosen, Niederländern — bis der Erdball verteilt ist.

Überall waren es andere Voraussetzungen und andere Wege, aber immer wieder sehen wir kühne und abenteuerlustige Männer im Vordergrund des Geschehens stehen. Freilich, den heroischen Taten, dem unbeugsamen Willen, dem Wagemut stehen im Buch der Kolonialgeschichte furchtbare Abschnitte gegenüber: Ströme von Blut, Hekatomben von Menschenleben, Verrat und Geldgier gegenüber den Eingeborenen, die ihr Erbe verteidigten, bis alte und hohe Kulturen ausgerottet und ganze Rassen verdorben waren. (Philipp Reclam Verlag, Leipzig. 356 S. mit 32 Bildtafeln und 12 Karten. RM 7.50.)

Kap. z. S. a. D. F. Müller-Palm

Junge italienische Dichter

Die faschistische Revolution hat wie auf anderen Lebensgebieten auch in der italienischen Erzählungskunst eine Umwandlung hervorgerufen. So ist denn die junge Erzählungskunst des uns befreundeten faschistischen Italiens eine Widerspiegelung der Motive, die den Faschismus inspiriert hatten. Sie begreift das Leben dynamisch, als ewige Kraftanspannung und als den Drang nach innerer Veredelung. Hingabe an das Vaterland, an die eigenen Traditionen, Streben nach Modernität und zugleich zäh-konservative Gesinnung kennzeichnen die jungen Erzähler. Die Liebe zur Heimat ist eines der Grundmotive ihrer Erzählungskunst.

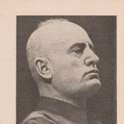
Ein hervorragendes Beispiel dafür, wie sehr die junge italienische Literatur landschaftsgebunden ist, war und bleibt Grazia Deledda. Auch Gabriele d'Annunzios Werk ist ursprünglich aus seiner abruzzesischen Landschaft gewachsen. Es darf auch auf Papini und die Toscana, auf Alfredo Panzini und die Romagna hingewiesen werden. Aus der unmittelbaren Verbundenheit zur Landschaft erklärt sich auch die heftige Fehde, die zwischen „Strapaese“ und „Stracittà“ ausgebrochen war. Strapaese war die Parole der Hüter der Tradition. Es war eine Parole, mit der Abwendung von der Moderne gefordert wurde und mit der junge Dichter den Einbruch der Technik in das stille Leben des Landes aufzuhalten versuchten. Die Gruppe um Stracittà forderte Zugeständnisse an das moderne Leben und Schöpfung aus überlandschaftlichen Problemen heraus. Zu den Schriftstellern, die sich um Stracittà geschart hatten, zählte Bontempelli, dessen „Sohn zweier Mütter“ auch bei uns einen Erfolg erlebt hat.

Ihre mächtigsten Impulse jedoch erhielt die junge Dichtung Italiens vom Futurismus, der von Anfang an von tiefer patriotischer Kraft getragen wurde. Er hat tatsächlich eine Revolution auch in der Erzählungskunst hervorgerufen. Die Anregungen, die von den Marinettisten der Gruppe um Marinetti ausgegangen sind, darf man nicht zu gering schätzen, da der Futurismus außer in der Malerei und den bildenden Künsten auch vor allem gerade in der Lyrik schöpferisch gewirkt hat.

Von den jungen Erzählern Italiens darf vornehmlich auf Fabio Tombaro hingewiesen werden, dessen Erstlingswerk, die merkwürdige Chronik „Tutta Frusaglia“, mit dem großen „Preise der Zehn“ ausgezeichnet wurde. Das außerordentlich erfolgreiche Buch ist kein Roman und keine Novellensammlung. Eher möchte man es als ein Skizzenbuch bezeichnen, das seinen besonderen Reiz durch die hervorragende Schilderung des Landschaftlichen empfängt. Das Meer, sei es in der Stille oder in rasendem Sturm, die flache Küste und das Hügelland dahinter werden zum farbenprächtigen und unvergeßlichen Erlebnis. Die ganze Natur ist belebt. Der Wind wirft sich auf die Eichen mit dem Fauchen des Katers. Die Blitze sind Schlangen des Himmels. Das grüne Holz zischt im Herde und haucht dabei seine Seele aus. Die belanglosesten Kleinigkeiten des Alltags — es handelt sich um den Werktag einer Kleinstadt — sind mit köstlichem und erfrischendem Humor durchsetzt, der seinen Schatten von tragischem Geschehen her erhält. Diese merkwürdige Chronik zeigt bereits die Vorklänge eines zweiten Buches „La morte e l'amore“ („Der Tod und die Liebe“), das eine ergreifende Liebesgeschichte enthält. Die Sprache dieses jungen Erzählers fesselt den Leser mit ihrer ursprünglichen Frische und dem fast unglaublichen, immer wechselnden Bilderreichtum. Zwei andere junge, leider viel zu früh verstorbene Erzähler des neuen Italiens sind Umberto Frachia und Fausto Maria Martini — ungewöhnlich befähigte Novellisten, bei denen die Quelle ihrer hervorragenden Gestaltungs- und Schilderungskraft ebenfalls aus der Liebe zur Heimat entspringt. An die Entwicklung eines anderen, ebenfalls noch jungen Erzählers, Valentino Piccolis, knüpfen sich in Italien große Hoffnungen, die er bereits mit seinem Romane „L'Incompiuta“ („Die Unvollendete“) erfüllt hat. Es geht in diesem Roman um das Mütterliche, um das Leben, das immer wieder über den Tod triumphiert und das weiter über den Tod zu siegen bestimmt ist. Der Roman ist — bis zur Verteilung der Satzzeichen nach rhythmischen Gesetzen — grundmusikalisch.

Es dürfen als Repräsentanten der jungen Erzählung noch einige Namen genannt werden, die z. T. auch bei uns bekannt sind, wie Margherita Sarfatti, die Verfasserin der Duce-Biographie, Nicola Moscardelli — ein Dichter des Herzens, Luigi Ugolini, der jüngst den großen faschistischen Bauernroman „La Zolla“ veröffentlichte, Bruno Cicognani, Ugo Ojetti, der Humorist Campanile und der Schöpfer eindrucksvoller kolonialer Erzählungen Mario dei Gaslini. Vielleicht darf noch auf ein Buch hingewiesen werden, das seinem Wesen nach keine Erzählung, sondern ein politisches Werk ist, das aber mit Rücksicht auf die Fahrt des Führers nach Italien einen besonderen Wert besitzt. Es ist das Buch Ugo Nannis „Hitler e Mussolini di fronte all' europa“, das mit klarem politischem Blick geschrieben und von einer bilderreichen Sprache getragen, sich wie ein spannender Roman liest. Das Bild, das Nanni vom Führer in diesem wohl einer guten Übertragung werten Werke zeichnet, ist das naturgetreue Bild Hitlers, der als „ardente apostolo d' una sacra missione storica“ bezeichnet wird. Es ist eine gewichtige Stimme für den Frieden, um den Hitler und Mussolini im Dienst ihrer Völker ringen.

Heinrich M. Tiede



Benito Mussolini
Aus Hollback, Söhne der Wölfin
(Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart)

Söhne der Wölfin

Das Wesen eines Volkes ist nicht starr, es stellt sich dem Fremden nicht in unverrückbarer Monumentalität dar, sondern es wandelt sich unaufhörlich unter dem gestaltenden Einfluß seiner Schicksale. Volkscharaktere sind das Ergebnis des geschichtlichen Erziehungsprozesses, und die Männer, die die Geschichte der Nationen leiten, sind nicht nur Führer, sondern auch Lehrmeister der Völker." Mit diesen Sätzen eröffnet Heinz Hollback, der Italien als langjähriger Berichterstatter großer deutscher Zeitungen kennt, sein Buch „Söhne der Wölfin" / Wandlung Italiens (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, 196 S. mit 16 Abb. RM 5.50). Das Ziel dieses Buches ist, den Deutschen das neue Italien, das der Faschismus unter Mussolinis Führung geschaffen hat, zu schildern und verständlich zu machen. Es ist aber kein gelehrtes Buch, sondern eine Verbindung von geschichtlichem Wissen um die Vergangenheit Italiens und ganz lebendiger, aus dem unmittelbaren Mit- und Nacherleben der Gegenwart gewonnener Anschauung. So entstand diese Gesamtschau Italiens, in die Kunst und Kultur, Politik und Wirtschaft, Leben und Lebensstil der Menschen einbezogen sind. Wir nehmen teil an den Gesprächen, die er mit Bauern oder Soldaten, mit Aristokraten oder kleinen Kaufleuten führte. Hollback schreibt einen Stil, dem eine im besten Sinne weltmännische Haltung eigen ist. Er versteht es, fließend zu erzählen. In einem vorbildlich geschriebenen Kapitel wird die Antwort auf die Frage: „Was ist ein Faschist?" gegeben. Daß die italienische Kolonialpolitik mit ihren historischen Voraussetzungen und staatlichen Notwendigkeiten dargestellt wird, sei besonders erwähnt. Ein abschließendes Kapitel „Il Duce" krönt gleichsam das ganze Buch. Ausgezeichnete Bilder ergänzen den Text, während kurze und gründliche Anmerkungen Auskunft über die im Text angeführten Persönlichkeiten aus der italienischen Geschichte geben.

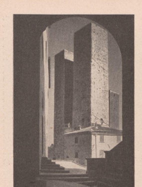
Otto Heuschele

Rom — Herrschertum und Reich

Das Jahrhundert römischer Geschichte, das vor dem Auge des Lesers in dem Buche von Wilhelm Weber „Rom — Herrschertum und Reich" lebendig wird, gilt als ein besonders glücklicher Zeitabschnitt. Es war auch ein wirklich „goldenes Zeitalter", in dem sich das römische Imperium zur mächtigsten Entfaltung erhob. Noch einmal weitet Traian in hartem Kampf die Grenzen des römischen Reiches. Er ist der politische Herrscher ohnegleichen, und er ist ein Mensch, wie ihn Rom bisher noch nie sah. Er will für sich den Traum Alexanders verwirklichen und die Grenzen des römischen Imperiums um die Welt des Orients spannen. Aber an der Grenze des östlichen Raumes enden Planung, Werk und sein eigenes Leben. Was wird in diesem Jahrhundert von den Herrschern, die das Buch uns wirklich tief erleben läßt, an Kraft für das Reich aufgeboten! Rom spannt seine Energien gleich einem Bogen, der einmal zerspringen muß. Denn die Besten und Edelsten sind Soldaten, sie stehen als Beamte in den eroberten Gebieten und arbeiten daran mit, diese Gebiete auch dem Geiste nach römisch zu machen. Noch Commodus, mit dem dieses Jahrhundert schließt, glaubt fest an die Ewigkeit des „goldenen Zeitalters". Er ist der letzte Erbe großer Kräfte, aber er ist nicht mehr Traian, mit dem das Jahrhundert begann. Die Phantasie schießt mit ihm davon. Sie sieht alles noch in hellen Farben, während schon die Völker des Nordens sich zum Ansturm auf Herrschertum und Reich rüsten. Man nannte ihn den „Aufgehenden", er war es jedoch nur im Sinne einer neuen, aufgehenden Welt, mit der Herrschertum und Reich Roms sich auseinandersetzen mußten (Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart. 409 Seiten, 11 Abb. und 3 Karten. RM 9.60).

Romanische Köpfe

Aus der großen Schar der Politiker, Soldaten, Künstler, Organisatoren, Kolonisatoren, Dichter, Wirtschaftler und Sportler, die sich um das Kraftzentrum Mussolini gruppieren, hat Heinz Barth einige gewählt, um sie uns in seinem Buche „Romanische Köpfe" nahezubringen. Voran steht der Duce, ein menschliches Phänomen voll Härte und Elastizität, den klarer Verstand, feines Empfinden, kühle Realistik, menschliches Denken, Intellekt, Gemüt, Herz und Kopf auszeichnen, dem die Familie über allem steht, der die Staatsgeschäfte vergessen und zwei Tage und zwei Nächte am Bett des jüngsten Kindes wachen kann, wenn es krank ist und seiner Anwesenheit bedarf. Ergreifend ist das Bild, das Barth von dem großen Lyriker Carlo del Croix entwirft, der blind und ohne Hände aus dem großen Kriege zurückkam; dessen erstes und körperlich gesundes Leben mit zwanzig Jahren endete, und der zum zweiten Male geboren wurde, als er, der Schwerverletzte, in den Kampf um das neue Italien eintrat. Die Bilder Emilio de Bonos, des ewig jungen Seniors der faschistischen Revolution — Pietro Badoglios, des wissenschaftlichen Soldaten —. Ro-



dolfo Grazianis, des scipionischen Generals — des faschistischen Aktivisten Farinacci —, Balbos, des Ritters ohne Furcht und Tadel — und vieler anderer mehr, lassen an Farbigkeit und Überzeugungskraft nichts zu wünschen übrig. Es sind ausgezeichnete Charakterbilder, die uns nicht nur den einzelnen führenden Menschen, sondern das ganze faschistische Italien näher bringen (Deutscher Verlag, Berlin. 255 Seiten und 18 Abbildungen. RM 6.80).

Heinrich M. Tiede

Dokumentarische Bücher zum italienisch-abessinischen Krieg

Der ehemalige italienische Kolonialminister und spätere Marschall de Bono hat in dem mit einem Vorwort Mussolinis versehenen Buche, „Die Vorbereitungen und die ersten Operationen zur Eroberung Abessiniens“ (215 S., RM 6.—), seine seit Ende 1934 von Eritrea aus betriebenen Vorbereitungen für den geplanten Feldzug eingehend beschrieben. Der hierbei im Wortlaut veröffentlichte, bisher geheimgehaltene Brief- und Telegrammwechsel mit dem Duce grenzt gleichsam deren einzelne Etappen sowie die ersten Operationen des Krieges ab. Das Buch, dem 31 interessante Aufnahmen und 2 Karten beigegeben sind, geht schon deshalb ausführlich auf die verschiedenen Phasen wie auf die großen Schwierigkeiten in der Aufrüstung Eritreas ein, weil der Verfasser sich selbst zu rechtfertigen bemüht.

Bekanntlich wurde de Bono im zweiten Kriegsmonat durch den Marschall Badoglio ersetzt, weil man in Rom sein Vormarsch-Tempo zu langsam fand. Man bedurfte dort der politisch auswertbaren Faustpfänder und drängte darum den erst nach seiner Abberufung zum Marschall ernannten de Bono zu beschleunigter Gebietsbesetzung ohne Rücksicht darauf, ob sie strategisch gesichert werden könne oder nicht. De Bono aber, der die Schwierigkeiten des Nachschubs, des Straßenbaus und damit des Kontaktes zwischen Front und Etappe genau ermaß und ihre Bewältigung für unerläßlich hielt, fühlte sich verpflichtet, beispielsweise die Besetzung Makalès um 5 Tage hinauszuschieben. Diese Verschiebung, die er in einem von Bitterkeit nicht ganz freien Telegramm an den Regierungschef begründete, hat mit zu seiner Abberufung beigetragen.

Besonders aufschlußreich sind die Mitteilungen de Bonos über die Erweiterung der Wasser-Basis in Eritrea, über den Ausbau des Hafens von Massaua, den Straßenbau, die Lösung der Transportfragen, über die Anlage von Flugplätzen und nicht zuletzt über die italienische Einflußnahme in Abessinien selber, die die Gegensätze zwischen dem Kaiser, den Fürsten und den Stämmen geschickt auszunützen wußte und sich so wertvolle Bundesgenossen schuf.

Ewiges Italien:

Links: Aus dem alten Italien
San Gimigniano, der Stadt der Türme

Unten: Das neue Italien
Marktplatz der Neugründung Sabaudia



Diese beiden Bilder entnehmen wir der soeben neuerschienenen und ergänzten Volksausgabe von Kurt Hielschers Bildbuch »Italien — Landschaft und Baukunst« im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig (240 ganzseitige Bilder, RM 6.80)

Mag de Bonos Leistung vielleicht auch hinter der seines Nachfolgers zurückstehen, so hat sie doch die Grundlage für die eigentliche Kriegsführung geschaffen; erst von ihr aus gewinnt man wirkliches Verständnis für das Buch Pietro Badoglios „Der abessinische Krieg" (215 S., 8 Abb. und 9 Karten). In gewisser Weise, wenn auch scheinbar unbeabsichtigt, beginnt dieses Buch mit einer Rechtfertigung de Bonos, weil Badoglio, dem am 18. 11. 1935 das Kommando über Ostafrika übertragen wurde, zunächst einmal die unter seinem Vorgänger erreichten Stellungen befestigen und den Nachschub sicherstellen ließ, ehe er zu neuen und entscheidenden Aktionen ausholt. Diese Aktionen und ihre Auswertung bilden dann den eigentlichen Inhalt des Buches, während der Anhang den Wortlaut der einschlägigen Armeebefehle enthält. Im Dezember 1935 wurde die Fühlung mit den Abessiniern aufgenommen, deren Vor- und Aufmarsch durch die erste Schlacht im Tembien vom 20. bis 23. 1. 1936 nicht nur zum Stehen kam, sondern auch, nach gewissen Anfangs- und Teilerfolgen, in rückläufige Verwirrung geriet, so daß die Initiative an die Italiener überging. Die Schlacht im Endertà, die zweite Tembien-Schlacht und die im Schirè vom 10. 2. bis 5. 3. 1936, die unter dem Namen die Schlacht im Tigrè zusammengefaßt wurden, vernichteten die Armeen des Ras Mulughietà, des Ras Cassa und Sejum, des Ras Immirù sowie des Degiac Aileu Burrù. Es folgt die Schlacht am Aschangi-See gegen den Negus selber vom 31. 3. 1936, die auch dessen Armee zerstörte. Damit war der Weg für die weitere Besetzung des Kaiserreiches frei gemacht, und die letzte und blutigste Schlacht bei Dessiè am 15. 4. beendete den eigentlichen Krieg. Den Sieg der Italiener krönte ihr Einzug in Addis Abbeba am 5. Mai.

So viel vom Gerüst der Handlung im Buch des Marschalls, dem gleichfalls ein Vorwort Mussolinis vorangestellt ist. Das „Fleisch" wird durch die ausführliche Schilderung der Kampfhandlungen und der Verteilung im Einsatz der italienischen Truppenmacht gebildet. Eingestreut sind kritische Bemerkungen über die abessinische Heeresleitung, wozu die abgehorchten Funksprüche des Negus und seiner Unterführer die Unterlage bilden, lassen sie doch erkennen, daß der Kaiser keineswegs die zentrale Macht besaß und auch kaum als ein vollgültiger Feldherr angesprochen werden kann. Der Kampfesmut der abessinischen Truppe aber wird von Badoglio wiederholt ausdrücklich hervorgehoben. Über den reinen Kriegsbericht hinaus bietet sein Buch eine Fülle wertvollen Materials für die moderne Kriegskunde. Wenn auch die übermäßige kriegstechnische Überlegenheit der Italiener in jenem Kriege unbestreitbar war, so zeigt ihre Strategie doch neue Wege der Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Waffengattungen, die weit über einen Kolonialkrieg hinaus Bedeutung haben.

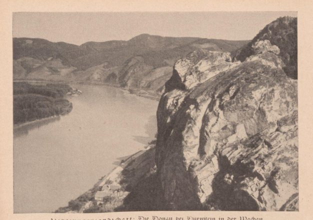
Hinweise in dieser Richtung enthält auch das Buch des jungen Vittorio Mussolini „Bomber über Abessinien" (147 S., RM 3.—). Dieser Sohn des Duce, der mit seinem Bruder Bruno als Fliegerleutnant am abessinischen Feldzug teilnahm, erzählt von seinen dortigen Kriegsflügen, die beweisen, daß die Flugwaffe für die mannigfaltigsten Zwecke eingesetzt wurde. War sie auch ohne Gegner, so daß sie sich verhältnismäßig frei entfalten konnte, so verlieren hierdurch doch die ihr gestellten Aufgaben nicht an Gewicht. Sie versorgte die vorgeschobenen Truppen mit Lebensmitteln, Munition und Post, belegte die feindlichen Kolonnen mit Bomben jeglichen Kalibers, wobei vor allem 2-Kilo-Sprengbomben Verwendung fanden. Sie erkundete das feindliche Hinterland und wurde, besonders nach der Schlacht im Endertà, als eine Art Luftkavallerie zur Verfolgung des Feindes eingesetzt, bis dessen Rückzug in eine ungeordnete Flucht verwandelt war. Von allen diesen Verwendungsarten der Fliegertruppe berichtet Mussolini in seinem ebenso flott wie jugendlich geschriebenen Buch, das damit eine lesenswerte Ergänzung zu den beiden Hauptwerken der italienischen Marschälle bildet. Alle drei Werke sind in der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung in München erschienen.

Neapel und Sizilien

Das in Briefberichten an einen Freund geschriebene Buch von Bettina Seipp: „Neapel und Sizilien" (Insel-Verlag, Leipzig 1938, 239 S., 48 Bildtafeln, RM 6.50) kommt einem weit dahinschreitenden Spaziergang durch die Geschichte, die Kultur und den Geist der Antike gleich. „Erlebt als Land der Griechen" stellt sich der Verfasserin das Land um den Golf von Neapel und auf Sizilien in seiner ursprünglichen Gestalt und Bedeutung dar. Neapel, die phlegräischen Felder, die Insel Ischia, Pompeji, Pästum und Herkulanum bilden den Gegenstand des ersten Buchteiles, während später die „Homerischen Inseln" Taormina, Syrakus, Enna, Agrigent, Selinunt und Segesta von der Griechenzeit her bild- und worthaft in Erscheinung treten.

Man kann fast von einer ständigen Ekstase, von einer schwärmerischen Hingenommenheit und Entrückung sprechen, wenn man den Charakter dieses Buches wiedergeben will. Es ist jedoch eine Ekstase, eine schwärmerische Entrücktheit, die in der Tat von jenem Kern erlebten Griechentums her gespeist und beschwingt wird, indem sie ihn vergegenwärtigt. Das Vergangene von seinem Ewigkeits-, von seinem Unvergänglichkeitscharakter her im Heute wie in den Ruinen und Denkmälern seiner Größe sichtbar und erlebbar zu machen, ist die Aufgabe, die sich das Buch gestellt hat. Die Götter und Mythen wie die Geschichte werden gleichsam heraufbeschworen und in das Becken der Landschaft ausgegossen, bis sie es füllen, bis ihre Wirklichkeit das Heute überwindet und aufsaugt.

Ein solches Buch wird unstreitig denen, für die der Humanismus und das Griechentum ein Symbol, ja geradezu eine grundlegende Voraussetzung ihres eigenen geistigen Seins bedeutet, zur inneren Bereicherung dienen.
Jorg Lampe



Aufn. Löhrich

Nibelungenlandschaft: Die Donau bei Dürnstein in der Wachau

Bücher zur Zeitgeschichte

Österreich in gesamtdeutscher Schau

„Ostmark-Schriften", Eugen Diederichs, Jena (Heinrich von Srbik: Die Schicksalsstunde des alten Reiches, Österreichs Weg von 1804—1806 / Bruno Brehm: Wien, die Grenzstadt im deutschen Osten / Carl von Bardolff: Deutschösterreichisches Soldatentum im Weltkrieg).

Noch viele Jahre nach dem Weltkriege gab es unter den Deutschen im Reiche nur wenige, die begriffen, daß auch die Geschichte Österreichs, das durch ein Jahrtausend die Wacht im Osten und so oft auch im Westen gehalten hat, Reichsgeschichte gewesen ist. Erst mit dem Reiche Adolf Hitlers, mit der Wandlung von partikularistischer zu gesamtdeutscher Geschichtsauffassung wurde das anders. Es ist nun ein glücklicher Gedanke des Verlags Eugen Diederichs, durch eine Reihe zwar inhaltschwerer, aber schmaler und deshalb leicht zu erwerbender Schriften diese gesamtdeutsche Schau weiten Kreisen zu vermitteln. Aus dieser Reihe „Ostmark-Schriften" sind noch vor dem vollendeten Anschluß die ersten drei, thematisch grundlegenden Hefte erschienen.

Die Frage des staatsrechtlichen Verhältnisses der österreichischen Erblande zum alten Reich untersucht der hochverdiente Wiener Historiker Heinrich von Srbik. Es ist klar, daß es infolge des napoleonischen Ansturms und der Felonie der Rheinbundfürsten eine andere Möglichkeit nicht gab, als die Erblande aus dem stürzenden Reichsbau zu lösen und ihre Kraft aufzusparen für die Stunde der Befreiung. Daß das geschah, war ein Glück. Aber Srbik fragt, ob der letzte römisch-deutsche Kaiser Franz II. — als Erzherzog von Österreich doch auch Lehensmann von „Kaiser und Reich" — auch das Recht besaß, die Erblande einem Kaisertum Österreich anzugliedern. Srbik verneint diese Frage mit tiefer Begründung.

Der sudetendeutsche Dichter Bruno Brehm läßt aus Raum, Landschaft und Geschichte Bild, Wesen und Sendung Wiens und damit Alt-Österreichs vor uns erstehen. Ich kenne bisher keine Schrift, die Sinn und Seele dieser Stadt so erschütternd und so voll zukunftsfroher Hoffnung, so visionär vor uns hingestellt hätte. Wer diese dichterische Schau liest, weiß: Wien ist das nach Osten gewandte Antlitz des ewigen Reichs.

Daß Wien, daß Alt-Österreich seine Sendung erfüllen konnte, ist vor allem das Verdienst deutsch-österreichischen Soldatentums. Von diesem berichtet in klaren, soldatischen Worten, ritterlich und freimütig Feldmarschalleutnant Carl Freiherr von Bardolff, einst Vorstand der Militärkanzlei Franz Ferdinands, im Weltkriege erst Generalstabschef jener k. u. k. 2. Armee, die unter Entblößung der eigenen Front Preußisch-Schlesien vor russischem Einbruch bewahrt hat, und später Divisionär. Bar-

dolfs Stimme hat Gewicht, und es ist für die gesamtdeutsche Geschichtsauffassung ein hoher Gewinn, daß er das Wort ergriff. Wohl beschränkt sich der General auf den Weltkrieg. Aber aus seinen schönen Worten steigt doch das ganze Bild jenes alten Heeres auf, das beispielhaft war für deutsches Führertum, das deutsch war nicht nur nach seinem Kommandowort, sondern deutsch nach Erziehung, Opfermut und stiller Pflichterfüllung auch dort, wo viele seiner Glieder fremden Volkes gewesen sind. Jahrhunderte hindurch hat der deutsch-österreichische Soldat diese Völker in deutschem Heerbann gehalten und über das Soldatische hinaus die deutsche Kultur so weit getragen, daß auch heute noch erst weit jenseits deutscher Sprachgrenzen die Seele des Reiches verklingt. Und beispielhaft auch hat dieses Heer gefochten. Von allen Weltkriegsstaaten haben deutsch-österreichische Landschaften und Regimenter die höchsten Blutopfer gebracht. Von den aktiven Offizieren sind 31,3 Prozent gefallen, von den jungen Offizieren, die aus der berühmten Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt hervorgegangen waren, blieb jeder dritte Mann. Und die Zahl der Toten dieses Heeres erreicht fast dessen Ausmarschstand. Auch die Armee hat den Schwur gehalten, den jene jungen „Neustädter" nach altem Soldatenbrauch an dem Tage, an dem sie Leutnants wurden, die Säbel kreuzend, über die gesenkte Fahne jauchzten: „Treu bis in den Tod!" Alfons v. Czibulka.

Inzwischen sind bereits drei weitere Bändchen dieser Reihe „Ostmark-Schriften" erschienen. Ohne eine spätere, eingehende Würdigung vorwegzunehmen, wollen wir sie hier unseren Lesern wenigstens dem Titel nach bekanntmachen: Wilh. Deutsch, Der Weg zum Großdeutschen Reich; Hans Kloepfer, Bergbauern; Joseph Kallbrunner, Deutsche Erschließung des Südostens seit 1683.

Wandlung der Zeit

Hans Frentz, der während des Krieges als Pressereferent im Stab der Obersten Heeresleitung arbeitete, veröffentlicht in seinem Buch „Hindenburg und Ludendorff und ihr Weg durch das deutsche Schicksal" (Moeawe und Scheffelt Verlag, Berlin. 218 S. RM 7.80) ein Werk, das als ein wertvoller Beitrag zur Charakteristik der beiden Feldherren zu werten ist. Es gibt keine Biographien, sondern liefert in einzelnen Kapiteln Deutungen und Gestaltungen der beiden Persönlichkeiten. Frentz zeigt die Gegensätze ihres Wesens auf, aus denen ihre spätere Trennung zu erklären ist. Er weist aber auch auf ihre unerschütterliche, kameradschaftliche Arbeit im Dienste des Vaterlandes hin. Viele grundsätzliche Probleme der Heerführung und der Staatskunst werden berührt und gedeutet. Überdies bringt das Buch wesentliche Beiträge zur Geschichte des Weltkrieges im politischen wie im militärischen Sinne. Obgleich die Arbeit viele persönliche Erinnerungen des Verfassers an die beiden Heerführer enthält, wird sie an keiner Stelle in unliebsamer Weise persönlich; nie wird die Distanz überschritten, die notwendig ist, um dem Buch seinen Charakter als Beitrag zur ernsthaften Deutung geschichtlicher Persönlichkeiten zu wahren.

„Chronik einer deutschen Wandlung" 1925—1935 nennt Richard Euringer sein Bekenntnisbuch (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 304 S. RM 4.80), in dem er in unzähligen Aufsätzen, Gedankensplittern, Betrachtungen, Notizen und Tagebuchaufzeichnungen sein Ringen um die deutsche Erneuerung darstellt. Es ist ein ganz persönliches Buch, insofern alle diese Äußerungen immer von einzelnen Anlässen und immer vom Verfasser selbst ausgehen; es ist aber auch ein überpersönliches Buch insofern, als Richard Euringer für die Gemeinschaft derer spricht, die, heimgekehrt aus dem großen Kriege, sich die Aufgabe gestellt haben, für ein neues Deutschland zu kämpfen. Von diesem Kampf, seinem Weg und seinem Ziel gibt das Buch beredte Kunde. Es ist das Bekenntnisbuch eines geistigen Menschen, der auch ein kämpferischer Mensch ist. Neben dem Zeitlichen stehen zeitlose, immergültige Einsichten und Erfahrungen, und gerade diese Verbindung von Zeitlichem und Zeitlosem macht das Buch wertvoll und über den Tag hinaus gewichtig.

Nach den Berichten eines 1933 nach Rußland geflüchteten und von dort enttäuscht zurückgekehrten Kommunisten schrieb Edwin Erich Dwinger sein aufwühlendes Buch „Und Gott schweigt ...?" Bericht und Aufruf (Eugen Diederichs Verlag, Jena. 154 S. RM 2.40). Dwinger hat als einer der ersten in „Zwischen Weiß und Rot" seine Stimme gegen den Weltbolschewismus erhoben. Nun greift er hier abermals zum Wort und schildert in seiner kargen, sachlichen, aber zutiefst ergreifenden Sprache die wirklichen Zustände im heutigen Rußland. Ein erschütterndes Buch, das zur gewaltigen Anklage wird, indem es die Schrecken des Systems in Moskau schildert und die innere Trostlosigkeit dieses Lebens aufzeigt. „Wie kann Gott reden, wenn die Menschen schweigen?" Diese Worte eines verhungernden, sterbenden russischen Bauern ruft Dwinger mit seinem Buche der abendländischen Menschheit als Warnung und Mahnung zu.

In einem weiteren kleinen Buche: „Spanische Silhouetten" (Eugen Diederichs Verlag, Jena. 107 S. RM 1.80) schildert Dwinger in Form kürzerer Tagebuchaufzeichnungen seine Erlebnisse, Eindrücke und Erfahrungen von einer Reise an die spanische Front, die er in der Zeit vom September bis November 1936 unternahm. Wir sehen auch hier wieder den leidenschaftlichen Kämpfer gegen den Bolschewismus. Dieser Kämpfer eint sich hier mit dem eigenartigen Gestalter und Schilderer, dem Dichter Dwinger, dem es gegeben ist, mit sehr knappen sprachlichen Darstellungsmitteln außerordentlich starke Wirkungen zu erzielen. Wunderbar nah und plastisch erscheint hier die spanische Landschaft und das Leben der spanischen Menschen. Besonders eindringlich aber sind in diesem Buche die Schilderungen der Begegnungen mit den führenden Persönlichkeiten des nationalen Spaniens.

Vor dem Hintergrund der von Südrußland ausgehenden weißrussischen Bewegung der Jahre 1918 bis 1920 erzählt Theodor Kröger, der Ver-

fasser des Romans „Das vergessene Dorf“ die von härtesten Prüfungen erfüllte Liebesgeschichte eines Deutsch-Russen und einer Rotekreuzschwester: „Heimat am Don“ (Propyläen Verlag, Berlin, 328 S., RM 4.—). Eingehende Kenntnis der geschichtlichen Geschehnisse und enge Vertrautheit mit dem landschaftlichen Hintergrund der fruchtbaren Ukraine setzen den Verfasser instand, zugleich ein erschütterndes Bild dieser unerbittlichen und grausamen Entscheidungskämpfe zwischen Weiß und Rot zu malen.

Vor demselben Hintergrund entrollt sich das Geschehen in Heinrich Koitz Roman „Stilles Licht — Geliebtes Land“ (Paul Neff Verlag, Berlin, 365 S., RM 5.50). Der Verfasser, der sich durch seine früheren Veröffentlichungen („Am Rande Europas“) bereits als einer der besten Kenner des europäischen Ostens erwiesen hat, schildert die Kämpfe der Männer und Frauen in der Ukraine um die Freiheit ihres Volkes. Simon Bezrutschko, der Held des Buches, hinter dem sich eine heute schon legendär gewordene Persönlichkeit jener Freiheitskämpfe verbirgt, ist der Anführer jener Tollkühnen und Todesbereiten. Simons Liebe gehört seinem Volke und Darja, der Führerin eines von ihr selbst gebildeten Frauenbataillones, das den ersten Kampf um Kiew entscheiden sollte. In den dunkelsten und verzweifeltsten Augenblicken bleibt Darja Simons Trost und Hilfe. Tragisch wie sein ganzes Leben verläuft auch seine Liebe zu der



Gustav Frenssen
dem nahezu 75jährigen Dichter der Nordmark, wurde kürzlich vom Führer die Goethemedaille für Kunst und Wissenschaft verliehen



Der Dichter Edwin Erich Dwinger, der am 23. April seinen 40. Geburtstag feiert, mit seinem Sohn Norwin im Garten seines Erbhofes Hedwigshof (Allgäu)

Frau. Bei der hoffnungslosen Verteidigung von Kamenez Podolsk stirbt Darja an der Geburt eines Sohnes. Simon aber muß fliehen; er ist besiegt und heimatlos geworden. Noch aber hat er die Hoffnung nicht aufgegeben, daß er einmal seine Heimat befreien werde. Alle seine Gedanken gehören den Plänen für einen zukünftigen Freiheitskampf. In Paris, wohin Simon geeilt ist, wird er von einem bolschewistischen Agenten ermordet. Im Herzen seines Volkes aber lebt er wie ein Heiliger fort. Das ist das groß gedachte und stark geformte Heldenlied eines großen Menschen, den auch der Tod nicht auslöschen konnte, der weiterleben wird, weil sein Leben ein Opfer war für Volk und Heimat.

Mario Heil de Brentani schrieb in seinem Roman „Spiel unter Fahnen“ (Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, 247 S., RM 4.80) das Buch, das einmal geschrieben werden mußte — die Geschichte derer, die im Kriege Kinder waren und deren zukünftiges Lebensgeschick notwendig von diesem Erlebnis mitbestimmt wurde. Diese heute ungefähr Dreißigjährigen haben in vielem ein ganz anderes Bild der Welt in sich als jene Kriegs- und Nachkriegsgeneration, von der sie dem Alter nach nur eine geringe Zeitspanne von wenigen Jahren trennt. Überzeugend stellt der Erzähler die innere und äußere Notwendigkeit für Handlung und Entscheidung dieser jungen Menschen dar. Ohne Zweifel haben sehr viel persönliches Erleben, viele herbe und bittere Erfahrung den Grund zu diesem Buche hergegeben, das in unserem Schrifttum einen eigenen Platz einnimmt.

Otto Heuschele



Ulrich von Hutten
Zum 450. Geburtstage am 21. April

Deutsche Zukunft

Aus Conrad Ferdinand Meyers Dichtung „Huttens letzte Tage"

Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!

Geduld! Wir stehen einst um ein Panier
Und wer uns scheiden will, den morden wir!

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.

Geduld! Was langsam reift, das altert spat!
Wann andere welken, werden wir ein Staat.

* * *

Da hab' ich eines Führers Ruf gehört:
„Der Kerker", schrie er, „Geister, ist zerstört!"

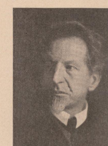
Das Tor gebrochen! Offen ist die Bahn!
Befreit die Brüder! Auf! Empor! Hinan!"

Aus lichten Wolken scholl Posaunenton,
Doch war's ein Siegesjubel, nicht ein Drohn.

Da plötzlich stund ich im Gewölke vorn
Und stieß aus voller Brust ins Jägerhorn.



Der Dichter des Allgäus — am 29. April 60 Jahre



Carl Hauptmann

geb. am 11. Mai 1858, gest. am 4. Februar 1921

Zum Gedächtnis von Carl Hauptmanns 80. Geburtstag ist das „Rübezahlbuch" des Dichters neu erschienen (im Paul List Verlag, Leipzig. 178 S. RM 2.25) — eine Dichtung, ganz aus dem Geist der Berge erwachsen, dem sie gewidmet ist, aus dem Boden schlesischen Volkstums und aus der besonderen Art des Dichters der „Waldleute" und des Romans „Einhart der Lächler", der „Armen Besenbinder" und des von unirdischen Melodien getragenen Bühnenspiels „Musik". Ein seltsam versponnenes Leben voll seelischer Tiefe, ein zugleich grüblerischer und derbkräftiger Humor, in einer urwüchsigen und bildkräftigen Sprache, ein umfassendes Weltgefühl, eine geheime Liebe zur Menschheit aus reinem und gütigem Herzen — das alles schwingt im hinterlassenen Werk des eigenwilligen Dichters.



Siedlung im Innern Islands — Archivbild

Gunnar Gunnarsson

Der graue Mann

Von Matthäus Gerster

Das Werk des isländischen Dichters Gunnar Gunnarsson dringt immer stärker auch in die deutsche Welt. Die Universität Hamburg hat ihn mit dem Henrik-Steffens-Preis ausgezeichnet. Vom Hüterjungen ist er zum größten Dichter seiner Heimat Island geworden, deren Geschichte in seinen Werken neues Leben gewinnt.

In den rasch bekannt gewordenen „Eidbrüdern" führt uns Gunnarsson in die Zeit der Landnahme der aus Norwegen vor Christentum und Königtum aufs Meer flüchtenden freien Bauern. Im „Weißen Krist" erweckt er die versinkende heidnische Welt und das siegreiche Christentum. So stellt er nun auch im „Grauen Mann" seine Menschen wieder zwischen zwei Zeiten. Es handelt sich um nichts weniger als um den Durchbruch von Recht und Gerechtigkeit auf Island. Wohl gab es bereits Gesetze, wohl wurde nach ihnen „Recht gesprochen". Aber der gemeine Mann war dabei der Willkür der Mächtigen ausgeliefert, die nur darauf bedacht waren, ihren eigenen Besitz, ihre eigenen Rechte, angeborene wie angemaßte, auf Grund der althergebrachten Gesetze zu sichern.

Kein Wunder, wenn der unterdrückte Arme von einem „Grauen Mann" träumte, einem Königssohn, der ins Land kommen sollte, um wahres Recht zu schaffen, neues Unrecht zu verhindern. Wenn der gemeine Mann freilich auf Gerechtigkeit und Linderung seiner Not hoffte, wußte er keine anderen Wege als die alten — die Wege des Unrechts. So läßt das Märchen vom „Grauen Mann" den Königssohn „für die Armen stehlen". Einmal, sagt eine der edelsten Gestalten des Romans, Lopt Sämundarson von Oddi, sei der graue Mann schon gekommen: der Erlöser. Aber er müsse und werde wiederkommen, obgleich ihn die Menschen aufs neue kreuzigen würden und sein Reich „wieder ein Reich der Einbildung und der Wortanbetung und nicht eines der Herzen" sein werde. Und deshalb zieht Lopt auch am Schluß der Erzählung nach Norwegen, um Priester zu werden.

Das Schicksal des Olaf Hildesson aber, mit dem der Roman beginnt, ist es, den Kampf um Gerechtigkeit zu eröffnen, obgleich es scheint, als ob es nur um den Streit zweier Sippen für ihre Machtstellung ginge. Olaf ist

ein armer Teufel, gutmütig, fleißig, ordnungsliebend und friedlich. Seine Jugend ist hart, seine Mannesjahre werden noch härter. Er paßt nicht in diese Zeit, in der die Männer rascher mit der Streitaxt als mit dem Wort sind. Da ist der junge Herrensohn Maar Bergtorsson ein anderer Kerl. Sein Erbe hat er vergeudet, seinem Pflegevater die Axt über den Schädel gehauen. Und mit seinem Onkel, dem reichen und mächtigen Havlide, der ihn den „Schandfleck der Familie" nennt, steht er auch nicht gerade freundschaftlich. Das Unglück für Olaf wie für Havlide und viele andere beginnt damit, daß Olaf bei Maar in Dienst tritt und nicht nur um den ihm rechtlich zustehenden Anteil am Fischfang betrogen, sondern auch seiner ganzen übrigen Habe beraubt wird. Ohne des reichen Torgils Rat und Unterstützung wäre Olaf hilflos. Torgils rät ihm, noch einmal in Güte mit Maar zu sprechen. Freilich gibt er ihm auch eine Axt mit. Und als Maar sich weigert, das widerrechtlich behaltene Gut herauszugeben, schlägt Olaf mit der Axt zu, allerdings mit geschlossenen Augen; denn er ist feig. So trifft er Maar nur in den Schenkel. Maar will dem Fliehenden nachstürzen, wird aber von dem Fischer Torstein zurückgehalten und verbunden. Zum Dank erschlägt er heimtückisch den gutmütigen Helfer. Nicht genug damit, bricht der Herrensohn mit einem gleichgesinnten Lumpen in die Familie des redlichen Fischers Hneite, schändet die Tochter und wird Mitschuldiger am Tod ihres Vaters. Während Olaf zu Torgils flüchtet, um Schutz zu suchen, geht Maar zu seinem Onkel Havlide, der als rechtskundiger Mann großes Ansehen genießt.

Es war damals noch ein „recht unschuldiges Vergnügen", einen Mann totzuschlagen und eine Familie zu kränken, solange es sich um einen gemeinen Mann handelte. Der Große und Mächtige büßte die Untat mit einer kleinen Geldstrafe. Anders war es, wenn es sich um den Großen selber handelte. Havlide, dem Maar erzählt, was er zu erzählen für nötig und zu verschweigen für klug hält, zahlt für Torsteins Tod die kleinste Summe, die das Gesetz für einen erschlagenen Knecht vorschreibt. Für Hneites Tod ist er bereit, mehr zu zahlen. Als er aber hört, daß dessen Witwe sich unter den Schutz Torgils begeben hat, und daß Torgils auf dem Thing ihre Sache wie die Olafs vertreten will, ahnt er, daß es hier um mehr geht als um die Zahlung der kleinen Buße.

In der Tat sinnt Torgils, der sehr reich, aber weniger angesehen ist als Havlide, darauf, aus dem ganzen Handel Ehre für sich zu gewinnen und den Nachbarn zu demütigen. So wird die Sache des kleinen Mannes, den das Gesetz gering achtet, zum Gegenstand des Streites der Großen. Noch einmal verurteilt das Havlide gefügige Allthing den Knecht Olaf für den Angriff auf einen Herrensohn zur Landesverweisung, während der Mörder und Frauenschänder Maar mit einer kleinen Geldbuße davonkommt. Aber diese offenkundige Ungerechtigkeit erregt die Leute nun doch stärker, als Havlide erwartet hat. Torgils nützt die Unzufriedenheit auf kluge Art. Aber da sein Gegner sich immer vorsichtig in den Grenzen des Gesetzes hält — was ihn aber nicht hindert, den unbequemen Olaf töten zu lassen —, gerät Torgils zuletzt in eine solche Wut, daß er auf dem Thing mit der Axt nach dem Gegner ausholt und ihm ein paar Finger abschlägt. Das ist nicht nur Körperverletzung, sondern auch offener Bruch des Thingfriedens. Ehe Torgils noch ahnt, was Havlide eigentlich zugestoßen ist, verurteilt ihn das Thing zur Friedlosigkeit. Sein Gegner darf sich nun nicht nur an seinem Besitz schadlos halten, sondern ihn auch erschlagen, wann und wo er ihn trifft.

Nun stehen sich zwei Große und Mächtige gegenüber. Torgils ist entschlossen, dem Spruch des Gerichts zu trotzen. In seinem Heimatbezirk ist er beliebt und hat durch den Spruch des Gerichts an Achtung nichts eingebüßt. Als er hört, daß Havlide das Urteil vollstrecken wolle, sammelt er seinen Anhang und sperrt dem Gegner den Weg. Havlide ruft seine Leute um sich, und es scheint, als ob es zum offenen Kampf zwischen den beiden mächtigen Gegnern kommen sollte. Torgils tritt als Schützer der kleinen Leute und braven Bauern gegen Havlide auf, der zwar das starre alte Recht auf seiner Seite hat, aber im Grunde doch im Unrecht ist.

Da mischt sich die Kirche ein. Der Bischof droht dem unnachgiebigen Havlide, ihn aus der Gemeinde auszuschließen, wenn er nicht Torgils Angebot eines Vergleichs annehme. Nun gibt Havlide nach. Er selbst will die Bedingungen der Buße stellen. Und er stellt sie hart und hoch.

Es ist eine Riesensumme. Torgils zahlt sie ohne Zögern; ja er fügt ihr noch reiche Geschenke hinzu. War es ehrenvoll, soviel zu verlangen, so ist es noch ehrenvoller, soviel zahlen zu können und hinterher ebenso aufrecht und reich dazustehen wie zuvor. Gerade das Übermaß der Buße aber schadet Havlide im Urteil der Leute. Nun rächt sich an ihm das Gesetz, das er einst niederschreiben ließ und wie einen Götzen verehrte. Liebte er es doch nur so weit, als es zu seinem eigenen Wohle diente. Eine neue Zeit wird kommen, in der auch der kleine Mann nicht mehr dem Übermut der Großen preisgegeben ist und jeder vor dem lebendigen Recht gleichgestellt ist.

Kristmann Gudmundsson

Kinder der Erde

Von Olaf Saile

Ganz oben im Dorf, auf einem Hügel, der „von der Gildra anstieg, lag ein kleines Gehöft, Holtakot . . . Unten und zu beiden Seiten lag das große Dorf Balagil. Es zog sich ganz bis zum Meer hinunter, zwei Stunden zu Pferde." So zeigt Gudmundsson den Schauplatz seines neuen Buches. Es ist wieder ein Buch Islands: des einsamen, weiten, bergigen Islands, mit dem Tosen der Brandung um steile Felsen, mit den eisigen Winden vom Meer her, mit den vom Heidekraut überwucherten Ebenen, mit der Unendlichkeit und der gespenstischen Düsterkeit weiter Moore. Stille und herbe Menschen leben auf Island: Fischer und Bauern, Jäger, Schafzüchter, innig verwachsen mit dem harten Boden der Landschaft, schwerflüssig, schweigsam und zäh, Skaldengesang und das Lied von der Erde im Blut.

Unter diesen Menschen lebt Valborg Gunnarstochter, still und einsam wie die Bäume im Wechsel zwischen Blüte und Reife. Sie ist die Frau des ärmsten Bauern im Dorf Balagil. Der schweigsame, nicht unansehnliche Thorgils Sigmundsson hat sie sich geholt, die einzige Tochter des schwerreichen Gunnars auf Almot. Sie folgte dem Knecht vom väterlichen Hofe aus Liebe, vom Vater verflucht und enterbt. Auch als nach zweimonatiger Ehe das Kind kam, verzieh der Alte nicht. Er nimmt sich Asmundur, einen verwaisten Verwandten, auf den Hof und stirbt in Trotz und Einsamkeit.

Valborg, die Tochter, liebt den Mann ihres Herzens in Armut und Entbehrung. Sie liebt ihn im dürftigen Kreislauf ihres Lebens: in harter Arbeit des Sommers, in Hunger und Kälte des langen Winters. Von allen ihren Kindern behält sie nur das älteste, den Sohn Sigmundur. Wie ihr das jüngste Kind, Liebling und Stolz ihres Herzens, unter den Händen stirbt, ist ihr das letzte genommen, das ihr über das trübe und harte Dasein forthalf. Alles erscheint nun mit einem Male leer und aller Süße beraubt. In dieser Zeit wird ihr auch der Mann fremd. Sie liebt ihn immer noch und wird ihn weiter lieben, aber sie sieht ihn plötzlich, wie er ist: verarbeitet und ungepflegt, schwerfällig und allzu demütig.

So stehen sie sich gegenüber: Valborg, die Tochter des reichen Hofes, mit dem Stolz der freien Natur, mit dem Kampfesmut gegen das Schicksal, mit der Sehnsucht nach Reichtum, Überlegenheit, Achtung bei den Menschen — und Thorgilds, ewiger Knecht des Lebens, mit der fatalistischen Frömmigkeit untergebener Naturen. Wenn er eine Sehnsucht hat, geht sie zurück: zur Vergangenheit ruhmreicher Ahnen, alter stolzer Isländer, wie sie aus Gesängen und Sagen des Landes steigen. Er ist niemals feige, niemals auftrotzend, er ist ein schwerer, schweigsamer und dunkler Mann, der zäh das Seine tut.

Eine eisige Weihnacht bringt Besuch ins Haus: einen im Rausch halberfrorenen Fremden. Valborg erkennt ihn. Es ist Asmundur, der ihr, wie sie meint, das Erbe stahl, um es mit Trinken und Lieben zu vergeuden. Sie gewährt dem Fremdling Gastrecht, aber wie er sich erbietet, den Besitz auf Almot mit den rechtmäßigen Erben, mit Valborg und ihrem Manne, zu teilen, schlägt sie ihm das Anerbie-

ten haßerfüllt und höhnisch ab. Niemals wird sie als Almosen nehmen, was ihr Recht war, niemals wird sie teilen, wo ihr das Ganze zusteht. Sie überhört Asmundurs aufrichtige Absicht, sie überhört den ungesprochenen Wunsch ihres Mannes — Asmundur geht als ein Hinausgewiesener über die Schwelle.

In dem Manne Thorgilds frißt der Verlust. Der Mitbesitz am Amothof hätte ihn aus der Armut und Mißachtung gehoben, das Leben wäre leicht und kostbar geworden. Wie konnte ihr Trotz das verhindern! Aber was er Trotz nennt, nennt sie Stolz. Es gibt einen leise schwelenden, zehrenden Kampf, der die einstige Liebe untergraben will.

Asmundur vereinsamt im Dorf.

Ihm fehlte die Fähigkeit und die Erfahrung, den großen Hof zu bewirtschaften und über viele Leute zu gebieten. Die Begegnung mit Valborg machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Er war nicht gekränkt, weil sie sein Angebot mit harten Worten ablehnte; es war ihm eher wie eine Erleichterung, daß sie so böse und ungerecht war. Wenn sie ihrer Bitterkeit freien Lauf ließ, konnten sie vielleicht eines Tages gute Freunde werden. Valborg war ruhig und stark; sie schuf Stille und Frieden um sich und bei ihr hatte er dieses Geheimnisvolle gefunden, von dem er nicht wußte, was es war, das aber alle seine Nerven erzittern ließ in tiefer dunkler Erwartung, so oft er sie sah.

Zwischen den beiden Männern wächst langsam eine Freundschaft auf, bei der Asmundur der Gebende ist. Er versorgt Thorgilds mit Branntwein, Schnupftabak und einmal, in einem Hungerwinter, mit Mehl und Fleisch. Aber Valborg schüttet das Essen den Raben vor. So groß ist ihr Haß.

Ist es wirklich Haß? Wächst nicht ein anderes verborgenes Gefühl für diesen Mann in ihr auf, der sie in einer zarten und dienstwilligen Art verehrt? Sie will es sich nicht eingestehen, daß eine Liebe in ihr Raum gewinnt, eine haßerfüllte Liebe freilich, die ihn quälen will und die er gleichmütig und geduldig erträgt. Sein Lebenswandel ändert sich, er trinkt nicht mehr, er treibt sich nicht mehr herum, er beginnt seinen Hof in Ordnung zu halten. Valborg wird auf geheimnisvolle Weise glücklich und ruhig in seiner Nähe, aber sie kennt das Ausmaß dieses unbewußten Glücks noch nicht . .

Ihr Sohn Sigmundur wächst heran. Valborgs frühere Freundin, Sigridur auf Bol, holt ihn eines Tages auf ihren Hof. Sigridur war einmal ein bettelarmes Mädchen, ehe es seinen Liebsten verriet und den reichsten Bauer auf Bol heiratete. Aber in all ihrer Wohlhabenheit ist sie eine schnell verblühte, freudelose Frau geworden, die nur noch für ihre Tochter Thora lebt. Zwischen dieser Tochter und Valborgs Sohn Sigmundur wächst eine schöne kameradschaftliche Freundschaft. Die beiden Mütter stecken ihr höhere Ziele: Sigmundur wird Thora heiraten, er wird wieder reich und unabhängig werden. Valborg achtet nicht der dunklen Gerüchte, daß sich bei Thora die Spuren eines alten Familienleidens zeigten, die Spuren einer Geisteskrankheit.

Thorgilds, dem Valborg einst aus dem reichen Hause in das arme Leben folgte, wird krank und denkt an den Tod.

Er sprach dann und wann im Fieber davon. Und einmal erwähnte er das Begräbnis: „Ich habe sechzig Kronen hier in einem Umschlag unter meinem Kopfkissen liegen. Das dürfte ungefähr genug sein, denke ich. Du kannst einen billigen Sarg kaufen, der ist gut genug für mich." Das sagte er so ruhig und bedächtig, als handle es sich um irgendeine gleichgültige Sache. Er lag da im Bett mit einem gedankenvollen Ausdruck im Gesicht, das feucht von Schweiß war. Aber es war eine Kraft in diesem todgezeichneten Gesicht, die ihr manches Mal einen kalten Schauer über den Rücken jagte . . . All das Unsichere und Klägliche verschwand, auch der Trotz, es blieb nur diese erhabene und unmenschliche Geduld, wie bei einem ausgedienten Gaul, der sich zum Sterben gelegt hat.

Und als sie ihn in ihrer Ratlosigkeit rundheraus fragte, ob er denn keine Angst habe, antwortete er: „Warum sollte ich Angst haben? Ich habe nicht so viel zu verlieren, daß ich mich daran klammern müßte, noch einige Jahre zu gewinnen. Und was ich gesündigt habe, wird mir Gott vergeben, es ist wohl nicht so viel."

Eine Stimme aus dem Grabe war es, leidenschaftslos, kalt und ohne Interesse für etwas Irdisches. Sie hatte ihn als einen schwachen, unsicheren Mann gekannt, als einen, der sich bedingungslos den Starken und Gebieterischen beugte; sie hatte ihn gedemütigt gesehen, hatte gesehen, wie er sich selber erniedrigte. Jetzt trat der verborgene Untergrund seines Wesens hervor. Sie begriff, daß sie diesen Mann nie gekannt hatte. Er hatte in ihren Armen geschlafen und in stummen Nächten bei ihr Zuflucht gesucht. Sie hatte seine Schwäche in Finsternis und Einsamkeit gekannt, seinen Hunger nach der Güte der Frau, die kein Mann ent-

behren kann. Nun aber zum Schluß brauchte er sie doch nicht. Nun er litt und mit dem Tode kämpfte und sie ihm so von Herzen gern helfen wollte, wurde er ohne sie fertig. Er war so arm, wie er dalag, so verlassen und elend, er hatte es so schlimm; ihr Herz war krank vor Mitleid, und sie liebte ihn. Aber er brauchte ihre Güte nicht mehr; er war stärker geworden als diese Güte, stärker als Leiden und Unglück. Er war ohne Stolz, ohne Würde und hatte nicht die Kraft, mit dem Leben fertig zu werden, aber der Tod schreckte ihn nicht. Er begegnete ihm mit dieser eisigen Stärke, die ohne Hoffnung und ohne Furcht war; er war unüberwindlich.

Aber sein letztes Wort ist ein Vorwurf und ein merkwürdiger Dank zugleich: „Du hast mein ganzes Leben zerstört, aber ich bereue es nicht. Nicht viele Männer in meinen Verhältnissen bekommen eine Frau, wie du bist."

Über das Leben geht weiter. Es erlaubt Valborg nicht, abseits zu stehen. Da ist noch ihr Sohn Sigmundur, der sie beunruhigt. Er, dem die Freundschaft des Mädchens Thora lieb war, erschrickt vor ihrer Liebe. In der Freundschaft ist sie sanft, gefügig, gut; in der Liebe begehrend, wild und fremd, mit einem fremden und grauenerregenden Blick. Dieser Blick scheint aus einer Tiefe ihres Wesens aufzutauchen, die krank und gefährlich ist. Trotzdem fügt sich Sigmundur, bis ihn ein einmaliges kurzes Erlebnis mit einem fremden Mädchen sturzartig überfällt. Aber es geht vorüber, die Spur verflüchtigt sich, erst ein anderes, ihm wie vom Schicksal selbst an seine Tür gewehtes Mädchen wird ihm zur Erfüllung. Um Kolbruns willen, die das Lachen und den Glanz der Jugend auf den Hof bringt, verläßt er Thora, auch Valborg kann nichts mehr verhüten: der Rausch der Jugend überschäumt ihre Abwehr und Enttäuschung. Sigmundur und Kolbrun werden das glücklichste Paar der Erde.

Sie gehörten zusammen, immer, immer, nichts konnte sie trennen! Er war nicht da ohne sie: sie war Erde und Himmel, die Blumen dufteten nicht so gut wie sie, die Sonne wärmte nicht so wie ihre Augen; es gab nur ein Glück auf der Erde: immer bei ihr zu sein und in ihren Armen zu schlafen. Er war ihr Geliebter, und er betete sie an wie eine Göttin. Er konnte nie das unbegreifliche Wunder fassen, daß sie sein war und ihn liebte.

Was tut es, daß die wahnsinnig gewordene Thora als leibhaftiges Dorfgespenst um die Fenster des Holtakothofs schleicht? Sie sind glücklich, in der Wiege liegt ihr Sohn. Aber das Glück zerspringt: die wahnsinnige Thora gießt Wasser vor das Haus, Kolbrun gleitet auf dem morgendlichen Gang nach Wasser auf dem Eise aus, stürzt in die wilde Gildra und ertrinkt. Sigmundur wandert im Nachtsturm die Ufer der Gildra ab, Leute finden ihn eines Morgens halberfroren im aufgeschaufelten Grab, auf dem Sarg der toten Frau.

Da weiß Valborg, daß sie ihren Sohn verloren hat, und sie muß hinaus in die größte Einsamkeit, um sich auszuweinen. Aber ihre starke, lebenbejahende Natur, dieses wunderbare Erbteil eines naturnahen Geschlechts, hilft ihr auch über diese Prüfung hinweg. Sie findet Trost in der Arbeit und im kleinen Enkel; in ihm erkennt sie einen echten Amot, den Erben ihres Geschlechts. Ihm wird sie vom Urgroßvater erzählen, vom schweigsamen Großvater, von den Eltern und ihrer Liebe, sie würde ihn lehren, an Gott zu glauben, der einem Kraft gibt, zu dulden und zu leiden. In dieser Aufgabe sieht sie ihr Leben am Ziel.

Da, eines Tages, kommt Asmundur von Amot und bittet sie nochmal, mit ihm als seine Frau nach Amot zu kommen. Noch einmal will sie ihm absagen. Sie ist doch eine alte Frau, sie wollte ihrem Manne treu bleiben bis in den Tod; aber sie sieht ihn unter dem Schmerz dieser Worte zusammensinken, sie sieht ihn neben ihrem Sohn sitzen und stumpf in das Nichts starren wie jener. Da „erhob sie sich, überwältigt von einer heftigen Zärtlichkeit, die ihr die Röte in die Wangen trieb", und sie duldet es, daß er sie umfaßt und an sich zieht. „Eine hemmungslose Freude ergriff sie: jetzt kam die Reihe an sie, die Augen zu schließen und alles geschehen zu lassen, das Leben würde auch für sie beginnen!"

Noch einmal kann sie die Kraft ihres Herzens, die Kraft ihrer Arme beweisen, noch einmal wird sie im Leben stehen, fest und getreu, zäh wie ihr Land, und durch die Schmerzen weise geworden. Sie wird wieder auf dem Hof ihrer Väter sein, Klein-Gunnar, der Enkel, lacht zu ihr auf, der Kreislauf kann wieder beginnen. Er, der Enkel, würde groß und stark werden und ihre Aufgabe übernehmen, „einer von denen, an die sich Generationen erinnern, einer von denen, die siegen oder sterben!"

Diese Hoffnung erfüllt ihr Herz, und „solange Hoffnung ist, ist Leben . . ."



Ein deutscher Dichter des Nordens

Karl Friedrich Kurz

Haldor im Frühlingstal

Von Martin Platzer

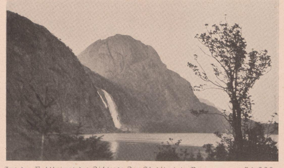
Karl Friedrich Kurz hat als Maler begonnen und in Karlsruhe studiert. Dann führte ihn seine Reiselust in alle Mittelmeerländer, nach Indien und China und auf die Philippinen.

„Ich kam auch nach Island. Aber am allermeisten zog es mich ins Nebelland Norwegen. Norwegen muß wohl Schicksal sein in meinem Leben . . . Ich lebte mit Fischern und unter Bauern. Ich litt oft sehr unter der Einsamkeit, und ich reiste fort. Es war fast Flucht. Aber die Einsamkeit zwang mich immer wieder zurück, sie hatte wohl dennoch eine größere Macht. Und so ging es viele Male hin und her. Bis ich schließlich mein Haus am Fjord baute . . .

Schon früh wurde mir klar, daß man mit Stift und Pinsel doch nicht alles sagen kann — so begann ich zu schreiben; zuerst Reiseschilderungen, dann Novellen, schließlich wurden Romane daraus."

Im Land der hellen Nächte aber entfaltete sich sein Dichtertum. Der Volkspreis deutscher Dichtung im Jahre 1934, der Ehrenpreis der schweizerischen Schillerstiftung 1936 waren äußere Zeichen verdienter Anerkennung. Überall am Gesamtwerk dieses Dichters offenbart sich die gleiche seelische Grundhaltung, die sich über alle Bitterkeit des Daseins stets zur Bejahung durchringt. Das erweist sich an seinen Büchern „Die goldene Woge" (Georg Westermann Verlag, Braunschweig), „Der ewige Berg" (ebd.), „Herren vom Fjord" (ebd.), „Herrn Erlings Magd" (Gerhard Stalling, Oldenburg) und vor allem „Im Königreich Mjelvik" (Georg Westermann, Braunschweig).

Die Schicksalsliebe, die auch das Dunkel, das nie zu lösende, noch bejaht, ist auch der Grundakkord seines Erzählungsbandes von „Haldor im Frühlingstal". Haldor, ein Bauer, zäh und knorrig und fanatisch dem Boden verbunden, dessen Unfruchtbarkeit er in verbissener Arbeit stets neue weite Strecken abzugewinnen weiß, haust hoch oben im Frühlingstal, auf seinem Hof Einödgaard, den er Nyheim nennt, fern von den Menschen. Er hat sich den neuen Hof in den Zeiten der Inflation geschaffen, als er seinen schönen Besitz unten am Solböstrand verkaufte und der Wildnis ein neues Reich abgewann — um den Gram zu betäuben, von dem er zu niemand spricht, und der doch an seiner Seele nagt. Denn er hat seinen Sohn Dagfinn, seine Tochter Margit durch seine Härte von Haus und Hof vertrieben. Aber sie finden beide wieder zu ihm zurück. Zuerst Dagfinn, dann auch Margit. Zunächst scheint alles gut zu gehen. Dagfinn ist der vielbewunderte, vielbeneidete „Seemann und Weltfahrer", der von seinen Taten zu erzählen weiß, von seinen Abenteuern und Fahrten. Das Geld sitzt ihm locker in der Tasche. Die schöne Bäckerstochter Ludviska wirft ihre Netze nach ihm aus. Margit wird von dem schüchternen, verträumten Birger Vaarda im Nachbarort Hylnes geliebt, dem Dagfinn zu starkem Aufschwung seines Kramhandels verhilft. Alles, was Dagfinn anpackt, gelingt. Ans Zauberhafte grenzt das; er nützt diesen Wunderglauben aus und schiebt alles der Gewalt einer Perlennadel zu, die am Ende wohl nicht einmal echt ist.



Aus der Wahlheimat des Dichters: Der Söndfjord in Norwegen — Aufn. K. F. Kurz

Von dem Augenblicke an, da er die Perle verliert, schlägt ihm alles fehl. Das Kartenhaus seiner Lügen, seiner Aufschneidereien bricht zusammen. Sein Geld geht auf die Neige, und mit ihm schwindet sein Ansehen und die Treue der Bäckerstochter. Margit fühlte sich inzwischen mehr als zu dem schüchternen Birger zu dem tatkräftigen Nachbarssohn Sigvald hingezogen, den sie sehr bald erhört. Mit diesem zusammen übt Dagfinn, als er erkennen muß, daß die Bäckerstochter nur seinen Geldbeutel, nicht aber ihn selber liebte, an dieser eine Rache aus, die das ganze Dorf in Aufruhr bringt. Man zieht bewaffnet und mit viel Gelärm vor Haldors Hof. Es kommt fast zum Blutvergießen, zu Mord und Todschlag und schließlich zu einem Prozeß, den Haldor sehr zur Verblüffung der Dorfbewohner gewinnt.

Denn der Sturm gegen Nyheimgard war ja nur Auslösung eines lange vorher schon vorhandenen Haders. Haldor war seinen Dorfgenossen ein Fremder, sie verziehen ihm die freiwillige Verbannung hoch oben in das einsame Tal nicht und nicht seinen wachsenden Reichtum, während all ihr Glanz mit der Inflation dahingesunken war. So drängt alles zum unheilvollen Ende. Starrsinn steht gegen Starrsinn. Es ist kein Zweifel, wer in dem ungleichen Kampfe unterliegen muß.

Haldor hat einen jahrelangen Streit mit dem Vater Sigvalds, dem Bauer Helmer, um eine Bergwiese, die Helmer für sich beansprucht, obgleich kein Grenzstein zu finden ist, der sein Besitzrecht bezeugt. Deshalb hatte sie Haldor in Besitz genommen und kultiviert. Helmer nun findet durch Zufall eines Tages den fraglichen Stein, gleichzeitig übrigens mit der Perlennadel Dagfinns, die von der Krähe Raa — mit diesem unheilvollen Tier hat es noch eine besondere Bewandtnis! — dorthin verschleppt worden war. Helmer versenkt sie in seine Tasche, froh des Sieges im Rechtsstreit. Haldor gibt denn auch sofort alle seine Rechte auf die Wiese auf, sehr zum Erstaunen der Dörfler, die ratlos vor einem so ehrenhaften Verzicht stehen.

Kurze Zeit danach findet man Helmer tot auf der neugewonnenen Wiese in seinem Blute am Grenzstein liegend.

Sogleich richtet sich der Verdacht auf Haldor und seinen Sohn, gegen die verschiedene, scheinbar unwiderlegliche Indizien sprechen. Vor allem natürlich die bewußte Perlennadel. Man setzt Haldor und Dagfinn unter Anklage, man verurteilt den Vater zu lebenslänglichem Kerker, den Sohn zu mehrjährigem Gefängnis. Den Bemühungen des alten Vogtes gelingt es, eine Begnadigung zu erwirken. Die Wiederaufnahme des Verfahrens aber, das die völlige Unschuld

beweisen soll, liegt noch in weiter, wohl nie erreichbarer Ferne. Wird der Prozeß noch einmal aufgerollt werden, wird sich je die Unschuld der beiden erweisen? Der Dichter läßt diese Frage offen, und nur wir und die alte Krähe Raa wissen, daß Helmer das Opfer eines Unglücksfalls geworden ist. Er ist durch einen Hufschlag der Stute Fryollä zu Boden geworfen worden und hat sich auf dem Markstein den Schädel zerschlagen. Die Krähe aber kann nicht sprechen, und sie wird außerdem noch von Sigvald, der sich über ihr scheußliches Gekrächz ärgert, erschossen.

Haldor stirbt bald nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis. Dagfinn fängt zäh von neuem an, diesmal mit Fischfang, er legt Geld zu Geld, um die Wiederaufnahme des Verfahrens durchzusetzen und damit auch den väterlichen Hof zurückzugewinnen. Sigvald, der sich von Margit losgesagt und eine Nachbarstochter geheiratet hat, erhielt ihn als Entschädigung für den Tod seines Vaters zugesprochen und vereint nun einen fast fürstlichen Besitz in seinen Händen. Margit aber findet eine Zuflucht in den Armen des treuen Birger.

Der neue Roman „Ein gesegneter Lügner" läßt dem toten Haldor und seinem Sohne Dagfinn nun endlich die verdiente Rechtfertigung zuteil werden, dem letzteren damit auch den Besitz des väterlichen Erbes.

Es scheint nun einmal Gesetz des Solböstrandes zu sein, daß irgendwer von draußen den Atem der großen Welt unheilvoll in die stille Abgeschiedenheit bringt. War es im „Haldor" Dagfinn, der Sohn, so hier der Chauffeur Magnus Vind. Er fährt nicht nur einen schnaufenden und ächzenden, trotzdem aber allgemein bestaunten Ford durch das Land, er fährt darin auch die neugierigen Mägdlein spazieren, die dafür freilich mit ihrer Tugend zu zahlen pflegen. Ist es bei Dagfinn die Wunderperle, so ist es hier ein Drachenring, der seinem Besitzer die Unwiderstehlichkeit und den Erfolg verbürgt, und beide Schmuckstücke haben dazu noch eins gemein: sie sind beide unecht.

Magnus nun also richtet, wie Dagfinn, allerhand Verwirrungen am Solböstrande an; sein Geld geht ebenfalls bald auf die Neige. Sein böses Beispiel betört die guten Sitten. Betriebsamkeit, die in Boxabenden und Radrennen ihren Ausdruck findet, tritt an Stelle bedachtsam zähen Strebens, Ungeduld will müheslos den Gewinn der Stunde einheimsen.

Vor allem Per hat darunter zu leiden, der gutmütig ist und etwas beschränkt. Auch seine Schwester Sigrid ist der Verführung des Chauffeurs erlegen und ist von ihm verlassen worden. Es dürfte also wohl etwas weibliche Rachsucht mit im Spiele sein, wenn sie ihren Bruder dazu bringt, in der Stadt das Chauffieren zu lernen und mit einem prunkenden Chevrolet dem Ford zunächst erfolgreich Konkurrenz zu machen. Bald aber erleidet das Vehikel eine hoffnungslose Panne, und das Unternehmen bricht zusammen.

Magnus wird kurz darauf von seinem Chef hinausgeworfen und gesellt sich nun zu Peer in allerlei Unternehmungen. Der hat außer der Kenntnis des Chauffierens sich aus der Stadt — man denkt an das „Königreich Melvik" — eine gar prächtige Dame, namens Alvilda, mitgebracht, deren äußerer Glanz freilich nicht im rechten Einklang mit ihrem inneren Wert steht. Er heiratet sie sogar, wird sie aber dann doch nach allerlei Fährlichkeiten an Magnus los.

Das eben ist das Seltsame an diesem Chauffeur; er ist sittlich durchaus nicht einwandfrei, aber so bestrickend liebenswürdig, daß niemand ihm seine Streiche wirklich übelnehmen kann. Und so geschieht es auch immer wieder, daß dieser Lügner sich aus den verzweifeltsten Situationen rettet — freilich oft auf etwas peinliche Weise, mit Fälschung von Antiquitäten und anderen betrügerischen Kniffen. Per aber lernt durch seine Enttäuschung das regelmäßige Arbeiten wieder, und Sigrid findet an der Seite des treuen Jon ein dauerhaftes und in sich selbst begründetes Glück.

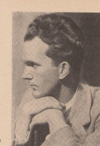
Magnus entschwindet mit seiner Alvilda wieder in die große Stadt und hinterläßt dem Solböstrande listigerweise einen Sohn. Was wird aus ihm? Einstweilen nimmt sich der alte Vogt Nils Halsten, der gute Geist des Tales, des kleinen Julius Magnussohn an und bringt ihn zu Dagfinn auf Nyheim.

So schließt sich der Kreis, wie „alles sich dreht im ewigen Spiel der Mächte. Helle und Dunkelheit wechseln . . . Eine neue Menschheit wächst heran, aus Not und Verderbnis und unsterblicher Güte . . .

Neil M. Gunn

Das verlorene Leben

Von Otto Heuschele


Neil M. Gunn

Der Wille Napoleons, das britische Weltreich und seine Macht zu zerbrechen, fand in der Kontinentalsperre ein gefährliches Instrument. England war gezwungen, sich von der Einfuhr von Nahrungsmitteln und Kleidern unabhängig zu machen. So entstand der Plan, das schottische Hochland in ein gewaltiges Weideland zu verwandeln. Um diesen Plan zu verwirklichen, mußte der stolze Stamm der Gälen aus seinen Hochlandtälern vertrieben werden. Das geschah mit unerbittlicher Härte. Diese Tragödie gestaltet der schottische Dichter. Im Abenddämmern eines Herbstes kommt die schwarze Strandmairi mit ihrem Korb, in dem sie Heilkräuter, Moose und Flechten sammelt, übers Gebirge heim. Zuweilen als scharfe Silhouette vor dem Himmel stehend, dann wieder im Schatten einer bewachsenen Feldwand verschwindend, nähert sie sich langsam dem Riasgan-Tal. Wer ihre kleine, zähe Gestalt, die zahllosen Falten ihres seltsam ausdruckslosen Gesichtes erkennt, dem wird sie zum menschgewordenen Sinnbild des Riasgan, seiner Herbheit, seiner Armut und wilden Schönheit. Sie lebt mit ihrem Enkelsohn Davie und dem Mädchen Elie ein Leben der Armut und der Arbeit, ist aber als Heilkundige überall gern gesehen. Gleich ihr leben die übrigen Bewohner des Dorfes von dem, was sie dem wenigen, vom Herrn des Clans gepachteten Land abringen können. Dennoch sind sie glücklich, wie nur je naturnahe Menschen glücklich sein können, in ihrem Lieben und Hoffen, ihrer Arbeit und Feier. Es ist stets ein Lachen und Jubeln, wenn alt und jung zusammenkommt. Die Mädchen und die Frauen mit einer Arbeit, die Männer schon belebt in der Erwartung des Tanzes beginnen ein fröhliches Reimeschmieden. Kaum einer von ihnen kann lesen und schreiben; aber in der Sprichwörterschlacht überbieten sie einander an Witz und Geist. Oder aber der graue Angus erzählt die Geschichte von dem alten Barden, die sie alle kennen, von der sie sich aber immer wieder zu Tränen rühren lassen. Schließlich geht es mit heiteren Liedern hinaus zum Tanz. An solch einem Abend voller Glückseligkeit finden sich Colin und Elie, und ihre junge, herbe Liebe schlägt über ihnen zusammen. Der Herbst vergeht wie ein Rausch, und als sie beide wissen, daß Colin in den Krieg ziehen muß, da wird das Mädchen von wilder Verzweiflung gepackt.

Langsam ging sie bis zur Hütte hinauf. Wie müde sie war, grenzenlos müde! Sie ließ sich hinfallen und preßte ihr Gesicht gegen die Erde. Sie hörte den Nachhall seiner Stimme, seine eindringlichen Worte, als er davon sprach, daß er heimkommen würde . . . Als sprächen Geister zu ihr. Ein abgehacktes trockenes Schluchzen quälte sie. Sie hatte ihn geliebt — bis an das Ende ihrer Kraft und ihrer Liebe. Aus diesem Letzten, das sie ihm gegeben hatte, würde es über sie kommen, würde es . . . O Gott im Himmel, was denn, was nur? Die Angst vor ihrem Unglück schüttelte sie, ihr Mund wollte die Angstschreie zurückhalten, sie krümmte sich in ihrem grauen, hoffnungslosen Elend, durchzuckt von roten Flammenzeichen ihrer Liebe.

Nur Seonaid, ihre Freundin, ahnt, warum Elie noch in diesem Jahr fortziehen will, um Dienste in der Fremde zu nehmen. Zum Spott und zur Verwunderung des Dorfes begleitet sie sie mit noch zwei anderen Mädchen. Als sie im Winter ohne Elie zurückkehren, wissen sie eine rührende Geschichte von ihrem Glück in der Fremde zu erzählen. In Wahrheit aber hat Elie, die Zarte, Scheue, einem Knaben das Leben geschenkt und zieht nun als Bettlerin mit ihrem Kinde durchs Land. Elend und

verfemt kommt sie nach acht Jahren im kältesten Winter wieder heim.

„So, nun wärm dich, Kind. Da bist du also wieder", sagte die schwarze Mairi. Ihre dünne Stimme klang wie zersprungen von der Erregung des Wiedersehens und hatte dabei einen erschrockenen Unterton, als ob sie noch einmal an alles dächte, was nun schon so lange hinter ihr lag.

Elies Kopf sank noch tiefer. Aus der kalten, gefühllosen Welt da draußen war sie auf langen, versteckten Pfaden zurückgewandert zu diesem Feuer, nach dem sie es überall verlangt hatte, zurück zu diesem Herzen, das für sie die Mitte der Welt bedeutete. Die Wärme des Herdes drang in sie ein und umschloß sie ganz fest wie sanfte Flügel, die das Leben draußen von ihr fernhielten und sie fast erstickten. Sie fühlte Mairis Hand auf ihrer Stirn, und ihr ganzer Körper begann zu beben und zu zittern wie von einem Schüttelfrost. „Armes Ding, was bist du kalt", sagte Mairi. Mit einem erstickten Schrei barg Elie ihr Gesicht in Mairis Schoß.

Sie sind zwar alle dem Verhungern nahe, und Davie muß seine stolze Scham überwinden, um ein wenig Mehl vom alten Angus zu erbitten, aber Elie ist doch wieder daheim. Langsam wird sie auch vom Dorfe wieder aufgenommen; ja, sie erhält einen Teil des Geldes, das die Soldaten aus der Ferne für ihre Angehörigen geschickt haben. Von Colin aber kommt keine Nachricht. Vom Schicksal zermürbt, gibt sie dem wilden Werben des Müllers Rob nach. Ihr Sohn, der kleine Colin, bleibt bei der alten Mairi. An ihrem Hochzeitstag aber taucht zum erstenmal der Fremde auf, in dem die Riasganer den Feind ahnen, der sie aus ihrem Tal vertreiben will. Hinter ihm her beginnt eine wilde Jagd. Darauf aber scheinen die Behörden nur gewartet zu haben. Was als düstere Drohung über dem stillen Tale lag und was die Nachbartäler schon verödete, rückt nun greifbar näher. Die Ausweisungsbefehle werden verteilt. Doch die Menschen verschließen vor ihnen die Augen und bestellen weiter ihre Äcker, ohne zu wissen, ob sie die Frucht ihrer Arbeit noch einmal ernten werden. Eine krampfhafte Fröhlichkeit bemächtigt sich ihrer, und doch ist jeder Blick nach den Bergen schon ein Abschied, jeder Atemzug ein Seufzer. Die Riasganer erleben, wie ihre armseligen Hütten verbrennen. Der jammervolle Zug geht ans Meer, wo ihnen unfruchtbares Land angewiesen wird, zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben. Für das britische Weltreich scheint es wichtiger, riesige Schafherden auf gutem Weideland zu besitzen, als die letzten Reste eines kühnen und stolzen Volksstammes zu erhalten. An ihrem Leid gehen die Alten langsam zugrunde. Immer wieder treibt es sie in die Nähe der Heimat, um mit blutendem Herzen zu sehen, wie die Schafe von ihr Besitz ergreifen. Mancher kehrte von solch einem Gang nicht zurück, auch Rob verschwand für immer in den Bergen. Und als eines Tages auch die alte Mairi, die wie ein guter Geist noch unter ihnen war, von einem Gang mit ihrem Korb nicht wiederkommt, da hat Elie die düstersten Ahnungen. Sie schickt den jungen Colin hinaus, daß er nach ihr suche.

Im Riasgan aber steht der heimgekehrte Soldat Colin und sieht die Verwüstung im Tal seiner Jugend, das von dem Schreien junger Lämmer widerhallt.

Man konnte sich nichts Traurigeres und Quälenderes denken als dies Geschrei der jungen Tiere. Schweigen und Einsamkeit hätte er ertragen und mit bitterem Lächeln des Versprechens gedenken können, das dem Soldaten Land verhieß, der sein Leben für seinen Herrn und König in die Schanze schlug. Seine Blicke hätte er schweifen lassen über dieses Land, das Zeuge der schwärzesten Treulosigkeit geworden war, die man erdenken konnte, einer Treulosigkeit, vor der alle Bitterkeit zunichte wurde. Nun das Ende über diese Bergwelt gekommen war, überließ man sie am besten sich selber, ließ sie in der Stille ruhen, die dem Tode gebührt, und in Vergessenheit sinken. Vergessen mußte man sie und weitergehen, vergessen all die kleinen Bergpfade mit den Erinnerungen, die daran hingen, mit den geisterhaften, glückselig lachenden Gestalten, das grüne Saatfeld, um das noch der langsame Tonfall der Lieder des Sämanns schwebte, die gebeugten, behutsam schreitenden oder hurtig dahineilenden Menschen, die Herdfeuer und die fröhlichen Gesichter, mit den Lippen, die rasch waren in Rede und Gegenrede und sich gern zum Lachen öffneten; die geschwinden Hände, das Dunkel, das sich unter den Sternen dehnte und darin alle Stimmen untertauchten, und die Musik. Das lag nun alles eingehüllt in das große Leichentuch, zerbrochen unter den Händen des Todes, und war vorbei.

Der heimgekehrte Heimatlose wird ohnmächtiger Zeuge, wie zwei Schäferhunde die alte Mairi anfallen und sie dabei zu Tode stürzt. So findet sie auch der junge Colin, und die beiden Männer tragen die Tote den weiten Weg vom Gebirge ans Meer hinunter — ohne zu ahnen, daß sie Vater und Sohn sind.

Gert von Klaß / Das alte Haus

Von H. W. Keim

Als den „Roman einer Familie“ bezeichnet der Verfasser sein Buch, in dem das Schicksal der Familie von Guse und des durch doppelte eheliche Verbindung ihr verwandten Zweiges der von Ringlage dargestellt wird. Die Verirrungen und Verwirrungen, die eine neue Zeit verstärkten Persönlichkeitsgefühles in dem jungen Geschlecht angerichtet hat, werden aus dem Charaktererbe dieser jugendlichen Menschen heraus geklärt, und jeder von ihnen wird schließlich auf den Weg gebracht, auf dem sein Leben den rechten Verlauf nehmen kann. In einer Reihe lebendig gezeichneter Gestalten sind diesen problematischen Naturen Angehörige der beiden vorangehenden Generationen zur Seite gestellt mit der Bestimmung, jenen Vorgang der Klärung und Entwicklung zu fördern und zugleich ihre eigene Zeit zu veranschaulichen.

Die Vorkriegszeit mit ihren Ansichten von gesellschaftlichem Ansehen, Pflicht, Ehre und Schicklichkeit, die Lebenshaltung und Lebensauffassung der ostdeutschen Offiziers- und Beamtenkreise, Burenkrieg und Hereroaufstand liefern den Untergrund und die Zeitfarbe zu den Geschehnissen, so daß der breit angelegte, figurenreiche und lebensvolle Roman zugleich auch als Zeitbild Bedeutung gewinnt. Er beginnt im „alten Haus“, in dem die verwitwete Generalin von Guse, die Großmutter der Guse und der Ringlage, wohnt. Dieses behagliche und von Generationen eingerichtete Haus ist der Familie die Heimat, der sichere Hort, die Verkörperung der besten Kräfte ihrer Sippe.

Freilich sind an den Geist des Hauses auch alle die schwerfälligen und scheinbar unerschütterlichen Vorurteile gesellschaftlicher und moralischer Art gebunden, die diesen Kreis beherrschen. Am meisten hat Herbert, der Sohn des Obersten von Guse, unter ihnen zu leiden. Er strebt leidenschaftlich aus dem formelhaft festgelegten Lebensstil und dem Berufszwang seiner Vorfahren heraus und will gegen den Willen des Vaters nicht Offizier werden, sondern hat sich dem Studium der Theologie zugewandt. Von dorther hofft er auf Klarheit über die ihn quälenden Fragen nach dem Sinn und Wert des Menschen, worüber nachzudenken freilich in seinen Kreisen als ein Zeichen einer schwächlichen Denkart gilt. Ihm aber, dessen eben verstorbene Mutter aus der feinfühliger veranlagten Familie der Ringlage stammt, ist es nicht gegeben, wie die anderen Bestehendes einfach deshalb zu bejahen, weil es nun einmal vorhanden ist. Als kritischer Theoretiker sucht er vielmehr das Leben und die Gesellschaft nach allgemeinen Gesichtspunkten zu bewerten und stößt sich dabei heftig an den Überlieferungen und Vorurteilen, die er allenthalben um sich herum antrifft. „Alles, was ihr tut“, sagt er einmal zu seiner Base Grete, „ist sehr brav und anständig, aber es ist auch ohne jede Zukunft. Was soll denn aus einer Welt werden, wo die Kinder genau dasselbe denken, glauben oder nicht glauben, tun oder lassen wie die Väter? Eine solche Welt muß zugrunde gehen!“

Darüber entfremdet er sich seinem Vater noch mehr. Er übersieht auch, weil er zwar kein Egoist, wohl aber ein ganz in sich versponnener Grübler ist, die herzliche und tapfere Liebe, die seine Base Grete, die Tochter des Landrates Ringlage, für ihn, das schwarze Schaf der Familie, empfindet. Grete spürt in sich selbst einen verwandten Zug zur persönlichen Selbständigkeit und zum Widerstand gegen den Zwang der Tradition. Darum hat sie allein Verständnis für die inneren Kämpfe des „Gottesmannes“, wie ihr Vetter mit gutmütigem Spott von den männlichen Jugend der beiden Familien genannt wird. Doch trägt sie, anders als Herbert, zugleich die Sehnsucht nach einem ganz unproblematischen „bürgerlichen“ Glück in sich.

Ihren Verwandten ist diese Neigung ein rechter Stein des Anstoßes. Überhaupt gibt es in dem großen Familienverband manche Spannungen aus der Gegensätzlichkeit so vieler Charaktere und Temperamente heraus.

Da saßen sie nun alle, wie sie Gott und der Teufel erschaffen hatten. Ihr Bruder, der Oberst von Guse, und ihr Schwager Ewald waren wie Feuer und Wasser. Hart und weich paßte nun einmal schlecht zueinander. Wollte man die Reihe der geheimen Abneigungen fortsetzen, so durfte man den Landrat von Ringlage und den Major Banselow nicht vergessen. Daß sie, Wilhelmine, geschiedene von Wintersbach, verwitwete Norking, als geschie-

dene Frau nach der herrschenden Meinung kein Glanzstück der Familie war, mußte ebenfalls festgestellt werden. Aber merkwürdig, wäre nun jemand herumgegangen von Stuhl zu Stuhl und hätte ganz still und im geheimen gefragt, ob irgendeiner der großen Familie einen aus dem Kreis hätte missen mögen, so hätten alle in ehrlicher Entrüstung diese Frage verneint. Alle kleinen und großen Spannungen traten sofort in den Hintergrund, wenn es um die Familie als Ganzes ging. Das Bewußtsein, daß sie der Hort des Lebens, daß die Ehre der Familie die Ehre des einzelnen sei und umgekehrt, war wenigstens in der älteren Generation noch durchaus lebendig. Es hätte einen Sturm der Entrüstung gegeben, als sie einmal erklärte, die Familie sei eigentlich nur noch eine Idee und habe ihre wirkliche Bedeutung zum größten Teil eingebüßt. Die Generalin hatte diese Bemerkung als persönliche Beleidigung aufgefaßt und ihre Tochter an den Zuschuß erinnert, den sie von ihr erhielt.

Diese Zuschüsse der Generalin an ihre Kinder werden durch ihre Einnahmen aus dem Familiengut Garmin ermöglicht, das wie das „alte Haus" jedem der Guses und Ringlages als Zuflucht in Zeiten innerer Not und als Erinnerung an ländlich stille Tage teuer ist.

Hier findet zwischen Vater und Sohn endlich die entscheidende Unterredung über die Wahl des zukünftigen Berufs statt, in der Herbert dem Oberstten offen die Stirn bietet:

„Du kannst mich wegschicken. Aber ich lasse mich nicht zu einem Leben deiner Art zwingen. Das Äußerlichste vom Äußerlichsten bietest du mir als Sinn des Daseins an: das Ansehen unter Menschen. Das soll ich zur Maxime meines Lebens machen. Das kann ich nicht. Darum verweigere ich den Gehorsam."

Danach verläßt der Sohn das Haus, erlebt in seinem schon stark erschütterten Gemüt den Selbstmord eines gleichgesinnten Freundes und rettet schließlich sein vom Zusammenbruch bedrohtes Dasein zu seinem Onkel, einem ernsten und lebenserfahrenen Pfarrer in einem kleinen Dorf. Niemand sonst weiß, wo er sich aufhält. Dem Onkel aber sagt er auch, was er in den letzten Tagen heftigster Erregung und Enttäuschung erkannt hat: daß er das Studium der Theologie nicht fortsetzen kann.

„Ich werde", antwortet ihm der Pfarrer, der ein wahrer Streiter Gottes in seiner schwankenden Zeit ist, „den Text meiner Predigt ändern und der Jugend Deutschlands ein Sprüchlein sagen. Ich werde fragen: Wo stehst du, deutsche Jugend, und wohin geht dein Weg? Soweit du herumliebst, tanzest und genießt, gehst du mich nichts an. Soweit du denkst, kämpfst und ringst — wo ist der Grund, auf dem du wachsen willst? Ihr nehmt euch zu wichtig, mein Sohn, euch fehlt das Mark des schlichten Gottvertrauens. Ihr seid wirr und ohne Ziel, echte Kinder eurer Zeit . . . Ich könnte dir sagen: Halte aus, es zieht sich alles wieder zurecht, werde deinem Lebensplan nicht untreu. Aber du bist nicht aus dem Holz geschnitzt, aus dem die brauchbaren Diener der Kirche kommen. Die müssen einfach und schlicht sein, nicht auf sich gerichtet, sondern nach außen gekehrt, zum Mitmenschen. Du, mein junger Freund, bist ein erklecklicher Egoist, einer von der Sorte, die, wenn es gut geht, viel aus sich machen, und indem sie etwas aus sich machen, am Ende ebenfalls Gott dienen. Bleib hier, so lange du willst, jedenfalls so lange, bis du dir klar über deinen nächsten Weg bist. Niemand wird dich hier stören."

Doch einige Tage später taucht plötzlich die alte Generalin, deren Spürsinn nichts verborgen bleibt, in der Pfarre auf, den Enkel in die Familie zurückzuholen. Sie, die Älteste und doch beweglichen Geistes wie die Jüngsten aus der Sippe, gibt ja in ihrem Herzen stets der Jugend gegen Traditionen und Gewohnheiten recht. Deshalb ist sie ihnen allen, diesen jungen, unruhigen Menschen, teuer als der gute Engel ihrer Kindheit und ihr „altes Haus" heilig als Zufluchtsstätte in der Bedrängnis.

Noch zwei andere ihrer Enkel erfahren in dieser Zeit ihre sorgende und tatkräftige Liebe. Heinz, einer der Söhne des Landrates, hat mit einer hübschen Kaufmannstochter eine illegale Hochzeitsreise gemacht, die überdies nicht ohne Folgen geblieben ist. Als man darum den Jungen wegen „sittlicher Unreife" vom Assessorexamen zurückweist, ist es die Generalin, die auch diese Angelegenheit ins reine bringt. Und wenn Jochen, der andere Sohn des Landrats, in seiner liebenswürdigen Art der Großmutter seine Leutnantsschulden beichtet und ihr dann das „Rosenlied" singt, greift sie auch tief in den Beutel, ihm aus der Klemme zu helfen.

Gretes Liebe zu ihrem Vetter, von der dieser schließlich durch eine zufällig aufgeschnappte Bemerkung ihrer Mutter erfahren hat, besteht ihre erste Probe, als der Sohn eines entfernteren Onkels um sie wirbt. Fritz Nassow, der seine Jahre im Leben gereift, hat die in dem Mädchen liegenden Werte des Herzens und Willens erkannt. Liebt sie Herbert wirklich? Wahrscheinlich ist diese Liebe nur Einbildung, so denkt er, ein Stück Eigensinn, Mitleid, Verständnis für seine Wesensart. Die Familie ist angesichts der glänzenden Lage der

entzückt, Grete aber ist von ihrer Liebe zu Herbert, die Nassows über die Werbung sie als eine Art schicksalgesandter Verpflichtung empfindet, überzeugt und weist mit einer leichten Verwirrung im Herzen den Bewerber freundlich zurück. Fritz Nassow aber ist zäh und zuversichtlich. Vor seiner Abreise nach Afrika zieht er die resolute Familientante Wilhelmine ins Vertrauen, sie soll ihn verständigen, falls sich in dem Verhältnisz wischen Grete und Herbert etwas ändere.



So sah es wirklich aus im „Alten Haus" — ein bißchen reichlich

Herbert ist noch nicht wieder mit seinem Vater zusammengetroffen. Da erleichtert ein Zwischenfall die notwendige Aussprache. Ein mit der Waffe abgewehrter Angriff eines Arbeiters auf einen jungen Offizier aus Guses Regiment ist von der sozialdemokratischen Presse zur antimilitaristischen Propaganda ausgenutzt worden und droht weitere Kreise zu ziehen. Um nun dem einer offenen Entscheidung ausweichenden Oberst den Rücken zu stärken, erscheint eines Tages der verabschiedete General Böhlau, ein Jugendfreund der Generalin, im „alten Haus", und nachdem er mit kräftigen Worten sein Werk verrichtet hat, bestimmt er Herbert, sich doch für den Offizierberuf zu entscheiden und im Waffendienst sich als Mann zu bewähren. Herbert läßt sich überzeugen und entschließt sich für den vom Vater gewünschten Beruf; ein engeres Verhältnis kommt aber zwischen den



Aber es geht auch anders — und wesentlich einfacher: — So hauste Jochen in der afrikanischen Steppe

beiden so verschieden gearteten Menschen nicht mehr zustande. Grete erhält zur gleichen Zeit von ihren Eltern die Erlaubnis, sich nach ihrem Wunsch auf dem Gut eines Onkels in praktischer Wirtschaftsführung auszubilden; ihr selbst bedeutet diese Ausreise den ersten Schritt zur Lösung von ihrer Familie und zur endgültigen Verbindung mit Herbert. Gewiß, Fritz Nassows sicheres Wesen, seine ihr so leidenschaftlich und zuverlässig zugewandte Liebe sind nicht vergessen, und es gibt noch oft in ihrem Leben Stunden, in denen sie nicht ohne Unruhe sein ins Große gerichtetes Wirken und seine lebensvolle Klugheit mit Herberts ungenügsamer und ichbezogener Art vergleicht.

Inzwischen ist Herbert von Guse Leutnant geworden, und zwar ist der Standort seines Regiments mit der „hohen Hausnummer" die Heimatstadt seines Vetters Nassow. Der Weg zur Hochzeit mit Grete ist frei. Vergebens sucht der Vater, der inzwischen General geworden ist, die Ehe zu verhindern, in der er, der scharfe Menschenkenner, nur eine Quelle des Unglücks für Grete sieht. Denn sie, die Nichte mit dem klaren und starken Willen der Guse, steht seinem Herzen näher als der Sohn, der ihm allzusehr seiner empfindsamen Mutter zu gleichen scheint. Ein Telegramm Wilhelmines ruft Fritz Nassow herbei, damit er in letzter Stunde Grete von ihrer verhängnisvollen Absicht abbringe. Aber er sieht ein, daß sie ihren Weg zu Ende gehen muß, ehe sie sehend wird und zu ihrer letzten Lebensentscheidung kommen kann.

Die gesammelte Spannung der Handlung um Herbert und Grete wird in diesem Augenblick durch eine schwere Krise in Jochens weiterer Entwicklung vorübergehend unterbrochen. Er ist in einer Anwandlung kindischen Trotzes einem Vorgesetzten in einer Weise entgegengetreten, daß er gezwungen ist, um seinen Abschied einzukommen. Nun steht er, der Bedenklichkeit seiner Lage sich kaum bewußt, vor seinem Vater, der als lebenskluger Mann stets auf die guten Anlagen und gesunden Lebenskräfte seiner Kinder vertraute, wenn seine Frau oder die Verwandten ein entschiedenes Auftreten von ihm verlangten. Aber diesmal hat der Sohn ihn empfindlich getroffen: sein Gefühl für Pflicht und Gehorsam, Zuverlässigkeit und Ernst in der Auffassung des Dienstes ist beleidigt. Doch wieder ist die alte Generalin auf dem Posten, da es gilt, einen Enkel vor der Familie zu rechtfertigen. Sie nimmt ihn zu sich ins „alte Haus", und es wird beschlossen, den Jungen für die Kolonien auszubilden, damit er in Südwestafrika, das nach der Niederwerfung des Hereroaufstandes in raschem Aufblühen begriffen ist, vom Geld der Großmutter sich ansiedle. So reist er eines schönen Tages, prächtig ausgerüstet, aber innerlich noch ganz unfertig, aus. Nach kurzer Lehrzeit macht er sich selbständig, und bald erlebt die Verwandtschaft den Zusammenbruch aller Hoffnungen, bis ihm nichts anderes mehr übrigbleibt als die Heimkehr ins „alte Haus".

Grete holt ihn am Schiff ab. Sie hat inzwischen Herbert geheiratet; doch ihre Ehe ist nicht glücklich. Herbert ist so stark von seiner grundsätzlichen und unfruchtbaren Opposition gegen die Gesellschaftsordnung und die herrschenden Anschauungen seiner Zeit in Anspruch genommen, daß er die Sehnsucht seiner Frau nach Glück und Liebe nicht einmal wahrnimmt. Ein Unfall, der seine Dienstentlassung nach sich zieht, scheint eine Besserung herbeizuführen. Gewiß wird ihm sein aufs Große gerichteter Blick in seinem neuen Tätigkeitsfeld beim Onkel Nassow berufliche Erfolge eintragen. Doch ob jemals für einen andern Menschen in seinem Leben und Herzen ein Platz sein wird, ist unwahrscheinlich. Jochen, der draußen gelernt hat, Menschen zu durchschauen und abzuschätzen, verschafft seiner geliebten Schwester Klarheit über den Stand ihrer Ehe und veranlaßt sie, sich von Herbert zu trennen. Mit dem letzten Geld, das er auftreiben kann, geht er dann noch einmal nach Afrika, um auf seiner Farm zu retten, was zu retten ist, und, wenn es nötig ist, „auf eine anständige Weise vor die Hunde zu gehen".

Fritz Nassow aber, der auf seiner Geschäftsreise von Japan über Sibirien nach Hamburg die Stadt mit dem „alten Haus" nicht als eine Nebensächlichkeit beiseite liegen lassen kann, kommt gerade zurecht, Grete aus der sie beschämenden Enttäuschung über einen zerstörten Traum von Glück und Liebe in die ihr Herz befreiende und ihr Wesen erfüllende Wirklichkeit seines Lebens mitzunehmen.

Grete und Herbert sind also im Verlauf der Romanhandlung über ihr Einzeldasein hinausgewachsen und zu Vertretern der Vorkriegsjugend im ganzen geworden. Dieser Jugend, wie sie im „alten Haus" aus- und eingeht, fügt sich das Leben nicht so einfach wie der Elterngeneration. Wohl gab es auch dort Enttäuschungen und manches Leid; man braucht nur an die Frau des Obersten, eine Schwester des Landrates von Ninglage, zu denken, die in ihrer Herzenseinsamkeit wie eine Pflanze vergeht, der das Licht fehlt. Aber sie hält klaglos aus bis zum Tode; keiner merkt ihr an, daß sie leidet.

In ihrem Sohn Herbert jedoch hat das neue Zeitalter der Umwertung aller Werte und die Spannung ungleichartigen Charaktererbes eine Krisis herbeigeführt, die ihn allmählich zum mißvergnügten Sonderling machen wird.

Seine Base Grete hingegen, in deren Wesen die Art der Guse eine vorteilhafte Auflockerung durch die Ninglages erfahren hat, konnte ihre innere Kraft und Einheitlichkeit gegen die schwächenden Einflüsse ihrer Zeit bewahren. So weist sie, nunmehr die Hauptfigur des Romans, den Lebenstüchtigen ihrer Generation ein Schaffensfeld, das über die ganze Erde reicht und sich doch nicht ins Wesenlose verlieren kann, weil die Kräfte, die in ihm wirken, die Verbindung mit ihrem Ausgangspunkt nicht abreißen lassen.

Die beiden Aufnahmen aus dem Familienbesitz auf S. 235 wurden uns von Gert von Klaß, dem Verfasser des Romans, zur Verfügung gestellt

Dora Eleonore Behrend

Sabine Grunelius

Von Tim Brauer



Umschlagbild von „Sabine Grunelius" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) von Fritz Busse

Zu Füßen der Ordenskirche aus rotem Backstein mit dem steilen bemoosten Dach, das weit über das Haff hinüberschaut, liegt die alte Stadt Rosenau. Und draußen zwischen den nüchternen roten Vorstadthäuschen erhebt sich ein kleines baufälliges Landhaus mit einem Vorbau über ein paar weißen Treppenstufen inmitten eines verwilderten Gärtchens. Einsam haust hier der Rektor Riemschneider, nachdem ihm die Frau gestorben ist, die er sich einst zur Verwunderung der Rosenauer aus Bayreuth mitgebracht hat. Nach einer Tristan-Aufführung hat er sie dort kennengelernt; am Ende hat sie selbst dabei als Sängerin mitgewirkt. Nun ist ihre schöne dunkle, zuletzt etwas brüchige Altstimme verklungen, und erloschen ist das Leben der kleinen Isolde, die an der gleichen Krankheit starb wie die schwindsüchtige Mutter.

Geblieben ist nur noch der Sohn Raoul, aber er hat dem Rektor noch wenig Freude gemacht. Jetzt kehrt er am Ostersonntag heim, als durchgefallener Abiturient, und der Vater setzt ihn vor die Tür, weil er seine Hoffnungen bitter enttäuscht hat und weil das letzte geliehene Geld für sein Schulstudium dabei draufgegangen ist. So ist Raoul ein Vaterloser, ein Heimatloser geworden, der nirgends mehr hingehört.

Und doch gibt es einen Menschen, der an ihm hängt, dessen Herz ihm zustrebt — die blutjunge Sabine, die einzige Tochter des Pfarrers Grunelius, die ihr Vater an eben diesem Ostersonntag eingesegnet hat.

Was soll nun aus Raoul werden?

Sabine weiß es — ein Dichter! Raoul, der Zwanzigjährige, lächelt über die kleine Konfirmandin, mit ihrer himmelblauen Romantik hinter aller sonstigen Sprödigkeit — und doch tut es ihm wohl, daß noch ein Mensch an ihn glaubt. Sabine selbst zeichnet sehr hübsch, aber davon will sie nicht viel wissen: sie muß nun für den vereinsamten Vater sorgen, ihm das Haus führen; denn auch sie hat keine Mutter mehr. Einstweilen aber läßt sie einmal den wartenden Alltag noch hinter sich, um Raoul ein kleines Stück Wegs zu begleiten, als er aus seiner Heimat fortwandert, dem unbekannten und ungewissen Leben entgegen. Dabei bekommt sie zum Dank einen flüchtigen Kuß auf die Wange; aber diesen Kuß wird sie ihr Leben lang nicht vergessen. Und noch einmal bekommt sie etwas von Raoul — ein Gedicht auf die Heimat am Haff; das liest sie nur dem alten Fischer Moll vor, mit dem sich Raoul immer gern herumgetrieben hat, draußen auf dem Wasser über der toten versunkenen Stadt, von der die Sage zu erzählen weiß.

Der Pfarrer stirbt, wie er gelebt hat, ein gerader und aufrechter Mann, unerschütterlich in seinem starren Kirchenglauben, und nun muß auch Sabine die Heimat verlassen. Und es stirbt auch der Rektor, ein zerfahrener und verbitterter Sonderling, an dessen Lager außer der alten Lorchschen, die schlecht und recht für ihn gesorgt hat, nur noch Sabine einen letzten Besuch abstattet, ehe sie selbst fortzieht — in das Luisenstift in der Kreisstadt: da soll sie nun unter anderen Damen der „besseren Stände", die keine eigene Heimat mehr und keinen eigenen Beruf haben, ihr Leben auf standesgemäße Art mit Nichtstun hinbringen — bis es auch damit ein Ende hat . . .

Aber dieser vornehme Müßiggang macht die schaffensfrohe Tochter des pflichttreuen Pfarrers Grunelius krank und unruhig, ihr unerfülltes Frauentum quält sie — und dann gerät sie eines Tages mit einer geschenkten Karte in einen Vortragssaal, und oben auf dem Podium erscheint Raoul Riemschneider, der aus seinen Gedichten vorliest.

Plötzlich brachen die Verse ab.

Unten polterte ein Stuhl. Menschen sprangen auf. Von irgendwoher schnarrte eine Stimme: „Ich bitte,

sich nicht stören zu lassen, es ist nichts! Einer Dame wurde unwohl. Ich bitte die Plätze zu behalten!"

Raoul Niemschneider aber stand über Sabine gebeugt und sprach hastig: „Ist kein Arzt hier?"

Da öffnete Sabine die Augen, sah über sich Raouls Gesicht, und ihr war es, als wäre nicht er es, sondern ein Traum und seine Augen die Tore zu der Heimat, zu dem, was man verloren hatte und doch so nötig brauchte, das man wieder haben und halten mußte, weil sonst — weil sonst eben nur die Leere da war, in der sie ertrinken würde, vergehen, geradeso wie ihr Herz, dessen Schlag sie nicht mehr zu spüren vermochte.

Wochenlang liegt sie krank im Bett, wird von den Stiftsfräulein rührend gepflegt; aber eines Tages ist der Sanitätsrat Dr. Ziebeling dieser unbekannten Krankheit gegenüber mit seiner Wissenschaft zu Ende. Ein berühmter Nervenspezialist muß herbei. Er beklopft Sabines Knie, spickt sie mit einer kleiner Nadel, sieht ihr lange und eindringlich in die Augen, stellt allerlei neugierige Fragen. Dann murmelt er etwas von einem Nervenschock, um schließlich laut und hoffnungsvoll zu bemerken:

„Das kriegen wir schon, Fräuleinchen! Durchaus nichts Ernstes. Eine kleine Störung der psychischen Funktionen, nichts von Bedeutung. Luftwechsel, 'n bißchen was Neues, fröhliche Menschen, und ich garantiere für Genesung!"

Er griff nach Ledertasche und Hut, während Sabine sich, von plötzlicher körperlicher Übelkeit befallen, zur Wand kehrte und die Zähne in das Kopfkissen schlug.

Nun gab es wieder Tagesinhalt für die Damen des Stifts. Denn alles mußte geschehen, was der große Mann verordnet und was im Stift selbst nun einmal nicht zu beschaffen war. Also Badereise, Sanatorium. Das stand fest.

Sämtliche Kassen, die Reichsbahn, die Badeverwaltung, alte Freunde wurden in Bewegung gesetzt, der Gemeindevorsteher in Rosenau bis zur Herausgabe einiger Mittel geängstigt. Und nach drei Wochen saß Sabine in der dritten Klasse des D-Zuges, fuhr teilnahmslos und ohne Dank in eine fremde Welt hinaus.

So gerät das arme Stiftsfräulein Sabine Grunelius in ein vornehmes Alpensanatorium, lernt dort allerhand etwas brüchiges Menschenvolk kennen, weiß mit sich selbst und mit ihrer Umwelt in ihrem dunklen Lebenshunger noch immer nichts Rechtes anzufangen, gerät bei einem einsamen Spaziergang in ihrer inneren Verworrenheit fast vor ein kleines Auto und ist im Begriff, sich ohne Neigung an den Besitzer dieses Autos zu verlieren, den feschen Baron Arl, den sie schon vom Sanatorium her kennt und der sie nun einfach auf sein nahe liegendes Jagdhaus mitnehmen will. Da stürzt der Wagen mit seinen beiden Insassen auf dem steilen Zirler Berg ab, der Baron kommt ums Leben, und Sabine erwacht wieder in einem unbekannten Spital. Hier lernt sie eine kleine Münchner Malerin kennen, die ebenfalls in den Bergen abgestürzt ist und nun hoffnungslos darniederliegt.

„Es ist langweilig, daß man nicht voran kommt", sprach es drüben leise, mit brüchiger Stimme, „wenn einer so wenig Zeit hat."

„Wie?" fragte Sabine.

„Ich hab' doch keine Zeit, sih' bis über den Hals in der Arbeit. Nun liegt man da, als ob das Leben einfach zum Verliegen ist."

„Was — was arbeiten Sie?"

„Was ich arbeite?" ungeduldig, als ob das jeder wissen müßte, „Malerin bin ich, muß vorwärtskommen. Da ist so viel für den heutigen Glaspalast. Der Jöckl kann schließlich nicht alles tun, der hat schon selbst genug. Übrigens, da fällt mir ein, Sie sind am End' Norddeutsch, gehen früher als ich, kommen über München —" Der bläuliche Mund atmete mühsam. „Bitt' schön, ziehens den Kasten auf, da liegt der Schlüssel vom Atelier. Da gehen Sie einfach hin, das heißt, ich bitt' schön, gehen Sie hin und sagen der Lusche", immer mühsamer wurde das Sprechen, „sie soll das Atelier zahlen, das darf nicht weggehen. Wenn sie nichts hat, soll sie versetzen, es ist genug da zum Versetzen. Der Jöckl soll ungeschoren bleiben, der kann nicht zahlen. Es ist nicht dem seine Sache."

Sabine nahm den Schlüssel, hielt ihn in der Hand. Es war, als brannte er in deren Fläche, als strömte etwas aus, etwas Ungekanntes, Geheimnisvolles.

„Und Sie?" fragte sie leise, mit verhalten ehrfürchtiger Stimme. „Darf ich nicht wissen, wie Sie heißen? Man will doch einen Gruß bestellen."

„Ich heiße Hildele", flüsterte der Kopf und schloß die Augen. Groß und spitz stach die Nase hervor, und im rechten Mundwinkel sammelte sich etwas Rötliches, ein Tropfen; langsam wurde er größer, langsam schob er sich zur gelben Haut des Kinns weiter, ein neuer folgte.

Auf diese Art kommt Sabine nach München, um Hildeles Auftrag auszurichten. Und so bleibt sie auch mit der Lusche zusammen im Atelier, und wird von ihr darüber aufgeklärt, daß sie mit ihren Zeichnungen und Karikaturen, die sie in der tödlichen Langeweile des Sanatoriums aufs Papier gekritzelt hat, nur noch einen tüchtigen Künstler als Lehrer braucht, um selbst künstlerisch voranzukommen. Doch diese Eröffnung wirkt ganz anders auf sie ein, als die Lusche geahnt hat. Da sitzt sie nun, die Sabine, das entgleiste Stiftsfräulein, auf dem Podium im

Atelier — und weint, weint über das leere, verfehlte Leben, das sie bisher geführt hat, über all die gestohlenen und versäumten Jahre ihrer Jugend, die hinter ihr liegen.

Aber das Taschengeld aus dem Stift hört nun auf, und Sabine lernt endlich, sich ihr Brot selbst zu verdienen. An Hondras hat sie den rechten Lehrer gefunden.

Hondras war Ungar und sehnte sich nach der Heimat, sprach von der Reise dahin stets wie von einem festgefaßten und demnächst auszuführenden Plan. Es kam nicht dazu. Vielleicht war er überhaupt gar kein Ungar, stammte aus Dachau oder Überlingen. Undurchsichtig, wie er lebte, erzählte er.

Sabines eigenartige Begabung herauszuschälen, war so recht eine Arbeit für ihn. Nichts gefiel ihm besser, als ein Gutes mit Glut vorwärtszustoßen, bis es mehr, ja, zu etwas Vortrefflichem wurde.

Nur so war es möglich, daß einige Blätter von Sabine schon im selben Jahr ausgestellt werden konnten, daß danach ein paar Aufträge für Buchschmuck einliefen und Witzblätter sich meldeten, die um Proben dieses neuen und grotesken Talentes baten.

Und eines Tages fällt es dem Hondras ein, daß die Sabine am Ende gar die Richtige wäre, um die Gedichte eine befreundeten Dichters zu illustrieren, der auch von da heroben her stammt, wo es das viele Wasser gibt. Dieser befreundete Dichter heißt Raoul Riemschneider und hat inzwischen ein ziemlich wildes und ungeordnetes Leben hinter sich, das ihm aber nicht sehr gut bekommen ist. Er hat es ein bißchen auf der Lunge, wie die Mutter, die in dem Hause mit den korinthischen Säulen und den weißen Treppenstufen gestorben ist. Aber das hindert ihn nicht, sich immer wieder dem wilden schönen Leben hinzugeben, wenn er sich gerade erst ein bißchen zurechtgedoktert hat.

So bekommt also Sabine einen neuen Auftrag und trifft wieder mit dem verlorenen Jugendfreund zusammen. Sie tritt ihm zunächst in ihrer Gefühlsscheu so schroff und so unzugänglich entgegen, daß auch er ihr nur mit gemischten Gefühlen begegnet.

Raoul dachte: Noch dieselbe; schlecht anzufassen, kalt und warm. Und doch hatte es ihn hergezogen. Was war aus dem Mädel geworden!

Auch damals, da hatte sich in ihrem Blick ihm etwas aufgetan. Diese kranken Augen, die sich ihm irgendwie gaben, so als sei Verschüttetes ans Licht gekommen. Was war mit diesem Mädchen?

Raoul kannte ihren Werdegang kaum. Er hatte sich daheim nicht allzuviel um das Kind Sabine gekümmert, das scheu und doch auch beinahe zudringlich stets dort aufzutauchen pflegte, wo er gerade war. Dann aber, wenn er sich um sie kümmern wollte, wurde sie grantig, kurz und unartig. Dieses Mädchen war sicher durch vieles hindurchgegangen seit jener Zeit, hatte nichts, was Frauen reizend macht, nichts Leichtes, nichts Bewegliches, war starr, streng und knapp, erinnerte an den alten Pfarrer. Nun machte sie ihre gute Arbeit. Aber dem andern, dem was ein Mädel braucht, war sie glücklich und immer aus dem Wege gegangen. „Arbeit oder Liebe", sagte der Hondras; vielleicht hatte er recht.

Dann aber rückt er doch mit seinem Plan heraus: Seine Gesundheit zwingt ihn, wieder einmal nach dem Süden zu gehen, und Sabine soll einfach mitkommen. Sie wollen zusammen an die Arbeit gehen, um dort in Sizilien die neue Gesamtausgabe seiner Werke in die richtige Form zu bringen. Sabines Buchschmuck wird den passenden Rahmen zu Raouls Lyrik schaffen. So fahren sie zusammen nach Italien; aber schon unterwegs verschlimmert sich Raouls Zustand, und in Napallo ist ihre Reise zu Ende. Raoul liegt mit einer doppelseitigen Lungenentzündung fest, die er sich aus dem Münchner Fasching mitgebracht hat, und Sabine ist für diesmal nicht mehr Patientin, sondern Krankenpflegerin — und eine gute Pflegerin dazu. Auch als es mit Raoul wieder besser steht, bleibt sie bei ihm als Gefährtin, nicht als Geliebte. Und doch ist sie von dem Zusammenleben mit dem Freunde ihrer Jugend innerlich stärker aufgewühlt, als sie nach außen hin zugeben will. Bei einer Wanderung in die Umgebung findet sie vor einer Hütte ein kleines Kind, das die Mutter bei ihrer Arbeit allein gelassen hat, und drückt das fremde Kind in aufwallender Sehnsucht mütterlich an sich. Auch Raoul ist von Sabines Wesen stark berührt, und eines Tages sagt er zu ihr: „Ich weiß nicht, Sabine, was das ist — ich möchte dich eigentlich gern in ein Buch stecken. Das Buch soll heißen: ‚Wir beide'." Er weiß, was er der stillen Freundin zu verdanken hat; das letzte Wort zwischen ihnen ist noch nicht gesprochen. Aber als er sich ihr dann zart zu nahen sucht, da sagt Sabine: „Nein! nicht! nicht so!" und reißt ihre Hand fort, die er umschlossen hält. So stößt sie selbst den Mann zurück, den sie doch liebt; und als das gemeinsame Werk fertig ist, verläßt Raoul sie, um einem leichten Abenteuer zu folgen, das zufällig seinen Weg kreuzt.

Wieder steht Sabine mit leeren Händen da. Sie verkriecht sich im „Giardinetto", dem zauberhaften Besitztum des jungen Toni Mattini, der einem alten deutschen Geschlecht aus Südtirol entstammt. Mit Geldmitteln ist sie durch die Zusammenarbeit mit Raoul noch einstweilen versorgt, und es lebt sich gut in der verschwenderischen Üppigkeit der südlichen Umwelt. Langsam gesundet sie selbst körperlich und seelisch, verwächst mit ihrer Umgebung und kommt allmählich auch menschlich dem jüngeren Toni näher, der sie stumm und unaufdringlich umwirbt. Langsam kommt ihr auch das Krankhafte in Raouls Wesen immer stärker zum Bewußtsein. Immer ferner wird seine Gestalt. Als das Buch kommt, in das er sie einfangen wollte, da wendet sie sich fast mit Ekel davon ab; denn es ist eine Verherrlichung der Liebe um jeden Preis, bei der der Mann von der Frau auch das Opfer des Kindes verlangt.

Das Buch war ihr fremd. Hatte sie selbst hochgepeitschten Ekstasen, diese wildberauschten Verse angehört, hatte sie ihnen durch ihre Gegenwart Leben gegeben? Konnte man das, was darin gestaltet wurde, überhaupt Liebe nennen? Ein krankes Verlangen, Rausch, Gift. Will Liebe nichts anderes? Will sie nicht ewig sein, Schöpferin? Die Liebe ist der Wille von zweien zu einem dritten, ja so war das, und nichts sonst. Dieser ekelhafte Schluß, in dem die falsch gesehene Frau, die er sich unterstanden hatte, Sabine zu nennen, ihrem Verlangen zuliebe, nein diesem Mann, der auch ein schief gesehener war, zuliebe, ihr Kind opfert? Dem Genuß also und nicht der Liebe — denn was wußte Raoul von Liebe! Nichts — und Sabine warf das Buch in ihren Koffer.

Andere Wege, neue, uralt-ewige Wege geht ihre Sehnsucht nach Erfüllung. Und so empfängt Sabine von Toni ihr Kind. Aber als es dann ernst wird und Toni auf eine baldige Verheiratung drängt, da schreckt sie davor zurück, mit ihm im altersgrauen Stammhause seines Geschlechts, auf der Gütliburg bei Bozen, zu hausen. Tonis Verwandten verlangen von ihr, daß ihre künftigen Kinder katholisch werden sollen — und dazu kann sich die Tochter des Pastors Gruneliu̇s nicht verstehen. Vor allem aber ist ihr Gefühl für den jüngeren Mann nicht stark genug, um eine Bindung fürs Leben zu rechtfertigen.

Sabines Gedanken jagten wie gescheuchte Vögel, so sehr erschreckte sie die kommende Gefangenschaft. Ein Zwang sollte ihr angetan werden, drängte sich schon heute zwischen sie und ihr Kind, das sie ganz zu eigen haben wollte. Da war jene fremde Taufe, ein Glaube, den sie nicht teilte, und alle diese Menschen, die ihr nichts bedeuteten. Sabines Herz schlug in bösen Stößen. Wie überhaupt war das Leben mit Toni zu denken, an den sie heute weder die Erinnerung der Tage im Giardinetto, noch die jener Nacht band, da sie ihr Kind empfing. Das Blut war gestillt, der Schöpferwille an seiner Arbeit, ruhte nun in sich, befriedigt und zugleich schaffend, wollte für sich sein, nichts von Zwang wissen. Am besten, noch heute fortgehen, man packte seine Sachen und verließ das Haus, das sich so bedrohlich um einen schließen wollte.

So rafft sie sich schließlich nach einer entscheidenden Aussprache mit Toni zu einer Trennung auf. Toni will nicht alle Hoffnung auf eine Vereinigung preisgeben; aber er bleibt künftig in seiner Heimat, die ihm als Erbe seines älteren Bruders zufiel, und überläßt ihr den Giardinetto, damit ihr Kind dort aufwachsen kann.

Der kleine Andro ist ein lebhafter Knabe, kraftvoll und beweglich, schön und unbändig wie ein junges Tier. Immer wieder versucht Toni, Sabine umzustimmen, sein Recht auf das Kind geltend zu machen; aber Sabine bleibt fest und will nichts von einer Bindung wissen, so sehr der Kleine selbst zu dem Vater hindrängt. Da kreuzt Raoul wieder ihren Weg, ein müder, kranker Mann, den sie noch einmal gesund pflegen soll. Gesund? Nein — das wird er wohl nie mehr werden, auch wenn er im Giardinetto unter Sabines mütterlichen Händen allmählich wieder etwas zu Kräften kommt. Aber er selbst hat keine rechte Ruhe mehr, er will noch einmal nach Hause, in die verlorene Heimat, nach Rosenau. Der italienische Arzt zuckt die Achseln: es ist schließlich einerlei, wo es zu Ende geht und wohlverständlich, wenn es einen Schwerkranken wieder in die Heimat zurückzieht.

Wieder gibt es für Sabine nur ein Gebot: sie wird mit ihm gehen, um bis zuletzt für ihn zu sorgen. Das erklärt sie auch dem Toni, als er noch einmal des Kindes wegen in sie dringt — auch Andro wird mit ihr gehen; alles andere wird sich finden.

Das Rektorhaus in der Vorstadt wird dem berühmten Sohne der Stadt Rosenau als Wohnstätte zur Verfügung gestellt, Sabine wird an seiner Seite als Frau Dr. Riemschneider gefeiert. Für Sabine selbst ist es peinlich genug, daß die Leute in der Heimat sie für Raouls

Gattin halten. Raoul bietet ihr, noch halb im Scherz, die Ehe an. Aber sie weicht auch diesmal erschreckt zurück. Andro will fort aus der unheimlich fremden Welt des Nordens, die für ihn mit allerlei dunklem Spuk erfüllt ist, und sie muß ihm versprechen, daß er später wieder zu seinem Vater und in den Giardinetto zurückkommt.

Raoul vollendet das neue Buch, an dem er gearbeitet hat und das er in der Heimat abschließen wollte. Müde liegt er auf dem Diwan, starrt zum Fenster hinaus in den herbstlichen Garten, verbirgt sich mit seiner Krankheit, wie einst sein Vater sich vor den Menschen verkrochen hat, als es mit ihm zu Ende ging. Aber er hat auf seinem Krankenlager sehr ernst und sehr tief über sein Leben nachgedacht; alles Leichte und Leichtsinnige ist von ihm abgefallen, und er lernt Sabine als die echte Frau begreifen, die wahre Arbeitskameradin des rechten Mannes, die ihm mithilft, das Leben zu gestalten, die Welt umzuschaffen. Noch einmal beginnt er seine Arbeit, sein Stundenbuch, das aber im Laufe des Winters nur um wenige Seiten weiterkommt.

Sabine will noch einen Versuch machen, ihn durch eine Operation zu retten. Raoul hält nicht viel davon; aber er will sein Verhältnis zu Sabine noch in Ordnung bringen und erklärt sich mit der Operation einverstanden, um sie dann als seine Frau heimzuführen. Wieder wehrt sich Sabine; Raoul lächelt müde und schickt sie fort. Als sie abends nach Hause kommt, findet sie ihn tot. Neben der Morphiumflasche auf dem Nachttisch liegen die Blätter des unvollendeten Stundenbuchs, darauf ein kleiner Zettel mit einer Widmung für sie. Ihr haben seine letzten Gedanken gegolten — er ist doch der Ihre gewesen, seit jeher, trotz allem, was im Leben zwischen sie getreten ist.

Nun ist ihre Aufgabe an dem Freunde ihrer Jugend erfüllt, dem wahren Gefährten, den ihr das Schicksal versagt und doch noch geschenkt hat, und eine neue Aufgabe liegt vor ihr, die ihr Leben erfüllen wird — ihrem Buben wahrhaft Mutter zu sein, ihm eine Heimat zu schaffen drunten im fernen Süden, in dem sie Toni Mattini, der Vater ihres Kindes, noch immer erwartet.

Exit Sabine, resurrexit mater . .



Fischerkähne am Haff — Archivbild

Conrad Haemmerling

Der Mann, der Shakespeare hieß

Von Hans Härlin

Dieser Versuch, den größten englischen Dramatiker als Lebenden vor uns hintreten zu lassen, muß nach dem deutlich ausgesprochenen Wunsch des Verfassers als Roman genossen und bewertet werden. Haemmerling hält sich im allgemeinen an das wenige wirklich Verbürgte, was wir über Shakspeare wissen; aber das, was dem Roman vor allem seine Kraft und Würze gibt, die Darstellung des stürmischen Liebhabers und des Einflusses der von ihm geliebten Frauen auf seine Dichtung ist das geistige Eigentum des Verfassers. Daß der dramatische Schöpfer der lieblichsten wie der furchtbarsten Frauencharaktere höchstes Glück und tiefstes Unglück der Liebe erfahren haben muß, ist keine Frage. Diesen Erfahrungen verleiht Haemmerling in seinem umfassenden Zeitbilde blühendes Leben.

Der Roman beginnt mit einer Zwiesprache des siebzehnjährigen Bauernjungen Will Shakespeare mit seinem früheren Schulkameraden Gibb Cobham, der als Hilfsarbeiter und Schauspieler kleiner Rollen mit der Truppe durchs Land zieht, die unter der Direktion des tüchtigen Burbadge im „Theater" zu Shoreditch bei London ihr ständiges Unterkommen und den Grafen Leicester, den Günstling der Königin Elisabeth, zum hohen Patron hat. Der junge Shakespeare hat schon frühe den Ernst des Lebens kennengelernt. Sein Vater hat sich wie die anderen Farmer zu sehr auf Schafzucht umgestellt, die Wollpreise sind tief gesunken, und nun herrscht Not, wo früher Überfluß war. Die Not hat auch Gibb Cobham in die große Stadt London getrieben; jetzt geht es ihm ganz gut bei den Schauspielern, und so will er seinen alten Freund von der Lateinschule bereden, das öde Bauerndasein mit dem bunten Leben der Hauptstadt zu vertauschen. Will möchte gern, aber er kann seinen schwer um die Existenz kämpfenden Vater nicht im Stiche lassen.

Die Shakespeare sind eine gute Freibauernfamilie, Vater John, der außerdem ein geschickter Handschuhmacher ist, hat in Stratford die höchsten Gemeindeämter bekleidet; aber jetzt geht es ihm schlecht, und Will, der begabte älteste Sohn, den er sonst wohl auf die Hohe Schule nach dem nahen Oxford geschickt hätte, muß zu Hause den Knecht machen. Er liebt seine Eltern und die jüngeren Geschwister, aber die Gabe der Dichtkunst rumort in ihm, und einmal möchte er doch etwas anderes sehen als Felder, Wiesen und Schafe. So folgt er dem Freund nach Kenilworth, wo Graf Leicester prunkvoll Hof hält und zur Unterhaltung seiner vielen Gäste seine Truppe spielen läßt. William tut einen Blick in die Welt der Vornehmen und ihrer schönen Frauen, er darf aushilfsweise eine kleine Rolle spielen und beim üppigen Bankett ein eigenes Gedicht aufsagen. Er wird belobt, und Leicester schenkt ihm ein Goldstück. Dann kehrt Will nach Stratford zurück, wo er als Ausreißer vom schwer bedrückten Vater sehr ungnädig aufgenommen wird.

Bald darauf trifft er Anne Hathaway aus dem nahen Dorfe Shottery, die er kurz vorher auf dem Jahrmarkt kennengelernt hat. Anne ist acht Jahre älter als William, sie hat schon lange ein Auge auf den hübschen Burschen geworfen und macht ihm die Eroberung leicht. Sie treffen sich dann oft des Nachts im Wald zwischen Stratford und Shottery, eine alte Jagdhütte ist ihr Brautgemach. Die Hathaways sind wohlhabend, und als sich bei Anne die üblichen Folgen zeigen, muß geheiratet werden. William fühlt sich überrumpelt, bedrückt und um seine Jugend betrogen. Mit seinen achtzehn Jahren ist er noch nicht reif für die Ehe. Er geht viel ins Wirtshaus und bummelt ziellos in den Wäldern herum, die ihm von manchem Wilddiebsgang vertraut sind. Seine schweifenden Gedanken formen sich zu Liedern.

Auf dem nahen Schlosse Charlecot thront Sir Thomas Lucy als großmächtiger Grundherr und Friedensrichter. Er ist dumm, adelsstolz, aufgeblasen und ein ältliches Klapperbein, viel zu alt für die kleine, runde, rosig-lüsterne Lady Lucy. William trifft sie eines Tags im Park von Charlecot. Sie führt ihn in einen dichtumhegten Irrgarten und wirft sich ihm im Liebesrausch in die Arme. Von da an treffen sie sich oft im nächtlichen Park, während der gestrenge Sir Thomas durch ein Pülverchen in tiefen Schlaf versenkt wird. Im Winter findet

Will im Schloß ein offenes Fenster und eine erwartungsvolle Lady in einer wohldurchwärmten Stube. Aber der böse Schnee wird zum Verräter. Der eifrige Jagdhüter ist mit Recht scharf auf Wilddiebe, er sieht die Fährte im Park und lauert dem vermeintlichen Wilddieb auf. Will schweigt, um die Lady zu schonen. Sir Thomas diktiert zehn scharfe Peitschenhiebe, und der Abgestrafte verläßt die Szene mit blutigem Rücken, aber erhobenen Hauptes. Lady Lucy glüht vor Dankbarkeit, auch eine Reise nach London läßt sie den Geliebten nicht vergessen, William liebt und dichtet, bis ihn der Wildhüter nochmals im Park erwischt. Er entflieht ihm, aber er weiß, daß er erkannt wurde und daß es jetzt bitterer Ernst wird. Er möchte das Burgverlies von Charlecot nicht kennenlernen. Die Lady schickt eine Warnung und der Vater gibt ihm sein letztes Pferd zur Flucht.

In London findet er den Schulfreund Gibb, der im Shoreditch-Theater zum Requisitenmeister vorgerückt ist und außerdem die Schauspieler auf die Bühne rufen muß. Sie geben „Tamerlan der Große“. Ein Trauerspiel von einem skythischen Hirten, der durch ausgezeichnete und bewundernswerte Eroberungen zum gewaltigen und mächtigen Herrscher wurde, von seiner Tyrannei und Schreckensherrschaft im Kriege, genannt die Geißel Gottes. Geschrieben von Christoph Marlowe.“ So meldet der Theaterzettel. Gibb hat alle Hände voll zu tun, aber er empfiehlt den Freund dem Direktor Burbadge, der ihn wiedererkennt. Das „Theater“ gleicht einem Schuppen oder Stall, und so paßt es ausgezeichnet zu seinen Besuchern, die sich weniger gesittet betragen, als es die lieben Haustiere im Durchschnitt zu tun pflegen. Im Pit, dem heutigen Parterre, stehen die übermütigen Gesellen und Lehrlinge Londons, sie trinken und schwatzen, bis es losgeht, und vertreiben sich die Zeit mit Kartenspiel und dem Lesen der Flugblätter. Es ist kein Vergnügen, vor diesem Publikum den Bösewicht zu spielen. Man bekommt faule Eier und allerlei Trinkgeschirr an den Kopf. Die adligen Stammgäste sitzen in der Vorbühne auf einer Binsenstreu und paffen den Schauspielern den Pfeifenrauch ins Gesicht. Wie diese über ihre gespreizten Beine wegkommen, kümmert sie nicht. Die Damenwelt in den Logen ist sehr gemischt. Man muß schon ein Londoner sein, um die nur kokettem von den feilen Frauen unterscheiden zu können, die alle möglichen Verkleidungen annehmen, um bessere Preise zu erzielen. Dieses Stadtvolk ist von einem tollen Lebensrausch ergriffen. Handel und Gewerbe blühen unter dem Zepter der „guten Königin Beß“. Die Männer essen gewaltig und trinken noch mehr, und die Tugend der Frauen steht auf schwachen Beinen im „Merry Old England“. Die Bürgerinnen und die Damen vom Hof haben sich in dieser Hinsicht gegenseitig nichts vorzuwerfen.

Für Shakespeare hebt eine böse Zeit der Entbehrungen und des zermürbenden Wartens an. Als echter Bauernsohn hütet er den Erlös aus seinem Pferd nach Möglichkeit und erwirbt sich seinen Lebensbedarf mit allerlei Gelegenheitsarbeit, wie dem Austragen von Theaterzetteln und dem Ausschreiben von Rollen. Den adligen Herren, die meist angeritten kommen und ihre edlen Rosse während der Vorstellung nicht gerne ohne Aufsicht lassen, dient er als Pferdejunge. Die Erkrankung eines Schauspielers gibt ihm Gelegenheit, die Thamar in Peeles „David und Bathseba“ zu spielen. Aber er ist nun doch schon 21 Jahre alt, seine Gestalt zu männlich, seine Stimme zu tief für eine Frauenrolle. Die Parkettsteher machten schlechte Witze über sein Mädchentum, und das Stück gefiel überhaupt nicht, trotz reichlicher Verwendung von Ehebruch, Blutschande, Vergewaltigung und Meuchelmord. So wurde der Theaterlehrling wieder brotlos, aber er blieb doch im Bannkreis des Theaters und sah mit kritisch werdenden Augen, was gespielt wurde.

Eines Tages erläuterte er seinem Freund Gibb die grobe Wirkungslosigkeit einer Szene, die eben geprobt wurde. Burbadge belauschte diese Kritik. Der gewiegte Theaterhase spitzte die Löffel. In diesem Bauernjungen steckte eine Begabung, die genützt werden mußte. Er gab ihm kurzweg das Stück zur Umarbeitung, der junge Kritiker setzte sich drei Tage fest dahinter, polierte die holprigen Verse und richtete die verworrenen Szenen gerade. Burbadge war nicht übel zufrieden und lud seinen neuen Dramaturgen in die Taverne „Zum Eberkopf“ ein. William hatte den Fuß auf die unterste Sprosse der langen Ruhmesleiter gesetzt. Im Eberkopf lernte er Schlemmerei mit Geist und in dem blaunäsigen Freß- und Sauffack Chettle das

Urbild seines unsterblichen Ritters Falstaff kennen. Das Studium des Lebens, wie es ist, führt ihn bald darauf in die Schifferkneipe zur „Galeonsfigur", wo es noch wilder zugeht. Hier sitzen die Männer, die unter Frobisher, Raleigh und Drake gekapert und gefochten haben. Sie sind der Schrecken des spanischen Weltreichs. Jetzt haben sie die ausgelassenen Weiber auf dem Schoß und können die spanischen Dublonen nicht schnell genug los werden. Einer hübschen jungen Dirne gefällt der helläugige Lebensstudent. Sie nimmt ihn mit in ihre Kammer. Aber auf dem wackligen Stuhl neben dem gastfrei harrenden Bett liegt ein zerfetztes Buch. Der Dichter schlägt es auf und entziffert im trüben Kerzenlicht: „Eine wahre und traurige Geschichte von zwei Liebenden aus Verona namens Giulietta und Romeo." Er liest und liest, die grollende Dirne schläft schließlich ein. Bunte Bilder des fernen Landes ziehen an seinem inneren Auge vorüber. Er spürt die Kälte nicht und liest, bis der Lichtstumpen niedergebrannt ist, dann schleicht er aus dem Haus und rennt heimwärts durch die schlafende Stadt.

Burbadge kommt auf den glänzenden Gedanken, Shakespeare dem Grafen Leicester als Sekretär zu empfehlen. Der leichte Herrendienst läßt ihm Zeit zur Überarbeitung schlampig gemachter Theaterstücke. Leicester nimmt wenig Notiz von seinem Sekretär, aber sein Stadtpalast enthält einen Schatz, der den jungen Dichter mehr fördert als der freundlichste Zuspruch — eine glänzende Bücherei. Leicester selbst ist kein großer Leser, aber als Günstling der musenfreundlichen Elisabeth muß er die Dichtkunst fördern. Ab und zu kommt Leicesters Stiefsohn, der zwanzigjährige Lord Essex, in den Palast. Der strahlende Held wurde mit vierzehn Jahren in Cambridge Magister der freien Künste und hat mit achtzehn als General die englische Reiterei in Flandern zum Siege geführt. Jetzt bezaubert er das immer noch jugendliche Herz seiner Königin. Elisabeth braucht solche Erholung von ihren quälenden Staatsgeschäften. Walsingham, der Chef des Geheimdienstes, entdeckt immer wieder neue Verschwörungen gegen ihr Leben und damit gegen die Sicherheit Englands, die ihr über alles geht. Der Mittelpunkt aller dieser Anschläge, an denen die Großmächte Spanien und Frankreich nicht unbeteiligt sind, ist Maria Stuart. Seit achtzehn Jahren ist sie die Gefangene Elisabeths, und immer wieder findet sich ein Verwegener, der Hals und Kragen für ein Lächeln der schönen Frau aufs Spiel setzt. Solange Maria lebt, gibt es keine Ruhe für England, und Philipp II. von Spanien rüstet gewaltig zum Entscheidungskampf. Ein besonderer Gerichtshof, in dem Englands höchster Adel vertreten ist, verurteilt Maria zum Tode. Elisabeth zaudert lange mit der Unterschrift des Todesurteils, und als sie es unterschrieben hat, macht sie ihren Geheimschreiber Davison zum Sündenbock des raschen Vollzugs.

Der Dramatiker Shakespeare lebt in einer hochdramatischen Zeit, und endlich läßt sich Burbadge überreden, ein eigenes Stück seines scharf ausgebeuteten Schützlings aufzuführen. „Titus Andronikus" gefällt, denn vierzehn Leichen bedecken die Bühne, aber nun führt England selbst ein noch weit besseres Zugstück auf, betitelt: Kampf mit der Armada. Sie rauscht heran, die gewaltige Kriegsflotte, und in England stellt sich jeder, der eine Pike schultern kann, zur Landwehr. Auch Burbadge und seine Schauspieler ziehen aus, und der Dramaturg bleibt nicht zu Hause. Im Lager bei Tilbury werden sie mit 20 000 anderen Vaterlandsverteidigern gemustert. Elisabeth reitet strahlend im Silberharnisch die Vierecke ab, die Liebe zu ihr und zum heiligen Boden der Heimat rauscht gewaltig auf, und Shakespeare jauchzt mit den andern. Aber es kommt nicht zum Landkrieg, die leichter beweglichen englischen Kriegsschiffe packen das spanische Geschwader in den Flanken und manövrieren es an die flandrische Küste. Ein kühner Angriff mit Brandern bringt die Spanier in Unordnung, sie kappen die Ankertaue, und die englischen Kanonen donnern in den heillosen Wirrwarr hinein. Was sich in die Nordsee hinaus rettet, hat eine böse Sturmfahrt um Schottland und Irland herum. England hat gesiegt, Spanien hat verloren.

Graf Leicester stirbt bald nach der Siegesfeier, seine Witwe löst den fürstlichen Hofhalt auf, und Shakespeare verliert seine Sinekure. Aber er hat allerlei gelernt in Leicester-House, und Burbadge läßt ihn jetzt Könige spielen. In seine eigenen Theaterstücke arbeitet er jetzt manche politische Ketzerei hinein, die ihn bei



Die Gestalt Shakespeares auf der heutigen Bühne:
Szenenbild aus O. E. Hesses Tragödie um Shakespeare „Schwanengesang"
Uraufführung am Kieler Stadttheater. Aufn. Haendler-Krah

weniger geschickter Verkleidung beide Ohren kosten könnte. Elisabeth liebt die Dichtkunst, aber als Königin läßt sie nicht mit sich spaßen. Burbadge und die Seinen müssen sie wieder einmal mit leichten Stücken erheitern. Shakespeare spielt einen Herzog von Ephesus, und die Königin bemerkt seine gute Haltung. Aber wie kann sie heiter sein, wenn sie sich so viel über ihren Liebling Essex ärgern muß? Ihre hübschesten Hofdamen sind hinter ihm her, und er ist durchaus kein Kostverächter. Außerdem paßt ihm die Rolle des verhätschelten Favoriten nicht mehr, er hat politischen und kriegerischen Ehrgeiz und will seine vielseitige Begabung entfalten. Er wagt scharfe Worte gegen Elisabeth und treibt es bis nahe an den Bruch. Sie sind zu sehr aus demselben Teig gebacken, beide hochmütig und jähzornig. Shakespeare blüht inzwischen ein reizendes Liebesabenteuer; der junge Lyonel Bentley, der die Mädchenrollen entzückend spielt, entdeckt sich ihm als schöne Mildred Bentley. Nur ihm zulieb hat sie sich verkleidet und beglückt ihn nun mit gebefreudigem Herzen.

In Stratford geht es derweilen dem alten Herrn recht schlecht. Der Sohn und Dichter muß sich Geld zu Wucherzinsen leihen, um den Vater vor dem Schuldturm zu bewahren. Die Einnahmen aus dem gutziehenden „Richard III." ermöglichen ihm dann auch für Frau und Kinder besser zu sorgen. Er hat zwei Töchter und einen Sohn, der kränklich ist und als Knabe stirbt. Das Verhältnis der Ehegatten renkt sich nicht mehr ein, Frau Anne fühlt sich mit Recht verschmäht und verstoßen.

In dem jungen Lord Southampton, der mit Essex nah befreundet ist, findet Shakespeare einen Bewunderer und treuen Freund. Die Familiengeschichte des Lord Essex ist düster, sein Vater soll von seinem späteren Stiefvater Leicester vergiftet worden sein, und die Mutter wußte von der Untat. Das Hamlet-Problem steigt vor dem Dichter auf. Aber die Gegenwart ist wieder dramatischer als alle Dichtwerke. Die Pest ist in London eingezogen. Wer kann, flieht, die Theater werden geschlossen, in den verseuchten, durch Wachposten abgeschlossenen Kirchspielen rasen Hunger und Verzweiflung. Shakespeare rettet Mildred aus ihrer Pesthöhle, ein vertrauter Arzt stellt fest, daß sie nicht die Pest hat, aber ein furchtbares Fieber zerstört ihren jungen Leib. Shakespeare pflegt sie, in den grausigen Nächten des Ringens mit dem Tode steigen die letzten Szenen von „Romeo und Julia" in ihm auf. Während sein Ohr dem schwachen Atem der Geliebten lauscht, dichtet er die traurigen Verse der Liebesklage Romeos. Mildred stirbt, und Southampton nimmt den erstarrten Freund zu sich auf seine Herrschaft Tichfield, wo er sich langsam erholt.

Die Pest erlischt, das Leben in London geht im alten Taumel weiter. Eine englische Kriegsflotte segelt gegen Cadiz, und Essex setzt es bei der Königin durch, daß er als Kommandeur der Landungstruppen mitfahren darf. Er nimmt die Stadt mit stürmender Hand und ist der Abgott Englands. Essex ist Shakespeares geliebtes Vorbild für seine jugendlichen Helden, für Prinz Heinz, für Percy Heißsporn und die anderen. Burbadge darf der Königin Shakespeares neues Stück „Heinrich IV." vorspielen. Elisabeth ist nicht zimperlich und lacht herzlich über Falstaff und Genossen. Sie würdigt den berühmt gewordenen Dichter einer huldvollen Ansprache und stellt ihm die Aufgabe, den frechen Dickwanst als gefoppten Liebhaber auf die Bühne zu bringen, was ihm in den „Lustigen Weibern von Windsor" trefflich gelingt. Shakespeare darf das übermütige Stück vor dem Hof in Whitehall vorlesen und lernt dabei die schwarzäugige Hofdame Lady Fitton kennen, die nun sein Schicksal wird. Jetzt erst tun sich ihm Himmel und Hölle der verzehrenden Leidenschaft auf. Lady Fitton ist ein Teufel des Begehrens und der Untreue, sie reißt die Männer nach Lust und Laune an sich und läßt sie ebenso fallen. Dem Dichter schneiden seine Fesseln tief ins Fleisch, er muß lieben und verlangen, wo er verachten und hassen sollte. Burbadge und sein neues Globus-Theater haben goldene Zeiten, während den Schöpfer des „Sommernachtstraums", des „Antonius und Kleopatra", des „Troilus und Cressida" der Lebensekel würgt.

Eine andere Liebesverkettung geht ihrem traurigen Ende zu. Essex kehrt im Kronrat in höchster Wut der Königin den Rücken, was ihm eine allerhöchste Ohrfeige einträgt. Ein Freund umklammert ihm die Waffenhand, die nach dem Degen fährt. Der irische Aufstand gibt dann der bereuenden Elisabeth Gelegenheit, den Grollenden zum Vizekönig von Irland zu ernennen; aber er hat kein Glück gegen die irischen Rebellen und wird bei der mißtrauischen Königin angeschwärzt. Essex wird in Haft genommen. Seine Anhänger rufen zum Aufstand, er flieht und wird wieder gefangen. Jetzt ist sein schönes Haupt reif für den Richtblock. Im Hof des Tower blickt Shakespeare dem Freunde, der als Held in den Tod geht, noch einmal ins Auge, ehe das Schwert niederfährt.

Elisabeth überlebt den Geliebten nicht lange. Maria Stuarts Sohn besteigt als Jakob I. den Thron, als Mensch wie als König gleich verächtlich. Die Königin trinkt maßlos, das Leben bei Hof verroht. Shakespeare kann den Tod seines Helden nicht verwinden; noch einmal geht er ins brechend volle Globus-Theater, wo sein „Coriolanus" zum erstenmal aufgeführt wird. Die Londoner brüllen Beifall, sie ahnen nicht, daß sie gemeint sind, wenn Coriolan die Geißel seines Zornes über die feigen, feilen Römer schwingt.

Ein lebenssatter, enttäuschter Mann reitet nach Stratford zurück. Dort hat er sich ein stattliches, aber verkommenes Haus gekauft, das er nun neu herrichtet. In der Liebe seiner erwachsenen Töchter baut er sich wieder ein Leben auf als wohlhabender Grundherr, als Gärtner und angesehener Mann.

Noch einmal lockt ihn das alte Leben; seine jüngeren Freunde Ben Jonson und Michael Drayton besuchen ihn und erzählen vom Globus-Theater, das nach dem Brand schöner wieder erstehen soll. Shakespeare arbeitet an einem neuen Stück „Der Sturm", das Jonson zu dunkel findet. Die beiden Gäste erliegen dem allzu reichlich genossenen Wein. Shakespeare sinnt lange im Dunkeln, draußen rauscht der Wind, und er spürt den Atem der Frühlingserde. Er weiß, „wenn der Mensch so eins geworden ist mit der Natur, löst sich der Widersinn von Leben und Tod, Geburt und Sterben verlieren ihr Geheimnis, und es schließt sich der Kreis." Er ist bereit, im All aufzugehen.



Verkleinerte Wiedergabe des Umschlagbilds von Haemmerling „Der Mann, der Shakespeare hieß". (Mit Genehmigung des Deutschen Verlags, Berlin)

Ophelia

Von Franz Schauwecker

Ich habe die liebreizende Ophelia gesehen — liebreizend, ja, das ist das rechte Wort wie sie verwirrt und erschrocken aus ihrer Kindhaftigkeit erwachte, gleichsam wie aus einem Schlaf, verwundert lächelnd von dem Traum, der im Halbschlummer vor dem Erwachen über sie sank wie Blütenstaub, vom Winde verweht, ganz bestürzt und überwältigt von dem Anblick, der sie traf gleich einem zärtlichen Dolchstoß, durchbohrend mitten ins Herz . . . von Hamlet und von dem tödlichen Geheimnis seiner Liebe.

Sie steht in den Hallen und Gemächern des Schlosses mit der großen Leidenschaft in dem jungen Herzen, das nicht geübt ist, sie zu beschwören, und geht so hilflos beglückt, ohne zu wissen wohin, mit kleinen Schritten durch die Treppenflure und Gänge, einen zu suchen, der ihr hülfe.

Aber da ist nur Hamlet, der Undurchdringliche im dunklen Gewande des Rätsels, beängstigend und beseligend, und wenn sie ihm begegnet, so flieht sie seufzend und ratlos vor Qual.

Und als der Bruder das Schloß verlassen hat, bleibt nur der Vater, der zeremonielle Hofmann Polonius, formelhaft und kalt, in den Dingen des Lebens klug bewandert und rasch bei der wohlgepflegten Hand mit glatten Fingerzeigen, aber ohne Wärme noch Liebe und so erkältend nüchtern und diplomatisch, fast komisch, der kleine Mensch der Vorschriften.

Die Welt wird verworrener mit jedem Herzschlag, die Liebe immer tödlicher und entsetzenerregender mit jedem Wort Hamlets. Überall schleichen Geister. Warum? Woher? Wohin? Ein Gesunder wird wahnsinnig, ein Geliebter zerbricht vor ihren Augen, welche sehen und nicht begreifen. Und das Kind Ophelia wird, ohne es zu wissen, zu der Schändlichkeit beredet, ihn auszuhorchen, Hamlet.

Aber er bemerkt die Lauscher und entsetzt sich voll Ekel, umdunkelten Geistes, wie er ist, vor soviel Niedertracht in der Seele eines Kindes,



„O welch ein edler Geist ist hier zerstört!"
Gustav Gründgens als Hamlet, Käthe Gold als Ophelia
Aufn. Clausen

denn er denkt — muß er's nicht glauben! —, sie sei mit dem Verhaßten im Bunde, benutze seine Liebe und seine Verstörtheit wie ein Werkzeug, um ihn zu betrügen und ihm vor versteckten Verrätern sein Geheimnis zu entlocken.

Da liegt sie am Boden, besudelt, entehrt. Nur der Weg in das Kloster, in das Grab der Lebendigen, bleibt ihr, der Unschuldigen, die schuldig erscheint . . . welch ein Fluch, rein zu sein und befleckt zu erscheinen, dem Geliebten nicht helfen zu können, ihn nur tiefer in Gram und Verzweiflung zu stoßen, daß er sie verabscheut und an ihre Schuld glauben muß. Daß er hingeht, den Vater ersticht und rast . . . welch ein grauenvolles Verhängnis!

Plötzlich aber ist alles verwandelt. Lachen springt über ihre Lippen, Stroh wird zu Blumen, bis der Schmerz sie stöhnend durch die Gänge hetzt, nicht in das Kloster, nur in den Wahnsinn, denn dies ist mehr, als daß ein Mensch es ertrüge, der nur ein Kind ist, ein hilfloses Kind, liebreizend wie Unschuld ist . . .

Da breitet sich Hamlets Mantel schwarz über die Welt.

In der Pause füllen sich die Wandelgänge: und wie ich, um den gräßlichen Gesprächen zu entgehen, in der Nachtkühle vor das Theater trete, geht ein Mädchen vorüber. Ich erschrecke, denn da geht sie selbst vorüber. Ophelia.

Doch im nächsten Augenblick bin ich beruhigt. Es ist eine Dame, es ist die Schauspielerin, die die Rolle der Ophelia gespielt hat. Ihre Aufgabe ist beendet. Ophelia ist tot, und ihre Schauspielerin geht fort. An der Ecke steigt sie in ein Auto und fährt davon.

Bestürzt gehe ich auf meinen Platz und das Stück wird zu Ende gespielt.

Der Kirchhof liegt braungelb im toten Licht. Das Duell geht vor sich. Hamlet wird vergiftet. Laertes stirbt, die Königin stirbt. Hamlet stirbt; aber Ophelia ist nicht mehr unter ihnen. Sie liegt tot im Grabe, Kränze von Schilf im Haar, Wasserpflanzen im Kleid. Nein, sie ist nicht tot, sie ging ja aus dem Theater. Im modernen Kostüm, abgeschminkt, müde und allein stieg sie in ein Auto, das mit ihr in die große Stadt fuhr.

Die andern aber sind zurückgeblieben ohne sie und müssen ihr Schicksal erfüllen, während Ophelia von einem Auto durch die Stadt getragen wird. Und während die Königin stirbt, während der König verröchelt, während Hamlet den gemarterten Geist aushaucht, bezahlt Ophelia ihre Fahrt vielleicht oder trifft einen Freund, mit dem sie zu Abend ißt, oder sie legt sich müde zu Bett . . . Ist das möglich. Ophelia lebte und ging fort! —

Da fällt der Vorhang, die große, dunkle Enttäuschung. Das Geklapper der Hände tanzt über den Schluß voll Tod und Grauen seinen blödsinnigen Tanz, und um nicht die Verbeugungen des toten Hamlet und all der anderen Abgeschiedenen zu sehen, drücke ich mich so schnell ich kann aus dem entheiligten Raum.

„Der ewige Narr" / von Gert von Klaß

Wir bringen nachstehend eine Szene aus dem neuen Bühnenwerk „Der ewige Narr" von Gert von Klaß, das die Leser unserer Theaterausgabe gleichzeitig als neue Buchbeilage der „Weltstimmen"-Reihe erhalten. „Der ewige Narr" — das ist Til Eulenspiegel, der tiefsinnige Schalk, in Wahrheit ein „Pulsschlag des deutschen Herzens", das unter der Last des großen Kriegs im Todeskampfe zuckt. Er ist die Stimme des Volkes, das sich selbst nicht kennt, zerrissen im ewigen Bruderkampf der Nation, und dessen Seele vergebens nach Frieden, Freiheit und Eintracht, nach der Erlösung durch das Reich verlangt. Auf seiner Wanderschaft kommt Til auch mit einer Botschaft Wallensteins zu dem siegreichen König Gustav Adolf, dem er die Not seines Herzens vergeblich anvertraut.

Gustav Adolf: In Gottes Namen denn: was begehrt der Herzog von Friedland?

Jörg (da Till immer noch schweigt): Antworte doch.

Till (unbeteiligt): Das sind die Papiere.

Gustav Adolf (blättert ungeduldig darin herum): Soll ich das lesen? Seiten, Seiten!

Jörg: Wach endlich auf!

Till (sich aufraffend): Der Stern des Herzogs von Friedland steigt zum zweitenmal empor.

Gustav Adolf: Mag sein! Der Herzog ist in die Sterne oben vernarrt, ich weiß. Mein Stern leuchtet da! (Schlägt sich auf die Brust) Ich tauge nicht zur Maus für die Wallensteinsche Katze.

Herzog Franz: Der König von Schweden stieß sich selbst die Pforte zum Deutschen Reich auf. Er benötigt keine Hilfe mehr.

Till (verändert): Stößt die Hand des Herzogs von Friedland nicht zurück!

Gustav Adolf: Ich stoße niemanden zurück, der ehrlich meine Freundschaft sucht. Jedoch mich zwickt von je die Frage, wie teuer eine Freundschaft zu bezahlen sei.

Till: Das Bündnis mit dem Herzog bietet euch die Welt!

Gustav Adolf: Ein stolzes Wort — die Welt! Es hat mancher nach der Welt gegriffen und am Ende nichts als Schande und Tod geerntet.

Till: Der Herzog von Friedland wird ein neues Heer aus dem Boden stampfen. Wer sollte den vereinten Armeen des Königs von Schweden und des Herzogs widerstehen?

Gustav Adolf: Ein weiter Weg — ein fauler Weg!

Till: Ein weiter Weg — ein fauler Weg! (In anderm Ton) Was zieht Ihr gen Westen, König Gustav Adolf von Schweden? Was habt Ihr in dem Deutschen Reich verloren?

Gustav Adolf: Du wagst eine große Sprache. So redet nicht der Gesandte des Herzogs von Friedland.

Till: Ich trage meine Vollmacht dazu hier. (Deutet auf sein Herz) Mitten durch dieses Herz geht der Zwiespalt der Zeit. Aber das Herz ahnt sein Heil. Darum beschwört es Euch: Kehrt um, König Gustav Adolf von Schweden!

Jörg: Glaubt ihm, Herr König. Jetzt spricht der Geist aus ihm.

Gustav Adolf (betroffen): Wer ist das, Herzog?

Till (in großer Qual): Was weiß ich, wer ich bin? Wie soll ich's wissen? Nehmt alle Leiden dieser Zeit, werft sie in einen meertiefen Brunnen und sagt: dieser Brunnen sei ich! Laßt aus dem Brunnen des Leides die Feuerblume der Sehnsucht emporschießen wie einen Pfeil und sagt: dieser Pfeil sei ich! Laßt die Sehnsucht die große Tat der Zukunft zeugen und sagt: diese Tat sei ich! Wer sagt dem Menschen, wer er ist! Noch einmal: was habt Ihr in dem Deutschen Reich verloren? Schlagt der katholischen Majestät zu Wien die Krone vom Haupt! Stürzt den Antichrist von seinem Thron! Eine neue Krone gebührt diesem Reich. Greift in den lockeren Dunst mit Eurer königlichen Hand! Hebt sie empor aus dem Traum der Zeit — die nordische Kaiserkrone, herrlicher funkelnd denn alle Schätze des Morgenlandes! (Niederkniend) Schenkt uns das neue Reich! Schenkt uns den Frieden in einem Glauben, damit dem blutigen Hader sein Grab gegraben wird! Schenkt uns die große Eins!

Gustav Adolf (erregt): Steh auf, steh auf! Kein Mensch soll vor Menschen knien. (Eine große Stille, dann) Und der Teufel führte ihn auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit.

Herzog Franz (nach einer Pause): Nicht eine Kaiserkrone lockt den König von Schweden, sondern die Krone des Glaubens.

Till (zum König, mit einem Blick auf den Herzog): Das ist der Versucher!

Gustav Adolf: Zum zweitenmal getroffen, Herzog! Ja, nicht die Herrschaft lockt mich, sondern der Sieg der evangelischen Freiheit. Ihn zu vollenden, hat mich Gott gesandt. Ich werde nicht dulden, daß schnöde Gewinnsucht ihre Netze über den stolzen Flug meines Adlers wirft.

Till: Wer redet von Gewinn?! Die Krone, die auf des Königs Haupt leuchten soll, ist nicht von dieser Welt!

Gustav Adolf: Woher kennst du diese Melodie, Geselle? Einst — in jüngeren Jahren wäre ich vielleicht deiner Verlockung erlegen. Heute kommst du zu spät. Heute weiß ich es anders: Die Welt? Das braucht seine Zeit.

Till: Die Welt wird so lange nach ihrem Erlöser schreien, bis daß er kommt!

Gustav Adolf: Der Heiland dieser Welt ist längst geboren. Nie sah ich meinen Weg so klar wie jetzt in deiner Versuchung. Ich kämpfe für die Freiheit des evangelischen Glaubens. Das ist mein Ziel und — meine Grenze!

Till: Prächtig fürwahr, prächtig, König Gustav Adolf! Ein Narr zog aus, die große Eins zu suchen. Aus eurem Munde erhoffte er das große Ja. Nun aber rieb der arme Narr selbst Salz in die schwärende Wunde der Zeit!

Gustav Adolf: In der Tat ein Narrenziel — die große Eins! Gott selbst setzte Kampf und Zwiespalt — den Zwiespalt in die Brust des Menschen, den Zwiespalt zwischen Mann und Weib, den Zwiespalt zwischen Volk und Volk. Willst du klüger sein als Gott?

Till: Ziehet nicht gen Westen, ziehet gen Wien!

Gustav Adolf: Nichts da! Der Weiser in meiner Brust steht unverrückt.

Till: So werden Jahrhunderte an diesem Irrtum tragen.

Gustav Adolf: Du sonderbarer Gesell — Zeit und Ewigkeit stehen in Gottes Hand. Wer sagt dir, daß der Menschen Irrtümer nicht Gottes Wahrheiten sind?

Till: Wer schlug dich mit Blindheit, König Gustav Adolf von Schweden? Du kamst aus Norden als helleuchtender Stern. Willst du wie ein Komet verschwinden im Nichts?

Gustav Adolf: Ich ziehe meine Bahn nach ewigem Gesetz.

Till: Siehst du es nicht, das Meer des Elends? Das Meer des Elends schlägt über mir zusammen!

Das Theater in der Nation

Von Spielleiter Heinz Haufe

Das deutsche Theater der Gegenwart steht mitten in der Nation. Es ist zumindest auf dem Wege dahin. Das Theater ist immer der lebendigste Ausdruck der Zeit gewesen, es hat mit seismographischer Genauigkeit alle Schwankungen aufgezeichnet und tut es auch jetzt mit beglückender Genauigkeit.

Ein Volk lebt um seiner Kultur willen. Sie allein hat Ewigkeitsbestand. Die Werke des Theaters haben keinen Bestand. Sie entstehen zwar nicht im Augenblick, aber sie vergehen im Augenblick und bleiben nur kurze Zeit in der Erinnerung der Sehenden und Hörenden. Das Fluktuierende der Kunst des Theaters ist ihr Wesen. Darauf beruht ihre große Sensibilität und die der Ausübenden.

Das Theater lebt vom Stück. Die Direktoren Shakespeare und Molière schrieben sich die Stücke, die sie brauchten, selbst, und der lebendige Geist des Theaters, aus dem sie geboren sind, macht ihre Wirkung unvergänglich.

Autoren, verachtet den Geist des Theaters nicht! Neue Inhalte, neue Gesetze, neue Formen saugt das Theater gierig auf, aber Langeweile und erhobener Zeigefinger bringen es um.

„Interessant um jeden Preis?" Um Gottes willen! Das deutsche Theater der Gegenwart ist nicht so hilflos, daß es zu dieser vergangenen Parole greifen muß, und die deutsche dramatische Produktion wird in nicht ferner Zeit für ein „Theater des jungen Dramas" das Rückgrat bilden können, wie es sich bereits mit der Theaterwoche der HJ. ankündigt.

Denn das Theater lebt vom Stück.

Und das Stück auf dem Theater lebt vom künstlerischen Menschen. Vom Künstler und vom Menschen, durch den es hindurch muß, ehe es Gestalt gewinnt. Beide sind ausschlaggebend. Künstlerische Haltung entwickelt sich aus menschlicher Persönlichkeit, und die Kunst des Theaters wird leibhaftig von Menschen vorgeführt, nicht nur ausgeübt. Das unterscheidet sie von aller anderen Kunst, und deshalb ist nirgends das menschlich Persönliche so sichtbar.



Umschlagbild zu dem soeben erschienenen Bildbuch „Mensch ohne Maske" (Tazzelwurm-Verlag Stuttgart), in dem eine Anzahl der auch unsern Lesern wohlbekannten meisterhaften Schauspielerbilder von Rosemarie Clausen zusammengefaßt ist. Dem Textteil des Werkes entnehmen wir die auf den beiden folgenden Seiten enthaltene Betrachtung

In jeder Landschaft wird anders Theater gespielt. Das liegt nicht an den verschiedengearteten Männern, die es leiten, das liegt an den verschieden gearteten Stämmen. Jede Landschaft hat ihr Theater.

Jedes Publikum hat sein Theater. Durch die große Labilität seiner Kunst bildet sich ein Theater genau nach dem Anspruch seines Publikums.

Das Theater ist erregend. Unmittelbares Leben reißt hin. Und unmittelbar muß das Theater den Menschen anspringen. Um ihn hinzureißen, muß es echt sein. Auch im Spielerischen. Jede Verzerrung, jede Überbetonung zerreißt die Illusion. Der kleinste Schritt zur Seite zerstört die Wirkung einer Stunde. Erschütterndes und Erheiterndes darf sich nie aus dem menschlichen Bezirk entfernen. Die Täuschung muß vollkommen sein. Der ernüchterte Zuschauer ist grausam.

Die Kunst des Theaters ist vielfältig. Sie ist die lebendige Gegenwart im Widerschein des künstlerischen Menschen. Sie ist das Leben der Nation, das Leben der Menschheit. Ihre Quellen erneuern sich stets.

Menschen und Masken / Von Karl Blanck

FREMD UND VERSCHLOSSEN eilen die Menschen aneinander vorüber. Sie hausen eng beisammen im Raume der Städte, sie begegnen sich auf den Straßen, arbeiten nahe beieinander auf den Büros und in den Werksälen der Fabriken, drängen sich auf den überfüllten Wagen der Straßenbahnen. Aber sie kennen sich nicht, sie bekennen sich nicht . . .

Wohl verbindet sie das Werk, das sie miteinander schaffen, dessen Vollendung auch ihnen Glück der Erfüllung bedeutet. Doch das Gesicht ihrer Arbeit bleibt ernst, still und versunken. Nur selten einmal, wenn ein glücklicher Zufall, der Anblick eines Kindes oder ein scherzhaftes Wort, die Starrheit ihrer Mienen durchbricht, dann fällt die Maske ihres Alltags für kurze Augenblicke von ihnen ab.

ERST IN DER FEIERLICHEN ERHOBENHEIT eines großen Geschehens, das sie alle gleichmäßig aufrührt und zur Einheit zusammengefaßt, im beglückenden Erlebnis der größeren Gemeinschaft, als Träger und Teilhaber einer Idee, als Zeugen einer geschichtlichen Tat oder unter dem aufwühlenden Eindruck des flammenden Wortes, das über sie hin, in sie hineinfährt, bricht das Feuer der Begeisterung aus ihnen heraus, leuchten ihre Gesichter im Widerschein innerer Erschütterung lebendig auf. Erst die stärkste Erregung enthüllt etwas von ihrem inneren Leben, das sie sonst schamhaft voreinander verborgen halten. Nur die Liebenden haben noch den Mut, sich im Rausch der Seligkeit einander zu offenbaren. Der Schmerz aber verhüllt sich, oft noch vor dem Nächsten, der ihn teilt und begreift.

FÜRCHTEN WIR UNS ETWA, die dunklen Mächte im eigenen Innern zu entfesseln, indem wir ihnen körperliche Gestalt verleihen? Glauben wir, daß sie erst dann volle Macht über uns gewinnen, wenn wir sie allzu sichtbar in Erscheinung treten lassen — wenn wir selbst den DÄMON verkörpern, der unsere Seelen bedroht?

ABER DER MENSCH, DAS EWIGE KIND, strebt immer wieder zurück zum Ursprung, zur Ursprünglichkeit. Er will und muß »sich gehen lassen«, will die ewig fremde Hülle, alle Demütigungen und allen längst verhaßten Zwang seines Alltags von sich abwerfen. Er will spielen und im unbekümmerten Spiel sein eigentliches, wahres Selbst wiederfinden, sich selbst erkennen und bekennen, die magische Welt seiner Träume und seiner unerfüllten Wünsche nach einem weiteren und freieren Dasein, alle Abenteuer seines ungelebten Lebens an sich selbst erfahren und vor anderen offenbaren, um den Dämon zu bannen, der ihn verzehrt.

So zeigt sich der Mensch im närrischen Spiele und im schwingenden Rausch festlicher MASKERADEN erst in seiner wahren Gestalt. Hier wird die Maske zur Wahrheit. Das phantastische Kostüm des Landstreichers oder des exotischen Märchenprinzen, das uns für flüchtige Stunden umhüllt und in das wir hineinzuwachsen versuchen, wird zum Abbild unserer Kinderträume vor allen Wundern und Gefahren einer fremden Welt, in der doch unsere Phantasie erst ihre rechte Heimat wiederfindet. In diesen Stunden eines festlichen Rausches schaffen wir uns etwas vom eigentlichen Leben unserer Seele, nehmen wir eine von den tausend Gestalten an, die in uns verborgen ruhen und auf ihre Erlösung warten. So finden wir durch die Maske hindurch, närrische Kinder der ernsten Urmutter, zu einander hin, zu unseresgleichen zurück — beseelte und lebendig bewegte Marionetten, erlöst durch den Zauber der Geigen, im Wirbel der Lichter und Farben, die uns traumhaft umgleiten.

HIER IM FESTLICHEN MUMMENSCHANZ beginnt seit den frühesten Tagen der Menschheit auch die geheime religiöse Magie des Theaters, in Tanz und Spiel als Dankopfer und Beschwörung

für die fruchtbaren und zerstörenden Mächte, die über Werden und Vergehen, über Geburt und Tod wie über das Glück auf dem Jagdzug und über das Reifen der Ernte gebieten. Aber etwas war auch im Menschen selbst, vor dessen Größe und Unendlichkeit ihm graute, und wovon er sich nicht loskaufen konnte, weil es im Widerstreit stand zu allen irdischen und himmlischen Gewalten: das war seine Seele, jener Hauch eines unsichtbaren Lebens, das nicht an das Leben des Leibes gebunden war.

Nicht die Erhabenheit des Himmels und die Pracht der Gestirne haben den Menschen darauf gebracht, daß er eine Seele besitzt, sondern die dunklen Gewalten, die er in seiner Brust und in seinem Hirn fühlte, wenn die Körperwelt um ihn versank. Aus TRAUM UND TOD stammt der Seelenglaube, aus jenen Bezirken, darin die Seele den Körper verläßt, sich von ihm löst, ihn in der leblosen Erstarrung des Schlafes oder des Todes zurückläßt und ihren eigenen Weg geht ins unbekannte Land der Geister. Darum begann der Mensch sich selbst zu fürchten, die Geister der Toten zu verehren, überall, wo in der Natur geheimnisvolle Bewegung war durch das Heer der Abgeschiedenen, in Wind und Wolken, in Wald und Wasser und in den unergründlichen Tiefen der Berge.

UND SO WAGTE ER auch den großen Schritt: er beschwor den DÄMON, nahm selbst Antlitz und Gestalt der toten Ahnen, der gottgewordenen Helden an, schwang sich beim Opferfest zu ihren Ehren im kultischen Tanz über den Häuptern des Volks, das in angstvoller Demut, in seligen Schauern der Entrücktheit teilnahm an der Offenbarung des Göttlichen, an der Wiederkehr der abgeschiedenen Geister im Maskentanz dieses ersten Schauspiels der frühen Mysterien. Und von einer heiligen Besessenheit ergriffen, im Dienste des fruchtbaren Lebens, das den Tod überwindet, fanden sich am Ende die Paare im ewigen Spiele von Faun und Nymphe zusammen.

DAS ALSO IST DER SINN DER MASKE bei allen Völkern der Vorzeit — sie ist das Sinnbild und Wahrzeichen, der Kraftträger der VERWANDLUNG; durch sie wird der Mensch selbst zum Dämon, dessen Bild er trägt, um teilzuhaben an der Kette der Väter, die zu den Göttern emporgestiegen sind. Von Afrika bis in die Täler der Alpen, in den Goldmasken des antiken Mykene und des alten Peru, von den javanischen Tanzmasken bis zu den Götter- und Teufelsfratzen Tibets — hier wie dort, einst und heute noch bei den Naturvölkern, hat sich in ihr der gleiche große Mythos der Urzeit bewahrt, Dämonenglaube und Dämonenzauber, Verkörperung des Unsichtbaren, Totenehrung und Totenerweckung im Seelenkult.

TOD UND AUFERSTEHUNG — das ist und bleibt auch der Ursinn des ernsten Dramas.

IM HEROISCHEN MYTHOS DER GRIECHEN erhebt sich zuerst der abendländische Geist zu seiner vollen übermenschlichen Größe. An Götter und Menschen stellt er die gleiche sittliche Forderung: GERECHTIGKEIT über und unter den ewigen Sternen. In allem erbarmungslosen Walten des Geschicks sucht er die höhere Gesetzmäßigkeit, beugt sich in Demut, wo er die eherne Notwendigkeit der MOIRA, der Schicksalsgottheit zu erfassen vermag. Aber er zweifelt am Sinn der Welt, wenn er erkennen muß, daß die Götter erbarmungslos über allen Jammer der Sterblichen hinwegschreiten, den Unschuldigen mit dem Schuldigen zugleich vernichten.

VON HIER AUS STEIGT DIE TRAGÖDIE in mächtigem Schwunge empor, um an den Grundvesten des Himmels zu rütteln. Alle Schmerzen und aller Trotz der beleidigten Menschheit selbst hallen aus dem leidenschaftlichen Aufschrei des gefesselten Prometheus über das weite Rund der Orchestra:

»Seht her, was ich von Göttern leide, selbst ein Gott!«

Dreiklang im Drama

Unter den größeren Uraufführungen der letzten Monate nehmen Hans Rehbergs „Siebenjähriger Krieg", wie auch Curt Langenbecks „Hochverräter" und Fritz Helkes „Prinz von Enghien" eine besondere Stellung ein. Alle drei Werke wählen die Geschichte zum Anlaß für die Behandlung starken dramatischen Konflikts, für seelische Vorgänge und weltanschauliche Probleme.



Aus Hans Rehbergs Drama „Der Siebenjährige Krieg" im Berliner Staatstheater: Hermine Körner als Zarin Elisabeth

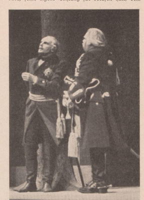


Hilde Weißner als Zarin Katharina

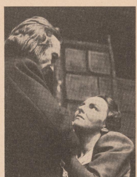
In Helke, dessen „Prinz von Enghien" am Staatlichen Schauspielhaus in Dresden uraufgeführt wurde, begegnen wir einem neuen Dramatiker, der sich ernsthaft darum bemüht, den ewigen Zusammenstoß zweier Welten zu gestalten, die sich wie Tag und Nacht, wie Hell und Dunkel gegenüberstehen. Er schildert, wie der junge, edle Prinz von Enghien unter Völkerrechtsbruch von Häschern aus der Ettenheimer Idylle geholt und nach Frankreich gebracht wird, wo man ihn auf Befehl des Ersten Konsuls zum Tode verurteilt.

Helke verlagert den Gegensatz, der dem Drama die entscheidenden Antriebe gibt, auf den Prinzen von Enghien und den damaligen Außenminister Talleyrand. Ihn sieht der junge Dichter als den wahren Drahtzieher der abscheulichen Tat an. Hier stoßen zwei Welten aufeinander, von denen die mächtigere des Talleyrand zwar siegt, die andere des sterbenden Prinzen aber hat die Zukunft, denn er fällt für die Freiheit seines Vaterlandes.

Dieser Konflikt findet von einer anderen Seite her seine Ergänzung in Curt Langenbecks tragischem Schauspiel „Der Hochverräter". Langenbeck stellt in dem Jakob Leisler, dem Kommandanten von Neuyork, einen Mann hin, der sich durch seine eigene Leistung für berufen hält, dem



Gustav Gründgens als Friedrich der Große
Aufnahmen: Clausen



Szenenbild mit Hermann Weiße und Maria Mok aus der Uraufführung von Curt Langenbecks „Der Hochverräter" im Schauspielhaus Düsseldorf (Aufnahme Sieburg)

sches Schauspiel ist ein Versuch, das chorische Spiel vorzutreiben. Wechselreden, streng gebunden in der Form, jambisch, überhöhen die Handlung. Sie sind Vorstudien zum Chor. Da Langenbeck sein Stück ohne Pause in einem Bühnenbild aus dem Wort und dem Gedanken entwickelt sehen will, verlangt er Neues und erreicht damit eine gesteigerte Wirkung.

Problematischer sind die Dichtungen Hans Rehbergs, der jetzt seinen Preußenzyklus mit dem „Siebenjährigen Krieg" abgeschlossen hat. Das neue Schauspiel stößt von drei Ebenen zur Lösung vor. Es zeichnet sich durch starken Willen zu reinem Menschentum aus. Das Werk gibt eine Deutung der Persönlichkeit Friedrichs des Großen, dem wir zunächst als Mensch und König begegnen, und später als dem großen Einsamen, an dem das freudige Leben vorübergegangen ist. Drei Konflikte zeichnet Rehberg: Den Gegensatz Prinz Heinrich—Friedrich. Er wird aus dem Menschlichen mit der Versöhnung gelöst. Der militärische Gegner ist der Österreicher Laudon, dem Friedrich voller Achtung zum Schluß die Hand reicht, und der dritte Gegner ist Rußland, das mit seinen Palastintrigen von Rehberg glänzend gezeichnet wird. Da aber General Tschernitschoff Gewehr bei Fuß auf Friedrichs Seite bleibt, besiegelt sich das Schicksal der Österreicher. Sie unterliegen. Der König siegt, aber er besiegt nicht seine Einsamkeit.

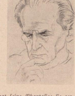
Rehbergs Dichtung ist in einigen Auftritten visionär und überzeugend gestaltet. Ihre Sprache ist gehämmert und voller Bilder. Kleist und Shakespeare sind die Paten. Einzelne Einfälle, ganze Szenen verweisen auf sein elementares dichterisches Temperament. Wenn Rehberg es vor dem Verströmen bewahrt, wird sein schöpferisches Werk von selbst zur erstrebten Einheit zusammenwachsen. H. Grothe

Abgesandten seines Gouverneurs die Übergabe der Stadt verweigern zu müssen. Es kommt zu einer tragischen Verkettung der Situationen, die schließlich in offene Rebellion ausartet und damit endet, daß der tatsächlich erscheinende Gouverneur Leisler und seinen Sergeanten wegen Hochverrat erschießen läßt. „Keiner, der hier nicht alles litt, wird je berufen" ist die Erkenntnis des Hochverräters, der damit das vorangestellte Aischyloswort: „Was hiervon wäre ohne Leid" erfüllt. Langenbecks Beitrag ist aber aus anderen Gründen noch wesentlich. Er bemüht sich um neue Formen. Sein wahrhaft tragi-



Aus der Uraufführung von Fritz Helkes Drama „Der Herzog von Enghien" im Schauspielhaus Dresden
Aufn. Berger

„Phantasus“



Zum 75. Geburtstag von Arno Holz ist kürzlich sein »Daphnis« in einer neuen Ausgabe wiedererschienen (Rudolf Koch, Leipzig, RM 4.80) — ein derbblütiger und zugleich graziöser Scherz, in dem die Sprache der lebensfrohen Barocklyrik in der Art Johann Christian Günthers aus gleichem Geiste prachtvoll nachgeahmt und mit neuer Kraft erfüllt wurde. Aber das Wesensbild des 1929 verstorbenen Dichters wird doch immer am stärksten durch sein Hauptwerk, den unausschöpflichen »Phantasus«, gekennzeichnet werden, dem die nachfolgende Betrachtung gilt.

Arno Holz — das ist so ein rechtes Stück Poetendasein in ungeheizten Dachstuben und Großstadtkasernen:

> Ihr Dach stieß fast bis an die Sterne,
> vom Hof her stampfte die Fabrik,
> es war die richtige Mietskaserne
> mit Flur und Leiermannsmusik! . . .
>
> Dort saß er nachts vor seinem Lichte
> — duck nieder, nieder, wilder Hohn! —
> und fieberte und schrieb Gedichte,
> ein Träumer, ein verlorner Sohn! . . .

Diese bitteren Verse stehen in des jungen Dichters „Buch der Zeit“, das 1885 erschien, als Beginn zu einem Gedichtzyklus „Phantasus“, worin der Abgrund zwischen der inneren und der äußeren Welt bis in seine letzten Tiefen aufgerissen wird. Aus dieser verzweifelten Klage über das Elend des Alltags aber ist in langen Jahrzehnten das wunderbare Buch „Phantasus“ hervorgegangen, jenes Hohelied auf das Leben in allen seinen Formen, auf den überquellenden Reichtum des Geistes, das so voll ist vom Daseinsjubel, daß es die ganze Schöpfung durchrast und in entfesselter Inbrunst an das begeisterte Herz drückt, daß es von Stern zu Stern taumelt und die Jahrtausende im wirbelnden Spiel durchtanzt . . .

Was ist das Elend von Dachstuben! Der Dichter, der Mann mit der schäbigen „75-Pfennig-Krawatte mit dem Drachenmotiv“, ist Herr über die tausend Gestalten aus den alten romantischen Reichen. Aus der grauen Welt des Alltags stoßen seine Galeeren ab zu den fernen, schimmernden Küsten des Traumlands, wo die alten, ewig jungen Götterbilder in weißen Tempeln stehen. Er selbst ist Held und Korsar, Eroberer und Sklave stolzer Königinnen. Mitten im Urwald auf einer duftenden Blumenwiese, am Fuße himmelhoher Berge ist sein purpurnes Zelt aufgeschlagen, und nackt tanzen vor ihm die schönsten Zirkassierinnen. Als Märchenprinz und als irrender Ritter befreit er alle verzauberten Jungfrerlein. Als Faun umarmt er die schönste Nymphe; ihm neigen sich Sulamith und Salome zu. Als Eremit wieder und als Bettler durchzieht er die Welt, alle Lust und allen Schmerz auszukosten und sein Herz vollzusaugen mit der süßen Seligkeit des Lebens und Sterbens.

Jede Form zersprengt seine Phantasie; sie zerbricht das Maß des alten Verses, wirft Reim und Rhythmus wie schäbige Fetzen ab, schwingt sich in befreiter Schönheit und rafft die verschmähten Gewänder wieder auf als leuchtenden Schmuck zu unermeßnem Spiel. So hat er die kürzesten und die längsten Verszeilen, die reimlosesten und die hundertfach durch den Reim in sich verschränktesten Verse geschaffen, die je in deutscher Sprache geschrieben wurden, Herr und Verächter jeder Form, die Überfülle der Gesichte nur nach seinen eigenen inneren Gesetzen rhythmisch bändigend.

Aus der grauen Nüchternheit des Großstadtelends also steigt sein Lied in unerreichte Höhen und ungemeßne Weiten. Er, dem nichts zuteil ward von den Gütern dieser Erde, schwelgt in den Genüssen aller Zeiten und Zonen. Der Enterbte wird zum Abenteurer im Lande der Träume, das alle Sehnsucht stillt — nur die seine nicht. Denn unersättlich scheint sein Geist. Er ist überall daheim und darf doch nicht verweilen. Nirgends findet er das eine Land, in dem Wunsch und Erfüllung, Leben und Traum eins waren und jeder Alltag ein buntes Fest voll Märchenwundern — das Land seiner Kindheit, in das er nie mehr zurückkann und aus dem doch immer noch alle Quellen seiner Kraft in ihn einströmen. Der gewöhnliche Mensch mag im Laufe der Jahre erstarren und versteinern, daß ihm die angenommene Maske, die die Regungen seiner Seele verdeckt, schließlich festwächst. Der Dichter aber bleibt ewig jung auch im grauen Haar; noch unter Runzeln schaut er mit Kinderaugen in die Welt, die das Wunder des Märchens suchen:

> Vor meinem Fenster
> singt ein Vogel
> Still hör' ich zu, mein Herz vergeht
> er singt
> was ich als Kind . . . so ganz besaß
> und dann — vergessen!

Gleich im Beginn seines Werkes klingt diese reine, süße Melodie aus frühen Tagen auf, in der hübschen bunten Erzählung aus der kleinen, weltentlegenen Vaterstadt in Ostpreußen, wie er an einem ersten blauen Frühlingstag in einer königlich preußischen, privilegierten Apotheke „Zum schwarzen Adler“ geboren ward. Niemand „ahnte was“. Zu

Mittag gab's Schweinebraten und geschmorte Pflaumen — zum Kaffee schon war er da . . . Dann die ersten Spiele um die verwitterte Georgenkirche, der bunte Bilderbogen beim Buchbinder Pollakowsky, das Weihnachtsglück, wenn das ganze Haus nach Marzipan roch, und der Blick aus der Bodenluke — das Kinn in beide Fäuste gestützt, platt auf dem Bauch — nachmittags, wenn die ganze Stadt nach Kaffee riecht, auf die roten Dächer und gerade unten runter auf Mutters Blumenbrett mit dem Goldlack und den Levkojen . . .

Oder „Großmutters Geburtstag“:

Großmutter im Lehnstuhl ist eingeschlafen.
Vom Fenster,
zwischen den beiden bauschig schneeigen Zwirngardinen,
über den schmalen, grünlich schlanken, von zarten,
baumelnden Fädchen zierlich durchschillerten Zwiebelgläsern,
blankspitz,
leuchten die blauen Hyazinthentüten.
Mutters
prächtig große Goldrandtassen,
auf dem schimmernd weißgedeckten, mit bunten, zerzupften Blümchen überstreuten Geburtstagstisch,
blinkern.
Der alte, dicke, schwarzbraun marmorierte Kachelofen,
in dessen tiefer, dunkler Röhre, hinter dem blanken
spiegelnden Messingtürchen, auch heute wieder die
Bratäpfel bruzeln,
strahlt behaglichste Wärme!
Ich wage kaum zu atmen.
Schnuppernd, verzückt
Die Nase hoch,
— von unten her aus der Küche, durch das ganze
Haus, riecht schon die Schokolade, Großmutter
schnarcht, die Blümchen duften —
Starre ich in den festlich flimmernd riesigen, flackernd
überlebensgroßen, über und über mit Zucker bestreuten
Achtundsiebziglichterkuchen!

Das Glück und die Wehmut sehnfüchtiger Erinnerung gibt all diesen schlichten und heiteren Motiven den seelischen Zusammenhang, den innersten tiefen Ton aus Herzensgrunde. Immer wieder steigt es auf:

Das alte Nest! Die alten Dächer!
Aus dunklen Linden dort
der Turm.
Wie klangen Sonntags seine Glocken . . .

Sie klingen immer noch, ihm und uns, rätselhaft vertraut, in einer milden deutschen Frühlingsnacht; müde öffnet er das Fenster:

Weiße Wolken
schwimmen am Mond vorbei,
aus dunklen Gärten
klingt Musik,
die Brunnen rauschen —

und aus dem Duft der Linden steigt das Bild auf von dem verlorenen Paradies, in dem wir doch alle einmal gelebt haben: der ganze sonnige Garten der Kindheit, hinter Mauern versteckt; mit Stachelbeersträuchern und Glaskirschenbäumen, Marienkäferchen am Halm, Butterblumen, Tausendschön und Stiefmütterchen. Dahinter der Wald: Libellentanz, Sonnenlichter zwischen dunklen Stämmen, Erdbeeren und Pilzmännchen . . . immer tiefer hinein ins Märchen:

Schritt für Schritt, Busch für Busch, Farreninselchen
um Farreninselchen . . .
Mit brennenden Backen um Räuberwiesen stürmen

Und der Heimweg, wenn der Mittag brütet, hungrig, müde, stolpernd vor Lust. Eichhörnchen, Käfer, Schmetterlinge. Alles neu und wunderbar, jeder Schritt eine Eroberung, jeder Blick eine Entdeckung. Vorbei! Vorbei!

Dreißig Jahre
drüber hin!
Der Wald so grün, der Himmel tiefblau
und alles wie damals!
Nur du nicht!
Nur du!
Noch einmal jung sein!
Mit neuen Augen in die Welt sehn!
Alles wieder,
wie zum ersten Male,
unschuldig in sich trinken!
Mit frohem reinen Kindersinn! Seligsten Herzens!
Ach
wer das könnte!“

Und doch! Immer neu strömt die Seligkeit des Daseins aus Wind und Wolken, aus Licht und Sonne, aus Wald und Wiesen in das junggebliebene Herz. Aber es ist jetzt nicht mehr das alte Ordensritterstädtchen irgendwo in Ostpreußen, sondern die ganze Heimat, die ihn erfüllt und um ihn steht: dunkel hochragende Bergwälder, verschlafene Dörfer, Felshänge und Burgen, ehrwürdige Städte, steile, himmelhochblitzende Kathedralen.

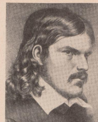
In jedem Städtchen auf der Wanderschaft findet er nun das verlorene Glück wieder, überall hält es ihn: „Soll ich bleiben, soll ich weiterziehen?“ Und an jedem stillen Sommertag, im Wiesengrün versunken, empfindet er alle Schöpfungsseligkeit:

Mein Glück?
Mein Glück ist ein spielendes Blatt im Sommerwind,
der leichte zierliche Schatten, mit dem mich zitternd
die Schwalbe streift,
Das letzte schwebende Purpurwölkchen . . .

So leicht ist dies stürmische, weltbewegte Herz gestillt. Denn alles gehört ihm, und er gehört zu allem. Der Dichter ist der große Gläubige, dem alles Geschaffene göttlich ist:

Die Wolken und Vögel, der kleine Grashalm, den
mein Fuß trat,
alles
alles, alles . . . bewegte mich!
alles
durchrann mich!
Und dankbar klingt sein Jubelruf auf:
Du süße Welt
Auf deinen glänzendsten Stern
hast du ein Herz, das dich liebt, gerettet!

Karl Blanck



Vor 150 Jahren, am 16. Mai 1788, wurde Friedrich Rückert in Schweinfurt geboren. Er wurde Privatgelehrter, dann Redakteur bei Cotta, Prof. der orientalischen Sprachen in Erlangen und Berlin, starb am 31. Januar 1866 auf Neuseß bei Koburg. Neben seinen Vaterlandsliedern, dem »Liebesfrühling«, den volkstümlichen Gedichten und Kinderliedern sind vor allem seine kunstvollen und formgewandten Nachdichtungen orientalischer Poesie zu rühmen.

Drei Gedichte von Friedrich Rückert

Aus der schon früher gewürdigten Auswahlsammlung „Deutsche Gedichte", herausgeg. von der Deutschen Akademie München (R. Oldenbourg, Berlin-München. Nr. 21, RM —.40).

Das Licht im Hause

Nach dem Chinesischen

Die aufgegangne Sonne stand,
Mein junges Weib im Morgenflore,
Sie stand an meines Hauses Tore
Und winkte, da ich ging, mir nach mit weißer Hand.

Der Mond, der aufgegangene,
Das junge Weib im Abendflore,
Sie steht an meines Hauses Tore;
Wie wird von ihr begrüßt der schön Empfangene!

Wohl endet Tod des Lebens Not

Nach Dscheladdin Rumi

Wohl endet Tod des Lebens Not,
Doch schauert Leben vor dem Tod.

Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den sie bot.

So schauert vor der Lieb ein Herz,
Als wie vom Untergang bedroht.

Denn wo die Lieb erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkle Despot.

Du laß ihn sterben in der Nacht
Und atme frei im Morgenrot.

Gott überall

Auf Erden gehest du und bist der Erde Geist;
Die Erd erkennt dich nicht, die dich mit Strahlen preist.

Auf Sonnen stehest du und bist der Sonne Geist;
Die Sonn erkennt dich nicht, die dich mit Strahlen preist.

Im Winde wehest du und bist der Lüfte Geist;
Die Luft erkennt dich nicht, die dich mit Atmen preist.

Auf Wassern gehest du und bist des Wassers Geist;
Das Wasser kennt dich nicht, das dich mit Rauschen preist.

Im Herzen stehest du und bist der Liebe Geist,
Und dich erkennt das Herz, das dich mit Liebe preist.



Rückerts Geburtshaus in Schweinfurt
Aufn. Löbrich

Lebens-erinnerungen

Die Schlacht bei Biberach
Aus Johann Baptist Pflug „Erinnerungen eines Schwaben" (Verlag Dr. K. Höhn, Ulm a. d. D.)

Wenn ein Mensch auf sein Leben zurückblickt und seine Erinnerungen schreibt, entsteht immer ein persönliches Dokument von besonderem Reiz. Es kommt vielleicht weniger darauf an, ob er viel oder wenig erlebt hat, als vielmehr darauf, wie stark er alles erlebt hat und wie lebendig er das Gesehene und Geschehene darzustellen weiß.

Zu den bekannten Ärztememoiren Axel Munthes, Hoches, Heislers gesellen sich die des Begründers der deutschen medizinischen Orthopädie, Professor Adolf Lorenz, denen er den schönsten Titel gab, den ein Arzt seinem Leben und Wirken geben kann, „Ich durfte helfen" (L. Staackmann Verlag, Leipzig, RM 7.50). Aus einfachen Verhältnissen ringt sich der Jüngling unter schwierigen Studienverhältnissen zum Assistenzarzt empor. Die ganze berühmte Wiener Schule mit Billroth, Hyrtl, Heschl u. a. wird lebendig. Lorenz ist auf dem besten Wege, ein berühmter Chirurg zu werden. Da vernichtet die damals als Desinfektionsmittel hoch gepriesene Karbolsäure alle chirurgischen Hoffnungen. Seine Hände sind gegen sie überempfindlich. Unfreiwillig wendet er sich der Orthopädie zu, findet neue Heilmethoden, besonders die unblutige Behandlung der häufig vorkommenden Hüftgelenksverrenkung und kommt bald zu Weltruhm. Und nun tritt eine Unzahl von Menschen aller Stände und aller Erdteile in seinen Lebenskreis. Lorenz schildert sie mit köstlichem Humor und drastischer Anschaulichkeit.

Ganz anderer Art sind die Lebenserinnerungen des Ulmer Konzertmeisters Georg Hertz „So reich ist die Welt!" (L. Staackmann Verlag, Leipzig). Auch er kommt aus kleinen Verhältnissen und hat es doch eine schöne Strecke Weges vorwärts gebracht. Eigentlich hätte er nach dem Willen seiner von ihm innig geliebten Mutter Pfarrer werden sollen und sein Leben wäre dann eben „in Ulm, um Ulm und um Ulm herum" verflossen, wie es sich für einen braven, schwäbischen Pastor geziemt. Aber die Musik, die Hertz im Blut saß und die Geige, die seine Lebensgefährtin werden sollte, bewahrten ihn davor. Schon als Student in Tübingen trat er in zahllosen Konzerten auf und wagte sich als junger Dilettant an die schwierigsten Werke, obwohl seine Technik noch „auf wackligen Beinen" stand. Dem Einjährig-Freiwilligen öffnete die Geige viele Türen, die dem einfachen Soldaten sonst verschlossen bleiben. Hertz erzählt überaus humorvoll von dieser Zeit, auch wie er dann schließlich doch trotz des bestandenen Examens nicht Pfarrer wurde, sondern über die Schweiz den Weg zu dem tüchtigen Geiger Emanuel Wirth in Berlin fand, der sein Lehrer wurde und ihn ans Ziel führte. Wohl genoß Hertz nun in der Heimat das behagliche Leben eines Ulmer Bürgers und Konzertmeisters. Aber den unruhigen Schwaben trieb es immer wieder in die schöne Welt hinaus, wobei es nicht an interessanten Menschen und Erlebnissen fehlte. Drei Dinge liebte Hertz vor allem: edle Geigen, seltene Schmetterlinge sowie auserlesene Tafelfreuden, und er entwickelt nicht nur eine heitere Philosophie des Essens, sondern erweist sich noch mehr als kritischer Kenner aller guten Weine Europas (260 S. RM 5.50).

Den Erinnerungen eines Arztes und eines Musikers seien die von mir neu herausgegebenen des oberschwäbischen Genre-Malers Johann Baptist Pflug aus Biberach, der Heimat Wielands, zugefügt. Pflug hat sie zwar nicht selber geschrieben, sondern dem schriftstellernden Hauptmann J. E. von Günthert im „Schwarzen Ochsen" zu Biberach erzählt, wo der Maler beim Abendschoppen stets einen Kreis aufmerksamer Zuhörer fand. Die wunderliche und manchmal komische Kleinwelt einer alten Reichsstadt tut sich hier auf. Pflug weiß noch um den jungen Wieland, um dessen Jugendfreundin Sophie La Roche und den Kreis des Grafen Friedrich von Stadion auf Warthausen. Er hat die französischen Revolutionskriege erlebt, war Klosterschüler in Weingarten, wurde dann Maler und als solcher ein prachtvoller und treuer Schilderer des oberschwäbischen Volkslebens. Seine Bilder erregten vor einigen Jahren auf der Ausstellung schwäbischer Malerei großes Aufsehen. Er hat auch noch den „Malefizschenken", den unerschrockenen Richter und Verfolger der damals zahlreichen Räuber und

Gauner Oberschwabens erlebt und die berüchtigte Räuberbande des „Schwarzen Vere" gesehen und gemalt. Ein buntes und lebendiges Bild aus der Kloster-, Franzosen- und Räuberzeit Oberschwabens rollt in diesen „Erinnerungen eines Schwaben" (Verlag Dr. K. Höhn, Ulm a. D. 288 S. u. 39 Abb. RM 4.80). Ich habe die weitschweifige Güntherische Fassung mit ihren Wiederholungen etwas zusammengezogen, gekürzt und Irrtümer berichtigt. Der Verlag gab ihr zahlreiche Bildtafeln nach Gemälden des Malers bei, so daß die neue Ausgabe ein eigenartiges schwäbisches Kulturdenkmal darstellt.

Soldatische Erinnerungen haben zu jeder Zeit ihre besondere Lesergemeinde gefunden. Die bekannten Aufzeichnungen „François Bourgognes", der als Sergeant der napoleonischen Garde den russischen Feldzug 1812 mitmachte und seine Erinnerungen frisch aus dem Gedächtnis niederschrieb, sind bis zu einem gewissen Grad schon klassisch geworden. Wenn sie nun unter dem Titel „Der unbekannte Soldat von 1812" (Verlag Robert Lutz Nachf. O. Schramm, Stuttgart) in einer neuen schönen Ausgabe mit Bildern nach den bekannten Lithographien von Faber du Faure herauskommen, so rechtfertigen sie ihren Ruf als eine der lebendigsten und farbigsten Schilderungen des russischen Feldzuges, des Brandes von Moskau und der furchtbaren Leiden und Entbehrungen während des Rückzugs durch die Eis- und Schneefelder Rußlands (368 S. u. 16 Tafeln RM 6.50).

Bourgogne greift darin ein paarmal die deutschen Hilfsvölker an, darunter auch die württembergischen Truppen. Da ist es nun interessant, eine bisher unbekannte schwäbische Stimme über den Feldzug zu vernehmen. Der Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart, bringt nunmehr in seiner bekannten Reihe „Lebendige Welt" die Erinnerungen eines schwäbischen Reiters, des Wachtmeisters Benedict Peter, geboren 1785 in Wellendingen bei Rottweil, unter dem Titel „Ritt ins Morgenrot" heraus. Die schlichten Schreibhefte schlummerten lange Zeit bei den Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek, bis Wilhelm Kohlhaas sie eines Tages entdeckte und ans Licht zog. Peter ritt mit den Königsjägern nach Rußland, erlebte die Schlacht bei Borodino, den Brand von Moskau, den furchtbaren Übergang über die Beresina. Er kämpfte dann 1813 gegen Preußen, war bei Leipzig, als die Württemberger zu den Verbündeten übergingen, marschierte mit dem württembergischen Kronprinzen nach Frankreich und kam bis vor Paris. Berichtet der Franzose wortreich, so ist der Schwabe karger, volkstümlicher. Peter, der ursprünglich kaum seinen Namen schreiben konnte, zeigt sich hier als urwüchsiger unverbildeter Erzähler. Er hat ein klares und sicheres Urteil, das sich nicht scheut, sehr freimütig Mängel darzustellen. Man ist oft erstaunt, was er über Führung und Vorgesetzte sagt. Einzelne Schilderungen sind gerade köstlich, vor allem der Reiterkampf bei Neubreisach. Der Grundton des Buches ist soldatisches Empfinden, Mut, Treue, Pflicht und Ordnung. Der Herausgeber hat dem Text die Naivität der Sprache und Schreibweise des wackeren Wachtmeisters gelassen und nur durch Anmerkungen Unverständliches erklärt und Irrtümer richtiggestellt. So gibt das Buch wirklich ein Stück „lebendiger Welt" wieder (185 S. u. 8 Abb. RM 4.80).

Ein ebenso schlichtes und durch die Vielfältigkeit der Erlebnisse fesselndes Soldatenbuch sind die Schicksale und Abenteuer des schlesischen Sergeanten Löffler, die unter dem Titel „Ein Deutscher hilft die Welt erobern" (Rob. Lutz Nachf. O. Schramm, Stuttgart) von O. Dekreiter neu herausgegeben worden. Der schlesische Tuchmacher fiel zuerst österreichischen Werbern in die Hände, kämpfte gegen Türken und Franzosen, wurde dann den Holländern verkauft und kam nach Grönland und Südafrika. Als Kriegsgefangenen preßten ihn die Engländer in ihre Dienste. Er nahm unter Nelson an der Seeschlacht bei Abukir teil, wurde auf Jamaika eine Art Zivilaufseher, kämpfte später gegen die Kaffern in Südamerika und begleitete schließlich Napoleon auf seiner Fahrt in die Verbannung nach St. Helena. Erst nach 34 Jahren sah er als Krüppel die Heimat wieder. Sein Leben ist ein typisches Beispiel, wie die Deutschen vor hundert Jahren anderen Völkern die Welt erobern halfen und dafür nur nackten Undank ernteten. In allen Stürmen eines bewegten Söldnerlebens bewährte sich Löffler als treuer und tapferer Deutscher. Nur in der Heirat mit einer Schwarzen vergaß er den Stolz seiner weißen Rasse (330 S. RM 5.80).

Die Erinnerungen des Grafen Moritz August von Benjowsky, der sich als österreichischer Leutnant im Siebenjährigen Krieg durch Kühnheit auszeichnete, im Aufstand der Polen gegen die Russen 1768 eine führende Rolle spielte, nach tapferer Gegenwehr in russische Gefangenschaft geriet und nach Sibirien verbannt wurde, haben nicht nur als kulturhistorisches Dokument von jeher Beachtung, sondern um ihres abenteuerlichen, wenn auch nicht immer wahrheitsgetreuen Inhalts willen stets viele Leser gefunden. Besonders spannend sind Benjowskys Schilderungen der Verschwörung und des Aufstandes in Kamtschatka (Sibirien) sowie seiner phantastischen Flucht nach Europa. Nicht minder interessant ist die Erzählung von der friedlichen Eroberung Madagaskars, der Kolonisierung der Insel und seiner Krönung zum König der Madagassen. Es braucht eigentlich nicht viel, dies romanhafte Leben zu einem wirklichen Roman zu gestalten. Eugen Kriszat hat unter Weglassung des Unbedeutenden, freier Umgestaltung einzelner Personen und Kapitel sowie starker Konzentrierung auf das Wesentliche ein schon stofflich spannendes Werk geschaffen: „Benjowsky — Roman nach dem Tagebuch eines Abenteurers", Verlag Bernhard Sporn, Zeulenroda, dem Dr. B. Bontin einen kurzen Überblick über „Benjowsky in der europäischen Literatur" beigefügt hat (174 S. u. 14 Tafeln RM 4.90).

Matthäus Gerster

Magische Kräfte

Daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die kein Verstand begreifen kann, hat die Dichter von jeher gelockt, wenn ihre Darstellung auch nur selten überzeugt. An sie glauben und sie als wirklich darzustellen, das genügt nicht. Der Leser läßt sich nicht so leicht überzeugen, mag der Schriftsteller auch noch so eindringlich seinen eigenen Glauben verkünden. Überzeugen wird nur der wirkliche Dichter.

Ottomar Enking führt in dem Roman „Tilsche Schellwegen, die Hexe von Fischland" (Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar) in die chaotische Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg mit ihrem tollen Zauber- und Hexenglauben. In einer alten Chronik fand der Dichter die Nachricht, der Küster Joh. Hermann Holste habe eine Frau namens Tilsche Schellwegen wegen Zauberei angezeigt. Bei Enking besitzt die Frau seltsame Kräfte, die man heute vielleicht als hypnotisch bezeichnen würde, die aber damals als Zauberkräfte gelten mußten. Der Küster, der eine Art Faust und in der sogenannten „schwarzen Magie" erfahren ist, will durch sie zur „weißen Magie" emporsteigen, wird aber durch Tilsches Sinnlichkeit immer wieder herabgezogen. Um sich von ihrem Einfluß zu befreien, zeigt er sie dem herzoglichen Gericht an, das sie zum Feuertod verurteilt. Unbewegt läßt er das arme Weib verbrennen. Nur ein Bauer, der noch am alten Wendentum hängt, findet es grausam, daß der christliche Gott solches geschehen läßt und zündet die Kirche an. Der Herzog aber verbietet, ferner Hexen zu verbrennen. Enking schildert jene Zeit mit der ihm eigenen Lebenswahrheit (317 S. RM 4.80).

Stärker und überzeugender noch treten unheimliche Kräfte in Hansgeorg Buchholtz' Roman „Der Dobnik" (Verlag Gräfe und Unzer, Königsberg) auf. Der Dobnik, das ist der Wassermann Ostpreußens. Ihm gehören alle Seen des Landes. Auf breiten, fischflossigen Füßen schleicht er durch sie hindurch und erschreckt die Menschen durch sein grünäugiges Gesicht mit dem gräßlichen Fischmaul. Er holt die Kinder, wenn das Eis noch dünn ist, und zieht die Mädchen, die eine unglückliche Liebe vergessen wollen, in den Grund hinab. Für den kleinen Friedel Schiborr ist der Großvater der böse Wassergeist, mit dem ihm die Mutter Miela droht. Und nicht nur für Friedel! Alle Kinder des Dorfes nennen ihn den „Dobnik". Er liebt seine Tochter Miela nicht, seit sie ihm ein Kind gebracht hat, dessen Vater sie nicht nennen will. Aber er weiß, daß es der Fischmeister ist, dessen Töchterchen Marthe viel mit Friedel spielt und möchte den Knaben gern als Erpressungsmittel mißbrauchen. Allein Miela wehrt sich und kämpft um ihr Kind. Als der Großvater eines Tages Friedel und Marthe auf dem Eis verfolgt, um den Enkel in seine Gewalt zu bekommen, brechen er und das Mädchen ein und Marthe ertrinkt. Miela aber flieht mit Friedel; denn in allen Gewässern sieht sie stets den unheimlichen Dobnik (180 S. RM 4.50).

Einen Bauernroman von überzeugender Kraft schenkt uns Peter Weber mit „Götter über den Menschen" (Propyläen Verlag, Berlin). Er spielt im Grenzgebiet des Saarlandes, in der Nähe von Trier, also auf altkatholischem Boden. Aber Christliches und Heidnisches sind seltsam gemischt und mit innerer Kraft zur Einheit gebunden. Ein alter Bauer, das „Herrchen", ist der ungekrönte König des Dorfes. In ihm lebt noch ein Stück germanischen Heidentums. Der Christ verbirgt nur schlecht den göttergläubigen Germanen. Er kann alle Zaubersprüche und Beschwörungsformeln, weiß um die Kraft des Hammerzeichens wie um den Zauber der brennenden Lebensrute. Noch eng mit der Natur verbunden, beherrscht er magische Kräfte, die er zum Heil des ganzen Dorfes lenkt. In Szenen von wundervoller Männlichkeit spiegelt sich die Seele eines prachtvollen Bauern, der sich nicht scheut, Leben gegen Leben zu setzen. Menschen, Landschaft und Glaube, Zauber der Erde und Zauber der Götter sind zu einem dichterischen Ganzen verschmolzen (282 S. RM 4.80).

Kräfte des Glaubens

Hans Heinrich Ehrler hat in seiner Erzählung „Die Frist" die seelischen Wandlungen eines Menschen dargestellt, dem der Arzt nur noch eine Spanne kurzen Lebens voraussagte. Der Italiener Alberto Albertini packt dasselbe Thema in dem Roman „Zwei Jahre" (Herbert Reichner Verlag Wien-Leipzig) mit reicheren Mitteln an und lenkt es ins Religiöse. Einem todkranken, jungen Mann, der halb Mönch, halb Laie ist, gibt Gott zwei Jahre Aufschub. Dem Leben wiedergegeben und doch zum Tode verurteilt, denkt Maximus zunächst wenig an das Ende, sondern an die Gegenwart. Er greift gierig nach dem Becher des Lebens und gelangt erst kurz vor Ablauf der Schicksalsfrist nach heftigen Seelenkämpfen zum Verzicht und zu wahrem Seelenfrieden. Der Roman zeugt von der hohen Geistigkeit und reifen Meisterschaft des Dichters (463 S. RM 6.—).

Ins Wolgaland führt Artur Müllers Roman „Das östliche Fenster" (Verlag J. Kösel und F. Pustet, München), in die Siedlung „Leutkirch", wo der rote Kommissar die deutschen Bauern um ihres Glaubens willen verfolgt, ja töten läßt. Wohl stehen die Alten treu zum Glauben; aber die Jungen werden erst durch bitterc Erfahrung gehärtet; denn „es ist schwer, alles hintan zu setzen" (218 S. RM 4.20).

Seit Renan und Dav. Friedrich Strauß haben es Dichter und Gelehrte immer wieder versucht, das

Leben Jesu ihrer Zeit neu, gegenwartsnah zu erzählen. Wittig und Papini waren die letzten bedeutenden Umdichter der Evangelienberichte. Zu ihnen gesellt sich nun der Franzose François Mauriac mit seinem „Leben Jesu" (Verlag Herder u. Co., Freiburg). Dem Verflüchtigten und verniedlichten Jesusbild der Traktatliteratur setzt er einen harten Jesus entgegen und schildert vor allem auch die Umwelt Christi. So lebendig Mauriacs Schilderungen aber sind und so spannend sich das Buch liest — die alten Evangelienberichte sind doch wuchtiger und größer (281 S. RM 4.20).

Einer der größten mittelalterlichen Deutschen war der im Jahre 1193 zu Lauingen an der Donau geborene Albertus Magnus — nicht nur als Theologe, sondern auch als Philosoph und Naturforscher. Als Philosoph hat er Aristoteles in das geistige Leben des Mittelalters eingeführt und dem Platonismus der Kirche und der Wissenschaft damit einen Gegenspieler gegeben. Als Naturforscher hat er vor allem auch die Tierwelt Deutschlands erforscht und durch sein „Tierbuch" manchem Märchen des alten „Physiologus" den Garaus gemacht. Am wenigsten bekannt ist sein Wirken als Friedensstifter in den Händeln seiner Zeit, die er mit unerbittlichem Gerechtigkeitssinn schlichtete. Ludwig A. Winterswyl hat in einem lebendig geschriebenen Buch „Albert der Deutsche. Das Leben und Wirken des Albertus Magnus" (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam. 119 S. RM 3.50) dem großen Schwaben ein schönes Denkmal gesetzt.

Matthäus Gerster

Ein deutsches Legendenbuch

Die Legende kommt dem Wesen des deutschen Menschen, seiner Innerlichkeit und seinem Bedürfnis nach Beseelung des Daseins besonders nahe. Immer wieder haben unsere Dichter die irrationalen Mächte des Lebens, die wunderbare Verknüpfung der Menschen mit den Mächten der Natur, mit Pflanzen und Tieren, aber auch die Beziehungen der Menschen untereinander und die Beziehungen des Menschen zu Gott in der Form der Legende gestaltet, die auf dem Glauben ruht und von ihrem Ursprung her ein Gefäß religiösen Erlebens ist, so daß Karl Röttger mit Recht sagen konnte: „Hinter der Legende steht Gott."

Das neue Legendenbuch, das Ernst Adolf Dreyer und Barthold Blunck zusammen unter dem Titel „Das deutsche Legendenbuch" (Vieweg-Verlag, Braunschweig. 196 S. RM 6.80) herausgegeben haben, enthält 46 Legenden von Dichtern und Dichterinnen der Gegenwart. Die Herausgeber haben die Legenden zu verwandten Gruppen zusammengestellt, wie: Tag und Traum, Von den Müttern, Geheiligtes Leben, Tod und Erlösung, Geheimnis des Seins. Das ganze Werk aber bleibt ein sichtbares Zeugnis für die Kraft der Besinnung und der Erhaltung, für die tiefe Frömmigkeit, die hinter allem kämpferischen Tun unserer Tage noch unerloschen besteht.

Otto Heuschele

Zwei Bücher um Goethe

Ein eigenartig reizvolles Buch schrieb Georg Schwarz: „Geheimnis in Weimar, Roman um Goethe und Napoleon." (Frundsberg-Verlag Föllmer u. Esser, Berlin. 277 S. RM 4.80.) Was soll das? fragt man sich verblüfft — ein Kriminalroman rund um Goethe? Aber bald fesselt die geistvolle Handlung. Zwei Engländer, der gescheite, komische kleine Mr. Woodwick und sein Schutzbefohlener, der borgewandte, schlacksig-elegante „Doug" jagen in heißer Detektivarbeit hinter einem gestohlenen Blatt Papier her, das ein Trinklied, von Goethes Hand geschrieben, trägt. Zunächst scheint es um den Streit zwischen dem alternden Dichter und der herrschsüchtigen Geliebten des Herzogs Karl August, Karoline Jagemann, zu gehen. Als Lösung aller Geheimnisse aber tritt schließlich der Plan eines Attentates auf Napoleon zutage, das im letzten Augenblick durch die Engländer vereitelt wird.

„Des Herrn Geheimrats letzte Liebe", die in der wunderbaren „Marienbader Elegie" Ausklang und Sänftigung findet, behandelt Eduard P. Danszkys Novelle (Paul Zsolnay Verlag, Wien. 229 S. RM 4.—). Wie ein sehr zart gezeichneter Bilderbogen gleiten die Geschehnisse der zehn Tage im August—September des Jahres 1825 an uns vorüber. Die heiße, sehnsüchtige Liebe des Vierundsiebzigjährigen zum Leben, zur Jugend, verkörpert sich noch einmal in der Gestalt der holden Ulrike von Levetzkow. Sie liebt ihn — als Vater, als Freund auch — aber als Gatten müssen ihn ihre neunzehn Jahre ablehnen. Schwer ringt er um das innere Gleichmaß. Er greift zum Stift, und trotz der schütternden Postkutsche fliegt seine Hand übers Papier. Wie immer in diesem begnadeten Leben gibt ihm der Gott auch hier „zu sagen, was er leidet".

Lili Martini

Von Liebe, Traum und Tod

Zur Gesamtausgabe von Will Vespers Novellen

Will Vesper hat die in seinen drei Büchern „Traumgewalten", „Porzellan" und „Die ewige Wiederkehr" enthaltenen Erzählungen, vermehrt um seitdem entstandene Stücke, zu einem stattlichen Bande zusammengeschlossen. Ein echtes, natürliches Fabuliertalent erweist sich an rund fünfunddreißig Geschichten, die in den verschiedenartigsten Zeiten, in den unterschiedlichsten Lebensbezirken spielen und die in drei thematisch zusammengeschlossenen Gruppen: „Traumgewalten", „Historien" und „Ewige Wiederkehr", aufgeteilt sind.

So ist ein rechtes Geschichtenbuch entstanden, von vielfältiger Fülle, voll Schmerz und Ernst, zart und kräftig. Dazu kommt der Vorzug einer wohltuend klaren und sauberen Sprache und eine Beherrschung der besonderen Kunstform der Novelle im strengen Sinne, der nach straffer und scharf zugespitzter Gestaltung einer merkwürdigen Begebenheit verlangt.

M. Kießig



Bühnenaufbauten zur Festaufführung von Wagners Lohengrin im Forum Mussolini zu Rom anläßlich des Führerbesuchs Aufn. Scherl

Norwegen und Schweden

Unter den jüngeren Schriftstellern Norwegens ist Trygve Gulbranssen durch seinen Roman „Und ewig singen die Wälder" rasch bekannt geworden. In der selbständigen Fortsetzung: „Das Erbe von Björndal" (Verlag Albert Langen/Georg Müller, München. Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor. 339 S. RM 6.50) erzählt er die Geschichte von Adelheid und Dag, dem jungen, eigenwilligen und verschlossenen Bauer auf Björndal, der auch hier noch immer ein wenig von der Gestalt des starken, stolzen Vaters überstrahlt wird. Als Vater Dag stirbt, tritt der Sohn sein Erbe an im vollen Sinn der Familienüberlieferung. Das Versprechen aber, ein wahrer Herr und Herrscher zu sein, muß er mit dem Leben bezahlen.

Von dem bisher in Deutschland unbekannten Ronald Fangen ist ein Roman erschienen, der in seiner Handlung an Kleists Michael Kohlhaas erinnert: „Der Mann, der die Gerechtigkeit liebte" (R. Piper & Co., München. Übersetzung aus dem Norwegischen von Leif und Ilse Bück. 354 S. RM 5.80). Mit psychologischer Folgerichtigkeit gestaltet Fangen das Schicksal eines einst angesehenen und tüchtigen Handwerkermeisters, der von einem übermächtigen Drang nach Gerechtigkeit besessen ist und sich dadurch alle Mitmenschen zu Feinden macht. In der Einsamkeit der Zelle aber erlebt er, daß der Mensch, den er immer nur gequält und gedemütigt hat — seine Frau — noch zu ihm hält, und ihm geht die Erkenntnis auf, daß über der unmäßigen, rechthaberischen Gerechtigkeit die Liebe steht.

Ein gut geschriebener Sportroman ist das Buch von Mikkjel Fönhus „Der Schiläufer", ein Roman der Sportjugend unserer Zeit (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München. Übersetzung aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann. 179 S. RM 4.—). Fönhus erzählt die Geschichte eines jungen, unbekannten Holzfällers, der durch seinen Sieg beim großen Holmenkollenrennen zur Berühmtheit gelangt. Er kommt in eine ihm zunächst fremde Gesellschaftsschicht, lernt sich in ihr zu bewegen, nimmt eine Stelle in einem Sportgeschäft an und wird zum Städter. Zwar geht dieser Wechsel nicht ohne Reibungen vor sich, aber sie treten nur von außen an ihn heran. Großartig ist die Schilderung des Fünfzigkilometerlaufes und des großen Springens im Schlußkapitel — nüchtern klar die Darstellung des Lebens einer Sportgröße, das dem Laien so beneidenswert scheint.

Ist es dem Helden des eben erwähnten Romans nicht schwer geworden, sich in der Stadt einzugewöhnen, so krankt daran die Hauptgestalt von Wilhelm Mobergs Buch „Knut Torings Verwandlung" (Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig. Übersetzung aus dem Schwedischen von Walther Hjalmar Kotas. 486 S. RM 5.80). Der Bauernsohn Knut geht mit zwanzig Jahren auf eigenen Wunsch in die Stadt, in der zu leben seit Jahren sein heißester Wunsch ist. Fleiß und Klugheit bringen ihn vorwärts, er wird Schriftleiter eines vielgelesenen Blattes, heiratet und ist glücklicher Familienvater. Aber die Verwandlung zum Stadtmenschen bleibt oberflächlich: das Bauernblut ist zu stark in ihm. Schließlich kommt es so weit, daß er sein Leben und seine Arbeit in der Stadt als Sklaverei empfindet und sich in die Erinnerung rettet, weil er keinen anderen Ausweg sieht. Es ist ein feines, in der seelischen Entwicklung meisterhaft gestaltetes Buch, das Moberg geschrieben hat, ein Buch, in dem die Zusammengehörigkeit von Natur und Mensch stark zu spüren ist.

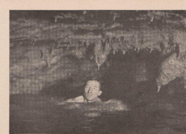
Marianne Weidenbach

Vom Geheimnis der Urzeit

Norbert Casteret

Zehn Jahre unter der Erde

Von H. K. Wehrhahn



Norbert Casteret schwimmt im unterirdischen Bach von Montespan

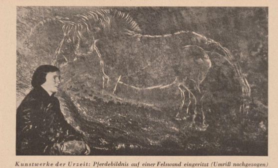
Aus unserer Jugend kennen wir das Märchen von Einem, der auszog, das Gruseln zu lernen, und auch heute noch laufen viele herum, die nach erborgter oder echter Romantik suchen, um ein Gegengewicht gegen das Einerlei des bürgerlichen Lebens zu haben. Solche echten Romantiker sind häufig genug die Forscher, die auf neuen Wegen nach neuen Erkenntnissen suchen. Ob sie nun in der Erde nach verschütteten Städten uralter Zeiten graben, in die Gräber sagenhafter Könige steigen, in der Arktis neue Kontinente entdecken wollen, in tropischen Urwäldern unbekannten Tieren nachjagen, im Blute den Bakterien nachstellen, den Aufbau der Kristalle mit neuerfundenen Instrumenten erforschen oder in der Literatur der Volks- oder Weltseele nachspüren, sie alle gehen Wege, die voll von Irrtümern, Fallen und Überraschungen stecken. Mancher Forscher, der einen Rückblick auf sein eigenes Erleben während seiner Arbeit geben wollte, würde uns eine Romantik vermitteln, die den spannendsten Abenteuerroman in den Schatten stellen könnte.

Ein Forscher von ganz besonderer Art ist der französische Geograph und Archäologe Norbert Casteret. Als Junge hatte er sich an Jules Vernes „Reise ins Erdinnere" begeistert. In seinen Ferien kroch er in den Höhlen der Berge in der Umgebung seines Heimatortes herum, und nach der Rückkunft aus den Unterständen der Front widmete er seine Lebensarbeit der Höhlenforschung, zu der die Pyrenäen auf französischer wie auf spanischer Seite überreiche Gelegenheit bieten. Hier findet er in den Grotten von Montespan, der 63. der von ihm untersuchten Höhlen, die ältesten Bildwerke der Erde. Um in diese Höhe einzudringen, bedarf es körperlicher Leistungen von ganz ungewöhnlichem Ausmaß, die ihm neben wissenschaftlichen Anerkennungen auch die große goldene Medaille der Sportakademie einbringen. Ein Gang von 60 Meter Länge war schon vor ihm bekannt. Er watet in dem Höhlenfluß aufwärts, bis sich die Decke des Ganges tiefer und tiefer senkt und die Wölbung auf die Wasseroberfläche stößt.

Aber macht er deshalb kehrt? Nein! Er taucht mit dem Kopf voran in diesen unbekannten unterirdischen Wasserlauf, kommt an der anderen Seite der Felswand wieder in eine dahinterliegende Höhle, kriecht in einem niedrigen Gang, von dessen tiefer Decke ein wahrer Regen herabtropft, gelangt in einen größeren Saal und kommt kriechend, schwimmend, gleitend und kletternd schließlich an eine Stelle, die seinem Forschen ein Ende bereitet:

Sicherlich mühte ich mich schon stundenlang ab, das Ende der Höhle zu erreichen, und nun hielt mich eine unüberwindliche Verengung ab, den Ursprung dieses unterirdischen Gewässers zu ergründen. Zum Glück währte meine Enttäuschung nur einen Augenblick, denn als ich den Kopf und den Arm in dies Loch gesteckt hatte, stieß ich ein Triumphgeschrei aus, das die geheimnisvollen Gäste eines mit Schlamm und Zweigen angefüllten Beckens vertrieb, einen Schwarm von Kaulquappen, die dort ungeahnt lebten und nun zum erstenmal aufgestört wurden. Sie belehrten mich, daß der unterirdische Wasserlauf ein paar Meter stromaufwärts das Tageslicht, die Wiesen und Wälder verließ, um in dem Berg zu verschwinden, wo ich seinen unterirdischen Lauf so eifrig erforscht hatte.

Aber die wissenschaftlichen Ergebnissen waren noch weit größer: Er findet Spuren uralter menschlicher Kultur.



Kunstwerke der Urzeit: Pferdebildnis auf einer Felswand eingeritzt (Umriß nachgezogen)

Die Urmenschen bevorzugten die kleinen Grotten und die Eingänge der großen Höhlen, drangen aber der Dunkelheit halber und aus Furcht vor den wilden Tieren nicht in die Tiefe der unterirdischen Irrgänge ein. Trotzdem ist seit langem festgestellt, daß sich die Felszeichnungen und Höhlenmalereien stets in den rückwärtigen und bisweilen unzugänglichsten Teilen der Höhlen befinden.

Daraus ergibt sich offenbar ein magischer oder religiöser Brauch, demzufolge die Künstler der Urzeit diese seltsamen Höhlenbilder fern vom Tageslicht und vom Blick der Ungeweihten malten und zeichneten. Der Gedanke des Geheimnisvollen und der Zurückgezogenheit leitete den Urmenschen also, wenn er die entlegensten Teile der Höhlen aufsuchte um jene Bilder zu malen, die den Schlüssel zu recht seltsamen Zeremonien geliefert haben.

Ich hielt inne vor der Tonfigur eines Bären, die mir bei der kümmerlichen Beleuchtung bisher entgangen war. Denn in großen Höhlen ist der Schein einer Kerze nur wie ein Glühwurm in tiefer Nacht. Ich war verblüfft und bis auf den Grund meines Wesens aufgewühlt, als ich jene trotz so vieler Jahrtausende unveränderte Gestalt erblickte, die alsbald von hervorragenden Gelehrten aller Länder als das älteste Bildwerk der Welt anerkannt wurde.

Auf meine Rufe kroch mein Gefährte zu mir heran; doch sein ungeübtes Auge sah nur einen gestaltlosen Block, bevor ich ihm die Form eines Tieres zeigte. Gleichwohl zeigte ich ihm Schlag auf Schlag, in dem Maße, wie ich sie ringsum entdeckte, die Reliefs von Pferden, zwei große Löwen aus Ton, Felszeichnungen usw. Da verschloß er sich nicht länger dem Augenschein, und zwei Stunden folgte eine Entdeckung der anderen, von begreiflichen Ausrufen begleitet. Überall tauchten vor unseren Augen Tierbilder auf, geheimnisvolle Wahrzeichen, das ganze aufregende, wundersame Heldenepos der wilden, vorgeschichtlichen Zeiten.

Die Ausbeute dieses Tages übertraf jede Erwartung. In die Felswand eingeritzt treten uns die Hauptvertreter der damaligen Großtierwelt vor Augen: Mammut, Wildpferd, Bison, Hirsch, Wildesel, Steinbock, Gemse, Hyäne usw.

Alle diese Tiere sind mit dem Geschick und dem Wirklichkeitssinn gestaltet, die sich bei den meisten vorgeschichtlichen Kunstwerken finden. Jene Künstler waren hervorragende Tierdarsteller. Abgesehen von der unvergleichlichen, unnachahmlichen Stilgebung, die man zu bewundern nicht müde wird, fallen gewisse Einzelheiten durch ihre Eigenart oder durch die mehr oder minder geheimnisvolle Absicht des Künstlers auf. So trägt ein Pferd auf seinem Hals eine tief eingeritzte linke Hand mit ausgestreckten, gespreizten Fingern. Bei der Umrißzeichnung eines anderen Pferdes ist eine schon vorhandene Unebenheit der Felswand zur Darstellung des Rückgrates benutzt, und ein sehr ausdrucksvoller Gemsenkopf ist um einen eirunden kleinen Kieselstein herumgemalt, der aus dem Konglomerat der Felswand ausgewählt ist, um ein Tierauge zu bilden.

Am interessantesten aber waren die Lehmplastiken von Bären und Löwen, zwar ohne Köpfe, aber Hals und Brust von Lanzen- und Speerstichen durchbohrt, Zeichen von Jagdzaubern. Zwischen den Vordertatzen eines Bären fand Casteret den Schädel eines Bären im richtigen Maßverhältnis, der die Gelehrten zu sehr eigenartigen Schlüssen geführt hat. Dieser Schädel ist nämlich von der Statue abgefallen, an der er mit einem Holzdübel befestigt war,

dessen Spuren noch erkennbar sind, der selbst aber mit der Zeit durch die Feuchtigkeit weggefault ist. Ursprünglich war der Bär von Montespan also ein Tonbildwerk mit einem natürlichen, blutenden Kopf. Er fand Räume, die ganz sicher lediglich rein kultischen Zeremonien gedient hatten. Gerade die vorgeschichtliche Magie hat es ihm angetan. Aus seinen Höhlenfunden lassen sich weite Rückschlüsse ziehen, besonders wenn man zur Deutung die Sitten und Gebräuche heutiger primitiver Rassen mit heranzieht. So wurden unter den Felszeichnungen merkwürdig verzerrte und verzeichnete Gesichtsdarstellungen gefunden, die sich um so eigenartiger ausnehmen, als die Tierbilder außerordentlich naturalistisch sind. Man hat dafür nur eine Erklärung: Es sind Masken von Zauberern, Priestern oder Jägern.

Im Lichte dieser vieltausendjährigen Urkunden kann man sich mit Wahrscheinlichkeit das Auftreten des vorgeschichtlichen Zauberers in jener riesigen Höhle vorstellen. Einsam durchschreitet er das unterirdische Labyrinth beim Schein einer Steinlampe, die aus einem in Tierfett schwimmenden Docht aus Moos besteht. In seiner furchtgebietenden Verkleidung betritt er das Heiligtum, um die geheimnisvollen Riten seines Glaubens zu vollführen. Durch seine auf der Wand dargestellten Zauberhandlungen und Beschwörungen bemüht er sich, den Segen der unsichtbaren Gewalten auf den Stamm herabzuziehen. Er betet auf seine Weise um den Schutz der Seinen vor Löwen, Tigern und Bären, betet, daß es ihnen nie an Bison-, Pferde- und Renntierfleisch fehlen möge, daß die Krieger in ihren Kämpfen und bei ihren Jagden stets Erfolg haben.

Am merkwürdigsten unter diesen Fresken sind aber Darstellungen von menschlichen Händen, denen ausnahmslos einzelne Fingerglieder bis zu ganzen Fingern fehlen. Zum Teil hatte man die Innenfläche der Hand mit zerriebenem und mit Tierfett versetztem Ocker bestrichen und dann die Hand auf den Felsen gedrückt. Oder aber man hatte die Hand an die Wand gelegt und ringsum Farbe aufgetragen, so daß der Umriß hell auf farbigem Grunde erschien. Auch hier konnte man erst durch Vergleich mit den Sitten noch lebender Völkerschaften schließen, daß die Verstümmelungen von Fingeropfern herrührten, die aus mystischen Gründen vorgenommen wurden.

Aber nicht nur Wandzeichnungen und Plastiken fand er von damals lebenden Wildtieren, sondern der Höhlenlehm barg auch noch Knochenreste von ihnen. Lebten die Tiere in den Höhlen selbst, wie der Höhlenbär, so wurden von ihnen auch vollständige Skelette gefunden, wenn die Tiere auf irgendeine Weise dort umgekommen waren. An den Knochendeformationen konnte man ersehen, daß die Ursache des Aussterbens in klimatischen Gründen zu suchen ist. Vom Bären waren das aber nicht die einzigen Spuren. Manche Wände zeigten noch Kratzer von den Pranken, im feuchten Höhlenlehm waren noch Abdrücke der Sohlenballen, ja eine Rutschbahn fand man, auf der sich die Tiere aus lauter Übermut ins Wasser herabgleiten ließen und auf der noch Spuren der Haare zu sehen waren. Von der Höhlenhyäne, die sich von Knochen nährte, sind dagegen fast



Der Abgrund des Trou du Toro, in dem die Garonne nach ihrem Ursprung in den Monts Maudits verschwindet

lediglich die Koprolithen, ihre aus phosphorsaurem Kalk bestehenden Kotballen, übriggeblieben und nur einzelne Knochen. Nur dort, wo die Tiere in unzugänglichen Schächten verunglückt waren, fand man in seltenen Fällen vollständige Skelette. Mammut und Bison aber waren keine eigentlichen Höhlentiere, sondern wurden vom Menschen in den Tälern erbeutet. Infolgedessen fand man auch nur vereinzelte Knochen, die Überreste der Mahlzeiten.

Das Auffinden von Überresten und Beweisen vorgeschichtlichen Lebens war aber nicht die einzige Aufgabe. Die geologischen und hydrographischen Verhältnisse in den Pyrenäen sind ganz eigenartig. Riesige Gletscher kriechen an den schneebedeckten Bergen herunter und speisen die Quellen großer Flüsse. Oft auch versickert ihr Wasser schon nach wenigen Kilometern. Dafür kommen an anderen Stellen, gelegentlich sogar an der anderen Seite eines riesigen Bergmassivs stärkere Quellen zum Vorschein, die vermuten lassen, daß es sich um das verschwundene Gletscherwasser handelt, welches in ausgewaschenen Höhlen und Gängen durch den Berg hindurchgeflossen ist. Die Lösung solcher Fragen haben nicht nur wissenschaftlichen Wert, sondern können auch von praktischer Bedeutung sein. Wo das Wasser Höhlen auswuschs, kommen auch Deckeneinstürze vor. Es entstehen tiefe Trichter, am Grunde mit schachtartigen, senkrechten Kaminen, bevorzugte Abladeplätze für Schutt, tote Tiere und anderen Unrat aus den naheliegenden Dörfern. Liegt eine solche Doline aber über einem unterirdischen Fluß, der an anderer Stelle scheinbar wieder als Quelle zutage tritt, so kann die Verwendung des jetzt mit Leichengiften und Bakterien angereicherten Wassers zu schweren Seuchen in der Bevölkerung führen. Um einen solchen Fall aufzuklären, läßt sich Casteret an einem Seil in einen derartigen Schacht hinunter. Länger aber als 20 Meter ist das Seil nicht, und der Grund der Doline liegt noch tief unter ihm. Er schlingt sich das Ende um seine Schenkel und wartet in der Luft hangend ab, bis sich sein Auge an das Halbdunkel gewöhnt hat.

Die Geräusche der Außenwelt sind sehr gedämpft, kaum noch wahrnehmbar. Ich bin an der Grenze zweier Welten! Droben Licht, Wärme, Vogelsang und Blätterrauschen, drunten Finsternis, feuchte Kühle, Geruch von Lehm und nassem Fels und der ewige Tropfenfall. Schon erkenne ich fünf Meter unter mir eine mit Steinen, Ästen, Blättern und Gerippen bedeckte Fläche. Ist das der Boden des Schachtes oder nur ein Absatz? Heute werde ich es nicht mehr erfahren, denn mein Seil geht zu Ende, und kein Vorsprung, kein „Griff" erlaubt mir, meinen Ariadnefaden loszulassen und in die Tiefe des Verließes hinabzuspringen, denn ich würde rettungslos sein Gefangener sein.

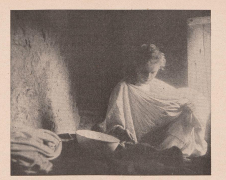
Aber ein zweites Mal gelingt ihm der Einstieg. Er findet eine riesige Höhle mit Galerien, unterirdischen Gängen und Sälen, er hört das Rauschen von Wassern und Wasserfällen und eine Menge leiser, scharfer und trauriger Schreie, die sich fortsetzen, anschwellen und fast betäubend werden. Es sind Fledermäuse, die sich in unzähligen Mengen hier eingefunden haben.

Solche Klagen kleiner unter der Erde verlorener Wesen haben zur Entstehung vieler Märchen, Geschichten von verdammten Seelen und Geisterhöhlen geführt, die ich oft erzählen hörte, bisweilen von überzeugten alten Leuten.

Seine Aufgabe ist es nicht nur, die Höhle zu entdecken, sondern auch sie zu untersuchen und zu vermessen — ein schwieriges Unternehmen, das er sehr häufig ohne fremde Hilfe vornehmen muß. Wo alle anderen Möglichkeiten, den unterirdischen Wasserlauf zu erkunden, versagen, färbt er an der Versickerungsstelle das Wasser und beobachtet nun, wo es wieder zum Vorschein kommt. Auf diese Weise stellte er den Oberlauf der Garonne fest, der in Spanien im Trou du Toro verschwindet und auf der französischen Seite wieder zutage tritt. Diese Feststellung hatte später einen Notenwechsel zwischen Frankreich und Spanien zur Folge, denn die Spanier wollten den Oberlauf von der Versickerungsstelle ableiten, um ihn zu industriellen Zwecken zu verwenden. Dadurch wären aber auf französischer Seite wirtschaftliche Schäden von unberechenbarem Ausmaße entstanden, die durch Casterets Forschungen abgewendet werden konnten.

In jedem Forscher steckt ein Stück Abenteurertum. Das kommt auch in diesem Buche so recht mit allen den Überraschungen und Enttäuschungen zum Ausdrucke, die mit jedem eigenen Forschen verbunden sind. Da unsere Zeit der Anteilnahme für vorgeschichtliche Forschung die Wege geebnet hat, sind auch bei uns noch gleiche Untersuchungen zu erwarten.

Abbildungen aus Casteret, 10 Jahre unter der Erde (Verlag F. A. Brockhaus)



Michel Vieuchange im Hause Lhassens in Tigilit

Stadt in der Wüste

Michel Vieuchange / Smara

Von H. W. Keim

In der Nacht vom 10. auf den 11. September des Jahres 1930 hielt ein französisches Auto am Ued Massa, 30 Kilometer nördlich der Oase Tiznit in Südmarokko. Dem Gefährt entstiegen zwei junge Männer, deren einer alsbald seine europäischen Kleider gegen die Gewänder und Schleier vertauschte, wie sie in jenem Teil der westlichen Sahara die Berberfrauen zu tragen pflegen. Dann umarmten sie sich, worauf der ältere von ihnen, Michel Vieuchange, begleitet von Eingeborenen, die man an diesen Platz bestellt hatte, nach Süden zu den unbezwungenen Stämmen des Anti-Atlas und des Rio de Oro zog, um Smara, „die bis dahin geheimnisvolle Stadt Ma el Ainins", zu erreichen. Der ihn bis zu dieser Stelle begleitet hatte, war sein jüngerer Bruder Jean. Er sollte, so war der Plan, in Mogador, einem Ort im französischen Einflußgebiet, bleiben, wo ihn Nachrichten des älteren erreichen und etwa notwendige Hilfsmaßnahmen vorbereitet werden konnten. Doch das Verhältnis zwischen den Brüdern war so eng, daß sie dies Unternehmen stets als ihre gemeinsame Tat ansahen und bezeichneten, wie sie ja gewöhnt waren, seit ihrer frühen Jugend alle Kämpfe und Erkenntnisse in engster Kameradschaft des Geistes und Herzens zu teilen. Darum blieb Jean Vieuchange wie sonst niemand berufen, durch die Herausgabe der Tagebücher, Aufzeichnungen und Aufnahmen über Sinn und Ziel dieses Abenteuers Aufschluß zu geben, dessen Gelingen der Bruder mit dem Leben zu bezahlen hatte.

Aus Jean Vieuchanges Einführung in das Buch „Smara" ist zu ersehen, daß Michel am 26. August 1904 in der französischen Provinzstadt Nevers geboren wurde, klassische Philologie studierte, 1923 eine Reise nach Griechenland unternahm und 1926 in einem marokkanischen Regiment diente. Hatte ihm noch während seiner Studienzeit die klassisch maßvolle Form als das Ideal gegolten, so daß Flaubert, Mistral und die griechischen Dichter die Vorbilder für seine eigenen schriftstellerischen Arbeiten und seine geistige Bildung waren, so gewann während seiner militärischen Dienstzeit der Zauber des Orients in besonderer Weise Macht über ihn. Denn dort erlebte er Menschen und Daseinsverhältnisse, die noch nicht wie in Europa durch jahrhundertealte Traditionen festgelegt und begrenzt waren. Offen für abenteuerliche Taten, die an die Denkkraft, den Willen und den Körper des Mannes gleich große Anforderungen stellten, ungezähmt und uranfänglich, so trat ihm in diesen weiten, wenig bewohnten Landstrichen das Leben entgegen.

Unter diesen Eindrücken machte sein Geist während seiner Dienstzeit und in den folgenden Jahren seines Pariser Aufenthaltes eine entscheidende Wandlung durch. Michel stürzte seine alten Götter und entwickelte sich zum fanatischen Gegner alles dessen, was ihm seine Zeit als gültige und erprobte Werte vorsetzte. Arthur Rimbaud, Walt Whitman und Friedrich Nietzsche galten ihm jetzt als seine „Meister": Rimbaud, der sich aus dem erstarrten, tatmüden Europa in die abessinische Wildnis gerettet, Whitman, der in „barbarischen Liedern" den „neuen Menschen" der Sinne und der Kraft gefeiert, und Nietzsche, der das kühne Abenteuer der „Umwertung aller Werte" gewagt hatte. Sie waren für Michel die Sinnbilder dessen, was ihm selbst vorschwebte, nämlich durch eine große Unternehmung, in der das Leben freiwillig ganz aufs Spiel gesetzt wird, das Leben wahrhaft zu gewinnen.

Da taucht der Name Smara wie ein lockendes Geheimnis vor seinem Geist auf. Die Nachrichten über die Schwierigkeiten und Gefahren, diese sagenhafte Stadt der westlichen Sahara zu erreichen, geben dem Plan schnell feste Formen.

Ein Land, wie es wenige gibt, dessen berberische Bevölkerung von Jahr zu Jahr wilder und den Fremden feindlicher wird . . . Bis zu diesem Tag riegeln sie sich zwischen ihren Sandhügeln ein, furchtbare Drohung dem Unglücklichen, der ihnen in die Hände fällt: wenn er nicht umgebracht wird, muß er wenigstens auf eine schmerzhafte Gefangenschaft gefaßt sein. Aber der Plan des Abenteuers wird deutlicher, da wir in dieser Fläche, die auf der Karte weiß gezeichnet ist, einen einzelnen Fleck entdecken, der am Kreuzungspunkt zahlloser Karawanenwege liegt und als der Schutz dieser Saharaberber, als Mittelpunkt ihrer Raubzüge und ihres Fanatismus liegt: Smara. Diesen Ort, der auf den Karten einmal hier, dann dort eingezeichnet ist, wollen wir erreichen.

Damit aber das Unternehmen weder den Behörden, die es wegen seiner Gefährlichkeit verbieten würden, noch den sehr mißtrauischen und fanatisch freiheitsliebenden Berbern auffalle, muß Michel sich entschließen, als Berberfrau verkleidet mit zwei Berberweibern und zwei männlichen Begleitern als Glied einer vermeintlichen Familie zu reisen. Dabei wird ausgemacht, das Unternehmen so schnell wie möglich durchzuführen, so daß er in seinen Aufzeichnungen öfter von einem „Raid" spricht. Als Vertrauter, Unterhändler und Organisator wird El Mahbul gewonnen, der den Süden Marokkos von seinen kaufmännischen Geschäften her genau kennt, in dem gefährlichen Gebiet viel Freunde hat und sich als klug und treu erweist.

In hymnischer Begeisterung über die nun endlich greifbar gewordene Tat dichtet Michel damals diese Verse:

Smara, Stadt unserer Träume,
Zu dir wandern wir, dich zu erobern.
Als Büßende aber wandern wir zu dir,
Und dem Freunde und der Geliebten, die uns am
  Wege aufhalten,
Werden wir sagen: Euch kennen wir nicht!
Wir wandern einem neu erfüllten Morgen zu,
Einem helleren Tag . . .
Wie alle, denen Lächeln und Hohn eins sind,
Werden wir zurückkehren
Zu den Stätten, an denen Männer kämpfen,
Und wir werden unseren Auftrag erfüllen.

Bald nach dem Aufbruch vom Ued Massa stellen sich bei Michel heftige Schmerzen in den Füßen ein, ein Übel, das später einen gefährlichen Umfang annimmt. Aus der südlichsten Oase im unterworfenen Gebiet klingt noch ein französisches Trompetensignal als „letzter Gruß des Westens" an sein Ohr; dann umfängt ihn und seine Begleiter die große Einsamkeit. Neben der körperlichen Leistung beginnt nun für Michel auch die geistige Arbeit. Bleistift, Kompaß, Uhr und Kamera sind dauernd in Tätigkeit, jede Raststunde wird ausgenutzt, die während des Marsches entworfenen Skizzen und Notizen auszuführen. Und aus ihnen wird dem Leser vor allem eins deutlich: je mehr Leiden, Strapazen, Gefahren und Enttäuschungen über ihn kommen, um so größer und einfacher wird seine Persönlichkeit.

Unter unmenschlichen Mühen, meist in der Dunkelheit, zieht die kleine Schar über schwierige, abschüssige Felspfade, durch steinige Gegenden, dorniges Gestrüpp, sandige Steppen zwischen Bergketten dahin, von denen die Höfe der räuberischen Horden bedrohlich ins Tal schauen. Der „Rumi", der Fremde, ist hier bei einer Entdeckung des Todes gewiß. Deshalb darf Michel am Tage nur mit größter Vorsicht seinen Schleier heben, um eine freiere Aussicht auf die Landschaft zu bekommen. Auch ist es für ihn sehr lästig, daß er die Sprache der Berber nicht versteht und sich mit El Mahbul nur mühsam durch einige Brocken Arabisch und

Französisch verständigen kann. Eines Abends hört er bewegten Herzens fernher von einem berühmten Wallfahrtsort der Berber fromme Lieder und Bittgänge durch die Wüste schallen; einige Male liest man von dem starken Eindruck, den der Sonnenaufgang auf ihn macht. Doch im ganzen sind seine Aufzeichnungen karg an solchen Stimmungswerten. Die Wichtigkeit des Unternehmens hat Michels Geist völlig auf die Überwindung der Strapazen und der vielen Schwierigkeiten und Gefahren gesammelt, die sich ihm stündlich in immer wechselnder Form bieten.

Häufig wird der Esel als Reittier benutzt; oft sind Gegenden zu kreuzen, in denen der Barud (Raubzug eines Stammes gegen einen andern) herrscht. Man folgt vorsichtig den Spuren einer starken Kamelkarawane, um noch den Anschluß an menschliche Hilfe zu bewahren. Schließlich aber müssen doch bewaffnete Begleiter angeworben werden, da der Weitermarsch zu gefährlich wird. Endlich — Michel ist halbtot vor Müdigkeit, Schmerzen und Durst — erreichen sie am 20. September Tigilit, die letzte Oase vor der großen Wüste mit ihren nomadisierenden Raubstämmen. Hier sollen Kamele und Vorräte gekauft und Führer für den Raid gegen Smara gesucht werden.

Aber plötzlich stockt das ganze Unternehmen. Michel ist nämlich von einem der bewaffneten Begleiter als Mann und Fremder erkannt worden. Und nun verlangt der Scheich von Tigilit eine gewaltige Summe Geld, um den Rumi nach Smara durchzulassen und zwei Scheichs dieser Wüstengebiete zu bestechen, ihm als Führer zu dienen. Michel selbst wird, damit er den Augen der Bewohner Tigilits unsichtbar bleibe, in ein locharitges Zimmer eingesperrt. Und in dieser Behausung, die zu niedrig ist, als daß er aufrecht darin stehen könnte, die von Läusen und Fliegen überschwemmt und nur durch einige Sehschlitze notdürftig erhellt ist, muß er sich mit den beiden Berberfrauen aufhalten. Ein Bote wird an den Bruder mit der Bitte um Geld, Filme, Medikamente und Furchtkonserven geschickt. Wann wird er zurückkommen? Inzwischen kreisen die Gedanken des Eingeschlossenen unaufhörlich um Smara. Er denkt an das Buch, das er später über seine Expedition schreiben wird.

Doch ach, Zeit ist kein Begriff für den Orientalen, und die Verhandlungen mit dem immer unverschämter fordernden Scheich ziehen sich weiter hin. Unerträglich wird die Spannung der Nerven, unerträglich auch die dauernde Gegenwart der albernen und zudringlichen Weiber. Zudem wendet sich der Barud jetzt gegen Tigilit selbst, die Oase wird überfallen, Kamele, Ziegen, Zelte werden geraubt, es gibt Tote und Verwundete. Endlich erscheint der Bote. Das Geld, das er bringt, wirkt Wunder! Selbfünft zieht man am 4. Oktober gegen Süden. Zwei Scheichs der Reguinbat und der Ait Ehogut, führen. Sie hassen den Fremden, sind mißtrauisch, verschlagen und geldgierig. Michel vermerkt in seinem Tagebuch: „Diese beiden Scheichs sind Wilde. Immer fast oder ganz stumm. Lächeln nie, nur die zwei oder drei Male, wo ich Gefahr lief, mir den Schädel zu brechen."

Noch größer werden die Strapazen und Gefahren als auf dem ersten Stück des Weges. Die Geschwindigkeit des Marsches wird auf das äußerste gesteigert. Selbst die Scheichs werden unter der furchtbaren Sonne, die auf das sandige oder felsige Gelände herniederbrennt, halb ohnmächtig. Durst und Fieber quälen Michel; die alten Wunden am Fuß sind wieder aufgebrochen und müssen behandelt werden. Da trifft ein neues Unheil die Expedition. Einer der Scheichs hat sich einen Dorn in den Fuß getreten. Er und sein Gefährte bestehen darauf, daß man nach Tigilit zurückkehre und dort die Heilung abwarte. Michel ist der Verzweiflung nahe. Soll er versuchen, mit El Mahbul zu Fuß nach Smara durchzudringen? Da pfeifen plötzlich Kugeln über ihre Köpfe. In Gewaltmärschen fliehen die Männer aus dem aufgeregten Gebiet durch eine wasserlose Wüste und über fast pfadlose Gebirgsstöcke gegen die Oase zurück. Menschen und Tiere vollbringen ungeheure Leistungen, in 48 Stunden sind fast 200 Kilometer zurückgelegt!

Und dann muß Michel wieder in das von Ungeziefer wimmelnde, fast dunkle Zimmerloch kriechen. Wieder geht ein Brief an den Bruder ab, wieder beginnt das Warten auf die Männer, die zum Einkauf von frischen Kamelen und Zucker abgegangen sind. Tage um Tage vergehen. Endlich erscheinen die Leute, die ein neuer Barud aufgehalten hat. Noch einmal wollen die Scheichs feilschen. Aber Michel, von



In der verlassenen Moschee von Smara

dem treuen und zungenfertigen El Mahbul unterstützt, setzt nun seinen Willen mit aller Macht für den unverzüglichen Aufbruch ein, und am 24. Oktober ziehen sie zum zweiten Male ab.

Sie durchqueren auf einem anderen Weg Wüstensteppen, in denen es seit acht Jahren nicht mehr geregnet hat. Fieber befällt die Begleiter, die beiden Scheichs wollen Michel zu ihren Stämmen locken, um Lösegeld zu erpressen, streckenweise muß er in quälender Verklemmung seiner Glieder im Tragkorb reisen, damit vorüberziehende Karawanen keinen Verdacht schöpfen, schließlich prescht die kleine Schar im Gewaltmarsch voran, durch Tag und Nacht, fast ohne Rast. Die furchtbare gelbe und schwarze Wüste Ga'at Chbablin wird durchquert, im Tragkorb erleidet Michel in der glühenden Sonne solche Qualen, daß selbst die Berber bewegt werden und ihn, entgegen aller Vorsicht, daraus befreien.

Da kommt der Ait Chobut von einem Spähgang mit der Kunde zurück, um Smara lagere ein großer Raubstamm. Soll man zurück? — so überlegen die Begleiter. Doch Michels harter Wille treibt die Männer vorwärts. Dann steigt er auf einer Anhöhe trotz dem wütenden Widerspruch der furchtsamen Berber aus dem Korb und sieht Smara, die finstere Stadt in der brennenden Wüste, vor sich. Es ist Allerheiligentag.

Ich gehe weiter, da steht die ganze Stadt vor mir: die beiden Kasbas, die Moschee, die halbzerstörten Häuser, und einziges Grün, zur Rechten die Palmen am Rande des Ueds. Keine Mauern, nur Wüste und übergangslos die Häuser rund um die große Kasba und die Moschee. Dreihundert Meter entfernt, allein in der nackten Ebene, die kleine Kasba. Ich gehe in ein Haus ohne Dach. Ich sehe auf die Uhr, es ist viertel nach zwölf. Sofort schreibe ich in dieses Heft „Smara, viertel nach zwölf".

In einer Hofecke der kleinen Kasba versenkt er eine Flasche mit seinem und des Bruders Namen, eilends geht er durch die Gassen, macht Aufnahmen und Lageskizzen, umreitet die ganze Stadt und fügt sich schließlich schweren Herzens dem ungestümen Drängen der beiden Scheichs, unverzüglich abzumarschieren. Um drei Uhr muß er Smara wieder verlassen. Während des Rückmarsches aber taucht die endlich erreichte Stadt seiner Träume als Vision noch einmal vor seinen Augen auf.

Unter diesem Eindruck schreibt er die schönste Stelle seines Tagebuches:

„Ich habe deine zwei Kasbas gesehen und die Trümmer deiner Moschee. Auf deinem Felsen sah ich dich, der Wüste zugewandt, selber Wüste, unter der schweigenden, glühenden Sonne. Ich habe deine Palmen gesehen, die fast vertrocknet waren. Du bist wirklich das Werk eines Mannes, des Ma el Ainins, als er den Gipfel seiner Macht erreicht hatte . . .

Als habe er die Nomaden, wie durch ein Wunder, bestürzen wollen, errichtete er dich auf einem Sockel, als sollte gerade das ihnen eine Vorstellung seiner Größe geben: er allein hinter Steinen, mächtig zwischen den schweren Mauern seiner Kasbas, während alle seine Untertanen nur die Leinwand ihrer Zelte zum Schutz hatten.

Eine Moschee gab er diesen Männern, die zuvor bei ihren Irrfahrten in der Sahara nur im Morgenwind und im Abendwind gebetet hatten, auf dem Boden kniend, wie der Zufall es gab, auf Felsen oder Sand.

Und diese Männer, die noch niemals eine Stadt erblickt hatten, mußten mit Staunen diese Mauern, dieses Kasbas, diese Kuppeln sehen . . . Als du tot warst, entfernten sich die Zelte wieder, weitere Kreise zogen ihre Fahrten. Deine Söhne, die weniger stark waren, suchten im Norden bei sanfteren Menschen den Abglanz deiner Macht — die Mauern aber blieben frei. Gleichgültig sahen sie, wie die Wälle zerfielen und die Kuppeln barsten. Dem Zufall ihrer Wanderschaft alles überlassend, kamen sie

manchmal in die Stadt und erfüllten für einige Tage und Wochen die Ruinen mit neuem Lärm von Stimmen und Schritten, während die Stille entwich . . .

Aber auf jeden Abend, an dem Feuer auf deine Mauern scheint, auf jeden Tag, an dem Kamele, Lasten, Menschen deinen Boden aufsuchen, kommen lange Tage, wie viele Tage, an denen du verlassen bist — Stadt in der Wüste — und nur die Sonne berührt deine Mauern."

Was ist über den Weg, den Michel Vieuchange nun noch durchzieht, weiter zu sagen? Fieber, Durst und Ungeziefer, Hitze und Kälte, Müdigkeit und Schlaflosigkeit untergraben die Kräfte des Erschöpften. Der Reguinbat entfernt sich wiederholt, ohne daß einer weiß, was er im Schilde führt. Ein Kamel nach dem andern muß zurückgelassen werden. Endlich taucht das rettende Tigilit auf. Briefe von Jean, der Mutter und der Freundin sind angekommen.

Er selbst aber schickt dem Bruder einen Läufer, damit er die Vorbereitungen für die Begegnung bei Tiznit treffe. Dann bricht man auf, nicht ohne vorher neue Erpressungsversuche abweisen zu müssen. Da stellt sich auf dem Marsch Dysenterie ein, die den erschöpften Körper so schwächt, daß Michel nach dem 13. November keine Aufzeichnungen mehr machen kann.

Über den weiteren Verlauf unterrichtet uns ein Nachwort des Bruders, das dieser nach den Angaben El Mahbuls zusammengestellt hat. Daraus geht hervor, daß die kleine Schar in Eilmärschen nordwärts zog; einen Teil des Weges habe Michel im Tragkorb fast ohne Bewußtsein zurückgelegt. Kurz vor dem Ziel bedroht ihn die schwerste Gefahr. Die Scheichs glauben sich um den verheißenen Lohn betrogen und wollen ihn erdrosseln oder an einen franzosenfeindlichen Scheich ausliefern. Da rafft Michel sich zum letztenmal auf. Todkrank bezwingt er seine Gegner durch die Kraft seines Willens. Er läßt sich auf seinem Kamel festbinden; so reitet er in die französische Zone ein.

In Tiznit wird er in die Krankenstube gebracht. Den Bruder ruft ein Telegramm herbei. Erschütternd ist für ihn der Anblick des Zurückgekehrten. Ein Flugzeug bringt den Kranken nach Agadir. Er verfällt schnell. Noch kann er dem Bruder das Nötigste über sein Unternehmen mitteilen. Dann spricht Michel mit ihm über das, was als Ziel dahinter stand, über die Gewinnung eines neuen und unvergänglichen Lebenssinnes. Smara sollte ihnen beiden und vielen andern als Sinnbild für die Neugeburt des Menschen aus einer unanfechtbaren und unübertrefflichen Kraftleistung gelten. Da offenbart ihm Gott in seiner Todesstunde, wie einst dem sterbenden Rimbaud, die Sicherung seines Lebens von der Seite der Ewigkeit her, und Michel Vieuchange wirft sich beseligt mitten in sie hinein, ein wahrhaft Neugeborener. Am Morgen des 30. November stirbt er nach kurzem Todeskampf — heiter und freudig — ein Mann, der das große Abenteuer seines Lebens bestanden und den Frieden seiner Seele gefunden hat.



Die Außenmauern der Moschee

Sämtliche Bilder aus Vieuchange, Smara, mit Erlaubnis des Eugen Rentsch Verlags, Erlenbach-Zürich

Hans Tolten
Mit uns wandert die Heimat

Von Otto Doderer



Hans Tolten, der Verfasser des Romans „Mit uns wandert die Heimat", ist Auslandsdeutscher. In seiner frühen Kindheit wanderten seine Eltern mit ihm aus nach Brasilien; einige Jahre später zogen sie weiter nach Argentinien. Schon als Knabe jagte er mit den Gauchos auf einem Pferderücken hinter durchgehenden Rinderrudeln her durch die argentinischen Pampas. Nach seinen Schuljahren in einem Internat von Buenos Aires durchstreifte er auf Entdeckerfahrten die menschenleeren, noch in unberührter Wildnis liegenden Gebiete Argentiniens, Paraguays und Brasiliens. Im Krieg kam er nach Deutschland, um ins Heer einzutreten. Wie ihm drüben seine heimwehkranke Mutter immer wieder die Schönheit des Vaterlandes gepriesen hatte und mitten im dämmerigen Urwald oder im Kamp der endlosen Grasfluren nicht müde wurde, ihm die deutschen Märchen zu erzählen, so bedrängt ihn jetzt die Sehnsucht nach der fernen Welt seiner Jugend unter dem tropischen Himmel. In seinen Büchern träumt er sich wieder zurück in die verschwenderische Fülle der zauberhaften Natur Südamerikas und malt sie mit glühender Phantasie. Seine Sprache ist einfach, aber sie steckt so voller Erleben, daß sie namentlich überall da, wo sie die Landschaft berührt, voll begeisterndem Schwung und dichterisch farbiger Beredsamkeit ist. Er weiß, daß gestaltete Wirklichkeit die Eindrücke stärker zu vermitteln vermag als geschilderte, und so versetzt er sie in die Bewegung eines locker erzählten Geschehens. Die exotische Abenteuerlichkeit verleiht dem Geschehen fast von selbst eine erregende Spannung, obwohl Toltens Begabung vor allem in der lyrischen Stimmung zum Ausdruck kommt, weniger in der Erfindung und seelischen Vertiefung einer Handlung. Seine beiden ersten Bücher waren noch rein Erlebnisbericht: in „Die Herden Gottes" berichtete er vom Leben der Viehzüchter Argentiniens, in „Kampf um die Wildnis" vom Leben der Baumwollfarmer und der Tragödie der aussterbenden Indianer im Gran Chaco. Erst dann folgte eine schmale Erzählung aus Paraguay „Die Wälder der Hoffnung", in der eine Fabel frei ausgesponnen wird. Das neue Buch „Mit uns wandert die Heimat" ist nun ein Roman und hat wirklich eine romanhafte, abenteuerlich-romantische Handlung.

Der neue Roman Toltens spielt wieder in Paraguay um die Jahrhundertwende. Albert Rickmer, bisher preußischer Dragonerleutnant, jetzt als Instrukteur und Kommandeur für die Leibgarde des Präsidenten von Paraguay verpflichtet, kommt in Asunción an. Schon im Hafen erregt sein edler Rapphengst Fasolt aus dem Gestüt Trakehnen, mit dem er vom Deck des Dampfers kommt, großes Aufsehen. Mit ihm hat er bei internationalen Turnieren zahlreiche Erfolge errungen; aber diese brachten ihn in Schulden und zwangen ihn, seine Soldatenlaufbahn in Deutschland aufzugeben. Mit seinem soldatischen Pflichtgefühl fügt er sich bald in die ganz andersartigen Verhältnisse ein und wird zum Capitán befördert.

Aber er hat keine Ahnung von den politischen Umtrieben in dem damals ständig von Bürgerkriegen erschütterten Land. In seiner Gewissenhaftigkeit meldet er seinem Vorgesetzten den Versuch der Gegner der Regierungspartei, ihn auf ihre Seite zu bringen. Der Vorgesetzte ist selbst einer der heimlichen Verschwörer und veranlaßt sofort Rickmers Strafversetzung in die Kleinstadt Pilar weit im Süden an der argentinischen Grenze. Vielleicht hat er gar Schlimmeres mit ihm vor und trachtet ihm nach dem Leben; denn es ist auffallend, daß er den Offizier zu Pferde auf die lange Reise schickt, und nicht, wie es sonst bei Abkommandierungen üblich ist, die Bahn oder ein Hilfsschiff der Marine benutzen läßt. Verdächtig ist auch, daß er ihm als Gefährten einen der mit Gewalt zum Militär eingezogenen Gauchos mitgab, der als aufsässig bekannt ist und seine instinktive Todfeindschaft gegenüber dem Vorgesetzten nicht verbergen kann. Rickmer weiß, wie beschwerlich die Reise sein wird:

Hinter Lomas Valentinas im Departamento Oliva beginnen die menschenleeren, unwegsamen Viehzuchtgegenden und erstrecken sich bis zur Südgrenze des Landes. Gräser, in denen ein Reiter unsichtbar bleibt, wechseln mit Malezales, wo der Pferdehuf kaum einen Platz findet zwischen Buckeln und Erdspalten. Dann wieder endlose Esteros — Schilflagunen —, manche davon mit moorigem Untergrund; oft auch Flüsse ohne Brücken und Furten.

Abends findet der Reisende nicht leicht ein Haus, eine Hütte, darin zu nächtigen, nicht immer ein Dach, wenn es regnet; selten eine Weidekoppel oder Kornfutter für die Reittiere, kein Essen für die Menschen; kurz: der ganze Ritt eine ununterbrochene Plackerei.

Die menschlich warme Behandlung, die Rickmer dem Gaucho zuteil werden läßt, verwandelt dessen Haß in eine kindlich rührende Ergebenheit, die noch gesteigert wird, als Rickmer unterwegs einen anderen Gaucho befreien kann, der auf einer Polizeistation grundlos in brutalster Weise gefangengehalten wird. Dennoch folgt dieses Geschöpf der Wildnis seinem Freiheitsdrang und flüchtet eines Nachts. Rickmer ist sich ganz allein überlassen in der Einsamkeit des Urwaldes. In den letzten Tagen hat er zwar mancherlei gelernt, der Gaucho hat ihn auf die Gefahren für Mensch und Tier aufmerksam gemacht. Aber nun sieht er, daß Landstraßen auf der Karte eingezeichnet sind, die es noch gar nicht gibt. Er verreitet sich und hat das Unglück, in ein ausgetrocknetes Flußbett zu geraten, durch dessen verkrustete Decke Fasolt und die drei Handpferde einbrechen und von dem zähflüssigen Tonbrei darunter immer tiefer hinabgesogen werden. Seinen Anstrengungen gelingt es nicht, die Tiere herauszuziehen.

In seiner Verzweiflung rennt er in heldenhaften, stundenlangen Mühen durch Gestrüpp und Dornen zu einer Estanzia, die ihm als in jener Gegend liegend bezeichnet worden war. Er findet ihren Besitzer nicht anwesend, nur dessen Tochter mit einigen Knechten. Sie ist Engländerin, Tula heißt sie. Die „Estanzia Inglesa" ihres Vaters ist eine Musterfarm. Obgleich Rickmer erschöpft und von Befürchtungen um seinen geliebten Fasolt gemartert ist, berührt ihn aufs tiefste die Erscheinung der jungen vornehmen Dame, die ihm im Reitanzug entgegentritt. „Lieblich? Holdselig? Nein; dazu lag zuviel Größe in dieser Schönheit; die Weite der Steppe, die Keuschheit einer unberührten Landschaft, die verhaltene Kraft unverkünstelter, ungebrochener Natur schienen sie anzufüllen und wieder aus ihr hervorzuleuchten." Er fleht die Senorita Tula um Hilfe, und unter ihrer Führung werden Fasolt und eines der drei Kreolenpferde gerettet.

Rickmer erholt sich noch einen Tag lang auf der Estanzia und gesteht Tula seine Liebe, die, wie er fühlt, von ihr erwidert wird. Aber ihr Vater hat für den Deutschen in der Uniform eines paraguayischen Offiziers keinerlei Sympathien. Als Rickmer aufbricht, nimmt er das Versprechen eines Wiedersehens mit Tula auf einem Fest in Pilar mit. Der Kommandant in Pilar hat den Auftrag, den Capitán Rickmer „langsam über schwacher Glut zu rösten", aber dem „Mann mit dem Treuesimmel" ist nichts anzuhaben. Dann kommt das Fest und ein paar selige Stunden mit Tula. Ihr Vater allerdings verharrt in abweisender Kälte. Er hat andere Pläne mit seinem Kind, will mit ihm nach England zurück, um ihm dort mit seinem Vermögen eine ruhige Zukunft zu sichern. In der Tat verkauft er sein Besitztum und tritt die Reise nach England an. Tula indessen entflieht ihm und kommt zu dem Geliebten. Dieser wird darauf aus dem Heer entlassen, da der Kommandant den Vorfall fälschlich als Entführung hinstellt.

Rickmer und Tula heiraten. Sie haben den Plan, mit dem Hengst Fasolt eine Pferdezucht zu beginnen. Sie machen einen Vertrag auf Halbpart mit dem Besitzer einer Estanzia in Südostparaguay, dem schönsten Teil von Misiones. Als sie dort ankommen, müssen sie erleben, daß das Besitztum vollkommen verwahrlost ist. In dem Wohngebäude hausen Vampire, Vogelspinnen und riesige giftige Tausendfüßler, und die Rinderherden sind zerstreut und völlig verwildert. Der Verwalter, ein Mulatte, hat sich jahrelang um nichts gekümmert und nur den Fleischbedarf seiner großen Familie aus den flüchtenden Herden geschossen. Zum Glück finden sie bei ihm einen Stapel Häute, für deren Erlös sie sich das Nötigste an Geräten und Lebensmitteln kaufen können. Und nun beginnt eine regelrechte Robinsonade. Das Haus wird gereinigt, Acker- und Gartenland wird angebaut; es gelingt ihnen, einzelne Rinder einzufangen, andere mit Salz anzulocken. Eines Tages bekommen sie unerwartet Hilfe durch die beiden Gauchos, die sich Rickmer auf seinem Ritt durch das Land einst zu Freunden gemacht hatte. Mit ihnen holt er sich fürs erste einmal siebzig Zuchtstuten von Kreolenpferden über die Grenze aus Argentinien. Schließlich kommt der Tag, an dem man zum erstenmal auf der Estanzia das Fest der Nachwuchszeichnung, die Hiërra, feiern kann, bei der den

Jungtieren das Zeichen des Züchters eingebrannt wird und an der alle Nachbarn teilnehmen nach dem Gesetz und der Sitte. Welche märchenhafte Verwandlung war hier vor sich gegangen! Da gab es jetzt Tauben, Bienen, Truthähne, Hühner, durch Auslese herausgezüchtete Hunde und Schafe und vor allem wundervolle Pferde. „El aleman guapo" wird Rickmer fortan genannt: „der tüchtige Deutsche".

Neben diese Verherrlichung deutscher Tatkraft und Charakterfestigkeit in der Gestalt Rickmers ist die Geschichte einer Freundschaft zwischen Mensch und Pferd gestellt, wie sie ebenso innig ansprechend kaum einmal in unserer Dichtung zu finden ist. Rickmer hat Fasolt mit übers Meer genommen als „ein Stück Vaterland" und setzt sein Leben für ihn ein, als das Tier in Todesgefahr ist. Einmal, als Rickmer bei seinen Gastgebern sitzt, kommt Fasolt durch die Türe auf die Veranda gestampft und reibt die Stirn an der Schulter seines Herrn, der sich entschuldigt mit den Worten: „Verzeiht, aber er benimmt sich wie ein Hund. Wenn er mich eine Weile nicht gesehen hat, sucht er allerorten nach mir, setzt über Mauern und Zäune, zwängt sich durch jede Pforte, klettert die steilsten Treppen hinauf." Rickmer hat die Gewohnheit, mit Fasolt wie mit einem Menschen über das zu sprechen, was ihn bewegt, und „die geheimnisvollen Urtriebe, die einst das Tier zum Menschen gesellten, es zum Haustier machten, waren bei diesem edlen Pferd zur echten Freundestreue hinaufgeläutert". Neben der Freundschaft zwischen Mensch und Tier ist es immer wieder die Natur, die den Dichter leidenschaftlich ergreift. Unerschöpflich preist er Paraguay als „Land des ewigen Frühlings", als „eine immer grünende, blühende, früchtetragende Landschaft, wo allein schon die überall wuchernden Bananen, Orangen und die nährenden Mbocayá-Palmen den Mittellosen vor Hunger zu schützen vermögen; wo ein Himmel sich spannt, der fast immer einem tiefblauen, heiteren Südmeer gleicht". Unvergeßlich ist das Bild einer Nacht unter dem Tropenhimmel oder etwa das breite Gemälde der gesegneten Gefilde von Misiones. Das ganze Land tut sich vor uns auf mit seinen Savannen und seinem Urwald, seinen Estanzias, zu denen meilenweite Flächen gehören und die von Orangenhainen und Lorbeerbäumen umgeben sind und von Viehkorralen, um die Rinderherden sich tummeln, von denen jede nach Tausenden von Rindern zählt.

Wir erfahren auch viel Interessantes aus der Geschichte von Paraguay, „einem politisch so unruhigen Land, wo selten ein Präsident seine Amtszeit beendete, wo man vergangene Zeitläufte nicht nach Jahrgängen, sondern nach Bürgerkriegen, Staatsstreichen und Revolutionsführern benannte". Alles in diesem Land scheitere, so heißt es, „an seiner geringen Bevölkerung und seiner Grenzenlosigkeit. Hier findet der Unternehmer keine Arbeiter, der Bauer keine Abnehmer, der Kaufmann keine Kunden, der Reeder zu wenig Fracht und Fahrgäste. Hier lohnt nur eines: Viehzucht."

Die Handlung des Buches wendet sich zum Schluß in unseren eigenen Volkstumskampf. „Welche Gnade des Schicksals", hatte Rickmer einst gedacht, „daß die Frau, die ich liebe, die Tochter eines Engländers ist, eines Mannes, der dem Deutschen wesensverwandt, also gerade und offen ist und abhold aller kreolischen Glätte und Doppelzüngigkeit". Aber dann wird ihnen ein Sohn geboren, und Tula will ihn zu einem Engländer erziehen. Da aber lehnt sich das völkische Gefühl des Mannes auf gegen die Absichten seiner Frau, und er strebt danach, seinen Sohn für Deutschland zu gewinnen. So entläßt uns das Buch mit einem Konflikt, der in einer Fortführung des Romans auszutragen sein wird.

Zeichnungen von Heiner Rothfuchs aus den Werken Toltens (Rütten und Loening Verlag, Potsdam)



Stadtbesuch zweier Ozelots / Von Wilhelm Schmidtbonn

In einem südamerikanischen Städtchen, zum größten Teil von Halbindianern bewohnt, gab es große Aufregung. Vier Tigerkatzen von jener Rasse, die die Indianer Ozelot nennen, waren in den Außenstraßen gesehen worden. Sie mußten in der Nacht über den La Plata-Strom herübergekommen sein, wobei sie eine Breite von sechshundert Metern zu durchschwimmen hatten. Da man im Lauf des Tages nichts mehr von ihnen merkte, dachte man sie schon wieder aus andere Ufer zurückgekehrt. Aber in der Frühe des nächsten Tages drang ein Paar von ihnen in die ersten Läden ein, die auf der Hauptstraße geöffnet wurden.

Der eine Laden war eine Pulperia, Branntweinschenke. Während der Wirt im Hinterzimmer damit beschäftigt war, die Gläser vom gestrigen Abend auszuspülen, setzte sich der Ozelot ganz ruhig auf den Schenktisch. Als der Wirt, mit seiner Arbeit fertig, in den Laden trat, sah er zu seinem Schrecken das Tier. Er lief auf die Straße, schlug die Tür blitzschnell hinter sich zu, drehte in der Verwirrung sogar den Schlüssel um, rannte zur Polizeistation. Einige Polizisten begaben sich mit ihm zum Laden zurück, sahen durchs Fenster die Katze noch ruhig auf ihrem Platz liegen. Durch die Schatten aufmerksam gemacht, wandte sie sich zu den Menschen um, rührte sich aber auch jetzt noch nicht vom Fleck, vielleicht war sie von Furcht gelähmt. Diese Annahme machte einen der Polizisten, der von der Küste stammte und darum die Kraft des Ozelots nicht kannte, übermütig. „Ich habe keine Furcht vor so einer Katze!" sagte er, steckte sein Bajonett aufs Gewehr, öffnete die Tür und betrat den Laden. Sofort stach er auf das Tier ein. Aber der Ozelot ergriff das Bajonett mit den Tatzen und bog es wie im Spiel krumm. Eine Sekunde später hing er dem Polizisten mit den Zähnen am Halse. Die andern Polizisten liefen herbei, hielten dem Tier die Gewehre an den Pelz und töteten es durch mehrere Schüsse.

Das zweite Tier, das Weibchen, war bei einem Barbier eingekehrt — einem so jungen Menschen, daß er sich selbst nicht den Bart rasieren konnte, weil er noch keinen besaß. Er hatte im vorigen Jahr ein sechzehnjähriges Mädchen geheiratet, ebenso fleißig und willens, im Leben vorwärts zu kommen, wie er selbst. Darum waren beide so früh auf. Diese Frau, erst vor wenigen Wochen Mutter geworden, bemerkte das Tier zuerst. Sie war wegen der Hitze nur halb bekleidet und gerade dabei, den Laden in Ordnung zu bringen, indes ihr Mann auf einem kleinen Herd Wasser warm machte. Sie hielt im Halbdunkel des Ladens das Tier für einen großen Hund und rief ihrem Mann zu: „Jag doch das Vieh fort!"

Der Mann drehte sich um und erkannte sofort die Gefahr. Da er nur zwei Schritte zur Wohnkammer hinter dem Laden hatte, lief er, kein Held, besinnungslos dort hinein. Von innen schrie er dann durch die zugehaltene Tür: „Kein Hund! Ein Ozelot!"

Die junge Frau, voll Entsetzen, sah das Tier nicht lange an, sondern lief in das kleine Schlafgemach neben jener Wohnkammer, um ihren Säugling zu schützen. Die Riesenkatze lief nicht dem Mann nach, sondern der Frau, die in der Erregung vergaß, die Tür hinter sich zu schließen. So schnell war das Tier mit zwei lautlosen Sätzen hinter ihr, daß es noch den nackten Säugling auf dem Bett liegen und schlafen sah. Im nächsten Augenblick hatte sich die Frau mit dem ganzen Leib über ihr Kind geworfen. Als einzige Waffe, die sie besaß, benutzte sie ihre Stimme und schrie, schrie, mit ganz unmenschenhaften Tönen, aus ihrem Instinkt heraus, um das Tier zu schrecken.

Dieses Geschrei drang dem Mann doch so sehr ins Gewissen, daß er auf die Straße lief und ebenfalls irrsinnig zu den überall noch verhängten Fenstern hinauf schrie.

Unterdessen rührte das Tier die Frau mit der Pranke im Rücken an, ohne jede Wildheit, vielmehr ganz sanft und kaum spürbar. Dennoch vermochte die Frau nicht, ohne Wehr liegenzubleiben, sondern, kaum empfand sie die Berührung, als sie sich umwandte und von sich aus

den Angriff vornahm. Sie ließ das Kind liegen und umgriff mit beiden Fäusten den mächtigen Hals der Katze.

Der Ozelot streckte nur die Pranke aus und schob die Mutter auf dem Bett ein wenig zur Seite, wieder ohne jede Wut, wieder mit sanfter Anwendung der Kraft, die seinen Gliedmaßen von der Natur gegeben war. Die Mutter suchte sich vom Lager emporzuheben, mehrere Male gelang es ihr mit verzweifelter Anstrengung auch, halb hochzukommen. Aber das Tier setzte ihr immer wieder die Pranke auf den Leib und hielt sie auf dem Bette fest, tat ihr aber sonst nicht das geringste zuleide. Die Wunden, die die Frau nachher an sich trug, hatte sie sich nur an der Tatze des Tieres selber gerissen, als sie diese von sich abnehmen wollte.

Dieser Kampf dauerte ziemlich lange, weil es dem Manne draußen nicht gelang, zu dieser frühen Morgenstunde sogleich Menschen aufzutreiben. Inzwischen bemerkte die Mutter, wie das Tier den Säugling verwundert betrachtete. Zärtlichkeit kam in seine Augen. Als ob da ein junges Ozelot liege, hob es die freie Tatze und rührte das weiterschlafende Kind mehrmals an. Trotz ihres Entsetzens merkte die Mutter doch, daß diese Berührungen aus keiner bösen Absicht, sondern unverkennbar aus einem dem menschlichen ganz gleichen Muttergefühl geschahen. Darum schrie sie nicht länger, wehrte sich auch nicht mehr, wartete atemlos das weitere Verhalten des Tieres ab. Sie fühlte ein tröstliches Vertrauen, daß weder dem Kinde noch ihr ein Leid geschehen würde, solange sie ruhig bliebe und dem Tier Zeit gewährte. Sie ließ es darum sogar zu, daß das Tier dem Kinde zart über das Körperchen leckte.

Jetzt stürzte ein junger Mensch, Bäckergeselle, der in blauer Schürze vom Ofen kam, ohne jede Waffe, mit leeren Händen ins Zimmer. Ehe er sich noch auf das Tier werfen konnte, wandte sich dieses um und riß ihm mit einem einzigen Tatzenhieb ein Auge und die halbe Haut des Gesichtes herunter, ohne dabei jedoch seine Gefangene loszulassen. Der Bäckergeselle schlug nach hinten an die Erde und lag da, vor Schmerz ohnmächtig. Die Tigerkatze stand wieder ruhig und hing mit den Augen an dem Kind, das eben wach wurde und noch im Halbschlaf sogleich nach der Brust der Mutter suchte. Die Mutter, in völliger Verwirrung aller Gefühle und doch allein von dem sicheren Bewußtsein der Verwandtschaft aller Mütter, menschlicher und tierischer geleitet, bot ihrem Kinde die Brust hin, ein Bild anscheinenden Friedens, wie es anmutiger und rührender nicht zu denken war. Der Ozelot, anstatt an seine Flucht zu denken, zu der ihn wachsende Geräusche vor der Tür hätten veranlassen sollen, blieb aufgerichtet vor dem Bett stehen und ließ die Augen mit einem unbeschreiblichen und völlig menschlichen Ausdruck der Verklärung an diesem Bild der tränkenden Mutter haften. Seine rätselhafte Verzauberung kostete ihm das Leben.

Die Kammer, in der dies geschah, war vom Laden nur durch eine Holzwand geschieden, die nicht bis zur Decke reichte, sondern oben noch einen freien Raum ließ. Der Ehemann war inzwischen mit mehreren Männern herbeigelaufen. Schnell stellte man Tisch und Stuhl im Laden aufeinander. Einer der Männer stieg hinauf und zielte mit der Pistole hinunter. Die Frau schrie entsetzlicher als vorher, da sie fürchtete, er treffe ihr Kind oder sie selbst. Aber der Mann war ein guter Schütze. Er zögerte nicht abzudrücken und traf das Tier mit einem einzigen Schuß tödlich in den Hinterkopf.

Die Städte / Von Kurt Kuberzig

Dies ist das Schicksal, dem wir nicht entgehen:
die Städte nahmen das, was wir besaßen,
und gaben Glanz und prunkendes Geschehen.

Wir fühlen, daß wir oft uns selbst vergaßen.
Daß es sehr schwer ist, Städte zu bestehen —
mit ihrem Haß und ihren Übermaßen.

Und können ohne Städte nicht mehr leben!
Wir müssen sie ertragen, sie vollbringen:
den Städten Sinn, dem Leben Tiefe geben.

Es gilt, die Städte in uns zu bezwingen;
uns über Rausch, Prunk, Taumel zu erheben,
die Stadt mit tiefem Glauben zu durchdringen.

Laßt uns die Sehnsucht in die Städte tragen! . . .

Indes unten die Nebel brodeln, indes Fuß und Grund in bleichen, zerfließenden Schleiern verschwinden, in grün flimmernden Nebelwäldern, die aus dem Hudson emporwachsen, lautlos dem East River entsteigen, aus den milchernen, schwebenden Urwäldern des Nebels, die sich über die Halbinsel geheimnisvoll dahinwälzen, steigt Manhattan!

Manhattan, das Gebirge aus Beton und spiegelnden Fensterfronten, der Wald der Wolkenkratzer, in Felsen gesprengte Zauberburg, deren Dächer hoch oben in den Wolken des Himmels verschwinden. Zwischen atlantischer Nebelbank und himmlischem Wolkenzug stehen die Hymnen in Beton, die Türme der Lebenskraft, die Wolkenkratzer, Hunderte, Tausende, unfaßbar viele, anzusehen wie magische Gebilde aus besonnten Wolken, so leicht, so träumerisch hoch, so spielerisch hell, Manhattan, Wolkenburg der verwegenen Träumer, in den Zenith gehobene Metropole der Kühnheit, Stadt zwischen Himmel und Erde, tausendtürmiges Manhattan, durch dessen Schluchten die Wetter ziehen, Gewitter in der 42. Straße, Sonne über Harlem, Regen über Greenwich Village . . .

Ja, das ist Manhattan, zögernd geplant, riesenhaft vollendet, himmelhohe Traumfront aus Eisenbeton, scharfkantig, wild blitzend, Himmel für Tausende, Hölle für Millionen, Wildnis der Millionen Fenster, aus denen Augen starren, Augen, die bang die Zukunft mustern wie einen Feind . . .

Und in diesem riesigen Genist der vorletzten Wildnis steigt der Atem aus Millionen Mäulern empor: der dicke, schwadende Unzuchtatem brodelnder Verkommenheit; die kurze, hustende Lungenluft der Siechen; der tiefe schlagende Atemstoß der Erregung, des fiebernden Spiels mit schweißnassen Händen; der Tabakatem der Dulder; der runde, kurze Atem der Mächtigen, die mit einem steifen Hut sich umblicken, ehe sie „nein" sagen; diese hämmernden Atembatterien der Arbeiter zwischen Brunnen und Gerüst und der Atemgesang der Jugend wirbeln empor.

Auch die Tiere atmen, die Katzen unter den Heizröhren, die Hunde, die einen Karren ziehen, die gelbäugigen Pferde, deren Fleisch auf den Hinterbacken sich spannt vor der Sandfuhre. Aus den Kanaldeckeln steigen die Dampfwolken der Stadtheizung, Millionen Motoren und Maschinen verbrauchen Luft und stoßen sie aus.

Die Luft zieht um.

Tote Luft taumelt durch die Straßenschächte Manhattans hinaus, aber der Atlantik wirft mit salznasser Hand neue Luftwellen hinein in die Stadt. Der Lungendunst der Verkommenden aus den Kellern, den Slums der East Side, die düsteren Gerüche von Aas und hastiger Verwesung, die Wölkchen aus Millionen brodelnden Kochtöpfen, unter denen blau die Gasflämmchen leuchten, zarte Schwaden aus den unzähligen schwitzenden Poren Amerikas, der Qualm der wilden Erhitzungen und der scharfe Dunst der Erschlaffungen, Benzinnebel, das alles brandet aus den Straßenschächten heraus wie Urwaldluft, wie die grausame Luft jenes fiebrigen Kreislaufs, das auf das Fieber die Erschöpfung setzt und auf den blutigen Sieg den blutigeren Tod. Der kalte Angstschweiß Manhattans, den unzählige, winzige Biographien ausstießen, vermischt sich im seidenblauen Zephir mit der Wolke rülpsender Majestät, die den Mächtigen der Park Avenue entschwebte. Was sich in Manhattan verurteilte, begnadigt sich in den erregten Wolkenfeldern des Manhattanhimmels, denn Angst und Macht vergehen, aber nicht der Wind, den sie atmeten . . . nur den stillen, durchsichtigen Zug der letzten Atemzüge lassen sie ungestört passieren. Von sterbenden Lippen aufschwebend, sammeln sie sich über den blinkenden Zinnen der Wolkenkratzer und ziehen demütig und still in magischem Kondukt hinaus in die Vergänglichkeit, den Gruß des großen Todes allen vier Winden verkündend, den Gruß der wächsernen, blutüberkrusteten Todesmäuler, die verrenkt und wild sich öffnend erstarrten . . .

Ja, Manhattan, tödliches Dickicht aus Beschwörung und Fluch, katalaunisches Gefilde alles Atems, was liebt, grüßt dich, und was haßt, droht dir, vorletzte Wildnis du, Babel des Atems, das wir fliehen, unseren Blick sehnsüchtig rückwärts gewandt!

Durch einen dichten Hain hoher Bäume, aus deren Kronen weiße, langschnäbelige Vögel aufkrächzten, kurz umflogen, um wieder im Grün zu versinken — ging ich behutsam auf ein niedriges Dach zu.

Eine Glocke hatte dunkel geklungen, als ich das Boot verließ — obgleich mein Ohr sie rasch vergessen hatte, war ich doch ihrem Ruf nachgegangen. Breit, wuchtig, dunkel drückte der Tempel herab; schwarze Gestalten, schon fast in Dämmerung vergehend, saßen am Eingang, ließen mich vorübergehen und rührten sich nicht. Rechts innen hing die riesige Bronzeglocke, ein kleiner Junge lief gerade von der Straße hinein und schlug mit dem Holzpflock dagegen, der von der Decke herabhing. —

In der Mitte erhob sich ein schmaler Altar — über ihm schaukelten Ölampeln — links standen Rickschahs — als wenn's eine Garage eher als ein Tempel wäre. Aber das tiefe, die Halle durchwogende Braun nahm alles gleichmäßig-gütig in seinen Schoß auf. Das von Ölflammen golden betupfte Düster, aus dem wie Fledermäuse freundlich immer mehr Mönche huschten — schwarzes Oberkleid, weiß darunter — und mich lächelnd umstanden, ihre kleinen, schwarzen Fächer sanft bewegend — es war ein seliges Haus.

Durch einen engen Hof ging ich schüchtern — es war schon halbdunkel, und in den Ecken schwamm Nacht verlockend. — Ein Mönchlein sprang hastig vom Abendessen auf, kam mir entgegen, wir lächelten uns mit Zeichensprache an — ob ich in die Große Halle treten durfte? — Er zögerte, nickte dann — holte einen dicken, alten Mönch vom Eßnapf — krachend, knarrend öffnete sich die schwere Holztür, und ich stand jäh vor dem goldenen Buddha. Mir kam aller Kinderglaube wieder, daß Götter im Dunkeln auf uns warten und für uns sorgen, ich sah andächtig zu ihm auf, die Öllampe flackerte rötlich — rechts und links leuchteten immer mehr goldene Gestalten auf — ich aber wollte nur diesen einen sehen — da half mir der gute Priester — und knipste das elektrische Licht an! O schmerzlich nüchterne Helle — trotzdem blieb die traumhafte Brokatstimmung, ich hielt sie fest im Herzen — und obgleich ich nun auch noch eine Schale Tee bekam — die ich einfach stumm in der Hand hielt, ohne zu wissen, was damit zu tun, und obgleich die Mönche um mich herum über meine Andacht lächelten, freundlich lachten — blieb ich verzaubert, bis ich durch den kleinen Hof durch den ersten Tempelpavillon, durch den hochbäumigen Hain zurückgeschritten war.

Ein Sonntag

Von Friedrich Schnack

Über das Land empor
Schwellen die Eichen.
Groß tritt der Wald hervor
Aus blauen Reichen.

Durch das geheime Laub
Im Schattengrunde
Regnet der Sonnenstaub
In glühender Stunde.

Ferne versanken Stadt,
Wahn und Verirrung,
Dem, der gefunden hat
Süße Entwirrung.

Über ihm schlägt die Glut
Golden zusammen,
Wenn er am Felsen ruht
Bei Ginsterflammen.

Nahe dem Stein und Baum,
Inmitten der Wildnis,
Loht ihm aus Raum und Traum
Das ewige Bildnis.

Tania Blixen

Afrika — dunkel lockende Welt

Von Friedrich Schnack

Die dänische Schriftstellerin Tania Blixen ist Kennern durch ihr Novellenbuch „Die Sintflut von Norderney und andere seltsame Geschichten" vertraut. Es sind spukhafte und phantastische Erzählungen aus dem fabulierenden Blute der E. Th. A. Hoffmann und E. A. Poe. Es ist ein romantisches Werk — glücklicherweise, darf man sagen: merkwürdige Vorgänge und Zwischenwelten bekommen Gesicht und visionäres Licht, eine Dichterin schrieb es, die eine verwandelnde Seelenkraft besitzt. Man hätte wohl kaum vermutet, daß die Dichterin — eine eigenartige, eigenwillige Gestalt — mit einem neuen Buch die phantastische Welt verließe, um sich einer harten Wirklichkeit zuzuwenden, deren phantastische Fülle die „Sintflut" überbietet.

Ursprünglich war Tania Blixen, wie sie berichtet, Großwild-Jägerin in Afrika. Dann hängte sie die Flinte an den Nagel, um eine Farm zu bewirtschaften, nahe ihrem Wildrevier, in Kenya, ungefähr in Zentralafrika, gelegen. Von dieser Farm, ihren Hoffnungen und gescheiterten Plänen, ihrer Arbeit und Liebe zur Pflanzertätigkeit, dem Leben ringsum, den Eingeborenen und Freunden erzählt sie auf eine meisterhafte, bezaubernde Weise in ihrem neuen Buch „Afrika, dunkel lockende Welt". Es ist in englischer Sprache geschrieben und hat den Originaltitel „Out of Africa", dessen Sinn mit der deutschen Umschreibung nicht erfaßt wird. Aber das Buch ist von Rudolf von Scholtz vorzüglich übersetzt und für den Leser, der Ansprüche auf eine gediegene, inhaltsreiche und gehaltvolle Lektüre erhebt, ein vollkommener Genuß. Dieses Afrikabuch einer gescheiten, weitgereisten und dichterisch sehr begabten Frau von wahrhafter Weltbildung ist in der Reihe der Afrikabücher ein Ereignis.

Ich hatte eine Farm in Afrika am Fuße der Ngongberge, beginnt die herrliche Erzählung. Hundert Meilen nördlicher lief der Äquator durchs Hochland, aber die Farm lag in einer Höhe von über zweitausend Metern. Da spürt man tagsüber die Höhe, die Nähe der Sonne, aber die Morgenfrühe und die Abende sind klar und friedvoll, und die Nächte sind kalt. Die geographische Lage und die Höhe haben vereint eine Landschaft geschaffen, die in der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat. Nirgends ist etwas Üppiges oder Überschwengliches; es ist, als wäre hier Afrika gleichsam durch zweitausend Meter emporgeläutert zu einer starken und klaren Essenz seines Wesens. Die Farben sind trocken und glasiert wie Farben irdener Geschirre.

Der Inhalt des Buches ist der Kampf um die Farm bis zum Verlust des schönen Besitztums.

Auf meiner Farm wurde Kaffee gebaut. Die Gegend lag eigentlich etwas zu hoch für Kaffee, man mußte sich mühsam durchschlagen; wir sind nie reich gewesen auf der Farm. Aber eine Kaffeepflanzung ist etwas, was einen festhält und nicht losläßt, es gibt immer etwas auf ihr zu tun, und meistens hinkt man mit seiner Arbeit ein wenig hinten nach. Mitten in einem wilden ungepflegten Lande ist ein Stück Boden, das bearbeitet und regelrecht bepflanzt ist, ein schöner Anblick . . .

Der Weltkrieg und insbesondere der Krieg in Deutsch-Ostafrika liegt zwischen dem Beginn und dem Ende der Erzählung. Die Farm befand sich in der Nähe der Stadt Nairobi, wo der Gouverneur residiert und die Firmen ihre Geschäftshäuser haben. Später heißt es in dem Buch: „Als ich kein Geld mehr hatte und die Einkünfte ausblieben, mußte ich die Farm verkaufen." Eine Terraingesellschaft von Nairobi erwarb sie mit all den 6000 Morgen Grasland und Urwald dazu — nicht um Kaffee zu pflanzen, sondern um mit dem Grund und Boden zu spekulieren, ihn zu parzellieren und Baugrundstücke für die sich erweiternde Stadt herauszuschlagen.

Der geistige Gehalt des Buches geht weit über die Geschichte der Farm hinaus. Die Geschichte dieser Pflanzung und ihrer Menschen ist einmal eine kleine Zeit- und Kulturgeschichte eines Stückes Afrika und zum andern ein Buch der Freunde und Freundschaften, der seelischen Hochstimmungen und reinen Freuden. Die Liebe zur Erde und Arbeit findet kaum einen schöneren Lobgesang. Man darf die ganze

Afrikaliteratur durchstöbern, um ein verständigeres Verhalten zu den Eingeborenen zu finden. Der Blick der Dichterin dringt tief in die Seele des schwarzen Menschen. Ihre Worte sind weise und reif. Sie ist nicht ungeduldig. Wie sie die Liebe der Stämme auf sich zieht, so gewinnt sie auch die Zuneigung der Tiere.

Sie ist eine ungewöhnliche Frau. In ihrem Haus verkehren ungewöhnliche Gäste. Da ist Berkeley Cole, ein Mann voll „Glut, Grandezza und Verwegenheit", einer der frühen Siedler und aufs engste vertraut mit den Massai.

Er hatte sie gekannt, bevor die europäische Zivilisation, die sie in der Tiefe ihres Herzens mehr als irgend etwas anderes auf der Welt verachteten, ihnen die Wurzeln gekappt und sie aus ihrer schönen Heimat im Norden vertrieben hatte. Er konnte mit ihnen in ihrer Sprache von der vergangenen Zeit sprechen. Wenn Berkeley auf der Farm war, kamen die Massai über den Fluß, um ihn zu sehen. Die alten Häuptlinge hockten sich zu ihm und beredeten ihre Sorgen mit ihm — seine Späße brachten sie zum Lachen — es war, als ob Steine lachten.

Als Berkeley starb, veränderte sich das ganze Land. Seine Freunde spürten es sofort mit tiefer Bekümmernis, und viele Menschen haben es später bemerkt. Ein Abschnitt in der Geschichte der Kolonie ging mit ihm zu Ende. Bis zu seinem Tode war das Land ein Stück der seligen Jagdgründe, nun verwandelte es sich zu einem Geschäftsunternehmen. Ein Strom von Begnadetheit, Freudigkeit, Freiheit, eine elektrische Kraftquelle war versiegt.

Sein Freund war Denys Finch-Hatton, der Jäger, Zuhörer von Geschichten, Sportsmann und Flieger, der lyrische Gedichte liebte. Mit ihm ist die Dichterin über Afrika geflogen. Als er abstürzte und den Tod fand, richtete sie ihm ein Grab in den Bergen der Steppe, und die Löwen rasteten darauf, hinausspähend auf Wild und Herden.

Es war angemessen und würdig, daß die Löwen Denys' Grab besuchten und ihm ein afrikanisches Denkmal stellten. „Geehrt werde dein Grab!" Lord Nelson selbst, ging mir's durch den Sinn, hat auf dem Trafalgar Square nur Löwen aus Stein.

Die Fülle der Schicksale, die sich um diese Farm sammelt, der Reichtum an Gestalten, die vor ihrer Schwelle rasten oder sie überschreiten, um Gast zu sein in dem Haus, dessen Licht nachts vom Hügel wie ein Stern in die afrikanische Finsternis leuchtet, bewegen Geist und Herz. Zu den Europäern, die mit Anmut und Farbe dargestellt werden, treten dunkle Gestalten, die Afrika geboren hat: Kamante, das kranke Kind aus der Steppe, das sich später zu einem Meisterkoch entwickelt, Farah, der gute mohammedanische Diener, eine Figur wie aus einer morgenländischen Fabel, Häuptlinge, prächtig wie alte Bilder, reizende Mädchen der Massai, ehrwürdige alte Frauen, auch holde Tiere — sie alle verkünden die Schönheit des Landes, den Adel ihrer Erde, Stolz, Reinheit und Größe.

Schwere Zeiten brechen an, sie bestimmen das Schicksal der Farm und ihrer Menschen.

Meine Farm lag etwas zu hoch für eine Kaffeepflanzung. In den kalten Monaten konnte es geschehen, daß die freie Fläche vom Frost befallen wurde und morgens die Triebe der Kaffeebäume und die jungen Kaffeebeeren braun und schrumpelig waren . . . Es ist eine schwere Bürde, eine Farm allein auf seinen Schultern zu tragen. Meine schwarzen und sogar meine weißen Angestellten ließen mir die ganze Angst und Sorge um ihr Geschick, und zuweilen schien mir's, daß auch die Ochsen und Kaffeebäume das gleiche taten. Es war, als wären sie miteinander überein gekommen, alle die redenden und stummen Geschöpfe, daß ich schuld war, wenn der Regen sich verspätete und die Nächte kalt waren.

Der Abschied von der Farm geht einem bitter nahe. Nicht die Pflanzerin, ihre Freunde und schwarzen Leute allein verlieren die Farm und das Land, ein schönes, freies Reich, das zurücksinkt in den Schoß Afrikas: der Leser selbst büßt es ein, wie wenn er nicht nur Gast, sondern auch auf der Farm beheimatet gewesen wäre und an ihren Freuden und Leiden teilgenommen hätte.

Ich nahm einen langen Abschied von jedem meiner Hausboys, und als ich hinausging, ließen sie, die so sorgsam erzogen waren, die Türen zu schließen, hinter mir die Tür weit offen — eine Gebärde so recht aus der Seele der Schwarzen, als meinten sie, ich solle wiederkommen oder als wollten sie bekunden, daß nun nichts mehr da sei, was des Schutzes einer Tür bedürfe, daß sie nun getrost allen Winden offenstehen möge . . .

Und als sie schon längst in Europa war, schrieb ihr Kamante, der Meisterkoch, Briefe mit ungelenker Hand, aber mit der ganzen Innigkeit seiner Seele:

„Ich bin nicht vergessen dich Memsahib. Ehrwürdige Memsahib. Nun alle deine Diener sie sind nicht glücklich, weil du sein außer dem Lande. Wenn wir sein Vogel, wir fliegen und sehen dich. Dann wir heimkehren. Dann deine alte Farm sein ein guter Ort für Kühe, kleine Kälber und schwarze

Menschen. Nun sie haben keine Kühe, Ziegen, Schafe, sie haben nichts . . ."

Und in einem dritten Brief zeigt Kamante an einem Beispiel, wie ein Schwarzer einem etwas Liebes sagen kann; er schreibt:

„Schreibe und sage uns, ob du kommst, wir glauben du kommst. Weil wir denken, daß du noch immer erinnerst alle unsere Gesichter und unserer Mutter Namen."

Ein Weißer, fügt die Dichterin diesen schlichten Worten hinzu, der einem etwas Freundliches sagen wollte, würde schreiben:

„Ich kann dich nie vergessen". Der Afrikaner sagt: „Wir trauen dir nicht zu, daß du uns je vergessen wirst."

Tania Blixens Afrikabuch hat die Stimme Afrikas eingefangen. Aber es ist nicht nur ein klassisches Afrikabuch — es ist ein menschliches Dokument von herzbewegender Kraft.

Tania Blixen / Mein Koch Kamante

Wir veröffentlichen nachstehend eine besonders schöne Stelle aus Tania Blixens „Afrika — dunkel lockende Welt" (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart—Berlin) — das Charakterbild ihres schwarzen Kochs, den sie als krankes und verkrüppeltes Kind vor einem elenden Tod bewahrt hat und der ihr seitdem freiwillig seine Dienste widmet.

Kamante verfügte beim Kochen über eine unglaubliche Handfertigkeit. Die Tricks und tours de force der Kochkunst waren ein Kinderspiel für seine krummen schwarzen Hände; die wußten von allein alle Griffe für Omeletten, vol au vents, Soßen und Mayonnaisen. Er hatte ein besonderes Talent, alles leicht zu machen, so wie in der Legende das Christkind Vögel aus Lehm knetet und ihnen befiehlt, zu fliegen. Er verachtete alle maschinellen Vorkehrungen, es behelligte ihn, daß sie keine Bewegungsfreiheit ließen, und als ich eine Maschine zum Schaumschlagen kaufte, tat er sie weg und ließ sie verrosten. Er schlug das Eiweiß mit einem Messer, mit dem ich sonst Rasen jätete, und sein Eierschaum türmte sich auf wie flockige Wolken. Als Koch hatte er ein durchdringendes, hellsichtiges Auge und griff sich die fetteste Henne aus einem ganzen Hühnerhof heraus oder wog bedächtig ein Ei in der Hand und wußte, wann es gelegt war. Er machte Pläne für die Vervollkommnung des Speisezettels und verschaffte mir durch irgendwelche Beziehungen von einem Freunde, der bei einem Arzt weit weg von uns arbeitete, Samen für einen wirklich ausgezeichneten Salat, wie ich ihn schon jahrelang vergebens gesucht hatte.

Er hatte ein vortreffliches Gedächtnis für Rezepte. Er konnte nicht lesen und verstand kein Englisch; Kochbücher hatten also für ihn keinen Wert, und er mußte alles, was er lernte, in seinem Kopf aufspeichern, wobei er nach einer Ordnung verfuhr, die ich nie ergründen konnte. Er hatte die Gerichte nach irgendeiner Begebenheit benannt, die sich an dem Tage zugetragen hatte, an dem es ihm gezeigt worden war; so sprach er von der Soße des Blitzes, der den Baum traf, und von der Soße des grauen Pferdes, das starb. Er verwechselte nie zwei derartige Gerichte. Nur

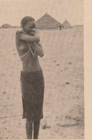
Sonnenuntergang in Afrika — Aus Wyndham „Der sanfte Wilde" (Rowohlt Verlag, Berlin)

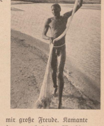


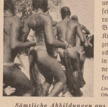
eines habe ich ohne jeden Erfolg ihm beizubringen versucht: das war die Reihenfolge der Gerichte innerhalb der Mahlzeit. Wenn ich Gäste zu Tisch hatte, mußte ich meinem Küchenchef ein Menu in Bildern aufzeichnen: erst einen Suppenteller, dann einen Fisch, dann ein Stück Geflügel oder eine Artischocke. Ich glaube nicht, daß dieser Mangel auf einem Versagen des Gedächtnisses beruhte, sondern er war, glaube ich, der Ansicht, daß alles seine Grenzen habe, und daß er mit etwas derartig Unmateriellem seine Zeit nicht vergeuden könne.

Es ist eine aufregende Sache, mit einem Dämon zusammenzuarbeiten. Nominell gehörte die Küche mir, aber sowie unsere gemeinsame Tätigkeit begann, spürte ich, wie nicht nur die Küche, sondern die ganze Welt, in der wir uns zusammenfanden, in Kamantes Gewalt überging. Denn hier verstand er bis ins feinste, was ich von ihm wollte, und führte zuweilen meine Wünsche aus, bevor ich sie ausgesprochen hatte, während ich mir durchaus nicht erklären konnte, wie oder gar wann er dies oder das tat. Mir schien es unfaßlich, daß jemand in einer Kunst so groß sein konnte, deren eigentlichen Sinn er nicht verstand und für die er nichts empfand als Verachtung. Kamante hatte keine Ahnung, wie eine unserer Speisen schmecken mußte, und war, trotz seiner Bekehrung und seiner Beziehung zur Kultur, im Herzen ein waschechter Kikuju, der in den Traditionen seines Volkes wurzelte und in seinem Glauben an sie als die einzige menschenwürdige Art zu leben. Er kostete zuweilen die Gerichte, die er kochte, aber mit einem Gesicht voller Argwohn, wie eine Hexe, die aus ihrem Kessel nippt. Er blieb bei den Maiskolben seiner Väter. Im Grunde seines Herzens hielt er die Mühe, die wir uns mit unserer Nahrung machten, für eine Art Wahnsinn.

Ich schickte Kamante zum Lernen in den Mathaigaklub und zu den Köchen meiner Bekannten in Nairobi, wenn ich bei ihnen ein neues Gericht vorgesetzt bekam; so wurde mit der Zeit, als er seine Lehrjahre hinter sich hatte, mein Haus in der ganzen Kolonie berühmt für eine leckere Tafel. Das machte mir große Freude. Kamante fragte nach keines Menschen Lob. Trotzdem erinnerte er sich an die besonderen Vorlieben der Gäste, die öfter auf die Farm kamen. „Ich werde den Fisch in weißem Wein kochen für Bwana Berkeley Cole", sagte er mit bedenklicher Miene, als spräche er von einem Geisteskranken, „er sendet euch ja selbst weißen Wein, um Fisch darin zu kochen." Um das Urteil eines Kenners zu hören, lud ich meinen Freund Charles Bulpett aus Nairobi zu Tisch. Bulpett war in der ganzen Welt herumgekommen und hatte überall vom Besten gekostet, was sie zu bieten hatte. Ich war glücklich, als er zu einem Diner auf die Farm







Links: Bongotanz
Oben Mitte: Dinkamädchen
Oben rechts: Dinkafischer
Nächste Seite: Afrikanische Dorfszene

Sämtliche Abbildungen aus Wyndham „Der sanfte Wilde" (Rowohlt Verlag, Berlin)



kam; es ist ein besonderes Glück, einem Manne, den man gern hat, gute Sachen vorzusetzen, die man selbst gekocht hat. Zum Dank gab er seine Gedanken über das Essen und viele andere Dinge in der Welt zum besten und sagte mir, er habe niemals besser gespeist.

Der Prinz von Wales hat mir die Ehre erwiesen, bei mir auf der Farm zu speisen, und hat meine Cumberlandsoße gerühmt. Dieses einzige Mal hörte auch Kamante aufmerksam zu, als ich vom Lob seiner Kochkunst berichtete, denn die Schwarzen haben einen sehr hohen Begriff von Königen und lieben es, von ihnen zu sprechen. Noch viele Monate später überkam ihn das Verlangen, das Lob noch einmal zu kosten; unvermittelt fragte er mich, wie in einem Schulbuch gefragt wird: „Hat dem Sohn des Sultans die Soße zum Schwein gefallen? Hat er sie ganz aufgegessen?"

Eines Nachts, nach Mitternacht, trat er plötzlich, mit einem Windlicht in der Hand, stumm, als verrichte er eine Pflicht, in mein Schlafzimmer. Es muß kurze Zeit nach seinem Eintritt bei mir gewesen sein, denn er war noch ganz klein und stand neben meinem Bett mit seinen weitgespreizten Ohren wie eine dunkle Fledermaus, die ins Zimmer gehuscht war, oder wie ein afrikanischer Wichtelmann, mit der Laterne in der Hand. Er sprach sehr feierlich. „Msabu", sagte er, „ich glaube, du solltest aufstehen." Ich setzte mich verdutzt im Bett auf; wenn etwas Ernstliches passiert wäre, dachte ich mir, würde doch Farah kommen, um mich zu holen; aber als ich Kamante sagte, er solle wieder gehen, regte er sich nicht von der Stelle. „Msabu", sagte er wieder, „ich glaube, du solltest aufstehen. Ich glaube, Gott kommt." Als ich das hörte, stand ich auf und fragte ihn, warum er das glaube. Er führte mich mit gemessenem Ernst ins Eßzimmer, das nach Westen, dem Gebirge zugewandt, lag. Durch die Glastüre erblickte ich ein seltsames Schauspiel. Im Gebirge loderte ein mächtiges Steppenfeuer, das Gras brannte vom Gipfel des Berges bis zur Ebene herab und bildete, vom Hause aus gesehen, eine fast senkrechte Linie. Es sah wahrhaftig aus, als ob eine gigantische Gestalt sich bewegte und auf uns zukam. Ich blieb eine Weile stehen und schaute hinaus, Kamante stand lauschend neben mir; dann begann ich ihm den Vorgang zu erklären. Ich glaubte, ihn damit zu beschwichtigen, denn ich dachte, er sei entsetzlich erschrocken. Aber meine Erklärung machte gar keinen Eindruck auf ihn; er hielt offenbar seine Aufgabe für erfüllt, er hatte mich gerufen. „Mag sein", sagte er, „daß das so ist. Aber ich dachte, du solltest aufstehen, falls es Gott war, der kam."

Marjorie Juta
Trommeln am Vaal

Von Jorg Lampe

Verkleinertes Umschlagbild des Werkes

„Das Abenteuer eines Volkes" — das ist der Untertitel dieses von Dagobert von Mikusch aus dem Englischen übersetzten und bei Paul List in Leipzig erschienenen Buches, und in der Tat: es ist das Abenteuer des Burenvolkes, das hier, soviel wir wissen, erstmalig so klar und der inneren Natur des Stoffes gemäß beschrieben wird. Der Stoff wie die Art seiner Behandlung ist gewissermaßen von einer puritanischen Strenge, spröde und zäh zugleich. Es fängt mit den „Voortrekkern" an, mit den ersten Buren, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Kapkolonie verließen und nach Norden zogen um ihrer Freiheit willen.

Dieser Zug in die Freiheit aber ist von einer so altväterlichen, man kann fast sagen: hausbackenen Nüchternheit, daß man sich da erst zurecht- und hineinfinden muß. Und doch hat die Verfasserin vollkommen recht mit ihrer Art, die burenstaatliche Wirklichkeit zu schildern. Sie läßt gar nicht erst die Schaumperlen einer illusionistischen Romantik aufsteigen, die um die Jahrhundertwende herum um das Schicksal des Burenvolkes gewoben wurde und die somit einen ganz falschen Eindruck von dessen echtem Sein und Werden wachrief. Marjorie Juta verzichtet auf das heldensängerische Pathos, und eben damit dient sie der Sichtbarmachung der eigentlichen Leistung dieses Volkes. Hat man sich erst in diese chronistisch trokkene Rechtschaffenheit hineingelesen, dann bekommt sie auch ein eigentümlich starkes Leben, das eben der gelebten Wirklichkeit entspricht und so ein unmittelbares Bild der Wahrheit formt. Es liegt der Zauber einer merkwürdigen Mischung von kolonistischer Männlichkeit und religiösem Sendungsglauben über dem Burenzug nach Norden und Nordosten. Immer wieder spielen diese beiden Elemente ineinander und geben gemeinsam den Voortrekkern, aus denen dann später die „Burghers" werden, eine zähe Stoßkraft, ohne die ihre Selbstbehauptung gegen die Matabele und Basutos, um nur die beiden mächtigsten schwarzen Widersacher zu nennen, unmöglich gewesen wäre. Sie kämpfen gegen eine hundertfache Übermacht mit der Verbissenheit bäuerlicher Familienväter und Apostel zugleich, denn immer ist es letzthin ihr Glaube, der ihrem Kampf die Weihe gibt.

So steht die Gründung der beiden Burenstaaten, die dem kolonisatorischen Vorstoß folgt, in hohem Maß unter dem Zeichen der Religion, wobei die verschiedenen Kirchen mit ihren Gegensätzen eine oft entscheidende Rolle spielen. Schon in der Zeit, bevor Paul Krüger, der gleichsam im Mittelpunkt des ganzen Buches steht, Präsident von Transvaal wurde, hat das religiöse Vorstellungs- und Glaubensleben die politischen Begriffe und die Züge der staatlichen Verfassung prägen helfen.

Anschaulich und ganz vom Rahmen des allgemeinen Burenschicksals her gesehen, wird uns nun der Werdegang Paul Krügers, des größten und letzten Präsidenten von Transvaal, geschildert. Als Knabe zog er mit den „Voortrekkern" aus der Kapkolonie in die Freiheit des unbekannten Nordens. Jagd, Kampf und Gottesfurcht waren seine Schule, in der er nicht nur zum Mann, sondern auch geradezu zu einem Typus des burischen Menschen heranwuchs. In den Kämpfen mit den Eingeborenen verdiente er sich bald die Sporen, so daß er schon jung zu hohem militärischem Rang gelangte.

Die Anfänge des staatlichen Lebens und die ersten Verwicklungen mit der Kapkolonie und darüber hinaus mit Großbritannien sehen Paul Krüger stets unter denen, die sich mit allen Kräften für das Volk und die Burenfreiheit einsetzen. Doch erst der reife Mann gelangt zur Präsidentschaft von Transvaal. Sie stellt an ihn in mehr als einer Hinsicht neuartige

Anforderungen. Durch die Gold- und Diamantenfunde im Gebiete der Burenstaaten war nicht nur der Hunger der Großmächte, vor allem Englands, nach diesem Gebiet erwacht, sondern es kamen auch allerlei zweifelhafte Elemente ins Land, die wenig in sein streng moralisches und puritanisches Staatsgebilde passen wollten. Die Gier aber war hier wie überall stärker als die Tugend, und die Entwicklung einer der reinen Ländlichkeit des Farmerlebens abgewandten und verstädterten Lebensweise ließ sich nicht verhindern. Hiermit aber entstanden notwendig innere Konflikte, denen die eigentlichen Voortrekker-Naturen, zu denen auch Paul Krüger gehörte, den man in einer gewissen Hinsicht mit dem alten Kaiser Wilhelm I. vergleichen kann, nicht mehr so ganz gewachsen waren.

Der zunehmende Gegensatz zur englischen Politik in Südafrika freilich hat die „Unmodernität" der burenstaatlichen Prinzipien noch eine Weile verdecken können. Der Gedanke der nationalen Freiheit wurde in den Vordergrund gerückt, und das staatliche Element der „Burghers" konnte sich gegen die zersetzenden oder doch auf eine grundlegende Änderung des staatlichen Lebens abzielenden „Uitlanders" behaupten. Besonders als der große Gegenspieler Krügers, der auf dem Wege über die wirtschaftliche zur politischen Macht gelangte Cecil Rhodes, als begeisterter Anhänger Ruskinscher pan-britischer Gedanken, immer stärker gegen die Freiheit der Burenstaaten ins Feld zog, wurden die innerstaatlichen Gegensätze um der Überwindung der außenpolitischen Gefahren willen zurückgestellt.

Das wesentlichste Bindeglied für die Bewahrung der altburischen Tradition bildete jedoch die Persönlichkeit des Präsidenten selber. Die schlichte und doch großartige Redlichkeit, die durch und durch echte Frömmigkeit Paul Krügers, die immer wieder leuchtend und vorbildhaft hervortrat, gab seiner Staatsführung einen Adel und einen inneren Rechtsanspruch, gegen den die zeitlich bedingten Neuerungswünsche nicht oder doch nur sehr bedingt aufzukommen vermochten. Hier stand ein Mann, der durch die Größe und Lauterkeit seines Charakters gleichsam die Zeit in Schach hielt. Hinzukommt freilich, daß Krüger es geschickt verstand, dem stürmisch vordrängenden und die



Ohm Krüger — Archivbild

Einverleibung der Burenstaaten erstrebenden Rhodes immer wieder den Wind aus den Segeln zu nehmen, indem er ihm entweder auswich, so daß Rhodes wie im Falle von Jamesons Einmarsch ins Leere stieß, oder aber ihm noch im rechten Augenblick entgegentrat.

In Wahrheit war jedoch die Entwicklung einer Rückgliederung der Burenstaaten in einen südafrikanischen Gesamtstaat nicht aufzuhalten. Man mag darum zu dem Burenkrieg um die Jahrhundertwende stehen, wie man will; man kann ihn moralisch verurteilen, doch objektiv gesehen, stand er im Zeichen einer notwendigen Entwicklung. Dies geht auch aus dem Buche von Marjorie Juta klar hervor. Ihre Schilderung des tragischen Ausgangs des burischen Abenteuers ist von bezwingender Einfachheit und Eindrucksmacht. Weder die Tragik noch die Notwendigkeit kommt in ihr zu kurz. So wird man denn von diesem Buche nach und nach immer stärker gefangengenommen, um es schließlich bezwungen, ja geradezu erschüttert aus der Hand zu legen. Gerade die Kraft und Fähigkeit, über die persönliche und subjektive Sympathie für Ohm Krüger und seine Freunde hinaus der sachlichen Notwendigkeit ihres Untergangs Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, gibt diesem Epos vom Abenteuer des Burenvolkes seinen bleibenden Wert.

Stuart Cloete

Wandernde Wagen

Von Karl Blanck

Dies ist nun die Geschichte von den Voortreckers, wie sie ein Dichter unserer Zeit sieht, der auf den Spuren seiner Ahnen in die Vergangenheit zurückgeht. Stuart Cloete ist 1897 in Paris geboren, in England erzogen, als Offizier im Kriege verwundet. Er lebt dann 15 Jahre lang auf einer Rinderfarm in Transvaal, ehe er nach England zurückkehrt, um aus seiner eigenen Kenntnis des Lebens im afrikanischen Veld und aus sorgfältigem Studium der geschichtlichen Vorgänge heraus von der heldenhaften Wanderung der Väter zu erzählen.

Mitten in der Erntezeit haben die Engländer im Kapland die Sklaverei der Neger aufgehoben, die auf den Farmen als Landarbeiter dienten. Nun verdirbt die Ernte auf den Feldern, und die meuternden Kaffern verwüsten ungestraft das Land. So sind die holländischen Kapbauern rechtlos geworden, dem drohenden Elend hilflos preisgegeben. Die kärgliche Entschädigungssumme, die ihnen zugestanden ist, darf nur in England ausgezahlt werden; die Reise dorthin aber kostet mehr, als man ausgehändigt bekommt.

Und so bleibt ihnen nur der mühselige und gefahrvolle Weg in die Freiheit — neues Leben auf neuer Erde ... Im Norden liegt das gelobte Land, an das die frommen Bauern zäh und unerschütterlich glauben.

Neben den großen rollenden Wagen ritten die Männer. Unter den Wagenplanen lagen auf ihren Betten aus Tierfellen die Frauen und sprachen mit denen da draußen, mit den Vätern ihrer Söhne, den Söhnen ihrer Väter, mit ihren Liebsten, Brüdern und Freunden. Hart und sonnenverbrannt waren die Männer und bärtig wie die Propheten. Sie ritten auf kleinen drahtigen Hengsten, die mit den Köpfen schlugen und durch weit geöffnete Nüstern den heißen Staubwind einsogen.

Von weither hörte man das Brüllen der Rinder, das Blöken der Schafe und Ziegen, — ein ständiges Gewirr von Lauten, das nur durch die kurzen Rufe der Ochsentreiber und den scharfen Knall ihrer Peitschen durchbrochen wurde.

Dies war einer der vielen, vielen Trecks, die nordwärts zogen in das unbekannte Land; einer der Trupps, die am Fuße unwegsamer Berge die Wagen auseinandernahmen, sie über Klippen und durch Schluchten schleppten und drüben wieder zusammensetzten. Wenn die Flüsse zu tief zum Durchwaten waren, schwammen die Männer mit ihren Tieren hinüber und brachten die Karren auf Flößen hinterher. Sie gehörten zu denen, die seinerzeit den Freistaat mitbegründet hatten, waren dann von dort über den „Gelben Fluß" nach Transvaal gezogen und drangen weiter vor über die nördliche Grenze in die Veldniederungen bis an die Ufer des Krokodil- und Limpopoflusses. Sie waren die Vorhut eines kleinen, wackeren Volkes, das langsam in einem großen, fremden Erdteil Fuß faßte.



Stuart Cloete

Diese Buren lebten in der Überzeugung, das auserwählte Volk zu sein, und wurden nie wankend im Glauben an ihre unbegrenzte Ausdauer und Härte. Sie suchten Raum zum Leben, sie brauchten Freiheit. Sie verfolgten die Flüsse bis an ihre Quellen, überquerten die großen Wasserscheiden, entdeckten neue Flüsse und wanderten, jagten, kämpften und lasen in der Bibel.

Ein Volk hatte sich auf Wanderschaft begeben, weil es so nicht weiterleben wollte, weil es lieber alle Entbehrungen auf sich nehmen wollte um eines fernen Zieles willen, das heute noch keiner von ihnen hätte beschreiben können.

Unter diesen ersten Voortreckers auf der Suche nach einer neuen Heimat befindet sich der riesenstarke Hendrik van der Berg mit seinen Leuten und unter ihnen auch die junge Sannie van Reenen, die Hendriks einziger Sohn Herman heimlich liebt. Hermans Mutter ist vor nicht allzu langer Zeit an der Geburt eines Kindes gestorben; Hendrik van der Berg

ist also Witwer, und auch er hat ein Auge auf Sannie geworfen. Das Mädchen selbst weiß noch nicht, für wen sie sich entscheiden soll — für den Vater oder für den Sohn. Da kommt ein Kaffernüberfall, bei dem sie dem jungen Herman durch ihr mutiges Eingreifen im rechten Augenblick das Leben rettet. Er wird zwar durch einen Speerwurf verwundet, aber sie pflegt ihn gesund . . und nun gehört er ihr ganz zu eigen — auch wenn es noch niemand weiß, außer dem treuen schwarzen Diener Jakalaas und ihrer Tante, der klugen Anna de Jong, die so umfangreich und so schwer ist, daß sie sich kaum von ihrem Wagen wegrühren mag, und die doch alles weiß und alles sieht, was um sie herum vorgeht. Ihr Mann, der alte Jappie de Jong, fällt in diesem Kampfe; er hat sie mit einem farbigen Bastard-Mädchen, Louisa, betrogen — und er hat auch sonst noch allerlei Fehler gehabt . . . Aber er war doch ein guter Mann, und Anna de Jong hält ihm auf ihre schlichte Art eine wunderbare Leichenrede:

„Der Mann", sagte sie, „war kein Held, nein, nein, er war ein einfacher Mensch. Wie ein Kind war er, er war mehr mein Kind als alle, die ich ihm geboren habe. Ich war so an ihn gewöhnt. Viele Jahre haben wir Seite an Seite das Joch getragen. Oft liebten wir einander, oft waren wir böse und haben einander bittere Worte gesagt. Nun ist das alles vorbei, und mein Leben ist mitten durchgeschnitten wie ein Riemen."

Ihr Mann war nicht der erste Tote, den sie gebettet hatte, er würde auch nicht der letzte sein. Die Toten betten, das war Sache der Frau. Die Frauen brachten die Männer zur Welt, andere Frauen schliefen mit ihnen und gebaren ihnen Kinder, und wenn sie schließlich starben, waren es wieder die Frauen, die sie für das Ende fertig machten. Sie sah auf ihren Mann nieder. Er gehörte ihr jetzt mehr denn je. Sie mußte ihm seinen Festtagsanzug anziehen, das geronnene Blut von seinem erdfahlen Gesicht abwaschen und seinen Bart kämmen. Das war Sache der Frau, der letzte Dienst, den sie für ihn tun konnte. Sie hörte ein scharrendes Geräusch. Jappies Hund, ein gescheckter Burenhund, sprang auf den Wagen, seine Krallen kratzten am Holz, als er sich am Wagenbrett hochzog. Er kletterte auf den Vorderteil des Wagens, wo über der Mittelachse die schweren Sachen verstaut waren. Der Hund sah jetzt seinen toten Herrn auf der Felldecke liegen, beschnüffelte ihn schweifwedelnd, leckte ihm das Gesicht und tat sich neben ihm nieder, den Kopf zwischen die Vorderbeine legend. Kurz darauf erhob er sich und schob seine Schnauze in Annas Hand.

„Er ist nicht mehr, Wolf", sagte sie, „der alte Bas ist nicht mehr".

Sie bleiben noch eine gute Weile in der Nähe von Jappies Grab unter dem großen Hartekoalbaum, denn sie haben zu viel Munition verschossen und müssen nun auf den nächsten Treck warten, den Paul Pieters anführt. So bauen sie eine Wagenburg, binden die Wagenräder aneinander und füllen den freien Raum unter den Wagen mit Dornengestrüpp aus. Es ist ohnehin Zeit, einmal zu rasten, und dann werden sie erst noch ein paar Wochen lang auf die Kaffern jagen, um ihnen für den Überfall eine Lektion zu erteilen. Der riesige Paul Pieters kommt mit seinem Schwestersohn Zwart Piete du Plessis und dessen farbigen Diener, einem Griqua-Bastard mit Namen de Kok; seine Leute folgen bald hinterdrein.

Nun zählt das Lager 102 Wagen, sein Umfang beträgt 500 Meter. Es hat zwei Tore, eins nach Norden, wohin sie ziehen, eins nach Süden, woher sie kommen; bei einem Überfall werden die beiden Lücken sofort durch einen bereitgestellten Wagen geschlossen. Es sind mehr als 500 Menschen im Lager; die Frauen bessern die Kleider aus, kochen und buttern, während die Männer auf Jagd gehen oder auf Kundschaft ausreiten, um das in den Bergen versteckte Dorf der Kaffern zu finden, von denen sie überfallen worden sind.

Die Viehherde umfaßt jetzt 6000 Stück Hornvieh, 500 Pferde, 200 Esel, 1000 Ziegen und 20 000 Schafe. Die Herden werden von bewaffneten Hirten bewacht, nachts kommen sie in einen Kral aus gefällten Baumstämmen.

Herman hat sich mit seinem Altersgenossen Piete du Plessis angefreundet, dem Jäger, der mit seinem Griqua allein vorwegzieht, um das Kafferndorf auszuspähen, während der junge van der Berg selbst noch zurückbleiben muß, weil seine Wunde nur langsam heilt. Durch einen Zufall entdeckt Hendrik beim Herumstreifen das Geheimnis der Liebenden. Noch hat er selbst nicht mit Sannie gesprochen, daß er sie freien will, aber er hat sich schon ganz sicher gefühlt — und nun entflammt sein Zorn zugleich mit seiner Liebe: sein eigener Sohn hat ihm die Frau geraubt, die er für sich erwählt hatte! Er hat sich genommen, was nicht für ihn aufbewahrt war — das fordert Strafe. Verdüstert kommt Hendrik ins Lager zurück, mit schwerem Groll: Gott selbst soll richten. So schlägt er die Bibel auf, um nach Art der Väter sich aus ihr

Rat zu holen, und sein Finger fällt auf den Vers: „Und Abraham reckte seine Hand aus und faßte das Messer, daß er seinen Sohn schlachte." Damit ist Hendriks Urteil gesprochen, und der Vater erschießt den ahnungslosen Sohn — ein Unfall auf der Jagd: so etwas kommt vor, und niemand weiß es, daß ein unerhörter Mord geschah — niemand außer Anna de Jong, die alles weiß.

„Wo ist Hendrik van der Berg?" fragten die Buren. „De Kok kann uns führen, morgen soll es losgehen, er hat den Kral gefunden. Wo ist Hendrik? Man muß es ihm sagen."

„Hier bin ich."

Sie hatten nicht gesehen, daß er inzwischen gekommen war, und kannten seine Stimme nicht wieder.

Er saß auf seinem hohen Rappen, seine Augen waren wie harte, kalte Steine. Auf der Kruppe des Pferdes lag, am Sattel befestigt ein Duikerbock, dessen Kopf bei jeder Bewegung des Pferdes hin und herbaumelte; an seinem Halse sah man eine klaffende Schnittwunde. Vorn lag quer über dem Sattel sein Sohn mit schlaff herabhängenden Armen, wie ein Vogel mit gebrochenen Schwingen.

„Es ist ein Unglück geschehen", sagte er. „Ich habe Herman erschossen." Er machte eine Pause. „Komm in meinen Wagen, de Kok, und berichte mir." Mit erhobener Stimme rief er: „Und morgen reiten wir!"

De Kok wurde nicht mehr beachtet, alles drängte sich um den toten Hermán. Wie war es geschehen? Warum? Wo? Wann?

Mit kalten Worten gab Hendrik eine Erklärung. Er war zur Jagd geritten. Plötzlich hatte sich im Grase etwas bewegt, und er hatte geschossen, weil er es für eine Antilope hielt. Der Junge war auf der Stelle tot. Sie waren erschüttert, und viele weinten, denn Herman war sehr beliebt. Sie trugen den Toten zu seinem Wagen.

Sannies Lippen öffneten sich zu einem Schrei. Im gleichen Augenblick packte ihre Tante sie mit eisernem Griff am Handgelenk und bohrte ihr die Fingernägel tief ins Fleisch.

„Nicht Sannie, nicht!" sagte Tante Anna leise.

„Aber er ist doch tot, tot!"

„Ja, Sannie, er ist tot, und wenn dein Schreien deinen Liebsten wieder lebendig machen könnte, würde ich sagen: schrei! Aber das kann es nicht, keiner kann es." Damit zog sie das Mädchen mit sich fort.

In diesem Augenblick brach das Unwetter los, das schon seit langem in der Luft gelegen hatte. Ein heftiger Windstoß wirbelte den Staub auf. Sie hatten im Drange der Ereignisse gar nicht bemerkt, daß sich der Himmel schwarz bezogen hatte und sich schwer wie eine bleierne Schale auf sie niedersenkte. Die böigen Winde heulten, die Stimmen der Menschen, ihr Geschrei und ihr Rufen, alles ging in dem Lärm unter und wurde auf den schwarzen Fittichen des Gewitters fortgetragen. Braunrötliche Staubwolken verhüllten die Welt.

In einen Wagen schlägt es ein; das Pulverfaß fliegt in die Luft, die ganze Familie ist tot, und so entsteht um Jappies Grab bald ein kleiner Kirchhof. Die Buren wollen fort von der Unglücksstätte; es scheint ihnen, als ob mit Hermans Tode Gottes Zorn über sie eingebrochen sei. Doch zuerst wollen sie noch ihre Rache an den Kaffern nehmen, und so folgen sie dem Griqua, den Zwart Piete zu ihnen zurückgesandt hat, um sie zu dem Dorf in den Bergen zu führen. Aber sie kommen zu spät und müssen noch froh darüber sein, daß es ihnen gelingt, unbemerkt wieder abzuziehen; denn die unübersehbaren und unwiderstehlichen Scharen der freien und unbezwungenen Zulus, die ihr diesjähriger Raubzug hier vorübergeführt hat, fallen vor ihren Augen über das Dorf her wie ein riesiger Heuschreckenschwarm und lassen nur Leichen und schwelende Trümmer an der verödeten Stätte zurück.

Auf ihrem eiligen Rückmarsch entdecken die Buren erst abends, daß Pietes Schwester, Sara du Plessis, und de Kok fehlen. Sara hat als einzige Frau an der mißglückten Strafexpedition teilnehmen dürfen, weil sie schießen und reiten kann wie ein Mann; sie ist häßlich und ungeschlacht, darum sucht sie ihre weiblichen Empfindungen zu verbergen und hängt mit ihrer ganzen verdrängten Liebeskraft an dem Bruder, den sie aufsuchen will, um ihn nicht mehr zu verlassen. De Kok aber hat sich eine herrliche Lüge ausgedacht, auf die er ungemein stolz ist:

„Wenn wir den Baas finden, wollen wir sagen, die Zulus hätten das Kommando gefangen und alle umgebracht außer uns."

„Warum sollen wir das sagen?" fragte Sara.

„Weil wir dann zusammen weiterziehen können."

„Wohin weiterziehen, de Kok?"

Einfach weiterziehen — allein sein, reiten und jagen! Das wird eine gute Lüge, die beste Lüge seines Lebens (und sein Herr wird so tun, als glaube er ihm, obgleich er ihn auch diesmal sofort durchschaut. Das ist ein Stück afrikanischer Lebensweisheit und Lebenskunst.)

In dem zerstörten Dorf entdecken sie einen verwundeten Kaffer — den einzigen Überlebenden, der sich mit Speerwürfen der andringenden Hyänen und Schakale erwehrt. Er ist unbeschreiblich häßlich und sehr alt; da er keine Furcht zeigt, läßt Sara ihn leben, obgleich sie die Kaffern haßt, weil sie einst ihren



Eine Erinnerung an einen großen deutschen Kulturpionier in Afrika
Adolf Lüderitz beim Aufbruch zu seinem letzten Treck nach dem Oranjefluß, von dem er nicht wieder zurückkehrte.
Aus Schüßler, „Adolf Lüderitz“ (siehe S. 288 dieses Heftes)

Vater getötet haben. Der Alte ist ein Medizinmann; er besitzt eine überwältigende Redegabe und eine erstaunliche Phantasie. De Koks schönste Lügen verblassen vor seinen Großsprechereien, und der Griqua grollt bitter mit Sara, daß sie den alten schwarzen Satan mit seinen Zaubereien und Flunkereien nicht einfach über den Haufen schießt. Da aber das Mädchen sogar darauf besteht, zuerst den Verwundeten gesund zu pflegen, so macht er sich kopfschüttelnd auf, seinen Herrn in den Bergen zu suchen und herbeizuholen.

Und wie steht es um Sannie? Ihr Liebster ist tot, und sie erwartet sein Kind. Ihr junger Leib wehrt sich gegen die Vorstellung, daß der Vater besitzen soll, was dem toten Sohne gehörte. Aber Tante Anna macht ihr klar, daß ihr gerade um des Kindes willen nichts anderes übrigbleibt, als ihren Abscheu zu überwinden und Hendriks Werbung anzunehmen.

Seit Hermans Tod fühlte sie sich angeekelt von der Ähnlichkeit des Mannes mit dem Sohn, von der Verwandtschaft des Lebenden mit dem Toten. Die Züge, die sie an Herman geliebt hatte, fand sie hier wieder, verzerrt und vergröbert, und das verletzte ihr Gefühl. Bei Hendrik war grob, was bei Herman liebenswürdig war, und wo er kleinlich war, da war Herman zart und fein gewesen. Hendriks Augen waren hungrig wie die seines Sohnes, aber es fehlte ihnen die Fröhlichkeit. Der Geruch seines Körpers war wie der Hermans, nur bitterer, schärfer — er roch schal und abgestanden. Und doch würde sie ihm bald angehören müssen, um sich und ihr Kind zu retten; sie würde ihren Körper, den Herman geliebt hatte, seinem Vater ausliefern müssen.

Unmittelbar vor dem Aufbruch, in aller Eile und ohne große Feierlichkeit wird das ungleiche Paar getraut. Dann trennen sich die beiden Trecks: Paul Pieter bleibt mit den Seinen in der Niederung, in der vorher die Kaffern gewohnt haben. Hier ist alles, was sie brauchen — guter Boden, gutes Gras und vor allem gutes Wasser, das Seltenste und Wichtigste in Afrika. Hendrik aber will noch weiter nach Norden. Seinen wandermüden Leuten verspricht er, daß sie dort das gelobte Land finden sollen, das zweite Kanaan, das ihm in einsamen Gesichten offenbart worden ist.

„Das Land liegt am Fuße eines Berges“, sagte er, „und ist von hohen Bergen umschlossen. Viele Flüßchen bewässern das Land, verstreut stehen große Bäume, in deren Schatten das Vieh bis an den Bach im hohen Büffelgras weidet. In der Mitte

liegt ein See, der von mehreren Quellen und einem Sumpf gespeist wird. Überall grast das Wild, und das Gefieder der Vögel ist eine Augenweide, und ihr Gesang tönt uns lieblich in den Ohren. Überall blühen Blumen, unaufhörlich summen die Bienen von Blüte zu Blüte. Da ist Kanaan, weiter hinauf nach Norden werden wir es finden. Voorwaarts!"

Überall setzt der starke Hendrik seinen Willen durch; auch die junge Frau gehört ihm nun, die ihm der Sohn rauben wollte. Aber gehört sie ihm auch wirklich? Ja und nein — gefühllos erträgt sie seine Annäherungen, während in ihr das Kind des Toten reift, in dem er fortleben wird, auch wenn ihr Leib dem andern gehört, den sie nicht lieben kann. Bei einem Steppenbrand, der den Zug bedroht, erbeutet sie ein Löwenjunges, das sie aufzieht und an dem sie einen unzertrennlichen Begleiter und künftigen Beschützer gewinnt. Und eines Tages sind sie dann wirklich in der neuen Heimat, die von einer unerhörten Schönheit und Üppigkeit ist — ein wahres Paradies, in dem sich der Wahrtraum Hendriks zu erfüllen scheint: am Rande eines Steilhangs breitet sich reiches Weideland aus, fruchtbarer Boden für künftige Äcker und Obstbäume, dazu zahlreiches Gewässer mitten im wasserarmen Afrika — es ist alles sehr schön — fast zu schön, denkt Anna de Jong, die alles Verborgene ahnt.

Vor dem Abschied hat de Kok Sara noch einmal vor dem Alleinsein mit dem alten Zauberer gewarnt. Und als der Kaffer versichert, bei ihm wäre die weiße Frau vor allen Gefahren sicher, er würde sie schützen und mit einem Zaun von Speeren umgeben, da lacht der Griqua höhnisch auf — und schon sausen ihm die scharfen Assegais um die Ohren, die der Alte mit unglaublicher Kraft und Sicherheit zu schleudern weiß.

„Bevor ich ein Medizinmann wurde, war ich ein Häuptling", sagte der alte Kaffer. „Und nun geh, gelber Hund, und suche deinen Herrn. Und wenn du ihn gefunden hast — das wird sein in der Dämmerung des zweiten Tages — dann sprich zu ihm diese Worte und sage: die ‚Kleine Wolke', die dem Sturm voraufzieht', wartet auf dich. Sage ihm, daß du einen alten Kaffer gefunden hast, der einst ‚Kleine Blume' genannt wurde, der ‚Mamba' und ‚Rinkals' hieß, einen Mann, der wissend ist und kennt, was hinter den Bergen liegt."

„Ja, das werde ich ihm alles erzählen", antwortete de Kok, „und mein Herr wird hocherfreut sein. So erfreut, daß er mich mit seiner Nilpferdpeitsche schlagen wird, weil ich dich nicht auf der Stelle erschossen habe."

Am Abend des zweiten Tages, genau zu der Zeit, die der Alte vorausgesagt hat, findet de Kok seinen Herrn wieder und trägt ihm seine große Lüge vor. Mit einer wahrhaft dichterischen Begeisterung entwirft er eine Schlachtschilderung, die ihn selbst am stärksten ergreift: alle Buren sind tot, aufgerieben von den wilden Zulus, nicht ein Hund ist am Leben geblieben — ein Gemetzel ohnegleichen! Dann kommt er mit seinen Plänen eines freien und ungebundenen Jägerlebens: sie wollen nach Osten ziehen — dort ist noch viel zu sehen!

„Höret, Bas, wir sind keine gewöhnlichen Menschen, Ihr, ich und Eure Schwester. Laßt uns weiterziehen und ein Königreich gründen, laßt uns fremde Völker unterwerfen, ihre Weiber und ihr Vieh rauben, Elefanten jagen und Gold suchen. Wir sind keine Farmer, wir sind Jäger und Krieger. Unser Weg ist der Weg der Kugel und nicht der des Pfluges."

Zwart Piete schwieg. De Koks Träume glichen den seinigen.

„Komm", sagte er, „wir wollen zu meiner Schwester reiten." Er stand auf.

„Und, nicht wahr, Ihr werdet den Kaffer niederknallen, Bas?" hat de Kok. „Ich mag ihn nicht. Er sagt, man habe ihn einst ‚Kleine Blume' genannt. Er riecht, ja, aber nicht wie eine Blume."

„Wenn ich ihn nicht leiden mag, werde ich ihn erschießen", sagte Zwart Piete. „Hol mir mein Pferd."

Inzwischen aber entwickelt Rinkals, der alte Medizinmann, vor Sara wirkliche Zauberkünste. Er sagt ihr die Zukunft voraus, und es trifft alles später genau so ein, wie er geweissagt hat. Und so ziehen die vier Einzelgänger miteinander los, in alle Weite der Welt, in alle Freiheit des Abenteuers hinaus. Rinkals erweist sich nicht nur als treuer und wachsamer Gefährte, obgleich er im ewigen Wortstreit mit dem Griqua steht, sondern auch als ein großer Lebenskünstler, der stets fürs eigene Wohl zu sorgen weiß. Er verblüfft die Massaistämme, zu denen sie kommen, durch seine echten und unechten Zauberkünste und preßt aus ihnen alles heraus, was er haben will, Kühe und eine ganze Auswahl von jungen Mädchen und alten Weibern, die für ihn arbeiten, sein Gepäck tragen und ihm Bier bereiten müssen. Dann stoßen sie auf eine Sklavenkarawane und schließen sich auf dem Wege zur Küste den Sklavenhändlern an, mit denen sie Tauschhandel treiben und für die sie auf die Jagd ziehen, um Lebensmittel heranzuschaffen.

Schluß folgt im nächsten Heft

Dagobert von Mikusch

Cecil Rhodes

Von Ulrich Barthold


Cecil Rhodes

Erst sind es die Spanier und Portugiesen, die sich ein überseeisches Kolonialreich schaffen, dann die Engländer, Holländer und Franzosen. Zuletzt kommen die Deutschen. Schon um 1650 legen die Holländer für ihre Schiffahrt nach Indien an der Südspitze von Afrika eine Siedlung an, die die vorüberfahrenden Schiffe mit Frischwasser und Proviant versorgen soll. Sie bauen sich hübsche weiße Häuschen, diese ersten europäischen Siedler, und pflanzen Bäume, schwere Eichen, die man noch heutigen Tages bewundern kann; und später kommen französische Hugenotten, die auch den Weinbau nach Südafrika bringen.

In den napoleonischen Kriegen setzen sich die Engländer in Südafrika fest. Die Holländer zogen sich unter dem Namen Buren, der so viel wie Bauern bedeutet, immer mehr ins Innere zurück, wo sie schließlich die beiden unabhängigen Republiken Transvaal und Oranjefreistaat gründeten. In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde dann auf einer Burenfarm der erste Diamant entdeckt, und in den achtziger Jahren das erste Gold in Johannesburg. Dies ist die Vorgeschichte.

England aber ist im 19. Jahrhundert zur beherrschenden Seemacht der Erde emporgestiegen. Gleichzeitig hat im Lande eine Wirtschaftsblüte ohnegleichen eingesetzt. Die Industriegebiete von Mittelengland gehören zu den reichsten der Welt. Überall sieht man Gedeihen und Wohlstand. Seit dem Regierungsantritt der Königin Viktoria im Jahre 1837 hat man eigentlich keine ernsten Erschütterungen des politischen und wirtschaftlichen Lebens mehr gekannt. Nach 1870 aber wird dies anders. Deutschland strebt gleichfalls mächtig empor. Es könnte zu einem gefährlichen Gegner werden. Der satte Eigennutz des Engländers hat aber die kämpferischen, wagenden Kräfte des Angelsachsentums nicht einschlafen lassen. Immer wieder bringt die große Insel prachtvolle Staatsmänner und Führer hervor. Sie predigen etwas ganz Neues. Einen Idealismus der Lebensauffassung, der sein Schönstes darin sieht, England gegen die aufkommenden Gefahren zu schützen, auch im Innern ein starkes und freies Reich zu gewährleisten. In dieser Zeit nun wird einem englischen Landgeistlichen ein Sohn geboren, der sich wie keiner seiner Zeitgenossen diese Theorien zu eigen macht und sein Leben ganz und vollständig in den Dienst seines Vaterlandes stellt — Cecil Rhodes.

Am 5. Juli 1853 erblickte er in der Grafschaft Herfordshire das Licht der Welt. Mit siebzehn Jahren verläßt er England, um sich auf die Farm seines Bruders im östlichen Südafrika zu begeben. Von hier aus unternimmt er eine abenteuerliche Fahrt nach den eben entdeckten Diamantfeldern und wird selbst Diamantgräber. Auf der vierhundert Meilen langen Ochsenkarrenreise ins Innere lernt er das Hochland von Südafrika kennen — die Landschaft, die später Inhalt und Schicksal seines Lebens werden sollte. In der Nähe der heutigen Diamantenstadt Kimberley versuchte er sein Glück — und hatte Erfolg. Besonders wertvoll für ihn aber war das Bild, das er dabei vom südafrikanischen Leben gewann.

Von dem Ertrag seiner Diamantfunde reist er nach England, um in Oxford zu studieren. Dort nimmt der Student begierig auf, was ihm an politischem Gedankengut für die Nutzanwen-

dung in Südafrika verwendbar erscheint. Die alte Universitätsstadt in England und die Diamantfelder in Südafrika sind die Pole seines Lebens und Denkens. Er muß zwischen beiden zur Synthese kommen, das englische Denken muß auch in Südafrika beherrschend werden. Die Gegensätze seines Privatlebens werden symbolisch für die politische Zukunft dieses Landes: aus dem plötzlichen Reichtum und aus dem Rassengemisch wird ein Einheitsstaat hervorgehen — wenn auch erst nach vielen und schweren Kämpfen.

Aus der weiteren Entwicklung seines Lebens und des Verhältnisses zwischen Engländern und Buren in Südafrika heben sich einzelne Ereignisse klar hervor. 1877 wird Transvaal dem britischen Kolonialgebiet einverleibt, nach dem Befreiungskampf der Buren 1881 wieder freie Republik unter britischer Souveränität. Diese Souveränität bildete später einen Hauptstreitpunkt beim Ausbruch des Burenkriegs. Im gleichen Jahr gründete Rhodes die De Beers Mining Company, heute noch die größte Diamantgesellschaft der Erde, deren Bergwerke mit den raffiniertesten Anlagen versehen sind. 1882 wird der große Gegenspieler von Rhodes, „Ohm Krüger", Staatspräsident der Republik Transvaal. Mit dem Auftauchen der Deutschen in Südwestafrika aber erreicht die politische und wirtschaftliche Spannung ihren Höhepunkt. Rhodes' ganzes Streben ist nun darauf gerichtet, „den Norden mit dem Süden zu verbinden", das heißt einen Länderkeil zwischen die deutschen und burischen Besitzungen nach Norden vorzutreiben, um so den Anschluß an Ägypten zu erreichen und seinen gigantischen Plan eines britischen Reiches „vom Kap bis Kairo" zu verwirklichen. Obwohl er inzwischen in allem, was er denkt und wie er lebt, ein Südafrikaner geworden ist, beherrscht ihn doch immer nur die eine Vorstellung — das britische Weltreich.

Daß in Rhodes ein anderes Lebensgesetz wirksam wurde als das in seiner abklingenden Epoche noch überwiegend herrschende, haben seine Zeitgenossen mehr oder weniger deutlich empfunden. Daraus erklärt sich auch die Anziehungskraft, die er auf viele ausübte und die ihn stets begeisterte Mithelfer finden ließ. Albert Grey hat dieses Neue oder Andere im Vergleich mit der Vergangenheit auszudrücken versucht, als er sagte: „Was zu Zeiten der Tudors und Plantagenets die Männer taten, geschah in erster Linie für England und erst dann für sie selbst. Die Whigs können nicht begreifen, daß Rhodes ebenso handelt." So hat auch Rhodes, selbst einer der größten Kapitalisten, eben diesen aus dem liberalen Zeitalter stammenden Kapitalismus, der doch vor allem dem persönlichen Nutzen diente, zum sehr brauchbaren Werkzeug einer überpersönlichen Staatsidee gemacht.

Einige Zahlen beleuchten die Macht, die Rhodes inzwischen erworben hat. Mit einem Kapital von 200 000 Pfund wird die De Beers Diamantgesellschaft gegründet. Wenige Jahre nach Aufschließung der Goldfelder verteilen 141 Konzessionsgesellschaften mit einem Kapital von 23 Millionen Pfund eine Dividende von dreieinhalb Millionen Pfund. 1887 gründet Rhodes die „Consolidatet Goldfields of South Africa", anfangs mit 125 000 Pfund Sterling. Die Londoner Börse feiert nie dagewesene Triumphe. Mit einem Grundkapital von einer Million wird später die berühmte „Britisch-Südafrikanische Gesellschaft" gegründet, meist die „Chartered Company" genannt. Mit Hilfe ihres Freibriefs und der darin gewährten Rechte erobert Rhodes unter zahlreichen Kämpfen weite Gebiete Südafrikas, die nach ihm „Rhodesien" genannt worden sind. Der ungeheuren Willenskraft und starken Phantasie dieses Mannes war es möglich, sich neben dem wirtschaftlichen Aufschwung, der ihn zu einem der Reichsten in Südafrika machte, auch noch eine starke politische Machtstellung zu schaffen. Der Einfluß, der dabei von seiner faszinierenden Persönlichkeit ausging, erwies sich immer wieder in der Art, wie er mit den Eingeborenen fertig wurde:

Er ritt mit drei Begleitern, alle unbewaffnet, in die Matopo-Berge und machte in einem, rings von felsigen Höhen umschlossenen Tal bei einer kleinen Baumgruppe und den Resten eines Termitenhügels halt. Sie wußten, daß sie auf ihrem Wege genau beobachtet wurden, und kaum hatten sie das Tal betreten, als hinter ihnen auf den Höhen Matabele auftauchten, so daß ihnen also der Rückzug abgeschnitten war. Die Krieger verschwanden wieder, und einen Tag lang blieb alles still. Am nächsten Morgen aber kamen von den Höhen an die fünfhundert Matabele in vollem Kriegsschmuck herabgestürmt, und im Nu war die kleine Gruppe bei den Bäumen umringt. Bei dem geringsten Zeichen von Furcht hätte man sich auf sie gestürzt. Rhodes winkte seinen Begleitern zu, sich nicht zu rühren, dann trat er vor und rief unwillig: „Was soll das! Ich komme zu euch, um mit euch über den Frieden zu sprechen, und ihr erscheint alle bewaffnet. Legt sofort eure Flinten und Assagais nieder, sonst werde

ich nicht mit euch verhandeln." Aber man sah nur wilde Blicke und hörte bedrohliches Murmeln. Rhodes wandte sich nun an einige der älteren Indunas und fragte, ob sie denn keine Macht mehr besäßen über ihre Krieger. Darauf antworteten sie, daß seit dem Tode Lobenguelas die Jungen nur schwer zu regieren wären, und das würde immer noch schlimmer. „Ich werde dafür sorgen", sagte Rhodes, „daß eure Autorität wieder voll hergestellt wird. Jetzt befehlt euren Leuten, sofort die Waffen niederzulegen, sonst gehe ich fort, und der Krieg geht weiter." Das hatte die gewünschte Wirkung; die Häuptlinge traten zu ihren Kriegern, Kommandos ertönten, und die Waffen gingen zu Boden.

Die Matabele hockten sich dann in weitem Halbkreis nieder, Rhodes setzte sich in ihrer Mitte auf einen Stein, und das Palaver begann. Es dauerte mehr als zwei Stunden. Es begann damit, daß Rhodes ihnen die Regeln anständiger Kriegsführung beizubringen suchte. „Ihr habt euch zu Hyänen und Schakalen erniedrigt und Frauen und Kinder getötet. Die das getan haben, werden bestraft werden." Dann hörte er alle ihre mannigfachen Beschwerden an und versprach Abhilfe, wo sie begründet waren. Es zeigte sich bald, wie starkes Vertrauen sie in ihn setzten. „Es kam alles durch deine lange Abwesenheit nach Lobenguelas Tode", sagten sie, „das hat uns unruhig gemacht. Nun du zurückgekommen bist, ist alles gut, und wir sind deine Kinder und werden nicht mehr in die Irre gehen."

So kamen die Verhandlungen zu gutem Ende. „Also ist nun Friede?" fragte Rhodes. „Ja, es ist Friede, großer Häuptling; unsere Augen sind nicht mehr rot, wir blicken nun auf dich mit weißen Augen."

„Und ihr versprecht, nicht wieder unsere Frauen und Kinder zu töten?"

„Nein, wir werden keine Frauen und Kinder töten, außer, wenn du es uns befiehlst." Und dann riefen alle: „Ah yeh, Ah yeh, Lamule N'Kunzi!" („Heil, der du die kämpfenden Stiere trenntest.") Sie wiederholten immer wieder den Ruf, daß es in den Bergen widerhallte. Den Ehrentitel behielt nun Rhodes, und auch nach seinem Tode lebte er in der Erinnerung unter diesem Namen bei ihnen fort.

Ende 1900 war bereits eine Eisenbahn einige tausend Kilometer nach Norden vorgedrungen. Aber den weiteren Plänen Rhodes' stellte sich nun ein Hindernis entgegen, das zunächst fast unüberwindlich schien. Dieses Hindernis war die Person des Burenführers „Ohm Krüger". Während Rhodes, seit 1880 Mitglied des Kapstädter Parlaments und seit 1890 Premierminister der Kapkolonie, von einem einigen Südafrika träumt, in dem Buren und Engländer friedlich vereint sind, will Krüger von diesen Gedanken nichts wissen. Und als nun noch der beste Freund von Rhodes, der schottische Arzt Dr. Jameson, Ende 1895 den berühmt gewordenen Überfall auf die Goldstadt Johannesburg versuchte, da schien es auch mit der politischen Laufbahn von Rhodes vorbei zu sein. In Wirklichkeit aber arbeitete der Mann, der sich durch keine Rückschläge bezwingen ließ, nun erst recht an dem Ausbau des Landes, an der Landgewinnung rund um die Burenstaaten, die 1899 beim Ausbruch des Burenkrieges den Engländern die Aussicht auf Erfolg sicherte. Aber während noch das zähe Ringen dauert, muß sich Rhodes wegen eines schweren Herzleidens jeder eigenen Betätigung enthalten. In seinem kleinen Cottage in Muizenberg am Meer wartet er auf den Endsieg. Doch es war ihm nicht vergönnt, den Triumph seiner Ideen noch zu erleben. Am 26. März 1902 schloß er für immer die Augen . . . „So wenig getan, noch so viel zu tun" — das waren seine letzten Worte.

Auf dem „Weltblick", der Felseneinsamkeit der Hochebene von Südrhodesien, liegt der große politische Träumer und Realist begraben. Die Eingeborenen, für deren Rechte er stets eingetreten ist, haben ihm ihre Grabgesänge gesungen, eine seltene Auszeichnung für einen weißen Mann. Die gesamte Politik des britischen Weltreichs hat er beeinflußt. Und in seinem Testament setzt er die besten unter den jungen Leuten dieses Reiches zu seinen Erben ein: sie sollen in Oxford zu treuen Bürgern des britischen Weltreiches erzogen werden und seine Gedanken weitertragen, den Gedanken der angelsächsischen Weltherrschaft, der großen

Pax Britannica.



Das Grab von Cecil Rhodes in der großartigen Felseneinsamkeit Südrhodesiens



Heraufziehendes Gewitter in Afrika
Aus Wyndham „Der sanfte Wilde" mit Genehmigung des Rowohlt Verlags, Berlin (s. a. Seite 283 ff.)

Richard Wyndham / Der sanfte Wilde

Richard Wyndham ist ein bekannter englischer Maler, der wie viele seiner Landsleute seine Heimat hin und wieder derartig satt hat, daß es ihn mit Macht in die Ferne treibt. Dieses Fernweh, etwas Glück an der Börse und die dringende Einladung eines alten Kriegskameraden bringen ihn zu dem kühnen Entschluß, in den südlichsten Sudan zu reisen, von dem er nichts weiter weiß, als daß es „ein Stück von Ägypten sei, bloß ein bißchen weiter drunten". Da Wyndham nicht so sehr viel Zeit hat, fliegt er bis Khartum. Nach Beendigung der Nilfahrt reist er mit seinem Gastfreund zu Lande weiter, und wir lernen das heutige „Trekking" in seiner komfortabelsten Form kennen. Man schickt den Hausrat mit den Dienern im Lastkraftwagen, der Lorry, voraus und fährt dann im Ford-Zweisitzer hinterdrein. Wenn man abends im Rasthaus eintrifft, haben die schwarzen Zauberer schon die Haushaltung aufgeschlagen, und der Fasan brät in der Pfanne.

Wir erleben aber auch die Tanzfeste und Kampfspiele der Eingeborenen, das einfache und idyllische Dasein primitiver Stämme in aller Größe und Freiheit der afrikanischen Landschaft. Mensch und Natur — beide sind mit den Augen eines Künstlers gesehen, werden uns in einer liebenswürdigen und leichtflüssigen Schilderung nahegebracht, die zwar nicht allzusehr in die Tiefe dringt, aber dafür um so mehr farbige und lebendige Einzelbeobachtungen bringt. Das Schönheitsgefühl des Malers berauscht sich an diesen unbefangenen Naturkindern, die ihr Leben verspielen und verbummeln wie ungezogene Schulbuben und dabei keineswegs unbedingt von der Gottähnlichkeit ihrer europäischen Schulmeister überzeugt sind. Jedenfalls erscheinen ihnen die Engländer, deren Herrschaft sie sich im übrigen gutwillig gefallen lassen, als „Menschen, weiß wie Aussätzige und haarig wie Paviane". Das läßt eigentlich nicht gerade auf einen allzu tiefgehenden Respekt schließen.

So lernen wir gleichsam im Spazierengehen die afrikanische Welt fast mit den Augen ihrer eigenen Kinder sehen und lieben und verstehen am Schluß recht gut, wie schwer es dem heimkehrenden Künstler fällt, sich wieder von ihr zu lösen und in alle Korrektheit und alle Langeweile des englischen Gesellschaftslebens hineinzufinden.

Die beigefügten Bilder, von denen wir an verschiedenen Stellen dieses Heftes einiges veröffentlichen, machen die Vorliebe Wyndhams für die afrikanische Natur und ihre Kinder verständlich. Leider fehlen in dem Buche Wiedergaben der eigenen Gemälde des Verfassers, die aus diesen Studien hervorgegangen sind. Josef Schäfer.

Dagobert von Mikusch

Waßmuß – der deutsche Lawrence

von Hans Härlin

Nach den Tagebüchern u. Aufzeichnungen des verstorbenen deutschen Konsuls Wilhelm Waßmuß, auf Grund deutscher und englischer Quellen und des unter demselben Titel erschienenen Buches des Engländers Christopher Sykes, hat Dagobert von Mikusch dem unermüdlichen Kämpfer für Deutschland in Persien durch sein Werk „Waßmuß — der deutsche Lawrence“ (Paul List Verlag, Leipzig. RM 8.20) ein Denkmal gesetzt.

Der Vergleich mit dem Engländer T. E. Lawrence, dem Führer des arabischen Aufstandes, ist völlig zutreffend. Beide Männer haben nur durch ihre Persönlichkeit eine mächtige Wirkung auf Menschen fremder Rasse und verschiedener Sinnesart ausgeübt und ihren wilden Kampftrieb nach Möglichkeit diszipliniert. Dem Deutschen Waßmuß wurde dabei längst nicht die Unterstützung zuteil, die der Engländer Lawrence von dem meerbeherrschenden britischen Weltreich genießen durfte.

Das Buch bringt zuerst ein Stimmungsbild vom 28. Juni 1914. Der stellvertretende deutsche Konsul Waßmuß trinkt seinen Tee als Gast des britischen Generalkonsuls Percy Cox in dessen Landhaus bei Buschir am Persischen Golf. Er hat vorher bemerkt, daß die Konsulatsflagge auf Halbmast gesetzt ist, und fragt die Frau vom Hause nach dem Grund. Sie kennt ihn nicht — aber gleich darauf erscheint der Hausherr und berichtet vom Mord in Serajewo. Man spricht darüber und ist allgemein der Ansicht, daß dieses traurige Ereignis keine ernsten Verwicklungen nach sich ziehen werde. Am 28. Juli fährt Waßmuß auf einem englischen Küstendampfer nach Bombay, um von dort seinen neuen Posten in Kairo zu erreichen. Er steigt auf einen Dampfer des Österreichischen Lloyd um, der in Aden beschlagnahmt wird. Aber Waßmuß, der als Konsulatsbeamter von dem neutralen Land Persien nach dem neutralen Land Ägypten reist, darf auf einem englischen Dampfer nach Suez weiterfahren. Er meldet sich beim deutschen Generalkonsul in Kairo und erreicht dann auf einem italienischen Schiff das noch neutrale Italien. Am 31. August 1914 ist er in Berlin. So korrekt und „gemütlich“ begann draußen im Orient der Weltkrieg. Als Reserveoffizier der Matrosenartillerie wollte Waßmuß sofort zu seiner Truppe an der Wesermündung; aber das Auswärtige Amt hielt ihn in Berlin zurück. Er wurde dann mit der Führung einer deutsch-türkischen Expedition nach Afghanistan betraut, gab aber, in Persien angelangt, sein Amt an den hervorragend dafür geeigneten bayerischen Generalstabsoffizier Oskar von Niedermayer (s. „Weltstimmen“, Jg. 1937, S. 278) ab, um in dem Lande zu wirken, in dem er die wertvollsten persönlichen Beziehungen besaß.

Vom Januar 1915 bis zum bitteren Ende des Weltkriegs hat Waßmuß, fast nur auf sich selbst gestellt, für Deutschland gekämpft. Völkerrechtlich war Persien neutral, tatsächlich aber ein Kriegsschauplatz zweiter Ordnung, auf dem Rußland und England teils durch bestochene Stammeshäuptlinge, teils durch eigene Truppen rücksichtslos ihre Ziele verfolgten. Es ist nicht möglich, durch eine gedrängte Überschau einen Begriff von den äußerst verwickelten Verhältnissen und der bedeutenden Leistung des einsamen Kämpfers zu geben. Zusammenfassend aber kann wohl gesagt werden, daß nie ein Mensch einer schwierigeren Aufgabe gegenüberstand und daß keiner mehr Mut, Hingabe und Zähigkeit besaß als dieser deutsche Held Waßmuß. Von Schiras und der Burg Ahram bei Buschir aus leitete er den Freiheitskampf der südpersischen Bergstämme gegen die Großmacht England. Selbst nicht stark genug, um mit einem Großangriff durchschlagenden Erfolg haben zu können, beschäftigte er dauernd Tausende anglo-indischer Truppen und eine große Zahl englischer Kriegs- und Transportschiffe und entzog ihre Kampfkraft anderen Kriegsschauplätzen. Meist ohne zuverlässige Nachrichten vom Großkrieg in Frankreich, Rußland, an den Dardanellen, in Palästina und Mesopotamien, faßte er seine Entschlüsse auf eigene Verantwortung und führte sie mit kluger Beharrlichkeit durch.

Die englischen Vorkriegsfreunde aus seiner Zeit in Buschir bewunderten den immer ritterlichen Feind, wenn sie ihn auch bis aufs Messer bekämpften. Heute noch ist sein Name in Südpersien bekannt und verehrt, seine alten Mitkämpfer sind stolz auf die Kriegserinnerungen, die sie mit seinem Andenken verbinden. Er wurde schwer verwundet und hat seine Lebenskraft schonungslos im Dienste seines Vaterlandes verbraucht. Sein Versuch, nach dem Kriege in Tschagodek bei Buschir eine Musterfarm zu betreiben, ließ sich zuerst recht günstig an, scheiterte dann aber an der räuberischen Gewinnsucht einiger benachbarter Scheichs und an den Mängeln der damaligen persischen Rechtspflege. Seine erschütterte Gesundheit verhinderte ihn dann an der Übernahme eines Konsulats. Er starb einundfünfzigjährig in Berlin am 29. November 1931. Dieser Mann verdient, daß sein Andenken im Herzen des deutschen Volkes fortlebt.

Von Kolonien und Kolonialgründern

Ein deutscher Kampf um Südafrika 1883—1886 — dies ist der Untertitel einer Biographie des deutschen Kolonialgründers Adolf Lüderitz von Wilhelm Schüßler (264 Seiten, 1 Karte, 17 Bilder. RM 7.—), die im Verlage Schünemann in Bremen erschienen ist. Es war ein weiter, dorniger Weg voll Schwierigkeiten und Opfern, der von dem ersten Länderkauf Lüderitz' mit eigenen Mitteln und seiner Landung in Angra Pequeana, der späteren Lüderitzbucht, bis zu einem anerkannten Deutsch-Südwest und einem deutschen Kolonialbesitz überhaupt führte. Schwierigkeiten mit England und der Kapregierung, Kämpfe mit deutschen Behörden, finanzielle Rückschläge, gegen all dies mußte Lüderitz mit seiner nie versiegenden Tatkraft ankämpfen. Es versetzt geradezu in atemraubende Spannung, das Hin und Her im Leben eines Mannes zu verfolgen, dessen Gedanken gerade heute, wo wir wieder ein Volk ohne Raum geworden sind, lebendiger sind als je. Im Verlauf weniger Jahre wurde seinerzeit durch die von ihm in Gang gebrachte Entwicklung das deutsche Kolonialreich geboren. Am 22. September 1884 anerkannte England Deutsch-Südwest, während Nachtigal schon im Juli des gleichen Jahres in Togo und Kamerun Fuß zu fassen begann. Am 3./4. November 1884 wurde Neuguinea für Deutschland gewonnen, am 27. Februar 1885 Ostafrika, am 6. März 1885 endlich erfolgte die englische Bestätigung Kameruns und Neuguineas. Damit waren im großen und ganzen Deutschlands koloniale Erwerbungen, die ohne Lüderitz nicht denkbar gewesen wären, abgeschlossen. Der Mann aber, der Deutschlands erste Kolonie gründete, wurde auch deren erstes Opfer. Von einer tollkühnen Paddelfahrt von der Oranjemündung nach der Lüderitzbucht — damals noch Angra Pequeana — kehrte er nie wieder heim. Niemand weiß es, ob die Gebeine des ersten deutschen Kolonialpioniers auf dem Grunde des Meeres ruhen oder vom treibenden Sande der Wüste bedeckt sind.

Einen der bemerkenswertesten Abschnitte der englischen Kolonialpolitik, die Besiedlung Australiens, schildert Karl Ey in seinem Buch „Kolonisten in Ketten" (Dünen Verlag, Bremen. 202 S. RM 4.—). Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde in England die Notwendigkeit immer dringender, Land, das für die Verschickung von Sträflingen geeignet war, zu finden. Amerika, das früher die englischen Verbannten aufnahm, hatte sich schon lange geweigert, weitere Verschickte aufzunehmen. So füllten sich die höllischen „Hulks", die schwimmenden Gefängnisse auf der Themse, immer mehr. Da entsann man sich des fernen Erdteils, den James Cook viele Jahre früher entdeckt hatte. Nun konnte ja wieder nach Herzenslust deportiert werden! Denn im alten England genügten geradezu lächerliche Vergehen zur Verschickung. So wurden die beiden Personen, Montgomery Clark und Jenny Day, deren Schicksale den äußeren Namen der Handlung geben, verurteilt, weil Jenny, ein armes Waisenkind, einen gefundenen Wollschal zu verkaufen suchte, weil Montgomery, ihr späterer Verlobter, mit einem Hunde im Jagdgebiet seines Grundherrn angetroffen wurde. Entsetzlich sind die Zustände auf den „Hulks", noch schlimmer die Überfahrt. Montgomery bleibt als einziger unter tausend Sträflingen am Leben! Doch aus einem Lande des Elends und der Tränen entwickelt sich langsam eine blühende Kolonie — ist es doch nur das beste Blut, das sich dort schließlich erhält, nachdem alles Schwache und Kranke vorher zugrunde gegangen ist. Auch Montgomery Clark hatte Glück. Er heiratet Jenny Day und erwirbt durch harte und zähe Arbeit ein großes Besitztum. Später wird er zum ersten Generalgouverneur der Kolonie Neusüdwales gewählt. Der Name seiner Nachkommen zählt noch heute zu den geachtetsten der Millionenstadt Sydney.

Weniger glücklich ist der Versuch einer deutschen Koloniegründung verlaufen, den das Buch von Erwin Heß „Die verkaufte Armee" schildert (Paul Neff Verlag, Berlin. 156 S. RM 2.40). Auf Grund alter Dokumente wird in knappen Worten von dem ergreifenden Schicksal erzählt, das den kleinen Rest einer 12 000 Mann starken Armee, die ihr deutscher Landesherr nach Nordamerika verkaufte, später in den Urwäldern Brasiliens ereilte. Verführt durch lockende Schilderungen waren die ehemaligen Soldaten nach ihrer Entlassung ausgezogen, um in Südamerika eine Kolonie zu gründen. Ihr Unternehmen schien zu gelingen. Nach mühsamem und verlustreichem Marsch durch den Urwald wurde ein schöner und für die Siedlung geeigneter Fleck Erde erreicht. Dort entstand ihre umfriedete Siedlung „Fort Hessen", in der die Siedler längere Zeit ein glückliches und fast paradiesisches Leben führen konnten. Das Klima war gut, mit den Indianern lebten sie in Frieden. Aber das Gold, das sie von den Eingeborenen erhalten hatten, wurde ihnen zum Verhängnis. Den Angriff eines raubgierigen, doch von der Regierung geschützten Abenteurers konnten sie zwar abschlagen. Aber als die Siedler erfuhren, daß eine große Armee gegen sie im Anmarsch sei, steckten sie ihre Häuser in Brand und zogen weiter in den Urwald. Unglück auf Unglück brach über die tapferen Leute herein. Immer kleiner wurde ihre Zahl, als sie, allmählich mutlos und resigniert auf der Suche nach neuem Siedlungsland durch die grüne, sumpfige und fieberzitternde Hölle der Wälder zogen: Pest und Fieber gaben ihnen den Rest. Den letzten Mann holte sich der Tod, der so lange ständiger, unheimlicher Begleiter der Siedler war, in dem Augenblick, als er schon die rettende Küste erreicht hatte.

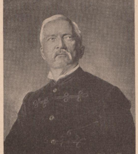
K. H. Götz

Das alte Afrika

In Afrika, dort, wo der Nil in den Ripon-Schnellen den Viktoria-See verläßt, einem Ort, nach dem die Menschen als der Quelle des Nils zweitausend Jahre suchten — dort steht eine Bank auf den Felsen, und ruhig, als säße er in einem Stadtpark, kann der Reisende den Sturz der Wasser anschauen. Damit seine und der anderen Reisenden Füße nicht naß werden, ist unter der Bank eine Betonplatte in den Boden eingegossen worden.

An diesem Ort traf vor fünfzig Jahren ein Weißer ein. Von den 360 Leuten, die er als Träger in Sansibar angeworben hatte, lebten nach einem Marsch von über 1000 Kilometern noch 194, die andern hatte, durch die Pfeile der Wilden, die Gefahren des Urwaldes, Afrika verschlungen. Der Weiße war Stanley, ein Engländer; wie ein anderer Kolumbus trat er in die Geheimnisse der herrenlosen afrikanischen Welt ein.

Als er am 21. September 1874 in Sansibar landete, war er dreiunddreißig Jahre alt, und der Ruhm war schon sein Gefährte; in Afrika hatte er ihn gewonnen. Er wußte, was vor ihm lag. Aber war es schlimmer als das, was er hinter sich gebracht hatte, wodurch seine Seele undurchdringlich geworden war wie ein Schwanenrücken gegen die Regengüsse? Aus dem Nichts war er emporgestiegen, sein Vater war ihm unbekannt, von der Mutter wußte er nichts, die Not blieb seine Mutter und sein Vater. Zögling eines englischen Erziehungshauses, Lehrling, Schiffsjunge, alles in den Tiefen der Entbehrung; dann plötzlich, nach der Flucht vom Schiff, ein märchenhaft freies Leben, da ein reicher amerikanischer Kaufmann ihn als seinen Sohn annimmt und ihm das Geschenk seines Namens macht (denn als John Rowlands war er geboren worden). Danach wieder Sturz in die Armut: der Kaufmann stirbt, aber der Sohn wird nicht Erbe; Soldat, Holzfäller, Berichterstatter in Amerika, und hier und dort und dann schon, ohne jemandes Hilfe in der Welt: Stanley, ein bekannter Journalist, ein Mann von Entschlußkraft und Willen. Unvermutet warf ihm das Schicksal eine Chance zu. Er bekam von dem amerikanischen Zeitungsbesitzer Bennett den Auftrag, den in Afrika verschollenen Livingstone zu finden oder das Geheimnis zu enthüllen, das über dem Verschwinden des Missionars und Forschungsreisenden lag. Stanley ergriff die Chance; der Journalist wurde Führer einer Karawane durch das unbekannte Afrika. Krank, von Geschwüren zerfressen, von Fieber ausgehöhlt wie jeder seiner Träger, und doch Herr über sie durch seinen Willen, riß er die Karawane hinter sich her zum Tanganjika-See und fand Livingstone — und den Ruhm. Als er nach England zurückkehrte — ohne Livingstone, der in Afrika sterben wollte, doch mit Briefen von ihm als Zeugnissen für den erfüllten Auftrag — glaubte man ihm zuerst nicht, der Sieger wurde als Lügner beschuldigt, der Wurm des Neides fraß am Lorbeer. Aber dann war er Stanley, der Bezwinger unendlicher Schrecken, der Finder Livingstones.



Henry Morton Stanley

Mit diesem Namen kam er im Jahre 1874 zum zweiten Male nach Afrika, entschlossen, die Finsternis aufzuschuchen und in die weißen Gebiete der Karte die Spuren seiner Schritte einzutragen. Er befuhr den Viktoria-Nyansa, er erforschte den Tanganjika-See, er war in einer Fahrt von sieben Monaten unsagbarer Leiden Sieger über den Kongo, der Journalist war zum Eroberer geworden.

In diesem Manne ist viel Unliebenswertes gewesen; argwöhnischer Trotz, Unduldsamkeit denen gegenüber, die mit ihm die Leiden teilten. Ehrgeiz, der keine Rivalen erlaubte, kalte Unzugänglichkeit, die nur einmal bei der Begegnung mit Livingstone sich öffnet zu einem Lächeln der Zuneigung — diese Eigenschaften hat auch der neueste Biograph Stanleys nicht verschwiegen (Pierre Daye „Stanley", 256 S. mit 8 Abb., RM 7.50. W. Goldmann Verlag, Leipzig), aber auch er hat diese Härten seines Wesens nicht anders erklären wollen als durch die Leiden seiner Jugend und durch die Demütigungen, denen der große Reisende bei seiner ersten Heimkehr aus Afrika ausgeliefert war.

In diesem Buche, das eher nüchtern als hinreißend geschrieben ist, wird mit Hilfe neuer Dokumente und Quellen ein menschliches Bild des Eroberers gezeichnet, das auch seine Schatten enthält. Zugleich öffnet sich dem Leser ein außerordentlich interessantes und genau geschildertes Stück Kolonialgeschichte — die Geschichte des Kongostaates, dessen Begründer Stanley durch seine Verbindung mit Leopold II. von Belgien wurde. Es ist ergreifend, zu gewahren, wie Stanley, der die Kraft eines Staatengründers besaß, nie in eigenem Auftrag handelte, sondern die Ketten des Dienstes immer wieder für andere durch Afrika schleppte und sich in unermüdlicher, rastloser Tätigkeit, ohne die

ihm Leben nicht Leben gewesen wäre, erschöpfte, er, der Besieger des Kongo, der zuletzt als ausgebrannter alternder Mann den Teich seines Besitztums Stanley-Pool, ein kleines Gehölz Aruwimi-Wald nannte, um irgendwo Afrika zu spüren, dem er für immer angehörte, das in ihm war.

Die Kette des Dienstes für andere — Stanley schleppte sie so schwer wie ein anderer, von dem Stanley kaum gewußt haben wird — dessen Lebensgeschichte im gleichen Verlag erschien (E. H. Leipoldt, „Holland gründet die Kapkolonie", Jan van Riebeecks Leben und Werk). Sein Lebensweg ist die Geschichte Südafrikas, der Augenblick, in dem der Arzt und Faktor im Dienste der Ostindischen Kompagnie in der Tafelbai landete, der Beginn der Kolonisierung. Jahrhunderte trennen den Holländer von Stanley, ihr Mut, ihr Wille, sich auf diesen einen einzigen Plan hin zu regen und zu leben, ihre Umsicht vereinigen sie, der bittere, unbelohnte Dienst für andere verleiht beider Ruhmessonne einen dunklen Rand (W. Goldmann Verlag, Leipzig. 220 S. u. 12 Abb. RM 6.80).

Jan van Riebeeck war Wundarzt auf holländischen Schiffen im Dienste der Kompagnie, die ihre nörgelerische Kritik auch dann nicht einstellte, als der umsichtige und ehrgeizige Entdecker aus dem unbekannten Nichts der Tafelbai eine wichtige Station für die holländischen Schiffe nach Indien geschaffen hatte. Stanley wurde vom Schicksal eine Chance zugeworfen mit dem Auftrage Bennetts, den verschollenen Missionar zu suchen. Riebeeck fand sie in dem Augenblick, in dem ihm eine von zwei unbedeutenden Menschen der Ostindischen Kompagnie eingereichte Denkschrift bekannt wurde, in der auf die Nützlichkeit einer Anlage in der Tafelbai hingewiesen wurde. Er ergriff sie, er verwirklichte sie. Er gründete unter Mühseligkeiten, die sein Tagebuch und seine Berichte an die stets unzufriedene Kompagnie nicht verschweigen, eine Kolonie. Das Ende freilich lag nicht in seinem Sinn. Glücklos und krank, Sekretär der Ostindischen Kompagnie in Malakka, abseits vom Hauch des großen, lebenfüllenden Abenteuers, starb er, getrennt von dem, was ihm Ziel und Inhalt gewesen war, wie Stanley der riesenhafte, wie eine dunkle Schlange durch den Kontinent gekrümmte Kongo. Dieses ungewöhnliche Leben wird von Louis Leipoldt anschaulich von seinen Quellen aus beschrieben.

Walter Bauer

Afrika heute

Dietrich Westermann, dessen Afrikaforschungen sich hauptsächlich auf den Westen, besonders auf das ehemalige Togo und den Volksstamm der Ewe erstrecken, legt in seinem Buch: „Der Afrikaner heute und morgen" (Essener Verlagsanstalt, Essen 1937, 362 S., Leinen RM 6.50) die Probleme dar, die die Europäisierung Afrikas für die Entwicklung der Eingeborenen mit sich bringt. Zunächst wird deren rassische Gliederung mit ihren fünf Hauptgruppen der Hamiten, der Neger, der Semiten, der Kleinwüchsigen (Buschmänner, Hottentotten und Pygmäen) und der Malaien (Inder und Malaien) dargelegt. Aus dieser Übersicht geht nicht nur der Anteil der einzelnen Rassen an der afrikanischen Gesamtbevölkerung von etwa 140 Millionen, sondern auch ihre politische und wirtschaftliche Leistung hervor, wobei besonders der hamitische Einfluß als ein fruchtbarbildendes Element der afrikanischen Geschichte erkennbar wird.

Die folgenden Kapitel setzen sich mit den geistigen Anlagen, den wirtschaftlichen Verhältnissen, der Kunst und dem Handwerk, dem Stammes-, Sippen- und Familienleben des Negers auseinander. Sie machen die Gefahren deutlich, die durch die Europäisierung Afrikas heraufbeschworen wurden. Mit Recht zitiert Westermann den Satz eines Franzosen: „Je weniger klug der Weiße ist, um so dümmer findet er den Neger." Er fordert ferner eine Schulung und Erziehung, die nicht nur eine Anpassung des Schwarzen an europäisierte Aufgaben, sondern auch eine Stärkung der Volkstums- und Wirtschaftskraft des Negers im Gefolge hat.

Das Buch baut sich auf der klaren Erkenntnis auf, daß die Neuverwurzelung des Negers eine Grundbedingung für die weitere Erschließung Afrikas durch den Europäer ist. Der proletarisierte Schwarze wird dem Weißen zum Verhängnis. So sind denn das Land- und das Arbeiterproblem zwei Grundfragen, mit denen sich Westermann eingehend auseinandersetzt. Er kritisiert hierbei die frühere Tätigkeit der „Landgesellschaften" und die zumal in Südafrika übliche Methode, den Schwarzen von aller gelernten Arbeit auszuschließen.

Ein weiterer Buchabschnitt ist den Regierungsformen gewidmet. Hier redet er einer Verbindung zwischen dem Häuptlingstum und der weißen Verwaltung das Wort. Das neunte Kapitel behandelt „Das Übernatürliche", und hier werden die naturreligiösen Grundlagen sowie der Animismus des Negers dem Christentum gegenübergestellt. Westermann erkennt die Leistung der Missionare an, ohne jedoch zu verhehlen, daß die vielfach an der Mission geübte scharfe Kritik ihre Berechtigung hat. Nicht nur die Zersplitterung der Mission in die beiden Hauptlager und in eine große Anzahl abgezweigter Sekten, sondern auch der Widerspruch zwischen der christlichen Auffassung und den Sippen- und Stammessitten wird deutlich gemacht. Westermann kommt trotzdem zu der Ansicht, daß der Mission eine wichtige Aufgabe in der Überwindung der Europäisierungsschäden beikommt.

Abschließend wird das Sprachenproblem in Afrika sowie das Verhältnis zwischen Verfall und Neubau dargestellt. Das Buch als ganzes beleuchtet überzeugend das Gesamtproblem des afrikanischen Lebens von heute. Seine völkisch bestimmte Grundauffassung sowie sein lebendiges Wissen um die afrikanische Wirklichkeit machen es besonders wertvoll, weil hier die völkisch-rassischen Erkenntnisse unserer Zeit praktisch angewandt sind.

Jorg Lampe

Das Süd-Afrika-Buch

Paul Skawran, der Verfasser des „Süd-Afrika-Buches" (Freiheitsverlag G. m. b. H., Berlin. 93 S. RM 6.—) ist seit acht Jahren als Universitätsprofessor in der Südafrikanischen Union tätig; in der hier zum Buch vereinigten Reihe von Abhandlungen hat er sich mit seiner neuen Heimat auseinandergesetzt. Die reiche Folge vorzüglicher Bilder stammt teils von ihm selbst, teils wurden sie ihm von anderen Kennern des Landes zur Verfügung gestellt.

Südafrika ist ein Land schroffer Gegensätze. Die reiche, an die fruchtbarsten Gefilde Siziliens erinnernde Küstenlandschaft der Kapprovinz geht in plötzlichem Anstieg in das ungeheure, einförmige Hochland der Karroo über, das sich je nach Jahreszeit und Niederschlagsverhältnissen als dürre Wüste oder als üppige Weide präsentiert. Die Zeiten allgemeinen großen Wildreichtums sind vorüber. Wer die schöne alte Fauna Südafrikas sehen, aber nicht selbst schießen will, muß sich in den riesigen Paul-Krüger-Nationalwildpark begeben. Wenn er gute Nerven hat, kann er dort vom Auto aus den König der Tiere aufnehmen, der das übrigens nicht besonders zu lieben scheint.

Das Klima des Landes ist dem Europäer im allgemeinen zuträglich. Die Menge groß und kräftig gebauter Menschen fällt auf. Der Afrikaner liebt es nicht, sich das Leben durch krauses Philosophieren zu erschweren; auch dem Städter liegt von seinen bäuerlichen Ahnen her die Liebe zur Natur im Blut, er flieht zu ihr, so oft er kann. Südafrika ist noch nicht so lange vom weißen Manne besiedelt, daß man von einer eigenen Kulturentwicklung sprechen könnte. In allen Kunstäußerungen will der Verfasser einen starken Realismus und eine Neigung zum Dekorativen feststellen können.

Die große Frage für die Union ist natürlich die, ob es den 1,8 Millionen Weißen auf die Dauer gelingen wird, die 6 Millionen Farbiger in der jetzigen Botmäßigkeit zu erhalten. Der Wille dazu ist vorhanden, die Gesetze gegen Rassenmischung sind sehr streng und werden auch streng durchgeführt. Die vorhandenen Mischlinge stammen meist aus den Anfangsjahren der Kapkolonie und haben sich im allgemeinen nicht weiter mit der weißen Rasse gemischt.

Ob die „Segregationspolitik" des Generals Hertzog, d. h. die Schaffung eines weißen und schwarzen Südafrika, gelingen kann, ist sehr fraglich. Das Wirtschaftsleben ist völlig auf der Handarbeit des Farbigen aufgebaut, und der Weiße ist an Löhne gewöhnt, die für einfache Arbeiten nicht bezahlt werden können. Die leitenden Staatsmänner und Volkswirte sehen auch mit einiger Sorge auf die Entwicklung der indischen Frage. In der Union leben 165 000 Inder, hauptsächlich in Natal. Die meisten sind Händler. Sollte Indien die Rechte eines Dominions erringen, so wäre die Wirkung auf Südafrika nicht abzusehen.

Hans Härlin

Tunakwenda

Tunakwenda, tunashinda,
Tunafuata Bwana Oberst!
Wir marschieren, wir siegen,
Wir folgen dem Herrn Oberst!

So sangen einst im munteren Marschtakt die braven Askari unserer Schutztruppe, die in Mannentreue und heiteren Sinnes bis zum letzten durchhielten. Das Buch von Ascan Roderich Lutteroth, „Tunakwenda — Auf Kriegssafari in Deutsch-Ostafrika" (Verlag Broschek & Co., Hamburg. 322 S. RM 5.50) ist den weißen und schwarzen Kämpfern um Deutsch-Ostafrika gewidmet, denen, die noch leben, und denen, die in afrikanischer Erde ruhen.

Der Verfasser wurde als Vorstand des Passage-Büros der Deutschen Ostafrika-Linie in Daressalam vom Weltkrieg überrascht. Er ließ sich dem Marine-Expeditionskorps „Möwe" zuteilen, das mit anderen schwachen Kräften das Gebiet des riesigen, 1200 Kilometer von der Ostküste entfernten Tanganjikasees verteidigte. Die Grenze gegen den Kongo-Staat verlief etwa in der Mitte des über 700 Kilometer langen Sees. Die Belgier zeigten zuerst wenig Lust, sich auf größere Kampfhandlungen einzulassen, und Lutteroth genoß das freie Leben auf selbständigen Grenzwachtkommandos. Aber immer wieder warf ihn die heimtückische Malaria nieder. Als die Tanganjika-Front gegen die feindliche Übermacht nicht mehr zu halten war, zogen sich die Westabteilungen der deutschen Schutztruppe auf Tabora an der Mittellandbahn zurück. Der Verfasser mußte sich nach furchtbar anstrengenden Gewaltmärschen mit einer bösen Amöbenruhr zunächst ins Lazarett stecken lassen; an den letzten Kämpfen um Tabora konnte er dennoch teilnehmen. Nach der Räumung von Tabora begann der Abschnitt des Krieges, in dem unsere Ostafrika-Kämpfer ohne gesicherte Verpflegung und mit ungenügendem Munitionsersatz von einem zwanzigfach überlegenen, mit Flugzeugen, Autokolonnen und allem sonstigen Kriegsmaterial reichlich versehenen Gegner unter ständigen Kämpfen südwärts gedrängt wurden.

Dennoch erinnert sich der Verfasser noch gerne an manche herrliche Fernpatrouille, die er durch die schönsten Hochwildgebiete Ostafrikas führen durfte. Trotz Hunger und Entbehrungen aller Art war die Stimmung und der kameradschaftliche Zusammenhalt bis zum Schluß ohne Tadel. Am 6. November 1917 fiel Lutteroth mit dem Feldlazarett Kabati Mtoto in englische Gefangenschaft. Über Daressalam und Tanga wurden sie in das Gefangenenlager Maadi bei Kairo spediert. Es sollte noch fast zwei Jahre dauern, bis ihnen die Stunde der Freiheit schlug. Lutteroth hat an der Behandlung durch die englischen Lagerkommandanten nichts auszusetzen. Seine Darstellung ist ungekünstelt und heiter, sie erweckt durchaus den Eindruck schlichter Wahrhaftigkeit.

Josef Schäfer

Heimat Afrika

Bei uns in der alten Welt ist man gewohnt, die koloniale Frage vor allem wirtschaftlich zu sehen, sie in engem Zusammenhang mit der Rohstofffrage zu behandeln. Darüber vergißt man nur zu leicht, daß es schließlich auch Menschen sind, die draußen leben, um das fremde Land erst für uns nutzbar zu machen. Es ist ja nicht nur Abenteuerlust, die oft die Besten hinaustrieb und draußen festhielt; Afrika hat seine besonderen Reize, durch die es den Europäer gefangennimmt. So kann ein alter Kenner des Landes in Hans Reepens Roman „Kinder der Steppe" zu dem soeben angekommenen jungen Deutschen sagen: „Das tiefste Geheimnis Afrikas liegt darin, daß es keinen von denen wieder losläßt, die es einmal gefaßt hat. Sie sind Afrikaner geworden und werden nie wieder eine andere Heimat finden." Im Mittelpunkt von Reepens Geschichte stehen zwei Freunde, ehemalige Offiziere, jetzt Pflanzer auf einer Shamba in den afrikanischen Bergen. Um sie herum lebt die Vielfalt des kolonialen Daseins, die Pflanzer und Abenteurer, die Beamten und die Eingeborenen. Aber sie alle sind oder werden Kinder der Steppe, weil das Land von ihnen Besitz ergreift. Auch nach dem Kriege kehren sie wieder dorthin zurück, wo sie sich noch einmal ihr neues Leben aufbauen können.

Anderer Art ist das zweite Buch, Karl Naifs „Kämpfe im Busch", ein Tatsachenbericht aus den harten Jahren des Krieges in Deutsch-Südwest. Knapp und männlich ist die Sprache, reich an Geschehnissen und Spannungen die Handlung. Karl Naif gehörte der Landwehr in der Schutztruppe an und wurde mit seiner kleinen Abteilung an der portugiesischen Grenze von der Kapitulation der Kolonie überrascht. Widerstrebend ritt er mit seinen Leuten zur Waffenstreckung nach Grootfontein, entfloh aus dem Gefängnis und trieb sich nun zwanzig Monate lang in der Kolonie umher. Meist lebte er draußen in der Wüste. Immer gehetzt, manchmal den Verfolgern nur um Haaresbreite entkommend, bis er den Häschern wieder in die Hände fiel. Dreizehn Monate und drei Tage Zuchthaus lautete das Urteil des englischen Gerichts. Erst nachdem die ganze Zeit abgesessen war, winkte die Freiheit, bis am 29. Mai 1919 der Ausweisungsbefehl „for ever" kam. Aber ausruhen kann er auch in der Heimat nicht, denn „einer, der so sehr und so lange drüben war, kann sich von Afrika nicht ausruhen, sei er gleich ausgewiesen — for ever. Niemals mehr, nie: es sei denn — in Afrika". So schließt Naifs Bericht, der trotz der Fülle der Erlebnisse von einer starken inneren Geschlossenheit ist.

Waldemar Bellon

Kampf ums Leben

Hatten bisher die Dichter meist Zauber und Schönheit der Südsee wiedergegeben, so schildert Heinz Waterboer in seinem Roman „Der Pflanzer auf Daar" (R. Piper & Co., München, 179 S. RM 4.80) einmal die andere Seite des tropischen Lebens: den harten Kampf mit der Natur, den Einfluß des Klimas auf Wesen und Handlungen des Menschen, die verschiedenen Menschentypen überhaupt, die sich — alle nach einem unruhvollen und nicht ganz einwandfreien Leben — auf der einsamen Insel Daar verkriechen. — Zu den dort seit Jahren ansässigen Europäern kommt eines Tages der Deutsche Tim Carstens, der sich mit seinem letzten Geld Land gekauft hat, um eine Vanillepflanzung zu betreiben. Auch er ist, wie alle Neulinge, voll Hoffnung und Energie. Wenige Monate nach seiner Ankunft heiratet er die Tochter eines benachbarten Pflanzers.

Aber schlechte Ernten zerstören sein Werk, stürzen ihn in Schwierigkeiten mit der Gesellschaft, von der er das Land kaufte.

Als eine Seuche seinen Schwiegervater und sein Kind hinwegrafft, bricht er zusammen. Sanders, ein älterer, erfahrener Pflanzer, hilft ihm, und es hat den Anschein, als ob Tim Carstens jetzt doch noch Erfolg haben würde: die Ernte steht gut. Tims Frau trägt ein zweites Kind unter dem Herzen, die alten Kräfte kehren zurück. Doch jäh wird der Friede durch eine verhängnisvolle Unbeherrschtheit zerstört: Tim versetzt einem ungehorsamen malaiischen Aufseher einen Peitschenschlag und lädt im Verlauf des Geschehens auch das Gesetz der Blutrache auf sich. Ein Vulkanausbruch vollendet das tragische Schicksal.

Nicht weniger hart ist das Leben der deutschen Siedler in Paraguay, das Hedwig Weiß-Sonnenburg in ihrem Buch „Der kleine und der große Reiter" (Paul Neff Verlag, Berlin. 288 S. Gebd. RM 4.80) gestaltet. Die Siedlung umfaßt eine ganze Anzahl von Farmen, auf denen viele Deutsche leben: Menschen, für die in der Heimat kein Platz mehr war oder die sich in Deutschland nach dem Kriege nicht mehr zurechtgefunden hatten: Der kleine Reiter, ein ehemaliger österreichischer Offizier, der an der tragischen Ehe mit einer Farbigen zugrunde geht; der große Reiter, Renn, ein früherer Kampfflieger, der heimatlos und vereinsamt durch die endlose Steppe reitet; die entschlossene und stets hilfsbereite Baronin, von der niemand Genaueres weiß. Im Mittelpunkt des Buches aber steht das Leben des nach der Inflation in Deutschland stellungslos gewordenen Bankbeamten Reinhardt und seiner Familie. Die Farm, in verwahrlostem Zustand übernommen, wird unter unsäglichen Mühen, unter ständigem Kampf mit dem Klima und den Jahreszeiten mit Hilfe der Frau Reinhardt und der vier Kinder durch eisernen Fleiß wieder in die Höhe gebracht. Der Erfolg ist zu spüren, aber auch hier werden Opfer verlangt: der eine Sohn stirbt, der andere nimmt an den Kämpfen in der Grünen Hölle als Freiwilliger teil. Tilly, die Tochter des Hauses aber heiratet nach mancherlei Irrungen und vielen Schmerzen den großen Reiter.

Marianne Weidenbach

Über Länder und Meere

Viele Reisebücher gleichen sich wie ein Ei dem andern, Landschaften, Städte und Kunstwerke werden ganz konventionell gesehen. Ein Buch wie das Reisetagebuch des dänischen Arztes Johannes Wöller „Von Jütland bis Java" (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.) muß daher um so mehr auffallen, als es dem Leser nicht nur inhaltlich mit Erlebnissen in der seltsamen Welt Javas und seiner abenteuergespannten Atmosphäre bis zur letzten Zeile fesselt, sondern vor allem in seiner wundervoll überlegenen Betrachtung der Welt von anderen Reisebüchern absticht.

Johannes Wöller zeigt uns einzelne Städte wie Brüssel, Paris, Venedig und Landschaften in einem ganz neuen Licht. Man hört gerne diesem klugen Führer zu, der in Geschichte und Kunst so gut Bescheid weiß und bei aller geistigen Überlegenheit so natürlich plaudert. Die Welt Javas selbst ist voll dunkler Geheimnisse. Wöller hat noch den unerbittlichen Krieg gegen die Atjeher, die Eingeborenen der Insel, mitgemacht. Ein Kapitel wie der „Rotang" in seiner kalten Grausamkeit verschlägt einem den Atem. (271 S. RM 5.40.)

Von den „Raubrittern des Meeres" berichtet Fr. Wencker-Wildberg (Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg) unter Benützung einer reichen Literatur. Das Meer hat von jeher kühne und verwegene Menschen gelockt. Der Drang in die Ferne, die Sehnsucht nach Abenteuern, auch der Hunger nach Land trieben sie auf die See. Seefahrt wurde bald nicht nur Seeraub, sondern führte auch zu Staatengründungen, wie die Geschichte der Phöniker, der Griechen und der Nordmänner zeigt. Wencker-Wildberg greift aus der ungeheuren Zahl mehr oder weniger berühmter Korsaren eine Reihe der bedeutendsten heraus, deren Schicksale durch ihre Seltsamkeit und Farbigkeit bestechen. So treten neben Klaus Störtebecker und die Vitalienbrüder in der Ostsee vor allem die furchtbaren Führer der Flibustier und Bukanier Westindiens im 17. Jahrhundert, die ganze Städte verbrannten und Landschaften plünderten.

Das Buch, das die Gestalt des Seeräubers aus der Atmosphäre des schlechten Unterhaltungsromans heraushebt und in das Licht der Geschichte stellt, gibt einen lebendigen Querschnitt durch die „Weltgeschichte der Seeräuber". (350 S. RM 4.80.)

Halb Erlebnis, halb Roman gibt Artur Jost Pfleghaar in „Nordleute" (Paul Neff Verlag, Berlin). Der noch junge Medizinstudent, der sich vom Norden unwiderstehlich angezogen fühlt, auch lange unter isländischen Bauern gelebt hat und mit einem norwegischen Robbenfänger ins Eismeer gefahren war, gestaltet seine Erlebnisse auf dem Robbenfang zu einem packenden Roman dieser kühnen Seefahrer. Der „Polarwolf", so heißt das Schiff, sucht in den Eisfeldern ergiebige Jagdgründe für Robbenfang. Ein hartes Leben führen die kühnen Jäger. Das Schiff wird schließlich vom Eis umschlossen und zerdrückt. Eine qualvolle Wanderung über die Eisfelder beginnt. Ungeheure Entbehrungen erduldet die Mannschaft. Trotz aller Opferbereitschaft und Kameradschaft sieht nach namenlosem Leiden doch nur ein einziger die Heimat wieder. (275 S. RM 4.80.)

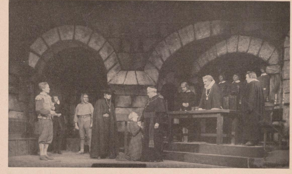
Von einem der berühmtesten Seefahrer erzählt Friedrich Lorenz im Liebesroman eines homerischen Helden, „Odysseus und Penelope" (Paul Zsolnay Verlag, Wien). Odysseus erscheint freilich dabei in anderem Licht als in der großen klassischen Dichtung. Er wird sozusagen Held wider Willen. Auch Helena, Penelope, Paris und andere bekannte Gestalten erfahren eine Wandlung aus dem Mythischen ins Menschliche. Dennoch gelingt es Lorenz, seinen Menschen Würde und Größe zu wahren. Aus der zehnjährigen Irrfahrt ragen die großen Versuchungen mit Kalypso und Nausikaa hervor, die der heimwehkranke Odysseus siegreich besteht.

Das Buch bleibt eine Verherrlichung der Gattentreue, ein Strahl der Sonne Homers verklärt es in heiterem Glanz. (444 S. RM 5.50.)

Nach Australien, wohin zu Anfang des 19. Jahrhunderts England seine Verbrecher schickte, führt Lovis H. Lorenz in seinem durch den Film bekanntgewordenen Roman „Zu neuen Ufern" (Keil Verlag, Berlin).

Zwei junge Leute von guter Herkunft werden wegen eines unüberlegten Streiches verhaftet und deportiert. Sie verbüßen ihre Strafe, müssen dann ein neues Leben beginnen und werden wie viele andere Schicksalsgenossen Kolonisten. Albert, ein geistreicher Zyniker, verfällt bald wieder alten Lastern und sucht freiwillig den Tod. Henry aber nimmt den Kampf mit dem Leben auf und wird ein tüchtiger Farmer. Viele Siedler holten sich ihre Gefährtinnen aus dem Gefängnis von Parramatta. Auch Henry macht den gefährlichen Versuch. Er hat Glück, wenn es auch dunkle Zeiten gibt. Hingabe und Selbstbeherrschung, Trotz und Liebe, Schuld und Vergebung sind die Leidensstationen dieser ungewöhnlichen Ehe, in der beide Teile zu reifen Menschen heranwachsen. Ein zu allen Zeiten aktuelles Problem, das Sichverlieren und Sichfinden zweier Menschen in der Ehe, wird mit ungewöhnlichem Geschick, psychologischer Feinheit und stofflicher Spannung in seiner Zeitlosigkeit zeitnah behandelt. (271 S. RM 5.—.)

Matthäus Gerster



„Der ewige Narr“ auf der Bühne

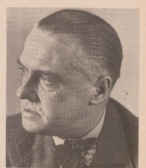
Unsere Bilder zeigen die Gerichtsszene und ein Zwiegespräch Til Eulenspiegels mit seinem Freunde Jörg von der erfolgreichen Kölner Uraufführung des Schauspiels von Gert von Klaß, das unseren Lesern aus dem vorigen Heft bzw. aus unserer letzten Buchbeigabe bekannt ist.

Aufnahmen: 2 Arnecke, 1 Schödl



Alfons von Czibulka — 50 Jahre alt

Alfons von Czibulka wurde am 26. Juni 1888 auf dem Gute Radbor in Böhmen als Sohn eines österreichischen Generals geboren. Er verlebte seine Jugend in Prag, Budapest und Wien und kämpfte im Weltkrieg als österreichischer Offizier. Seiner Herkunft verdankt er die Begeisterung für alles echt Soldatische. Sein Schaffen führt immer wieder zu den großen Männern und Zeiten deutscher Geschichte. So entstanden der Schlüterroman »Der Münzturm« (s. Weltstimmen Jg. 1936, S. 441), das »Volksbuch vom Prinzen Eugen«, »Der Henker von Bernau«, der heitere Liebesroman »Der Kerzelmacher von Sankt Stephan« und die soeben erschienene Sammlung seiner besten Novellen, »Würfelspiel«, die sich durch ihre heiterliebenswürdige Art auszeichnen (J. C. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart).



Alfons v. Czibulka



Das Nibelungenlied im Bild — Aufn. Löhrich
Wie sie den toten Siegfried heimtragen. Nach dem Gemälde von Schnorr v. Carolsfeld in Worms

Der Ruf der Natur

Von H. W. Keim

Es ist eine merkwürdige Erscheinung und des Nachdenkens wert, daß in einer Epoche, da der Mensch in der Chemie und Technik mit Eifer darauf aus ist, die Abhängigkeit seines Daseins von den Gaben der organischen Natur zu lockern, eine rückläufige Bewegung eingesetzt hat, die auf nichts anderes zu zielen scheint, als den Menschen wieder enger an die Macht zu knüpfen, von der zu lösen er sich angeschickt hat. Und diese Welle geht von Norden her durch die ganze europäische Welt und Dichtung hindurch — ja, sie verläuft sich keineswegs an den Küsten Europas. In einer Zeit, die sich gezwungen sieht, das Tempo von Erfindung und Arbeit auf das äußerste zu steigern, ist in einem seit der Romantik nicht mehr beobachteten Maß im Leben wie in der Dichtung auch der Drang zur Natur, nämlich zum naturgesetzlich bestimmten Dasein geweckt worden. Dabei geht es nicht um einen bloßen Ausgleich in ländlicher Umwelt, um den Anstrengungen heilsam zu begegnen, denen die Kräfte der Menschen durch die Aufgaben und Vorgänge des Tages ausgesetzt sind. Der Grund muß im Instinkt des Menschen liegen; sonst könnte die Erscheinung nicht so allgemein und so spontan auftreten.

Einst hatte Emil Verhaeren, bis zur Verzweiflung erschüttert über seine Verlorenheit im Wirbel des grenzenlos ausgedehnten und der Macht des Menschen entglittenen Daseins, seine Stellung nur dadurch behaupten können, daß er leidenschaftlich bejahte, was ihn bis dahin verwirrt hatte, und als gewaltiges All pries, was ihn vordem als Sinnlosigkeit und als Aufruhr der Materie gegen den Geist verstört hatte. So lernte er aus einem scheinbar chaotischen Weltgetöse den ganzen mächtigen Rhythmus des Universums neu in sich aufzunehmen.

Was ihm nur mit riesiger Anstrengung seines Denkens gelang, hatte der Amerikaner Walt Whitman aus seinem unverwickelten und noch von keiner Tradition belasteten Lebensgefühl ohne Schwierigkeiten geleistet. Aber hier wie dort erwies sich die Lösung der Krisis durch die Bejahung des bestehenden Daseinswirbels nur als ein Ausweg, nicht als Erledigung. Denn immer wieder sah der Mensch sich gezwungen, gegen jede Steigerung der Lebensintensität, die er doch selbst bewirkte, um ihr darauf leidend zu verfallen, auch seinen Herrschaftsanspruch geltend zu machen. Das Gesetz, das Goethe den unteren Mächten des Lebens auferlegt sah: „Das erste steht dir frei, im zweiten sind wir Knechte" — es erwies am Menschen nun seine Macht, sobald er sich einmal in die endlose Kette sich gegenseitig steigernder Forderung und Leistung eingeschaltet hatte. Bis er erkannte, vom Verlust seiner inneren Freiheit verhelfe ihm nicht die oft geübte Ausflucht, die gerade erreichte Stufe der Materialentwicklung anzuerkennen, sondern nur die endgültige Abkehr von dem gleisnerischen Dämon der Zahl, des Maßes, der Statistik als Berechnungsbasis für seine Stellung im Weltganzen.

So wurde ein anderes Ideal als sinngebend für das Leben nötig, und zwar solcher Art, daß nicht die Herrschaft über die Natur, sondern der Dienst in ihr, nicht die Lösung aus der naturgesetzten Ordnung, sondern die gemessene Einfügung in ihren Bestand und Gang, nicht die Unbedingtheit des menschlichen Denkens, sondern die stille Geborgenheit alles Wesens im sicheren Gesetz der Natur als Richtungspunkt aufgestellt wurde. Das war die Botschaft, die der germanische Norden, nämlich Norwegen, durch Hamsuns epochales Buch „Segen der Erde" Europa verkündete.

Aus dieser Beziehung wird aber zugleich sichtbar, daß das Ethos der neuen Haltung durchaus nicht quietistisch oder entsagend ist. Es ist gerade dem germanischen Menschen vor anderen Rassen eigen, daß er die ewige Unruhe als abenteuerliche Bewegung in sich trägt. Diese seine Blutmitgift kann eine Gefahr für ihn werden, wenn sie schrankenlos und ungebunden auftritt. Dann treibt sie ihn ins Maßlose, und in den Weiten seiner eigenen unbegrenzten Sehnsucht verliert er seine Kraft und seine Substanz. Das Schicksal mancher germanischer Stämme, die Geschichte Schwedens und Deutschlands und die Lebensbahnen nicht weniger unbezähmter Persönlichkeiten dieses Rassekreises beweisen es nur zu gut.

Wie aber in der germanischen Dichtung im Großen ein strenger Rhythmus waltet, doch im einzelnen Vers die Freiheit besteht, ihn innerhalb des bindenden Gesetzes nach der Druckhöhe des mitzuteilenden Erlebnisses oder Gedankens individuell auszugestalten, so ist es dem germanischen Menschen artgegeben, daß er sein Höchstes leistet, wenn er in einer Gebundenheit verbleibt, die ihm dank ihrer inneren Statik dennoch gemessene Freiheiten erlauben kann. In lebhaften Kurven verläuft die Geschichte des germanischen Geistes stets um die zwischen den beiden Extremen des Zwanges und der Willkür liegende ideale Mitte.

Hamsun hatte in sich selbst gespürt, daß der germanische und der europäische Mensch seine seelische Heimat verloren habe. Er hatte die Gefahr der lockenden Ferne, der seine Rasse oft erlegen war, die Gefahr- der maßlosen Ausschließlichkeit und geistigen Ungenügsamkeit erkannt, die sich in dem Sturm gegen die Herrschaftsgebiete der Natur ausdrückte. Und ihm schließen sich in allen Ländern Dichter an, jeder nach seiner Art dieses europäische Problem behandelnd, aber alle von der nach Schillers Sprachgebrauch sentimentalischen Haltung Hamsuns gekennzeichnet. Griese, Mechow, Tügel, Waggerl in Deutschland; Aslagsson und Scott in Norwegen; Claes, Coolen, Streuwels, Timmermans und Walschap in Flandern; Sillanpää der Finne; der Este Gailit, der Serbe Stankovič, der Franzose Giono und der Ungar Mora; Reymont und die Dombrowska in Polen, der Deutschrumäne Eisek und andere — eine weitgestreckte Front von Dichtern, die alle mit großem Ernst den Ruf der Natur weitergeben, der ihnen in die Seele geklungen ist.

Die Namen lassen sich leicht vermehren, die Haltung ist überall die gleiche: der Mensch ist gefährdet, sich an die Hochform der Zivilisation zu verlieren und sich dem Gesetz des Seins zu entfremden, das in der Natur kategorisch und warnend allem Geschöpf, vom Einzeller bis zum Menschen, gegeben ist. In der Tat, die Seele des Menschen, ihr ruhiger Rhythmus ist in Gefahr, vom Denken und Willen geschädigt zu werden, so haben diese Dichter ihr Feldgeschrei formuliert. Und ihre Taktik ist es, den Menschen fühlen zu lassen, wie seine Seele allmählich ihre orphischen Kräfte, ihr Wurzelwasser verliert und dadurch ihr Gleichgewicht im All einbüßt. Wer aber den Blutkreislauf, der durch alle geschaffenen Wesen aus dem Herzen des Schöpfers selbst zieht, in sich nicht mehr klopfen spürt, der ist ein Spielball für das Schicksal geworden. Deshalb kann er nicht mehr schöpferisch sein. Er sichert sich wohl noch durch erdachte Ordnungen, erfundene Gesetze der Sittlichkeit und der Sitte. Mißtrauend seiner eigenen Kraft schafft er sich eine „Sekurität", wie Jacob Burckhardt diesen Zustand der Zivilisation verächtlich nannte, in dem man durch Gegenseitigkeitsverträge sich gegen die Angriffe des Schicksals geschützt glaubt. Der Mensch zieht sich in die Menge von seinesgleichen zurück. Damit aber wird er als bloßer Nutznießer unschöpferisch. Denn nur der kann schaffen, der in sich das Leben als Herausforderung zu Abenteuer, Behauptung und Leistung spürt.

Darum sind jene Dichter zu denen gegangen, die urschöpferisch im sichtbaren Sinn sind, zu den Bauern, die das Korn auswerfen und die Saat heranreifen sehen.

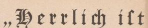
Das ist freilich ein anderes Bild, als es noch Balzac in dem Roman „Die Bauern" gezeichnet hat. Da geht es um Menschen, aus Landhunger gefährlich wie Raubtiere und gewissenlos wie Verbrecher geworden. Und lediglich als ein soziales und psychologisches Problem hat der französische Sitten- und Seelenschilderer diese Volksklasse in sein Zeitpanorama aufgenommen. Balzac erkannte die mythenbildende Keimkraft nicht, die in der Gestalt und Tätigkeit des bäuerlichen Menschen verborgen liegt. In Zolas Roman „La Terre" regt sie sich leise, Reymont aber ist der erste, der den Bauern wie die Natur, in der sein Dasein sich zu erfüllen hat, als ein Gewächs und als elementare Gegebenheit aus den willkürlichen Ordnungen der Zivilisation und Sittengebung herausgehoben hat. Wie in Urzeiten bricht der Mann wieder das Feld um. Der Ruch des offenen Ackers steigt wie ein Opferrauch zum Himmel auf, die Erde empfängt den Samen in ihrem Schoß und treibt es hervor, das heilige Brot, den heiligen Wein. So werden mit ihrer Arbeit Mann und Weib wieder selber ein Stück Natur, gefügt in den unumstößlichen Rhythmus des Jahres und uralter Tradition.

Es wäre freilich durchaus irrig, wollte man diese neue Eingliederung des Menschen in das Naturganze um ihres echt mystischen Grundcharakters willen als romantischen Gefühlsüberschwang oder gar als seelische Schwäche ausgeben. Weder idyllisch noch elegisch ist das Leben, das die Dichtung in diesen neu aufgeschlossenen Bezirken aufzeigt. Es ist das unveränderbare Dasein des ewigen Bauern, schwer in seiner Arbeit, voll der Mühen und der Schicksalsschläge. Und auch das Gesetz des Dorfes ist eine Macht, oft eine strengere als das der Stadt. Der Fischer, der Hirte, der Bauer, diese drei frühesten Berufe haben ihre festen Ordnungen um sich, und wer sie übertritt, kommt schnell in den Bann, der sich nicht leicht löst. Auch in diesem Bereich, in dem die Natur ihr Richtamt ausübt, gibt es Schuld und Sühne. Aber sie liegen nicht da, wo der Städter sie sucht und hinträgt. Sie ergeben sich aus dem, was jene Berufe vom Menschen fordern und was sie für das Leben leisten. Sie schaffen ja und erhalten das Leben. Ohne sie käme der Tod über die Erde.

Nicht von ungefähr läßt Hamsun den Urbauern Isak im „Segen der Erde" als einen Menschen beginnen, der eine Schuld auf sich trägt, ebenso Waggerl in dem Roman „Brot". Denn es bedarf eines gewaltsamen Anstoßes, daß der Mensch wieder ganz einfach werde, ja, es bedarf geradezu einer Ausstoßung, daß er zu seinem natürlichen und unbelasteten Anfang zurückfalle. Nur in einem solchen Zustand, den Menschen und ihren schiefen Maßstäben entzogen, wird man ganz ehrlich. Es ist da ja nichts zu verbergen. Denn nun steht der Angeklagte vor einem Richter, der nicht ihm gegenüber, sondern in ihm Platz genommen hat. Allein das ist die wunderbare Erfahrung, die der Mensch vor diesem Gerichte macht. Er wird wohl schuldig gesprochen, doch nicht verdammt. Denn die Natur als das Ureine kennt kein Aburteil, sie müßte sich sonst selber in jedem Teile verurteilen. Was besteht, muß bestehen und hat um des Lebens willen das Recht dazu. Eben diese Bestimmung aber und Beziehung ist Entsühnung: Leben zu schaffen durch den Kampf um das Bestehen ist die einzige innere Entsühnung. Nicht die Verzeihung noch das Vergessen entschuldet, sondern nur die Tat; nicht das Wort, sondern die Kraft, die sich in Arbeit umsetzt. Darum müssen sich die Männer vom Schlage Isaks — und das sind schließlich alle Menschen unseres Zeitalters — zur großen Mutter Erde wenden, auf ihr zu schaffen, sich in sie zu graben, um ihren Befehl zu empfangen. Das ist das Glück des Menschen, der Brot bereitet und den Acker bricht, daß er Sachwalter der urelementaren Kraft selber ist. Aber er ist es nicht allein. Der Ruf der Natur ergeht an alle, in Stadt und in Land. Auch wer nicht in der Berufung steht, dem Leibe Brot zu schaffen, soll ihn vernehmen. Auch er soll sich revidieren nach dem Gesetz, das ihm von dort wieder gewiesen wird. An jeden ergeht der Ruf der Natur, in welchem Lebenskreis er auch stehen möge. Es kommt auf eines allein an: daß er den Ruf in einem bereiten Herzen empfange und die Neuordnung seines Daseins, die daraus vor sich gehen wird, getreulich und geduldig geschehen lasse.

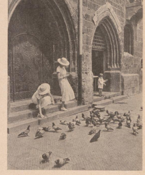
Denn überall ist Ur: in der locker bereiteten Krume des Bodens, im Wehen des Windes unter einem hohen Himmel und im klopfenden Blutstrom der Seele. Überall ist Ur spürbar, wo der Austausch der Kräfte aus dem Ganzen ins Ganze noch ungestört vor sich geht.



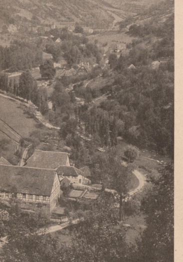


Von der ewigen Romantik deutscher Landschaft

Von ewiger Romantik deutscher Landschaft werden wir niemals müde, in Wort und Schrift immer Neues und Altvertrautes an uns herantreten zu lassen. Und im Bildbuch unserer Tage erweist es sich zur Genüge, wie sehr auch die Kamera in der Hand des künstlerischen Lichtbildners die feinsten Stimmungsreize von Landschaft und Städtebildern in



ihrem typischen Charakter zu erfassen vermag. Das neue Heimatbuch des Atlantis-Verlags „Der deutsche Rhein — Wanderungen und Fahrten der Romantik" mit einer Einleitung von P. O. Rave, dem wir das Bild „Braubach und die Marksburg" (linke Seite oben) nach einem Blatt von Christian Georg Schütz (um 1809) entnehmen, führt uns noch einmal in Kunstwerken, Gedichten, Briefen, Reiseschilderungen und Erzählungen aus klassischer und romantischer Zeit in die Vergangenheit zurück, während „Das Rheinbuch" von Otto Brües — Bild: „Der Rolandsbogen" (rechte Seite, äußere Spalte) — uns in zusammenhängenden Einzelschilderungen mit 184 Aufnahmen von der Quelle des Rheins bis zur Mündung hinabgeleitet. Die Bilder „Blick ins Taubertal von der Höhe Rothenburgs" und Städtisches Brot-



Deutschland…“ / Aus neuen deutschen Bildbüchern

Eindrücke einer Fotofahrt von Aschaffenburg durch das Maintal bis Bamberg und von Rothenburg über Dinkelsbühl und Nördlingen an die Donau bis Passau und ins Inntal festgehalten sind. Das untere Bild auf dieser Seite „Portal im Reichlin-Meldeggschen Patrizierhaus“ entstammt dem Bildbuch „Überlingen“ mit 47 Lichtbildaufnahmen von Siegfried Lauterwasser und einer Einleitung von Bruno Götz, aus denen das frohe und reiche Gebilde von Stadt und Münster auf dem uralten Kulturboden der Bodenseelandschaft zierlich und kraftvoll erwächst. In alle Herrlichkeit



haus am Rathaus in Wasserburg am Inn“ (linke Seite unten und Mitte) sind dem neuen Bildbuch des Meisterfotografen Dr. Paul Wolff „Groß- oder Kleinbild?“ entnommen, in dem die schönsten



der wiedergewonnenen Ostmark führt der Band „Österreich“ mit Einleitung von Günther Schwab und etwa 70 Bildern vom Bodensee bis zum Burgenland in einer Auswahl, die aus der Überfülle landschaftlicher und städtebaulicher Schönheit viel Wesentliches herauszustellen weiß. Bild: „Bergdorf St. Veit in Defereggen“ (links oben).



Saga aus dem Gebirge

Joseph Georg Oberkofler
Das Stierhorn

Von Walter Bauer

Allen vor geht altes Recht,
Tief aus Land und Brauch und Samen.
Höfe sind wie Völkernamen
Und wie Schicksal dem Geschlecht

Aus dem Gedichtbuch Oberkoflers „Nie stirbt das Land“ (siehe S. 317)

Damals lebte auf seinem Hofe Arnstein im Ahrner Obertale ein Mann, Simon der Wesse, genannt der Holmer Tückische. Wie er zu diesem Namen kam, konnte niemand sagen. Er war an ihm gewachsen wie eine Frucht. Sein Weib Ottilia Valbin, des alten Poygers Tochter am Achrain, gebar ihm einen Sohn, den er Gall hieß. Nach dem Tode des Vaters, Keits des Wessen, des Holmer Krummen, übernahm Simon den Besitz. Er zahlte seine Schwester Agnes aus, die sich dann mit dem Gerren von der Mühl verheiratete. Die Mutter der beiden, Sabina Gramsin, weiland des Maygers Tochter, starb nach der Geburt des Mädchens. Simon hörte sie rühmen als tüchtige Hausfrau von überaus großer Schönheit.

So, im Tonfall einer Saga aus dem Norden, beginnt das weiträumige Werk des Tiroler Dichters Joseph Georg Oberkofler. Mächtige Leidenschaften walten darin, und er ist in einer strengen Prosa ihr Fürsprech, der zuweilen den Menschen etwas Statuarisches und dem Leben Entzogenes gibt, etwas, das sie den Gestalten von Hodler ähnlich macht. Als Ganzes ist es gleichwohl ein Werk, in dem das Große gewollt wird. Es ist die Geschichte von dem Holmer Wessen, dem Bauern, dessen Geschlechterzeichen ein Stierhorn ist. In der kleinen Kapelle zwischen Kornkasten und Wasserstube hängt als Zeichen aus grauen Zeiten ein silberverziertes Stierhorn, das die Leute mit Leben und Tod auf dem Arnstein in Zusammenhang bringen und von dem ein alter, landfahrender Gesell einmal ausgedeutet hat, es bedeute Kraft und unerschöpfliches Leben — wo anders als in dem Anwesen selber, das sich gleich einem Fürstentum breitet?

Doch in einem April beginnt die Verflechtung des Schicksals. Es hat mit dem Holmer Wessen etwas Besonderes vor, aber er kann es in seinem Stolz nicht erkennen, und er lacht über die unverständliche Bitte seiner Frau, in diesem Jahr den mächtigen Stier, die Pracht des Stalles, nicht mit auf die Alm zu lassen. Sie ist in Sorge um den Sorglosen. Der schmutziggelbe Schnee des Neujahrstages deutet auf Pest und Seuche; am Lichtmeßtage regnete es Blut; ein Schweifstern zog am Himmel. — Er lacht über ihre Befürchtungen. Als sie nicht nachläßt, ihn zu bitten, ist er zum ersten Male nach langen Jahren zornig auf sie. Gall, der Sohn, bringt, als wolle er die Ahnungen der Mutter bestätigen, aus dem Dorfe die Nachricht, daß Gneterle, der Possenreißer, einer Frau einen Zauber angetan habe; sie habe im Bach Kalbs- und Pferdeköpfe schwimmen sehen, das deute auf Pest. Die Bauern hätten, durch das unsinnige Gerede beunruhigt, den Pfarrer gebeten, ihr Vieh zu segnen. Der hält das alles für einen Wahn, aus dem die Leute bald aufwachen würden.

Die Valbin aber, von diesen Nachrichten tief getroffen, geht am nächsten Morgen heimlich in das Dorf hinab zu dem armseligen Gneterle, und zu Siblin, der Frau eines Pächters, die das Gesicht im Bach gehabt hat, und bittet sie, den Leuten zu sagen, alles sei nur ein Hirngespinst gewesen. Es ist zu spät; die Furcht hat die kleinen Herzen ergriffen.

Die „Zinsmänner“, die auf den Arnstein kommen, um dem Holmer Wessen vom Beschluß des Dorfes Nachricht zu geben, werden von ihm bewirtet, aber zugleich so gedemütigt, daß seine Frau zum ersten Male gegen ihn steht — sie weiß ja untrüglich, daß dem Selbstsicheren Gefahr droht; um seinetwillen muß sie gegen ihn

Alter Bauernhof in Oberkärnten, mit seinen Ringstallungen nach altgermanischer Bauweise angelegt (Aus Spemanns „Natur- und Heimat-Kalender für 1939")



Aufn. Retzlaff

sein. Nur hohnvoll antwortet er auf ihre Bitte, auch die Herden ins Tal zu schicken, damit der Segen auch sein Eigentum schütze.

An dem Tage, da der Segen über die Herden ausgesprochen wird, geht der Holmer Wesse auf die Jagd. Im Tal werden die Tiere zusammengetrieben. Aber mehr als von der Pestfurcht, an die nicht alle glauben, sprechen die Bauern davon, ob der Holmer Wesse wohl seine Herde schicken wird; man meint, sein Stolz werde das nicht zulassen. Zu ihrem Erstaunen sehen sie die herrlichen rötlichen und weißgefleckten Rinder vom Arnstein herabwogen; ihnen folgt, die Rosse lenkend: die Valbin, die Hausfrau. Die schweigsam Starrenden ahnen nicht, daß auf dem Hofe eine schwere Entscheidung gefallen ist. Die Frau handelte gegen den Mann; aber auch ihr Sohn steht nun gegen sie. Er hat sich geweigert, den Stier von der Kette zu lösen, und sie hat nur die Herde, nicht ihren Herrn ins Tal gebracht, in dem sie den Träger des kommenden Unheils ahnt. Der Holmer Wesse kommt voller Unruhe von der Jagd zurück und muß erfahren, daß die Frau gegen seinen Willen gehandelt hat.

Schweigend leben die Eheleute nebeneinander. Der Holmer Wesse schickt den Sohn ins Tal zu den Verwandten; er lädt sie zu sich ein. Aber die als seine Gäste gekommen sind, erstarren, als er sie bittet, seine Rinder und Rosse zu kaufen. Er kann sie nicht mehr sehen; er will es nicht ertragen, daß ein anderer über den Stolz des Arnsteins gebiete und daß jemand die Herde — und ihn so demütigt, wie es geschehen ist. Nur den Stier wird er nicht verkaufen.

Bald danach geht der Holmer Wesse über die Berge, um neue Tiere zu kaufen. Leise bittet sie ihn noch einmal, den Stier auch zu verkaufen; er lehnt es ab. Was hat ihr nun alles genützt? Der Mann ist ihr fremd geworden und der Sohn ferngerückt. Gedemütigt steht sie vor dem Gesinde.

Die Zeit des einsamen Lebens ist für die Valbin eine Zeit der inneren Reinigung und der Entscheidung für den Weg des Wessen; sie gehört zu ihm, gleichviel, welches Unheil sie auch erreiche. Schon eine Woche nach dem Aufbruch des Holmer Wessen kommen die ersten Rinder; bald dröhnen die Stallungen wieder vom Gebrüll.

Nach einiger Zeit kommt die Nachricht, daß der Holmer Wesse mit seinem Sohn, den die Valbin ihm entgegengeschickt, heimkehren werde. Ihre Heimkehr ist ein Fest.

Gleich nach dem Traben der Rosse läuteten droben auf der Tränke die Glocken und kupfernen Hafen der Rinder. In dieses Getümmel hinein brach das Brüllen der Kühe. Schon sah er die wogenden Rücken, die geworfenen Köpfe mit den schön gebogenen Hörnern und die breiten Riemen im Nacken. Die Tiere grüßten ihn, den Bauern auf Arnstein. Gerüstet war sie, die makellose Schar, ihre Schönheit und Stärke zu zeigen und den Hof zu ehren, der ihr Stall und Brunnen und Weide bot. Siegreich überflog das Auge des Wessen das Gehöft. Ja, wie wird ihm die Valbin entgegenkommen, wie ihn zum Tore geleiten und mit welchem Gruße ihn als ersten in das Haus eintreten lassen?

Dann trat sie hervor aus der Mitte der Ehehalten, die schönste von allen, die Arnsteinerin, des alten Poygers Tochter vom Achrain.

So ist das Leid, das sie einander bereiteten, die gute Erde für ihre neue Liebe geworden. Der Himmel ist rein geworden — so scheint es. Nur die alte Magd, die Sulgerin, ahnt Unheil. Sie ist es, die bei einem Fest der Bauern auf dem Arnstein Valbin bittet, ihren Sohn am Laurentiustag nicht mit dem Stier ins Tal hinab zu lassen. In aufbrausendem Zorn führt der Holmer Wesse sie hinaus und verbietet ihr das unsinnige Gerede. Bei diesem Fest nimmt er aus einer Waffentruhe einen alten goldenen Ring und gibt ihn Gall; der soll ihn derjenigen schenken, die er einst auf den Arnstein führen will, und Gall weiß eine würdige Trägerin. Nun ist das Glück vollkommen. Noch nie haben die Leute im Tal den Holmer Wessen so froh und tätig gesehen. Häuser werden unten gebaut; hier soll Gall sein Leben beginnen. Die Magd allein weiß von dem drohenden Unglück.

Wundervoll kommt der Tag herauf, die Tiere stampfen geschmückt in das Tal, und am Ende, wie es der Brauch will, zieht ruhig der Stier, geführt von Gall und seinem Vater. Nelken und Rosen leuchten um die mondhellen Hörner.

Es konnte später niemand genau sagen, wie es geschah. Der Bulle, der bisher gelassen dahinschritt, stutzte plötzlich. Er wollte nicht mehr weiter. Es war aber nichts Auffallendes dabei. Der Holmer Tückische und der Holmer Schmale redeten ihm zu.

Dann senkte der Bulle langsam den Kopf. Der Schmale stand zwischen dem Stier und dem Zirmbaum. In diesem Augenblick, wie von einem furchtbaren Gesichte gehetzt, sprang die Valbin vor und wollte den jungen Wessen zurückreißen. Das Tier, unberechenbar, warf sich auf ihren Schrei gegen die Arnsteinerin. Rasch wie der Blitz, noch ehe es zu spät war, krachte die Faust des Holmer Schmalen auf das Auge des Bullen. Die Mutter war gerettet. Der Holmer Tückische auf der anderen Seite des Stieres vermochte nicht mehr rechtzeitig herumzulaufen. Auch den Hammer konnte er nicht mehr schwingen zum tödlichen Schlag. Denn die schwere Stirn des Bullen lag wuchtig auf der Brust des Holmer Schmalen. Der Holmer Wesse packte den Stier bei den Hörnern und drehte ihn ab. Aber es war zu spät.

Auf dem Arnstein hat unterdessen die alte Sulgerin unaufhörlich geläutet. Sterberufe sagt die kleine Glocke. Der Holmer Wesse spürt wohl, daß es zu diesem Ende nicht hätte kommen müssen, aber die Gründe, die er dafür aufzählt, genügen nicht. Es ist ihm, als sei ein Gesetz erfüllt worden, vor dem sich alle beugen müssen und mit dem zu rechten keinem Menschen erlaubt ist. In der Nacht geht er in den Stall, um den Stier, den Mörder des Sohnes, totzuschlagen. Er kann es nicht — auch dieses Tier, das ihm mit rauher Zunge die Hand leckt, ist ein Geschöpf Gottes. Er will das Schicksal einem Gewaltigeren überlassen, dem einzig Gerechten. Er geht in die Kapelle; dort trifft er die Valbin, und sie sagt ihm, daß sie ein neues Leben trage. Der Sohn hat sich dafür geopfert.

Der Sommer geht zu Ende, der Tote ruht, doch der Mörder lebt. Wenn niemand ihn beobachtet, geht der Holmer Wesse in den Stall und sieht ihn an. Auch dieses Tier steht unter dem Gesetz der Gerechtigkeit. Eines Tages reißt es sich los und schreitet, als zöge ihn etwas, feierlich über die Hänge zum Felssturz und springt in die Tiefe.

Einer von den Wessen ist hinabgesunken, ein anderes Leben wächst heran. Der Arnsteiner ist nicht finster und düster; aber den Leuten will es scheinen, als sei der Übermut seines Lebens gedämpft. Der Winter vergräbt den Hof im Schnee. Die einst gegeneinander standen, leben jetzt innig miteinander vertraut. Der Tod eint sie, doch auch das neue Leben, und mit Verwunderung erkennt der Holmer Wesse, wie die Frau über das Leid emporwächst, sie, die unsterbliche Trägerin des Künftigen. Als der Winter vorbei ist und die Erde von den Frühlingsströmen bebt, hört die Welt neue, zarte Lebensschreie. Zwei neue Wessen rufen das Leben an. Aber in ihrem Kommen ist die Mutter in das Dunkel gesunken. Mit ihrem Tod ernährte sie das strahlende Dasein.

Der Absturz

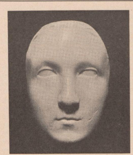
Von Walter Bauer

Wenn die Stunde des Gedichtes zu ihm kam, war das Leben noch groß, und Hölderlin atmete wie in einer Flamme, die er selber mit seinem Dasein ernährte, und der Schmerz war ihm fern. Doch wenn die Verse verrauscht waren wie eine glänzende Woge, in der alles Leben sich spiegelte, wurde alles Niedergang, Zusammenfall, alles war Elend, er sah kein Ende des Leidens, er war dann nichts als ein Mensch von dreißig Jahren, der es in der Welt nicht weit gebracht hatte.

Dennoch war er noch einmal aufgebrochen, um im Winter durch Frankreich zu wandern und, nach dem Amt in Hauptwyl in der Schweiz, eine neue Stelle als Hauslehrer in Bordeaux anzutreten. Er selbst mußte am tiefsten davon überzeugt sein, daß sich in seinem Dasein damit nichts änderte, daß er vielmehr nur den Ort des Leidens wechselte, und wenn er hätte nach dem Sirius reisen können, — die Einsamkeit war ja in ihm, und auch dort oben hätte es ihn dunkel und seltsam zum Abgrunde hingezogen.

Im Januar 1802 war er im Hause des deutschen Konsuls angekommen, aber am 10. Mai schon trafen seine Bewohner den jungen Hauslehrer nicht mehr an, er war fortgegangen, ohne ihnen zu sagen, warum. Sie brauchten sich keinen Vorwurf zu machen, sie seien daran schuld. Sie waren freundlich zu ihm gewesen, sein Amt war nicht schwer und das Leben in Bordeaux im Atem des Ozeans angenehm.

Ihm aber war alles Qual, er konnte es manchmal kaum ertragen mit den Eltern und Kindern am Tische zu sitzen, jedes Wort, das gesprochen wurde, jedes Lächeln tat seiner Haut weh. Sie wunderten sich zuweilen, daß er plötzlich, etwas stammelnd, aufstand, hinausstürzte, in sein Zimmer, — oh, er konnte alles nicht mehr aushalten, sein Dienerdasein zog ihn zu Boden, er ging wie in einem Sumpf. Alle, dachte er, wollten ihn beleidigen, alle verachteten ihn, er sah es doch ihren Augen an, und hinter dem geschlossenen Mund hörte er ihren Hohn.



Alabastermaske der Susette Gontard — Hölderlins Diotima — von Landolin Omacht im Frankfurter Goethemuseum

Er zitterte in betäubender Unruhe, und jeder Tag riß an ihm und schürfte ihn auf. Er verlangte nach der Nacht und ihrem Schweigen, und wenn die Nacht kam, fürchtete er sich vor diesem grenzenlosen stillen Atmen und er sehnte sich nach dem Morgen, dem Brunnen des Lichtes.

Er verließ das Haus, und als er die Stadt hinter sich hatte, nordwärts wanderte, der Vendée entgegen, um nach Paris zu kommen, fragte er sich, weshalb er fortgegangen sei, aber er fand keine Antwort, in ihm war alles leer wie in einem ausgebrannten Haus, manchmal konnte er sich an nichts erinnern, nicht einmal seiner Verse. Er war so müde und wollte Schlaf.

Das Land, das Hölderlin durchwanderte, atmete unter dem feurigen Schein der Sonne. Es war noch nicht sehr lange her, acht Jahre, da flammte der Krieg über den Dörfern und Feldern. Die Bauern der Vendée hatten sich mit Sensen und Dreschflegeln erhoben, um die alte Ordnung des Königtums, das sie von Gott gegeben wähnten, gegen die Flamme der Unvernunft, die in Paris loderte, zu schützen. Es war gekämpft worden wie kaum an den Grenzen des bedrohten Landes, einsam, leer, traurig war die Erde geworden. Doch nun begann der Blut-

dunst langsam zu verschweben, die Bauern, die am Leben geblieben waren, pflügten wieder, denn der Acker ist stärker als der Tod, das unverletzliche Licht rief das Grün wieder hervor, und das Gras, das alle Schlachtfelder langsam dem Gedächtnis entzieht, wuchs auf den Gräbern der Aufrührer. Jetzt, im Jahre 1802, erlebte Frankreich das Wunder der Genesung, Bonaparte hieß sein Arzt, und die Menschen dachten, das goldene Zeitalter bräche an. Er aber, der Wanderer durch die Landschaften der Vendée und Touraine, hatte keinen Anteil an diesem Glück, er gehörte zu niemandem und zu nichts. Wohl ging er durch das Land und sah die Felder, die weißen Höfe, die Bäume und dies alles unter dem Leben des Himmels, aber das war nur am Rande seines Daseins, er hätte so gut auch in der Nacht wandern können. Manchmal stiegen wie Geisterruf wieder Verse in ihm auf, aber sie entflogen ihm wieder wie glänzende Vögel. Er war in sich versunken und ganz allein. Ein junges Mädchen, das auf dem Felde arbeitete, erzählte zu Hause, sie habe einen fremden, jungen Mann auf der Straße kommen sehen, der Kleidung nach ein Prediger oder so etwas. Er sei plötzlich stehen geblieben, habe die Arme erhoben und in einer fremden Sprache zum Himmel emporgerufen; darauf sei er an einen Baum getreten und habe sein Gesicht an den Stamm gelegt. Das Mädchen rief ihn nicht an, sagte sie, weil sie Furcht vor ihm hatte. Aber dann ging er weiter, nur habe er immerfort mit sich selber gesprochen.

Ein andermal hielten ihn Soldaten fest; aber nur einen Augenblick lang konnten sie meinen, er sei ein Spion; sie ließen ihn wieder laufen und lachten über seine Verwirrung. Einmal kamen ihm auf dem Wege Kinder entgegen. Er rief sie zu sich, und sie hatten keine Furcht vor ihm, sein Auge war gut und freundlich, und sein langes blondes Haar glänzte in der Sonne. Er fragte den Knaben von ihnen, wie er heiße, und als der zutraulich sagte: „Henry ...", da sah er ihn an und sagte: „Ich hatte auch einen Knaben, der hieß Henry, und ich gehe jetzt hin, um ihn zu sehen," und er dachte an Frankfurt, an das stille Zimmer, in dem sie einander gegenüber saßen und lernten, und dabei wartete er auf den leichten Schritt von Susette.

Es gab in diesen Tagen Stunden, da glaubte er sich verfolgt, er dachte, der Konsul wollte ihn zurückholen und zwingen, die Qual des Amtes aufs neue zu beginnen, und er bog in seiner Furcht in abseitige Feldwege ein, und in anderen wiederholte sich in ihm das Gespräch mit Herrn Gontard, und was er damals nicht getan, jetzt tat er es, er schrie den andern an, aber nur der Himmel hörte es, an dem immer mächtiger die Sonne flammte.

Den Tagen folgten die Nächte, der Schlaf war tief, als läge er am Grunde ungeheurer Berge, oder lag wach und sah die Finsternis voller Gestalten. Die Nächte verbrachte Hölderlin in den kleinen Gasthöfen des Landes. Wenn die Dämmerung mit den Landleuten von den Feldern kam, wuchs in ihm das Fieber, er war wie trunken und sprach mit den Freunden, dem treuen Sinclair und fühlte sich aufgehoben. Aus der Dämmerung trat er in einen Gasthof ein. Die Leute saßen am Tisch beim Abendbrot. Niemals vergaßen sie diesen Augenblick, in dem Hölderlin hereinkam. Sie wußten nicht, wer er war, aber daß er etwas anderes war als sie alle, das erkannten sie. Er stand vor ihnen in der Tür wie ein Fürst, wie ein König, der auf der Flucht war und unscheinbare, staubige Sachen trug, damit man ihn nicht erkenne, aber jedermann konnte ihn als König erkennen an dem Hauch des Edlen, Hoheitsvollen, das über ihm schwebte, und an der Art, wie er in der Tür stand. So war es auch Hölderlins Gefährten in Tübingen gegangen, wenn er hereinkam, es war ihnen, als schritte Apoll durch den Saal, und sie sahen ihm alle nach. Diese Bauern wußten nichts von Apoll, — aber ein König oder ein Herzog mußte er sein, und der Bauer stand auf, den Flüchtling zu begrüßen.

Nirgends hielt es ihn, als triebe ihn der Wind, so kam er von Ort zu Ort, manchmal gelassen, manchmal erschöpft und fiebernd, von den Flügeln der Schwermut umrauscht. Seine Kleider wurden schmutzig, sein Haar strähnig, in seinem Gesicht zuckte es, in den Augen war ein Leuchten wie früher nicht, das Licht kurz vor dem Irresein, und dann wieder öffneten sie sich hell, groß und strahlten fremde Menschen an, daß sie ihm nachsahen und dachten: wer ist der Fremde mit dem kühnen Blick? Oft warf die Erschöpfung ihn in das Gras und der Tag der Welt, der anderen Ruhm, Liebe, Glück brachte, rauschte über ihn dahin, für ihn brachte er nichts als die Nacht. Es wurde Sommer, die

Sonne flammte höher und wurde mächtig wie der Himmel selber, und es war ihm, als dringe sie in ihn ein und verzehre ihn, er wurde so klein, so nichtig unter dem ungeheuren zornigen Auge, vor dem alle Dinge ermatteten. Die ganze Welt wurde zu diesem glühenden, kreisenden Licht, aus zitterndem Weiß ward wilder Purpur, die Welt verwandelte sich für einen Augenblick in flammendes, wogendes Rot, alles schoß zu ihm hin, riß ihn auf, und mehr wußte er dann nicht, als daß er in diesem Rot verging.

Als er aufwachte, lag er in einem kühlen, dämmerigen Zimmer. Er konnte sich an nichts erinnern, er war ganz leer. Draußen tönten die Stimmen von Menschen. War er schon zu Hause? Er sank zurück in eine ferne Zeit ..., die Stimme erinnerte ihn an eine Stimme, der er nachgekrochen war und die plötzlich nicht mehr da war. Das war der Vater gewesen. Es war ihm angenehm, müde zu sein, zu wissen, daß keiner ihn verfolgte. Dann schwebte eine Stimme in sein Dämmern bei offenem Auge, ein Gesicht kam zu ihm herab, aber er fürchtete sich nicht mehr. Es war das gute Gesicht einer fremden älteren Frau. „Wie geht es Euch?" fragte sie. Vielleicht war dies das Glück — dieses stille Liegen ohne Furcht, ohne Grauen vor dem, was kommen würde. „Bleibt liegen" sagte die Stimme. „Wir fanden Euch auf der der Straße, das heißt Céline fand Euch und rief den Vater, da haben wir Euch hereingenommen. Es war töricht, Euch der Sonne so auszusetzen." Oh, dachte er mühsam, das also war es, Apollon schlug mich, aus dem Maisfeld sprang er hervor wie eine Flamme und verbrannte mich. „Ich muß fort," sagte er, „ich komme sonst zu spät an." Die Frau ging hinaus und kam mit einem Mann zurück. Er war dick und freundlich; hier sei Platz genug, sagte er, er könne sich ausruhen.

Hier blieb Hölderlin einige Tage, es waren die glücklichen Tage seiner Wanderung. Es war ihm, als sei er immer hier gewesen, immer habe er dem sanften Ton des Baches gelauscht, und nun wußte er, was er hätte sein müssen — ein Landmann, aber dafür war es zu spät — wie für alles.

In einer der Nächte, die er in dem Hause des Bauern verbrachte, stand er auf, das Mondlicht hatte ihn geweckt, es zog ihn ans Fenster. Die Welt war still, alles voller Schlaf und voller Geheimnis, der Mond war tief in den Himmel gesenkt, und sein silbernes Licht regnete sanft herab auf die schweigenden Hügel. Da ging er leise hinaus, zwischen den Wiesen auf einem schmalen Pfad und sah einmal zurück wie nach etwas Wundervollem, doch ewig für ihn Verlorenem — er hatte keine Stätte mehr, das Nichts riß ihn fort. Wie ein Geist trieb er durch die Nacht.

Eine Frau, die in dieser Nacht bei ihrem kranken Kind wachte, hörte plötzlich ein leises Klopfen am Fenster und zuckte zusammen, aber sie ging hin und sah einen schlanken fremden Mann draußen stehen, vom Mondlicht umglänzt, das wie Schnee auf seinem Haar lag. „Ist das der Weg nach Patmos?" fragte er mit dumpfer Stimme, und sie sagte zitternd, ohne zu wissen, was er meinte: „Ja, immer gerade aus." Darauf trat er zurück, verbeugte sich tief und ein zauberhaftes Lächeln brach durch die bleiche Maske des Gesichtes. Dann ging er fort, und die Frau sah ihm nach, voller Furcht und Verwunderung, wie er sich in den Schleiern des Mondlichtes verlor.

Niemand wußte, wer durch das Land zog, doch einige Menschen hatten seltsame Begegnungen mit ihm, die sie nicht vergessen konnten, und wenn sie einander begegnet wären und sie hätten davon zu reden angefangen, so hätten sie bezeugen können, daß um diesen Menschen, den sie am Tage oder auch nachts trafen und den sie als leidend in seinem äußersten Sinne erkannten, etwas Unsagbares, Hohes, Reines lag, als sei er nicht ihresgleichen, sondern von einem fremden Stern hierher verschlagen und er müsse an der für einen Sternensohn tödlichen Luft zugrundegehen.

Wie ein Blatt trieb er durch Frankreich, und er war einsam unter dem Himmel der Felder wie im Menschengewühl von Paris, als der junge Konsul Bonaparte vorüberfuhr, umrauscht vom billigen Jubel der Menge. Er stand unter Tausenden auf dem Place de la Concorde wie auf einem leeren Felde.

Einmal kam er heim. Er wußte nicht, wie lange er unterwegs gewesen war. Als Bettler, blaß, mager, die Augen glühend von einem Willen, der nicht mehr der seinige war, trat er vor Matthisson, der zusammenzuckte, als der Fremde flüsterte: „Hölderlin." Er hätte sagen müssen: Ich war Hölderlin.

An den Schöpfer

von Ernst Wurm

Wie schreitest du die Schöpfung ab,
Wie siehst du alles Seelenschöne,
Wie hörst du alle deine Töne,
O Herr, wie reicht dein Wanderstab?

Wenn sich ein reines Herz die Löhne
Für Leiden denkt, sind Leiden Gnade . . .
Du spendest bis zu jedem Grade —
Besiegten gibst du Siegessöhne,

In kleine Wesen senkst du Trost.
Vom Raub der großen nicht erbost,
Erneuerst du die toten Scharen —

Für Nächte, die der Schmerz beengt,
Hast du die Sterne uns geschenkt,
Und Sinne, die dich offenbaren . . .

Deutsches Land

von Friedrich Schnack

Herrlich ist Deutschland: seh' ich der Felder Zug,
Die Berge, wo die Wälder dunkel stehn —
Ich habe viel der weiten Welt gesehn,
Schau ich nur Deutschland, sehe ich genug.

Herrlich ist Deutschland: wo die Flüsse ziehn,
Kraftvolle Ströme, meerwärts hingesandt,
Seh' ich des Kornes Flut, des Brotes Unterpfand —
Was will ich mehr, wem wurde mehr verlieh'n?

Herrlich ist Deutschland: seh' ich der Rebe Grün
dem Himmel nah, wo heiß die Sonne speist
Des Weinstocks hochgemuten Geist,
Seh' ich sein Wachstum, seines Winzers Müh'n.

Herrlich ist Deutschland: seh' ich immerdar
Der Bäume Mai, des Obstes reiche Tracht,
Den Honig, der den Imker glücklich macht,
Den Bienenschatz aus Wald- und Heidejahr.

Herrlich ist Deutschland, seh' ich immer blüh'n
Sein Volk voll Sagen und Gesang,
Fass' ich der Sprache holden Widerklang,
Der Liebesworte innerliches Glühn.

Herrlich ist Deutschland, wie es war seit je,
Der Städte Glanz, der Länder froher Fleiß:
Seh' ich nur immer, die ich lieb' und preis',
Die große Mutter zwischen Alp und See!

Nachtkonzert

von Georg von der Vring

I.

Rote Tuba Amaryll,
Weiße Lilienflöte,
Was mein Herz gewinnen will,
Malt die Abendröte.

Dunkle Pauke Feuermohn,
Schellenbaum Syringe,
Am Gesträuch vernehmlich schon
Hebt ein Wind die Schwinge.

In Erwartung des Konzerts
Aus dem Blumengarten,
Hört mein ungeduldig Herz
Stimmen aller Arten.

II.

Als der Mond in Wolken drang
Und der Wind sich stillte,
War's, daß Klang und Überklang
Jede Blum' umhüllte.

Eine schwoll bis vor mein Ohr,
Raschelnd, aber welche?
In dem nachtumdrängten Chor
Flammten nur die Kelche.

Was die rote Tuba frug,
Sang die Flöte heller;
Was die dumpfe Pauke schlug,
Nahm die Schelle greller.

Was die Kelche leuchteten,
Gab der Mond im Schwinden,
Den am Quell befeuchteten
Regungslosen Winden.

III.

So verrann die schöne Nacht,
Und nun sollst du wissen:
Den, der sie zuendgewacht,
Hat sie fortgerissen.

Tuba, Flöte, Pauk' und Schell'
Im Geström der Pflanzen,
Zieh'n das Herz zum Schattenquell,
Dran die Geister tanzen.

Und du nimmst sie, wie sie sind,
Bist von ihnen einer;
Für das liebe Leben blind
Ist wie du nun keiner.

Nie stirbt das Land . . .

Von neuer deutscher Lyrik

Von Karl Hans Bühner

Mit Dankbarkeit darf verzeichnet werden, daß nun das spätere lyrische Werk Heinrich Lerschs in einer billigen Ausgabe gesammelt vorliegt: „Das dichterische Werk" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 392 S., RM 4.80) umschließt die Gedichtbände „Mensch im Eisen" (1925) und „Mit brüderlicher Stimme" (1934), in die auch einzelne Gedichte aus früheren Bänden Aufnahme gefunden haben. Diese endgültige Gesamtausgabe zeigt nun erschütternd, wie tief dichterisch Heinrich Lersch seine immerhin prosaische Wirklichkeit betrachtete, wie dieser Mensch im Eisen die Welt der täglichen Arbeit verklärte und mit wie überzeugender brüderlicher Stimme er das deutsche Herz zu Heimat- und Volksliebe beschwor. Der reine Gesang dieses nach Glück sehnsüchtigen, an Güte und Liebe glaubenden, von echt deutscher Werkdemut erfüllten Menschen ist ein schönes Zeugnis für die schicksalhafte Verbundenheit des deutschen Arbeiters mit seinem Volke.

Von dem in Petersburg von deutschen Eltern geborenen Dichter Henry von Heiseler, der zu dem Kreis Stefan Georges gehörte, merkwürdigerweise aber kaum bekannt war, erschien soeben der zweite Band der Gesammelten Werke, der die „Gesammelten Gedichte" (Karl Rauch Verlag, Leipzig-Markkleeberg, 236 S., RM 5.80), auch solche aus dem Nachlaß, umfaßt. In diesen hohen, geistdurchglühten Versen offenbart sich Heiselers ernster Begriff von der Kunst, der das persönlich Erlebte wie die Geschehnisse der Zeit der strengen Form unterwarf; darin lag vielleicht gerade der Grund für die nicht genügend breite Wirkung seiner Dichtungen in die Zeit. Jetzt wird das spärliche, auf drei Bände bemessene Werk seiner verdienten Wiedergeburt zugeführt. Gerade diese Gedichte beweisen die große Spannung der Empfindungen und geistigen Erlebnisse dieses wunderbaren Dichters.

In dem neuen Gedichtbuch „O Mensch, gib acht" (Langen/Müller, München, 131 Seiten, RM 4.—) des österreichischen Lyrikers Josef Weinheber sieht man das Kunstvoll-Erhabene der früheren Werke zugunsten des Einfach-Volkstümlichen gewandelt. Dieses „erbauliche Kalenderbuch für Stadt- und Landleut" mit farbigen Illustrationen von Hilde Schimkowitz bringt zu jedem Monat des Jahres eine gleichgeordnete Zahl von Gedichten, in denen eine großzügige Naturbeschreibung, ein sogenanntes Monatsbild, irgendeinem Erlebnis oder einer sorgfältig umschriebenen Menschengestalt vorangeht, dem dann wieder geschichtliche Erinnerungen und vor allem ein humoristischer astrologischer Kalender folgen. Dieses Buch ist für alle Liebhaber der Lyrik eine freudige Erscheinung, voll Ernst und Heiterkeit, Witz und Laune.

Gleichfalls aus Österreich stammt der noch jüngere Lyriker Franz Schlögel. Seine Ahnen sind Bauern gewesen, er selbst ist in die Stadt entschlüpft. In seinem ersten Gedichtbuch „Heimkehr ins Volk" (Adolf Luser Verlag, Wien, 129 S., RM 3.—) gestaltet er in Kunst- und Liedformen die Stationen seines Lebensweges; es ist Ausdruck einer auf dem ruhelosen und notvollen Umweg über die städtische Vereinsamung erreichte Heimkehr zum Volk und zur Scholle, Bekenntnis zu Seßhaftigkeit, Arbeit und Tat. Der dialektische Einschlag dieser flüssigen, sehr bildhaltigen Verse ist noch stärker, lebensvoller und unmittelbarer in dem anderen Gedichtbuch „Wir Bauern" (ebenda, 117 S., RM 4.20), das die im letzten Kapitel des ersten Buches angeschlagenen Themen variationenhaft fortsetzt. Das Jahr des Bauern, die Sitten und Bräuche, Volksweisheit und Aberglaube, naive Lebensfreude wird in diesen bald kunstvollen, bald volkstümlichen Versen besungen, in denen oft eine auffallende Neigung zum Sinnspruch sich offenbart.

Der ewigen Unzerstörbarkeit und Fruchtbarkeit der Scholle gilt auch das Gedichtbuch „Nie stirbt das Land" (Eugen Diederichs Verlag, Jena, 60 S., RM 1.40) des Tiroler Dichters Joseph Georg Oberkofler. Dem auf dem Lande lebenden, dem derben, echtbürtigen, tapferen Bauernvolk sind diese Verse gewidmet, in denen eine gewandte Formbegabung erscheint, die sich mit Geschick der balladesken wie der holzschnittartigen Manier bedient. Die Unmittelbarkeit der Schau in diesen mit Sorgfalt ausgewählten und zusammengestellten Gedichten zeugt für die Bedeutung dieses Lyrikers und für die Echtheit seiner Herkunft.

Das Lob der Natur singt Albert Talhoff in dem starken Band: „Heilige Natur" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 412 S., RM 6.50) in meist umfänglichen, zwischen gelockerter Prosa und strenger Lyrikform sich bewegenden Versen, deren Sprachgestalt ebenso eigenwillig ist wie deren Bildhaftigkeit. Gestalten, Landschaften und Jahreszeiten werden in diesen, der Form mehr als dem Inhalt nach expressiv anmutenden Gedichten andeutungsweise versinnbildlicht. Man liest sich wegen der Eigenwilligkeit der Formen leider sehr schwer in das Buch ein, das aus diesem Grunde kaum eine breitere Auswirkung erreichen wird.

Einen für sein Schaffen bezeichnenden Ausdruck fand Gottfried Kölwel als Titel seines neuen Gedichtbandes „Irdische Fülle" (Propyläen-Verlag, Berlin, 75 S., RM 2.20). Das panische Erleben Kölwels sieht die Welt voll Werden, Wachsen und Bewegung. Diesem steht der

Dichter mit einem tief empfindenden Herzen und einer für das Bildhafte des Daseins erschlossenen Seele gegenüber, was ihn zu Versen voll Anschaulichkeit und oft saftiger Deutlichkeit bewegt. Im durchaus erfreulichen Gesamtbild seiner Lyrik stört es wenig, daß manche prosaische Wendung stehen blieb und noch nicht ganz ins Poetische verklärt wurde. Ausgezeichnet das Gedicht „Sommerlied", eine Schöpfung voll Schwung, Leidenschaft und Gefühlstiefe.

Zu Adolf von Hatzfelds „Gedichten des Landes" (Rütten & Loening, Potsdam, 65 S., RM 3.60) gewinnt man am besten Zugang durch das wirklich köstliche, zu gleicher Zeit mit den Versen erschienene Bekenntnis einer Reise „Positano" (ebenda, 53 S., RM 3.60). Wie hier die italienische Landschaft selbst erfaßt ist, so heiter, gelöst und dabei so von einer beiläufigen Behäbigkeit, das läßt sich nur noch mit Bindings „Moselfahrt aus Liebeskummer" vergleichen. Von dieser Ferne aus erfühlt Hatzfeld in seinen Gedichten das ewige Sein Westfalens, und preist und singt er der Heimat Lied. Daß er die Elemente seiner Heimat zu Quellpunkten einer anschaulichen, leider nicht immer genügend reichen und vielfältigen Bildlichkeit machte, umgrenzt das Wesen dieser meist schmetterlingshaft leichten und beschwingten Verse.

Ein sanfter Eichendorffischer Nachklang ist in den „Wanderliedern" (Friedrich Stollberg, Merseburg, 77 S., RM 2.40) des baltischen Dichters Otto von Taube spürbar, in denen die Zuversicht einer späteren, im Lichte der Ewigkeit vor sich gehenden Begegnung mit der absoluten Wirklichkeit enthalten ist. Verschiedene Landschaften tauchen in diesen Gedichten auf; im Spiegel der Jahreszeiten werden sie geweitet zu einer oft wundervoll gelösten, schwingenden Form. Anruf und Beschwörung, Sehnsucht und Erfüllung verleihen ihnen die sanfte innere Gluthaftigkeit.

Von Anton Schnack liegt ein Gedichtband „Die Flaschenpost" (Paul List Verlag, Leipzig, 97 S., RM 2.80) vor, der angefüllt ist mit den Bildern und Sinnbildern der fränkischen Heimat des Dichters. Die zarte Stimme der Jugend ist in den vielfach die Wirklichkeit beschreibenden und liebevoll deutenden Versen ebenso zu vernehmen wie der gelassene und überlegene Ton des weisen Mannes, der die Menschen und die Erde kennt. Seine Verse verraten eine Neigung zur balladenhaften Form, und zugleich offenbaren sie Schnacks Befähigung auch zur bänkelsängerischen Behandlung geeigneter Themen.

Als bleibendes Verdienst Arthur Bonus' darf die Herausgabe der „Nordgermanischen Balladen der Frühzeit" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 180 S., RM 3.60) gelten, denn sie zeigen uns, daß die Ballade als eine der dichterischen Offenbarungen des germanischen Geistes zu würdigen ist. Die umfangreiche Sammlung enthält Balladen aus dem Isländischen, Norwegischen, Schwedischen, Schottischen und Deutschen; sie ergänzt das zur Zeit ebenfalls von Bonus herausgegebene „Isländerbuch" auf schönste. Der Humanismus nordischer Prägung könnte sich künftig von diesem Lied- und Sagengut speisen lassen.

Deutsche Lyrik aus Siebenbürgen sammelte Hermann Roth (Hermannstadt) in dem Band „Herz der Heimat" (Langen/Müller, München, 74 S., RM 2.50). Er gab damit einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis des deutschstämmigen Menschen jenseits der Reichsgrenzen. Vier Gedichtkreise umschließen die seelische Landschaft dieses Stammes, die vielfältig gebrochen wird von den abgezeichneten Individualitäten der Dichter, den älteren und den jungen, deren Verse sich gegenseitig einen stärkeren Glanz verleihen. Wie schwer der Kampf ist um die Erhaltung des Deutschtums in der Fremde — das ermißt man bei der Lektüre dieser freilich im einzelnen nicht gleichwertigen Gedichte.

Eine hübsche Anthologie, die Prosa und Vers vereinigt, gibt Kunde von den schöpferischen Begabungen in Hessen-Nassau: „Das Mainschiff" (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., 132 S., RM 2.50) trägt reiche dichterische Fracht aus dem Jahre 1937 und beweist die Fülle von Möglichkeiten, das Erlebnis einer Landschaft und ihrer Menschen im künstlerischen Wort festzuhalten. Man freut sich darüber, daß es gelungen ist, soviel Stimmen aus einem einzigen deutschen Gau im Bekenntnis zu Heimat und Volkstum als brausenden Chor zu vereinigen.

Morgen

Beginne deine Arbeit ohne Grauen!
Der dunkle Himmel darf dich nicht erschrecken.
Im Schleier auch mußt du der Göttin trauen;
der Schatten will ja Neues in dir wecken.

Den blassen Keim, der noch kein Glühn verträgt,
beschirmt er gut, bis sich voll lebensreifer Säfte
das erste Blatt kühn auseinanderschlägt . . .
Geduld! Es wachsen dir vielleicht geweihte Kräfte!

Das Urgeheime fühlend, grüße diesen trüben Morgen,
frey liebend dich am hohen mütterlichen Walten —
dein Herz ist tief, so tief in Lust geborgen:
bewähren kannst du dich und Treue halten!

Andreas Zeitler

Kenneth Roberts / Arundel — Die grüne Lady

Von Werner Wien

Amerika beginnt seine Geschichte zu entdecken. Schon Coopers „Lederstrumpf“, für uns Inbegriff des Indianerbuches, war ja so etwas wie ein Nationalepos für die Menschen drüben. Der Roman von Allen „Antonio Adverso“ nahm diese Stoffwelt der amerikanischen Kampfzeit wieder auf, freilich das Historische im wesentlichen doch nur als Hintergrund für die wildromantische Lebensgeschichte des Helden ausnutzend. Jetzt tritt ein drittes großes Werk daneben. Ein amerikanischer Journalist hat das Buch geschrieben, um mit ihm den Freiheitsroman Amerikas zu geben; er hat es nach einer Landschaft genannt, seiner eigenen und seiner Vorfahren Heimat: „Arundel“. Kenneth Roberts, der Autor des „Arundel“-Romans, hat viele Jahre lang die historischen Quellen studiert. Dabei hat sich das Bild des amerikanischen Freiheitskampfes gegenüber der traditionellen Geschichtsdarstellung wesentlich verschoben: für ihn ist die Befreiung und Vereinigung der nordamerikanischen Staaten nicht das Werk der Politiker, nicht die Schöpfung des Kongresses, sondern die Tat jener kleinen Schar freiwilliger Amerikaner, die zu den Waffen griffen, weil sie ihr Land verteidigen wollten. Der Oberst und spätere General Benedikt Arnold ist die Mittelpunktsgestalt des ganzen Buches. Im Grunde geht es immer um die Rechtfertigung Arnolds. Er war ein begnadeter Feldherr und ein von allen Truppen bewunderter und geliebter Führer, der durch Intrigen ehrgeiziger Rivalen und durch die Verlorenheit seiner großartigen Unternehmungen in der Wirrnis kurzsichtiger Pläne des Kongresses um seine Ehre und um das verdiente Denkmal seines Ruhms gebracht wurde, das ihm Roberts jetzt nach mehr als 150 Jahren mit seinem Buch errichten will.

Der erste Band des „Arundel“ berichtet von dem tollen Zug des Obersten Arnold gegen die von den Engländern besetzte kanadische Stadt Quebeck am St.-Lorenz-Strom. Mit 1100 Mann unternahm es Arnold, heimlich das bisher für unpassierbar gehaltene Gebiet zwischen dem Atlantischen Ozean und der kanadischen Grenze zu durchziehen, um dann bei Quebeck für den Engländer überraschend mit einer zweiten amerikanischen Armee zusammenzutreffen und so den Feind von zwei Seiten anzugreifen. Dieser Zug war ein phantastisches Wagnis und wurde eine heroische Tragödie. Denn die Fahrt begann auf völlig ungeeigneten, aus frischem, sich bald werfenden Holz zusammengezimmerten Flußbooten und wurde zu einer Strapaze sondergleichen, weil diese Boote mit ihrem Ballast oft viele Meilen weit durch Sumpfgebiet, Stromschnellen und über kaum gangbare Urwaldpfade getragen werden mußten. So wurde dieser Feldzug in Eilmärschen ein Marterweg voll unsäglichen Elends.

Schon nach einem Drittel der Strecke ist der ganze Proviant aufgeweicht. Regen schüttet unablässig Wassermassen über die frierenden und erschöpften Menschen, die unter den Zentnerlasten ihrer Boote über unentwirrbare Wurzeln, durch Schlick und pestartig stinkenden Morast stolpern, ja schließlich nur noch dahinkriechen. Die Glieder sind von Rheuma aufgequollen und mit Frostbeulen bedeckt; Krankheiten haben die letzten Kräfte zerrüttet, Verzweiflung und brutaler Lebenswille hat schließlich die einen verführt, den andern die letzten Proviantvorräte zu stehlen. Ein Orkan überschwemmt den Ruheplatz der Übermüdeten und schon fast Hoffnungslosen und läßt auch noch die letzten Boote und die letzten Nahrungsmittel versacken.

Aber sie kommen wirklich weiter, auch wenn es tausendmal scheint, als wäre die Grenze des Menschenmöglichen erreicht. Und eines Tages steht dann die kleine Mannschaft Arnolds, auf die Hälfte ihres Bestandes zusammengeschmolzen, in schmierige Fetzen gekleidet, die Haut von allen Qualen gegerbt, verhungert und ohne Munition — nur für vier Schuß pro Mann ist noch Pulver da — vor der Stadt, die sie einnehmen wollten, der im Schnee vor ihnen liegenden Bergfestung Quebeck. Aber nun können sie nicht stürmen, weil sie ein Heer ohne Waffen sind. Sie müssen warten, bis endlich jene zweite Armee, mit der sie sich vereinigen sollten, von Montreal kommt und ihnen Verstärkung bringt. Endlich in einer mondlosen Schneesturmnacht beginnt der Sturm. Die Tragik des Arnoldschen Unternehmens wollte es, daß gleich in den ersten Stunden des Kampfes Arnold selbst verwundet wurde und daß der General der Hilfsarmee, Montgomery, fiel; so ließ sich die Truppe den fast gesicherten Sieg im letzten Augenblick aus den Händen winden.

Der zweite Band des Werkes bringt nun die Schilderung des großen Rückzuges. Nach der Schlacht von Quebeck waren Arnold noch ganze 286 Mann geblieben. In Kanada herrschten die Pocken, und der Kongreß schickte immer neue Hohlköpfe von Offizieren. Die Ersatzarmee des Generals Sullivan wird nach dem ersten Treffen mit ihren vier Regimentern vollständig aufgerieben: So ist die Lage damals bei den Amerikanern. Bei den Briten aber ist eine riesige Verstärkung mit Tausenden von Kerntruppen unterwegs, um sich langsam, aber sicher mit den aufgewiegelten Indianerstämmen zu vereinigen. Das wäre das Ende gewesen. In dieser Lage gab es für die Amerikaner nur eine Möglichkeit: stetiger Rückzug, dabei nach Möglichkeit Aufhalten des englischen Vormarsches. Das Entscheidende war dabei, daß dieser Vormarsch nicht mehr zu Lande, sondern zu Wasser erfolgte, auf einer eilig von den besten Zimmerleuten bei St. Johns gebauten und von erfahrenen Marineoffizieren geführten Riesenflotte. Wollten die Amerikaner sich ihr stellen — das sah Arnold sofort —, dann mußte ebenfalls eine Flotte gebaut werden, am Südende des Chamlain-Sees, in Skenesboro, einem verlassenen, kleinen Nest, koste es, was es wolle! Freilich, wie das geschafft werden sollte, war ein banges Rätsel.

Das heißt, eine Sägemühle war da — ohne Holz. Eine Eisengießerei ohne Eisen oder Arbeiter. Eine Getreidemühle ohne Korn. Schiffsbaupläne ohne Zimmerleute. Auch hatten wir weder Segeltuch noch Nägel noch Tauwerk. Außer den Aexten in unserm Gurt auch keinerlei Handwerkszeug. Also keine Holzäxte, keine Schleifsteine, um sie zu wetzen, keine Hammer- oder Breitbeile. Zudem besaßen wir keine Ruderer, keine Matrosen, kein Geld.

Aber der Willensmensch Arnold, der nicht nur zu planen, sondern auch mit einer unvorstellbaren Umsicht und Arbeitskraft zu verwirklichen verstand, schaffte es. Dann kommt es zur Seeschlacht bei den Valcour-Inseln, die eigentlich schon entschieden war, bevor sie begann, weil die Übermacht der Briten die paar amerikanischen Schiffe wie eine Lächerlichkeit wirken ließ. Arnold muß zusehen, wie ihm eines nach dem andern von seinen Kanonenbooten und Galeeren leckgeschossen wird; aber er hält sich mit dem Rest, bis die Nacht kommt. Und in dieser Nacht vollbringt er ein neues tolles Stück: mit abgeblendeten Lichtern und lautlosen Ruderschlägen, im Schutz eines ihm zu Hilfe kommenden Nebels, manövriert er seine ganze Flotte zwischen den englischen Fregatten hindurch, flieht, bis der Wind schließlich gegen ihn dreht, muß sich noch einmal stellen, weil die Briten mit dem Wind im Rücken sie wieder einholen; eine Kanonade von vernichtender Gewalt bricht über die paar restlichen Schiffe herein.

Eine letzte Fluchtmöglichkeit bleibt schließlich: auf der Luvseite, wohin die Verfolger nicht segeln können, mit Ruderbooten das Land zu gewinnen, um dann in Eilmärschen das tapfere Häuflein der Letzten in Sicherheit zu bringen. — Doch während Arnold einen Widerstand bis zum Äußersten leistet, um Bourgoynes Armee an der völligen Einnahme Neuenglands zu hindern, zieht sich die Katastrophe über seinem eigenen Haupt zusammen: Gefährlicher fast noch als der Feind an der Front ist der Feind in der Etappe, sind alle jene kleinen Offiziere, die in gekränktem Ehrgeiz Arnold beim Kongreß anschwärzen, um sich selbst ins rechte Licht zu stellen — oft genug wirkliche Verräter, die im geheimen Dienst des Gegners die Schlagkraft der Freiheitsarmee bewußt untergraben. Benedikt Arnolds Stellung wird durch sie in wachsendem Maße erschüttert, seine Ehre diffamiert, und statt seiner werden lächerliche Popanze in führende Stellungen eingesetzt.

Die panikartige Flucht der amerikanischen Truppen aus dem Fort Ticonderoga erweist dann bald genug die furchtbare Kopflosigkeit, mit der diese Kongreßgenerale Krieg führen. Und so kann die wunderbare Rechtfertigung Arnolds mitten aus dem Geist seiner Soldaten heraus kommen: Im Augenblick, da er angewidert den Kongreß um seinen Abschied ersuchen will, richten die Männer, die um sein wirkliches Führertum wissen, die Bitte an ihn, zu bleiben. Zwar hat er damit noch lange nicht den höchsten Oberbefehl; aber er hat die Liebe und das grenzenlose Vertrauen der Truppe. In der Schlacht bei Saratoga zeigt es sich dann, daß er geradezu wie eine mythische Erscheinung auf die Leute wirkt, das auseinanderfallende, von der Miliz schmählich verlassene, völlig verwirrte Heer einfach durch sein Auftauchen zusammenreißt und in einem tollkühnen Sturm zu jenem entscheidenden Sieg zu führen vermag, der dann Bourgoynes Armee, vor der man sich

hatte jahrelang zurückziehen müssen, mit einem Schlage vom Kampfplatz vertrieb.

Auf den letzten Seiten seines Buches nennt Roberts Benedikt Arnold „den hervorragendsten Krieger der ganzen Revolution". Aber es würde ein falsches Bild von dem Werk entstehen, wenn man es allein als eine Geschichte des Lebens und der Taten dieses Generals verstände. Denn es ist zugleich ein Geschichtsroman und Abenteuerbuch, ein Kriegsbericht und eine Indianergeschichte, eine Liebeserzählung und Heimatbekenntnis — und alles in allem ein wirkliches Stück Leben, eine ganze reiche Welt, bunt und strotzend von Kraft und Daseinsfülle, vom amerikanischen Menschen aus gesehen und gestaltet.

„Richard, du siehst ein bißchen aus wie ein schläfriger Seeräuber mit deinen grauen Augen und deinem schwarzen Backenbart. Genau so sahen dein Vater und dein Großvater aus; so hoffe ich, daß du, wie sie, schließlich doch einmal aufwachst." Das sagt die Mutter zu dem jungen Kapitän Richard Nason im Anfang des Romans „Die grüne Lady". Und wie sie ihren Sohn damit in die Reihe der Freiheitskämpfer eingliedert, denn der Großvater kämpfte für Amerika gegen die Franzosen bei Louisburg und der Vater gegen die Engländer bei Quebec und Saratoga, so ist auch dieser ganze Roman in gewisser Weise eine Fortsetzung, ein dritter Band zu Kenneth Roberts „Arundel", der von den Freiheitskämpfen der siebziger Jahre erzählt hatte. Hier geht es um jene dritte Phase des Krieges, um jene tollkühnen Kaperfahrten der amerikanischen Seeleute in den Jahren 1812—15, als England den Amerikanern die Handelswege versperrte und sich der Seefahrergeist aus einem ersten Durchbrechen des vom Kongreß beschlossenen Embargos, aus dem passiven Widerstand also, in den aktiven, in den Angriff kehrte. Richard Nason freilich muß erst am eigenen Leibe die Erfahrung machen, daß die Engländer sich im Grunde schon als Feinde gegen Amerika betätigen und daß der Friede nicht mehr zu retten ist, bis er endlich „aufwacht", wie ihn seine Mutter gemahnt hatte. Als er mit seiner Brigg „Neutrality" ausfährt, wird er von der britischen Korvette „Gorgon" sofort geschnappt, und er wird mit zweien seiner Leute zum englischen Kriegsdienst gepreßt. Es gibt Prügel und alle Demütigungen an Bord des Engländers, unter dessen Besatzung schon mancher andere gepreßte Amerikaner mit zusammengebissenen Zähnen dienen muß, bis es im Hafen von Halifax Richard Nason durch ein Husarenstück gelingt, sich und seine Leidensgenossen zu befreien und auf einem amerikanischen Schiff heimzukommen.

Diese Lehre genügt, um ihn zu wildem Haß gegen die Engländer zu treiben. Entschlossen stellt auch er sich in die Schar der freiwilligen Kaperer, die auf eigene Faust und mit eigenen Schiffen gegen die Briten Krieg führen. Es ist das ja der einzige Weg, der den Staaten bleibt, England eins auszuwischen. Die ganze amerikanische Marine auf dem Ozean bestand damals aus lächerlichen sieben Fregatten und fünfzehn Kriegsschaluppen gegen eine Flotte von 800 Kriegsschiffen auf der anderen Seite. Da blieb den begeisterten Patrioten nur diese Chance. Und es war nicht nur eine Chance für den nationalen Freiheitswillen, sondern ebensosehr eine persönliche für das Geschäft. Es war eben doch, so großartig und verwegen dieser Kaperkrieg geführt wurde, für unsere Begriffe eine verdammt amerikanische Angelegenheit, in der sich Draufgängertum, erstes Vaterlandsgefühl und Geschäftsgeist auf das harmonischste verbanden.

Auch Nason hat zuerst märchenhaftes Glück: Schiff auf Schiff wird im Golfstrom und auf der großen Zuckerhandelsroute gekapert, die „Dos Hermanos", die „Star of the Indies", die „Lord Startham". Die reichsten Prisen werden gemacht. Ladungen von unschätzbarem Wert und Tausende an Bargeld. Ja, als er mit einem der tollsten Burschen und gleichzeitig dem bezauberndsten Gentleman unter den Kaperfahrern zusammenarbeitet, kann er sogar gegen einen ganzen Konvoi angehen und gleich drei Prisen auf einmal machen. Dann aber wendet sich sein Schicksal. Er kann noch in Nantes seine Kaperladungen glänzend verkaufen; mit dem Kreuzen von Nantes aus aber will es gar nichts mehr werden, alle guten Beutestücke entkommen ihm, und er selbst hat Mühe genug, sich zwischen den englischen Wachschiffen, die die ganzen Gewässer dort versperren, hindurchzuschlängeln. Schließlich haben seine Leute es satt: in einer Nacht im Hafen stecken sie ihm heimlich die Schaluppe in Brand, damit er end-

lich ein größeres Schiff ausrüstet, das mehr Glück verspricht.

Auch seine neue Brigg nennt er wieder die „Grüne Lady". Dieser Name ist der Name seines Glaubens, seiner Sehnsucht und — seiner Liebe. Er hatte nämlich daheim, kurz vor dem Ausfahren eine schöne junge Engländerin kennengelernt, die an einen alten Mann gebunden war, eine vornehme Dame mit einem grünen Schleier, und dieses Erlebnis ließ ihn nicht los. Es ist sehr reizvoll und für die Art amerikanischer Romangestaltung ungemein aufschlußreich, an diesem Buch zu verfolgen, wie ohne allzuviel Sentimentalität eine solche Liebesgeschichte immer in heimlicher Kontrapunktik gegen den männlich-nüchternen Handlungsverlauf ausgespielt wird, so daß eben auch das happy end schließlich erst dann sich erfüllt, wenn diese beiden Schicksalslinien der „Männerhandlung" und der Liebesgeschichte zusammenlaufen. Vorläufig jedoch bringt die zweite „Grüne Lady" Nason nur noch ein kurzes Glück. Wohl wird der schöne Westindienfahrer „Pembroke" genommen — da begegnet ihnen in einer qualvollen Flaute die „Gorgon" wieder. Der Triumph, diesen Kreuzer zur Explosion zu bringen, wird noch am gleichen Tage von der Katastrophe abgelöst: ein zweites englisches Kriegsschiff, das der „Gorgon" zu Hilfe kommen will, bringt die manövrierunfähige „Grüne Lady" auf. Und weil Nason sein Schiff aus Ehrgefühl im letzten Augenblick in Brand steckt, sind dem Engländer alle Härten erlaubt: Nason habe britisches Eigentum vernichtet.

Und nun beginnt nach dem frisch-fröhlichen Kaperkrieg das tragische Nachspiel: in dem Riesensarg des Gefängnisses „Dartmoor", wo England Tausende von Franzosen und Amerikanern eingekerkert hält, muß auch Nason mit seinen Kameraden Monat um Monat entsetzlicher Qual ertragen. Man erkennt, daß zu den Schilderungen des Grauens, der seelischen Not und des leiblichen Verfalls der Gefangenen Kenneth Roberts' persönliche Eindrücke von den sibirischen Gefangenenlagern des Weltkrieges Stoff und Farbe geliefert haben müssen, so unmittelbar „erlebt" wirken diese Bilder einer sonst von der Geschichte nur mit dürren Daten überlieferten Passion, die ihren grausigen Schlußpunkt in der Blutnacht des 5. April 1814 findet, als nach Friedensschluß, durch ein Mißverständnis hervorgerufen, eine Panik unter den Wachttruppen des Gefängnisses zu einem entsetzlichen Gemetzel führt. Nason selbst aber — und das hellt immer wieder die dunklen Bilder ins Komische hin auf — findet durch einen gutmütig-großartigen Neger, den „König Dick" des Gefängnisses, Rat und Hilfe bei seinen Fluchtversuchen. König Dick führt ihn zu dem geschäftstüchtigen General Le Febvre, der ihm so gründlich „Französisch" beibringt, daß er im wahrsten Sinne des Worts ein Franzose wird; unter dem Namen eines längst an den Pocken gestorbenen, aber in den Gefängnislisten weitergeführten Franzosen kann er freikommen, um dann freilich, als er nach Nandsome Hall zu seiner verehrten Gönnerin, der grünen Lady, flieht, noch einmal von deren Mann geschnappt zu werden. Doch bei seinem zweiten glücklicheren Versuch, wieder durch eine List des kameradschaftlichen Negers unterstützt, findet er wirklich den Weg in die Freiheit. Ein Bruder der Lady Nandsome hilft ihm weiter; und sein Glück erfüllt sich, als er in der Kajüte eines einst von ihm gekaperten Schiffes die geliebte Frau findet, die sich nun, gelöst von ihrem Mann, offen zu ihm bekennt: die grüne Lady.

Das Buch ist ein Roman, das zeigt dieser Schluß, der übrigens angenehm wenig kitschig wirkt, am deutlichsten. Manche werden dieses Romanhafte für einen Vorzug nehmen gegenüber den ersten Bänden des „Arundel", in denen die Liebeshandlung nicht so fühlbar das Ganze durchzog wie hier. Für uns aber ist das Buch in eben jenem Sinne wichtig, der auch den zwei früheren Büchern des großen Amerikaners ihren tieferen Wert gab: als Versuch, dem amerikanischen Volk ein Geschichtsbewußtsein zu schaffen, mit den Empfindungsmitteln des Amerikaners. Und darum ist der stärkere Schluß als das Liebes-happy end das, was ein Gefährte Nasons über den Sinn des Kampfes sagt:

„Ehe wir England dieses zweite Mal bekriegten, waren wir noch keine Nation. Wir waren ein paar Millionen Einzelwesen, in streitende, sich gegenseitig verleumdende Gruppen zersplittert. Städte und Gemeinwesen und getrennte, aufeinander eifersüchtige Staaten; jeder Mann für seinen Teil, jeder Teil für sich. Wenige wissen so gut wie Ihr, was für Leiden der Krieg mit sich gebracht hat, aber die Weltgeschichte muß sagen, daß er eine große Aufgabe erfüllt hat und daß Dartmoor den Preis wert gewesen ist. Endlich sind wir eine Nation."



Verkleinertes Titelbild von Russels „Benjamin Franklin"

Ein amerikanischer Weltmann

Phillips Russel
Benjamin Franklin

Von Heinrich W. Keim

„Wer war der erste kultivierte Amerikaner? — Benjamin Franklin", so beginnt Phillips Russel sein Buch. Und zur Begründung dafür, weshalb gerade er diese Auszeichnung verdient, fährt er fort: „Weil er in einem durch geistige Enge, Aberglauben und öde Frömmelei gekennzeichneten Abschnitt der amerikanischen Geschichte fröhlich, geistreich, weltoffen, gebildet, tolerant und humorliebend war. Weil er der erste amerikanische Weltmann, das heißt: der erste in der Welt bekannte Mann aus Amerika war."

Zuerst erhalten wir in aller Kürze einige sachliche Angaben über die Vorgeschichte der Familie: daß „Ben" 1706 in Boston geboren wurde und 1790 in Philadelphia starb; daß sein Vater aus der englischen Staatskirche ausgetreten und darum ausgewandert war, seine Mutter Abiah Folger dagegen die Tochter eines der ersten Ansiedler in Neu-England war. Man erfährt auch, daß Aufzeichnungen über die Familie Franklin sich bis in das Jahr 1555 und in das Dorf Ecton oder Eton in England zurückverfolgen lassen. Schließlich wird noch mitgeteilt, daß Bens Vater in England Färber, in Amerika Lichtzieher und Seifensieder war.

Die eigentliche Biographie, die sich durch Gewissenhaftigkeit gegenüber den Tatsachen wie durch Anschaulichkeit und Frische der Darstellung auszeichnet, beginnt mit dem Augenblick, da der kleine Ben nach zweijährigem Schulbesuch in die Werkstatt des Vaters eintritt. Wie sieht er, den man gemeiniglich nur aus dem Bild mit der hohen Pelzmütze, dem dunklen Tuchrock und dem lebensfrohen, geistvollen Gesicht kennt, damals aus? Und in welchem Geist wächst der Knabe, dem als Mann die tätige Menschenliebe oberster Lebensgrundsatz werden sollte, im Elternhaus auf?

Er ist zwölfjährig, klein und ein bißchen dicklich. Von den Eltern, die seines Wissens „nie an einer anderen Krankheit gelitten haben, als an der sie starben", hat er einen gesunden und kräftigen Körper geerbt. Unter ihrer Anleitung ist sein Sinn auf alles hingelenkt worden, was im Leben gut, gerecht und weise ist. Am Familientisch, wo leibliche Nahrung als etwas Beiläufiges angesehen wird, hat er den wohlgemessenen Worten von Freunden und Nachbarn gelauscht, die der Vater, ein „frommer und weiser" Mann, wie er auf seiner Grabschrift genannt wird, zur Erbauung seiner zahlreichen Kinderschar eingeladen hat und die sich über „sinnreiche und nützliche Gegenstände" zu unterhalten pflegten.

Der Vater hat den jüngsten Sproß der Familie für den geistlichen Beruf bestimmt. Aber Ben sträubt sich dagegen. Sein Sinn ist auf das Praktische gerichtet. Handwerkern, die im Hause zu tun haben, ihre Handgriffe abzusehen, ist sein größtes Vergnügen, und bald ist er imstande, manche der vorkommenden Arbeiten selbst auszuführen. Doch lebensentscheidend wird für ihn die Begegnung mit dem Buch. Dabei stehen seine ersten Eindrücke, die er von der Literatur empfängt, insofern unter einem günstigen Stern, als ihm nicht bloß Bücher der philosophischen Aufklärung (Locke und Shaftesbury) in die Hände fallen; zur gleichen Zeit stößt er auch auf einige Bände von Addisons und Steeles berühmter Wochenschrift „Spectator". Während dort seine Vorliebe für die Erfahrung ihre gedankliche Grundlage erhält, findet er in diesen Bänden alle gewünschten Anleitungen für das praktische Leben, eine handfeste Morallehre und die Anerkennung des gesunden Menschenverstandes als höchste Instanz in allen Zweifelsfällen.

Eifrig übt er sich an diesem klassischen Vorbild volkstümlicher Journalistik, einen klaren,

allgemeinverständlichen und angenehmen Stil zu bekommen. Was er aber nicht zu lernen braucht, weil er es von Natur her besitzt, ist seine echt amerikanische Fertigkeit in der Propaganda. Es ist erstaunlich zu beobachten, wie instinktsicher dieser erste große amerikanische Journalist darin ist, seine Gedanken so vorzutragen, daß sie einschlagen und im Leser haften bleiben. Während er in der Buchdruckerei seines älteren Bruders tätig ist, schreibt er für dessen dürftige Zeitung, den „Courant", ein paar Artikel, deren witziger Ton und flotter Stil in Boston beträchtliches Aufsehen erregen. Daß sie mit einem weiblichen Decknamen versehen sind, ist für Franklins Art bezeichnend:

Franklin hatte einen ausgesprochen weiblichen Zug in seinem Wesen und seiner Persönlichkeit. Das wurde selbst in seiner leiblichen Erscheinung sichtbar. Mit zunehmendem Alter wurde er immer leichter zur Versöhnlichkeit geneigt, immer weniger zum Kampf bereit und schätzte es weit mehr, Gefallen zu finden, als Widerstand zu leisten. Er hatte keinen der scharfen und kantigen Züge an sich, wie sie für seine Gefährten Washington und Jefferson so bezeichnend sind. Sein ganzes Leben lang bezeigte er ein unverhohlenes Gefallen am Umgang mit Frauen. Er erschien häufig glücklicher und ungezwungener in seinem Briefwechsel mit Freundinnen als mit Freunden. Wenn je ein großer Mann die Frauen verstanden hat, dann war es Franklin. Er liebte sie alle, und wo es anging, machte er alle in sich verliebt.

Angriffe auf die Regierung führen zum Verbot der Zeitung. Darauf läßt Ben sie unter einem neuen Namen erscheinen und wird, mit 17 Jahren, einstimmig zu ihrem Verleger gewählt. In diesem Blatt nun entfaltet Franklin alle Eigenschaften, die ihn zu dem gesuchten und gefürchteten Journalisten seiner Zeit machen: er ist lebendig, nach allen Seiten interessiert, anregend, schlagfertig, stilgewandt, klug, boshaft, humorvoll, ein unerschrockener Paladin der Freiheit und Gerechtigkeit.

Schließlich aber überwirft sich Ben mit seinem eifersüchtig gewordenen Bruder. Auf einem Küstenfahrer segelt er nach Neuyork, damals eine Stadt von 7000 Einwohnern, von da geht die Reise nach Philadelphia, das zwar 2000 Menschen weniger zählt, aber in der Keimerschen Druckerei ihm eine Arbeitsstätte bietet. Und vielleicht wird er auch später einmal die hübsche Deborah Read heiraten können, bei deren Eltern er in Kost und Logis ist.

Inzwischen wird man auf den tüchtigen Drucker aufmerksam. Der Gouverneur veranlaßt ihn, sich selbständig zu machen und in London Maschinen für seinen Betrieb zu kaufen. Vertrauensvoll segelt Franklin, ohne irgend welche Sicherheiten ab und erfährt erst in London, daß die Versprechungen des Gouverneurs von jeher trügerisch gewesen sind. Doch er findet drüben Arbeit, lernt das Leben und die Menschen gründlich kennen und knüpft Bekanntschaften an, die ihm später von Nutzen sein werden. Als er 1726 nach Philadelphia zurückkehrt und von tödlicher Krankheit genesen ist, beschließt er, sein Leben, das ihm bisher nicht ohne sein Zutun nur Enttäuschungen eingebracht hat, durch Fleiß, Sparsamkeit und vernünftige Berechnungen zum Erfolg zu bringen. So tritt er wieder in die Keimersche Druckerei ein, führt dort den Juntoklub zur Förderung von Kameradschaft, Geselligkeit und Wahrheit, eine wahre Bildungsstätte von großer Fruchtbarkeit, und schreibt schließlich als Richtlinien für sein weiteres Leben seine „Glaubensartikel und Religionsvorschriften" sowie die „Kunst der Tugend", eine Sammlung von Lehrsätzen der praktischen Moral, nach denen er eine Zeitlang täglich sein Leben gewissenhaft überprüft. Vom ersten ersparten Geld gründet er mit einem Freund eine eigene Druckerei, kauft Keimers Zeitung und bringt sie als „Gazette" in einem Druckbild heraus, das noch heute vorbildlich ist. Er arbeitet unermüdlich, ist sparsam, geschäftlich sehr rege und schreibt, wie in Boston, so schlagkräftig und unterhaltend, daß das Geschäft schnell aufblüht und er mit 24 Jahren den Freund ausbezahlen und die Druckerei allein weiter betreiben kann. Mitten in der schärfsten Arbeit findet er noch die Zeit, eine Broschüre zu verfassen, in der er eine höchst moderne Geldtheorie aufstellt. Geld, so sagt er darin, sei „lediglich ein Behelfsmittel für den Tauschverkehr", sein Wertmaßstab aber sei die Arbeit. „Ungemünztes Edelmetall in Barren ist nur so viel wert, als es Arbeit erfordert, diesen Barren herzustellen."

Mit 26 Jahren hat er sich genug erspart, daß er Deborah Read, die schon Witwe geworden ist, heiraten kann. Sie wird als eine kraftvolle Schönheit, als tatkräftig und sparsam geschildert. Gewiß war sie ihrem Mann keine „gei-

stige Kameradin", allein sie besaß die Größe, nicht engherzig noch eifersüchtig auf Bens zahlreiche Liebeleien mit fröhlichen und geistreichen Frauen zu sein. Immer mehr tritt hinfort neben dem Geschäftsmann der Menschenfreund Franklin in Erscheinung. Zum „Nutzen der Menschen" gründet er die erste Leihbücherei. Er gibt einen „Kalender des Armen Richard" heraus, in dem er dem Kalendarium tugendhafte Sinnsprüche beifügt, die zu Fleiß und Sparsamkeit anhalten und oft einen Humor entwickeln, der die prüden Puritaner Philadelphias mit Entsetzen erfüllt. Sie sind im Ganzen ein getreuer Spiegel der amerikanischen Gesellschaft jener Zeit und die Quelle alles dessen, was man beim Durchschnittsamerikaner als den „Geist des Erfolges, des Materialismus und der Kunstfremdheit" zu bezeichnen pflegt.

Seinen Namen als Lehrmeister der amerikanischen Nation machten beispielsweise Lebensweisheiten wie die folgenden für alle Zeiten berühmt:

Fleiß ist der Vater des Erfolges.
Sorge für deinen Laden, und dein Laden sorgt für dich.
Notdurft hat noch nie einen guten Kauf gemacht.
Gott schickt Gesundheit, der Arzt die Rechnung.
Drei verläßliche Freunde gibt es: eine alte Frau, ein alter Hund und bares Geld.
Vor der Ehe halte beide Augen offen, nach der Ehe drücke eines zu.
Deine Sorgen behalte für dich.
Ein Heute ist mehr als zwei Morgen.
Mit Handschuhen fängt die Katze keine Mäuse.
Verlorene Zeit findet man nie wieder.
Wer spät aufsteht, muß den ganzen Tag Trab laufen.
Freizeit ist die rechte Zeit, etwas Nützliches zu beginnen.
Kaufe das Unnötige, und bald schon verkaufst du das Nötigste.

Mit 30 Jahren tritt Ben in das politische Leben Pennsylvaniens ein. Alsbald machte er aus dem verrotteten Korps der Nachtwächter eine wohlorganisierte Polizei, er gründet die erste Freiwillige Feuerwehr und legt den Grund zur pennsylvanischen Universität. Doch es ist ganz bezeichnend für ihn und gewiß ein Beweis für seine weibliche Wesensart, daß er auch diese Linie nicht einhält. Plötzlich beginnt er mit physikalischen Versuchen und konstruiert als Folge dieser Studien den ersten modernen Ofen. Dann wieder betreibt er, da er die kriegerischen Auseinandersetzungen Neu-Englands mit den Franzosen vorausahnt, mit großem Erfolg die militärische Aufrüstung seiner Provinz. Kurz darauf verkauft er unerwartet Druckerei, Zeitung und Verlag, baut sich vor der Stadt ein Haus und vergräbt sich in Versuche über Erzeugung und Aufspeicherung von Elektrizität. Vor allem beschäftigt ihn die Frage nach der Natur des Blitzes und des Donners. Seine Gedanken darüber, die schließlich zur Erfindung des Blitzableiters führen, werden in England mit Skepsis, in Frankreich dagegen mit Begeisterung aufgenommen. Zu seinen Bewunderern gehört neben dem König auch ein Rechtsanwalt Robespierre aus Arras. Aber wieder wird er abgelenkt; er nimmt die Stelle eines Generalpostmeisters an; dann wieder wirbt er erfolgreich für den Bau eines großen Krankenhauses und eines kirchlichen Versammlungsgebäudes, er kümmert sich um das Verkehrs- und Beleuchtungswesen seiner Stadt, macht Versuche zur Bodenverbesserung und führt die Kalkdüngung ein. Der „Wohltäter der Menschen", der, wie er es ausdrückt, ihnen zurückerstatten will, was er an Gutem von ihnen und an Gnadenbeweisen von Gott erfahren hat, hat wieder einmal den „man of business" in den Hintergrund gedrängt. Sein Leben fließt in ruhiger Behaglichkeit dahin.

Doch dieser Frieden wird durch den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den Engländern und Franzosen im Mississippital jäh unterbrochen. Franklin ist unzweideutig der gute Patriot, der seine Kräfte ohne Vorbehalt in den Dienst des Mutterlandes stellt. Und als Mißhelligkeiten zwischen England und Pennsylvanien auftreten, wird er, dessen Loyalität von beiden Seiten anerkannt ist, nach London geschickt, sie zu beheben. Fünf Jahre bleibt er drüben; die Schwierigkeiten seiner Mission sind in der Tat riesengroß. Aber trotz aller Arbeit und Sorgen findet er Zeit zu geistvoller Geselligkeit mit führenden Männern und schönen Frauen des Landes. Er wird eine berühmte Persönlichkeit. Edinburgh macht ihm zum Ehrenbürger, Oxford zum Ehrendoktor. Da versetzt ein gehässiger Angriff der Tories auf Franklins politische und private Ehrenhaftigkeit seiner Loyalität einen tödlichen Schlag. Verbittert kehrt er in die Heimat zurück.

Nach diesen Erfahrungen ist nun ihm der Republikaner und Amerikaner erwacht. Mit Washington betreibt er die Vorbereitungen zur Unabhängigkeitserklärung, vor allem schreibt er die Flugschrift, die das Volk zu solch entscheidendem Entschluß reif zu machen hat. Sie heißt: „Gesunder Menschenverstand" und gipfelt in dem Satz: „Alles, Recht und Natur fordern die Trennung. Das Blut der Erschlagenen und die klagende Stimme der Natur rufen: es ist Zeit zu scheiden."

Da kommt ganz unvermittelt das Angebot Frankreichs, Amerika mit Geld und Waffen in seinem Kampf zu unterstützen. Die Ereignisse überstürzen sich. Franklin verfaßt die Unabhängigkeitserklärung. Washington verliert die ersten Gefechte. Es ist höchste Zeit, mit Frankreich zu verhandeln. Mit zwei andern Beauftragten reist Franklin, nunmehr 71 Jahre alt, nach Paris. Endlich hat er die Atmosphäre und die Lebensform gefunden, nach der es ihn immer verlangt hat. Sein Tugendkoder versinkt in der Vergessenheit. Franklin genießt das bezaubernde Leben der französischen Weltstadt. Aber an erster Stelle steht doch sein Auftrag. Es gelingt ihm, große Anleihen zu erwirken, Freiwillige zu werben und ihnen den Weg ins amerikanische Heer zu ebnen.

Bald ist er der volkstümlichste Mann Frankreichs. Philosophen, Künstler, Bankiers, Offiziere und schöne Frauen drängen sich um ihn, er wird zur Mode, zum Abgott des Tages. In diesem Kreise lernt er auch die geistreiche Frau kennen, die ihn liebt und doch in der Entfernung zu halten versteht, die ihrer Freundschaft Dauer zu geben vermag. Es ist Madame Brillon, die ihm „ebenbürtig war an Geist, an Phantasie, im Wortgefecht, in heiterer, spitzfindiger Dialektik, während sie ihm in der Feinheit der Empfindung, im Reichtum an Einfällen, in der Gepflegtheit und der Meisterschaft der Sprache überstraf". Sie regt ihn, der ja nie eigentlich schöpferisch war, zu seinen anmutigsten schriftstellerischen Werkchen an, für sie setzt er diese mit eigener Hand ab und druckt sie auf seiner Privatpresse im Erdgeschoß seines Hauses zu Passy. Acht Jahre nähren tägliche Begegnungen diese zärtliche Freundschaft, sie allein macht ihm den Abschied von Paris schwer. Denn jetzt, nach der siegreichen Beendigung des Krieges, hat Franklin — nicht zum erstenmal — um die Erlaubnis, nach Amerika zurückzukehren. Am 7. März 1785 bewilligte ihm der Kongreß die Rückkehr und ernannte an seiner Stelle Thomas Jefferson zum Generalbevollmächtigten. Jeffersons Ausspruch bei seinem ersten Zusammentreffen mit dem Comte de Vergennes (dem französischen Außenminister) ist geschichtlich:

„Also Sie, Monsieur", fragte der Comte, „sind der, der Dr. Franklin ersetzen soll?"

„Ich bin nur sein Nachfolger, mein Herr. Niemand vermag ihn zu ersetzen."

Seine Fahrt von Paris nach Le Havre gleicht einem Triumphzug, selbst England empfängt ihn mit Achtung. Am 28. Juli 1785 nimmt sein Schiff von Southampton Kurs gegen Westen. Die Überfahrt verbringt Franklin meist in seiner Kabine. Schreibt er etwa seine Erinnerungen an die bedeutenden Männer und liebenswürdigen Frauen, die er getroffen hat, seine Erfolge und Enttäuschungen, Erlebnisse und Erfahrungen nieder? Als er sich eines Tages von seinem Schreibtisch erhebt, hat er einen Aufsatz über „Die Ursache und die Beseitigung des Qualmens von Kaminen" beendigt. So pflegt sich seine glückliche Natur einen Ausgleich gegen heftige Gemütsbewegungen zu schaffen.

Kanonenschüsse und Hochrufe empfangen ihn bei seiner Ankunft in Philadelphia. Noch kann er sich an den Beratungen über die Verfassung beteiligen, dann befällt ihn ein Steinleiden, die Gicht plagt ihn, er wird bettlägerig, und am 17. April 1790 stirbt er an den Folgen einer Lungenentzündung.

Der Kongreß erklärt für einen Monat Landestrauer.

In Frankreich aber hält Mirabeau vor der Nationalversammlung eine Rede, die mit den Worten beginnt:

„Franklin ist tot! Das Genie, das Amerika befreit und einen Strom von Licht über Europa ausgegossen, ist in den Schoß des Göttlichen zurückgekehrt!"



Verkleinerte Nachbildung des Umschlagbildes
Zeichnung von Klaus Richter

Zug in die Freiheit

Stuart Cloete

Wandernde Wagen

Von Karl Blanck

Schlußteil

Wie ein Heldenlied aus fernen Tagen der Menschheit berührt uns dies Epos vom großen Burentreck mit seiner ungewöhnlichen Gestalten- und Erlebnisfülle auf der wildwuchernden, fruchtbaren und mörderischen Erde Afrikas. Wie ein Patriarch waltet unter den Seinen der starke Bure Hendrik, der den eigenen Sohn niederschießt, um der jungen Sannie willen, die er selbst sich zum Weibe ausersehen hat.

Die Buren haben sich in ihrer neuen Heimat eingerichtet, der sie den Namen Kanaan geben, sie teilen das Land auf und errichten die ersten Häuser. Sannie bekommt einen Sohn — aber die Ehe mit Hendrik wird dadurch nicht besser. Hendrik spürt die innere Abwehr, die ihm die junge Frau bei aller scheinbaren Gefügigkeit entgegensetzt. So nimmt er sich das gefällige Mädchen Louisa, um auch von ihr Kinder zu bekommen, damit sein Geschlecht sich vermehrt und fortlebt auf dem neugewonnenen Boden, den es beherrschen soll. Sannie aber fühlt sich geborgen im Schutze des heranwachsenden Löwen, den Hendrik nur zu gern beseitigen möchte. Sie erwartet bald ihr zweites Kind; aber zugleich wartet sie auch auf den Tag der Rache, an dem sie sich für alle Unterdrückung schadlos halten kann. Gegen die brutale Kraft des Mannes setzt sie ihre weibliche Arglist, die er selbst erst geweckt hat; sie wird ihn unterhöhlen, bis er zerbricht. Und nach der Geburt eines kleinen Mädchens, die Hendrik in seiner Erwartung auf männliche Leibeserben enttäuscht, wendet sie sich noch stärker von ihm ab und schenkt heimlich einem andern Manne ihre Gunst, für den sie im Grunde selbst nicht viel empfindet. Vergebens überhäuft Hendrik sie mit Geschenken, die er den wandernden Händlern abkauft; denn immer üppiger entfaltet sich der neue Wohlstand der ausgewanderten Buren auf dem fruchtbaren Boden von Kanaan.

Und doch züchtigte sie der Gott, der sie bis hierher geführt hatte. Mit der einen Hand gab er, mit der anderen nahm er und häufte gleichermaßen seine Gunst und Ungunst auf sie. Langsam senkte sich die Waagschale zu ihren Ungunsten, und ganz verstohlen begann das Schicksal sich gegen sie zu wenden. Mit dem Wohlstand nämlich kam sein Begleiter, der Müßiggang, mit der Übersättigung die Erschlaffung nach großer Arbeit. Hinter ihnen lagen weit verstreut die Gebeine ihrer Kameraden und ihres Viehs- und was lag vor ihnen? Sie wußten es nicht und fürchteten sich vor dem Unbekannten. Viele Kinder wurden vom Fieber weggerafft, viele litten an entzündeten Augen, die von den ihnen bekannten Heilkräutern nicht besser wurden, Hautkrankheiten brachen aus, aber draußen auf den Feldern reifte eine reiche Ernte, und das Vieh sah prächtig aus.

Erst im Jahre 1840 dämmerte diesen einfachen Gemütern, daß allzu große Fruchtbarkeit auch gefährlich werden konnte. Mißtrauisch musterten sie das üppig sprießende Unkraut und die jungen Obstbäume, die wuchsen, aber keine Frucht trugen. Verstohlen blickten sie ihre Schafe an, die Hunger litten in dem geilen Gras, das zu naß war, als daß man es hätte absengen können. Zu Hunderten gingen die geschwächten Schafe an Leberegeln und Würmern ein. Die Schakale waren fast völlig ausgerottet, die wenigen, die noch übrig waren, und die Geier genügten nicht, um mit den massenhaft umherliegenden abgehäuteten Kadavern aufzuräumen. Die Schmeißfliegen wurden zur Plage und fielen alle geschorenen Schafe an. Auch die Zecken nahmen überhand, da es unmöglich war, sie durch Anzünden des Velds zu bekämpfen. Viel Vieh drohte an Blutverlust zugrunde zu gehen, und das gute Gras, das die Tiere fraßen, ernährte nur die Schmarotzer, die an ihnen saßen.

Dann bricht noch die Heuschreckenplage ein, die ihre Ernte vernichtet, und so schränken sie die Landwirtschaft und die Viehzucht wieder ein und werfen sich auf die Elefantenjagd. Tante

Anna denkt viel über diese Wechselfälle nach, sie sieht kommendes Unheil voraus; und je mehr sie über alle Zusammenhänge grübelt, desto klarer wird ihr auch das Wesen aller dieser Vortrecker auf ihrem verlorenen Posten — sie sind keine Farmer im üblichen Sinne und werden es auch niemals sein: „Sie waren die Besten eines Volkes, das zugleich schwerblütig und leidenschaftlich, prahlerisch und halsstarrig in der Verwirklichung seiner Prahlereien war."

Eines Tages kehrt auch Zwart Piete zurück, der große Jäger, der nun ein großer und reicher Händler mit Sklaven, mit Gold und Elfenbein geworden ist, frei und unabhängig, wie er es sich gewünscht hat, befreundet mit den Portugiesen, den Arabern und den wilden Kaffern, ein Mann, dessen Namen und Taten weithin Geltung haben in Afrika. Ruhelos hat ihn das raschere Hugenottenblut umhergetrieben, das er vom Vater her in seinen Adern trägt. Aber jetzt hat ihn das Heimweh nach seinem Volke aus allem Glanz und allen Abenteuern der Ferne wieder herbeigeführt.

De Kok ist ein bißchen traurig, weil seine schöne Lüge keinen Bestand mehr hat. Sara du Plessis aber ahnt, daß sie ihren geliebten Bruder bald an eine andere Frau verlieren wird. Und sie hat recht vorausgesehen. Schon die erste Begegnung hat Zwart Piete, den Freund und künftigen Rächer des toten Herman, und Sannie, die Frau seines verhaßten Mörders, innerlich zusammengeführt, und mit jedem Tage wird ihr Einvernehmen stärker. Mit seinen scharfen Jägeraugen durchschaut Zwart Piete auch die Verhältnisse in der Kolonie: der Höhepunkt des Wohlstandes ist schon überschritten, die ersten Zeichen von Verfall und Vernachlässigung machen sich bemerkbar. Und während die Buren sich noch in trügerischer Sicherheit wiegen, erkennt er bereits, daß die Kaffern im scheinbar friedlichen Verkehr die Ansiedler heimlich ausspionieren, um eines Tages mit ihren wilderen Brüdern im Bunde die Siedlung zu überfallen und zu vernichten und die Viehherden wegzutreiben, die immer noch stattlich genug sind, um ihren Neid und ihre Begehrlichkeit zu erregen. Aber die Buren verlachen in ihrer Selbstgefälligkeit alle Warnungen Zwart Pietes, die er immer wieder an jeden einzelnen von ihnen, auch an Hendrick, richtet.

Plötzlich aber ist Sannie verschwunden, und Zwart Piete mit ihr. Nur Anna de Jong, die alles weiß und die Hendrik von ganzem Herzen haßt als den Mörder seines Sohnes, den Mann, der auch den vorzeitigen Tod ihres Jappie verschuldet und ihre Nichte Sannie unglücklich gemacht hat — nur sie und der alte Diener Jakalaas, der Sannie von Kind auf behütet hat und jetzt ihren Löwen betreut, haben schon vorher von dem Plan der Entführung gewußt. Hendriks Erbitterung kennt keine Grenzen; er wird nicht ruhen, bis seine Rache geglückt ist, und nimmt sofort die Verfolgung auf.

Hart wie Stein war sein Herz, und mit jedem Schritt seines Pferdes wuchs seine Wut. Die Kraft und Geschicklichkeit seines Gegners fachten seine Wildheit noch mehr an, denn hier hatte man an seiner Überlegenheit gerüttelt, und Hendrik van der Berg, der Auserwählte Gottes, war nicht danach gemacht, sich geschlagen zu geben. Durch diese Tat hatte Zwart Piete sich gegen alle gestellt, deshalb würden sich alle gegen ihn stellen. Nur kurz sollte sein sündiges Leben währen, und er wollte diesem Leben mit Gottes Hilfe durch eine Kugel ein Ende bereiten. Eines Tages würde er ihn einholen, denn die Geschwindigkeit der Verfolgten richtete sich nach der Ausdauer des schwächsten unter ihnen, und das war Sannie, seine Frau. Sie war das schwächste Glied der Kette. Er dagegen war im Vollbesitz seiner Kraft, ein erfahrener, in allen Dingen bewanderter Mann, er wollte sie vor sich hertreiben, bis sie zusammenbrach.

Rastlos folgt er der Spur der Entflohenen, bis er schließlich selbst am Ende seiner Kraft ist und in Fieberschauern zusammenbricht. Unwillig gibt er die Verfolgung auf; aber er kehrt nur nach Kanaan zurück, um neue Kräfte zu sammeln und dann von neuem aufzubrechen.

Auch die kleine Gruppe der Flüchtlinge ist von schwerem Unheil betroffen worden. Sara du Plessis, die ihre frühere Sicherheit verloren hat, seit Sannie als Pietes Weib bei ihnen ist, wird auf der Jagd von einem wütenden Büffel gestellt und stirbt an den Wunden, die sie im Kampfe erlitten hat. Erst jetzt begreift Piete, was er an ihr verloren und wie es in ihrem Herzen ausgesehen hat: das ist der Preis, den er für sein Glück zahlen muß, daß er nun den Menschen verloren hat, der ihn seit jeher am meisten geliebt hat.

Ein Grab in Afrika
Begräbnisstätte eines Negerhäuptlings im Urwald.



Aus Wyndham, Der sanfte Wilde (Rowohlt Verlag, Berlin). Siehe Besprechung im letzten Heft, Seite 296

Hendrik hat in seiner Wut über den Mißerfolg der Verfolgung Sannies Löwen niedergeschossen und bedroht auch seinen Wärter, den alten Jakalaas, der sich nur mit Mühe zu Anna de Jong retten kann. Sie nimmt ihn bei sich auf, wie sie auch Sannies Kinder aufgenommen hat, und läßt sich die Gelegenheit nicht entgehen, um mit Hendrik gehörig abzurechnen. Aber der harte Bauer kennt keine Einsicht und keine Reue — sein Stolz ist zu schwer verletzt, und nur noch ein Gefühl beherrscht ihn ganz — das Verlangen nach Rache. Diesmal geht er nicht allein, er fühlt sich noch nicht stark und widerstandsfähig genug, um wieder als verlorener Einzelgänger in der Wildnis umherzuirren. So nimmt er Louisa und ihr Kind mit sich, seinen Wagen und ein paar Sattelpferde mit einigen Kaffern zur Bedienung. Langsam, aber mit unheimlicher Zähigkeit dringt er auf seiner Menschenjagd weiter nach Norden vor. Immer noch nimmt er sich in aller Ungeduld doch Zeit, um erst alle verlorenen Kräfte wiederzugewinnen, bevor er sein Rachewerk vollendet. Doch auch sein gewohntes Jagdglück hat ihn verlassen. Eine Giraffe narrt ihn; er hat sie einmal verfehlt, aber das duldet sein Ehrgeiz nicht, und so opfert er zehn volle Tage, um sie zu erlegen. Und als es ihm endlich gelingt, die Giraffe, die immer wieder im letzten Augenblick zu entfliehen weiß, zu stellen und zum Schuß zu gelangen — auch da noch muß er hinter dem weidwunden Tier herjagen. Blind vor Wut setzt er seiner Beute nach. Dabei tritt sein Pferd in einen Ameisenhaufen, stolpert, gerät mit dem andern Vorderfuß in einen zweiten Ameisenhaufen, stürzt und wirft seinen Reiter ab. Im Sturz gerät Hendrik mit dem Finger an den Abzugshaken seiner Büchse; der Schuß geht los und trifft ihn in den Fuß. Noch kämpft seine starke Natur gegen das Ende an; aber die Wunde heilt nicht, die Adern sind verletzt, er hat schon zuviel Blut verloren, und der Brand tritt hinzu. So geht dies starke Leben in wilden Fieberträumen zugrunde. Unter einem einsamen Hartekoalbaum wird er begraben, wie sein Freund Jappie und sein Sohn Herman, den er getötet hat.

Als die Nachricht von Hendriks Ende zu Zwart Piete und den Seinen dringt, da triumphiert Ninkals, der alte Medizinmann — das ist die Kraft seines Zaubers, er hat ihn behext, durch sein Gaukelspiel auf der Jagd nach der gespenstischen Giraffe festgehalten und schließlich zu Fall gebracht. Aber er warnt auch seinen Herrn und Sannie vor der Rückkehr nach Kanaan, und als er sieht, daß seine Mahnungen nichts helfen, da verkündet er seinem Herrn, was ihn und sie alle erwartet:

„Ihr wollt umkehren, weil die Frau, die Ihr liebt, danach verlangt. So laßt uns denn ziehen, Herr. Laßt aber die Zeit nicht ungenützt verstreichen und liebet einander, denn die Tage Eurer Liebe sind vielleicht gezählt. Seht die aufgehende Sonne

an, seht die Mondsichel am Nachthimmel! Ich sehe den Krieg und den Tod. Ja, aus den Knöchelchen, die ich in den Sand warf, las ich den Tod. Ich sehe nicht, wer stirbt und wie viele sterben. Was ist der Tod? Eine Veränderung, der Übergang von einem Dasein in ein anderes, weiter nichts. Darum ist es eine Torheit, sich vor ihm zu ängstigen. Es ist besser, jung zu sterben, wenn man die Liebe und den Krieg noch kennt, statt wie zappelnde Tiere langsam im Schlamm des Alters zu versinken. Krieg und Liebe, diese zwei Dinge sind die größten auf Erden, Größeres gibt es nicht, Bas, und sie kehren im Alter nicht wieder, wenn man alles vergißt. So laß uns denn ziehen, Herr, mutig und furchtlos wie Elefanten. Was kommen muß, das kommt. Viel Unheil kann ich durch meine Zauberei abwenden, manches aber ist stärker als ich, und das gestehe ich offen ein vor denen, die ich liebe, denn ich bin alt und weise."

Als sie in Kanaan eintreffen, liegt die Stille wie ein Leichentuch über dem Lande. Die Buren sind tageweit fortgeritten, um in der Siedlung Lemansdorp bei einem wandernden Prediger das Abendmahl zu nehmen und die Kinder taufen zu lassen. Alles ist ausgestorben; außer wenigen treuen Dienern sind auch alle Kaffern spurlos verschwunden, und Zwart Piete hält es für geraten, den einzigen Buren, den Sänger Martinus, der mit seiner kranken Frau zurückgeblieben ist, mit Rinkals in die sicheren Berge zu schicken. Mit Sannie und de Kok reitet er weiter nach Lemansdorp, fährt die Buren wegen ihrer Sorglosigkeit an und drängt zur beschleunigten Heimkehr — sonst wird es am Ende schon zu spät sein, ihren Besitz zu retten, den sie schutzlos zurückgelassen haben. Anna de Jong, die sich bei einem Sturz den Fuß verstaucht hat, bleibt mit Sannies Kindern zurück, während Zwart Piete und Sannie mit den Buren nach Kanaan aufbrechen. Schon unterwegs stößt Rinkals zu ihnen mit der Schreckensbotschaft: die Siedlung ist von den Kaffern ausgeplündert und niedergebrannt worden, die zurückgebliebenen Diener sind getötet, das Vieh ist geraubt worden.

Da wählen die Buren Zwart Piete, den Verfehmten, den Ehebrecher, dem sie nur ungern gefolgt sind, zu ihrem Führer — ihn, den Jäger, den Krieger, den einzigen, der jetzt kühn und klug genug ist, mit den jungen Männern den Räubern nachzusetzen und ihnen das gestohlene Vieh wieder abzujagen, während die Frauen und die übrigen Buren unter Leitung von Sannies Vater in Kanaan Lager beziehen sollen. Mit zwanzig Mann reitet er voraus, zwischen den Trümmern der Häuser hindurch, an den verwüsteten Feldern vorbei. Langsam und bedächtig tastet er sich weiter voran, viel zu langsam, viel zu bedächtig für die ungestüme Rachgier der jungen Buren, die seine kluge Vorsicht noch immer nicht begreifen können. Doch nur auf diese Weise gelingt es ihnen, sich unbemerkt heranzuschleichen. Sie erwischen einen Teil der Kaffern in einem fast unzugänglichen Versteck, brechen ihren Widerstand schnell und ohne eigene Opfer, treiben die Überraschten über die Felsen in einen Abgrund hinab, in dem ihre Leiber zerschmettern, und kehren mit einem Drittel der Herde zurück, in einer rücksichtslosen Eile, die den jungen Buren ebensowenig gefällt, wie vorher der langsame Anmarsch. Trotz aller Warnungen Zwart Pietes macht sich etwa die Hälfte der jungen Mannschaft auf, um auch den übrigen Teil der Herde einzufangen; dabei aber geraten sie in einen Hinterhalt und werden bis auf den letzten Mann niedergemacht, während Zwart Piete mit den übrigen das Lager glücklich erreicht. Fieberhaft werden die Arbeiten für die Verteidigung beendet, und schon strömen auch die unbesiegten Scharen der wilden Zulukaffern heran, um den unentrinnbaren Ring um das verlorene Häuflein der weißen Menschen zu schließen — stolze hochgewachsene Kriegergestalten, mit Federbüschen geschmückt; neben ihnen sehen die übrigen Kaffern wie Zwerge aus. Den unerschrockenen Buren sinkt der Mut, wenn sie bei solcher Überzahl an ihre geringen Munitionsvorräte denken. Der alte Medizinmann findet sich bereit, in einer gespenstischen Maske, mit der er die abergläubischen Kaffern erschrecken will, im Schutze der Nacht die Sperrmauer der Belagerer zu durchbrechen, um Hilfe aus Lemansdorp herbeizurufen. Aber beide, Zwart Piete und Rinkals, wissen, daß es auch dafür jetzt wohl schon zu spät sein wird:

„Gibt der Bas mir noch einmal die Hand, bevor ich gehe?" fragte der alte Mann.

„Ja, ich gebe dir die Hand, Rinkals. Du warst mir ein guter Freund und Diener."

„Ja, Bas, das ist wahr. Ich habe Euch Glück gebracht, Gold, Elfenbein und die Frau mit dem Honighaar, die Euch den Kopf verdreht hat... Ich verlasse Euch jetzt, Bas. Lebt wohl. Mein Geist schwebt über Euch, und wenn wir uns in diesem

Leben nicht mehr wiedersehen, dann will ich im Reich der Toten wieder Euer Diener werden. Dort habe ich viele vertraute Freunde, dort werden uns die Frauen nicht beunruhigen wie hier auf Erden."

Dann am nächsten Tag beginnt der Kampf:

Erst am Vormittag griffen die Kaffern an, geführt von ihren Häuptlingen. Die nackten Zulus beteiligten sich nicht an diesem ersten Angriff. Sie standen auf ihre Speere gelehnt unbeweglich wie Statuen und beobachteten den Kampf von weitem.

Sie waren Krieger, Kämpfer im wahrsten Sinne des Wortes, ihnen erschienen deshalb die tollen Luftsprünge und das kriegerische Getue der anderen Kaffern als lächerliche Kindereien. Diese Kaffern mochten gute Hirten sein, vielleicht konnten sie auch ihr Feld gut bebauen, Krieger aber waren sie nicht, und ihre Häuptlinge waren trotz ihrer Leopardenfelle nur unbedeutende kleine Leute. Grimmig lächelnd schauten sie zu, neben ihnen lagen ihre großen Ochsenfellschilde. Diese Affen mochten nur Krieg spielen! Wenn sie genug gespielt hatten, wenn die Weißen müde waren, würden sie über sie herfallen und ein Ende machen. Wie eine Herde wilder Stiere würden sie dahindonnern, daß die Wagen erzitterten; ihre Federbüsche würden rauschen und schäumen wie Wasser und an ihren Beinen würde das Blut herunterlaufen. Und sie würden töten, töten . . .

Der erste Angriff wird abgeschlagen. Dann kommen die wilden Zulus. Unaufhaltsam dringen sie trotz des rasenden Feuers bis hart an das Burenlager vor, werden nur mit äußerster Mühe unter schweren Verlusten auf beiden Seiten zurückgeworfen. So halten sich die Buren noch einen Tag lang. In der Nacht ertönen pausenlos die aufreizenden Wirbel der Trommeln zum Kriegstanz der Zulus. Aber Martinus, der Sänger der Buren von Kanaan, singt seiner sterbenden Frau noch einmal das Lied vom großen Treck, ein Lied nach dem anderen, und vor der ergreifenden Schönheit der reinen Menschenstimme inmitten von Blut und Tod verstummt sogar das Kriegsgeschrei der wilden Kaffern.

Beim Morgengrauen des nächsten Tages aber bricht das Verhängnis über die Todgeweihten herein. Die Kaffern treiben die Viehherden vor sich her; unmittelbar vor der Wagenburg erst jagen sie die Tiere auseinander.

Eine Woge schwarzer Leiber mit weiß schäumenden Federkronen schlug über den Buren zusammen. Sie schossen noch einmal aus nächster Nähe und versengten die Brust der zurücksinkenden Krieger, die auf der Stelle von einer zweiten und dritten Flutwelle ersetzt wurden. Die Wagen bebten und schwankten, schon türmten sich die Haufen der Toten bis an die Naben der hohen Räder.

Zwart Piete sah, wie Sannie zusammenbrach, ein Assegai stak in ihrer Brust. Er drehte seine Büchse um und zerschmetterte dem ihm am nächsten kämpfenden Zulu mit seinem Kolben den Schädel. Der Lärm dieser erbitterten Schlacht war ohrenbetäubend, nur die furchtbaren Klagelaute der Verwundeten übertönten das entsetzliche Gewirr von Lauten. Die Zulus überfluteten das Lager.

Rücken an Rücken stehend kämpften Mann und Frau gemeinsam, zu ihren Füßen lagen ihre toten Kinder. Sie wurden alle, Mann für Mann, niedergemetzelt.

Eine Stunde lang tobten und wüteten die Kaffern im Lager, plünderten die Wagen, stachen die Verwundeten nieder, hetzten hinter den Pferden her und schlachteten selbst die Hunde. Dann wurde es mit einemmal still.

Es war zu Ende mit Kanaan. Die Kaffern bückten sich, um ihre Speere und Dolche im Grase abzuwischen. Dann zogen sie sich zurück, um sich auszuruhen. Sie trugen die Büchsen, Messer und Äxte der weißen Männer fort. Sie hatten gesiegt über die weißen Herren, die als unbesiegbar galten, sie hatten ihre Herden eingefangen, Milchvieh, Ochsen, Pferde, Schafe und Ziegen. Der Gesang, in den sie ausbrachen, war ein Siegesgesang. Sie hatten ihre Feinde wie Elefanten in Grund und Boden gestampft. Sie waren Löwen, die ihre Opfer zerfleischt hatten, sie waren Zulus, und ihr Ruhm war groß.

Rinkals hat Lemansdorp erreicht, und nach allen Richtungen jagen die Botschafter über das Feld, um die Männer aus den verschiedenen Gemeinden aufzubieten. Aber die Buren können nur noch die Toten begraben und Rache an den Kaffern nehmen, deren Krals sie zerstören, und das geraubte Vieh zurückbringen. Rinkals hat es der alten Tante Anna, mit der er sich angefreundet hat, vorausgesagt:

„Ich habe meinen Geist ausgesandt in das Jenseits, und was ich sah, macht mir das Herz schwer. Die Männer, die nach Kanaan geritten sind, kommen zu spät, Mefrouw. Sie können nichts weiter tun, als die Toten rächen. Kanaan ist nicht mehr, Mefrouw, ich sah Kanaan als ein Rad, dessen Speichen im Grase umherliegen."

Anna de Jong aber schaut sinnend nieder auf den kleinen Frikkie, Sannies Sohn. Hendrik und Herman sind tot, Zwart Piete und Sannie sind dahin — nun lebt nur noch Hermans und Sannies kleiner Sohn. Aber in ihm lebt auch das Erbe der Toten, und sie selbst wird ihre Tage in Frieden beschließen — etwas anderes verlangt sie nicht mehr vom Leben . . .



Hermann Schreiber / Der Arzt von Fes

Von Otto Doderer

Am 2. Juni 1896 starb in Bad Godesberg, fünfundsechzigjährig, der Generalkonsul a. D. Dr. h. c. Gerhard Rohlfs. Er war ein Vorkämpfer des kolonialen Gedankens, und Bismarck hat ihn zu seinem Vertrauten gemacht. Mit vierundzwanzig Jahren war der Arztsohn aus Vegesack bei Bremen als Wundarzt der französischen Fremdenlegion nach Algier gekommen. Mit dreißig Jahren reiste er als Mohammedaner durch Marokko, zu Fuß, ganz allein, eine unerhört kühne Leistung, wenn man den religiösen Fanatismus der Bevölkerung und die Geländeschwierigkeiten in diesem damals noch unerforschten Gebiet berücksichtigt. Die Ausbeute, die er mit nach Hause brachte, hat viele weiße Flecke auf der Landkarte mit Namen und Bedeutung gefüllt.

Der Roman „Der Arzt von Fes" von Hermann Schreiber setzt in dem Augenblick ein, als Rohlfs, mit dem Schiff von Algier kommend, in Tanger das Land betritt mit der Absicht, sich dem Sultan von Marokko als Arzt zur Verfügung zu stellen. Rohlfs mietet sich in einem Europäerhotel ein und sucht zunächst den englischen Gesandten auf, der die Interessen der deutschen Hansestädte wahrt und dessen Rat er hören will. „Sonderbar und peinlich zugleich: Ein Bremer Staatsbürger muß um den Schutz der Engländer bitten, weil die zu Hause mit ihrer Kleinstaaterei nicht fertig werden."

Trotz aller Warnungen des freundlichen Gesandten läßt Rohlfs sich von seinem Entschluß nicht abbringen. Eines aber ist vor allem nötig: er muß Mohammedaner werden, und so sehr ihm alle Heuchelei widerstrebt — er wird ein Moslem. Er verkauft seine Habe, kleidet sich wie ein Marokkaner, findet einen arabischen Diener, der bereit ist, mit ihm die Wanderung anzutreten, und ihn in der Sprache und den Bräuchen des Landes unterrichtet. Eines Morgens, noch in der Frische der Nacht, brechen sie auf.

Auf dem schmalen Pfad, der in der Nähe der Karawanenstraße nach Tetuan verläuft, geht ein weißer Mann. Er trägt eine lange Djelaba, die Kapuze hat er nach Landessitte als Schutz gegen die Sonne über den Kopf gezogen. Die Beine sind nackt, und an den Füßen hat er gelbe Pantoffel . . . Ein wenig Wäsche hat Rohlfs zu einem Bündel zusammengeschnürt, es hängt an dem Stock, den er über dem Rücken trägt. In einer spanischen Mütze unter der Kapuze hat er vor der Abreise . . . eine englische Fünfpfundnote eingenäht, das letzte Geld, das ihm geblieben war. Versteckt trägt er unter der Djelaba ein dickes Notizbuch und einen Bleistift. Das ist die Ausrüstung des weißen Wanderers Mustafa. So heißt er jetzt . . .

Der Diener neben ihm führt am Halfter seinen Esel. Ihr Weg führt bergauf, mitten in den Djebel hinein, aber unter schattigen Bäumen, und Rohlfs wird nicht müde, die schöne, gartenähnliche Landschaft mit den Myrten- und Jasminsträuchern und den reifen Gerstenfeldern zu bewundern.

Während einer Rast in einem unbewohnten Flecken, wo an bestimmten Tagen die Bewohner der Umgegend zu einem Markt zusammenkommen, entflieht am vierten Tag heimlich der Diener mit dem Esel, dem Bündel Wäsche und auch der Mütze mit der eingenähten Fünfpfundnote. Rohlfs' Lage ist verzweifelt.

Der Verlust des Geldes und der Wäsche ist nicht das Schlimmste . . . Wer soll ihm jetzt als Dolmetscher dienen? Mit seinen wenigen arabischen Worten wird er bei den Eingeborenen kein Verständnis finden, und so werden sie auch nicht glauben, das er ein Moslem ist.

Bei Sonnenuntergang kommt er mit wunden Füßen in die Stadt Alkassar. Am Tage ist Markt gewesen, die Händler sind dabei, ihre Waren wieder zusammenzupacken. Er wagt es, ein kleines Mädchen nach dem Funduk, dem Gasthaus, zu fragen. Das Kind glaubt, in dem sonnengebräunten Wanderer, der sich mit gekrümmtem Rücken an seinen Stab klammert, einen armen Kranken vor sich zu haben, und führt ihn bereitwillig an der Hand. So kommt Rohlfs an der Bude eines Fleischhändlers vorbei. „Gebratenes Fleisch, wie köstlich! Er vergißt alles um sich. Mit einer wilden, ganz unbeherrschten Geste greift er zu." Als der Händler die Hand ausstreckt, wird Rohlfs erst bewußt, daß er ja kein Geld hat. „Dann hebt er, ohne daß er es richtig weiß, den Finger an den Mund, als wolle er sagen, daß er stumm sei." Aber das kleine Mädchen an seiner Seite verrät mit gellender Stimme, daß er reden

kann, und nun stürzt die Menge auf den Rumi, den Weißen, ein. Es gelingt ihm, die Menschenmauer zu durchbrechen und zu entkommen. In einer stillen Sackgasse bricht er zusammen. Nach einiger Zeit nahen Schritte, eine Hand faßt ihn an der Schulter, und ein arabischer Soldat, der mit seinen Kameraden ausgesandt ist, ihn zu suchen, spricht ihn französisch an. Er führt ihn zum Kaid der Stadt, der freundlich zu ihm ist, als er sein Schicksal erfährt, und ihn als seinen Gast spät in der Nacht in den Funduk entläßt.

Rohlfs hat außerordentliches Glück gehabt. Er bleibt vier Tage in Alkassar. Dann schließt er sich einem Bauern an, der seine Waren nach Uesan bringen will. Diese heilige Stadt ist sein erstes Ziel, weil dort der einflußreiche Oberste der Schürfa wohnt, der gewaltigste Heilige Marokkos, der über Tod und Leben der Schürfa richtet, der edelsten Familien des Landes, deren Abstammung von Mohammed nicht anzuzweifeln ist.

Rohlfs wird zu dem Sidna vorgelassen, der gerade eine Schar von Pilgern empfängt. Er nimmt in ihrem Kreise Platz und sieht, daß der Sidna ein modern denkender Mensch ist, ungefähr ebenso alt wie er selbst, und durch eine Reise, die er vor einem Jahr nach Frankreich unternahm, ein wenig mit den Verhältnissen in Europa vertraut. Der Sidna führt ihn durch den schönen Garten und lädt ihn zum Essen ein.

Als der Herr des Hauses ein besonders schönes Stück Fleisch vom Knochen löst und es Rohlfs durch einen Diener bringen läßt, geht eine kleine Bewegung durch die Reihen der Kauenden, denn sie wissen, was die Geste bedeutet: daß der Sidna zu verstehen gegeben hat, daß der weiße Wanderer Mustafa nunmehr sein Freund geworden ist, dem man Achtung zu zeigen hat.

Es wird ihm ein kleines, reinliches Haus in dem Garten des Sidna in der Stadt zugewiesen, in dem er sich wohlfühlt. Bald kann er auch dem Sidna einen Beweis seiner ärztlichen Kunst geben. Ein alter Mann wird zu ihm gebracht, der an Wassersucht im fortgeschrittenen Stadium leidet. Rohlfs ersteht im Stadtviertel der Handwerker bei einem Schuhmacher eine Schusterahle und läßt sich bei einem Blechschmied eine Kanüle aus Blech arbeiten, die ihm die nötigen Instrumente ersetzen sollen. Damit führt er die Punktion an dem Kranken aus, der dem Tode nahe ist, und die Operation gelingt, das Wasser fließt ab unter der starren Verwunderung der Neugierigen, die dem Vorgang wie einem Marktschauspiel zusehen.

Eines Tages bittet ihn der Sidna sogar, in seinen Harem zu gehen, um ein junges Mädchen zu heilen, die Schwester seiner jüngsten Frau. Es ist ein schönes Mädchen, namens Aischa. Sie hat nur Fieber, und mit Chinin ist ihr leicht geholfen. Aber Rohlfs besucht sie nun öfters und unterhält sich mit ihr, und es entwickelt sich eine Zuneigung zwischen ihnen.

Rohlfs hat sich jedoch sein Schicksal anders gedacht, „als der Freund des Heiligen von Marokko zu werden und sich in einer gewiß schönen und reizvollen Stadt die Sonne auf den faulen Pelz scheinen zu lassen". Er will tiefer in die Rätsel dieses Volkes eindringen. Nach mehreren Wochen verläßt er Uesan mit der Karawane eines Kaufmanns, ausgerüstet mit einem Empfehlungsschreiben des Sidna an einen Agha, einen Hauptmann im Heere des Sultans. Nach drei Tagen ist er in Fes. Am nächsten Morgen marschiert er mit der Abteilung des Agha in der Parade an dem Sultan vorüber. Der Sultan wird auf den weißen Mann in seiner Armee aufmerksam und ernennt ihn zum Obersten der Ärzte. Rohlfs hat nun ein Pferd, ein Zelt, eine Uniform, und zwei Sklaven stehen zu seiner Verfügung. Nur bekommt er kein Gehalt, er muß sich das Geld durch seine Privatpraxis verdienen. „Er geht unter den Menschen der fremden Rasse, als sei er ihresgleichen und als sei das schon immer so gewesen." Er hat weiterhin Glück. Der Bascha der Altstadt, der an Asthma leidet, nimmt ihn zu sich in sein reiches Haus. Diener werden ihm zugeteilt, und er erhält die besten Bissen aus der Küche.

Für arabische Begriffe ist Mustafa der Arzt ein vornehmer Mann geworden; er trägt kostbare Kleider, und die bunte Weste unter der Dschelaba, kunstvoll bestickt mit Arabesken und mit blinkenden Knöpfen versehen, zeigt jedermann, wie stark der Weiße in der Gunst der Mächtigen des Landes gestiegen ist.

Dann reist der Sultan in sein Sommerschloß nach Meknes, und die ganze Armee siedelt mit über. Hier mietet sich Rohlfs einen Hanut, einen Laden, im Viertel der Kessaria, wo die wohlhabenden Händler wohnen. Jeden Tag

muß er in den Palast eines gichtkranken, fettleibigen Ministers kommen und ihm die Füße massieren. Aber als der Bascha in Fes, der ihn wieder zu sich rufen ließ, eines Morgens gestorben ist, wird Rohlfs die Schuld an seinem Tode zugeschrieben. Das Volk will ihn erschlagen. Er wird wieder durch die Gassen gehetzt, findet aber Zuflucht im Schutz der Moschee Mulei Edris, in der ihm nach dem Gesetz keiner seiner Verfolger etwas anhaben darf. Der Sohn des toten Baschas befreit ihn schließlich; doch diese neue Erfahrung hat Rohlfs wieder einmal gezeigt, „wie töricht seine Hoffnungen waren, mit Menschen zu leben, die so ganz anders sind und so unfaßbar fremd".

Auch die Beförderung zum Leibarzt des Sultans bringt seine Absicht, sich wieder frei zu machen, nicht ins Wanken. Durch Verwendung des englischen Gesandten, der zufällig mit einer Delegation nach Meknes kommt und mit dem Sultan verhandelt, erhält er seine Entlassung und dazu die Erlaubnis, überall im Lande dahin zu gehen, wo es ihm beliebt. Mit zwei vornehmen Schürfa, die vom Sultan kommen, kehrt er nun zunächst nach Uesan zum Sidna zurück, der ihn mit großer Freude empfängt. Er bleibt ein ganzes Jahr bei ihm, ist sein Vertrauter und ständiger Begleiter. Und doch bleibt eine Wand zwischen ihnen. Rohlfs weiß jetzt, daß es niemals ein volles Verstehen zwischen ihnen geben wird. Voll Wehmut nimmt er Abschied, vom Sidna und von Aischa, dem Arabermädchen.

Knapp zusammengedrängt wird dann Rohlfs' weitere Wanderung durch Marokko mit ihren unsäglichen Strapazen und Gefahren berichtet: Über Tanger, Rabat kommt er an der Küste des Atlantischen Meeres entlang nach Asamor, macht einen Abstecher nach Marrakesch, kommt nach Masagan. In einem Zeltdorf wird er von einem Spanier, der Mohammedaner geworden war, betrogen und abermals zum Bettler gemacht, so daß er sich wieder als Arzt das Nötigste verdienen muß. Weiter geht es nach Mogador, Agadir, Tarudant durch die Einsamkeit, durch Räuber gefährdeten Felsschluchten des Atlasgebirges, nach der Oase Draa, durch Steppe, durch Steinwüste. In der Oase Tafilet wird er als Spion verdächtigt, aber von dem verbannten Bruder des Sultans in Schutz genommen. Der Scheich der kleinen Oasenstadt Boanan, dessen Gast er war und der einen Beutel Geld bei ihm gesehen hat, überfällt und beraubt ihn auf der Weiterwanderung, durchschießt ihm die Schulter, zerspaltet ihm mit einem Säbel die Hand. Erst nach drei Tagen wird er an der abgelegenen Stelle gefunden und vom Scheich der Oase Hadjui gesundgepflegt. Aber zeitlebens behält Rohlfs einen steifen Arm. In Géryville schließlich, dem französischen Grenzposten in Algier, „begrüßen staunende Europäer einen weißen Mann im Araberkleid. Sie können es nicht fassen, daß er einen Weg zurückgelegt hat, der ihnen verschlossen erschien, und sie flüstern zum erstenmal den Namen, der einige Jahre später einer zivilisierten Welt sehr geläufig sein wird."

Der Roman umschließt also nur den Anfang der heldenhaften Forscherlaufbahn eines der Pioniere, denen die wissenschaftliche Aufschließung Afrikas zu verdanken ist und unter denen ja gerade Deutsche wie Barth, Vogel, Nachtigal und Schweinfurth neben ihm zu nennen sind. Ein Bericht über jene erste Reise, den Rohlfs in die Heimat sandte, machte die Geographen auf ihn aufmerksam. Ohne nach Deutschland zurückgekehrt zu sein, trat er schon im August 1863, nun ausgerüstet mit Geldmitteln des Bremer Senats, der Londoner Geographischen Gesellschaft und aus einer privaten Sammlung, von Algier aus seine zweite Reise quer durch Nordafrika an. Wie er auf der vorhergegangenen als erster Europäer in die Oase Tafilet gekommen war, so diesmal in die Oase Tuat. Das Ergebnis, das er mitbrachte, hat seinen Ruhm vollends begründet. Zwei Jahrzehnte hindurch folgte dann mit dem leidenschaftlichen Einsatz seines Lebens im Dienst der Wissenschaft eine Reise nach der anderen: 1865—67 von Tripolis zum Tsadsee, 1867—68 mit einer englischen Expedition nach Abessinien, 1868—69 durch die Kyrenaika nach Ägypten, 1873—74 durch die Libysche Wüste, 1878—79 entdeckte er die Oasengruppe von Kufra, 1880—81 wurde er als außerordentlicher Gesandter des Deutschen Reiches nach Abessinien entsandt, und 1885 kam er im Auftrag Bismarcks als Generalkonsul nach Sansibar. In den letzten Lebensjahren war seine Gesundheit zerrüttet. Seine Ehe mit einer Nichte des berühmten Afrikaforschers Georg Schweinfurth ist kinderlos geblieben.



Auf der Höhe der Hadramauter Berge

Hans Helfritz / Geheimnis um Schobua

Von W. Bellon

Mit zwei Bildern aus dem besprochenen Werk

Noch immer gibt es auf der Karte manchen weißen Fleck, manches Gebiet, über dem das große Fragezeichen: Unerforscht! steht. Selbst ein Land, das seit jeher dem abendländischen Kulturkreis benachbart ist, wie Arabien, birgt noch Unbekanntes genug, neue Aufgaben, die es zu lösen gilt.

So hat Hans Helfritz, der im Jahre 1935 seine dritte Reise nach Südarabien unternahm, bei der Heimkehr eine reiche Ausbeute an Bildern und Filmstreifen aus einem Teil der großen Halbinsel mitgebracht, den noch nie zuvor ein fremder Fuß betreten hat. Die Fahrt galt diesmal der alten Ruinenstadt Schobua, einem Mittelpunkt uralter sabäischer Kultur. Vielleicht ist es das alte Saba selbst, wie man aus dem Namen schließen könnte? Wir wissen es nicht, denn nur einzelne Inschriften, die an der Küste von Beduinen verkauft werden, sind uns bekannt; noch nie ist es dem Europäer gelungen, in die Stadt selbst einzudringen, die von den einheimischen Beduinenstämmen argwöhnisch und eifersüchtig behütet wird. Trotz größter Armut lassen sie sich auch durch die verlockendsten Versprechungen nicht bewegen, einem Weißen das Betreten der Stadt zu erlauben; denn sie vermuten ungeheure Schätze unter den Trümmern und wollen nicht, daß Fremde sich ihrer bemächtigen. Wie es ihm dennoch geglückt ist, wenigstens für einige Stunden in das Gebiet von Schobua einzudringen, davon berichtet Helfritz in seinem neuen Buche. Er versteht es, kleine Begebenheiten so darzustellen, daß in ihnen das Wesentliche und Bezeichnende aufleuchtet.

Von Aden geht es auf einem indischen Küstendampfer, der „Afrika", ostwärts nach Schechr, wo die eigentliche Wüstenreise beginnen soll. Diese „Afrika" ist ein uralter Kasten. Die Hauptladung des Schiffes bilden Hammel, die einen fürchterlichen Geruch verbreiten: allein schon ein Grund, seekrank zu werden!

So fährt der Reisende mit heimkehrenden Mekkapilgern vier bis fünf Tage lang, bis Schechr erreicht ist. Tagelange Verhandlungen mit den Beduinen sind nötig, bis Helfritz sich einer Karawane von 200 Kamelen anschlie-

ßen darf, die ins Innere der Provinz Hadramaut zieht, von deren Hauptstadt Sejun aus die Expedition im engeren Sinn aufbrechen soll.

Durch weite Steppen und über die hohen Berge von Hadramaut, wo selbst in einer Höhe von mehr als tausend Metern noch 50 Grad im Schatten gemessen werden, geht der Marsch. Aber trotz aller Mühen und Unannehmlichkeiten fühlt man sich wohl bei diesem richtigen Nomadenleben. Rasch bildet sich zwischen dem weißen Mann und den Beduinen „eine Gemeinschaft als freie Naturmenschen, die sich über alle Strapazen einer beschwerlichen Wüstenreise mit Humor und Ausdauer hinwegsetzen". Alte Bekanntschaften von früheren Reisen werden zur beiderseitigen Freude erneuert und neue ebenso schnell geschlossen.

Neun Tage teils auf dem wiegenden Kamelrücken, teils zu Fuß über steinige Bergpfade dauert die Reise nach Sejun. Hier gewinnt Helfritz den Beduinen, mit dem er den Vorstoß wagen will, Salim bin Hassan vom Stamme der Al Burek, der in der Nähe von Schobua zu Hause ist. Noch ein Stück weit geht es im Auto, das der Fürst Al Kaff zur Verfügung stellt; dann beginnt die Kamelreise durch die Wüste aufs neue, nur unterbrochen von Rasten bei kleinen Siedlungen und Wasserstellen. Zehn- bis zwölfstündige Tagesmärsche legen sie zurück. Außer dem Führer Salim wird Helfritz von einem baumlangen Neger aus Britisch-Somaliland, Ali Ismail begleitet, der ihm schon in Schechr seine Dienste angeboten hat. Aber da außerhalb der Grenzen von Hadramaut das Reisen gefährlich ist, weil die wilden Beduinenstämme hier von keinem König oder Sultan im Zaum gehalten werden, so tun sie sich, wenigstens für die ersten Tage, mit einigen Beduinen zusammen, die sich der Karawane anschließen.

Später geht es allein weiter, fünf bis sechs Tage lang. Westwärts ziehen sie durch die langgezogene Sandebene eines breiten Tales, Schobua entgegen. Es fehlt nicht an Aufregungen. Einmal hält sie ein einzelner Beduine auf und verlangt Wegzoll. Es gibt ein wüstes Geschrei von beiden Seiten. Eine Stunde lang dauert das Hin und Her der Worte, bis schließlich einige Schüsse den Zudringlichen vertreiben. Ein andermal geht es um das Wasser. Helfritz hatte seinem Beduinenführer vertraut, der behauptete, an der nächsten und letzten Wasserstelle werde er gutes Quellwasser vorfinden. Statt dessen ist es nur ein brackiges Wasser, mit dem sie sich für Tage versorgen müssen.

So ist man froh, als Schobua in Reichweite rückt. Um in die Stadt zu gelangen, wird ein richtiger Kriegsplan von den drei Reisegefährten entworfen. Sie beschließen, bei Nacht einen Überrumpelungsversuch zu machen, der über Erwarten gut gelingt. Ohne von einem Menschen gesehen zu werden, erreichen sie ein einstöckiges Rasthaus am Ende der Stadt, zu dem Salim den Schlüssel hat. Doch nur kurze Zeit bleibt zum Schlafen, denn schon beim Morgengrauen wird es draußen laut. Noch sind es nur Freunde vom Stamm der Al Burek, die zu den Eindringlingen stoßen; aber ihr Kommen hat die Einwohner Schobuas aufmerksam gemacht. Auch sie eilen zum Rasthaus und erkennen bald den Fremdling. Mit List gelingt es, sie in ein endloses Palaver zu verwickeln, währenddessen sich Helfritz mit Filmkamera und Leica schleunigst aus dem Staube macht, von Salim und zwei Beduinen begleitet.

Auf drei Hügeln ist die Stadt gebaut, jeder Teil ein Trümmerhaufen. Aber über den Trümmern dieser alten Kultur haben sich die Beduinen ihre heutige Stadt errichtet, die aus primitiven Lehmhütten besteht, in denen sich mitunter gut erhaltene Steine sabäischer Herkunft finden.

Häßlich und unfreundlich sind diese Gebäude, verkommen und zerfallen. Wie ein böser Drache liegt ein Gewirr von verkommenen Behausungen über der alter Sabäerstadt. Ängstlich besorgt um die verborgenen Schätze, an die sie selbst nie herankommen können, bedrohen diese Volksstämme jeden, der der Stadt auch nur zu nahe kommt, mit dem Tode.

Die drei Hügel sind im Halbkreis angeordnet. Auf einem der äußeren befindet sich das Rasthaus. Eine enge Straße führt von hier an einem zerschossenen Wachtturm vorüber auf die Kuppe des Hügels. Von hier gewinne ich den ersten Überblick. Frauen kommen schimpfend und schreiend aus den Häusern, sie werfen mit Steinen und Sand nach mir. Die Kinder sind schon friedlicher. Ich verspreche einem Beduinenjungen eine Belohnung; er soll mich zu den Inschriften führen, die mit sabäischen Schriftzeichen in große Steinplatten eingeritzt sind und nach Aussage der Beduinen reichlich vorhanden sein sollen. Wir kommen zu dem zweiten, dem mittleren Hügel. Immer wieder will ich die Inschriften zu sehen bekommen, doch keiner getraut sich, sie mir zu zeigen. Salim behauptet, er wüßte die Plätze nicht. Fieberhaft suche ich selbst, immer wieder filmend und pho-



Die Karawane vor dem Rasthaus in Schobua

tographierend. Denn nur eine kurze Frist ist mir gesetzt. Immer lebhafter wird es in der Stadt. Gewaltsam zerren mich meine Beduinen weiter. Doch jetzt habe ich eine Inschrift gefunden. Als Schwelle zu einem Ziegenstall hat man den großen behauenen Stein mit den alten Zeichen darauf verwendet. Immer weiter geht es, über riesige Quadersteine muß ich klettern und wieder hinauf zum dritten Hügel. Doch jetzt entdecke ich ein prachtvolles Bauwerk, die Reste des alten Königspalastes. In einer Mulde liegt er zwischen den Hügeln; nur zum Teil sehen seine klotzigen Mauerreste aus einem Haufen von Schutt und Geröll hervor. Ich stürze hinab, meine Beduinen wollen mich zurückhalten, denn aufgeregt gestikulierend kommen drei Schobua-Beduinen auf uns zugerannt und wollen mich am Weitergehen hindern. Ich habe gerade noch Zeit, den Palast zu photographieren und ein paar Meter Filmaufnahmen zu machen, und sehe ein, daß es höchste Zeit ist, zu unserem Rasthaus zurückzukehren.

Hals über Kopf heißt es nun fliehen. Während Ali und Salim die paar Habseligkeiten zusammenpacken, knipst Helfritz rasch noch den Menschenauflauf vor dem Rasthaus, kauft einem Beduinen einen Stein mit sabäischen Inschriften ab und verläßt in Deckung der Kamelleiber mit seiner Schar die Stadt. Hinter ihnen pfeifen die Kugeln her, und die Al Burk raufen sich mit den Einwohnern herum, um den Rückzug zu decken. Am Rande des Gebirges, drei Kilometer von Schobua entfernt, sammelt sich die Karawane und hofft nach wenigen Stunden in Irma zu sein, der Heimat Salims.

Aber mitten im Gebirge, das auf zwei Pässen überwunden werden muß, überrascht sie ein Feuerüberfall. Als sie gerade den zweiten Engpaß durchschreiten, krachen die Schüsse. Dreißig Beduinen versperren ihnen den Weg. Keinem Fremden wollen sie den Durchzug erlauben. Da hilft kein Bitten und Drohen, sie fordern ihr Lösegeld. Endlos wird um die Höhe gehandelt, bis der große Beduinenscheich schließlich mit einem einzigen Taler zufrieden ist. Unter einem Baum wird Rast gemacht, und es beginnt der heitere Teil des Abenteuers. Jeder der Angreifer klagt über irgendwelche Schmerzen und allen muß Helfritz helfen. Vor allem möchten sie Medikamente für künftige Verwundungen haben. Nachdem sie Jod und Verbandzeug erhalten haben, trennt man sich in bester Freundschaft.

Der Überfall auf Schobua ist geglückt. Er hat wertvolle Aufschlüsse gebracht. Noch sind keineswegs alle Rätsel um Schobua gelöst; aber es steht jedenfalls fest, daß dort im arabischen Wüstensand einst eine Stadt von gewaltigen Ausmaßen bestanden hat. „Der Name Schobua, der auf Saba deutet, hat Gestalt angenommen."

Das ist die Ausbeute dieser Reise.

Akiki Nyabongo

Lebensgeschichte eines Negerhäuptlings

Von Erich Klaila

In der Nacht nach dem Fest des Neumonds träumte die Königinmutter, ein weißer Mann sei auf dem Wege in ihr Land. Die Hofgesellschaft geriet durch die Mitteilung in unruhige Spannung, weil alle wußten, daß Träume der Königinmutter eine Vorahnung der Wahrheit in sich bargen. So zeigte es sich auch: Wenige Tage später kam ein Trupp Fremder, unter ihnen ein Muzungu, ein weißer Mann. Es war der Engländer Stanley. Stanley wurde zum König geführt, dem er als Geschenk ein Gewehr überreichte; mit der Erklärung, die Waffe töte schneller als der Speer. Der König rief einen Diener heran und befahl ihm, die neue Waffe sofort an einem Untertan zu prüfen. Der Diener lief in den Hof hinaus, schritt auf einen Sklaven zu und sagte: „Diese Waffe wurde Majestät soeben geschenkt. Sie tötet angeblich schneller als ein Speer. Steh mal still, damit ich bei dir ausprobieren kann, wie sie sich bewährt."

Der Sklave, unsicher, ob er sich geehrt fühlen oder fürchten müsse, zitterte. „Majestät bin ich gern gefällig", sagte er.

Der Diener rückte ihm dicht auf den Leib, hielt ihm mit ungeschickter Bewegung die Rohrmündung vor die Brust und feuerte ab. Sofort brach der Mann tot zusammen. Begeistert von seinem Erfolg rannte der Diener zum König zurück und warf sich ihm strahlend zu Füßen: „Majestät, ich habe die neue Waffe ausprobiert. Sie bewährt sich! Eben habe ich sie auf einen Sklaven draußen abgeschossen, und er fiel auf dem Fleck tot um!"

Da dankte der König mit einem anerkennenden Lächeln dem weißen Mann für seine Gabe. Stanley aber war über diesen Vorgang sehr bestürzt und meldete sich am nächsten Tage mit der Bibel beim König; in der Hoffnung, daß der milde Text dieses Buches solche Grausamkeiten in Zukunft verhindern möge. „Majestät", sagte er, „ich möchte etwas aus meinem Lande vorlesen, das dich und deine Häuptlinge zum Nachdenken veranlassen wird!"

Gespannt erwarteten der König und die Häuptlinge die Vorlesung. Als dem König die Worte übersetzt waren, fragte er: „Was ist das? Eure Götterlehre?"

„Das scheint mir eine schöne Religion zu sein", meinte der Erste Minister.

Beim Abschied versprach Stanley dem König, aus Europa einen Missionar kommen zu lassen, der ihnen die Bibel vorlesen, sie in seiner Religion unterrichten und ihnen noch vieles andere erklären könne.

Stanleys Aufforderung fiel in England auf fruchtbaren Boden. Schon nach kurzer Zeit machte sich ein Trupp von Missionaren auf den Weg nach Uganda. Sie landeten in Afrika im Sommer 1876 und marschierten sofort ins Binnenland. In Kagei stießen zahlreiche Boten von Metusa, dem König von Buganda, zu ihnen und brachten Einladungen in sein Reich. Wenige Jahre später war die Zahl der Missionare sehr erstarkt. Alle Richtungen waren vertreten: Protestanten, Katholiken und zehn mohammedanische Priester Muwalimus. Jeder dieser drei Gruppen vertrat energisch den Standpunkt, daß nur ihre Lehre wahr sei, die der übrigen aber falsch. Die Eingeborenen kamen in die Zwickmühle. Welche sollten sie wählen? Welche war die wahre? Jede Religion hatte ihre Befürworter und Gegner. Das Ende war ein Krieg. Eine Entscheidung brachte dieser Krieg nicht. Als endlich wieder Ruhe über das kriegszerrissene Land kam, pflegten die drei Missionen auch weiterhin ihre göttlichen Berufungen.

Auf seiten der Engländer hatte auch der Häuptling Ati für die Sache des Protestantismus gekämpft. Nun kehrte er wieder heim. Seine dreihundertundfiebzig Frauen knieten zum Willkomm nieder. Im Chor vereinigten sich ihre Stimmen zum Gruß: „Kaije, Kaije, Kaije! Sei gegrüßt!"

Und Ati antwortete ihnen: „Kasangwe! Ich freue mich, daß ihr wohlauf seid!"

Freundlich lächelte er die Frauen an. Beim stolzen Rundblick auf seine Gattinnen bemerkte er, daß eine fehlte: Aboki, eine seiner Lieblingsfrauen. Geheimnisvoll lächelnd sagte ihm die Seniorin: „Vielleicht ist sie krank!" Da wußte der Häuptling von dem frohen Ereignis, das er zu erwarten hatte. Es trat wenige Tage

später ein: es war ein Sohn. Der Häuptling ging von der bisherigen Gewohnheit ab, den Namen des Kindes von der Verwandtschaft bestimmen zu lassen. Er setzte es durch, daß das Kind die Namen Abala Stanley Mujungu erhielt. Von diesen Namen war nur Abala gebräuchlich, die anderen waren neue und fremde Namen. Als sie von der Älterschwester verkündet wurden, schrien ein paar Frauen laut auf: „Unsere Sitten, unsere Sitten, unsere Bräuche!" Und leise erklangen die Trommeln, Trauer andeutend über den Wechsel der Stammessitten. Zwei Tage und zwei Nächte währte das Fest.

Als einige Zeit später der Missionar, Reverend Jeremiah Randolph Hubert, in das Haus des Häuptlings Ati kam, bat ihn dieser darum, sein Kind zu taufen.

Der Missionar betrachtete eine Weile schweigend den Häuptling und sagte dann vorwurfsvoll: „Mein werter Häuptling, ich kann ein Kind, dessen Vater ein Sündenleben führt, nicht taufen. Du bist ein Sünder!"

„Wieso bin ich ein Sünder?" fragte Ati höchst erstaunt.

Reverend Hubert erklärte: „Ich kann dein Kind nicht taufen, weil du ein Gebot übertreten hast, das in unserer Religion befolgt wird: Du hast zu viele Frauen. Wenn du alle, bis auf eine einzige, fortschickst, bin ich erbötig, dein Kind zu taufen."

„Willst du damit sagen, ich sei ein Sünder, weil ich viele Frauen habe?"

Sehr richtig, das will ich. Schick alle Frauen fort außer einer — welche, bleibt sich gleich —, dann wende dich wieder an mich, und ich werde dein Kind taufen."

Mit einiger Verlegenheit betrachtete der Missionar die vielen Frauen, die ringsherum standen.

„Willst du mir vielleicht raten", rief Ati, „all meine dreihundertvierundsiebzig Frauen bis auf eine wieder zu ihren Eltern heimzuschicken? Findest du das etwa menschlich? Könntest du das selbst fertigbringen, wenn du sie so liebtest wie ich? . . .

Was für Glaubenssätze sind das!" sagte der Häuptling spitz.

Doch der Häuptling war nach dieser Aussprache sehr niedergeschlagen. Daß ihn der Reverend einen Sünder genannt, bedrückte ihn. Aber bedeutenderen Erfolg hatten die Worte des Reverend Hubert nicht, denn schon kurze Zeit später heiratete der Häuptling abermals. Gemeinsam mit seinen vielen Frauen traf er die Vorbereitungen zu seiner dreihundertfünfundsiebzigsten Hochzeit. Und obwohl der Häuptling nun dreihundertfünfundsiebzig Frauen besaß, hielten es die Frauen selbst noch nicht für genug. Denn der Reichtum eines Mannes wird nach der Zahl seiner Frauen bemessen. Und deshalb, um etwas für das Ansehen ihres Gatten zu tun, forderten sie den Häuptling immer wieder auf, zu heiraten. Seine Gattinnen baten ihn sehr darum. Und der Häuptling sagte nachgiebig: „Ich werde gern alle hübschen Mädchen heiraten, die ihr entdeckt und mir empfohlen habt!" — — —

Als der Knabe Mujungu etwa zehn Jahre alt war, machte der Reverend Mister Hubert einen seiner seltenen Besuche beim Häuptling:

„Ich besuche dich aus folgendem wichtigen Grunde: Wir haben eine Schule eröffnet, in der wir den Kindern die zeitgemäße Lebensweise beibringen. Ich möchte, daß auch du deinen Sohn in diese Schule schickst, damit er die fernen Länder verstehen lernt. Du weißt wenig von der Welt; er wird mehr wissen!"

„Na, gut denn, ich lasse ihn zu dir kommen!" sagte Ati.

Dann brachte man Mujungu. Seine Begleiter sagten zum Abschied: „Wir müssen dich jetzt verlassen. Du befindest dich an einem fremdartigen Ort. Benimm dich wie ein wohlerzogener Junge, sei brav und gehorche wie sonst . . . Lebe wohl und laß es dir gut gehen!

Aber es ging Mujungu gar nicht gut. Wegen verschiedener Übertretungen, die eigentlich keine waren, wurde er schon in den allerersten Tagen vom Aufseher dem Reverend zum Bestrafung gemeldet.

„Was ist mir dir?" fragte der Reverend. „Die erste Schulwoche, und schon auf dem Podium? Willst du dich vielleicht als ungezogener Bengel aufführen?"

„Reg dich nicht auf!" sagte Mujungu zum Missionar. „Du weißt ja gar nicht, was vorgefallen ist. Du solltest erst abwarten und mich erst einmal fragen!"

So einen Widerspruch hatte der Reverend noch nicht erlebt von einem Knaben. Er wurde wütend. „Wage keinen Widerspruch!" rief er streng. „Ich weiß, daß du etwas Unrechtes getan hast, und wünsche von dir kein Wort mehr zu hören!"

„Weshalb hast du mich denn erst gefragt? Wenn du keinen Widerspruch hören willst, warum stellst du dann Fragen?" . . .

Sechs Monate später hatte sich Mujungu in die Schule eingewöhnt und lesen und schreiben gelernt. Er bestand die Prüfung mit Er-

folg und wurde getauft. Und nach einem Jahr durfte er in Ferien gehen. Begleiter seines Vaters kamen und holten ihn ab. Die ganze Verwandtschaft erwartete Mujungu wie einen Helden, der nach einem Siege zurückkehrt.

Und weil sie sich von seinen Fortschritten überzeugen wollten, mußte Mujungu eines Abends aus der Bibel vorlesen.

„Gibt es etwas über Könige in dem Buch?"

„Sicher", sagte Mujungu, nachdem er verstohlen ins Inhaltsverzeichnis geblickt hatte. „Da gibt es eine ganz lange Geschichte. Die nennt sich: Die Könige. Draus kann ich ja vorlesen. Und er begann vom König Salomo zu lesen. Bald gelangte er an die Stelle, wo von Salomos Frauen die Rede ist: „. . . und er hatte siebenhundert Weiber zu Frauen und dreihundert Kebsweiber . . ."

Ein Ausdruck schmerzlicher Überraschung kam in des Häuptlings Gesicht.

„Das reicht, mein Sohn!" sagte er schnell.

Eine der Frauen meinte: „Wirklich ein sehr gutes Buch, sehr spannend."

Und der Häuptling sagte: „Du kannst jetzt gehen, mein Sohn. Drüben sind einige Jungen, die wohl schon auf dich warten."

Sobald Mujungu draußen war, fragte Ati seine Gemahlinnen: „Habt ihr das gehört, was mein Sohn da gelesen hat?"

„Natürlich haben wir's gehört", erwiderten diese.

Der Häuptling rief die Dienerin: „Willst du so gut sein und drei andere Frauen der älteren Gruppe zu mir berufen?"

Als die Frauen eintrafen, sagte Ati: „Ich habe euch gerade jetzt herrufen lassen, weil wir eine Sache besprechen müssen; eine sehr ernste Sache. Die anderen Frauen hier haben selbst gehört, was ich euch jetzt sagen will . . .

Meine Seniorin hat Mujungu, etwas aus Reverend Jeremiah Randolph Huberts Buch vorzulesen. Das tat er, und wir waren alle entsetzt! Unser Junge las uns vor, daß ein König mit Namen Salomo siebenhundert Frauen besaß und dreihundert Kebsweiber. Das macht zusammen tausend — und dieser Mensch hat mir früher immer erklärt, alles in der Bibel wäre die reine Wahrheit. Das Wort der Bibel sei Gottes Wort. Und: kein Christ hätte mehr als eine Gattin. Er sagte, ich wäre ein Sünder, ich führte ein Sündenleben! Was die Bibel sagt, habt ihr soeben gehört. So haben wir euch holen lassen, um die Sache zu bereden . . ."

Der Erfolg dieser Vorlesung war eine rasche Reise des Häuptlings zu Reverend Hubert, den er um Aufklärung bat. Der Reverend bemühte sich sehr, dem Häuptling den Unterschied zwischen Altem und Neuem Testament begreiflich zu machen; umsonst. Häuptling Ati fühlte sich durch den Missionar betrogen. Er sagte zum Abschied: „Ich hoffe, daß du jetzt aufhören wirst, den Leuten einzureden, was du mir vorgeredet hast. Einstweilen stellen wir fest — nach dem, was die Kinder uns vorlesen —, daß es unwahr ist . . ."

Bei Beginn des Unterrichts verbot Reverend Hubert seinen Schülern streng, in den Ferien den Angehörigen aus der Bibel vorzulesen. Und um gleich ein abschreckendes Beispiel zu geben, wurde Mujungu „unter Bewährung" gestellt. Beging er in dieser Schulzeit noch etwas Unrechtes, dann sollte er schwer bestraft werden. Ein Grund zur harten Bestrafung ergab sich schon am folgenden Sonntag, als Mujungu mit seinem neuen Zweirad gesehen wurde, obwohl eine Vorschrift das Fahren am Feiertag untersagte. Diesmal verhängte der Reverend eine harte Strafe: Mujungu wurden die nächsten Ferien gesperrt. Als die Schüler aus diesen Ferien zurückkehrten und sich bei Mujungu erkundigten, wie er die Tage verbrachte, zitierte er eins der afrikanischen Sprichwörter, die seine Großmutter ihn gelehrt hatte: „Ich war ein einsames Schaf, allein auf weiter Weide, und hatte Gras aller Arten zu fressen."

Aber Mujungu verstand sich zu rächen. Er störte den Religionsunterricht durch unbequeme Fragen.

„Du bist ein ganz dummer und unverschämter Geselle!" schrie der Reverend Hubert.

„Jawohl, Herr. Deshalb stelle ich ja auch Fragen, damit ich ebenso schlau werde wie du!"

Eines Tages war die Geduld des Reverend zu Ende: Mujungu mußte von der Schule weg! Seine Fragen bedeuteten eine Gefahr für die anderen Schüler. Der Reverend suchte nur noch nach einem Vorwand für Mujungus Entfernung. Über die nächste Verfehlung war er nicht mehr böse, sie war ihm willkommen. Diese Verfehlung war ein Liebesbrief. Mujungu hatte ihn an seine Freundin geschrieben. Dieser Brief begann:

„Liebste! Du bist meine Blume. Möge diese Botschaft der Liebe dich erreichen. Mein Ruf nach dir ist so sanft wie das Muhen einer Kuh . . ."

Der Reverend tat aufs höchste empört und schickte Mujungu weg.

Häuptling Ati gab Mujungu in eine Privatschule.

Als Mujungu seine Schulzeit hinter sich hatte, brach die Epidemie aus. Fast alle Bewohner seines Dorfes wurden davon befallen, auch der Häuptling. Mujungu fuhr auf seinem Zweirad nach Kiziba im Tanganjika und erkundigte sich nach einem Arzt, der bereit wäre, sein Können gegen die Epidemie einzusetzen.

Ein deutscher Arzt willigte sofort ein, mit Mujungu zurückzukehren. Sie verließen Kiziba sogleich und fuhren auf Rädern nach Uganda. Bei der Ankunft begab sich der Arzt sogleich zum Häuptling. Als er die Tür öffnete, schnüffelte er nur und sagte zu sich selbst: Pocken! Dann untersuchte er den Kranken. Mujungu stand zuversichtlich hinter dem Arzt, der vor sich hinmurmelte: „Ach, die fließen ja schon zusammen! Nichts mehr zu machen." — Wenige Tage später starb der Häuptling.

Der Arzt gab sofort den Befehl, daß jeder in sein Haus ging und es unter keinen Umständen ohne Erlaubnis verließ.

„Gibt es hier in der Nähe einen Missionar? Wahrscheinlich einen englischen Geistlichen, der Impfgegner ist? Bring ihm Grüße von mir und frage ihn, ob er Lust hat zu helfen."

Nein, Reverend Hubert hatte keine Lust.

Dann ging der Deutsche an die ungeheure Arbeit. In zehn Stunden impfte er siebenhundert Menschen; in jeder Minute einen. Das Serum entnahm er dem Euter von Kühen, die die Pocken überstanden hatten.

„Sind auch die Nachbardörfer angesteckt?" Die Antwort ist hoffnungslos: Jawohl, alle Nachbardörfer sind angesteckt: zehntausend Menschen sind gefährdet!

Der Deutsche arbeitet mit übermenschlicher Anstrengung, aber allein kann er es nicht schaffen. Der Trommler wird gerufen.

Und über eine Entfernung, für die ein guter Läufer achtundzwanzig Tage braucht, geht die Sprache der Trommeln. Schon am nächsten Tage, in aller Frühe, kommt der Trommler wieder und meldet, daß die Station in Mombassa zwei Ärzte schickt, und Sansibar sendet einen. Dem Bemühen der Ärzte gelingt es, die Epidemie zum Stillstand zu bringen. Die Dörfer können wieder dem Verkehr freigegeben werden. Einige Tage nach der Abreise der Ärzte ließ sich auch Reverend Hubert wieder bei Mujungu blicken, um ihm sein Beileid zum Tode des Vaters auszusprechen. Mujungu sah bei dieser Begegnung vollkommen europäisch aus, hatte im Munde eine dicke Zigarre und trug einen europäischen Anzug.

„Kennst du das afrikanische Sprichwort", sagt Mujungu zum Reverend: „Wer dich in der Not verläßt, ist nicht dein Freund; doch der sich im Unglück deiner entsinnt, der ist der wahre?"

Über die Lenkstange seines Motorrades gebeugt, fährt der Reverend davon. Alt, dürr und entmutigt sieht er aus. Er spürt, daß sein Werk hier in Uganda mißlungen ist.

Bald darauf versammelte sich Mujungus Sippe und bestimmte Mujungu zum Häuptling.

Eine der jungen Witwen seines Vaters wurde ihm zur Gemahlin gegeben. Stolz auf seine Stellung als Häuptling, begann er mit der Durchführung zahlreicher Neuerungen. Zu allererst schickte er sämtliche von seinem Vater geerbten Gattinnen wieder zu ihren Eltern; bis auf eine. Es gab viel Ärger und schmerzliche Empörung. Dann unternahm Mujungu eine ausgedehnte Besichtigungsreise durch seine Dörfer. Als er zurückkehrte, empfing ihn an der Haustür seine einzige Frau. In ihren Augen funkelte Feuer.

„Mein Gatte!" sagte sie, „die Art und Weise, wie du mit mir umgehst, paßt mir ganz und gar nicht! Es ist unrecht von dir, alle die anderen Frauen wieder zu ihren Eltern zu schicken. Dein Vater hat uns viel besser behandelt! Er heiratete viele Frauen und war ein bedeutender Mann. Du aber hast nur eine! Ich schäme mich, den Leuten ins Gesicht zu blicken bei dem Gedanken, daß mein Mann nur eine einzige Gattin besitzt. Alle sagen, du wärest arm, sonst hättest du die übrigen Frauen behalten . . ."

Damit brach sie in Tränen aus.

Die Wortfülle seiner Gattin überwältigte Mujungu. Er erkannte, daß die eine Gattin, die Erwählte, eine gefährliche Zunge hatte und ein Zusammenleben mit ihr ihn allmählich verrückt machen mußte. An den Wert seiner Reformen glaubte er zwar noch, aber: vielleicht war es richtiger, nicht so hitzig vorzugehen.

Deshalb war das erste, was er nun beschloß: noch ein paar Frauen dazuzunehmen, wenigstens drei oder vier. Dann bekam er vielleicht Frieden, um seine Pläne durchführen zu können . . .

Aus der Welt des Islam

Der Paul-List-Verlag in Leipzig, der uns auch mit den Werken von T. E. Lawrence bekannt machte, legt nun in Übersetzung und Bearbeitung von H. Federmann das große Arabienwerk des Engländers Charles M. Doughty unter dem Titel „Die Offenbarung Arabiens“ vor (612 S., RM 11.—). Dieses Werk bildet die Grundlage aller englischen Arabienforschung und wird von Lawrence die „arabische Bibel“ genannt. 1888 erstmalig erschienen, blieb es lange Zeit selbst in England so gut wie unbekannt, bis Lawrence es entdeckte und für seine Verbreitung sorgte — sagt er doch von ihm, daß seine und die englischen Erfolge in Arabien während des Krieges ohne Doughtys Forschungsarbeiten aus den Jahren 1876—78 nicht möglich gewesen wären.

Zwar hat der Herausgeber die englische Originalausgabe von 1150 auf 600 Seiten gekürzt; doch hat er die eigentlichen Erlebnisberichte Doughtys voll übernommen und nur die mehr vor- und kulturgeschichtlichen sowie die rein geographischen „Abschweifungen“ weggelassen. Jene Erlebnisberichte aber haben, obgleich die Reise des Verfassers durch den Nordwesten Arabiens bereits 60 Jahre zurückliegt, nicht im geringsten an Wert verloren, weil seine Wesens- und Charakterdeutung des Landes auch heute noch als gültig angesprochen werden kann.

Doughtys Arabienfahrt begann mit der Teilnahme an einer vornehmlich von persischen Moslems beschickten Pilgerkarawane von Damaskus nach Medina. Er trennte sich von ihr in Medain-Salih, durchstreifte die Umgegend dieses zum Schutze der Pilgerkarawanen erbauten türkischen Forts und zog dann mit Beduinen nach Osten, nach Hail, der Residenzstadt des Emirs Ibn Raschid, wo man den „Ungläubigen“ freilich schon nach einem Monat auswies. Das gleiche Schicksal widerfuhr ihm in Kheiber, so daß er nach Hail zurückmußte, von wo man ihn nach 24 Stunden erneut verbannte. Boreida und Anenza waren die nächsten Haltepunkte seiner gefahren- und erlebnisreichen Arabienfahrt. Schließlich wanderte er mit einer Butterkarawane auf Mekka zu. In Ayn-es-Zeyma, der letzten Station vor dem dem „Kafir“ versperrten Mekka, wäre Doughty um ein Haar dem Haß der Moslems gegen den Christen, der zur Zeit des türkisch-russischen Krieges (1877—78) besonders hell aufloderte, zum Opfer gefallen, wenn nicht im letzten Augenblick der Scherif und Emir von Mekka in Taif seine Befreiung durchgesetzt und ihn sicher nach Dschidda am Roten Meer hätte geleiten lassen.

Die Fülle der Erlebnisse Doughtys läßt seine Fahrt zu einer ganzen arabischen Odyssee werden. Das Leben der Nomaden, der Städter und der Dörfler, die Charakterunterschiede der einzelnen Beduinenstämme, mit einem Wort: die gesamte arabische Wirklichkeit wird von ihm lebendig, ja geradezu dramatisch dargestellt. Eine hohe dichterische Kraft, persönlicher Mut und die Bereitschaft, die Welt Arabiens in sich aufzunehmen und sie gestalthaft widerzuspiegeln, zeichnen dieses Werk und seinen Verfasser aus. Die Geschlossenheit und Stärke des Islam wie die vielfache geistige Enge seiner fanatischen Bekenner, der Geist des Landes mit seiner wasserlosen Wüste und ihren Oasen, mit seinen Steppen, vulkanischen Basaltgebirgen und geschichtlichen Denkmälern breiten sich vor dem Leser als eine in starken und klaren Farben gemalte Bilderfolge aus. In diesem Buche ist eine Einheit von ernster Forschung und künstlerischer Gestaltbegabung, von lebendiger Schaukraft und menschlicher Charakterstärke gegeben, die sich in der Tat zu einer „Offenbarung Arabiens“ verdichtet hat.

Vom Gesamtproblem der islamischen Welt handelt ein Buch von Paul Schmitz-Kairo, „All-Islam! Weltmacht von morgen?“ (Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig, 261 S., RM 7.50). Hat uns Doughty gleichsam atmosphärisch und von der Lebenswirklichkeit her auf diese Welt vorbereitet, so macht uns Schmitz mit ihrem Gesetz, ihrer Geschichte und ihrer Gegenwartsbedeutung bekannt.

Nach einem klaren Rückblick auf die Entwicklung des islamischen Bereiches von seiner Entstehung bis zum 19. Jahrhundert geht der Verfasser in einer ausführlichen und inhaltreichen Untersuchung auf diese Phase der kolonialimperialistischen Begegnung zwischen dem Abendland und den afrikanisch-vorderasiatischen Völkern des Islam ein. Er schildert die erfolgreichen Bemühungen der europäischen Mächte um die Zerstörung der alten osmanischen Türkei, um die Unterwerfung Persiens zur Zeit der Kadjaren und um die Einverleibung Ägyptens in den englischen Machtbereich. Diese Zerschlagung der Türkei und Persiens hat jedoch die innere Entwicklung der islamischen Welt erneut in Fluß gebracht. Schon der Nationalstaatsgedanke der Französischen Revolution löste Reformbestrebungen aus, die auch die Türkei und Persien nach dem westlichen Vorbild umzuformen trachteten. Fast gleichzeitig erwuchs die panislamische Idee, die jedoch an ihrer dynastischen Ausrichtung und an den Spaltungen innerhalb des Islam scheiterte. Bis auf den heutigen Tag jedoch und in wachsendem Maße wirksam sind der islamische Nationalismus sowie die Reformation der islamischen Religion. Beide Bewegungen vereinten sich, um eine geistige, politische und wirtschaftliche Neuformung der islamischen Welt anzubahnen.

Schmitz macht uns eingehend mit den Phasen dieser Neuformung bekannt, die den europäischen Kolonialimperialismus Schritt für Schritt zurückdrängt und in der Türkei, in Irak, Iran, Afghanistan und Ägypten bereits zu einem mehr oder minder vollkommenen Erfolg des islamischen Freiheitskampfes führte. Ohne etwa die gegenwärtige Islam-

Feindschaft der beiden führenden Männer in der Türkei und in Iran zu übersehen, aber auch ohne sie zu überschätzen, zeigt er uns ferner, wie die noch vor einem Jahrzehnt schier unüberbrückbar scheinenden religiösen Spaltungen des Islam sich allmählich schließen, wodurch die Kalifatspläne Ibn Sauds der Verwirklichung entgegenreifen.

Noch unentschieden ist der Kampf in Syrien, in Transjordanien, Palästina sowie in Tunis, Algerien und Marokko. Der Vorstoß Italiens nach Abessinien sowie das durch mancherlei Vergünstigungen für islamische Studenten unterstützte Angebot einer italienischen „Schutzherrschaft" und Freundschaft für den Islam wird, wie Schmitz nachweist, von den islamischen Nationalisten nur taktisch gewertet, weil die Zeit, in der sich der Islam von einer abendländischen Macht „schützen" ließ, vorbei ist.

Was Schmitz über den Wandel in der englischen Weltreichpolitik von der imperialistischen zur interessengemeinschaftlichen Zielsetzung aussagt, ist äußerst bemerkenswert. Ebenso bedeutsam sind seine Ausführungen über die Unterstützung des islamischen Freiheitskampfes durch die Sowjetunion während der ersten Nachkriegsjahre sowie über die geschickte, auf der Förderung des Islam im eigenen Lande beruhende Politik Japans, sich einen politischen und wirtschaftlichen Einfluß im Raum der islamischen Völker zu sichern. Man wird hier häufig an das vielumstrittene, aber trotz allem höchst bemerkenswerte Buch von Ruppert Recking, „Die farbige Front", erinnert, weil so mancher seiner Gedanken gerade über Japans Islampolitik mit denen von Schmitz übereinstimmt. Wer aber dieses „All-Islam"-Werk, das mit vielen interessanten Kartenskizzen versehen ist, aufmerksam und mit hellhörigem Verständnis liest, der kann sein Wissen um die grundlegende Verwandlung des gesamten Weltbildes unserer Zeit beträchtlich erweitern.

Jorg Lampe

Wo ist die Märchenwelt Harun al Raschids geblieben, wo jener bohrende, forschende, leuchtende Geist des Philosophen und Mediziners Avicenna, des Philosophen Averroes, der Ärzte Rhazes, Abulkasim, Avenzoar, wo die Welt der schimmernden Träume der großen maurischen Baumeister Granadas und Cordobas? Die Kultur der Araber leuchtete auf und erlosch. Nicht spurlos jedoch, denn ihre Einwirkungen auf die entstehende neue Welt der europäischen Völker war bedeutend genug: die Araber bewahrten und vermittelten den Geist der Antike, den Geist Griechenlands. — Walter Görlitz entwirft in seinem Buche „Wächter der Gläubigen" / Der arabische Lebenskreis und seine Ärzte (Hamburg, Sieben-Stäbe-Verlag, 154 S., ill., RM 5.50) eine Geschichte dieser geheimnisvollen, uns so ferne gerückten Kultur, zeigt in sechs farbigen, sehr eindrucksvollen Bildern, die nur hier und da ein wenig überladen erscheinen, am Schicksal und Werk der größten Ärzte jener Zeit den erstaunlich hohen Stand des Heilwissens und Forschens. Er hat einen riesigen Stoff verarbeitet und ihn im ganzen zu meistern verstanden.

Hans Helfritz, der Verfasser des Werkes „Vergessenes Süd-Arabien" / Wadis, Hochhäuser und Beduinen (mit 96 Bildtafeln; Leipzig, Bibliogr. Institut; 81 Textseiten, Ln. RM 5.80) bereiste mehrfach die bisher streng verschlossenen Gebiete Süd-Arabiens (vergl. auch S. 335 d. Heftes) und entdeckte dort eine geschlossene, ausgeprägte Kultur. Vor allem aber brachte er als Ergebnis seiner Reisen einen Schatz von Bildern merkwürdiger Wolkenkratzer mit, aus Lehm gebaut, mit schönen Holzschnitzereien im Inneren. Er entwirft, indem er von seiner Reise erzählt, ein sehr lebendiges Bild der Lebensformen und der Kultur dieser bisher kaum bekannten Gebiete. Das vorliegende Buch ist eine erweiterte Neuausgabe des früher erschienenen Buches „Chicago der Wüste".

O. E. H. Becker

Im afrikanischen Dschungel

Das früher unter dem Titel „Das Dschungel rief" erschienene Buch des begeisterten Tierforschers Schulz-Kampfhenkel „Im afrikanischen Dschungel" (Deutscher Verlag, Berlin. 242 S. RM 2.85) behandelt seine beiden ersten Reisen in Afrika. Als blutjunger Zoologie-Student unternimmt er gegen den Willen seiner Eltern ganz auf eigene Faust eine erfolgreiche Fahrt nach Tunesien. Eine Tierhandlung stellt ihm dann finanzielle Beihilfe für ein größeres Reiseunternehmen in Aussicht, und Geheimrat Heck vom Zoologischen Garten in Berlin reicht ihm seine fördernde Hand für einen Zug nach Liberia.

Im ersten Tierfanglager ist die Ausbeute mäßig, da das Dschungel gar zu dicht verfilzt ist. Im zweiten Lager beim Dorf Cobolia am Mahfa-Fluß geht's besser. In dem lichten Hochwald ist sowohl der Tierfang wie die Pirsch auf Museumsbeute recht ergiebig. Der Traum seiner Nächte und die Verzweiflung seiner überhetzten Tage, der herrlich seltene vierfingerige grüne Stummelaffe (Colobus verus) kommt ihm mehrfach vors Rohr und muß sein Leben für die Wissenschaft lassen. Wie das beigegebene Verzeichnis der lebend nach Berlin gelangten und der für Museen präparierten Stücke beweist, hat der tüchtige Zoologe seine Gönner und Auftraggeber nicht enttäuscht. Nur das reizende Zwergflußpferd, das er so gerne dem verehrten Geheimrat Heck mitgebracht hätte, beteiligt sich nicht an der unfreiwilligen Reise nach Europa. Es macht sich einen sehr schweren Malaria-Anfall des weißen Oberhäuptlings zu Nutzen und entweicht noch rechtzeitig seinen bummligen Wächtern ins heimatliche Dschungel.

Außer dem Zoologischen ist noch allerlei sehr Heiteres und Lesenswertes über die bereisten Länder und ihre Bewohner in die Erzählung verwoben. Inzwischen ist Schulz-Kampfhenkel schon wieder von zweijähriger Fahrt ins Urwaldgebiet des Amazonas glücklich heimgekehrt, und man darf gespannt sein, was der eifrige Forscher und anregende Erzähler darüber zu berichten hat.

Josef Schäfer

Ins Land der Kafiren

Vor 40 Jahren gelang es dem afghanischen Emir Abdurrahman endlich, „Kafiristan", das Land der Ungläubigen, zu unterwerfen und für den Islam zu gewinnen. Seitdem heißt es „Nuristan", Land des Lichtes: so dunkel es freilich der Wissenschaft trotzdem bis jetzt gewesen ist, denn keinem Europäer war es bisher vergönnt, bis zu der unzugänglichen Landschaft im Osten Afghanistans und ihren herrischen wilden Bewohnern vorzudringen. Als die „Deutsche Hindukusch-Expedition 1935" von Kabul aufbrach, um vor allem die alten in Westasien angebauten Getreide- und Obstsorten zu studieren — man nimmt an, daß das europäische Getreide, insbesondere Weizen und Gerste, aus diesen Gegenden stammt — sah sie sehr schnell ein, daß die Schwierigkeiten und Kosten so groß, die vorhandenen Probleme so weitschichtig seien, daß das Forschungsprogramm unbedingt erweitert werden müsse. Es erstreckte sich also auch auf sprachliche, anthropologische, ethnographische und geographische Untersuchungen. Sechs junge deutsche Gelehrte beteiligten sich an der Unternehmung.

Von den gefürchteten „Kafiren" waren mancherlei seltsame Eigentümlichkeiten seit langem bekannt: sie sind so kriegerisch, daß sie sich jahrhundertelang ihren alten Götterglauben erhalten konnten. Es sind große Erscheinungen, vielfach blond und blauäugig, oft kaum von Oberbayern und Tirolern zu unterscheiden. Und — sie sitzen auf Stühlen und Bänken: im hockenden Orient eine „Sensation"! Die Expedition brach also auf, verließ Kabul in „Loris" — Ford-Lastwagen — später auf Maultieren und zu Fuß ins Innere vordringend: durch kaum passierbare Schluchten, auf schmalen Felspfaden, hoch über reißenden Bergströmen, über himmelhohe Pässe.

Nach Überwindung des Gebirgsringes fanden sie im Inneren ein Gewirr schmaler Täler, in denen die Kafiren siedeln. Ihre Dörfer sind zum Schutz gegen die Feinde hoch über den Wiesen und Äckern an die Felsen geklebt: mit Wehrtürmen versehen, die Häuser in Fachwerkart gebaut, mit seltsamen, durch Balken gestützten Vordächern, oft terrassenförmig übereinandergestellt. Die alten Götterheiligtümer sind verschwunden, der Götterglaube ist an Überalterung und Formerstarrung zerbrochen.

Nur in Chitral, dem nördlichsten Grenzfürstentum Indiens, gelang es, bei ausgewanderten Kafiren noch die alten religiösen Tänze und Riten zu entdecken und zu studieren.

Albert Herrlich erzählt uns in seinem Buch „Land des Lichtes" (Knorr & Hirth, München, 177 S., 88 Abb., 4 Kart.-Skizz., RM 5.50) von den Erlebnissen der Expedition, an der er selbst als technischer Leiter und Arzt teilnahm. Sein Bericht gibt, unterstützt von überaus zahlreichen schönen Photos, ein anschauliches Bild der Reise und des Nuristan-Landes. O. E. H. Becker

Tagebuch eines Sklaven

Der Verfasser, Rustam Khan Urf, Sohn eines Khans von der Nordgrenze Indiens, gibt mit diesem Tagebuch einen Ausschnitt aus der Geschichte seines Lebens. Er verbrachte seine Kindheit in der „trügerischen Welt der Frauengemächer", in Wohlgerüchen und Seiden. Sein Vater hatte zwei Frauen, deren ältere seine Mutter war, während die jüngere, lange kinderlos bleibend, ihn mit ihrem Haß verfolgte. Nach dem Tod seines Vaters brachte sie ihn auch um sein Erbe. Er studierte damals in England und geriet in Not, die ihn zwang, sein Studium aufzugeben und nach einem Erwerb sich umzutun. Nach Indien heimgekehrt, fand er bei Radschas Anstellung als Privatsekretär. Doch hatte er hierbei wenig Glück und begann einen Teppichhandel. Damals begann die Aufrichtung der Sowjetherrschaft in Zentralasien — es ist die Zeit um 1920 —. Die Kaufleute von Buchara, einst der Ruhm des Landes, fingen an, zitternd um ihr Eigentum, ihre kostbaren Teppiche um jeden Preis loszuschlagen. Davon hoffte Rustam Vorteil, kaufte, handelte und gewann. Als er eine Teppichkarawane nach Samarkhand ausrüstete und sich auf den Weg machte, geriet er mit seiner Karawane in die Gefangenschaft eines Räubers und Sklavenhändlers. Er sollte auf dem Sklavenmarkt an Turkmenen verkauft werden; weil er aber zu schwach schien, wollte ihn niemand haben, und so behielt ihn Abdul, der Räuber, selber. Da dieser ihm außer seinen Kamelen und Teppichen auch das Geld und die Dokumente abgenommen hatte, die Rustam wiederzuerlangen hoffte, konnte er sich nicht zur Flucht entschließen und mußte, auf einen günstigen Augenblick wartend, im Lager seines Peinigers ausharren. Ein schweres Dasein beginnt; grausame Mißhandlungen muß er erdulden, Fürchterliches miterleben. Abduls Expedition, meist aus Gefangenen bestehend, auf beschwerlichen Ritten und Märschen durch Wüsten, Steppen und Einöden führend, wo Karawanen ausgeraubt und Dörfer überfallen wurden, deren Bewohner teils den Tod, teils das Los der Sklaverei erlitten, führte tief landein, zu immer neuen Gaunereien, Schurkenstreichen und Gewalttätigkeiten. Der Leidensweg dauert bis zum grausigen Tod des Sklavenhalters, der zuvor noch eine indische Pilgerschar verschachert und einen Perlenhändler ermordet: ein Hai zerfleischt ihn. Vor seinem Tod gibt er das Versteck der Dokumente bekannt. Der spannend erzählte Bericht gibt einige oberflächliche Einblicke in kulturelle und politische Zustände einer Welt, die in der Nachkriegszeit ganz aus den Fugen gegangen ist. Unter anderem erfährt man auch das geheimnisvolle Ende des aus dem Weltkrieg bekannten türkischen Generals Enver-Pascha, der eine Zeitlang in Mittelasien operierte, um eine panislamische Bewegung und einen Heiligen Krieg gegen Moskau zu entfachen. Das Buch ist unterhaltend geschrieben, aber ohne literarischen Wert. (Verlag Paul List, Leipzig, 268 S., RM 5.80.) Friedrich Schnack



Pampa im Innern Patagoniens. Im Hintergrund die Anden
Aus: Junge, Durch Urwald und Pampa (Deutscher Verlag, Berlin)

Drei Männer reisen durch die Welt

Peter Fleming / Tataren-Nachrichten

Dem jungen englischen Schriftsteller Peter Fleming ist es gelungen, sich in wenigen Jahren in den engen Kreis der Meistgelesenen hineinzuschreiben. Sein „Brasilianisches Abenteuer" und seine „Chinareise" (s. „Weltstimmen" Januar 1936 und April 1937) sind noch in bester Erinnerung und schon folgt ein keck und klug geschriebener, außerordentlich inhaltsreicher Bericht über eine lange Reise, die ihn im Jahr 1935 von Peking bis nach Srinagar in Kaschmir" geführt hat.

Fleming reist dieses Mal nicht allein; er hat in Ella Maillart aus Genf eine Reisegefährtin gefunden, in der sich alle guten weiblichen Charaktereigenschaften mit einigen der schätzenswertesten männlichen zu einem Prachtmenschen verbinden. Sie führt den hübschen Beinamen „Kini", mit dem sie nach der ersten Vorstellung ausnahmslos bezeichnet wird. Sie ist groß, braungebrannt, mit blondem Haar und gütigen Augen. Mit dreißig Jahren ist sie schon Lehrerin, Schauspielerin, Hockey- und Skimeisterin, Romanschreiberin und Filmtechnikerin gewesen, hat Ost- und Zentralasien bereist und ist nun mit so vielen Zeitungsaufträgen betraut, daß sie die Kosten der langen Reise decken. Im übrigen nimmt sie's im Ertragen von Hitze, Kälte, Hunger, Durst, Krankheit und Mühsal mit jedem Mann auf und verliert niemals den frischen Mut, der ihr zur Selbstverständlichkeit geworden ist.

Kini und Fleming hatten sich einmal flüchtig in London kennengelernt und treffen sich nun ganz zufällig in Charbin wieder. Beide haben sie die Absicht, von der Mandschurei auf dem Landweg nach Indien vorzudringen. Ihre zuerst weit auseinandergehenden Reisepläne werden durch den Bürgerkrieg in China und durch den fremdenfeindlichen Einfluß Rußlands in der vielumstrittenen Provinz Sinkiang auf eine und dieselbe einigermaßen gangbar erscheinende Route zusammengedrängt.

Einer der unangenehmsten Reiseabschnitte ist der noch ins chinesische Eisenbahn- und Autonetz fallende von Tschengtschau nach Lantschou. Was an Zusammenpressung geduldiger Menschen möglich ist, erfährt man erst in China, und der Leser begrüßt die Befreiung der europäischen Fahrgäste aus dieser asiatischen Umklammerung mit wahrer Freude.

Nach Überwindung zäher Paß-Schwierigkeiten können sie den langen, langen Weg antreten, der sie auf Kamel-, Maultier- und Rossesrücken, oft aber auch auf den bescheidenen Rappen des Schusters über 30 außergewöhnlich holprige Längegrade führt.

Wie oft sie noch wegen der nie recht endenwollenden Paßschererereien und anderer innerasiatischer Behinderungsgründe festsitzen müssen, ist ihnen am Anfang der Reise zum Glück nicht bekannt. Daß sie überhaupt durchkommen, verdanken sie vor allem der Leichtigkeit ihres Gepäcks. So brauchen sie wenig Transportmittel und können sich noch aus Lagen befreien, denen eine große Karawane nicht entronnen wäre. Die Arbeitsteilung gliederte sich wie folgt: Fleming übernahm „alles, was zur Jagd gehörte, fast alle Schwerarbeit, alle Verhandlungen, alle unnützen Bemühungen um schnelleres Vorwärtskommen, fast alles Chinesischreden (später auch turkistanisch). Nini übernahm alles, was zum Kochen gehörte, alles Wäschewaschen, alle ärztlichen und tierärztlichen Funktionen, fast alle gesellschaftlichen Verpflichtungen, fast alles Russischreden." Kann man sich eine besser organisierte Reisegemeinschaft denken? Sie hält den schärfsten Zerreißproben stand. Hunger, Durst, sengende Hitze und markerstarrende Kälte, Sandstürme, Schneestürme und Hagel, zusammenbrechende Kamele und niederträchtige Saumknechte, nichts bleibt ihnen erspart, und alles wird mit dem leichtironischen Lächeln der siegenden Jugend überwunden.

Der heiter-plaudersame Ton der Beschreibung darf den Leser nicht darüber hinwegtäuschen, daß der langen Reise der beiden hochbegabten Zeitungsleute ein sehr ernsthafter Zweck zu Grunde lag. Ihre Auftraggeber wollten wissen, was in der Provinz Sinkiang vor sich ging, die seit der Ermordung ihres letzten großen chinesischen Gouverneurs Jang Tseng-Hsin im Jahre 1928 durch den Wirbel nicht endender Bürgerkriege immer mehr in den Bereich Sowjet-Rußlands gelangt ist. An der offiziellen Besitznahme scheint diesem noch nichts zu liegen, die politische und wirtschaftliche Durchdringung des machtgeographisch wichtigen Landes genügt vorläufig. Daß die Sowjet-Politiker einen unablässigen, heimlichen Feldzug gegen alle britischen Belange in und um Sinkiang führen, ist selbstverständlich. Die gedrängte Übersicht, die Fleming über dieses für die Geschichte Zentralasiens hochwichtige Kampfgebiet gibt, ist vielleicht das Beste, was sich in solcher Kürze sagen läßt. (Verlag Rowohlt, Berlin. 420 S. RM 7.50.)

R. H. Bruce Lockhart / Wieder in Malaya

Bruce Lockhart, dessen keck und wahrhaft geschriebene Lebensschilderungen („Vom Wirbel erfaßt", s. Weltstimmen März 1934; „Als Diplomat, Bankmann und Journalist im Nachkriegseuropa", Weltstimmen, September 1935) berechtigten Anklang gefunden haben, ist im reifen Mannesalter als Zeitungsmann bei der Beaverbrook-Presse in London gelandet. Aus dem gehetzten Einerlei seiner Tätigkeit flüchtet sich seine Sehnsucht nach Malaya, dem goldenen Land seiner Jugend, wo er als werdender Gummipflanzer unvergeßliche Zeiten verlebt hat. Nach sechs Jahren aufreibenden Zeitungsdienstes bittet er um drei Monate Urlaub. Lord Beaverbrook bewilligt ihn mit dem Begleitsatz: „Sie wollen wohl nach den kleinen Holzschuhen suchen?" Die freundliche Anspielung des Pressegewaltigen trifft den Mittelpunkt von Lockharts Sehnsuchtsgefühlen. Er hat das schöne Sultansmündel Amai noch nicht vergessen, deren niedliche Silberschuhe beim schmerzlichen Abschied auf der Bungalowtreppe standen.

Mit 50 Jahren sieht sich die Erdkugel anders an als mit 23. Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß die alte Dame im Weltkrieg einige scharfe Runzeln ins Gesicht bekommen hat. Das schöne holländische Schiff ist nur halb besetzt, und die Passagiere sind meist ältere sorgenvolle Leute. Man spricht von Wirtschaftskrisen, gelber Gefahr, japanischem Dumping und anderen traurigen Aussichten. Lockhart hält sich möglichst für sich und zu einigen Bekannten aus England. Port Said, Aden, Colombo gleiten vorüber, und bald grüßt die Nordwestspitze der Rieseninsel Sumatra den Heimkehrer ins Jugendland. Singapore hat sich gewaltig verändert. Mächtige Geschäftshäuser sind erstanden und außerdem ist es ein großer Armee-, Marine- und Luftstützpunkt geworden. Ein alter Freund „Freddie", dem es geschäftlich recht gut gegangen ist, holt Lockhart am Pier ab und führt ihn ins berühmte Hotel Raffles, das sich in den verflossenen Jahren sehr verschönert und vervollkommnet hat. Unter überaus kundiger Führung genießt Lockhart, was es in Singapore zu genießen gibt, besonders auch zahlreiche „Pahits", ein bekömmliches Getränk bestehend aus Whisky, etwas Bitterem und Wasser. Erstaunlich ist die Verbesserung der Küche, deren Darbietungen früher hauptsächlich aus Konserven und mageren Hühnchen bestanden. Tadellose Kühlanlagen und verbesserter Verkehr haben hier gründlich Wandel geschafft.

So ist der Aufenthalt in Singapore sehr angenehm. Aber Singapore ist nicht Malaya; die Gefilde des Gummibaums und der verklungenen Liebe locken den gefühlvollen Weltwanderer aus der verwestlichten Stadt heraus. Auch draußen hat sich viel verändert. Von der Bahnstation Seremban führt eine tadellose Autostraße nach Port Dickson, und die Fahrt nach Pantai, dem Schauplatz der jugendlichen Abenteuer, bietet keine ernstlichen Schwierigkeiten. Lockhart trifft noch einige malayische Männer seiner alten Fußballmannschaft. Sie sind sehr erfreut, ihren früheren Captain wiederzusehen; der edle Sport sei ganz in Vergessenheit geraten, nachdem der Tuan Lockhart von ihnen gegangen sei. Sie fahren weiter und treffen Amai, die am Straßenrand wartet. Für eine Malayin ist sie eine alte Frau, aber die Zeit hat ihr nicht zu schlimm mitgespielt. Noch leuchten ihre Augen wie einst, noch ist sie aufrecht und schön in ihrer würdevollen Haltung. Es geht ihr gut, sie ist die Frau des mohammedanischen Pfarrers, des Muezzin, der diesem Wiedersehen mit dem alten Liebhaber nicht ohne Verärgerung fernbleibt. Das Gespräch ist kurz und freundlich, die beiderseitigen Familienverhältnisse werden besprochen, und Amai stellt fest, daß der Tuan dick geworden sei, auch sei er ja reich und

berühmt. Lockhart flucht innerlich auf den Freund Freddie, von dem diese Kunde stammen muß, und dann sieht er in mäßiger Entfernung einen großen Trupp Dörfler, die augenscheinlich dem Wiedersehen auch beiwohnen möchten. Amai ist taktvoll und erleichtert ihm den raschen Abschied. „Geh hin in Frieden." „Auch du lebe in Frieden." Eine Autotüre klappt, und der Fahrer Kassim gibt Vollgas. Eine alte Sehnsucht ist ohne Mißton gestillt.

Lockharts Reise geht weiter über Palembang auf Sumatra und dann der Insel Java entlang über Bali nach Macassar auf Celebes. Der Zustand der dichtbevölkerten Insel Java ist mit scharfem Auge beobachtet, die persönlichen Reiseerlebnisse mischen sich mit dem Allgemeinen der unter der Weltkrise leidenden holländischen Kolonien. Die Erzählung ist unterhaltend und angenehm, aus dem abenteuerlustigen Verfasser der beiden ersten Bücher ist der reife Beobachter eines Weltgeschehens geworden, das seinem eigenen Leben Ziel und Inhalt gibt. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. 424 S. RM 6.75.)

Max Junge / Durch Urwald und Pampa

Der Verfasser dieses Werkes gehört einer schon lange in Chile ansässigen deutschen Familie an; er meldet sich beim dortigen Siedlungsamt, als im Jahre 1928 geographisch geschulte Männer zur genaueren Erforschung Patagoniens gesucht werden. Der damalige chilenische Staatspräsident Ibañez hatte dem landverschwenderischen Latifundienwesen ein Ende gemacht, indem er die alten Pachtverträge mit den großen Schaffarmern löste und ihnen Gebiete zuwies, die dem tatsächlichen Bestand ihrer Herden entsprachen. Es handelte sich nun darum, höchst ungenau bekannte, teilweise noch kaum betretene Gegenden zu erforschen, als Vorbereitung zu Landvermessung und Landzuteilung großen Stils.

Die Reise geht mit der Südbahn nach der Hafenstadt Puerto Montt. In diesem um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts von deutschen Einwanderern gegründeten Städtchen am Rande der Urwaldwildnis lernt Junge die Geduld kennen, die eine unumgänglich notwendige Charaktereigenschaft des Patagonienforschers ist. Der Dampfer „Inka" läßt zwölf Tage auf sich warten, bis er von seiner Reise in den wilden Süden zurückkehrt. Nach mancherlei Zwischenfällen erreicht das Schiff den Hafen Aisen, wo es von der Karabineros-Kapelle mit einem deutschen Militärmarsch empfangen wird.

So wird der Verfasser in Patagonien eingeführt. Die Erfahrungen seiner Landreisen reihen sich würdig an diese erste Seereise an. Die kleine Karawane bahnt sich ihren Weg oft in wochenlanger übermenschlicher Arbeit durch die versumpfte Wildnis des patagonischen Regenwaldes, oder geht's im eisigen Sturm auf halsbrecherischen Pfaden zu den einsamen Pässen der Anden, zu Ausblicken erhabener Schönheit. Sie stoßen auf Siedlungen von kaum zu unterbietender Urtümlichkeit und auf Großfarmen mit bester Einrichtung, sie treffen auf gutartige und bösartige Menschen, die sich im allgemeinen darin ähnlich sind, daß sie alles Land rundum als ihr Eigentum betrachten und es gar nicht begreifen können, daß sich der Staat Chile in die Besitzverhältnisse mischen will. Fast das ganze chilenische Patagonien neigte aus geographischen Gründen der weitoffenen argentinischen Ebene zu und wird jetzt durch Straßenbauten und Verbesserung der Verkehrsmittel an das gute Mittelstück des ungeheuer langen Landes angeschlossen, dem es staatsrechtlich angehört. An der Ausführung dieses Planes hat der Verfasser wacker mitgearbeitet; die klare, lebhafte Art seiner Darstellung ermöglicht dem Leser die Teilnahme an dem großzügigen Erschließungsunternehmen. (Deutscher Verlag, Berlin. Mit 16 Abbildungen und 3 Karten. 263 S. RM 3.80.)

Max Junge / Papageien und Eisberge

Auch diese Reiseschilderung des wagemutigen Kulturpioniers befaßt sich mit dem gefährlichen und mühevollen Eindringen in die pfadlose Urwaldregion Westpatagoniens südlich des Ausgangshafens Puerto Montt. Im Auftrage der chilenischen Regierung schlägt sich Junge auf verschiedenen Expeditionen durch den dichtverwachsenen, ungemein regenreichen Urwaldgürtel, der sich von der Kordillere bis zu den Fjords der Westküste erstreckt.

Der erste Vorstoß geht vom Nordende des gewaltigen Puyuhuapi-Fjords in nördlicher Richtung nach dem Rosselot-See. Es ist eine saure Arbeit, aber sie dringen doch langsam vorwärts und entdecken den Risopatron-See südlich des großen Rosselot-Beckens. Ein nordamerikanischer Abenteurer, Lukkins, wird beim Auffinden einer Kupferader in einer Höhle vom Goldfieber gepackt. Er hetzt die Indios auf und will in der Trunkenheit gegen Junge und einige Getreue mit dem Messer losgehen. Einige Schreckschüsse und ein kräftiger Hieb über den Schädel des Rädelsführers tun Wunder. Der böse Geist Luckins kann mit dem bald darauf eintreffenden Küstendampfer „Inka" den chilenischen Behörden in der westpatagonischen Hauptstadt Aisen ausgehändigt werden. Auf einem zweiten Vorstoß im Tale des Rio Cisnes droht ihnen schon der Hungertod in der grünen Hölle des Urwalds. In verzweifelten Gewaltmärschen überwinden sie die Kordillere und erreichen die riesige Schaffarm Cisnes. Dort wird ihnen von dem englischen Verwalter tatkräftige Hilfe zuteil. Der Schluß und die Krönung dieses Forscherzugs ist eine Segelfahrt in den kaum bekannten Elefanten-Fjord südlich von Aisen. Hier im Gebiet von Hochgipfeln um 4000 Meter und riesiger Gletscher erhebt sich die Landschaft zu höchster Schönheit. Auf dem San Rafael-See werden sie im Nordsturm von einer Unzahl rasch treibender Eisberge fast zu Tode gehetzt und erleben an einem ruhigen Tag den seltsamen Anblick von Papageienschwärmen, die sich auf den schwimmenden Eisinseln niederlassen und unter großem Gezeter daran herumklettern. Sie erreichen auf ihrer Rückfahrt den Aisen-Fjord und werden von einem freundlichen Dampfer samt ihrem Boot an Deck genommen. (Deutscher Verlag, Berlin. 236 S., RM 3.80.)

Unbekanntes Tibet

In den Jahren 1931 und 1934 hat der junge und augenscheinlich wohlhabende Amerikaner Brooke Dolan, Mitglied der „Academy of Natural Sciences" in Philadelphia, zwei große tierkundliche Forscherzüge nach Osttibet ins Leben gerufen und finanziert. An beiden Expeditionen nahm der heute erst 27jährige deutsche Zoologe Ernst Schäfer teil. Sein Reisebericht „Unbekanntes Tibet" (Verlag Paul Parey. 296 S. RM 6.50) ist eine Fortsetzung des im Jahre 1933 erschienenen Buches „Berge Buddhas und Bären".

Ins „Unbekannte Tibet" führt der Weg über die stärkste Lebensader Chinas, den gewaltigen, in seinem Oberlauf unbändig wilden Yangtse-Fluß. Durch eine etwas mißglückte Audienz bei dem gerade in Hangtschou residierenden höchsten geistlichen Würdenträger Tibets, dem Panchen-Lama, ist Schäfer immerhin in den Besitz einiger wertvoller Empfehlungsschreiben gelangt, und die Expedition kann ihren schweren Weg in das wilde Bergland von Szetschwan und Osttibet, die Heimat noch unbekannter Tierarten, fortsetzen. Mit 15 Mann und 80 Pferden dringen sie trotz abscheulichen Wetters in täglichem Kampf auf Leben und Tod gegen Wildbäche, Schlammlawinen und Steinschlag zur tibetanischen Grenzstadt Tatsienlu vor. In der Rhododendronwildnis des dortigen Berglands, 4000 Meter über dem Meer, blüht ihnen Weidmannsheil und höchstes Forscherglück. Mit seiner ausgezeichneten deutschen Fernrohrbüchse erlegt Schäfer sieben Takinrinder und kann so das Museum in Philadelphia mit einer ganzen Serie dieser kaum bekannten „Goldenen Rinder" — halb Rind, halb Ziegenantilope, bis 800 Pfund schwer — bereichern. Von seinem getreuen chinesischen Jäger Wang wird er bei diesen Jagden vortrefflich unterstützt. Auch Dolan schießt einen kapitalen Takinbullen und ist hocherfreut über diesen glorreichen Anfang seines Unternehmens.

Über steile Berghänge und tiefeingeschnittene Talrunsen geht's weiter westwärts in der Richtung auf Batang. Der Wasserreichtum aller dieser dem Yangtse zuströmenden Bergflüsse ist ganz unglaublich. Natürlich herrscht in diesen Schlünden der übliche lokale Bürgerkrieg, den die im Dienst der Wissenschaft Stehenden schnöde ignorieren müssen. Auch die verschiedenen Räuberbanden, die den Karawanenverkehr nach Batang unterbinden, haben kein Glück bei den Forschern. Wenn man Gewehre hat, die auf 400 Meter treffen, und Hand und Auge sicher sind, kann man's gegen eine gewaltige Überzahl von Luntenflintlern wagen. Die Dolan-Expedition setzt sich in Litang an die Spitze einer Kaufmannskarawane von 600 Tragtieren und führt sie kaum belästigt nach Batang. Losung Dendru, der Banditenhäuptling, traut sich nicht heran; dieses Gesindel ist nur mutig, wenn sich's um Ausrauben und Hinschlachten Wehrloser handelt. In Batang wird den Forschern ein triumphaler Einzug bereitet. Die Einwohnerschaft steht Spalier, und Schäfer muß im Vorbeireiten 50 Schälchen tibetanischen Wein trinken, um nicht gegen die Etikette zu verstoßen. Neben diesen großen Erlebnissen geht die Kletterjagd an himmelhohen Steinhalden, das Präparieren und Eintragen ins Reisejournal als anstrengende Tagesarbeit. Sie erlegen vielerlei Kleinwild und als überall verbreitete Tierart die Gemse Tibets, den flinken und wachsamen Goral.

Ein ganzes Kapitel widmet Schäfer seinen Jagderlebnissen auf den sagenhaften Weißlippenhirsch, den er nach unendlichen Mühen und Fehlpirschen endlich zur Strecke bringt. Ein anderes Großwild ist die gefährliche rauhhaarige Bergantilope Serau. Von dem wohlbekannten Blauschaf erlegen sie herrliche Exemplare. Daß sie bei ihrer täglichen Kletterei in Frost und Regen an schlüpferigen, brüchigen Felshängen nie zu Tode stürzen, ist ein wahres Wunder.

Schließlich geht die ganze Expedition beinahe an einer unerklärlichen Milchsäurevergiftung nach dem Genuß eines Zwergblauschafs zugrunde. Sie erholen sich langsam und erleben in Batang noch die Exekution von vier Gefolgsmannen Losung Dendrus, die bei einem Überfall auf einen hohen chinesischen Offizier und seine Begleitung an die Unrechten geraten waren.

Mit einem Hinweis auf neue Taten schließt das mit jugendlicher Frische und Munterkeit geschriebene Buch des begeisterten Jägers und Tierforschers.

Hans Härlin

Lockung der Ferne

Drei Bücher liegen vor uns, die ebenfalls von Pionieren der Wissenschaft erzählen, jedes wieder von anderer Prägung; aber ihnen allen ist eines gemeinsam: der Weg ins Unbekannte und der Reiz der Ferne, die den meisten von uns auch heute noch unerreichbar bleibt.

Hans Heuer behandelt in seinem Roman „Kämpfer im Eis!" (Freiheitsverlag G. m. b. H., Berlin, 279 S., 8 Tafeln, 3 Kartenskizzen, RM 6.40) das Leben Roald Amundsens. Zu Beginn sehen wir Amundsen als 17jährigen Knaben, der sich vorgenommen hat, die seit 400 Jahren vergeblich gesuchte nordwestliche Durchfahrt, d. h. den Seeweg um die Nordküste des amerikanischen Festlands vom Atlantischen zum Stillen Ozean zu finden. Die erste Polarerforschung erwirbt sich Amundsen als 25-Jähriger auf der Fahrt der „Belgica" in die Antarktis. Wenige Jahre später rüstet er eine eigene Expedition aus, der es in dreijähriger Reise gelingt, die nordwestliche Durchfahrt zu erzwingen. Im Dezember 1911 erreicht Amundsen als

erster den Südpol, während des Weltkriegs begibt er sich auf eine Fahrt durch die nordöstliche Durchfahrt, und schließlich erfüllt sich sein Lebensziel, als er nach einem vergeblichen Versuch mit dem Flugzeug, im Mai 1926 mit dem Luftschiff „Norge" den Nordpol überfliegt und so als einziger Mensch die beiden Pole besucht, um an ihnen die norwegische Flagge aufzupflanzen. Bei dem Versuch, den Kameraden Nobile nach der Strandung des Luftschiffs „Italia" zu retten, wird er selbst ein Opfer des Eismeers. Heuer erzählt an Hand der vorliegenden Berichte und Tagebücher in spannender Form diese Geschichte des großen Norwegers.

Der amerikanische Naturforscher William Beebe ist in Deutschland längst kein Unbekannter mehr. Der Band „Auf Entdeckungsfahrt mit Beebe, Abenteuer mit Tiefsee-, Land- und Luftgetier" (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. 207 S. RM 3.50) bringt geschickt gewählte Auszüge aus bisher Erschienenem. Besonders spannend sind die beiden Schlußkapitel über die Beobachtungen unter dem Meeresspiegel. Beebe weiß so lebendig, so unmittelbar zu schildern, daß der Leser mit ihm die Wunder der Tiefseewelt zu schauen glaubt. Vor allem die Jugend wird an diesem Buche ihre Freude haben.

China und Japan waren das Ziel einer der letzten Forschungsreisen von Hans Helfritz, von der er eine ganze Menge wunderschöner und gut unterrichtender Aufnahmen mitgebracht hat. Er legt sie in seinem Buche „Ewigkeit und Wandel im Fernen Osten" (Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin. 111 S., 96 Abb. RM 3.80) vor, zu dem Dagobert von Mikusch eine knappe Einleitung geschrieben hat. Helfritz selbst läßt hier an Stelle des geschriebenen Wortes das Bild allein sprechen. Man sieht die Menschen, die Landschaft und die Bauten des Ostens in immer neuen Blickrichtungen. Aber im Vordergrund steht das tätige Leben; am aufschlußreichsten sind wohl diejenigen Bilder, die zeigen, wie der östliche Mensch mit den Errungenschaften der westlichen Kultur fertig wird, sie ganz in seinem eigenen Geiste auszuwerten weiß.

Ewiges Abenteuer

Churlow Craig zeigt sich in seiner Schilderung modernen Cowboylebens „Ein Mann und ein Pferd" (Hans Köhler Verlag in Hamburg. 349 S. RM 4.80) als ein Mann, der die Unruhe und das Abenteuer liebt. Aus einer alten und angesehenen englischen Familie stammend, nahm er nach dem Weltkrieg seinen Abschied vom Heer und suchte das wilde, freie Leben, das er dann als Cowboy in Südamerika fand. Im „Wilden Westen" unserer Tage spielt seine Geschichte, die bei aller Spannung und allem nicht alltäglichen Geschehen bescheiden bleibt und keinen Anspruch auf besonderen Ruhm erhebt. Für Craig sind seine Erlebnisse eine Selbstverständlichkeit, von der er nicht viel Aufhebens macht. Zuerst begegnen wir ihm im Chaco, jenem unruhigen Grenzgebiet zwischen Bolivien und und Paraguay, wo er für seine Tatenlust ein neues Betätigungsfeld findet, nachdem ihm das Dasein eines Vormanns auf den großen Ranches nicht mehr genügt. Aber mit seinem treuen Bobby-Pferd muß er Paraguay verlassen, da er keine Aufenthaltserlaubnis hat und für einen bolivianischen Spion gehalten wird. So wechselt er hinüber nach Brasilien in den Mato Grosso, wo er gerade recht kommt, um sich einer der üblichen Revolutionen anzuschließen. Freiwillig tut er das freilich nicht; er sieht aber in seinem Anschluß an die Aufständischen die einzige Möglichkeit, sein geliebtes Bobbypferd vor der Beschlagnahme zu bewahren. So zieht er kreuz und quer mit der irregulären Truppe durch das Land als Maschinengewehrfachmann. Doch gibt es dabei keine großen Heldentaten zu verrichten; dafür erhält der Leser einen um so tieferen Einblick in innerbrasilianische Verhältnisse und das Geheimnis solcher Revolutionen. Das schönste an dem Buche jedoch ist die wundervolle Kameradschaft, die den Reiter mit seinem Pferde verbindet. Gegenseitiges Vertrauen von Mensch und Tier spricht aus diesem eigenartigen Verhältnis. Angenehm empfindet der deutsche Leser die ausgezeichnete Übersetzung, die dem Original kaum nachstehen dürfte.

Waldemar Bellon

Schiffahrt tut not!

Des englischen Schriftstellers und Seemanns Stanley Rogers erstes in deutscher Sprache erschienenes Buch „Kleinsegler des Weltmeeres" ist eine Geschichte der Ozeansegelei. Er beschränkt sich dabei auf kleinere, nicht mit Rahen getakelte Schiffe und stellt so von vornherein das Sportliche, Wagemutige in den Vordergrund aller Betrachtung. Dann erzählt er von Fischerbooten, Langfahrtseglern und Erdumseglern, von Helden der Arktis, von dem Vollblut der Meere, den schnellen Jachten, von Südseefahrern, Seeräubern und von den Rumschiffen, die an der Küste des trockenen Amerika auf ihre Abenteuer warteten, und von Schiffen, die nie wiederkehrten. Im zweiten Buch von Rogers „Wunderliche Schiffe" haben sich alle Käuze, die es je auf den Meeren gegeben hat, ein Stelldichein gegeben samt ihren Erfindern. Da machen wir Bekanntschaft mit Schiffen, die wie Nudelwalzen aussehen oder drei Schornsteine hintereinander besitzen, aber auch drei Schornsteine nebeneinander — andere ähneln wieder Pillenschachteln oder Kugeln, oder Türmen oder Seeschlangen, oder einem Ei, oder Zwillingen, oder Eisenbahnwaggons, die von einer Meereslokomotive gezogen werden — Geburten schrulliger Erfinder, die bei aller Absonderlichkeit dennoch das Ihrige zum Fortschritt mit beitrugen. Das ist ein Buch, das Spaß macht und aus dem man lernen kann.

Bernard Friedrichs

Stanley Rogers, Kleinsegler des Weltmeeres. Mit 103 Abb. u. Karten. 355 S. RM 5.—.

Stanley Rogers, Wunderliche Schiffe. Irrungen und Wirrungen des Schiffsbaues. Mit 140 Abbildungen. 353 S. RM 5.—.



Festliches Theater

Zwei kennzeichnende Bilder von der Reichstheaterwoche in Wien

Oben: Ballett im Park von Schönbrunn auf dem Künstlerfest der Reichstheaterwoche.

Links: Blick in den Zuschauerraum bei einer Festaufführung in der Wiener Staatsoper.

Rechte Seite, oben: Alma Seidler in Raimunds »Verschwender« bei der Aufführung im Wiener Burgtheater.

Rechte Seite, unten: Szene aus dem Stuttgarter Molière-Abend: »Der eingebildete Kranke«.

Aufn. 3 Clausen, 1 Illenberger

Um Widerspruch wird gebeten!

Kleine Glossen zur Zeit

Krise des Romans?

Der Kriegsroman ist abgeebbt. Der historische Roman scheint jedenfalls qualitätsmäßig, wenn auch noch nicht mengenmäßig, seinen Höhepunkt überschritten zu haben. Der Zeitroman großen Stils ruht noch in weiter Ferne. Nur der Familienroman verrät die ersten neuen Ansätze. Dagegen zeigt eine Anzahl von literarisch „gehobenen", an sich gut geschriebenen Romanwerken ein auffallend stilles Gesicht, eine Neigung zu einer gewiß liebenswerten, aber reichlich quietistischen Besinnlichkeit; auch bei der Behandlung von Gegenwartsstoffen werden einfache Dinge und zeitlose Probleme in einer naturnahen und naturgebundenen Umwelt, der aber doch die Hamsunsche Größe fehlt, bevorzugt. Das Ergebnis ist zumeist eine ausgesprochene äußere Handlungsarmut; das eigentliche epische Element tritt stark hinter der lyrisch abgestimmten, psychologisch verschlungenen bukolischen Idylle zurück, über der höchstens einmal ein tragisches Wetterleuchten grollend aufzuckt.

Vielleicht hängt es mit der ganzen sozialen Struktur unserer Vergangenheit und mit dem oft notgedrungenen Außenseitertum des deutschen Schriftstellers zusammen, wenn unsere Epik sich so schwer über den psychologischen Entwicklungsroman hinaus zur kulturhistorischen Breite, zum Welt- und Zeitbild im Sinne von Balzacs „Menschlicher Komödie" erhebt.

Wohl sind wir dem Dichter dankbar für alle Einblicke in das innere Leben, in alle verborgenen





Tiefen menschlicher Kleinwelt — doch der Erzähler sollte darüber niemals vergessen, daß gerade das epische Werk uns auch jene Weltweite und abenteuerhafte Erlebnisfülle zu spenden hat, die wir nicht weniger als Bereicherung unseres Lebensbildes empfinden. Der allzu abseitige Typus des Romans aber, der als Frucht sommerlicher Stille sich gern als „Rückkehr zur Natur" gibt und den wir doch mehr und mehr als Flucht vor der Zeit empfinden müssen, sieht etwa so aus:

1. Ein junger Mann, der Stadt entronnen, lernt ein frisches und gesundes Landmädchen kennen und lieben; er erlebt mit ihr ein paar schöne Stunden voll Heuduft und Mondschein, um dann nach einigen inneren Kämpfen doch wieder zu einer jungen Schauspielerin in der Stadt zurückzukehren.

2. Ein junges frisches Landmädchen erlebt mit einem jungen Mann aus der Stadt (es kann auch der neue Lehrer des Ortes sein) einige schöne Sommerwochen mit Heuduft und Mondschein, um dann doch wieder zu dem braven Knecht zurückzukehren, der geduldig auf sie gewartet hat.

3. Ein braver Knecht liebt ein Mädchen, das usw. usw. (siehe oben).

4. Wenn es aber einmal ganz hochdramatisch wird, dann geht das Mädchen ins Wasser, oder der Knecht greift zur Axt. In allen Fällen aber wird uns das innere Leben aller Beteiligten unter besonderer Berücksichtigung des jeweiligen Haupthelden so von Grund auf begreiflich gemacht, daß wir keinem am Ende ernstlich böse sein dürfen.

Wohl aber werden wir doch einmal sehr böse sein, wenn das nun als Frucht dieses neuen Sommers im kommenden Winter wieder so weitergeht!

Karl Blanck

Wir lesen:

Im Stuttgarter NS.-Kurier vom 19. 6. 38 eine Glosse unseres Mitarbeiters K. H. Bühner:

Genies gefällig?

Immer wieder stößt man in Betrachtungen und Büchern — meistens wenn von Kunst die Rede ist — auf die Meinung, man könne im Sinne einer Höchstleistung diesen oder jenen Anspruch an die Zukunft stellen, etwa wie im täglichen Leben oder wie im Plane des vorgeschriebenen Wirkens. Man verlangt z. B. von der gegenwärtigen Dichtung im Verlauf einer Generation eine neue Blütezeit, die durch eine gewisse und angemessene Häufigkeit genialer Begabungen bezeichnet sein soll. Jener kaltschnäuzige Snobismus aber, der den wildblühenden Garten der Kunst, diesen Schicksalshain eines Volkes, mit einem Treibhaus verwechselt, ist glücklicherweise hierzulande nicht häufig. Wir wissen jedoch aus Erfahrung, daß Dummheiten sich manchmal viel besser durchsetzen als Gescheitheiten und daß gedankenlose Schwätzer mit Vorliebe gedankenlose Behauptungen in der gangbaren Münze des Schlagworts unter die Menge bringen.

Von der Dichtung fordern, hieße so viel wie das Schicksal herausfordern, wie ein Geschenk des Himmels als Tribut der Zeit erwarten, die Zukunft in die Gegenwart zwingen in einem Bereich, wo wir uns dankbar dem ungeschriebenen Gesetz, dem Zufall der Schöpfung zu beugen und beides hinzunehmen haben mit all seiner faszinierenden Laune, wo der Chemie der Substanzen und Integralitäten der Gemeinschaft und des Zeitalters alles überlassen werden muß.

Was wir von der großen Kunst schließlich nur fordern können, heißt Gesinnung, Ethos, Gehalt, Beherrschung der Form, Übung des Handwerks — und alles andere, aber gerade dieses „Darüber-Hinaus", dieses Elementare des dichterischen Seins, dieses Jenseits von Wille und Bewußtheit — dieses muß uns geschenkt werden! Der Genius läßt sich nicht beschwören, eben weil er mehr als Gedanke ist, mehr als das Ergebnis einer Rechnung. Er erscheint nämlich wie eine Einheit aus Geist und Blut, aus Leib und Seele, die nur in einem gewissen Klima zu gedeihen vermag.

Mißtrauen wir denen, die mehr fordern als sie selber zu geben imstande sind, und die glauben, die lichtbringende künstlerische Verkündigung an ein Volk und eine Zeit geschehe unter der Drohung des Willens! Nur in Demut wird uns die jahrhunderterglühende Gnade zuteil. Das Genie aber — so wissen wir zuversichtlich — es erscheint immer in zwölfter Stunde. Das hat es von den Geistern der Mitternacht. Es ist ein seltsames Geschöpf, wie alle die auf der Grenze leben, ein feuriger Komet, zum Erschrecken prophetisch, zwischen dem Hier und dem Dort, zwischen der endlichen Gestalt und der unendlichen Verlorenheit . . .

In „Wille und Macht" vom 15./6 38 Bemerkungen zum historischen Drama von Heinz Schwitzke:

Die historische Farbigkeit und Bilderbogenhaftigkeit ist natürlich nichts Künstlerisches, und ein Stück, dessen Reiz allein im Kostüm oder in der Stimmung oder im Kolorit oder in der historischen Naturtreue liegt, ist ebensowenig ein Drama wie etwa eine Ausstattungs-Revue. Aber auch die gegenteilige Forderung, die heute wieder als allerletzte Weisheit proklamiert wird, nämlich daß es ein großer Vorzug sei, wenn die Handlung eines Schauspiels in der Gegenwart vorgehe, hat nichts mit den Forderungen künstlerischer Formgebung zu tun, sondern nur mit bestimmten bequemen, komödiantischen Neigungen.

Der „spritzige" Gesellschaftsdialog oder das krampfhafte, moderne Problemstück oder die psychologisch-medizinische Studie — sie alle sind gleich weit entfernt von den Aufgaben, die das Theater, seiner Bestimmung nach, an den Dichter stellt. Auch mit der gemischten Gattung, bei der es sich um eine Projektion moderner Ideen in die Vergangenheit handelt, ist nichts getan, obwohl diese Gattung gegenwärtig sehr häufig auftritt. Selbst wenn Witukind, Heinrich der Löwe und York tatsächlich schon (woran allerdings zu zweifeln ist) um die Verwirklichung einzelner von unseren Programmpunkten gestritten haben, so sind sie allein deshalb noch nicht geeignet, an der Erneuerung unseres Dramas erfolgreich mitzuwirken.

Das Theater braucht weder Historie noch Gegenwart, die in diesem Sinne auch ein Teil der Historie ist. Seine Probleme, die großen tragischen und komischen Konstellationen, sind ohne Zweifel, wenn man wirklich die höchsten Forderungen an das Theater stellt, nicht Zeitprobleme, sondern Probleme von ewiger Gültigkeit. Sie verlangen auch eine ewig gültige Form und eine ewig gültige Gestaltung des Stofflichen und heben sich dadurch formlich über die Konversation, stofflich über das spezielle Problem weit hinaus. Es ist der Vorzug des Mythos, wenn er im Drama dargestellt wird, daß er das Drama in den Bannkreis jener religiösen, politischen und sittlichen Ideen festhält, in dem auch er steht.

Es wäre gut und notwendig, wenn unsere jungen Dramatiker und unsere jungen Theaterleiter heute wieder beginnen würden, die höchsten Ansprüche an ihre Aufgabe zu stellen, höhere, als die letzten hundert Jahre sich gestellt haben. Denn das Drama ist nicht eine beliebige unter vielen dichterischen Möglichkeiten, sondern die höchste, und es hat die größten religiösen und nationalen Aufgaben zu erfüllen, die es gibt. Dieses Ziel jedoch kann nicht erreicht werden, wenn wir uns bei unserer Arbeit nur von einer, an sich sehr löblichen Fabulierlust oder von dem Vergnügen an historischen Schicksalen oder theatralischen Spannungen leiten lassen — sondern nur, wenn uns immer jener Gedanke vor Augen steht, um den schon die großen deutschen Klassiker gerungen haben, ohne ihn freilich ganz erfüllen zu können: Der Gedanke an ein deutsches National-Theater.

Von der Weisheit des lächelnden Lebens

Betrachtungen über eine Begegnung zwischen Ost und West

Von Jorg Lampe

Es gibt philosophische Bücher, die sich zunächst einer systematischen Stellungnahme glatt entziehen. Von ihnen aber kommt dem Leser der größere Gewinn. Sie bieten sich wie eine Landschaft, wie ein Gewitter oder wie ein Sonnenaufgang, kurz: wie ein Naturereignis dar, dem man sich erschließt, um hinterher auf eine eigene Weise bereichert und gestärkt zu sein, ohne etwa einen festen stofflichen Besitz, ein allzu konkret umrissenes „Was" vermittelt zu erhalten. Man lebt mit diesen Büchern, und sie wirken in uns weiter. Sie sind Geschehnis, das sich verströmt, sind schweifendes Gespräch, dem zuzuhören zu einer ebenso schweifenden und frei entfalteten Besinnung führt.

Der neue Lin Yutang gehört dieser zweiten Art von philosophischen Büchern an. Er nennt sich "The importance of living", und sein Übersetzer W. E. Süskind hat diesen Titel mit „Weisheit des lächelnden Lebens" sinnvoll verdeutscht. Wer wollte nun die Weisheit, das Lächeln oder gar das Leben besprecherisch erfassen? Es stimmt gewiß gar vieles nicht von dem, was Lin Yutang auf seinen 451 Seiten einer gleichsam poetischen Philosophie eröffnet, aber — und das entwaffnet — es will auch gar nicht stimmen. Lin Yutang doziert nicht, sondern er dichtet eben. Er will nicht recht haben, sondern lockern, nicht Gesetze formulieren, sondern die Quellen unmittelbaren Seins erschließen. Es geht ihm um das Leben selber, um die Kunst zu leben und nicht um ein System, um eine Schau der Welt und nicht um Weltanschauung.

Die Wurzel natürlich, aus der die Schau der Welt ihm zuwächst, ist die chinesische Kultur, ist das chinesische Menschsein, doch wäre es verfehlt, wollte man darum gleich von vornherein die Achseln zucken und erklären, was kann ein Chinese schon von uns selber sagen und vor allem: was kann er sagen, das für uns verbindlich wäre? Es steckt in jedem Volke ein Stück Menschheit, das es zu allen Räumen der Erde verbindlich in Beziehung setzt.

Mit dem Verhältnis zwischen Osten und Westen hat es überdies seine eigene Bewandtnis. Hier ist gewissermaßen noch eine Rechnung offen. Der Westen hat dem Osten die Logik, die rationale Naturwissenschaft samt ihrem praktischen Verwendungsanhang, die motorische Energie des Handelns, die Herrschsucht sowie ein mißverständlich verfälschtes Christentum „geschenkt". Er hat sich mit Waren aller Art für diese Gaben bezahlt gemacht und glaubte, damit sein Konto auszugleichen. Diese Berechnung mochte stimmen, solange der Westen seiner sicher war und seine „Tugenden" für bare Münze nahm. So lange konnte er den Osten in der Tat an sich selber irremachen und durchsetzen. Als jedoch Europa satt und vom Eroberer zum bloßen Besitzer wurde, um sich schließlich gar selber zu zerfleischen, und sich sodann der Fragwürdigkeit seiner derzeitigen Existenzform bewußt zu werden begann, da war es auch um Expansiv- und Überzeugungskraft geschehen.

Heute gewinnt sich der Osten allmählich, wenn auch durchaus in seiner äußeren Form verändert, die Freiheit zurück, um seinerseits in jene Risse und Sprünge des westlichen Aktivitätsbewußtseins mit den Fühlern der eigenen Denk-, Lebens- und Empfindungsweise vorzutasten. Der echte Einfluß-Ausgleich zwischen Westen und Osten liegt also weder in den „Chinoiserien" des 18. und 19. Jahrhunderts noch in der Wareneinfuhr aus Ostasien, weder in der Bereicherung der westlichen Wissenschaft durch die Japan- und Chinaforschung noch in der Heranziehung östlicher Seelenkunde zur Psychiatrie Europas. In diesem letzten Falle freilich tritt die Einflußrichtung des Ostens schon ein wenig deutlicher hervor. Die wahre Gegengabe des Ostens an den Westen nämlich hat die Verwandlung des Bildes vom Menschen wie vom Leben überhaupt zum Thema.

Für den modernen „Westler" ist der Mensch eine Funktion der Tat, im Osten eine solche des Seins. Die Menschenwürde des heutigen Europäers ist stets mittelbar, die des Ostasiaten

und besonders die des Chinesen erweist sich als unmittelbar in der menschlichen Natur selbst verankert. Infolgedessen reift im Westen in der Regel nur Wissen, im Osten aber Weisheit, dort Kenntnis und Dogmatik, hier hingegen Erkenntnis und gelassene Freiheit. Der Westler als Typus versperrt sich das Leben durch die materielle und intellektuelle Bekundung seines Daseins, der typische Chinese trachtet danach, das Ausmaß seiner sachlichen Existenz auf das zum wirklichen Leben Notwendige zurückzuschrauben. Jener richtet sich nach ideellen Prinzipien aus, dieser aber entsagt dem Grundsatz und der Idealität, damit die eigentliche Wirklichkeit des Lebens reiner und ungebrochener zur Geltung und zur Entfaltung kommt.

Ost und West sind somit wahrhaft verschiedene Welten, die stets in einer gewissen Spannung zueinander stehen werden. Diese Spannung aber kann fruchtbar werden, wenn beide ihr Aufeinanderbezogensein erkennen und sich in ihm begegnen. Hierzu ist vor allem die Lockerung des europäischen Selbstbewußtseins erforderlich. Im Übergang zu dieser Lockerung befinden wir uns heute. Der Westen ist in mehr als einer Hinsicht der Aktion, des unentwegten Tuns müde, womit er für das Sein zugänglich und aufnahmefähig wird. Manche seiner Ideale aus dem vorigen Jahrhundert werden brüchig, und manche Resultate seiner Versachlichung des Daseins und der Menschlichkeit schlagen bereits in die Vernichtung des Lebens um der bloßen Mechanik willen um. Der Bolschewismus, in dem sich die Nein-Seite des Westens als System, in dem sich seine Negation als Position gebärdet, steht hierfür als Beweis. Er ist damit geradezu ein Gradmesser der Reife des Westens für den Osten, weil dessen Kräfte gleichsam die Lücken in der menschlichen Selbstdarstellung des Westens füllen helfen können.

Von hier aus wird die Bedeutung eines Buches wie des neuen Lin Yutang — den Mängeln einer teilweise etwas zu journalistisch gehaltenen Schreibweise zum Trotz — ersichtlich. Hat uns der Verfasser in seinem Werk „Mein Land und mein Volk" zunächst einmal mit seiner Schau der chinesischen Welt als solcher vertraut gemacht, so meldet er jetzt gewissermaßen deren allgemeinmenschlichen Anspruch an, ohne aber damit etwa doktrinär zu werden. Weder die Weisheit noch das Lächeln oder gar das Leben sind lehrbar. Sie wollen ersehnt und errungen werden, ohne daß sich hierfür ein Rezept verschreiben ließe. Sie setzen wache Sinne, wache Herzen und einen gleichsam rhythmisch disziplinierten Instinkt voraus, wodurch der Satz Lin Yutangs verständlich wird: „Darum halte ich die Erziehung unserer Sinne und Empfindungen für bedeutend wichtiger als die Erziehung unserer Ideen" (78).

Dem Chinesen ist das Abstrakte fremd, wenn nicht gar verhaßt. Er wurzelt auch geistig in der Natur, im Leben, und all sein Denken soll letzthin einzig der Kunst des Lebens dienen. Die Natur wird als leiblich-sinnlich wie als durchgeistigt aufgefaßt, und der Mensch steht keineswegs in ihrem Mittelpunkt, sondern als ein gliedhaft winziges Staubkorn im All des Kosmos. Infolgedessen ist die chinesische Religiosität weder anthropozentrisch wie die christliche, noch überhaupt transzendental bestimmt. Der Wandel, die Bewegung in der Selbstdarstellung des Seins, deren Gesetze nicht erkannt, sondern bestenfalls erahnt und als ein Schicksal hingenommen werden können, verlangt eine beschwingte Lockerheit des Denkens, die die Gegensätze umfaßt, anstatt sie gegeneinander auszuspielen. Dieses Denken kann und darf nicht fanatisch sein, weil Fanatismus stets Vereinseitigung bedeutet. Will es gar zur Weisheit gelangen, so muß es sich über den Ernst erheben, denn „Ernsthaftigkeit ist, genau betrachtet, nur ein Zeichen der Anstrengung, und Anstrengung ist ein Zeichen von ungenügender Beherrschung" (93).

Humor und die Fähigkeit, sich stets offen und bereit zu halten, sich nicht festzulegen, das gilt Lin Yutang als ein Weg zur Weisheit. In diesem Sinne zitiert er den Ausspruch des Konfuzius: „Wenn ein Mensch nicht zu sich selber spricht: ‚Was tun? Was tun?', dann weiß ich wirklich nicht, was tun mit einem solchen Menschen!" (106). So gilt ihm denn auch Weisheit nicht als Wissenssumme, sondern als ein Reifegrad auf der Grundlage eines gleichsam unversehrten Herzens. „Der ist ein großer Mensch, der das Herz eines Kindes nicht verloren hat" (Mencius, 110).

Einen nicht geringen Raum in Lin Yutangs Gedanken nimmt die Pflege eines müßigen Lebens ein, für die er zahlreiche Dichter und Ge-

lehrte der chinesischen Vergangenheit zum Zeugen aufruft, um in einer oft recht zugespitzten Formulierung der Muße Preis zu singen. Diese Zugespitztheit erklärt sich freilich aus der Beschaffenheit des Leserkreises, für den das Buch gedacht ist. Nichts ist dem Europäer oder Amerikaner von heute fremder als die Muße, die innere Gelassenheit, die Sorglosigkeit und eine „innige, tiefempfundene Freude am Leben der Natur". Der Mensch des Westens ist rastlos und an Sorgen derart reich, um nicht zu sagen: in sie verliebt, daß ihm Sorglosigkeit und Muße als paradiesische Utopie erscheinen. Er muß sich freilich sagen, daß er selber an diesem Zustand schuld ist, weil seine Gegenwart die Frucht einer jahrhundertelangen und geistig vorgebildeten Entwicklung darstellt, die stets das Handeln über das Sein gestellt hat und das Leben um dessentwillen preisgab, was sie jeweils ihre Wahrheit nannte.

Demgegenüber sagt Lin Yutang: „Eine kurzgefaßte Definition der chinesischen Philosophie könnte etwa so lauten, daß sie sich um Erkenntnis des Lebens weit mehr bemüht als um Erkenntnis der Wahrheit" (178) oder: „Als Hauptweisheit lehrt der Taoismus die Vorherrschaft des Seins über das Handeln" (179). Er läßt diesen Sätzen eine Fülle von Bildern aus dem chinesischen Leben folgen, die den inneren Zusammenhang zwischen Kultur und Muße, ja sogar Müßiggang, die die Hochschätzung des Alters, die Bedeutung der Familie, das überästhetisch-metaphysische Verhältnis des chinesischen Weisen zur Natur, seine „landstreicherische" Reiselust wie überhaupt seine vielseitige Genußbegabung erläutern sollen. Manches dieser Bilder wird den Leser vielleicht befremden, doch tut er gut daran, nicht nur das Fremde, sondern auch die Freiheit, nicht nur die Andersartigkeit, sondern auch den echten menschlichen Gehalt zu sehen und zu spüren, der hinter aller Sonderwilligkeit der Form und ihrer Zeichnung steht.

Gerade die Art und Weise, in der sich Lin Yutang von so manchen Sitten und Gewohnheiten des Westens absetzt, wobei er „Äußerliches" mit Wesentlichem untermischt und seinen Scheinwerfer vom Händeschütteln bis zum Examenswissen, vom Hosenträger bis zur amerikanischen „Efficiency" schweifen läßt, gewinnt durch die leichte und gracile Form des Ausdrucks. In diese fast salopp zu nennende Plauderei fallen dann wieder Sätze wie der des Konfuzius: „Denken ohne Schulwissen macht unstät, aber Schulwissen ohne Denken ist ein Unheil" (392) oder die Anatole France entlehnte Bemerkung über das Streben nach Erkenntnis, das ein „Abenteuer der Seele" ist, und schließlich der kluge Satz: „Im Spontanen und nirgends sonst liegt der wahre Geist der Kunst. . . . Nur wenn der Geist des Spiels bewahrt bleibt, entgeht die Kunst der Gefahr der Industrialisierung" (395).

Von der Kunst handelt so manches wahre Wort, das die Beziehung zwischen Kunst und Persönlichkeit, zwischen Form und Ausdruck anleuchtet, wobei Buffons seiner Satz zitiert wird: „Der Stil ist der Mensch" (411). Auch Lin Yutangs eigene Worte über die Literatur seien angeführt: „Echte Literatur ist eigentlich nur ein Staunen über das Weltall und das menschliche Leben" (418).

Die Äußerungen des Verfassers zu den Fragen der Religion und besonders zum Christentum dringen nicht gerade in die Tiefe, und doch legen sie den Finger auf so manche offene Wunde. Lin Yutangs Vater war Missionar, und auf diesem Boden wachsen in der Regel nicht die reichsten und freiesten Bekenntnisblüten. So wird der Widerspruch des Autors zu dieser Form des Christentums verständlich, und es lohnt nicht, sich an ihm zu stoßen, weil er ja nur gegen die Verfälschung der Lehre Christi Stellung nimmt. Seine Begründung kann zwar schwerlich überzeugen, doch wäre es verfehlt, jene Verfälschung darum schon abzuleugnen und sich der Notwendigkeit zu verschließen, daß das zutiefst Christliche neu geboren werden muß, um wieder verbindlich zu werden.

Dem Chinesen als dem Menschen des gleichsam noch mythenschöpferischen und kreaturhaft unbefangenen Ostens fällt die Krise der westlichen Kultur, ihre Verdrängung durch die Zivilisation besonders deutlich auf. „Die Gefahr ist, daß wir uns überzivilisieren und an einen Punkt gelangen (und an dem sind wir bereits), wo die Arbeit der Nahrungssuche so anstrengend wird, daß wir über ihr den Appetit aufs Essen verlieren" (163). „Wir haben nämlich ein Stadium der menschlichen Kultur erreicht, in welchem wir wohl Unterabteilungen der erkennenden Wissenschaft haben, aber keine Erkennt-

nis als solche; Spezialistentum, aber keine Ausrichtung auf ein Ganzes; Fachforscher, aber keine Verwalter der Menschenweisheit" (440). „Am akademischen Denken fehlt es wahrhaftig nicht; dagegen macht sich das poetische Denken in der modernen Welt nur wenig bemerkbar" (442). „Der Weise redet vom Leben, wie es ihm unmittelbar wahrnehmbar wird, die Begabten dagegen reden über seine, des Weisen, Worte, und die Dummen streiten sich über die Aussprüche der Begabten" (444). In diesen und ähnlichen Sätzen kommt die Sicht Lin Yutangs zum Ausdruck, und er stellt dem Bilde des Westens, so wie es sich ihm darstellt, die „Vernünftigkeit" entgegen, unter der wir uns freilich weniger die uns geläufige Ratio als eine gleichsam denkende Empfindung für das Leben vorzustellen haben. „Der Geist der Vernünftigkeit ist das Beste, was China dem Westen zu bieten hat" (448).

Zum Ausklang seien hier noch einige im Abschnitt „Das Festmahl des Lebens" aufgezeichnete Sätze des Tsesse, des Enkels des Konfuzius, wiedergegeben, die er in seiner Lehre von der „Goldenen Mitte" niederschrieb (161): „Das innere Ich ist die rechte Grundlage der Welt, die Harmonie aber ist der erleuchtete Weg. Wenn ein Mensch das innere Ich und die Harmonie gewonnen hat, sind Himmel und Erde in rechter Ordnung, und die zahllosen Dinge haben Nahrung und Wuchs.

Zum Verständnis gelangen vom wahren Ich her, heißt Natur; und zum wahren Ich gelangen, vom Verständnis her, heißt Gesittung; wer sein wahres Ich hat, der hat dadurch auch Verständnis, und wer Verständnis hat, findet dadurch sein wahres Ich. Nur die in der Welt ihr ganzes Ich haben, können ihre Natur erfüllen. Nur die ihre eigene Natur erfüllen, können die Natur der andern erfüllen. Nur die die Natur der andern erfüllen, können die Natur der Dinge erfüllen. Die aber die Natur der Dinge erfüllen, sind würdig, daß sie der Mutter Natur helfen zu wachsen und das Leben zu erhalten, und die dazu würdig sind, sind Himmel und Erde ebenbürtig."

Wer wollte diesen Sätzen etwas anderes hinzufügen als den Wunsch und die Bitte, sie wahrhaft in sich aufzunehmen?

Zwei Gedichte

von Kurt Kuberzig

Der Lesende

Worte, Bild und Träume tragen
seinen Blick in weite Runde.
Er vergißt Gestirn und Stunde,
die in seine Nächte schlagen.

Vor ihm liegt die Welt in Fragen;
und er liest, daß er erkunde
dieses Sein, in dessen Grunde
Menschen nach der Wahrheit jagen.

Und oft wächst ihm Kraft zu wagen,
was er hoffte und erstrebte,
und er träumt zur Tat sich frei . . .

Und er fühlt sich oft verzagen,
und an dem, was er erlebte,
bricht ihm Traum und Tat entzwei . . .

Abendlied

Ein erster Stern
im Westen steht.
Der Wind hat kühl
den Tag verweht.

Der Wald steht groß
und schweigend da.
Schmal kreist der Mond
und ist dir nah.

Der Fluß treibt breit
und tief in Ruh
mit Schiff und Mast
dem Hafen zu. —

Vergiß, was du
erlitten hast.
Dich laden Mond
und Nacht zu Gast.

Ricarda Huch
Das Zeitalter der Glaubensspaltung

Von Oskar Jancke



Ricarda Huch

Ein Gewebe aus Gestalten und Ereignissen wird vor uns ausgebreitet: es ist der Zeitraum der deutschen Geschichte, der etwa von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Westfälischen Frieden reicht. Während dieser Zeit verändert das Römische Reich deutscher Nation gründlich sein Antlitz, die Menschen und alle ihre Verhältnisse verändern sich. Ein Vorgang geistiger Natur ist es, der diese Wandlung bewirkt hat: ein neuer Glaube ist neben den alten getreten. Kirche und Reich des Mittelalters sind aufs schwerste erschüttert worden. Sie haben sich gewehrt und selbst angegriffen. Aber die neuen Kräfte konnten bestehen, weil sie aus den Wesenseigenschaften der deutschen Nation kamen. Das besiegelte der Westfälische Frieden im Jahre 1648.

Es waren sehr verschiedenartige Kräfte, die die Kirche bedrohten: von innen her die Verweltlichung, deren Träger der Humanismus war, von außen her der Staat. Gefährlicher aber als diese beiden waren ihr die gläubigen Christen. So verschieden diese Gegenkräfte auch waren: die Reformation an Haupt und Gliedern war das Ziel, dem alle gemeinsam zustrebten. Daß diese durchzuführen nicht dem Kaiser und den Fürsten, also dem Staat, nicht den Gelehrten, sondern den Frommen durch die Person Luthers beschieden war, dem Volke also und seiner religiösen Inbrunst, das verhalf ihr zu der gewaltigen aufwühlenden Wirkung, die eine neue Zeit heraufführte. Einige der Hauptgedanken aus dem neuen Buche von Ricarda Huch sind hiermit vorweggenommen, um wenigstens andeutungsweise einen Begriff von der Gesamtanschauung zu geben, aus der die Dichterin mit großer Treue und Verantwortung, gerecht und unparteiisch, gelassen und ergriffen zugleich, das Bild einer Zeitwende hat erstehen lassen, die zu den folgenreichsten der deutschen Geschichte gehört. Wenn sie Partei nimmt, dann tut sie es für die Zeit, jedoch in einem fast zaghaften Sinn, der ihr die Schlußworte eingibt: „Es ist schön und tröstlich zu denken, daß die erhabenen Visionen der lutherischen Musik auch von den Katholiken, von allen gläubigen Christen ohne Zwiespalt aufgenommen werden können. Sie können es von allen Menschen, die an das Göttliche über den Menschen und in den Menschen glauben."

Wie es nun zu dieser schicksalhaft-tragischen Glaubensspaltung kommt und kommen konnte, das hat Ricarda Huch im ersten Viertel ihres Buches dargestellt. Das Mittel, das ihre Darstellung so glücklich belebt, die Schilderung von Zuständen im Verhalten von einzelnen Persönlichkeiten zu Fragen der Zeit, schafft sogleich ein rundes Bild der Jahrzehnte vor Luthers Auftreten, da man sich bereits um die Reformation an Haupt und Gliedern aufs redlichste bemühte. Die Erwähnung des Baseler Konzils von 1431 dient dazu, drei Männer einzuführen, „die zu den hervorragendsten Begabungen ihrer Zeit gehörten und deren ineinander verschlungene Lebensläufe wie in einem Sinnbilde die Geistesströmungen der Zeit darstellen". Diese sind Enea Silvio Piccolomini, Nikolaus von Cues und Gregor von Heimburg, alle drei Männer von Bildung und Verstand, der Cusaner der bedeutendste unter ihnen, Piccolomini, der Humanist, der geschmeidigste, Gregor von Heimburg der fanatischste. Cues, der Philosoph, voll von reformatorischem Eifer, erkennt dennoch resignierend die Alleinherrschaft und Autorität des Papstes an, die Gregor von Heimburg konsequent bekämpft, während Piccolomini, der fügsame Humanist, schließlich selber den päpstlichen Stuhl besteigt. Im Streit um das Bistum Brixen, das der Kardinal Nikolaus von

Cues innehat, steht Gregor von Heimburg im Dienste des Herzogs von Tirol, der die Herrschaft über das Bistum beanspruchte, gegen den Cusaner und den Papst Piccolomini, ebenso hartnäckig die geistliche Herrschaft bekämpfend wie der Cusaner die weltliche. Sowohl aus den Charakteren der drei Männer als aus ihren Lebensläufen und Schicksalen erhellen sich die miteinander kämpfenden Strömungen der Zeit, in denen der schon auf verlorenem Posten steht, der noch irgendeinen Halt am Gewesenen sucht.

Freilich waren die Mißstände in der Kirche schon so stark ins allgemeine Bewußtsein gedrungen, daß es der Tapferkeit, der strengsten Lauterkeit und gar Selbstverleugnung bedurfte, um, wie Nikolaus von Cues tat, fest im Glauben und Gehorsam zu beharren. Schon die älteren Humanisten, wie Wimpheling und Geiler von Kaisersberg, waren weltlich gesinnt, obgleich nicht umstürzlerisch. Doch ein konservativer Mann wie Erasmus von Rotterdam wollte schon eine Revolution, „aber eine geräuschlose, die nicht zertrümmerte, sondern durch einen ätzenden Hauch, der von ihm ausging, den Kitt zwischen den Fugen auflöste und durch ein fröhliches Gelächter den Schutz der Feierlichkeit und Unantastbarkeit von den unbrauchbar gewordenen alten Ordnungen, gleichsam Verkehrsstörungen, hinwegblies". Er und Reuchlin waren „die beiden Augen Deutschlands". Es wäre zu weitläufig, hier zu berichten, wie es zu den berühmten „Dunkelmännerbriefen" kam. Aber ihre Geschichte, d. h. der Streit der Humanisten, vorab Reuchlins, gegen die Dominikaner, der sie heraufbeschwor, ist schon die Geschichte eines Kampfes um die Freiheit des Geistes. Zu ihren Verfassern gehörte auch der Ritter Ulrich von Hutten. „Denn da war nicht nur ein alter Mann (Reuchlin), dem Ketzerrichter mit dem Scheiterhaufen drohten, mit ihm litt ein ganzes Volk, litt die abendländische Menschheit unter dem Druck eines Glaubens, der zum törichten oder finsteren Aberglauben geworden war." Der ritterliche Hutten hatte „die Aufgabe und das Pathos seines Lebens" gefunden.

In einer Weltstunde, in der schon alle Kräfte ihre Stellungen bezogen hatten, die einen zum Angriff, die anderen zur Verteidigung, erschien nun Luther auf dem Plane, auserwählt, der Vollstrecker einer Entscheidung zu sein, die auf den Sternen schon gefallen war. Als treuer Sohn der Kirche hatte er seine Sätze über die Frage des Ablasses an der Schloßkirche in Wittenberg angeschlagen. In Widerspruch und Zustimmung zu dem, was anfangs auch einem Hutten noch als Mönchsgezänk erschienen war, trennten sich die Geister, die Gewalten. Die Kraft des religiösen Genies durchdrang das Zeitalter. Es entstand ein neues Bekenntnis, eine neue Kirche. In den wenigen Jahrzehnten vom Tode Kaiser Maximilians bis zum Tode Kaiser Karls V. hatte sich die Gestalt des Reiches von Grund aus verwandelt. Damals noch geeint unter dem Kaiser, dessen Gewalt über Fürstengewalt ging, noch eines Glaubens, über dem die geistliche Gewalt des Papstes stand, war es nun, nachdem blutigen Kampfes genug über seinen Boden dahingegangen war, nachdem von beiden Seiten Gewalt und Unterdrückung gegeneinander geübt war, wobei sich geistliche und weltliche Interessen seltsam miteinander verquickt hatten, keineswegs mehr „das Reich". Die kaiserliche Macht war geschwächt, die der Fürsten hingegen gestärkt aus allen Kämpfen hervorgegangen. Denn sie hatten jetzt zu bestimmen, welche Religion im Gebiete ihrer Herrschaft gelten sollte. Sie bekamen eine größere Gewalt über ihre Untertanen als je. „Die Macht über die Kirche, die die protestantischen Fürsten als oberste Bischöfe erhielten, wurde den katholischen zum Vorbild, dem sie mit Erfolg nacheiferten . . . Der Übergang des Absolutismus von der Kirche auf den Staat hatte begonnen; erst im Staate vollendete er sich."

Ricarda Huch hat die tragischen Wirkungen des neuen Glaubens, der in Luthers Herzen rein und lauter aufgeglüht war, nicht zu schildern übergangen. Die Freiheit im Glauben wurde vielfach mit anderen Freiheiten verwechselt. Die Seligkeit allein aus dem Glauben hatte den Werken der Barmherzigkeit Eintrag getan. Die weltliche Obrigkeit war nicht immer würdig, oft genug unwürdig, den geistlichen Dingen zu gebieten, und die früher nach Rom fließenden Gelder füllten jetzt ihre eigenen Kassen. Viel Blut war vergossen worden. Die Bauern, das arme Volk, hatte es hergegeben im gerechten Kampfe für den neuen Glauben, in dem es seine Befreiung sah. Aber man hatte es unter Luthers Zustimmung unterworfen und

neu geknechtet. „Für die Protestanten versank das Reich und verschwand der Reichsgedanke, weil er mit dem Papsttum verknüpft war, vom Reich und der Vergangenheit abgeschnürt, wurden die Untertanen in die kleinen Fürstentümer gebannt, wo ihre Anschauungen sich verengten und trübten. In diesen Bezirken lebten sie dumpf und geduldig hin, auf Befehl ihrer Fürsten in krampfhaften Patriotismus ausbrechend. Hatte Luther solche Menschen aus seinen Deutschen machen wollen?" Darin besteht ja das Tragische, daß sich die Idee an der Wirklichkeit bricht. Daß dies sichtbar gemacht wird an den Ereignissen, die Luthers reformatorische Tat bewirkten, stellt Luther selber in den Mittelpunkt des Buches und bestimmt die Richtung, in der sie sich entwickeln, bis ihnen der Augsburger Religionsfriede einen vorläufigen Abschluß gibt.

Die andere Zeit, die nun ansetzte, brachte einen Aufschwung der katholischen Kirche, der im wesentlichen dem Jesuitenorden des Ignatius von Loyola zu verdanken war. Wie ihm Kalvin entgegenwirkte, ihm an Willensenergie und kein Mittel verwerfender Zielbewußtheit verwandt, das führte zu solchen Spannungen, wie sie im Freiheitskampfe der Niederlande gegen Spanien, in dem der Kampf um den Glauben eine so wesentliche Rolle spielte, ihre Lösung suchten. „In den Niederlanden standen Haß gegen Haß, Glut gegen Glut nackt, ohne Mittel, die äußersten Spitzen des alten und des neuen Glaubens, Kalvinismus und spanischer Katholizismus Auge in Auge gegeneinander ohne Möglichkeit der Versöhnung . . .

Dieses Reich aber wurde nun von einem Kriege dreißig Jahre lang verheert und gepeinigt, der seine alte Form und Verfassung endgültig zerstörte. Es war noch einmal ein Krieg um des Glaubens willen, aber es war auch ein politischer Krieg, in den auswärtige Mächte eingriffen. Frankreich wurde seine Einmischung mit dem Elsaß gelohnt, Schweden mit einem Teil von Pommern. Die Macht der Fürsten war aufs neue gestärkt, denn sie wurden nun souveräne Landesherren, die selbst Bündnisse mit auswärtigen Mächten abschließen konnten. Die kaiserliche Macht war zwar formal kaum gemindert, aber tatsächlich sehr eingeschränkt. Aus ihr erwuchs die Macht Österreichs, das habsburgischen Österreichs, das in den weiteren deutschen Geschicken eine eigene Rolle übernehmen sollte. Anerkannt war nun das Luthertum und das Bekenntnis Kalvins neben dem alten Glauben und damit der Schlußstrich unter eine Geschlechter überdauernde Entwicklung gesetzt, die viele Leiden über Deutschland gebracht hatte.

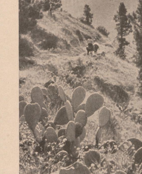
Während dieser Kämpfe der Geister und der Waffen aber hatte sich der Mensch selber geändert. Neue Formen der Wirtschaft, der Wirtschaftsgesinnung hatten sich gebildet. Die Macht des Geldes, angesammelt bei einzelnen großen Bankleuten, begann verhängnisvoll in die Völkergeschicke einzugreifen. Die Wissenschaft beschritt mit Kopernikus und Kepler die Wege, die sie später einmal zur größten Feindin der Religion machen sollten. Es war aber die Musik, die durch Luther selbst „die folgenreiche Wendung zu deutscher Eigenart" erhielt. Er liebte sie und machte sie zum wichtigen Bestandteil des evangelischen Gottesdienstes. „In dieser unsichtbaren Kirche wohnt der offenbarte und wohnt auch der verborgene Gott, über den Worte nichts aussagen können. Ihr Fundament ist die Kirche des Mittelalters, von da schwingt sie sich auf und überströmt alle Grenzen. Geschlechter von Musikern, fromme, rüstige Baumeister widmeten sich dem Bau des tönenden Gewölbes. Es erfüllte die unscheinbaren, nüchternen protestantischen Kirchen mit dem gespiegelten Glanze des Schauens von Angesicht zu Angesicht."

Der volle Gehalt eines so bedeutenden Buches ist mit einer kurzen Wiedergabe nicht annähernd zu erfassen. Erst das eigene Lesen kann uns die Leistung würdigen lassen: die Verarbeitung des ungeheuren Stoffes zu einem wohlgeordneten Ganzen, das sichere Urteil im großen und im kleinen, die Kunst der Menschengestaltung und der Veranschaulichung der Ereignisse, die strenge und unbeirrte Durchführung des einen und einzigen Leitmotivs. Wissenschaft und Kunst haben gleichen Anteil an der Entstehung dieses Werkes. Beide aber stehen im Dienste der Wahrheit. Wer dazu die Frage des Pilatus stellen wollte, dem würde man antworten: „Und wenn es nicht die Wahrheit ist, so doch die, welche die Geschichte einem reichen und reifen Menschengeist zu einer wesenhaften Deutung des deutschen Schicksals offenbart hat."

Schöne weite Welt / Aus



„Griechenland im Auto erlebt" von Dr. E. T. Wiskott — so heißt das Buch, dem wir das erste unserer Bilder entnehmen (mit 80 Bildern von Dr. Paul Wolff und Tritschler, Verlag F. Bruck-



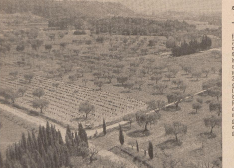
Oben: Wächter am Tor der Peloponnes: Fels und Burg Akrokorinth.
Links: Im Innern der „Märcheninsel" La Palma.
Unten: Blick auf die Bucht von Rotor (Cattaro): Der größte Naturhafen Europas, schon im alten Österreich Flottenstützpunkt.

neuen Landschaftsbüchern

mann A.-G., RM 5.40). Ein liebenswertes Reisebuch voll aller Freude an der Schönheit der Welt, an fremdem Volkstum, an Kunst und Kultur der Vergangenheit und Gegenwart, wie an aller Ursprünglichkeit der ungebändigten Natur, an aller Abenteuerlichkeit einer Fahrt auf primitiven Wegen mit weggerissenen Brücken und anderen Überraschungen — „das Land der Griechen mit der Seele suchend . . . .“

Unser zweites Bild entstammt dem Band von Walther Neubach „Die glücklichen Inseln“ — die Kanarischen Inseln und Madeira (mit 65 Abb., Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, RM 3.50). Das ganze Leben auf diesen bezaubernden Inseln, die schon die Römer „insulae fortunatáe“ nannten und auf denen man sogar die „Seligen Gefilde“ der alten Griechen gesucht hat, zieht in Wort und Bild mit knappen und dabei außergewöhnlich sachkundigen Erläuterungen an uns vorüber. Ähnlichen Charakter trägt ein zweites Bändchen der geichen Reihe vom gleichen Verfasser „Jugoslawien“, dem das dritte unserer Bilder mit der prachtvollen Aussicht auf die Bucht von Cattaro entstammt (mit 64 Abb.,RM 3.50) — eine reiche, buntbewegte Wanderung durch die landschaftlichen Schönheiten, das Volks- und Städteleben in Serbien und Kroatien, in Bosnien und der Herzegowina, Montenegro und Dalmatien mit seinen herrlichen Städtebauten — eine lebendige Auswahl, die in aller Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit doch zur geschlossenen Einheit zusammenwächst.

Das großartige Bild des römischen Kolosseums entnehmen wir der „Kleinen Italienfahrt“ von Dr. Paul Wolff (mit Einleitung von Dr. Georg Biermann und zahlreichen Bildern, Karl Specht Verlag, Berlin, RM 4.50) — das photographische Ergebnis von drei Italienfahrten Dr. Wolffs und seines Mitarbeiters Tritschler, denen auch wertvolle Ratschläge und phototechnische Daten für jeden Liebhaber beigegeben sind.



Oben: Ewiges Rom — Kolosseum und Palatin.
Links: Vom wahren Reichtum. Fruchtbares Land der Provence.

Unser letztes Bild entstammt dem Werk von Jean Giono „Vom wahren Reichtum“ (mit 112 Aufnahmen von Gerull-Kardas, Morgarten-Verlag, Zürich und Leipzig, RM 5.40), worin wir die Landschaft des Dichters und seiner Dichtungen unmittelbar kennenlernen. Die Aufnahmen werden nicht nur durch den schönen Text Gionos, sondern auch durch Stellen aus seinen verschiedenen Werken ergänzt, deren Stimmung die einzelnen Motive wiedergeben.

Formenspiele der Natur / Ein Bildwerk aus dem deutschen Watt

In ansehnlicher Breite streckt sich vor der deutschen und niederländischen Nordseeküste ein saumartiges, aus Schlick- und Sandmassen bestehendes Zwischengebiet, das, je nach dem Stand von Ebbe und Flut, zeitweise dem Festland und zeitweise dem Meere zugehört. Wer die friesischen Inseln oder die Elbe- und Wesermündung besucht hat, kennt dies Gebiet als das Watt. Durchfurcht von mehr oder weniger tiefen Wasserrinnen, den Prielen, die eine Art von Entwässerungssystem bilden, liegt das Watt zur Ebbezeit nicht allein dem Wagenverkehr offen, sondern auch dem beherzten und vorsichtigen Wanderer, der des Schuhwerks allerdings entraten muß.

Der lebhafte Wechsel von Flut und Ebbe hält die Landschaft des Watts in unaufhörlicher Bewegtheit und verleiht ihr eine unheimliche Vielgestaltigkeit, einen einzigartigen Reichtum an Lichtwirkungen und Farbenbrechungen. Ohne Unterlaß spielen und ringen Wasser und Wind mit Sand und Schlick, und wer diesem Treiben zusieht, erlebt gleichsam einen „ewigen Schöpfungsvorgang" mit. „Dem Menschen aber ist es gegeben, dieser immer lebendigen Schöpfung nahe zu sein, ihre Zeichen und Wunder zu lesen und auf seine Weise zu entziffern, und wenn er sie begreift, wird er spüren, daß die gleiche Gotteskraft, die in diesem ‚Ödland' unablässig am Werk ist, auch ihn selber durchdringt und hält wie alles andere: Land, Baum, Strauch und Getier."

Wie schwerlich jemand vor ihm mit der gleichen Ausdauer, hat der Photograph Alfred Ehrhardt zu den verschiedenen Jahreszeiten das weite Elbe-Weser-Watt unermüdlich durchmessen und durchforscht. Das Merkwürdige, das er auf seinen Streifzügen erschaute, hielt er mit seiner Kamera fest. Er folgte den Spuren und Hervorbringungen einer geheimnisvollen Gesetzmäßigkeit, die in den von Luftbewegung, Regen und Wassertätigkeit geschaffenen Formenspielen des Wattbodens zu walten scheint. Auf der schier grenzenlosen Sand- und Schlickebene des Wattes entdeckte Ehrhardt eine Vielfalt seltsamer Riffelungen, Wellungen, Kerbungen und Schraffierungen: — eine aus der natürlichen Regsamkeit der Elementarkräfte erwachsende und an Abwandlungen reiche Ornamentik. Das Merkwürdigste an diesen bei aller Mannigfaltigkeit niemals verworrenen Formenspielen der Naturkräfte aber dürfte ihre jeweilige, deutlich wahrnehmbare Durchgestaltung und Plastik sein. Alle diese wundersamen Linien und Wellungen in Sand und Schlick verraten gewissermaßen eine künstlerische Herkunft, weil sie stets in sich harmonisch und sinnvoll erscheinen.

Mit Fug steht des Novalis Wort „Die Natur hat Kunstinstinkt" als Motto der Auswahl von 96 Aufnahmen voran, die Alfred Ehrhardt zu seinem Bildwerk „Das Watt" vereinigt hat, mit einer Einleitung des Photographen und einem Geleitaufsatz Dr. Kurt Dingelstedts. (H. Ellermann Verlag, Hamburg. 13 S. Text, 96 S. Abb., RM 7.50.) Hansgeorg Maier

Wattebene vor der Insel Neuwerk

Aus dem Bildwerk von Alfred Ehrhardt „Das Watt" (H. Ellermann Verlag, Hamburg)



Ernst Bacmeister / Mein Stock und ich reden miteinander

Da mir der greise Pfarrer, als er mir auf dem Wege zum Wald begegnete, nach einem kurzen Zwiegespräch noch „Gute Unterhaltung“ gewünscht hatte, obwohl er sah, daß ich allein war, fiel es mir ein, im Scherze meinen Spazierstock anzureden und ihn zur Unterhaltung aufzufordern. Aber siehe da, er antwortete mir wirklich und zwar zu meiner doppelten Überraschung mit dem jähen Ausbruch eines offenbar langverhaltenen Grolles. — „Nun, du stummer Geselle“, hatte ich ihn angeredet, „sprichst du auch unterwegs immer so viel mit dir wie ich mit mir? Dann laß uns heute einmal laut gegeneinander werden und sag etwas. Wo wollen wir jetzt hin?“

Da brach er aus: „Wohin? He, wohin?! Ist das dir etwa eine ehrliche Frage? Kümmerst du dich je um das Wohin? Noch nie habe ich Ziel und Absicht in deinen Schritten gespürt. Du läßt dich treiben, ich weiß nicht, von was. Nur nicht von einem Ziel.“

„Nanu“, stammelte ich verblüfft; „ich habe dich doch zum Spazieren“.

„Dann frage auch nicht: wohin?“ war die heftige Antwort, „und rege mir nicht schwingende Wanderlust auf. Ich habe mich endlich darein gefunden, mit dir den tausendmal bekannten Umkreis schwunglos durchzuschlendern. Es wird auch heute nicht ins Unbekannte gehn.“

„Freilich hast du recht“, erwiderte ich, „wenn du meine Frage verkehrt findest. Ich dachte jetzt nicht an einen Punkt in der Ferne und begreife deinen Unmut, wenn ich bedenke, wie selten ich dir, und übrigens auch mir, die Lust bereite, den wesenseingeborenen Rhythmus durch langandauerndes, sicheres Schreiten auf geradem Wege gründlich zu befriedigen. Dazu die reizende Schau des wechselnden Neuen. — Aber „schwunglos schlendern im tausendmal Bekannten“ nennst du unser tägliches Wandeln? Oh nein! — Bist du auch im Herzen hölzern? — „Im tausendmal wieder Unbekannten“ nenne ich's und finde es den würdigsten Reiz, mich immer tiefer daran zu beschwingen“.

„Jawohl, immer tiefer“, spottete der Spazierstock. „So tief, daß sich darüber auch noch das Wandeln verwandelt und wird je und je ein faules Liegen daraus, platt an der Erde, du da und ich dort, und ich könnte leicht wieder zur Wurzel werden, bevor du wieder nach mir greifst“.

„Dann bin ich aber grade am fleißigsten, mein Lieber!“ rief ich erbost, „und wandle nur deshalb nicht, weil ich inzwischen durch unerwandelbare Fernen *schwebe*“.

Jetzt wurde er giftig: „Ach so, dann schwebst du! Durch was für Fernen, bitte? Aber die Nase am Boden, he? — Und die Augen dicht in ein Blümlein verbohrt oder an eine bunte Wanze verheftet! Drei Stunden lang. Daß dir nur die Flügel nicht erlahmen, du — Schweber!“

Dieser Hohn war mir zu einfältig und ich schwieg. Inzwischen waren wir an eine Waldecke gelangt, wo sich der Weg dreifach teilte: entweder konnte ich auf freier Höhe zwischen den Feldern und Wiesen bleiben mit der Aussicht auf den morgenhellen See und über die jenseitigen Uferhöhen hinweg zum ahnungsreichen, ewig lockenden Alpenhorizont, — oder ich strich am Waldrand entlang im holden Doppelleben der Grenze zwischen dem offenen Himmelsraum und der geschlossenen Schatteninnerlichkeit unter den Bäumen, — oder endlich ich glitt mit dem vertrauten Schluchtweg in diese Schatteninnerlichkeit selbst hinein und versank aus der Weltweite in die innig umfassende Enge des lieblichen Tales, in das die an beiden Wänden mit ihren Höhlungen und steilem Bewuchs so wunderreiche Schlucht gemächlich hinabführt. An dieser Stelle wurde ich meist, ohne ein bestimmtes Ziel zu erfassen, doch in gewisser Weise planvoll, indem ich den Weiterweg mehr oder weniger bewußt nach der Stimmung wählte, in der ich mich gerade befand, oder von der Wetterlage abhängig machte. Aber es kam auch nicht selten vor, daß ich hier, wo das häusliche Gewese in mir nachzuwirken aufhörte und die Natur die reine Obmacht in mir gewann, ein

eigentliches Ziel erfaßte, das mein Stock freilich nicht als solches erkennen mochte, weil ich nicht strats darauf losmarschierte, sondern es zwangslos in mir trug und mich begnügte, es nach beliebigen Umwegen wie zufällig zu erreichen.

Damals war es gegen Ende Mai. Die Zeit der reichsten Lebensschau. Unzählige Ziele umschwebten mich. Aber ich scheute mich diesmal närrischer Weise, eines zu erfassen; als ob ich dadurch einer dürren Gesinnung verfallen würde und müßte geraden Weges dem ausgesonderten Ziele zustreben, statt des goldigen Schlenderns durch die überall bereite Fülle. Unwillig hing ich den Spazierstock über den Arm und ließ ihn ohnmächtig in der Luft baumeln. Da fing er mit veränderter Stimme die Unterhaltung von sich aus wieder an und fragte fast demütig:

„Wollen wir nicht die junge Fledermausbrut in dem Baumloch besehen? Oder die schöne Gruppe der Salomonsiegel; ob sie noch heil beisammen stehn? Oder wollen wir die Ameisenbären in ihren Sandlöchern belauern? — Wir könnten aber auch nach der hohen Wiese, wo der Pirol so merkwürdig ruft. Oder…“

Da mußte ich hell auflachen. Jedes der Ziele, die er so nacheinander nannte, lag eine Strecke weiter entfernt als das vorhergehende. — Ich warf ihn in die Luft, um seine Oder—oder-Reihe abzubrechen, und fiel ihm, während ich ihn fing, lustig übertreibend in die Rede:

„Oder wollen wir mal wieder die zarte Küchenschelle auf den Ruinen der Mägdeburg im Winde beben sehen? (das war eine volle Tagestour) — oder mal wieder die Eule im Morgendämmer auf dem Belchen uns umgeistern lassen? (das war inmitten einer Wanderwoche geschehen) — oder versuchen, ob wir uns ebenso schön vom Bodensee nach dem Harz zurückfinden, wie wir uns damals vom Harz an den Bodensee hergefunden haben? (das waren drei Wochen zu Fuß gewesen von Gebirge zu Gebirge durch das halbe Deutschland). Dann aber wurde ich ernsthaft und redete dem schlauen Gesellen nach dem nun doch von ihm bewiesenen guten Willen zum Verständnis freundlich mahnend zu:

„Ist es nicht schönster Gewinn, mein Freund, daß wir uns hier einen nahen Umkreis in Treuen so innig erwandelt haben, daß er uns mit den mannigfaltigsten Gesichten, wann wir immer wollen, beschenkt? Nun lebt mir diese erwählte Landschaft über ihre allgemeinen Züge hinaus als ein durch und durch gewonnenes Stück Erde bis in die letzten Heimlichkeiten und verborgensten Zier so genau in der Seele, daß ich ihr Tages- und Jahresschicksal bis zu den kleinsten Veränderungen in stetiger Fühlung miterlebe. Mein Geist aber findet den Brunnen der Phantasie unausschöpflich mit lichten, sinnhaltigen Bildern gefüllt, sich ihrer zum Gleichnis des dunklen Unaussprechlichen im Menschen- und Weltenschicksal und im eigenen Gemüt zu bedienen. Dies aber scheint mir der tiefste Wert der Heimat zu sein: daß der Lebensumkreis, den wir damit meinen, uns durch innerstes Ergreifen zu tausend Offenbarungs-Mittelpunkten des Alls auseinandertritt, ohne seiner sicheren Begrenztheit zu entfallen; sondern er sättigt sich nur immer inniger mit dem Geheimnis der allumfassenden Schöpfungseinheit: bis wir den ewigen Gottestext der Natur, weil wir die Buchstaben an einer Stelle zu Wörtern und Sätzen zusammenzufügen so gründlich gelernt haben, überall spielend zu lesen vermögen. Durch die Heimat gewinnen wir die Welt. Durch die Nähe erobern wir die Ferne“.

„Ich weiß aber doch“, widerstrebte der Spazierstock dieser bündigen Schlußfolgerung, „ich weiß doch, wie du gejubelt hast, als wir dort drüben in den hohen Bergen auf so viel andere Gesichte trafen als hier, und sprachst es auch aus, was für eine Erfrischung und Wohltat dir eben das Andere, das Neue und Unbekannte wäre“.

Ich sah nach den Alpen hinüber. Nur der edel geformte Säntis war mit noch weißer Kuppe sichtbar. — Berg des Jubels, wahrlich! Aber was war denn das Schönste an der Wanderung zu seinem Gipfel und an seinen herrlichen Hängen hin gewesen? — Ich ließ mich auf eine gewundene Buchenwurzel als den gewohnten Schauplatz an der geliebten Waldecke nieder, hielt den Stock aufrecht zwischen den Knien und sagte ihm, was mich sein Einwurf sinnen ließ.

„Jawohl brauste mir dort“, gab ich zu, „der Sturm des Neuen erfrischend durch die Seele: die tödlich starrende Überwelt der Firne unter dem schwarzblauen Himmel, die scharfbeleuchtete Schneide der zackigen Grate, das Felsgetrümmer der kaltschattigen Schründe, die schweigende Öde des ewigen Schnees, — die ganze

erhaben schöne Leblosigkeit und Außerzeitlichkeit dieser formvollen Leere. Aber jene Fahrt gipfelte mir doch in einer anderen Begeisterung. Und jetzt fürchte ich dir, mein Lieber, — dabei legte ich den Stock quer über beide Knie — deinen Gegenturm aus seiner eigenen Mitte heraus um. Die Wohltat des „Anderen"? In der Tat! Aber das Andere, siehst du, setzt das Eine voraus, und mein bester Jubel galt der Erkenntnis, daß ich tausendfach mannigfaltiger und feingradiger von der Neuheit des Hochgebirges berührt, überrascht und begeistert wurde, als es geschehen wäre ohne eine so tief erworbene Heimat zum Maße für die Fremde. Warum verlor ich schier den Atem vor Glück und brach in Tränen der Erschütterung aus, wenn ich eine bekannteste Blume hier auf anderem Boden und in anderem Licht mit wunderbar veränderter Form und Farbe blühen sah? — Weil ich die spielende Lebensgesetzlichkeit und schöpferische Weltstimmigkeit so deutlich und unmittelbar, schier Auge in Auge, erfuhr und mein mattes Wissen um diese tiefen Dinge mir aus dem Verstand in ein stürmisches Erlebnis des Herzens überschlug. Tausendfach entzückende Neuheit dank dem tausendfachen Alten und Vertrauten, — dank der Treue unseres heimatlichen Wandels." — Hier stellte ich den Spazierstock wieder aufrecht und fuhr fort: „Es ist aber noch ein seliges Mehr im Spiele, das ich dir nicht verhehlen darf, obwohl ich nicht weiß, ob du es in dich aufzunehmen vermagst; denn es gehört wohl die Gegensätzlichkeit eines geistigen Innern gegen die Natur dazu, um des sublimen Gewinnes teilhaftig zu werden, den ich jetzt als den noch höheren Vorteil unserer aufmerksamen Gänge meine."

„Laß mich nur hören," murrte der Stock. „Ich habe auch noch was Feineres gegen dich im Schilde."

„Oho," lachte ich, „sind wir noch immer in Zwist? — Nun also! — Es ist dies: daß die aufmerksame Schau, der wir uns beglückt gewidmet haben, als eine unwillkürliche Übung unseres feinsten Tatlebens eine meisterhafte Empfänglichkeit gegenüber der Natur in uns erzeugt hat, die sich nur mit der meisterhaften Feinhörigkeit eines Musikers für die Differenzen der Töne oder des Malers für die Unterschiedlichkeit der Farben vergleichen läßt. Also das, was man eine Meisterschaft des Welterlebens nennen könnte: Sinne und Bewußtsein betätigen sich spielend an den zartesten Differenzen der Natur. Und da die Differenzen der Urgrund des Lebens überhaupt sind, kann der Mensch nicht lebendiger leben, als wenn er sich in diesem Urgrunde mit Leichtigkeit und wie in einem selbstverständlichen Elemente bewegt. Wen niemals ein Unterschied auch nur vom siebenten Grade im Geiste berauscht hat, der wird erst recht nicht in den Himmel der Unterschiede vom siebzigsten und hundertsten Grade hinaufgelangen und bleibt ein armer Molch im dumpfen Wasser des Allgemeinen, statt sich falkenäugig in den gelösten Strahlenglanz des Besonderen zu erheben. — Und so ist's wieder unserer Weisheit Schluß: — wir haben uns als Wanderer im dichten Kreise arm gemacht, aber auch innig, und sind desto reicher geworden."

Hiermit stand ich auf und sagte versöhnlich — denn mir schien, daß ich mit diesen letzten Ausführungen den guten Willen des Stockes, mich zu verstehen, übermäßig ausgenutzt hätte —: „Nun komm, wir wollen heute alles aufsuchen, was du vorgeschlagen hast: die Fledermausbrut, die Salomonssiegel, die Ameisenlöwen und den Pirol." Aber in diesem Augenblick setzte auf einem buntbewimpelten Dampfer, der den schimmernden See hinabfuhr, eine festliche Musik ein und erfüllte das ganze Tal mit dem fröhlichen Schwall menschlicher Geselligkeit. Da zögerte ich, in die schattige Stille der Waldschlucht hinabzutauchen, und erschrack fast, als der Spazierstock mit dem tiefsten Grund dieses Zögerns mit spöttischen Sätzen aus dem Herzen riß.

„Denen möchtest du lieber predigen, he? Ich bin dir nur ein lahmer Notbehelf, mit meinem — hölzernen Herzen, ich. Du lügst dich listig an mir aus deiner Einsamkeit heraus. Ich hab's aber satt, mich deiner Lüge halber über meine Natur hinaus anzustrengen. Schrei du gegen die Posaunen. Mir ist Schweigen lieber. Bum, die Pauke! Von mir aus — Schluß."

Da wandte ich mich und ging die Schlucht hinab. Aber diesmal achtete ich nicht auf die kostbaren Sinngeschenke, die so bequem rechts und links an den Wänden in Augenhöhe mich sonst immer wieder entzückten. Ich ging verschlossen durch das heitere Flimmerspiel von Licht und Schatten. Aber als ich den Grund erreichte, wo ein Brücklein über den rauschenden

Fall eines Baches weiterführte, hielt ich an, setzte mich auf einen Stein dicht am Wasser und sprach:

„Lieber Spazierstock, ich bin dir noch eine Antwort schuldig. Höre mich oder höre mich nicht. Ich will meine Worte sowieso hier in das Rauschen des Wassers hineinfallen lassen; denn es ist besser, daß niemand sie hört. Aber antworten muß ich dir noch. — Den Menschen predigen? Wenn ich's auch etwa möchte, wie sollte ich? Soll ich ihnen sagen, wie rettungslos verlaufen sie mir scheinen? — wie durch Mark und Bein, mit Haut und Haar Irrende? Was ist denn ihr Glaube und meiner? — Lassen wir ihren. Aber dies ist meiner: daß der Mensch nicht dazu vom Innengeist der Welt die vormenschlichen Äonen hindurch angestrebt und in opfervollem Ringen aus der dunklen Natur hervorgedrängt worden sei, damit er sich als Menge wichtig nehme, wie wenn er noch ein Ich-blindes Insekt wäre, und sich in künstlicher Zusammenscharung um sich selber drehe, während er sich seine ewige, urgründige Herkunft mit einer spitzfindigen Zeitlichkeit verbaut; sondern damit die tragische Schöngestalt der Welt an ihm einen Sinneshalt und eine Aufspiegelung ihrer selbst durch die Seele in den Geist gewinne. Dies aber ist immer nur als Erinnigungstat des Einzelnen möglich. Die Geselligen wollen und wissen nur sich selber oder musizieren sich die Herzen voll, um sich gemeinsam zu vergessen. Den Menschen ohne Auswahl und Auserwähltheit, den beliebigen, das heilige Spiel der einsamen Weltdurchsinnung predigen?"

Ich hielt den Stock in das fallende Wasser: „So würden sie über mich hinabrauschen nach dem Gesetz ihrer Schwere;" dann stand ich auf, ließ ihn über meinem Haupte unter dem Himmel kreisen: „Wir worden zu leicht für sie!" und schritt freudig in die vogelübersungene Heimlichkeit des blühenden Wiesengrundes hinein.

Drei Gedichte von Ingeborg Tetzlaff-Mößner

Auf der Wanderung

Alles ist Weg,
Alles ist Werden,
Ist Brücke und Steg —

Jede Frucht, die fällt,
Baut an der Welt
Noch im Vergehn.

Du kannst lange im Dunkeln stehn
Und wie die Bäume im Winter warten,
Wenn ihre Kronen im Frost erstarrten,
Und kannst weit in die Irre gehn,
Hungerndes Tier im verschneiten Wald —
Im Verharr'n und bei jedem Schritt
Wächst dein Schicksal groß mit dir mit,
Baut an der Welt, singt und wird alt —

Einmal kannst du die Zeichen lesen:
Alles ist Weg und Werden gewesen.

Die zur Wanderung berufen sind —

Die zur Wanderung berufen sind,
Lieben tiefer alle Ruhestätten,
Träumen, daß sie eine Heimat hätten,
Wenn der Schein der Lampe sie umspinnt —
Lieben stille Bilder, alte Truhen,
Selbst der Griff am Tor ist noch vertraut,
Alles Schweigende spricht überlaut
Zu den Pilgern in bestaubten Schuhen.

Die zur Wanderung berufen sind,
Sind zum Bleiben ganz und gar geboren,
Alles, was sie ließen und verloren,
Suchen sie, sobald die Fahrt beginnt.

Der Dichter

Mir ist keine Tat gegeben.
Wie ein Brunnen kann ich nichts als ruhn,
Was die Wolken und die Winde tun,
Spiegle ich und nenne es mein Leben.

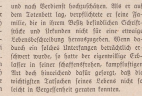
Alle, die sich zu mir neigen,
Wandle ich im dunklen Brunnenrund,
Einen sehnsuchtsroten Menschenmund
Und die kleinen Vögel in den Zweigen.

Wie ein Brunnen kann ich nichts als ruhn.
Aber Wandrer, die schon lange darben,
Bleiben manchmal mit bestaubten Schuhn

Stehn und schau'n die fremden Märchenfarben,
Und der Quell, den kühl ihr Becher hält,
Schmeckt nach vielen Düften dieser Welt.

Der Dichter des „Lederstrumpf"

James Fenimore Cooper



Von Hans Härlin

Sämtliche Bilder dieses Aufsatzes entnehmen wir der alten Stuttgarter Originalausgabe von Cooper „Der letzte Mohikaner" (erschienen 1883 in der Franckh'schen Verlagshandlung)

In dem berechtigten Bestreben, den ins Ungeheure angewachsenen Wissenstoff über das Weltschrifttum zu vereinfachen und handlich zu zergliedern, hängen wir den bekannten Dichtern und Schriftstellern eine Art von Erkennungsmarke um, unter der sie in der Kartei der Erinnerung leicht gefunden werden können. Zu den vielen derartig großzügig bezeichneten Berühmtheiten vergangener Tage gehört auch der Freund unsrer Jugend, der gute, alte „Lederstrumpf-Cooper", den die allermeisten seiner Leser zudem nur aus stark gekürzten Bearbeitungen kennen.

Cooper hat es den Mit- und Nachlebenden nicht leicht gemacht, ihn richtig einzuschätzen



und nach Verdienst hochzuschätzen. Als er auf dem Totenbett lag, verpflichtete er seine Familie, die in ihrem Besitz befindlichen Schriftstücke und Urkunden nicht für eine etwaige Lebensbeschreibung herauszugeben. Wenn dadurch ein solches Unterfangen beträchtlich erschwert wurde, so hatte der eigenwillige Erblasser in seiner schaffensfrohen, kampflustigen Art doch hinreichend dafür gesorgt, daß die wichtigsten Tatsachen seines Lebens nicht so leicht in Vergessenheit geraten konnten.

Im Jahre 1883, also ein gutes Menschenalter nach Coopers Tod, erschien eine gründliche, gewissenhafte und heute noch gut lesbare Lebensbeschreibung aus der Feder des Thomas Rainesford Lounsbury. Er war Professor der englischen Sprache und Literatur an der berühmten amerikanischen Hochschule Yale und ist bei seinen Landsleuten auch dadurch bekannt, daß er ihnen an Stelle der fürchterlichen englischen Rechtschreibung eine wesentlich vereinfachte amerikanische bescheren wollte. Das Ansehen, das dieser Mann genoß, verbürgt die Bedeutung seiner treuen Arbeit, auf die sich die nachfolgende Betrachtung im wesentlichen stützt.

Cooper ist im Jahre 1789 in Burlington, Neujersey, geboren. Als er ein Jahr alt war, siedelte sein sehr angesehener Vater, der nach dem Revolutionskrieg in den Besitz von vielen tausend Morgen Land im Quellgebiet des Susquehanna gelangt war, nach Cooperstown über. Diese Siedlung liegt am Südende des Otsego-Sees, etwa 100 Kilometer westlich von

Albany. Sie war damals gerade drei Jahre alt und sollte im Leben der Familie Cooper eine große Rolle spielen.

Wir kennen die dortigen Zustände ums Jahr 1790 sehr gut aus dem Roman „Lederstrumpf". In seinem berühmten „Wildtöter", der ums Jahr 1740 spielt, hat er sich und uns die unberührte Natur um den „Glimmerglas-See" in glücklicher Rückschau ins Herz gezaubert. Der liebliche See inmitten ungeheurer Wälder und steiler Berge war ein Jugendland, das auf die Gemütsbildung des späteren Dichters eine dauernde Wirkung ausübte. Aber diese dichterische Begabung zeigte sich vorerst in keiner Weise. Er war ein höchst normaler und beweglicher Junge, der die Gunst seiner Lebensumstände freudig genoß und durch den Besuch der Dorfschule von Cooperstown nur wenig am Herumwildeln im Wald und auf dem See behindert wurde. Des Lebens Ernst begann für ihn mit seiner Verpflanzung nach Albany. Dort kam er unter die strenge Zucht des Pfarrherrn an der Sankt Peterskirche. Dieser war ein ausgezeichneter Lehrer, dazu ein Stockengländer und überzeugter Monarchist. Die Anschauung, daß es zwar nicht unchristlich, aber eines Gentlemans unwürdig sei, einer anderen Kirche als der Bischofskirche anzugehören, pflanzte er tief in die Seele seiner Schüler. Der hochgebildete, willensstarke Mann starb allzufrüh, und Cooper kam mit dreizehn Jahren nach Yale. Nach seinen eigenen Äußerungen scheint er sich dort gründlich ausgeruht zu haben.

Im Jahre 1805 wurde der kampflustige, unbotmäßige Junge wegen eines unbedachten Streichs fortgeschickt und ergriff nun die Laufbahn des Seeoffiziers, für die er sich ganz vorzüglich eignete. Eine Seekadettenschule gab es damals in den Vereinigten Staaten noch nicht, und so machte er eine stramme Lehrzeit als Schiffsjunge auf einem Handelssegler durch. Auf den langen Fahrten zwischen Neuyork—England und einigen Mittelmeerhäfen wurde ihm nichts geschenkt.

Seine spätere Tätigkeit als Midshipman der Kriegsmarine nahm schon nach drei Jahren ein jähes Ende. Er verliebte sich in ein Fräulein De Lancey, das ihren künftigen Ehegemahl lieber bei sich auf dem Lande als fern auf dem treulosen Meer zu haben wünschte. So nahm er eben seinen Abschied und verbrachte die nächsten Jahre mit seiner rasch anwachsenden Familie als Gentleman-Farmer teils bei seinen Schwiegereltern, teils auf seiner eigenen Farm Angevine in der Nähe von Neuyork. Auf die Leitung des Besitzes in Cooperstown hatte er als spätgeborener Sohn auch nach dem Tode seines Vaters keine Einwirkung. Die De Lanceys waren eine alte Hugenottenfamilie, die im Revolutionskrieg auf der englischen Seite gefochten hatte. Cooper lernte die guten Eigenschaften dieser „Tories" in seiner überaus glücklichen Ehe mit einer vortrefflichen Frau schätzen, was auch auf seine politische Anschauung nicht ohne Einfluß blieb.

Bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr hatte dieser Lieblingsdichter der kommenden Jahrzehnte weder irgend etwas geschrieben noch zu solchem Zweck irgendwelche Unterlagen zusammengetragen. Eines Tages las er auf seiner Farm Angevine seiner Frau einen englischen Gesellschaftsroman vor. Der Roman gefiel ihm nicht, er legte das Buch weg und sagte: „Ich glaube, da könnte ich eine bessere Geschichte schreiben." Seine Frau sagte: „Dann tu's doch."

Er tat's. Er schrieb den zweibändigen Roman „Precaution" (Vorsicht), der gleichfalls in der englischen Oberschicht spielte und sicher nicht viel besser oder schlechter war als die Geschichte, die ihn dazu veranlaßt hatte.

Die amerikanische „Gesellschaft" befand sich damals in



». . . da sprang die ganze Rotte auf, stieß ein wütendes Rachegeschrei aus und stürzte mit gezückten Messern und hocherhobenen Tomahawks auf die Gefangenen los . . .«

einer geradezu sklavischen Abhängigkeit von den Anschauungen der englischen. Da Cooper gedruckt und gelesen werden wollte, mußte er wohl oder übel so tun, als ob der Verfasser von „Precaution" ein Engländer sei. In dem Roman wimmelt es nur so von Herzögen, Lords, Generalen und Obersten, denen das „gemeine Volk" nur als dunkler Hintergrund dient. Eine Frau Wilson spielt eine ganz hervorragende Rolle in diesem Erstling. Ihr Mann ist im Spanischen Krieg gegen Napoleon gefallen. Der mitfühlende Leser gönnt ihm seinen rechtzeitigen Tod von ganzem Herzen, denn seine weibliche Hinterlassenschaft ist eine ganz furchtbare Person, die unentwegt und mitleidslos auf der Moraltrompete bläst. Sie erzieht ihre Nichte, die „Heldin", zu so viel Vorsicht in der Gattenwahl, daß sie und ihr Zukünftiger aus den Verwicklungen und Betrübnissen kaum herauszufinden vermögen. Der Roman wurde in Amerika kaum bemerkt, in England nicht unfreundlich aufgenommen und einer zweiten Auflage für würdig erachtet.

. . . *Die schnelle, entschlossene Bewegung des Häuptlings kam nicht zu spät. Die Waffe durchschnitt die Kriegsfeder auf dem Haupt des jungen Mohikaners und fuhr durch die Wandung der Hütte. Uncas aber stand ruhig da, seinem Feinde fest ins Auge blickend . . .«*

Dieses Gesellschaftsgesäusel war also kein Erfolg, aber auch kein eigentlicher Mißerfolg, und Cooper konnte eine Mehrung seines Einkommens recht wohl brauchen. Einige vernünftige Freunde redeten ihm zu, er solle doch über einen Gegenstand schreiben, von dem er wirklich etwas wisse. Als amerikanischer Patriot wandte er sich dem Unabhängigkeitskrieg zu, dessen Ende damals nur 37 Jahre zurücklag. Die mündliche Überlieferung über die Kämpfe zwischen der englischen Besatzung der Manhattan-Halbinsel und dem amerikanischen Heer im Hochland um den Hudson war noch lebhaft genug. Männer, die in wichtiger Stellung mitgefochten hatten, waren Cooper persönlich bekannt, und nicht minder die Landschaft, in der sich die Kriegshandlungen abgespielt hatten. Jedes Wäldchen, jeder Busch, jede Straßenkreuzung, jedes Farmhaus, das damals zufällig nicht abgebrannt worden war, hatte noch seine Geschichte zu erzählen.

Nun erinnerte sich Cooper an einen Besuch bei dem ehrwürdigen Staatsmann John Jay. Der hatte ihm von einem Mann erzählt, der ihm und Amerika als Kundschafter die wichtigsten Dienste geleistet, und um dies zu können, es auf sich genommen hatte, die ganze Zeit als verachteter englischer Spion zu leben. So entstand der große vaterländische Roman „Der Spion", der seinem Verfasser die Bewunderung und Liebe seiner Landsleute einbrachte. Auch in England hatte er einen schönen Erfolg, obgleich dort die Wunde des verlorenen Krieges noch nicht recht verheilt war. In Frankreich wurde er mit Begeisterung aufgenommen, Übersetzungen in alle europäischen Sprachen folgten einander in kurzen Abständen. Cooper war somit ein berühmter Schriftsteller, noch ehe er sich an den Indianerroman gewagt hatte.

Über der große Erfolg seines amerikanischen Romans trieb ihn dazu, nun über das zu schreiben, was seinem Herzen am nächsten war, über seine Jugenderinnerungen an Coopers-

town und den Otsegosee. Der englische Titel dieser zuerst erschienenen Lederstrumpfgeschichte heißt „The Pioneers or the Sources of Susquehanna“ In der Folge der fünf Lederstrumpferzählungen steht sie an vierter Stelle. Es ist gewiß seltsam, daß diese zeitlich aufeinanderfolgenden und scheinbar auseinander herauswachsenden Geschichten tatsächlich in ganz anderer Reihenfolge entstanden sind. Dem aufmerksamen Leser wird es auch nicht entgehen, daß der Held mit den vielen Namen in dem früher spielenden aber später entstandenen „Pfadfinder“ wie auch im „Wildtöter“ ein anderer, man kann ruhig sagen bedeutenderer Mensch ist als im „Lederstrumpf“, in dem Natty Bumppo die Rolle eines unbelehrbar eigensinnigen, mürrischen und unwissenden alten Mannes und unentwegten Lobredners der „guten alten Zeit“ spielt. Jedenfalls gehört eine große Rüstigkeit des dichterischen Geistes dazu, einem Helden, den man als ehrwürdigen Greis begraben und beweint hatte, vierzehn Jahre später starkes, jugendliches Leben einzuhauchen.

Daß ihm nichts daran lag, die Wirklichkeit genau nachzuzeichnen, sondern daß er im Lederstrumpf und seinen indianischen Freunden und Widersachern dichterische Figuren schaffen wollte, hat Cooper selbst deutlich gesagt. Dennoch gab er sich die größte Mühe, das Wesen und den Charakter der Indianer nach den besten mündlichen und schriftlichen Quellen wie durch gelegentliche Unterredungen mit Abgesandten der Stämme in der Bundeshauptstadt Washington genau zu erkunden. Zu der Verpflanzung des alten Lederstrumpf in die großen Ebenen westlich des Mississippi wurde Cooper durch die Geschichte des Kentucky-Pioniers Daniel Boone angeregt.

Cooper wußte sein ganzes Leben lang, wer er selbst war; dennoch erkannte er Walter Scott freudig als seinen Lehrmeister an. „Ich bin ein Span vom alten Klotz“ ist einer seiner bezeichnenden Aussprüche. Im Jahre 1822 unterhielt man sich bei einem Festessen darüber, wer wohl der Verfasser des kurz vorher erschienenen Romans „Der Pirat“ sein möge. Cooper war überzeugt, daß es nur Walter Scott sein könne, aber die anderen glaubten ihm nicht. So viel seemännische Kenntnisse könne der große Schotte unmöglich besitzen. Cooper bestritt die Genauigkeit der Beschreibung nicht, aber er stellte die Behauptung auf, ein seemännisch wirklich beschlagener Verfasser hätte mit denselben Tatsachen eine größere Wirkung zu erzielen vermocht. Man widersprach ihm, und so beschloß er, als gelernter Seemann einen wirklichen Seeroman zu schreiben.

Mit diesem, seinem „Lotsen“ („The Pilot“) bewies er, daß sich die große Leserschaft der Landratten für die schönen Bilder der Segelschiffahrt begeistern ließ und die technische Kleinmalerei, die sie nur zum Teil verstehen konnte, gerne hinnahm. Das hatte bis dahin niemand anzunehmen gewagt, und so wurde Cooper zum Vater des Seeromans. Einmal versuchte er die Wirkung seines Manuskripts auf einen alten Schiffskameraden. Er las ihm die Anfangskapitel des Lotsen vor, in denen sich eine Fregatte in einer Sturmnacht durch Klippen und Untiefen von einer drohenden Steilküste ins freie Meer hinausarbeitet. Er sah, wie es seinen Hörer packte. Der sprang auf und rannte wie wütend im Zimmer auf und ab. Als das Kapitel zu Ende war, schämte er sich seiner Erregung und sagte knurrig: „Ja, ja, mein Junge, das ist alles schön und gut, aber du hast deinen Klüver zu lange stehen lassen.“ Cooper gab dem alten Knaben nach und ließ das beanstandete Segel mit einem Kanonenknall in das nächtliche Toben hinausflattern.

Mit seinem „Letzten Mohikaner“ erreichte er im Jahre 1826 den Gipfel seines Ruhmes und seiner Beliebtheit. Seine Landsleute waren stolz auf ihn als den Schöpfer eines eigentlich amerikanischen Schrifttums, und in Europa war er ebenso bekannt wie zu Hause. Seine Romane, die sich ja hauptsächlich durch ihre kräftige, wechselvolle Handlung auszeichnen, eigneten sich vorzüglich zum Übersetzen. Ein bedeutender Stilist war er nie, und so hatte der deutsche, französische, italienische Leser in einer guten Übersetzung vielleicht einen besseren Cooper in der Hand als der englische und amerikanische. Wie groß seine Einkünfte aus der Schriftstellerei waren, ist nicht mehr nachzurechnen. Zweifellos waren sie sehr ansehnlich. Warum sollte er sich nun die Ausführung des schon lange gehegten Wunsches eines längeren Aufenthalts in Europa versagen? Am 1. Juni 1826 segelte er mit seiner Familie, die ein-

schließlich der Dienstboten zehn Köpfe zählte, von Neuyork ab. Erst am 5. November 1833 sollte er wieder dort landen.

Die längste Zeit brachte er in Frankreich zu, dessen gesellschaftliche Kultur ihm sehr wohl behagte. Am liebsten gewann er Italien mit seinem eigenartigen Volksleben, seiner schönen Landschaft und seinem herrlichen hohen Himmel. Auch Deutschland, Tirol und die Schweiz lernte er kennen. Obgleich ihm nichts daran lag, den „Löwen" zu spielen, wurde er als berühmter Mann überall mit offenen Armen aufgenommen.

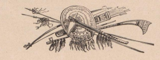
Die Veröffentlichung einer Arbeit, in der er die europäische Unwissenheit über Amerika geißelte, stürzte ihn unversehens in eine große Preßfehde. Schon der Aufbau dieser lehrhaften Abhandlung war wenig glücklich. Er ließ einen europäischen Weltbürger in Amerika reisen und von dort aus Briefe an seine Freunde in Europa schreiben. Diese Briefe sind zu lang und lassen die Absicht, Amerika auf Kosten der alten Welt zu loben, allzu offensichtlich hervortreten. In einem von ihnen bezeichnete er die englische Gesellschaft als künstlich, schwerfällig und abgeschmackt. Ein starkes Stück für einen Romanschreiber, dessen Kundschaft zum nicht geringen Teil in England wohnte.

Der Groll der englischen Rezensenten wäre noch zu ertragen gewesen, aber nach seiner Heimkehr machte er sich auch noch daran, seinen Landsleuten die Meinung zu sagen. Er hatte sich zu lange in alten Kulturländern aufgehalten und beurteilte die amerikanische Betriebsamkeit und Raffgier nun fast allzu scharf. Was die Sache besonders verschlimmerte, war seine geradezu krankhafte Empfindlichkeit. Diese zwang ihn, sich gegen jeden Angriff heftig zur Wehr zu setzen. So vertat dieser Hochbegabte seine schönsten Mannesjahre im Kampf gegen eine Meute wütender Widersacher, die es fertigbrachten, den beliebtesten Romanschriftsteller seiner Zeit zum bestgehaßten Mann seines Landes zu machen.

Gegen solche Angriffe blieb ihm nur die Verleumdungsklage, die er in den nächsten Jahren oft und fast immer mit Erfolg einreichte. Zuerst lachten seine Gegner; als es aber hohe Geldstrafen hagelte, ließen ihr Kampfeseifer und ihre Entrüstung doch langsam nach. Cooper hatte sich nach seiner Heimkehr auf dem lieben alten Familiengut in Cooperstown niedergelassen. Als rühriger Land- und Forstwirt und glücklicher Familienvater hauste er auf seinem schönen Besitz am Otsego-See, und daneben stand er in unablässiger wütender Fehde mit den gefährlichsten Presserevolvern seiner Zeit. Er war ein Kämpfer von Natur, aber der fortwährende Ärger ließ in seinem Gemüt doch tiefe Spuren zurück, beeinträchtigte seine dichterische Schaffenskraft und machte ihn in seinen späteren Schöpfungen schroff und unduldsam.

Als im Jahre 1839 seine vorzügliche Geschichte der Kriegsmarine der Vereinigten Staaten herauskam und er in den beiden darauffolgenden Jahren seine Lederstrumpfgeschichten mit dem „Pfadfinder" und „Wildtöter" zu schönem Abschluß brachte, kam es der Mehrzahl seiner Landsleute endlich wieder zum Bewußtsein, was Amerika an diesem Mann besaß. Sein Geschichtswerk trug ihm zwar auch mancherlei Anfeindungen ein, aber der Kampf nahm doch allmählich anständigere Formen an. Die Erkenntnis, daß dieser auch in juristischen Dingen hochbegabte Kämpfer nicht unterzukriegen war, breitete sich aus und schuf ihm Achtung.

Noch als Sechzigjähriger war er von beneidenswerter Jugendfrische, aber dann wurde er von einem tückischen Magen- und Leberleiden befallen, dem er am 14. September 1851 erlag. Er starb in Cooperstown, mutig, wie er gelebt hatte. Und trotz allem Geschmackswechsel leben seine besten Schöpfungen auch heute noch.



Hervey Allen / Oberst Franklin

Von Karl Blanck

In dem neuen Roman von Hervey Allen, dem Verfasser des großen epischen Werks „Antonio Adverso" werden wir mitten in den nordamerikanischen Bürgerkrieg versetzt. Um den Bruderkampf, der sich schon fünf Jahre lang hinzieht, abzukürzen, hat General Sheridan, der Oberbefehlshaber der Nordstaaten, die rücksichtslose Verwüstung des Shenandoahtals angeordnet; durch diese harte Maßnahme, die auch die Zivilbevölkerung und den Privatbesitz des Gegners trifft, hofft er den Kampfwillen der Südstaaten endlich zu brechen. Er wird deshalb in der eigenen Presse angegriffen, gegen die er sich im vertrauten Gespräch mit seinen Offizieren zur Wehr setzt:

„Eine Menge meiner Volksgenossen glaubt, ich sei persönlich beleidigt und hasse die Johnnis, und darum mache es mir Spaß, ihre Häuser zu verbrennen und ihre Weiber und Kinder wimmern zu hören . . . Ich liebe den Krieg nicht und hasse niemanden. Ich will den Frieden, und es ist meine bittere Aufgabe, ihn durch Gewalt herbeizuführen. Mir kommt es nur darauf an, mein Ziel so rasch wie möglich zu erreichen. Durch die Verwüstung dieses Tales, die ich angeordnet habe, schneiden wir Lee seine Zufuhr ab und kürzen den Krieg um Jahre ab. Gewiß ist das schlimm, aber es spart uns ein Jahr blutiger Schlachten . . . Die Leute, die zu Hause bleiben und Ruhe und Wohlsein genießen, haben von den Schrecken der Schlachten keine Ahnung. Die tun sich leicht, sie setzen sich hin, schreiben einen Brief an ihre Zeitung und fordern, daß die Generäle gegen jedermann milde verfahren sollen. Wenn sie aber selber Entbehrungen und Elend am eigenen Leibe zu spüren kriegen, dann hört das auf. Es ist bitter, aber wahr: zum Frieden kommt man auf die Art schneller. Sowie das Volk im Rücken der Armee notleidet, wird es unwiegerlich, und zwar viel eher, um Frieden beten, als wenn's die Soldaten den Streit allein ausfechten lassen kann. Die wahre Kriegskunst besteht also erstmals darin, der Armee des Feindes fühlbare Schläge zu versetzen, dann aber darin, den Einwohnern des feindlichen Landes soviel Leid zuzufügen, daß sie nach Frieden schreien und ihre Regierungen zwingen, ihn abzuschließen. Die Leute dürfen nichts behalten als ihre zwei Augen, um über den Krieg zu weinen. Alles andere verlängert nur das Gemetzel."

So erhält auch der Oberst Nat Franklin vom 6. Pennsylvanischen Kavallerieregiment den Befehl, das schöne Landhaus eines Majors Crittendon vom Stabe des feindlichen Befehlshabers Early niederzubrennen. Dem ritterlichen Soldaten geht die Zerstörung besonders nahe, da ihm das jetzige Kampfgebiet noch aus friedlicheren Zeiten von Jugend auf vertraut ist; so hat er auch jenseits des Potomac, unter den jetzigen „Rebellen" von früher her noch manchen guten Freund. Auch seinen kampfgewohnten Reitern ist es zuwider, daß sie als Mordbrenner das friedliche Heim der Frau Crittendon, einer geborenen Engländerin, und ihrer ahnungslosen Kinder vernichten sollen. Die stolze und würdige Haltung der Frau, das rührende Vertrauen der Kinder, deren jüngstes dem „guten Onkel" seine kleine Stoffpuppe schenken will, wenn er das Haus verschont, entwaffnen den Obersten vollends; so verläßt er nach dem Abzug der Familie mit seinen Leuten den Platz, ohne den Befehl ausgeführt haben. Aber Sheridan stellt ihn zur Rede und zwingt ihn, das Versäumte nachzuholen — ja, er begleitet ihn selbst ins Haus, in dem jetzt die Leiche eines Offiziers in der Uniform der Südstaaten aufgebahrt ist. Es ist der ehemalige Herr dieses dem Untergang geweihten Hauses:

„Das war Major Douglas Charles Crittendon von der Konföderierten Armee", sagte General Sheridan. „Er fiel heute nachmittag in dem Gefecht bei Croß Keys. Bevor er starb, hatte ich Gelegenheit, ihn kurz zu sprechen. Er war mein nächster Klassenkamerad auf der Kriegsschule von West-Point. Jahrelang war er Offizier der alten Armee. Er kommandierte die Schwadron der US.-Kavallerie, die ihm jetzt vor seiner Tür die Ehre erweist. Was ich hier tue, entspricht dem letzten Willen, den er sterbend heute nachmittag geäußert hat. Er war ein eigener Mann, und ich gab ihm mein Ehrenwort, ihn unter der Asche seines Hauses zu begraben. Sollte das, was jetzt geschieht, die Gefühle eines der Anwesenden verletzen, so steht es ihm frei, sich zu entfernen."

Keiner rührte sich. Ergriffenheit befiel uns, übermannte uns wohl gar. General Sheridan hielt eine

Weile inne, dann deckte er die Fahne wieder über das Gesicht seines Freundes.

Bevor sie das Gebäude verlassen, um ihre harte Soldatenpflicht zu erfüllen, die auch diese Tat von ihnen fordert, so unwürdig sie eines Kriegers zu sein scheint, hält Sheridan seinen Untergebenen noch einen Augenblick lang zurück, um ihm einen Auftrag an Frau Crittendon zu übergeben:

„Franklin, Sie werden in der nächsten Zeit noch das Kommando in dieser Gegend haben. Frau Crittendon muß sich hier irgendwo versteckt haben. Wie ich höre, ist sie heute früh mit ihrer Familie und einigen Wagen von hier abgezogen. Versuchen Sie, sie zu finden. Tun Sie für sie, was Sie können. Und geben Sie ihr das ab." Er reichte mir ein kleines versiegeltes Paket. „Und teilen Sie ihr mit", sagte er, seine Hand auf meinen Arm legend, „Phil Sheridan habe ihr Haus verbrannt auf ausdrücklichen Befehl des Kriegsministeriums in Washington. Sagen Sie ihr, daß ich weiß, wer an diesem Befehl schuld ist, und daß ich's heimzahlen werde, wenn die Zeit gekommen ist. Sie wird das verstehen. Wenn Sie Frau Crittendon nicht finden können, sorgen Sie dafür, daß dies Paket wieder an mich zurückgelangt. Wir leben in einer bösen Zeit. Es ist sogar für einen Soldaten nicht leicht, zu wissen, was die Pflicht von ihm verlangt. Finden Sie das nicht auch manchmal?" Er lächelte traurig und hielt seine Hand hin.

Dann reitet er davon; wie eine ungeheure Totenfackel leuchtet das brennende Haus durch die Nacht.

Franklin aber muß immer wieder an das Kind der Frau Crittendon denken, das ihm die kleine Stoffpuppe schenken wollte, die er eines Tages in dem stehengebliebenen Brunnenhaus der zerstörten Ortschaft Aquila mit einigem andern kümmerlichen Ersatzspielzeug wiederfindet. Die Familie muß also wirklich noch in der Nähe ihren Schlupfwinkel haben. Das alles bewegt ihn noch weiter, als er bei seinem Urlaub mit alten Freunden zusammentrifft und den unsinnigen Haß der Heimkrieger erlebt, den dieser Bruderkrieg einer jungen Nation im Kampf um ihre künftige Einheit geweckt hat. Als er Philadelphia hoch zu Roß wieder verläßt, um ins Kriegsgebiet zurückzukehren, hat er in seiner Satteltasche ein merkwürdiges Gepäck — nicht weniger als sechs auserlesen gekleidete Püppchen, eine winzig kleine Puppenmöbelgarnitur und eine Auswahl zierlicher Porzellanschüsselchen, die er den Crittendonkindern als Ersatz für alle ihre verlorenen Herrlichkeiten schenken will.

Im Potomactal stößt er in den Anlagen des schönen Kurhotels bei dem kleinen Badeort Morgan Springs, den er noch aus glücklichen Jugendtagen der Vorkriegszeit kennt, auf einen Trupp verwahrloster Milizsoldaten, der sich hier eingenistet hat — eine wahre Räuberbande, sogenannte Kanavaszuaven mit ihren roten Hosen, die wie Unterhosen aussehen. Schöne Soldaten sind das! Sie versuchen den Oberst anzuhalten, und als er einfach zwischen ihnen hindurch weitersprengt, hetzen sie ihre riesigen Bluthunde auf ihn. Der Oberst fährt im Sattel herum und reitet rücklings — ein alter Indianertrick. Dann knallt er einen nach dem andern von der wütenden Meute ab, bis er keinen Schuß mehr in der Pistole hat. Beim Suchen nach der zweiten Pistole fällt ihm ein Paket Würste in die Hand, das ihm eine fürsorgliche Frauenhand mit auf den Weg gegeben hat; das wirft er der letzten Rüde zu — und wirklich, das riesige Tier trollt mit den Würsten davon. Der Oberst aber setzt ihr nach und schlägt ihr mit einem einzigen Säbelhieb den Kopf ab. Den Rädelsführer der Bande schlägt er mit dem Pistolenknauf nieder, die andern brüllt er an: „Antreten!", und dann findet sich sogar ein irischer Sergeant, der die Gesellschaft stramm ausrichtet und in sicheren Gewahrsam abführt, während der Oberst sich aufmacht, um den gegenwärtigen Usurpator von Morgan Springs, den allgewaltigen Sergeant Smith, unschädlich zu machen. Er trifft ihn in einem Prachtraum des verlassenen Hotelgebäudes im Verein mit einer ziemlich betrunkenen und sehr mangelhaft bekleideten Halbnegerin, wie er gerade einen netten Jungen in einer merkwürdigen Phantasieuniform strammstehen läßt, der in seinem jugendlichen Tatendrang unter diese gemischte Gesellschaft geraten ist und dem Oberst nun willig Beistand leistet, um den überraschten Pascha von Morgan Springs auf seinem Sessel festzubinden, während das erschreckte Negermädchen aufgeregt gackernd davonrast. Den braven Jungen aber, der offenbar das Zeug zu einem richtigen Soldaten hat, schickt der Oberst zum nächsten Militärkommando, um ein paar reguläre Soldaten herbeizuholen, die hier weiter Ordnung machen sollen.

Das olivenfarbige Mädchen entpuppt sich als eine Tochter des Wirts, Herrn Duane, der ein ziemlich närrischer Kauz und ein unverbesserlicher Anhänger der Südstaaten ist. So bringt er es fertig, seinem Befreier in der verhaßten Yankee-Uniform nach allerlei schwungvollen und schwülstigen Komplimenten schließlich mit unverblümter Grobheit entgegenzutreten. Vor der Abendmahlzeit in der verwüsteten Hotellhalle, bei der dies geschieht, ruht sich der übermüdete Reiter noch ein wenig in einem Hotelzimmer aus; dabei schläft er ein und erwacht plötzlich mit dem Gefühl, es sei etwas Schreckliches geschehen. So ist es auch — als Franklin mit dem herbeigeeilten Militärkommando den Raum betritt, in dem Sergeant Smith gefesselt sitzt, finden sie den Gefangenen tot und in vergeblicher Abwehr in seinen Fesseln entsetzlich verkrümmt auf seinem Sessel — ein mächtiges Tranchiermesser steckt in seiner Brust: das Negermädchen hat mit seinem Pascha abgerechnet . .

William Farfar, das junge Bürschchen, das Franklin bei diesem wilden Abenteuer aufgelesen hat, erweist sich als ebenso anhänglich wie anstellig, und er setzt es gegen den Willen des Obersten, dem das junge Blut leid tut, auch wirklich durch, ein richtiger Soldat zu werden. Und nach der blutigen Tragödie von Morgan Springs folgt ein nicht weniger absonderliches Idill in dem verlassenen Brunnenhause von Aquila — da kniet ein ausgewachsener Soldat in einer richtigen Oberstenuniform und versucht mit ungeschickten Händen eine ganze Puppenfamilie in ihrem kleinen Heim aufzubauen, während ihm eine Dame unbemerkt durchs Fenster zusieht. Plötzlich ertönt eine lachende Frauenstimme: „Für einen Brandstifter, Oberst Franklin, sind Sie eigentlich ein rechter Hauspapa.“ Der Held von hundert Schlachten aber, der doch mit einem ganzen Haufen von Kanavaszuaven und wilden Wolfshunden auf einmal fertig geworden ist, fährt mit wahrem Entsetzen herum und blickt in das fröhliche Gesicht von Frau Crittendon, die noch nichts von dem Tode ihres Gatten weiß und den neugewonnenen Freund ihrer Kinder zu ihrem jetzigen Heim führt — einem wahrhaft unauffindbaren kleinen Jagdhaus in einem versteckten und scheinbar unzugänglichen Seitental, das ein stilles Asyl des Friedens inmitten des Krieges geblieben ist.

Außer ihren Kindern und der treuen Dienerschaft hat Frau Crittendon auch einen jungen Beschützer, der dem Obersten in der Yankee-Uniform zuerst äußerst feindlich entgegentritt, obgleich er sich selbst vor Schwäche kaum auf den Beinen halten kann. Das ist der Neffe des gefallenen Majors, der junge Paul Crittendon; er hat sich durch seinen eigenen Leichtsinn bei einem Gefecht eine schwere Armverletzung zugezogen, die durch den Mangel an sachgemäßer Pflege schon ziemlich gefährlich zu werden droht. Deshalb hat die älteste Tochter des Hauses, die kluge und tüchtige Margaret, die Mutter gebeten, den ritterlichen Oberst Franklin, den sie alle wegen seines Verhaltens beim Brand des Hauses verehren, zur Hilfe herbeizuholen. Außer der Familie wohnt in dem Blockhaus noch der halbirre frühere Reverend Kiskadden mit seiner Tochter Flossie, die der junge Paul liebt, obgleich der Reverend nichts von der Liebschaft wissen will.

Franklin untersucht den entsetzlich geschwollenen Arm und schickt dann den Feldarzt Dr. Holtzmaier und den jungen Farfar mit ein paar schwer beladenen Packtieren, die Lebensmittel und Kleidungsstücke, Medikamente und Verbandzeug und anderen Bedarf wie für eine monatelange Belagerung heraufschaffen. Denn alle Insassen des Blockhauses sind schon schwach und elend, die Lebensmittel gingen bereits auf die Neige. Auch Margarets geliebter Pony wird ihr durch die Güte des Obersten wieder zugestellt. Vor lauter Seligkeit gibt sie dem jungen Farfar einen Kuß, den er als tapferer Soldat zu ihrer Überraschung sofort herzhaft erwidert. Paul wird von Dr. Holtzmaier sehr gegen seinen Willen chloroformiert; dann wird sein Arm wieder eingerenkt und sachgemäß verbunden. William wird fortan sein treuer Kamerad und der ergebene Ritter der jungen Margaret.

Der Krieg scheint seinem Ende nahe. Der Zusammenbruch der Konföderierten ist nicht allzu lange mehr aufzuhalten. Franklins Reiter führen inzwischen den Sommer über ein idyllisches Lagerleben. Paul wird langsam gesund; eines Tages erwischt ihn der alte Reverend mit seiner Tochter Flossie auf dem Heuboden und traut die allzu Verliebten kurz entschlossen mit der Bibel in der einen und der Peitsche in der andern Hand. In der folgenden Nacht ver-

schwindet der unfreiwillige Bräutigam, obgleich er noch immer den Arm in der Schlinge trägt — der Krieg ist ihm doch lieber als die erzwungene Ehe.. Oberst Franklin aber fühlt sich in dem einsamen Blockhaus und in dem freundschaftlich vertrauten Umgang mit Frau Crittendon wie zu Hause; nur eines bedrückt ihn — er findet nicht die Entschlußkraft, der armen Frau, die ihren Gatten als Kriegsgefangenen in Sicherheit glaubt, seinen Tod mitzuteilen und ihr Sheridans Päckchen zu übergeben.

Da bricht plötzlich an einem Herbsttag der Krieg wieder in das friedliche Idyll ein: fernes Infanteriefeuer ist zu hören . . der Oberst sprengt ohne Abschied davon, Farfar und Margaret finden sich noch einmal in seligunseliger Umarmung und letztem Kuß.

Drunten im Tal schlugen die Trommeln großen Alarm, und die Hörner dröhnten immer wieder: „An die Gewehre!" — „An die Gewehre!" Elisabeth und Margareth Crittendon saßen zusammen auf einer rohgezimmerten Bank und suchten einander zu trösten.

Die Konföderierten planen einen verzweifelten Handstreich — ein strategisches Manöver, bei der die ausgewählte Truppe sich opfern soll, um den Feind über die wahren Absichten der Heeresleitung zu täuschen. Der Stoßtrupp unter seinem unbesonnen-draufgängerischen Führer wird noch durch freiwilligen Zulauf von allen Seiten verstärkt. Die Vorhut trifft auf das 6. pennsylvanische Reiterregiment, das noch rasch durch abkommandierte Infanterie und Artillerie notdürftig ergänzt wird, aber bis zum Eintreffen der regulären Verstärkungen dem andringenden Feinde zahlenmäßig noch stark unterlegen ist. Inzwischen heißt es aushalten, und Franklin versteht seine überlegene Stellung auch sehr gut auszunützen. Der erste Angriff wird mit Hilfe der Artillerie unter schweren Verlusten des Gegners abgeschlagen. Dann aber kommt der Reiterkampf, bei dem auch Oberst Franklin die kühle Besinnung verliert.

In diesem Augenblick beging Oberst Franklin den großen Fehler seines Lebens. Sein Regiment war wie eine Maschine darauf gedrillt, mit dem Karabiner zu fechten. Statt dessen benützte er es als Instrument zum Zuschlagen. Er hätte seine Leute mit Leichtigkeit in Linie halten und Salve auf Salve in die lange, attackierende Front der feindlichen Reiterei abfeuern lassen können. So wäre der Feind zur Hälfte erledigt gewesen, ehe er zum Zuschlagen gekommen wäre. Die ruhige taktische Überlegung hätte es so und nicht anders verlangt.

Aber auch Oberst Franklin war Kavallerist. Er war 1821 auf die Welt gekommen, und Napoleon, Sir Walter Scott und die Schlacht bei Balaklava standen als Leitsterne über seiner Jugend. Das freie Gelände vor ihm, die in Linie auf ihn anstürmende feindliche Reiterei, das eigene Regiment sprühlebendig und zum Zuschlagen bereit — es war genau der Zustand der Dinge, von dem er seit Jahren geträumt und auf den er sich und seine Leute mit aller Verbissenheit vorbereitet hatte. So gab er das Zeichen zur Attacke.

Ein furchtbares Gemetzel entsteht. Der Feind wird vernichtet; aber auch das Pennsylvanische Reiterregiment, dem die angekündigte Verstärkung erst im letzten Augenblick zu Hilfe kommen kann, wird nahezu aufgerieben. Die Haufen der Toten und Verwundeten türmen sich übereinander, und Dr. Holtzmaier bekommt blutige Arbeit; dabei hilft ihm ein Arzt mit den Abzeichen der Konföderierten, es ergibt sich, daß es der Dr. Wilson ist, ein großer Gelehrter, aus dessen Büchern Dr. Holtzmaier sein bestes chirurgisches Wissen geschöpft hat. Die beiden Ärzte fluchen auf die verdammten Politiker, die an so vielem unverdientem Leiden schuld sind. Aber sie arbeiten unverdrossen weiter, bis sie sich selbst kaum mehr aufrecht halten können. Frau Crittendon eilt ihnen mit Margaret zu Hilfe. Sie kommen gerade zurecht, um den Oberst Franklin in Empfang zu nehmen, dem das linke Bein unter der Hüfte abgenommen werden muß. Auch Paul Crittendon hat an der Schlacht teilgenommen, auf der Seite der Konföderierten, und wieder hat ihn die Kugel getroffen. Während er sich mühselig dahinschleppt, um das Brunnenhaus zu erreichen und dort seine Wunde zu kühlen, findet er William Farfar, der in den Rücken geschossen worden ist.

„Du!" rief er. „Du!" und warf sich verzweifelt an Farfars Brust. „Stirb nicht — geh nicht fort! Bill, Bill, das hätten sie nie mit uns tun sollen. Hörst du mich, Bill? Da bin ich!"

„Ja, ich hör' dich, Paul", sagte Farfar nach einem kurzen Schweigen. „Wo ist Margaret — Margaret Crittendon?"

„Fort", flüsterte Paul. „Wir sind allein. Weißt du noch?"

„Ja, ja." Und dann: „Kannst du mich auch hören, Paul?"

„Ja, ich hör' dich noch."

„Nicht wahr, du gehst nicht weg, Paul? Du gehst nicht weg von mir."

„Nein", sagte Paul, „ich bleibe bei dir."

Er hat das Versprechen gehalten.

Über die Felder und Wälder fegte der Regen wie mit Peitschenschnüren. Zuerst war es wie das weiche, schnelle Traben von Wolfspfoten auf totem Laub. Das Nachtgevögel schwieg und verkroch sich. Die Menschen aber, die noch auf dem Felde lagen, schrien wie mit einer Stimme auf. Die Krankenträger, abgemattet, wie sie waren, hörten es und trieben sich zu neuer Eile. Plötzlich aber, fast ohne Vorbereitung, nur ein bitterkalter, feuchter Windstoß fuhr übers Feld, wandelte sich der Regen zu Schloßen. Ein Hagelwetter prasselte. Das Schreien verstummte. Später begann ein leichter Schnee zu fallen, still wie Federgeflock aus den Flügeln des Todes. Alles war nun stumm auf den Feldern von Aquila. Die Natur, die schweigsame, hatte, wie immer, recht behalten.

Die Leiber William Farfars und Paul Crittendons waren aneinander festgefroren. Niemand konnte mehr sagen, zu welcher Partei sie gehörten. Sie starben, im Bemühen, einander zu wärmen — ganz friedlich. Auch Oberst Franklin schlief in Frieden, aber er lebte noch. Sie hatten ihn fortgebracht, hinauf ins Blockhaus.

Dr. Wilson, der sein Kollege Holtzmaier ins Blockhaus entführt hat, um ihn vor der Gefangenschaft zu retten, nimmt sich des schwerverwundeten Obersten an.

Sie trugen ihn die Treppe hinauf in Pauls Zimmer und betteten ihn. Sie brachte ein Nachthemd von ihrem Mann. Sie hatte seine Wäsche im Kasten bereitgehalten für den Fall — für den Fall . . . Doktor Wilson zog dem Obersten den Rock aus. Ein Päckchen fiel heraus. Er schaute es flüchtig an. „Es ist an Sie adressiert", sagte er nur und reichte es ihr. Und sie blickte es an und sah die vertraute Schrift, die Schrift ihres Mannes.

Sie war nicht hellsichtig, und doch wußte sie, als hätte sie es schon geöffnet, was in dem Päckchen war. Ihre Augen wanderten hinüber zum Gesicht des Mannes auf dem Bett.

Und plötzlich lag sie auf den Knien neben ihm und rüttelte an seiner Schulter. „Warum hast du es mir nicht gegeben", sagte sie hemmungslos, „warum nicht früher gegeben?"

„Aber Frau Crittendon", sagte Doktor Wilson erstaunt und befremdet, „sehen Sie denn nicht? Der Oberst ist doch bewußtlos!"

Elisabeth Crittendon schaute auf das eingefallene, stille Gesicht auf den Kissen. Die Schatten schienen tiefer zu werden, die seinen Mund umlagerten. Sie wiederholte die sinnlose Frage nicht. Sie brauchte es nicht zu tun. Ihr Blick auf den Schlummernden hatte ihr gesagt, warum er ihr das Päckchen nicht gegeben hatte. Sie wußte schon beinahe alles, und sie legte den Kopf auf das Bett und schluchzte.

Zwei Mädchen irren durch den Schnee über das Schlachtfeld und leuchten mit ihren Laternen den Toten ins stille Gesicht — trotz Angst und Qual ruhen Margaret und Flossie nicht eher, bis sie die beiden jungen Männer, die ihnen im Leben nahegekommen sind, gefunden haben und sie im gleichen Grabe beisammen wissen. Und der irrende Geist des alten Reverends findet noch einmal eindringliche Worte zum Begräbnis der Toten und zur Mahnung der Lebenden:

„Du Gott des Lebens und des Todes, Gott der Heerscharen und der Neugeburt hier auf Erden! Die Schlacht ist hingebraust über dies Tal. Nun laß du sie auch zu Ende sein. Hemme die Hand denen, so zerstampfen und zerschlagen, und laß die, so Verwirrung über unser Land gebracht, Rechenschaft ablegen vor dir. Schau herab vom Thron deiner Gnade auf diese deine geschlagenen Knechte und überschatte sie liebreich wie ein großer Baum im Frühling. Nimm auf in dein Gedächtnis diese deine Kinder, die wir hier zur Ruhe betten, nimm sie auf Schwingen der Morgenröte über den Strom der Finsternis und laß sie eingehen in die Zahl deiner Heiligen und verlorenen Kindlein. Gib, daß deine Töchter, die du hier stehen siehst, ohne Bitterkeit sich erinnern und gnädig vergessen dürfen. Und sende Trost deinen verwirrten Knechten, o Herr. Habe Erbarmen und sende Frieden diesem Land!"

Hier wehte es dem Alten seinen Hut davon, und er machte eine hilflose Gebärde, als wollte er ihm nachrennen. Sein Bart, sein weißes Haar flatterte im Wind. Man hörte Steine poltern, hörte Schaufeln klirren. Die Männer traten näher und führten Margaret und Flossie zum Wagen.

Auch Oberst Franklin und Elisabeth Crittendon finden Frieden und schließen einen Bund der Lebenden im Gedächtnis der Toten. Unter der treuen Pflege seiner Freundin übersteht der Oberst seine furchtbare Verwundung und den harten Winter, der sie alle miteinander in dem einsamen Tal gefangenhält. Endlich kommt es zur Aussprache zwischen ihnen:

„Da ist etwas, was ich Ihnen schon lange gern gesagt hätte", fuhr er nach einiger Zeit fort. „Ich hatte monatelang einen Brief in der Tasche, den ich Ihnen hätte geben sollen. Den hab' ich, scheint mir, am Tage der Schlacht aus meiner Brusttasche verloren. Aber sie sollen wenigstens wissen, auch wenn es . . ."

„Ich weiß", sagte sie. „Ich hab' ihn gefunden." Ein langes Schweigen lag zwischen ihnen. Er sieht matt und bleich aus, mußte sie denken; ganz hilflos und verlassen.

„Und Sie haben mir verziehen?" fragte er endlich, in ungläubigem, flüsterndem Erstaunen.

„Oh, längst!" erwiderte sie, „längst!" Sie fühlte, wie ihr das Blut glutheiß in die Wangen schoß,

und beugte sich vor und verbarg das Gesicht in seinem Deckbett.

Er legte die Hand sanft auf ihren Kopf und streichelte ihr Haar. Es war golden wie das Haar eines jungen Mädchens im Kerzenschimmer.

„Ist also Frieden zwischen uns, Elisabeth, ja?" fragte er.

„Ja", flüsterte sie. „Ja! Irgendwo, irgendwie müssen wir doch endlich Frieden finden. Denken Sie doch daran, was mit uns allen geschehen ist!" — sie schrie es beinahe und warf den Kopf heftig zurück. „Denken Sie doch daran!"

So bleiben sie fortan zusammen. Elisabeth wird Franklins Gattin. Um sie her wächst eine neue Jugend auf, die Kinder Margarets und der Sohn und Enkel Flossies, die den Namen der Toten weitertragen und ihr Erbe in festen Händen halten werden.

William Faulkner

Absalom! Absalom!

Von Hansgeorg Maier

Bis heute ist der Gegensatz zwischen dem demokratischen Süden der Vereinigten Staaten, der Heimat des neger- und judenfeindlichen Ku-Klux-Klan, und den republikanischen Nordstaaten, deren Bewohner spöttisch „Yankees" geheißen werden, niemals völlig geschwunden. In der Nachkriegszeit erlebten die Südstaatler, als die Industrie des Nordens unaufhaltsam in ihr Gebiet vordrang, eine ähnlich gewaltsame Besetzung und Überrumpelung, wie sie seinerzeit nach dem triumphalen Endsieg der „Yankees" im Sezessionskrieg ihren unglücklichen Vorfahren angetan worden war. Und selbst wenn man von der Negerfrage absehen wollte, deren einseitige, gegen das rassische Interesse der Weißen gerichtete Entscheidung von den „Yankees" den Südstaatlern brutal aufgezwungen worden ist, verbleiben noch genug seelische und soziale Verschiedenheiten, um Süden und Norden der USA. in wesentlichen Belangen zu scheiden.

Auch im amerikanischen Schrifttum prägt sich die Gegensätzlichkeit von Süden und Norden unverkennbar aus. Wie wenig im Süden die Erinnerung an den unseligen Bürgerkrieg und seine Greuel und insbesondere die ihm nachfolgende allgemeine Negerbefreiung vergessen ist, hat jüngst Margret Mitchells Epos „Vom Winde verweht" auch deutschen Lesern gezeigt. Thomas Wolfe und William Faulkner haben wir in ihrer glühenden dichterischen Bewegtheit und abendländisch weiten Geistigkeit als typische Söhne des Südens kennengelernt. Und namentlich der letztere hat es unternommen, die besondere seelische Not, an der die Menschen des Südens noch immer leiden, dichterisch darzustellen und durch einen unnachgiebigen Mahnruf an die schlummernden moralischen und sittlichen Kräfte zu überwinden. Wenn Faulkner in seinen Romanen und Erzählungen als ein unerbittlicher Seelenprüfer und zu keinerlei Zugeständnis bereiter Moralist auftritt, erfüllt er damit einen Auftrag seiner Heimat. Indem er den Menschen des amerikanischen Südens gleichsam immer wieder von neuem durchröntgt, genügt er einem heißen Wunsch nach innerlicher Wiedergeburt und Wiedererstarkung des Landes rings um den Mississippi.

Keins der bislang eingedeutschten Bücher Faulkners erhärtet diesen Sachverhalt klarer als sein jüngst von Hermann Stresau meisterlich übertragener Roman „Absalom! Absalom!", der als eine steigernde Zusammenfassung der bereits übersetzten Romane „Licht im August" und „Wendemarke" betrachtet werden kann. Wie in dem ersteren der beiden erwähnten Romane die Rassenfrage in ihrem vollen Gewicht erlebbar wird, so gibt sie auch bei der Handlung von „Absalom! Absalom!" den Ausschlag. Und der Hauptgestalt des neuen Buches, dem vergebens wider die Entartung des Blutes sich aufbäumenden Pflanzer Sutpen, eignet viel von jener tapferen Halsstarrigkeit und Gefahrverachtung, mit der die in dem Roman „Wendemarke" auftretenden Kunstflieger ausgestattet sind.

Thomas Sutpen entstammt einer verarmten schottisch-englischen Familie. Ein hartes und mühsalreiches Dasein formt seinen Charakter zu dem eines Herrenmenschen. Eben vierzehnjährig, entläuft er seinen Eltern und Geschwistern. Er gelangt nach Hawai. Nachdem er dort bei einer Meuterei der Eingeborenen seinen Mann gestanden hat, nimmt ihn ein Farmer als Schwiegersohn an. Zu spät entdeckt Sutpen, daß er in eine bereits durch Negerblut verdorbene Familie eingeheiratet hat. Zwei Jahre erst, nachdem ihm ein Sohn geboren ist, erfährt er, daß seine Frau mischblütig ist. Daraufhin verstößt er sie und ihr Kind. Er selbst verläßt Hawai, um im Land des Mississippi von neuem zu beginnen.

Mit einer Schar wilder Neger, die er dank seiner ungewöhnlichen Lebenskraft im Zaun hält und für sich arbeiten zu lassen vermag, erscheint Sutpen im Jahre 1833 in Yoknapatawpha County. In der Nähe des Städtchens Jefferson stampft er mit Hilfe seiner Sklaven eine stolze Pflanzung aus dem Ödland, die den Namen „Sutpens Hundert" erhält. Durch die Heirat mit der Tochter einer wegen ihres strengpuritanischen Wandels angesehenen Familie tilgt Sutpen das Anrüchige des dunklen Rufes, der ihm anhaftet, da niemand in Jefferson seine Herkunft kennt. Ein Sohn und eine Tochter werden ihm geboren. Endgültig glaubt Sutpen den Zusammenbruch seiner ersten Ehe überwunden.

Inzwischen wächst jener erste, auf Hawai geborene Sohn Sutpens unter dem Einfluß seiner beleidigten Mutter, die nur noch der Vergeltung am Vater ihres Kindes lebt, zu einem Jüngling heran, der Verdorbenheit und äußere Anmut in einer namentlich für Frauen gefährlichen Weise vereint. Henry, Sutpens zweiter Sohn, trifft später mit diesem Hawaianer auf der Universität zusammen, ohne zu ahnen, wen er vor sich hat. Freundschaft verkettet beide. Henry bringt jenen Charles, der nach seiner Mutter den Familiennamen Bon führt, arglos nach Sutpens Hundert. Dort verlobt sich Charles Bon heimlich mit Henrys Schwester Judith. Als Sutpen davon erfährt, verbietet er entsetzt die Heirat. Zwischen ihm und Henry kommt es zu einer erregten Aussprache, die damit endet, daß Henry zusammen mit Charles das Elternhaus verläßt.

Henry und Charles ziehen als Hochschul-Freiwillige in den Sezessionskrieg, währenddessen Sutpens reinblütiger Sohn nie von der Seite des ehemaligen Verlobten seiner Schwester weicht. Der Krieg nimmt jedoch keinen von beiden als Opfer an. Als Charles Bon sodann versucht, heimlich nach Sutpens Hundert zu gelangen, um dort mit Judith zusammenzutreffen, macht Henry — gleichsam als ein zweiter Absalom — dem Leben seines Halbbruders, dessen moralische Minderwertigkeit seine Freundschaft in Haß verwandelt hat, gewaltsam ein Ende.

Dieser Mord vernichtet die letzten Hoffnungen des alten Sutpen. Henry ist zum Mörder gestempelt. Vorher schon ist Sutpens Frau gestorben. Vergeblich sucht er noch einmal eine Familie zu begründen und die durch den Sezessionskrieg zerstörte Pflanzung zu neuem Blühen zu bringen. Er ermattet mehr und mehr und verstrickt sich schließlich in die Netze einer jungen Negerin, zumal er bereits früher in ähnlicher Art dem ungestümen Drang seiner Lebenskraft unterlegen ist. Ein alter Neger macht Sutpen hinterrücks nieder, um an dem weißen Manne die Schande seiner Tochter zu rächen, da Sutpen sich verächtlich weigert, die Schwangere zu ehelichen.

Die ungewöhnliche Form, in der Faulkner Schritt für Schritt aufhellt, was im vorstehenden nur in den hauptsächlichsten Zügen herauskristallisiert ist, bezeichnet seine erzählerische Eigenart sozusagen musterhaft. Den unmittelbaren Inhalt der Romanhandlung bilden nämlich lediglich zwei ausgedehnte, im Jahre 1910 stattfindende Gespräche, aus denen nach und nach nicht nur das Schicksal Sutpens, sondern auch ein Jahrhundert der Geschichte der Südstaaten ersichtlich wird. Diese Gespräche dienen Faulkner dazu, im einzelnen zu zeigen, wie sich in den Köpfen und Gemütern einer späteren Generation widerspiegelt, was sie sich von ihren Vorfahren erzählt. Für den Leser aber, der mit stets steigender Teilnahme diesen Gesprächen lauscht, wächst sich dieser aufregende und merkwürdig fesselnde Roman „Absalom! Absalom!", der Faulkners Epos „Licht im August" (das in den „Weltstimmen" ausführlich geschildert worden ist) womöglich noch übertrifft, zu einem unvergleichlichen Gerichtstag über alle Sünden der Entartung und der Schwäche aus.

Mari Sandoz / Old Jules

Von Josef Schäfer


Old Jules

Unter dem Titel „Old Jules“ schildert Mari Sandoz das Leben ihres Vaters, der als Altsiedler und führender Mann des oberen Niobraratals im westlichen Nebraska eine bekannte Persönlichkeit war und dort im November 1928 als Einundsiebzigjähriger starb. Das Schicksal seiner Geburt hatte Jules Sandoz ein leichteres Leben zugewiesen. Als Sohn eines gut verdienenden und wohlhabenden Arztes in Neuenburg in der Schweiz schien er für die Nachfolge in der Praxis seines Vaters geboren zu sein. Er brachte als eleganter Student acht Semester Medizin hinter sich; da geriet er wegen seines Taschengeldes mit dem Vater in so erbitterte Meinungsverschiedenheit, daß er den ganzen Medizinkram hinwarf. Der junge und der alte Alemanne waren nach ihrer Stammesart so wenig auf Demut und Verzeihung eingestellt, daß der Sohn den Staub der Heimat von den Füßen schüttelte und jenseits des großen Meeres das Abenteuer des Glücksuchers wagte. Seine Jugendliebe Rosalie wollte nicht mitgehen und antwortete später auf viele drängende Briefe immer wieder, sie tauge nicht zur Pioniergattin.

Jules Sandoz fuhr nach Westen, bis ihm das Geld ausging. Dies traf im nordöstlichen Nebraska ein. „Dort ließ er sich auf ein Grundstück eintragen und wurde Grundbesitzer mit 20 Dollar, einer Markensammlung, einem Spaten und einem Schweizer Militärgewehr.“ Die meisterhafte Handhabung dieses dort überaus nützlichen Haushaltungsgegenstandes setzte ihn von Anfang an in ein gewisses Ansehen im „Wilden Westen“.

Ein Farmer braucht eine Frau. Also heiratete er. Aber sein erstes Eheexperiment mit Estelle war kein Erfolg: „Als Estelle sich weigerte, am Morgen Feuer zu machen und durch das bereifte Gras zu laufen, um die Pferde einzufangen, schloß Jules ihr mit der muskulösen Hand den Mund, warf ihren Vorrat an Mehl und Zucker der alten Sau und ihren Ferkeln vor, lud seine Habseligkeiten auf den Wagen und verließ sie und Knox County für immer.“

In der sogenannten Stadt Valentine, dem westlichen Endpunkt der Eisenbahn und dem Sitz des Bodenamtes für die noch unbesiedelten Strecken, lernte Sandoz die Landesart von ihrer romantischen Seite her kennen. Ein betrunkener junger Bursche schimpfte in einer Kneipe laut über die „Vigilanten“, einen Femebund düsteren Rufs. Ein Schuß — aus dem Munde des Prahlers fließt blutiger Schaum, langsam gleitet sein Leib zu Boden. Das Vigilantentum hatte sich aus der mangelhaften Rechtspflege heraus zu einer bösen Diktatur entwickelt. Es ist im höchsten Grade „ungesund“, das Auge dieser Allgewaltigen auf sich zu ziehen. Sein altes Vetterli-Gewehr schießt zwar zuverlässig, aber Sandoz hält es doch für ein Gebot der Vorsicht, sich unter solchen Verhältnissen nach einem Mehrlader umzusehen.

Weiter westlich, am Running Water, einem Seitenfluß des oberen Niobrara, findet er die Gegend, die für ihn und für die er paßt. Bei dem großen Wildreichtum braucht ein brillanter Schütze wie Sandoz nicht zu hungern, und die Fallenjagd auf Pelztiere kann ihm das Betriebskapital für die später zu entwickelnde Landwirtschaft liefern. Dort herum haust auch noch ein Stamm der Oglala Sioux. Die schönen Tage der zahllosen Büffel sind zwar vorüber, die einstigen Herren des Landes müssen etwas Mais bauen, das übrige liefert die Antilopenjagd und der Wald mit seinen Beeren und Früchten. Sandoz gefällt den Oglalas, sie nennen ihn „Gerades Auge“, weil er gar so gut schießen kann. Mit dem jungen Häuptling White Eye schließt er Freundschaft fürs Leben.

Er läßt sich auf eine der schlecht vermessenen Siedlerstellen eintragen, kauft einige Ackergeräte und baut sich eine Hütte, die zu zwei Dritteln in der Erde steckt. Mit Rasenstücken

bedeckte Eschenstangen bilden das Dach, und wenn man einen ordentlichen Beutel voll Rauchtabak und eine Flasche Whisky hat, kann's ganz gemütlich sein. Hier wird er ein zäher Bauer. Sandoz versteht sich aber auch aufs Feldmessen und läßt sich von den neuen Siedlern die Vermessungsgebühr in Pflugarbeit bezahlen. Bald ist er die Seele der Niederlassung im „Pfannenstiel". Es ist ein ewiges Kommen und Gehen unter diesen Farmern, die keine bodenfesten Bauern sind; aber ein gewisser Stamm hält sich doch. Sein ziemlich weit gediehenes Medizinstudium ist ihm von großem Nutzen. Es gibt allerlei Verwundungen bei dem rauhen Leben, und wenn eine Farmersfrau eine schwere Geburt hat, fragt sie nicht lange nach der Approbation des Geburtshelfers. Als frauenloser Einzelgänger verwildert Sandoz furchtbar. Er, der noch vor wenig Jahren als wohlrasierter, nach feiner Seife duftender Student durch die Straßen von Zürich flanierte, trägt jetzt seine Hemden, bis sie ihm fast vom Rücken fallen, und wäscht sich nie. Wasser ist kostbar, wenn man's zwei Kilometer weit herschaffen muß.

Sandoz ist merkwürdigerweise ein großer Briefschreiber. Er muntert seine Landsleute in Neuenburg fortwährend zur Übersiedlung nach Nebraska auf. So kommen drei junge Bekannte zu ihm und helfen beim Brunnengraben. Als der Schacht eben fertig ist und Sandoz mit dem Seil nach oben gezogen wird, lassen ihn die drei Hohlköpfe in rohem Übermut auf und ab tanzen. Das Seil reißt, und Sandoz stürzt zwanzig Meter tief hinunter. Er zersplittert einen Knöchel und wird nach qualvollem Warten ins Militärspital des weit entfernten Fort Robinson geschafft. Der Stationsarzt will ihm das furchtbar verschwollene und vereiterte Bein abnehmen, aber der gefährliche Patient droht ihm mit Erschießen. Monatelang liegt er im Spital, bis der splitterige Bruch einigermaßen heilt. Der Knöchel bleibt steif und schmerzhaft fürs Leben.

Als armes Hinkebein kehrt er auf seine verwahrloste Farm zurück. Die Landsleute helfen ihm, so gut sie können, und das Frühjahr 1884 bringt eine neue Siedlerwelle in den Pfannenstiel, mit ihnen Jules jüngeren Bruder Paul. Aber die Brüder vertragen sich nicht so recht, und Paul Sandoz reitet bald südwärts an den Platte-Fluß, wo er sich ansiedelt. Die Ernte am Running Water wird gut, und Jules schlägt sich trotz seines schlimmen Beines durch. Er entwickelt sich in den folgenden Jahren zum fortschrittlichen Pomologen. Seine Kirschen-, Pflaumen- und Apfelbäume gedeihen und beweisen, daß die großen Viehhalter mit ihrer Behauptung, im westlichen Nebraska wachse nur Gras, nicht recht haben. Diese Obstplantagen spielen somit in der Siedlungsgeschichte des Landes eine wichtige Rolle. Der Kampf gegen das Großkapital der „Vieh-Männer" ist lang und überaus bösartig. Die reichen Herdenbesitzer nehmen die reinen Verbrecher in ihren Sold, die mit Meineiden und Meuchelmord die unbequemen Siedler zu vertreiben suchen. Sandoz ist die Seele des Widerstandes, auch er hört ab und zu eine Kugel nahe vorbeipfeifen, aber er fürchtet sich nicht und schießt besser als alle anderen. Ein erpresserischer Rechtsbeuger wird geteert und gefedert, die Ackerbausiedler und ihre Freunde in den kleinen Städten zeigen, daß sie auch noch da sind.

„Old Jules", wie er jetzt genannt wird, sieht wieder einmal ein, daß es ohne Frau wirklich nicht geht. Er wendet sich an seine Schwester Elvina, und diese empfiehlt ihn ihrer alten Schulfreundin Henriette. Im April 1887 werden sie im nahen Rushville getraut. Elvina hat ihren Bruder Gutsbesitzer und Postmeister allzu vorteilhaft geschildert. Henriette ist schwer enttäuscht, besonders auch von der Unterkunft und von dem einsam rauhen Farmleben. Sie hatte in der feinen Stadt Boston Unterricht in Anstandslehre und Französisch gegeben und soll nun den ganzen Tag schwere Farmarbeit leisten. Dabei ist ihr Ehemann ein gar zu rauher, brummiger Gesell und spielt sich als rechter Pascha auf. Aber Henriette hat einige hundert Dollar in die Ehe mitgebracht und ist schon lange genug in Amerika, um zu wissen, daß sie sich als Frau nicht alles gefallen lassen muß. Als ihr Haustyrann einmal einen mehrtägigen Jagdausflug macht, läßt sie sich mit echt amerikanischer Fixigkeit ein anständiges Wohnhaus aufstellen, in das Jules nach einigem Brummen mit seinem Gewehr- und Arzneischrank samt der Markensammlung übersiedelt. Die Eisenbahn geht jetzt bis Rushville, und so ist man doch nicht ganz aus der Welt.

Ein furchtbarer Schneesturm raubt ihnen den ganzen Viehbestand, aber die Pelztierjagd hilft dann wieder weiter, und die Maisernte wird recht gut. So geht es im ewigen Auf und Ab dieses Siedlerlebens — die Aussicht auf Verlust ist fast so groß wie die auf Gewinn. Wer die Hoffnung aufgibt, ist verloren.

Jules kommt oft, aber nie lange, ins Gefängnis. Der alte Faustrechtgedanke des Ursiedlers ist ihm nicht auszutreiben. Wenn man zu ihm herüberschießt, schießt er wieder hinüber. Aber der Sheriff versteht ihn, und so kommt er immer wieder mit einem blauen Auge davon. In einer schweren Notwehrsache wird er von den Geschworenen freigesprochen. Diese fortwährenden Aufregungen und mehr noch die unheilbare Rücksichtslosigkeit ihres Ehepartners werden Henriette endlich zu viel. Sie ficht mit ihm noch einen zähen Grenzprozeß gegen einen bösen Nachbarn durch, dann läßt sie sich scheiden. Aber sie bleibt als Farmerin in der Gegend, und sie bleibt ihrem rauhen Exgemahl im Grunde gewogen. Wenn er wirklich in Not ist, hilft sie ihm.

Bald holt er sich eine neue Frau am Bahnhof ab. Aber die hübsche Emelia erschrickt gleich bei seinem Anblick derartig, daß es nicht gut gehen kann. Sandoz kann es nicht lassen, in seinen Heiratsofferten sich und seine wirtschaftlichen Verhältnisse so herauszustreichen, daß arge Enttäuschung eine etwa mögliche Zuneigung im Keim ersticken muß. Emelia läßt sich zwar trauen, weil sie kein Geld zur Umkehr hat, aber vierzehn Tage darauf hat sie einen Beschützer gefunden, der ihr forthilft. Ihr Scheidebrief läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sie hat einen reichen, jungen Mann erwartet — was soll sie mit dem grauhaarigen Rauhbein und seiner Bretterhütte? Es dauert noch eine gute Weile, bis Sandoz in der Deutsch-Schweizerin Mary die richtige Lebensgefährtin findet. Sie kommt zu ihm als Haushälterin und mistet zunächst den ganzen Augias-Stall gründlich aus. Dann kommt es, wie es kommen muß; sie heiraten, und die Kinder binden sie aneinander. Eine glatte Ehe gibt es natürlich nicht; sie raufen sich leidlich zusammen, die Kinder kriegen viel Prügel, aber auch genug zu essen, um kräftig heranwachsen zu können. Mary ist eine wehrhaft-tüchtige Frau und eine gute Mutter.

Old Jules bleibt, wie er immer war, ein großspuriger Rechthaber, der den Händeln nie aus dem Weg geht; dabei ist er immer hilfsbereit, weit über seine Mittel. Er bringt es einfach nicht fertig, nur ans eigene Wohlergehen zu denken und wächst so in die Rolle des Förderers von Westnebraska hinein. In seinem Kampf gegen die großen Viehzüchter erwächst ihm im USA.-Präsidenten Theodor Roosevelt ein starker Bundesgenosse, der die eigenmächtig gezogenen Drahtzäune der Vieh-Herren einfach umlegen läßt.

Der „Wilde Westen" wandelt sich langsam in den zahmen „Mittelwesten". Edisons Phonograph hält seinen Einzug in die Farmen und treibt Frau Mary zur Verzweiflung, das Telephon arbeitet zwar nicht immer gut, aber es ist doch da und bringt die Menschen näher aneinander. Der Kraftwagen vollendet dann die Zivilisierung der einstigen Jagdgründe der Sioux-Indianer. Dem alten Siedler Sandoz wird's zu eng, er wandert weiter westlich, gibt aber die alte Heimat nicht ganz auf. Er ist früh ergraut, aber seine Feuerseele hält ihn jung.

Der Weltkrieg treibt den Preis der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und bald auch die Bodenpreise gewaltig in die Höhe. Plötzlich gibt es eine Menge Geld in dem früher kapitalschwachen Westen. Aber Sandoz hat nun einmal kein Talent zum Reichwerden. Als Amerika selbst in den Krieg eintritt, schimpft er laut und ist gar nicht dafür, daß seine Söhne sich daran beteiligen. Aber diese jungen Riesen tun gerade, was sie wollen, und seine Tochter Marie geht auch noch unter die Schriftsteller. Er schreibt ihr in seiner energischen großen Schrift: „Du weißt, daß ich Schriftsteller und Künstler für die Schmarotzer der Gesellschaft halte", aber an seinem Lebensende bittet er sie doch, das Buch seiner Kämpfe zu schreiben.

Der schlechte Whisky der Prohibitionszeit unterwühlt seine eiserne Gesundheit, er erlebt noch den Niederbruch der Kriegsspekulation, dann wird er wassersüchtig und muß viel leiden. Seine letzten Gedanken spielen um seine lieben Kirschen-, Apfel- und Pflaumenbäume. Noch einmal hebt er den Kopf und sagt langsam: „Ich muß ganz neu anfangen, im Frühjahr tüchtige Farmer herbringen, aufbauen . . . aufbauen . . ." Dann strecken sich seine schönen, schlanken Hände auf der Bettdecke.



Julia Janssen als Maria in Götz von Berlichingen im Burgtheater zu Wien

Von der Würde der deutschen Sprache

oder

Drei Wünsche eines Autors an die Leser

Wer über ein eigenes Buch schreiben soll, begibt sich natürlich des schönen Vorrechts, von anderen gelobt oder getadelt zu werden, und muß sich darauf beschränken, dem Leser mitzuteilen, daß sein Buch so und so heißt und da und da erschienen ist. Meine neuen Glossen zur deutschen Sprache sind also unter dem Titel „Restlos erledigt?" bei Knorr & Hirth in München erschienen. Weil ich zu ihrem Lobe nichts sagen darf und zu ihrem Tadel nichts sagen mag, habe ich mir drei Wünsche an den Leser freigestellt, die einen vierten einschließen, nämlich den, daß mein Buch sehr viele Leser haben möge. In diesem Wunsch treffe ich allerdings mit allen Bücherschreibern zusammen.

Meine drei Wünsche an den Leser sind indessen Sonderwünsche, die das richtige Lesen meiner Sprachglossen betreffen. Obgleich diese Kapitelchen über die deutsche Sprache ihren Leser sozusagen zu nehmen wissen, ist es mir hin und wieder begegnet, daß sie ihn nicht genommen haben. Er hatte sich in den Irrtum verfangen, hier auf angenehm unterhaltsame Weise etwas profitieren zu können, und war deshalb nicht auf seine Kosten gekommen. Darum lautet mein erster Wunsch: der Leser möge meine Glossensammlung nicht als ein unterhaltendes Lehrbuch ansehen.

Zusammen betrachtet, stellen meine Glossen wohl einen Stoff dar, den auch andere Bücher über die Sprache behandeln. Aber sie behandeln ihn nicht gegenständlich, nicht ganz um seiner selbst willen. Diese Glossen haben keine planmäßige Reihenfolge, wie man bemerken wird, und haben oftmals Titel, die nicht gerade auf Sprachliches hindeuten. „Ein selten schöner Tag" z. B. läßt eine stimmungsvolle Naturbeschreibung oder die Schilderung eines Familienfestes vermuten, die „Teilung der Erde" eine geographische oder geopolitische Betrachtung. Und darum wünsche ich mir zweitens vom Leser, daß er diese Glossen durchaus einzeln und für sich bestehend nehmen möge, ohne daran zu denken, daß er ihnen etwas anderes schuldig sein könnte. Dann wird er sie richtig aufnehmen.

Wenn der Leser dann ihrer sprachlichen Herkunft inne wird und bemerkt, daß diese nicht rein gegenständlich, sondern menschlich begründet wird, dann wird er die besondere Art dieser Glossen als freie, aber doch sinnvoll gebundene und zusammengehörige Gebilde erkennen, als Gebilde des Ernstes und des Scherzes, des Spieles und des Spottes, des Glaubens und des Zweifels, aber doch Teile eines Ganzen, das vielleicht weniger Sprachlehre als Sprachgesinnung genannt werden könnte. Achtung vor der Würde der Sprache als Selbstachtung, vor dieser Forderung wird jede einzelne Glosse Mittel zum Zweck. Daher kann mein dritter Wunsch an den Leser nur darin bestehen, daß er alles scheinbar Leichte dieses Glossenbuches, alles, was reizt, für sich genommen zu werden, aus dem Grunde begreifen möge, aus dem es gewachsen ist. (143 S. RM 3.20.) Oskar Jancke



Angela Salloker als Beatrice in „Lärm um nichts" (Deutsches Theater, Berlin). Aufn. Rosemarie Clausen

Reisezeit..

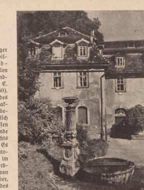
Ein Auto-Reisebuch von Kasimir Edschmid

Ein soeben erschienener hübscher und neuartiger Reiseführer, ausdrücklich für den Automobilfahrer bestimmt, hat zum Verfasser Kasimir Edschmid, der durch seine zahlreichen geistvollen Reisebücher schon lange als leidenschaftlicher Landfahrer bekannt ist („Auto-Reisebuch". L. C. Wittich Verlag, Darmstadt. 270 S.; RM 5,60). Zwar — dem praktischen Zweck und dem Tempo des Motors entsprechend — nur flüchtig das Charakteristische mit seinen geschichtlichen Beziehungen berührend, aber nie trocken, sondern immer wesentlich und aus einem erlebensreichen Schatz von Wissen und Erfahrung gespeist, ist das Buch eine reizende Anweisung, sich die Landschaften links und rechts der Autostraße zum inneren Besitz zu machen. Es befaßt sich mit 15 Reisen, die durch die Reichsautobahnen leicht zugänglich sind, die meisten davon im Süden und Westen Deutschlands, einige im nördlichen Deutschland: nämlich die Flußtäler von Rhein, Neckar, Main, Lahn, Mosel und der Tauber, der Weser, Saale und Elbe und die Berge des Schwarzwalds, der Eifel, des Taunus, des Odenwalds und der Pfalz. 15 Kartenskizzen und 24 sehr schöne Lichtbilder sind beigegeben. Übrigens hat unter den zeitgenössischen Dichtern auch Hans Grimm gelegentlich Reiseführer dieser rein informativen Art verfaßt.

Otto Doderer



Aus Hölderlins Heimat: Alter Winkel in Lauffen a. N.



Klassisches Weimar: Haus der Frau von Stein

Aufnahmen: Mielert

Der „Autobaedeker"

Als vor zwei Jahren der neue Baedeker herauskam, der ganz Deutschland in einem Bande zusammenfaßt, haben wir ihn an dieser Stelle besonders willkommen geheißen. Jetzt können wir als erwünschte Ergänzung dazu den 1. Band von „Baedekers Autoführer" begrüßen, der ebenfalls das gesamte Deutsche Reich (allerdings vorläufig noch ohne Österreich) umfaßt. Der neue Band, der von Oskar Steinheil sachkundig bearbeitet worden ist, gilt zugleich als offizieller Führer des Deutschen Automobil-Clubs, dessen große Straßenzustandskarte beigegeben ist. Außer dem Vorwort des DDAC-Präsidenten und des Verlags und der allgemeinen Einleitung bringt der erste Teil eine Beschreibung der Reichsautobahnen, der zweite die Reichsstraßen in der amtlichen Nummernfolge und andere wichtige Verkehrswege, der dritte Teil die wichtigsten Orte und die besuchtesten Landschaften in alphabetischer Folge mit 60 Stadtplänen. So ist eine rasche Übersicht für jeden einzelnen Fall ermöglicht. Alle bisherigen Erfahrungen sind hier sorgfältig und gewissenhaft in einer klugen und umsichtigen Auswahl zusammengefaßt. Wir glauben, daß der Verlag seinen Zweck, den Kraftfahrer „die unendliche Mannigfaltigkeit Deutschlands" „erfahren" zu lassen, auf mustergültige Weise gelöst und einen neuen wichtigen Beitrag zur Erschließung landschaftlicher, städtebaulicher, kunst- und kulturgeschichtlicher Schönheiten Deutschlands an und abseits der Landstraße geliefert hat.

Karl Blanck

Der Balkan Amerikas

„Mittelamerika" — das ist jene Nabelschnur, die Nord- und Südamerika miteinander verbindet, zwei so verschieden geartete Welten zu einem Kontinent verschweißt. Was wissen wir von dieser Zwischenwelt, wie liegt dieser vielgestaltige „Balkan" zwischen Atlant und Pazifik in unserem Bewußtsein? Immerhin zerschneidet ihn der Panama-Kanal — Grund genug, Colin Roß dorthin zu begleiten, um einmal mit „eigenen Augen" jenes Völkerchaos, jenes Staatengewirr mit all seinen rassischen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Problemen aufmerksam zu betrachten. Mittelamerika — das ist in größerem Umfange Weltpolitik, als man glaubt: das geht aus diesem neuen schönen Buche des deutschen Weltreisenden hervor. (Colin Roß, Der Balkan Amerikas. 274 S. mit 82 Abb. und zwei Karten. F. A. Brockhaus, Leipzig. RM 6.—.)

Von drei Gesichtspunkten aus wollen wir in das Wesen dieser Landschnur einzudringen suchen: vom Verhältnis des roten zum weißen Manne, von der wirtschaftlichen und sozialen Lage und von der weltpolitischen Gegebenheit. Die bekannte geschichtliche Vergangenheit streifen wir nur: die Spanier unter Cortez vernichteten die alte aztekische und die Maya-Kultur und überschwemmten das Land mit einer maßlosen Fülle prachtvoller Barockkirchen. In der Gegend von Cholula, einem kleinen Städtchen bei Mexiko-Stadt, gibt es 365 schöne und große, teilweise auf alten Heiligtümern gebaute Kirchen: für jeden Tag des Jahres eine! Doch trotz aller Christianisierungsversuche gelang es nicht, die Völker wirklich zu durchdringen. Die Spanier blieben immer nur eine verhältnismäßig dünne Herrenschicht, die auf ihren prächtigen Haziendas saß: sie und die Kirche besaßen das Land, die Indios gingen leer aus, diese armen, verschlossenen, im Grunde ihres Herzens immer noch den alten Göttern anhängenden Indios, die in nie gestillter Sehnsucht von den alten Zeiten glänzender Freiheit träumen.

Zu den Spaniern und der Kirche gesellte sich später Nordamerika, denn man hat dort von jeher einen bemerkenswert klaren Blick für Bodenschätze gepflegt. Mexiko aber ist eines der reichsten Länder des Erdenrundes. „Man zählt", so berichtet Colin Roß, „an die 21 000 Minen in Mexiko, die eine Fläche von etwa 300 000 Hektar erzhaltigen Bodens umfassen. Davon sind ungefähr 1000 Kupferbergwerke. Mexiko ist das Silberland der Welt — weitaus der größte Teil allen in der Welt umlaufenden Silbergeldes stammt aus Mexiko." Aber nicht nur das: man findet in den Bergen des Landes Gold, Zinn, Zink, Kobalt, Nickel, Eisen, Manganerze, Quecksilber, ferner Edelsteine und in den Küstengewässern Perlen.

Wir haben alle von den Verfolgungen der katholischen Kirche gehört, von einem stark kommunistischen Zug, der durchs Land gehe: in Wirklichkeit ist das nur kaum bewußte Tarnung. Der rote Mann erwacht und versucht, die weiße Herrschaft abzuschütteln, bemüht sich, das ehemalige Land der Kirchen und der spanischen Herren gerecht zu verteilen. Das Standbild des letzten Aztekenkaisers Guatimozin wurde vor nicht langer Zeit in der Hauptstadt errichtet — mahnendes Zeichen für die wirkend ins Bewußtsein sich hebende große Vergangenheit und eigene Kraft. Halbrot ist der gegenwärtige Präsident Cardenas — halbrot (Mestizen) ist die heutige Herrenschicht! Mestizen sind die Besitzer der neuen Haziendas. Denn trotz all der lauten Propaganda für den Indio und sein Recht auf sein Land ist er noch lange nicht an der Reihe, um sein Erbe anzutreten, ja, es gibt Erfahrungen, die darauf hindeuten, daß er auch noch nicht reif dazu ist. Trotz all der furchtbaren Revolutionen und Bürgerkriege, die das Land seit Jahrzehnten immer wieder durchtoben, trotz Juarez und dem blutdürstigen Pancho Villa ist die Landnot sich gleich geblieben und die Armut desgleichen.

Guatemala, Honduras, Costa Rica, Nicaragua, Panama — das sind nach Mexiko die kleinen und kleinsten Staaten, die sich aneinanderreihen, bis der große Nachbar im Norden die Hand auf zwei von ihnen legte: auf Nicaragua, das inzwischen wieder frei ist, und auf Panama, das wichtigste Protektorat der USA. Guatemala, Honduras und Costa Rica — das am reinsten spanische Land von allen — sind bekannt durch ihre berühmten Kaffeesorten. In Guatemala besuchte Colin Roß eine deutsche Kaffee-„Finka", die fern von allem Verkehr tief in den wuchernden Urwäldern der Berge liegt, und hörte von den Sorgen des Pflanzers um die Erhaltung seines Besitztumes gegen die immer weiter vordringende Macht der Indios. In der Hauptstadt sprach er mit dem beliebten Präsidenten Jorge Ubico, der sein kleines Land — in welchem praktisch auch die Probleme Mexikos in Wirkung sind (wie überall in Zwischenamerika) — mit großer Vorsicht gegenüber der Macht des ausländischen Kapitals und doch eindeutig zugunsten der Indianer regiert, die übrigens ausschließlich die Soldaten für die kräftige Armee stellen.

Hier ist alles überwiegend indianisch, in den tiefen Wäldern stößt man fast Schritt für Schritt auf uralte riesige Stadtruinen, gräbt man kostbare jahrtausendealte Kunstschätze aus, die eine seltsame Verwandtschaft mit chinesischer Kunst besitzen, legt man Tempelruinen frei, deren Schönheit auf eine hohe kulturelle Vergangenheit schließen läßt. Sollte es sich wirklich bestätigen, daß früher einmal eine Verbindung nach China und Japan vorgelegen hat? Gleichzeitig wird aber überall an jener Straße gebaut, die einst von Kanada bis Chile den ganzen

Kontinent durchschneiden soll, dem „Pan American Highway“ — jenem gleichsam stählernen Band, das ganz Amerika durchfiebern wird, und das zunächst noch mehr nach einer strategischen Straße der USA. aussieht, um den Panamakanal auch auf dem Landwege schneller erreichen zu können.

Die weltpolitische Bedeutung des Panamakanals wird man sich am besten klarmachen, wenn man die politischen Spannungen des Stillen Ozeans, die Besitzverteilung seiner Umrandungen studiert. (Das gründliche Buch Karl Haushofers, das sich vom geopolitischen Standpunkt aus mit dem Pazifik beschäftigt, wird an dieser Stelle noch ausführlich gewürdigt werden.) Als am St. Michaelstag im Jahre 1513 der Spanier Balboa als erster Europäer mit Schwert und Fahne in die Fluten dieses größten aller Meere schritt, um es für Spanien in Besitz zu nehmen, schlug die Stunde einer Hemisphäre, die bis dahin ihr in sich verschlossenes Eigenleben gepflegt hatte: die Erde wurde sich ihrer Ganzheit bewußt. Dort im Pazifik ist heute eine neue Welt im Entstehen, dort überschneiden sich die Interessen- und Machtsphären Englands, Japans und der Vereinigten Staaten, dort stoßen am schärfsten und einst unerbittlichsten das Denken der alten asiatischen Kulturen und der euramerikanischen Kulturen aufeinander. Im Panamakanal aber werden die beiden entscheidenden Meere mit ihrer kraftfiebernden Dynamik miteinander verbunden.

So ist es einleuchtend, daß die Vereinigten Staaten den Kanal militärisch verwalten und militärisch bewachen. Überraschend ist die Tatsache, daß der Kanal für die Ausmaße der modernen Kriegsschiffe bereits zu eng ist und daß nun erneut das alte Projekt auftaucht, durch Nicaragua einen zweiten Kanal zu führen.

Das ist Mittelamerika: unschätzbarer Reichtum neben blutigster Armut, primitive Stammeskultur neben amerikanischer Hochzivilisation und den erhabenen Ruinen glanzvoller und in kaum entwirrbare Schleier gehüllter uralter Vergangenheit, drohendes Erwachen des roten Mannes und stählerne Härte amerikanischen Kapitals — überschwungen von den Machtstrahlungen dieses jugendlichen kraftvollen, unsentimentalen nordamerikanischen Volkes. Wird es wirklich einmal seine südlichste Grenze endgültig bis Panama vorschieben . . .?

O. E. H. Becker

Ein nordamerikanischer Klassiker

Im Sommer des Jahres 1819 traten in Nordamerika zwei Dichter ins Dasein, von denen der eine später die Bitterkeiten des Verkanntwerdens bis zur Neige kosten mußte, während der andere noch bei Lebzeiten sein Hauptwerk, die lyrische Sammlung „Grashalme", in aller Welt anerkannt sah. Nach dem Weltkrieg erst schlug für die Hinterlassenschaft von Walt Whitmans unglücklichem Altersgenossen Herman Melville die Stunde der Entdeckung; und in jüngster Zeit erst ist Melvilles Dichtertum, das in seiner illusionsfernen Herbheit und geistigen Strenge an Joseph Conrad gemahnt, in der Einmaligkeit seiner Größe voll erfaßt und gewürdigt worden. Wie heutzutage der Name Herman Melvilles jenseits des Atlantik mit Achtung und Liebe, ja ehrfürchtigem Stolz genannt wird, dürfte er alsbald auch in Deutschland an Klang gewinnen, zumal Melville in seinem tapferen und leidenschaftlichen Streben nach Wesenstreue und Wahrheit artverwandt berührt.

Fast gleichzeitig lenken zwei neue Eindeutschungen den Blick auf Melvilles Erzählungskunst, für die in besonderem Maß Peter Gans' meisterliche Übertragung der Erzählung „Billy Budd" zeugt (H. Goverts Verlag, Hamburg, 152 S., RM 3.80). Mit wahrhaft Kleistischer Wucht und Folgerichtigkeit übermittelt diese Erzählung den tragischen Fall eines treuherzig-aufrichtigen Matrosen, der, mehr noch Jüngling denn bereits zum Mann gereift, als Meuterer einen schimpflichen Tod sterben muß, weil ungewöhnliche Verhältnisse während der napoleonischen Kriege der englischen Kriegsmarine jegliche Milderung der strengen Flottengesetze verbieten. Wiewohl der Kapitän sich darüber im klaren ist, daß Billy Budds Charakter die Unschuld seines Herzens erhärtet und daß seine Auflehnung gegen die schurkischen Verleumdungen durch den Waffenmeister eben seinem lauteren und reinen Fühlen entsprungen ist, muß er selbst das entscheidende Wort sprechen, das jeden etwaigen Gnadenerweis verhindert.

In der von Richard Kraushaar übersetzten Erzählung „Benito Cereno" (F. A. Herbigsche Verlagsbuchhandlung, Berlin; 127 S., RM 2.50) zieht Herman Melville, durch kühle Verhaltenheit des Tons die Spannung meisterlich steigernd, allmählich die Schleier von den Erlebnissen eines spanischen Kapitäns, dessen innigster Freund einem Aufstand der an Bord befindlichen Neger zum Opfer fällt, indessen er selbst schändlich erniedrigt und zur äußerlichen Innehaltung seines Ranges genötigt wird. Seinen Peinigern zum Trotz gelingt es ihm jedoch, das Meutererschiff zuletzt der Mannschaft eines amerikanischen Robbenfängers in die Hände zu spielen und mitsamt den überlebenden Weißen befreit und gerettet zu werden, woraufhin die Aufrührer der Bestrafung überliefert werden.

Darf „Billy Budd", wie das der deutschen Ausgabe angefügte ausgezeichnete Nachwort dartut, als Melvilles dichterisches Testament verstanden werden, so mag die im achtzehnten Jahrhundert spielende Erzählung „Benito Cereno", was Hans Hennecke in der vorangestellten Einführung deutlich macht, wohl als die episch unmittelbarste und von aller Reflexion am weitesten entfernte Erzählung des Dichters anzusprechen sein. In beiden Werken erweist sich Melvilles klassisches Dichtertum, indem es die Schilderung außerordentlicher Begebnisse ins Gleichnishafte hinauftreibt und gerade im Ungewöhnlichen das Allgemein-Verbindliche spiegelt. Auf denkbar erschütternde Art wird von der unwiderruflichen Begrenztheit des Individuums gegenüber

den überpersönlichen Weltzusammenhängen erzählt, wie es, allerdings nicht mit dem Realismus der beiden Schiffsgeschichten, sondern mit den Mitteln hintergründiger Phantastik, auch in Melvilles Hauptwerk, dem Roman „Moby Dick", geschieht. Als erstaunlichstes Ergebnis läßt die Bekanntschaft mit Melville den Leser in seinen Dichtungen eine Unerbittlichkeit und Geradsinnigkeit entdecken, die ebensowohl an Kleist als auch an Hebbel erinnert.

Hurrikan

Charles Nordhoff und James Norman Hall, die beiden auf Tahiti ansässigen Schriftsteller, schildern in ihrem neuen (von Rudolf Brettschneider übersetzten) Roman „Hurrikan" (Zinnen-Verlag, Leipzig, 283 S., RM 6.—), wie eine Südseeinsel durch einen Wirbelsturm zerstört wird. Es handelt sich um eines der kaum mehr als eine Viertelmeile breiten und nur wenige Fuß hohen Eilande Französisch-Ozeaniens. Die Erzählung der Begebenheiten haben Nordhoff und Hall einem altersprobten, mit besonderem Verständnis für die Empfindungsart der Eingeborenen ausgestatteten Kolonialarzt in den Mund gelegt.

Die Bücher, welche Nordhoff und Hall der Meuterei auf dem Segelschiff „Bounty" gewidmet haben, sind den Lesern der „Weltstimmen" schon ausführlich vorgestellt worden. Die beiden Autoren haben einen beachtlichen Sinn für epische Rohstoffe. „Hurrikan" nun bekräftigt gerade auch dies schlagend. Wieder meint man, den Hauch des Schicksals zu vernehmen, indessen man vielleicht noch zögert, dem Realismus der beiden Autoren etwa jene Eigenschaften zuzuerkennen, welche das eigentlich Dichterische ausmachen. Auf jeden Fall legt man aber auch diese Neuerscheinung nicht weg, ohne daß sich die Lektüre gelohnt hat.

Hansgeorg Maier

Der selige Mr. Apley

Das gab es auch einst bei uns — Plüschmöbel und Familienstolz, Geldliebe und Traditionsstrenge — genau so wie in dem Roman des Amerikaners John P. Marquand „Der selige Mr. Apley" (C. H. Beck, München, 374 S., RM 5.50). Aber wie es bei uns nicht Deutschland war, so war es drüben auch nicht Amerika. Drüben war es Boston. Und in Boston die Familie Apley — Thomas der Großvater, George der Vater und John der Sohn. Der jedoch revoltierte bereits mit Erfolg. Marquand erzählt uns vom Leben dieser drei Generationen, dem harten, einseitigen, aber ungebrochen konsequenten Thomas, dem zwischen den Zeiten stehenden, innerlich schwankenden George und dem entschlossen die engen Hürden des Gesellschaftskrals durchbrechenden John und seiner Schwester Eleanor. Nein, Marquand erzählt es nicht, die Apleys selbst erzählen ihr Leben, ihre Schicksale, ihre Anschauungen. Ihr Ton ist voll Wichtigkeit — die Apleys fühlen sich im Mittelpunkt der Welt, und Boston ist die einzige würdige Stadt darin.

Die Form dieses prachtvollen Buches ist überaus reizvoll und neuartig. Ein Bostoner Schriftsteller, Freund Georges, hat nach dessen Tode von John den Auftrag erhalten, aus Briefen, hinterlassenen Aufzeichnungen und eigenen Erinnerungen für die Familie ein Lebensbild dieses Mannes zu entwerfen. Dadurch erhält die Darstellung den Reiz des Intimen, Unmittelbaren, Schleierlosen: alle diese höchst ehrenwerten Leute nehmen sich und ihre im wesentlichen enge Welt äußerst wichtig, betrachten vom Kerker ihrer Kastenpflichten das draußen vorüberströmende Leben mit strengen, mißtrauischen Augen, sind ängstlich darauf bedacht, daß die ernsten Gesetze der Gesellschaft nicht verletzt werden. Zugegeben, daß jener Lebensstrom nicht immer sauber ist, daß er oft genug üble Abwässer mit sich führt, daß er verderbenbringende Strudel und Wirbel enthält und oft auch dünn und armselig dahinzuschleichen scheint — aber es ist immerhin das Leben. Und die jüngste Generation der Apleys bricht also aus, zum Entsetzen der hilflosen Eltern, die wie die Hühnermütter flügelschlagend und verständnislos am Ufer stehen, während die Kinder fröhlich und gänzlich skrupellos im Wasser des Daseins sich tummeln.

Wie ernsthaft, wie ungeheuer konventionell ist der Ton dieser Aufzeichnungen, selbst das Lachen muß abgegrenzt und vornehm sein. Und dennoch: wir haben selten ein Buch gelesen, das im eigentlichen Sinne humorvoller wäre, heiterer, ironischer. Doch diese Ironie ist versteckt, sie ist „indirekt", sie ist um so schlagender, weil diese Dokumente ja durch sich selbst sprechen. Meisterhaft ist das gemacht, meisterhaft durchgeführt, ohne den Schatten eines Mißgriffs.

So entsteht das Bild einer lange versunkenen, uns unsagbar fremd gewordenen Welt mit all ihren Voreingenommenheiten, ihrer Ungerechtigkeit, ihrer maßlosen Selbstüberschätzung, die aber dennoch voll Tüchtigkeit, Tatkraft und dem bedingungslosen Willen zum Vorwärts bis zum Bersten geladen war — und wäre es auf Kosten des eigenen Glückes, der eigenen Persönlichkeit, was oft genug der Fall war. Diese Männer und Frauen waren trotz ihrer Starrheit prachtvolle Menschen, gerade, aufrecht, arbeitsam, bis zur Ehrlichkeit gegen sich selbst und andere konnten sie sich steigern — wenn sie alt wurden oder sich unbeobachtet wußten. Aber mit George starb diese Welt. Er, der noch die Wahl Roosevelts erleben mußte, witterte den noch wilden und etwas chaotischen Geist der neuen Zeit, den er nicht verstand, dessen unbekümmerte Frische ihn aber anrührte. Er erlebte es noch, daß John, der in Newyork verheiratet war, nach Boston zurückzukehren versprach, und seine Hoffnung wurde entflammt, daß sein Sohn die alte gute Familientradition nun endlich wahren werde — ob er nicht irrte? Marquand beantwortet diese Frage nicht mehr — aber sie beantwortet sich wohl selbst, denn auch drüben ist mächtig Staub gewischt worden. Auch drüben.

O. E. H. Becker

Finch im Glück

Gleich den ersten beiden Teilen von Mazo de la Roches großem kanadischen Roman „Die Familie auf Jalna" (Eugen Diederichs Verlag, Jena. Vgl. „Weltstimmen", Jahrg. 1937) wird auch der Abschlußband „Finch im Glück" (ebenda, 412 S. RM 5.80) von dem ungewöhnlich starken, triebhaften Zusammengehörigkeitsgefühl bestimmt, das trotz der bedeutenden Unterschiede in Charakter, Anlagen und Temperament die Whiteoaks auf Jalna verbindet und gegen jede Schwächung oder gar Zersplitterung ihres robusten Lebensinstinktes sichert. Selbst Finch, der sensitive Musiker und Einzelgänger, ist dieser Macht der Sippe verfallen, freilich mit der Einschränkung, daß er seine Andersartigkeit, die ihm oft genug den Spott oder das Mitleid seiner Leute zuzieht, schmerzlich empfindet und kein größeres Glück weiß als das, von seiner Familie trotz allem als ein echter Whiteoak anerkannt zu werden. Darum bedeutet es ihn unsäglich, daß gerade er von seiner Großmutter zum Erben ihres Vermögens ausersehen und dadurch den andern zum Stein des Anstoßes wurde. Er, der danach gestrebt hatte, nichts mehr als ein vollgültiges Glied der Familie zu sein, bettelt geradezu um Entschuldigung für einen Glückszufall, an dem er selbst nur leidend beteiligt ist.

Als die Geschwister und die beiden Onkel aber beschließen, Finchs Großjährigkeit, den Tag also, an dem er sein Erbe antreten kann, mit einem großen Fest zu begehen, wie es seit Generationen auf Jalna üblich ist: einem Fest, bei dem viel gegessen und getrunken, geredet, gelärmt, geläftert und gezankt wird und man sich schließlich herzlich als ein Ganzes fühlt, da wagt sich Finch endlich mit der Bitte heraus, von dem geerbten Geld seiner Familie mitteilen zu dürfen. Renny, das Haupt der Sippe, will für seine Person zwar nichts davon wissen; aber seine beiden alten Onkel Ernst und Nick, die seit einem Menschenalter in ihren Erinnerungen an die in England verbrachten Jugend- und frühen Mannesjahre schwelgen, darf er zu einer Reise in ihre alte Heimat einladen; einer Bekannten von Alayne, an die sich Onkel Ernst während der Überfahrt beängstigend anschließt, leiht er eine hohe Summe für ihren Antiquitätenladen; der Mann seiner geliebten Schwester Meg bekommt von ihm eine Hypothek auf sein Gut; für Piers baut er einen Stall und eine Scheune; dem kranken Eden und seiner Freundin schenkt er eine Erholungsreise nach Südfrankreich; eine große Summe Geld verliert er überdies durch eine leichtsinnige Börsenspekulation; kurz, ein sehr beträchtlicher Teil seines Vermögens rinnt ihm, dem Geld stets nur Mißbehagen bereitet hat, wie einem Spieler durch die Hände.

Und doch wird es ihm zum Segen. Denn in England, wohin er seine Onkel begleitet hat und wo er sich zum erstenmal in seinem Leben dem Druck von Jalna nicht ausgesetzt fühlt, kommt ein großes, unglückliches Liebeserlebnis über ihn, das ihn zu überwältigen droht und ihn schließlich zu seiner eigentlichen Persönlichkeitsform durchdringen läßt. Nun erst ist er fähig, seine Familie in ihren Kräften und Werten rein zu erkennen und sich in ihr als ein vollgültiges Glied zu fühlen. Finch wird fortan ruhig auf Jalna leben, er wird Piers' zweiten Sohn über die Taufe halten und die Tradition der Onkel auf Jalna fortsetzen.

Strebt Finch aus der Vereinzelung, in die ihn seine unausgeglichene Eigenart versetzt hat, zum Anschluß an die Familie, so sträubt sich Alayne, Rennys Frau, die Überordnung dieser Gemeinschaft anzuerkennen. Daraus entsteht eine heftige, wenn auch unausgesprochene Spannung zwischen den beiden Ehegatten, genährt durch Rennys unberechenbare Gemütsart und sein tatkräftig nach vielen Seiten gewandtes Leben, das Alaynes Wunsch, ihren Mann für sich zu haben und von ihm in dem Streben nach Ordnung und Ruhe in ihrem Hauswesen unterstützt zu werden, unerfüllt läßt. Die innere Entfremdung zwischen ihnen führt zu einer Trennung, zu der ein Todesfall in Alaynes Familie den Anlaß gibt. Aber wie Finch, so lernt auch Alayne aus der Entfernung von dem geräuschvollen und verwirrenden Alltag auf Jalna die urwüchsige und unverwüstliche Kraft dieser Familie verstehen und schätzen; sie lernt einsehen, daß man sie nicht ändern kann, sondern sie entweder ganz anerkennen oder sie fliehen muß. Aus dieser Erkenntnis aber erwächst ihr eine neue Neigung, die nicht mehr allein ihrem Mann, sondern zugleich auch Jalna und den Whiteoaks im ganzen gilt. Wieder ist, wie im Anfang des Romanes, die Familie zusammen um Renny, den Häuptling der Sippe. Sie trinken und essen, lärmen, reden und zanken sich. Aber sie sind stark und voll Leben und tragen das Erbe ihrer Art siegreich gegen fremde Einflüsse von Geschlecht zu Geschlecht. H. W. Keim

Neu-Amerika

In einem außerordentlich lesenswerten und aufschlußreichen Sammelband „Neu-Amerika" (S. Fischer Verlag, Berlin. 435 S. RM 7.—) hat Kurt Ullrich ungefähr zwei Dutzend Erzählungen jüngerer und älterer nordamerikanischer Schriftsteller vereinigt. Diese Erzählungen sind sämtlich in der Form der Short Story gehalten, der in Amerika eine sehr viel gewichtigere Bedeutung zukommt als bei uns der sogenannten Kurzgeschichte. Durchweg von ungewöhnlicher dichterischer Bildkraft und Seelengestaltung getragen, vermitteln die Beiträge dieses Auswahlbandes einen völlig neuartigen Querschnitt durch die amerikanische Erzählungskunst seit 1920. Gesteigert wird der Wert der Veröffentlichung durch reichhaltige biographische Hinweise und Literaturangaben. Neben Sherwood Anderson, William Faulkner, Elizabeth Madox Roberts und Thomas Wolfe kommt eine Reihe bei uns noch fast unbekannter Autoren zu Wort.

In einem einführenden Aufsatz über die Situation der neuen amerikanischen Literatur weist der Herausgeber darauf hin, daß seine Auswahl den

Versuch einer Richtigstellung bedeuten soll. Nicht die Verfasser der Erfolgsbücher und Bestseller nach internationalem Geschmack, sondern im Gegenteil jene anderen Schriftsteller und Dichter sucht er mit charakteristischen Arbeiten vorzustellen, deren Werk „aus der Leidenschaft zur Selbstdarstellung" erwächst und als „Ausdruck eines Volkes, seines geistigen Raumes und seiner seelischen Kraft" gewürdigt werden kann.

Eine erregende Fülle nordamerikanischer Wirklichkeit stürmt auf den unweigerlich gespannten Leser ein. Thomas Wolfe spricht nicht für sich allein, wenn er sagt: „Aus Millionen Formen Amerikas, aus der unbändigen Gewalt und der berstenden Fülle seines ganzen sich drängenden Lebens, aus der einzigen und einmaligen Wirklichkeit dieses unseres Landes und Daseins müssen wir die Macht und die Kraft unseres Lebens ziehen, den Ausdruck unserer Rede, den Stoff unserer Kunst. Denn hier, scheint es mir, können wir so in harter und ehrlicher Bemühung die Zunge, die Sprache und das Gewissen finden, die wir als Menschen und Künstler haben sollten." Der sich so vernehmen läßt, hat wie die meisten seiner schreibenden Altersgenossen gerade auf der Flucht nach Europa die Einsicht gewinnen müssen, daß allein die Auseinandersetzung mit der amerikanischen Heimat aus einem haltlosen Kosmopoliten einen schöpferischen Menschen heranreifen läßt.

Hansgeorg Maier.

Verlorene Jugend in Amerika

In seinem Buch „Boy and girl tramps of America" (Farrar & Rinehart, Newyork) erzählt Thomas Minehan, Professor der Soziologie an der Universität Minnesota, was er auf seinen Fahrten kreuz und quer durch Amerika als Kamerad junger Strolche erlebt hat. Er hat sich ihnen monatelang angeschlossen, um das Leben und Treiben dieser jungen Vagabunden durch eigenen Augenschein kennenzulernen und seine persönlichen Erfahrungen auf soziologischem Gebiete auszunützen, um eines der schwierigsten Probleme in den Vereinigten Staaten einer gerechten Lösung näherzubringen.

Es sind durchaus nicht nur berufsmäßige Landstreicher, mit denen Minehan verkehrte: viele haben eine höhere Schule durchlaufen, manche sogar eine Zeitlang eine Universität besucht. Die langwährende Wirtschaftsnot hat sie aus ihrer Bahn geworfen, hat sie gezwungen, ein Heim zu verlassen, in dem sie überflüssig waren. Andere wieder haben nie etwas Besseres gekannt als die karge, ungastliche Unterkunft in einer Anstalt der Inneren Mission oder die kahlen Zellen und die dürftige Kost der Polizeiwachen.

Die Städte wehren sich gegen das Eindringen der jungen Stromer. Ohne Rast, ohne Hoffnung, ein Ziel endgültig zu erreichen, fahren sie offen oder versteckt in Güterzügen. Je nach der Jahreszeit streben sie nach Osten oder Süden; im übrigen ist es ihnen gleichgültig, wo sie sind oder wo sie landen. Nirgends wird ihr Bleiben geduldet; sie sind überflüssig in einer Welt, die für sie keine Arbeit hat, und die sie so weit verkommen läßt, daß sie meist nirgends mehr einzuordnen sind, auch wenn sich hierzu eine Möglichkeit bietet.

Die Kleiderfrage spielt eine große Rolle im Leben der Strolche. Oft haben sie ihr Heim im Sommer verlassen und sind in Sporthemd, kurzer Hose und Turnschuhen losgezogen. Im Winter frieren sie dann erbärmlich und betteln und stehlen das Notwendigste zusammen. Nichts wird verschmäht. Hat ein Junge zufällig Hut und Mütze ergattert, so setzt er beide auf. Was er auf dem Leib trägt, besitzt er, und sonst nichts. In einer Mission sieht Minehan seine Kameraden auf dem harten Zementboden schlafen, statt in den sauberen Betten. Sie können oder wollen sich nicht an Behaglichkeit gewöhnen. Im Betteln sind diese Unglückseligen Meister. Ein kerngesunder, sechzehnjähriger Junge „verdient" seinen Unterhalt als armer, blinder Krüppel. Mit hängender Schulter und einer dunkeln Brille vor seinen tadellosen Augen tappt er die Straße entlang und erregt das Mitleid der Passanten. Die Menschenkenntnis dieser Jungen ist erstaunlich. „Wenn Wäsche draußen hängt, ist die Frau sicher zu Hause und hat was zu essen bereit. Die Wäschestücke muß man sich aber genau ansehen. Ist Männerwäsche darunter, dann ist sie meistens eine gute Köchin; aber wenn es nur Frauensachen sind, ist es schon besser, nur Geld zu verlangen", erklärt ein gerissener Strolch und gibt Professor Minehan noch viele andere „nützliche" Winke.

Für einen europäischen Leser klingen manche Schicksale, die erzählt werden, geradezu phantastisch. Ein Mädel plaudert seine Familiengeschichte aus. Die Mutter hat elf Ehemänner gehabt: acht von ihnen waren dem Mädchen bekannt. Der Vater war neunmal verheiratet. Schon vor ihrer ersten Ehe hatte die Mutter zwei Kinder. In dieser scheidungswütigen Familie war das Mädel überflüssig gewesen und war einfach ausgerückt.

Am Ufer des Illinois River weilt Minehan in einem Strolchlager, einem Jungle, wie es genannt wird. Ein Jungle — das kann eine alte Hütte, eine Höhle oder es können auch ein paar Zelte sein, die meist nur für kurze Zeit von einer Gesellschaft von Jungen und Mädeln bewohnt werden. Die Jungen „sorgen" für Proviant, während die Mädchen kochen und sich wie kleine Hausdrachen gebärden. Die Mädel stecken in Bubenkleidung und leben mit den Kameraden in mehr oder weniger enger Gemeinschaft. Oft sind sie so dürftig gekleidet, daß sie sich im Winter nicht aus ihrer Höhle wagen. „Deck deine Füße mit Sägmehl zu, dann erfrierst du nicht, auch wenn das Feuer ausgeht", rät ein Mädel, das schon Erfahrungen gesammelt hat. Als Decken werden Papier und Säcke benutzt. Das Wort „Stehlen" fehlt im Strolchlexikon, es gibt nur „Glück". Und wenn ein Junge erzählt, „daß Frank heute Glück hatte", so bedeutet das nichts anderes, als daß Frank einen Diebstahl begangen hat, ohne erwischt zu werden. Die Bauern

in der Nähe eines Jungle „liefern", höchst unfreiwillig natürlich, Obst, Gemüse, Geflügel und alles andere, was nicht fest unter Verschluß ist.

Von den beschwerlichen Fahrten der Vagabunden gibt Minehan ein anschauliches Bild:

„Um in einem Güterwagen zu reisen, bedürfen die jungen Strolche keiner besonderen Kenntnisse. Sie klettern hinein und warten, bis der Zug sich in Bewegung setzt. Einige Städte und Eisenbahngesellschaften gestatten ihnen nicht, den Zug so offen zu besteigen. Sie müssen sich hineinschleichen, ob jung oder alt. In anderen Städten wieder hält sich die Bahnpolizei so streng an die Verkehrsvorschrift, daß Landstreicher einen Zug nur besteigen dürfen, wenn er in Bewegung ist; denn dann ist es die Aufgabe des Zugpersonals, die Eindringlinge wieder los zu werden — und das ist natürlich unmöglich. Wird ein Zug zusammengestellt, so ist es kein außergewöhnlicher Anblick, wenn einige hundert Männer und Jungen vor dem Zaun stehen, der das Bahngelände absperrt; dahinter hält die Bahnpolizei Wache.

„Zurück da, sag' ich, zurück", brüllt ein Schutzmann zwei Burschen an, die das Gleis überqueren wollen.

„Wehe euch, wenn ich einen erwische, der sich auf Bahngebiet wagt, ehe sich der Zug in Bewegung setzt", droht ein anderer, und fuchtelt mit seinem Knüppel vor unseren Gesichtern herum.

Die Strolche bleiben stumm. Die Wagen prallen aufeinander, ein Bremser befestigt den letzten Luftschlauch. Der Zugführer, der schon nahe bei dem Wärterhäuschen steht, gibt das Abfahrtssignal. Kaum merkbar bewegt sich der Zug, wenn der Heizer die Glocke läutet. Wie Rennpferde, die ein Hindernis nehmen, oder Fußballspieler, die sich auf den Ball stürzen, rasen die Jungen und Mädel über die Schienen. Sie fallen über den Zug her wie ein Schwarm Heuschrecken in einen Obstgarten. Manche klettern auf die Dächer, andere steigen in offene Kohlenwagen. Die Meisten suchen sich Waggentüren aus. Dabei entstehen dann viele der täglichen Unglücksfälle, die manchen jungen Landstreicher für sein Leben zum Krüppel machen.

Viele Städte bemühen sich mit allen Mitteln, die Jungen ganz vom fahrenden Zug fernzuhalten. In solchen Städten müssen junge Landstreicher die Wagen verlassen und weit weg von den Verladehöfen, oft außerhalb der Stadtgrenzen, einsteigen. Eine Steigung bei einem Blockhaus wird mit Vorliebe benutzt, um aufzuspringen.

Einmal wird Minehan mit 53 Stromern am Güterbahnhof abgefaßt, verhaftet und über Nacht ins Gefängnis geworfen, bis der erste Zug am nächsten Morgen abfährt. Die Zellen sind vollkommen kahl, der Boden ist aus Stahl. Das Abendbrot besteht aus einem Blechnapf voll Tomaten, einer kalten Kartoffel und säuerlichem Brot. Als Getränk dient ein Kübel mit Wasser, und dazu werden ganze drei Becher gereicht.

„Und jetzt nach dem guten, warmen Nachtessen kriechen wir in ein schönes, warmes Bett", witzelt Texas, ein 15jähriger Weltweiser, der sich schon an dieses harte Leben gewöhnt hat.

Die Landstreicher müssen auf dem Stahlboden liegen, während Verbrecher zwischen Decke und Matratze schlafen. Morgens um 5 Uhr werden die Waschschüsseln, Zeitungen als Ersatz für Handtücher und billige Seife gebracht. Der wässerige Frühstücksbrei wird in ungespülten Näpfen gereicht; dazu gibt es wieder schlechtes Brot. Von Schutzleuten begleitet, marschieren die Strolche zum Bahnhof und besteigen den Güterzug, zur nächsten Stadt zu fahren; und hier sind sie ebenso unwillkommen.

Aber auch die Verpflegung in den Missionsanstalten läßt viel zu wünschen übrig. Gulasch aus Kutteln und Knochen, weiße Bohnen und altbackene Berliner Pfannkuchen werden immer wieder serviert. In mancher Anstalt ist Fleisch „ein Gericht, das es gestern gab, oder morgen oder nächsten Sonntag gibt, nur heute nicht".

Und wie sieht es in den Speiseanstalten aus?

„Die Portionen sind klein. Ein gesunder Junge könnte daheim drei oder vier davon essen. In vielen Anstalten reicht das Essen nie aus. Eine solche Anstalt wird eine „Hungerstation" genannt. Wer zuerst kommt, erhält die größte Portion, wer zuletzt erscheint, geht leer aus, und diejenigen, die sich in der Zwischenzeit melden, kriegen mit Wasser verdünnte Suppe, mit Wasser verdünnten Gulasch, Kartoffeln und etwas, das man Kaffee nennt.

Als ich eines Nachmittags in der Küche einer Hungerstation arbeitete, trat der Aufseher des Eßzimmers ein. „Aufgepaßt heute abend", warnte er. „Die Polizei schickt uns mehr als 100 neue Leute aus dem Strolchlager drüben über dem Bach. Einige sind schon da, und wir müssen eine größere Anzahl als sonst füttern."

Gleichgültig prüfte der dickwanstige Koch seine Vorräte. Er fügte einen Haufen Kartoffelbrei und 4 oder 5 Gallonen Wasser den dicken Bohnen und dem Gulasch bei, verdünnte den schwachen Kaffee mit mehr Wasser und rief mir zu: „He, Kleiner, schneid alle Brot- und Maiskuchen in zwei Stücke. Schneid sie genau in der Mitte durch." Er ging zur Bürotür des Aufsehers. „Geht in Ordnung, Herr; wir werden sie schon versorgen." Das taten wir denn auch . .

Das Werk Minehans ist ein sehr ernstes Buch, obwohl es von den unglaublichsten Abenteuern handelt. Das Schicksal der ungefähr 250 000 Heimatflüchtigen ist meist tragischer Natur, entbehrt aber nicht einer Note des Philosophischen, Humoristischen oder Fatalistisch-Leichtsinnigen. Die unnatürliche Lebensweise wird zur Gewohnheit, und die Gewohnheit führt zur Abstumpfung. In eine normalbürgerliche Welt läßt sich diese Jugend nicht mehr eingliedern. Wieviel gutes Menschenmaterial mag dabei verlorengehen! Es ist ein Jammer, daß Energie und Lebensfreude in diesen jungen Leuten fast erstickt werden; es ist ein Jammer, daß eine große Nation, wie die amerikanische, ihre jungen Kräfte so wenig zu verwerten weiß . .

Dora Pfisterer

Die Götter schweigen

In diesem Roman Erwin Heß' „Die Götterschweigen" lebt der Kampf der amerikanischen Siedler gegen die alten Indianerstämme auf. Man weiß, wie der Kampf ausläuft: die Indianer werden ausgerottet; was der Mord nicht schafft, schafft der Alkohol. Naturhafte Unschuld und die Einfalt eines großen Volkes wird von der List und Grausamkeit des Eindringlings geschlagen. Die Zeit erfüllt sich — und die Götter schweigen. Die neuen Leute, die am Lande der Indianer reich werden, die als Jäger, Fallensteller und Branntweinverkäufer anfangen und deren Enkel und Urenkel die Generaldirektoren großer Trusts werden, personifizieren sich in der Familie Morrison, deren erster Vorfahr, Peter Eyck, eines Verbrechens wegen aus Europa flüchten mußte. Aber auch diese neuen Leute sind Vollmenschen in ihrer Art: sachliche Überlegenheit des Europäers mischt sich mit selbstbewußter Willkür, Mut mit Unbekümmertheit. Sie leben, lieben und sterben, wie es ihr Schicksal ihnen bestimmt: groß und voll und jäh. Wie sie sich einmal die Naturmenschen unterwarfen, so unterwerfen sie sich jetzt die Natur selbst. Gigantisch wächst der Kampf mit Fels und Wasser, unzählige Opfer werden dafür in den Tod getrieben, aber sie sind nur Stufen auf der Leiter der Erfolge: mit zäher Verbissenheit arbeitet der Mensch sich ins Gestein, dämmt die Übermacht der Wasser ab, sprengt, vernichtet, formt um, und wo einmal die Indianer vor der schäumenden Gewalt der Wasser zu ihren Göttern beteten, treiben die Turbinen die versklavten Wasser in den Dienst des Menschen. Das Abenteuer ist kein Abenteuer mehr im urtümlichen Sinne, aber Abenteuerliches schwingt immer noch im Herzschlag der Maschinen, der die Götter schweigen machte. Der Gott des Fortschritts triumphiert. Er ist groß und wunderbar, er frißt die Opfer ebenso, wie die alten Götter sie sich forderten; er beschützt die Menschenmacht und verlacht sie (Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien, 261 S., RM 5.20).

Käthe Lambert

Unter dem Sonnenzelt

Als Schlußband der deutschen Gesamtausgabe von Jack Londons Schriften liegt eine Sammlung unterschiedlicher Erzählungen vor, die den Titel „Unter dem Sonnenzelt" führt (Universitas, Berlin; 237 S.; RM 3,80). Die Titelgeschichte zeigt, wie eine junge Amerikanerin sich die Berechtigung erwirbt, schlicht und unumwunden eine „Bestie" zu heißen. Gleichfalls mit der für Jack London bezeichnenden Lebhaftigkeit der Charakteristik vermittelt eine andere Geschichte ein groteskkomisches Abbild unwissender Mädchenhaftigkeit. Unter den Goldgräbererzählungen des Bandes steht eine, die von der ungewöhnlichen Sühne eines Doppelmords berichtet und in ihrer psychologischen Folgerichtigkeit erschüttert. Weitere Stücke der Sammlung versetzen uns im Geiste noch einmal nach Hawai hinüber. „Alte Knochen" heißt eine Geschichte, die den Fetischismus der Südsee beleuchtet und eine der letzten Arbeiten Jack Londons darstellt. Den Gesamteindruck von Londons durch seine Tatsachenfülle und Charakterporträts fesselndem Werk vermag dieser Schlußband, der leider keine Seegeschichte mehr enthält, nicht wesentlich zu bereichern. Jedoch bezeugt er, welche erquickende Frische und Spannung immer wieder von Jack Londons unverfrorenem Erzählertum ausstrahlt. Hansgeorg Maier

Das tapfere Herz

Edgar, der achtzehnjährige Sohn des englischen Oberstleutnants W. F. Christian, wird im Jahre 1926 von John Hornby auf eine Entdeckungsfahrt ins nördliche Kanada mitgenommen (Edgar Christian: „Das tapfere Herz", Tagebuch eines verlorenen Kampfes. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart 1938. 135 Seiten. Preis RM 3.80). John Hornby ist ein Vetter von Edgars Mutter, er ist unter dem Ehrennamen „Hornby of Hudsonbay" in der ungeheuren nordkanadischen Tundra hochangesehen und gilt als einer ihrer besten Kenner. Seine Absicht ist, vom Großen Sklavensee einen neuen Weg zur Chesterfield-Einfahrt der Hudsonbai zu erkunden, mit Überwinterung und Pelztierfang am Thelon-Fluß. Harold Adlard, ein jüngerer Bekannter Hornbys, schließt sich ihnen an. Edgar sieht mit jugendlicher Begeisterung an seinem Onkel hinauf, der auf der Reise von Edmonton ins Thelongebiet von den wetterharten Nordmannen Kanadas freudig als alter Freund begrüßt wird. Ihr Beförderungsmittel ist das Kanu, Edgar wird ein ausdauernder Paddler und lebt sich gut in das entbehrungsreiche Trapperdasein ein. Nach langer Fahrt erreichen sie den Großen Sklavensee und endlich ein Hornby bekanntes Blockhaus am Thelon. Sie richten sich für den Winter ein; Hornby rechnet darauf, „vom Lande leben zu können", d. h. so viel Karibus (Renntiere) zu erlegen, daß er durch den langen Winter reicht. Hier beginnt Edgars Tagebuch im Oktober 1926. Wir sehen, daß Hornbys Rechnung fehlschlägt. Sie erbeuten nur wenige Karibus, und die Knochenfinger des Hungers klopfen bald an ihre Türe. Sie leben von den Abfällen, die sie zuerst weggeworfen haben, und sind bald zu krank und schwach, um den Rückweg zur Rettung wagen zu können. Hornby hält sich prachtvoll, und Edgar ist seines Vorbildes wert. Auch als Hornby im April stirbt und Adlard ihm Anfang Mai folgt, gibt dieses starke junge Herz die Hoffnung und den Kampf nicht auf. Mutterseelenallein in der unbarmherzigen Öde sieht er einen Monat lang dem Tode ins Auge und fürchtet ihn nicht. Am 1. Juni 1927 endigt sein heldenhaft durchgeführtes Tagebuch. Erst im August 1929 wurde es im Blockhaus von einer Streife der berühmten „Berittenen Polizei" gefunden, die ein genaues Protokoll aufnahm und die drei Leichen bestattete. Nun hat Edgars Vater dem wackeren Sohn in diesem Buch das verdiente Mal errichtet, ihm zur Ehre — anderen Söhnen zum Vorbild.

Hans Härlin

Glossen zur Zeit

Auf unsere Aufforderung »Um Widerspruch wird gebeten!« erhalten wir zu unserer Glosse »Krisis des Romans« im vorigen Heft einige Zuschriften, die wir mit Dank begrüßen. Wir werden sie aus Raumgründen im nächsten Heft veröffentlichen. Heute bringen wir an dieser Stelle einige zeitgemäße und zugleich überzeitliche Betrachtungen Richard Euringers.

Aphorismen
von Richard Euringer

1

Ein paar junge Dichter meinen, es genüge, grundsätzlich nur noch im Plural zu dichten, das Ich zu überwinden ins Wir.

Daher kamen die falschen „Chöre", die Sprechkollektive der glücklich Ent-„ich"ten.

Ein deutscher Flieger überm Ozean, einsam seine stumme Tat tuend, ist Volk vom Volke, dem er dient.

2

Führung und Gefolgschaft der Sprecher, das gibt Chöre: die Polyphonie.

Unisone Stimmenmassen gab es gymnastisch als Tillergirls schon.

3

Eine der seltsamsten Entdeckungen ist die, daß Vergangenes zwar vollendet, aber durchaus nicht dahin ist.

Ja, es bleibt die große Frage, ob, was wir als vollendet ansehen, nicht um so stärker weiterwirkt, je leidenschaftlicher wir darauf pochen, es abgetan und erledigt zu haben.

Selbst im Anblick unserer Städte läßt sich „die Vergangenheit" nicht austreiben aus der Gegenwart. Ja, sie läßt sich nicht einmal eindeutig unterscheiden vom Wirkenden einer Gegenwart; denn auch durch diese Gegenwart wirkt das Vergangene unzweideutig. Es mache die Kultur denn Sprünge. Was nur bewiese, daß nicht gewachsen ist. Die Natur macht keine Sprünge.

Aber selbst Sprengungen, gewaltsame geistige Ablösungen, schneiden das geistige Band nicht durch.

Geschichte bleibt so gegenwärtig wie unter neuen Ablagerungen das Geschichte im Gestein. Den einzig konsequenten Versuch, diesen geschichtlichen Unterbau — für einen „Neuaufbau" — zu zerstören, unternimmt der Bolschewismus. Er will das Chaos auch der Geschichte, um daraus nach eigener Willkür eine Zeit zu konstruieren. Daß die Vermessenheit dieser „Schöpfung" gottlos sein muß, dürfte klar sein.

4

Menschen, die wenig erfahren haben, neigen dazu, die Volksgeschichte mit ihrem Eintritt anzufangen. Wie werden sie staunen, finden sie, lernend, seit Jahrhunderten begründet, was sie glaubten erfunden zu haben!

5

Cherub Mensch, wenn du genesen
einst vom jüngsten deiner Tage,
wirst du der, der du gewesen
vor der frühsten Sage!

6

Genie ist der, der keine Wahl hat.

7

Weh der Natur, die sich so unselig verausgabt, daß sie nicht mehr ruhen kann! Dann flüchtet sie aus einer Erschöpfung in die andre, und hält ihre Unrast für Potenz.

8

Ihr haltet es für eine Leistung, pflegte unser Vater zu sagen, durchs Fenster in ein Haus zu klettern, das eine gute Türe hat.

9

Etwas wächst, auch wo nicht gesäet wird.

10

Im Positiven trennt uns nichts. Sobald wir negieren, trennt uns alles.

11

Man kann glühend in Bewegung und doch recht gelassen sein. Wer glaubt es dieser „trägen" Erde, daß sie um die Sonne kreist!

12

Väter, die ihre Söhne hingegeben — sie sind heute sechzig Jahre — wissen auch etwas von Langemarck.

13

Was nicht mehr angezweifelt wird, steht nicht fest, nein, es ist zur Phrase geworden.

14

Eine klare Antipathie schafft auch Ordnung in der Welt.

15

Am Anfang steht der Cherub Mensch, nicht die Mikrobe. Wenigstens als Schöpfungssinnbild. Was nichts gegen ein Plankton besagt, gegen Schöpfungsahnenreihen einer späteren Entwicklung. Die Erinnerung an den Cherub ist der Leitstern des Geschlechts.

16

Wo vertuscht wird, wird getuschelt.

17

Alle Leistung wird erkauft durch Verzicht auf die in sich schon vollendete Vollkommenheit der erstrebten Vision.

18

Der Zwangsvorstellung der „Idee" entspricht als Tat die Zwangsvollstreckung. Sie macht gewalttätig — den Täter —, aber sie tut ihm auch Gewalt an. — Fanatismus ist ihr Name.

Leidenschaft ist immer noch frei. Fanatismus ist schon unfrei. Der Fanatiker handelt mechanisch.

19

Jeder Künstler schafft ein Werk. Alles andere ist Vorarbeit, Beiwerk, oder Nacharbeit. Oder Kampf um Mittel, Weg, und endlich Wirkung.

Unsere neue Buchbeilage

für die Leser der Theaterausgabe:

„Bengalische Zukunft"



Aufn. Berger

Komödie nach einer Idee Laubes von Michael Gsell und Ernst Martin, zeichnet sich vor allem durch ihren geistvollen Dialog, durch die planvolle Führung und die kunstvolle Verwicklung der Handlung aus. Sie spielt im England des Zeitalters von William Pitt und Lord Robert Clive, die beide unmittelbar am Entwicklungsgang des Stückes teilnehmen. Im Mittelpunkt des ganzen aber steht der geheimnisvolle Verfasser der berühmten „Juniusbriefe", die ganz England in Erregung versetzten und schließlich auch den Sturz einer unfähigen und korrupten Regierung herbeiführten. Ein paar feingezeichnete Frauengestalten geben diesem politischen Intrigenspiel besonderen Reiz. Unser Bild zeigt eine der Gesellschaftsszenen in der Darstellung des Dresdner Staatstheaters.

Zum Gedächtnis

Am 4. August ist Rudolf G. Binding kurz vor seinem 71. Geburtstag von uns gegangen. Der Persönlichkeit und dem Werke dieses Dichters haben die „Weltstimmen" stets ihre dankbare Verehrung bezeugt. Einen Überblick über sein Leben und Schaffen finden unsere Leser innerhalb der Reihe „Dichter unserer Zeit" auf S. 164 des vorigen Jahrgangs und eine ausführliche Betrachtung, die vor allem auch seiner schönen Autobiographie „Erlebtes Leben" gilt, im Jahrgang 1932, S. 393 ff. Dort haben wir ihn als Dichter wie als Weltmann gefeiert, als eine ritterliche Gestalt von innerem Adel, und wir dürfen heute die Worte wiederholen, die wir einst dem Lebenden gewidmet haben: „Es bleibt sein Werk, voll Kraft und Zartheit, voll Glanz und Klarheit, dem Leben nahe und gleichwohl dem Alltag entrückt, erfüllt von einer hohen Melodie und von der Gnade des Lichts, Wahrzeichen und Merkmal wahrhaft vornehmer Gesinnung und geistiger Kultur." Zu seinem Gedächtnis werden wir im nächsten Heft noch persönliche Erinnerungen eines Mitarbeiters aus unmittelbarer Berührung mit dem Dichter bringen.

Wir wollen heute noch eines andern Toten gedenken, dessen Lebenslauf sich vor 100 Jahren, am 21. August 1838, vollendete. Es ist Adelbert von Chamisso, der deutsche Dichter französischer Herkunft — auch er, wie Binding zugleich Dichter und Soldat und eine feine, ritterliche Natur. Aus dem seelischen Zwiespalt zwischen dem französischen Geburtsland und der geistigen Heimat erwuchs ihm das Märchen vom „Peter Schlemihl", dem Mann ohne Schatten, das neben seinen Liedern zu Ehren der deutschen Frau und den Balladen seinen Namen unsterblich gemacht hat. Die große Revolution hat ihn einst mit den Seinen aus dem väterlichen Schloß in der Champagne vertrieben; schweren Herzens, aber in getreuer Pflichterfüllung ist er als preußischer Offizier im Unglücksjahr 1806 gegen die Truppen Napoleons ins Feld gezogen; in alle Weite der Welt trieb ihn sein forschender Geist; aber mit seinem Werke hat er sich auch das bleibende Heimatrecht in dem Lande erworben, dem er nach der Rückkehr von seiner Weltreise die herrlichen Worte gewidmet hat:

Heimgekehrt fernher aus den fremden Landen
In seiner Seele tief bewegt der Wandrer;
Er legt von sich den Stab und kniest nieder
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Tränen,
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge . . .

Der Genius Preußens

Von Spielleiter Heinz Haufe

Die Inkarnation von Preußens Genius ist für uns Friedrich der Große. Im letzten seiner Preußendramen „Der Siebenjährige Krieg" zeigt Hans Rehberg die dichterische Kraft und Fülle, die nötig ist, um das Genie Friedrich in Größe, Leid, Einsamkeit und schließlicher Vereisung dramatisch sichtbar zu machen. Das Werk ist die Krönung des Zyklus, in dem zwischen den Charakterdramen „Der große Kurfürst", „Friedrich Wilhelm I." und „Der Siebenjährige Krieg" die Zwischenspiele „Friedrich I." und „Kaiser und König" stehen. Dieser Zyklus ist das Bedeutendste und Umfassendste der gesamten jungen Dramatik in Deutschland. Nicht allein die Planung ist bedeutender als alle Versuche ähnlicher Art, der dichterische Gehalt und die künstlerische Wirkung jedes einzelnen Werkes und des Zyklus in seiner Gesamtheit überstrahlt in seiner Wucht, seiner Präzision, seinem spielerischen Glanz bei äußerster, „preußischer" Kargheit im Ausdruck das junge dramatische Schaffen und sichert Rehberg den ersten Platz. Er hat ein großes Thema dichterisch ebenbürtig gesehen und behandelt. Seine preußischen Herrscher sind Menschen, keine Figuren aus dem Geschichtsbuch. Der Staat ist ihr Schicksal, sie sind sein Schicksal.

Im „Siebenjährigen Krieg" erreicht der Zyklus seinen dichterischen Höhepunkt. Rehberg stellt dem Werk einen Vorspruch über den Genius voran, der selbst Götter beim Schopf packt, emporreißt — und fallen läßt.

Doch selten nur
sehet, nur selten
kommt auch er selber
ungebrochen herab.

Das ist bei Rehberg das Thema: Das Genie, der große König, wird beim Adlerflug des Siebenjährigen Krieges von den Nächststehenden nicht begriffen, von den Feinden mit unmenschlichem Haß selbst in die persönlichsten Bezirke verfolgt (um nicht nur den Feldherrn, sondern den großen Menschen zu treffen), daß er gebrochen herabgekommen wäre, „wenn nicht das Schicksal meiner Seele eherne Pforten rechtzeitig zugeworfen hätte". Jedoch am Ende des Adlerfluges, der Überwindung unbeschreiblicher Leiden, des Kampfes gegen Frankreich, Schweden, Österreich und die Reichsarmee — „nicht nannte ich Rußland, denn Rußland unter der Zarin Elisabeth, Generals, ist der Alp, der Tod, wenn sie nicht bald verreckt. Die anderen sind nur Feinde — sie ist Schicksal. Wenn ich des Himmels aufgetürmte Wolken seh', dann denke ich an Rußland —" nach der Beendigung nie geahnten Grauens, das sieben Jahre Krieg in sich tragen, ist aber auch Friedrichs Herz nicht mehr bereit, dem Glück in seiner Größe zu begegnen — „vielleicht kommt noch die Zeit, wo wieder Hütten in ihm stehen, um Gäste zu empfangen. Jetzt treibt nur Eis in ihm — und auf dem Eis gedeiht nichts. Für Liebe oder Freude ist's zu kühl geworden. Die Flügel, die Flügel hat des Schicksals scharfe Schere abgeschnitten —" das ist das Thema! Der ewig-alte, ewig-gleiche, ewig grauenvoll-große Kampf des Genies gegen Haß, Verständnislosigkeit, Trägheit, Verzagtheit, Niedrigkeit und Dummheit, Mittelmaß und Kurzsichtigkeit, nach dem nur selten der Genius ungebrochen herabkommt.

Rehberg zeigt ihn uns nicht nach üblicher Art in Friedrichs Schlachtenführung, sondern in der Überwindung innerer Widerstände. Die Dämonie des Genius kommt am großartigsten in der zweiten Unterredung mit dem glühend widerstrebenden Bruder zum Ausdruck, nach dem Maskenfest im Breslauer Schloßsaal. Die Zarin Elisabeth hat den Fürsten Orlow mit der falschen Botschaft ihres Todes zu Friedrich geschickt, um ihn mit der entgegengesetzten Nachricht zu erschüttern. „So treffe ich, was keiner sonst auf Erden kann, sein Herz und Leben, Orlow." Friedrich wankt nur. Prinz Heinrich, dessen Haß und Verblendung so groß sind, daß sie ihn zu unfaßbaren Worten hinreißen „— wir hatten einen Vater, dessen Härte die Familienbande aufgelöst hat . . . Friedrich, die Hoffnung deines Vaterlandes war, daß sich der Himmel deiner Brust erschließt und seine gnadenvolle Luft dich bilden wird. Die Tage aber haben uns gezeigt, daß Kattes Tod die Saat

der Hölle in eines Bruders Herzen aufgehen ließ!" — Prinz Heinrich rät ihm, Schlesien zu lassen, nachdem auch noch England in der gleichen Stunde die Subsidien aufkündigt: die geldliche Unterstützung, die es Friedrich bis dahin gegeben hatte, um in Ruhe den Franzosen Kanada und Ostindien entreißen zu können. „— es hetzte neunzig Millionen Europäer auf fünf Millionen Preußen!" Nach Hieb und Schlag auf seine Brust, nach eben betrogener Hoffnung auf Beendigung des schon fünfjährigen Krieges, nach Abfall Englands, nach Beschimpfung und Beschwörung durch den Bruder, hat Friedrich die dämonische Kraft, denselben Bruder, der bittet, ihn ganz gehen zu lassen, nicht nur zu sich zurückzuzwingen, sondern die einen Augenblick erlahmten eigenen Schwingen wieder zum Flug nach dem letzten und unverrückbaren Punkt emporzuheben.

Friedrich: Es ist möglich, Sie dem Henker zu übergeben. — — Hoheit! Es ist unmöglich, Sie zu entlassen! Wenn Sie fliehen, werde ich Sie fangen. Wenn Sie sich umbringen, werden Sie nicht schlafen. (Friedrich nimmt eine Fahne von der Wand.) Schwören Sie. Fassen Sie die Fahne an! Schwören Sie: Ich diene —

Heinrich: Ich diene —

Friedrich: über den Tod hinaus — (Heinrich nickt) meinem Bruder, dem König von Preußen —

Heinrich: — Preußen —

Friedrich: weil er mich liebt (Schweigen. Heinrich nickt) über —

Heinrich: über —

Friedrich: mein Begreifen —

Heinrich: mein Begreifen. (Friedrich legt die Fahne hin.)

Friedrich: Die Erde wird uns gehören, wenn nicht uns, nach uns — uns. Die Offiziere! (Heinrich ab. Das Licht verlöscht.)

Rehbergs „Siebenjähriger Krieg" beginnt nach der Niederlage von Kunersdorf 1759 und schließt mit dem Sieg von Burkersdorf 1763.

Friedrich (zu seinem „größten Diener" Eichel): Eichel — der Friede —

Eichel: Er ist.

Friedrich: Die Klammer um mein Herz will sich nicht öffnen.

Eichel: Die Weisheit der Natur geht Schritt um Schritt.

Nach der verlorenen Schlacht aber bekommt Friedrich einen Brief seines Bruders, jenen berühmten Phaeton-Brief, den Heinrich an Amélie geschrieben hat und der in die Hände der Österreicher geraten ist. Maria Theresia schickt ihn an Friedrich, auf den Rat Laudons, des „rothaarigen, plattgesichtigen" Generals: „Furchtbar und groß ist der Mensch Friedrich. Den Stern muß ich treffen!" Der Hohn, das Unverständnis, die Bösartigkeit des nächsten Menschen, die in dem Brief zum Ausdruck kommt, erschüttern den König. Er hüllt sich tiefer in seine Decken. Es ist in diesem Augenblick der Niederlage wie ein letzter, tief schmerzender Stoß — „ich bebe, wenn ich einen Brief erbreche, wenn eine Tür sich öffnet, fällt es mich eisig an, und die Stimmen meiner Freunde sind entseelt."

Es gelingt dem Schicksal nicht, den Genius herunterzuzwingen. „Je eher Ew. Majestät die Münzen prägen lassen, um so schwerer wird ihr Gewicht in die Waage des Kriegsglücks fallen." Friedrich empfängt die Juden, die er mit der Ausprägung beauftragen will. Er sieht sie erstaunt und rundherum an. „— Der Solitär auf deinem Zeigefinger, Jude, der Dreck an meinen Stiefeln, die starke Kette auf dem Bauch, mein krummer Rücken, das Wohlsein deiner Wangen, meine Falten, der feurige Glanz eurer Augen, Juden, der abendliche Schein der meinen, eure gepflegten Bärte, eure seidenen Gewänder, die feinen Leder eurer Stiefel, mein Rock, das alles ist des Krieges Gleichnis, das ich mit solcher Heftigkeit noch nicht empfand."

Er empfängt seine Generäle und redet zu ihnen hinreißend um im Wissen um das Letzte, was dem Menschen möglich ist, wozu es den ganz der Aufgabe Hingegebenen bringt. „— wenn scheinbar, scheinbar seine Augen kalt nur Sterne zählen, die noch zu erreichen sind, wenn er, sein mütterliches Erbteil höhend, wünscht, daß Söhne anderer Mütter sterben, dann wird ein Mensch unsterblich. Dazu gehört die Einsamkeit. — Niederlagen, Siege, Verzweiflung meines Staates, Kleinmut anderer und das Triumphgeschrei der Feinde macht mich fragen: Brechen wir den Krieg mit Europa ab? (Schweigen.) Ich möchte eine eindeutige Antwort haben, Generals. Haben Sie die Kraft, Europa Schlesien abzuringen und damit meiner Väter wie der Ihren Hinterlassenschaft auf Wunsch und Sehnsucht zu erfüllen. Das wäre die Vollendung einer dritten Tat und die Unsterblichkeit."

Er überwindet den beinahe haßerfüllten Widerstand des Prinzen Heinrich nach der Auseinandersetzung über den Phaeton-Brief und den harten Brief Friedrichs an den anderen Bruder August Wilhelm: „— Sie werden stets nur ein erbärmlicher General sein. Kommandieren Sie einen Harem; wohlan!, aber solange ich lebe, werde ich Ihnen nicht das Kommando über zehn Mann anvertrauen." Es gelingt ihm, Heinrich dahin zu bringen, daß er die Generale ein Vivat auf den König von Preußen rufen läßt: „— meine Hoffnung, die Liebe meines Bruders Heinrich zu erringen, ist nicht abgestorben. Den Brief an August Wilhelm schrieb der König. Den Brief an Amélie schrieb ein entsetzter General. Beklagen wir die Menschen, die so schreiben. Verachten wir den König und den General noch nicht."

Am Abend dieses unerhörten Tages ist Eichel, der Getreue, im Quartier des Königs allein. Was Rehberg ihn sagen läßt, ist schon symbolisch überhöht: „— Ach, wenn dies Jahrhundert, Friedrich, dich verflucht und deine Würde nicht begreift, wenn dieses Jahrhundert deine wilden Taten nur durch das Glas des Leids betrachten kann, das du ihm auferlegtest, König, es werden Deutsche einmal deine Menschlichkeit verkünden, aller Welt!"

Die dämonische Gegenspielerin des großen Königs ist bei Rehberg nicht Maria Theresia, sondern die Zarin Elisabeth. Ihr Haß gipfelt in einer grandios-grausigen Szene im Kreml. Sie läßt ihr Ballett tanzen. Der Tanz wird immer wilder. Ruckartig brechen die Geigen ab. Der Hohenfriedberger Marsch klingt auf. Friedrichs Garde marschiert in den Saal. Der Solotänzer trägt die Maske und Uniform Friedrichs. Er läßt die Garde exerzieren. Die Musik geht in den russischen Nationaltanz über. Die Garde bewegt sich nicht. Die Musik wird immer wilder, bricht ab, dem Solotänzer wird ein Degen zugeworfen. Er zieht und wendet sich zum Thron, auf dem die Zarin düster, drohend, böse, eine Inkarnation der Feindschaft, sitzt. Sie steht jäh auf und flüstert einem Soldaten etwas zu, der neben ihr steht. Der zieht seine Pistole und erschießt den Tänzer leibhaftig. Sie rast herunter, reißt der Leiche die Maske ab und wendet sich zum Zarewitsch Peter, dem Freund Friedrichs des Großen: „— wenn das der Himmel nicht versteht, dann will ich schuldig sein, und er mag siegen. An des Satans üblen Pforten, König, erwart' ich dich und frage, ob ich eine Hure bin. — — Wahrlich, ich werde ihm ein Bett der Qual bereiten —."

Als sie fühlt, daß sie doch vor ihm sterben muß, kommt sie in der Nacht ihres Todes zu Katharina und zwingt ihr in teuflischem Haß Mordgedanken ins Hirn. Sie soll Peter, der Friedrich liebt, durch „ihren kühnen Orlow" beseitigen lassen und, allein auf dem Thron, gefürchtet, Elisabeths Haß verewigen, obwohl sie eine Prinzessin von Zerbst war, ehe sie nach Rußland kam, obwohl der König von Preußen ihr die Wangen gestreichelt hat, als sie ein junges Mädchen war. Sie hat den zarten Namen Sophia abgelegt. „— die Wolke, die über Rußland schneit, sah deine Heimat, das milde, kleine Zerbst. Der Schnee ist trotzdem kalt und hüllt die Fluren furchtlos ein. Und du? Wenn du ihn nicht ermorden wirst, dann geht er mit dem König, und ich will zwischen dir und Orlow liegen, ewig, niederträchtig kalt, wie Schnee, wenn du ihn nicht ermordest. In diesem Land wächst Eis um ein Gemüt, das sich nicht warm bekleidet. Du hast vergessen, daß mich der König eine Hure nannte — vergiß nicht, daß du eine bist!" Und Orlow ist Liebender und maßlos. „Zwei verkommene Seelen belasten nichts — denk russisch! Das Land ist unendlich, kleine Taube, und wartet auf den Kühnsten! Der Kühnste ist Alexei Orlow!"

Peter tritt überraschend in das Zimmer seiner Frau.

Peter: Du hast rote Wangen. — War jemand hier?
Katharina: Eine Frau.
Peter: Wer?
Katharina: Die Nacht.
Peter: Die Nacht geht laut.
Katharina: Wenn nicht, so wiche der Tag nicht vor der Nacht.
Peter: Du hast bleiche Wangen.
Katharina: Dann bohren meine Gedanken.
Peter: Was für?!
Katharina: Die Sorge über Rußland.

Sie beschimpft ihn. Er bedroht sie. Sie weicht bis zu dem Vorhang zurück, hinter dem Orlow steht. — Er wird müde. Er ist zu schwach für eine Tat. „— wenn sich die Vorhänge bewegen und die Dielen vom Schritt der Geister dieses Hauses tönen, wenn Weiber länger auf sind,

als der Natur entspricht, dann wächst wie ein Korallenstock in mir lautlos, doch hart, der Grundsatz, zu verachten, was ich einst beherrschen werde. Gute Nacht, Katharina." Damit gibt er sich selbst den entscheidenden Stoß. Elisabeth ist tot. Katharina zwingt den neuen Zaren Peter III., die Abdankungsurkunde zu unterschreiben, und läßt Orlow freie Hand („Du — tu, was du willst; das ist gut, was du willst"), obwohl sie weint, als Peter sie an ihre Liebe erinnert. („Waren die blauen Schwingen der Freundschaft in unseren Augen groß und weit für den Wind der Liebe geöffnet und trugen sie uns nicht empor?") Sie hat russisch denken gelernt. Sie droht, ihn auspeitschen zu lassen, als er ihr die Briefe Friedrichs nicht aushändigen will, und übergibt ihn schließlich dem Fürsten. „Orlow! — — — Der Herr ist ungehorsam und hat von Rußland nicht so viel begriffen, wie Schwarzes unter einem Nagel Raum hat. Er treibt mit einem fremden Fürsten Hochverrat. Belehren Sie ihn."

In einer Szene, die shakespearischen Charakter und shakespearisches Format hat, läßt Rehberg Peter von einem Leichenfledderer erwürgen, der in der ersten Szene des „Siebenjährigen Krieges" auf dem Schlachtfeld von Kunersdorf mit zwei anderen den General Laudon umbringen und ausrauben will, als er nach dem Sieg, gegen Morgen, allein über das Schlachtfeld irrt, unruhig, zerquält, gegen sich selbst wütend und mit seinem Glück hadernd, weil die Weigerung des Russen Saltikow, ihm fünftausend Mann zur Verfolgung zu geben, Friedrich vor dem Untergang bewahrte. Beide Szenen, Peters Ermordung und die Leichenfledderer auf dem Schlachtfeld, sind von gespenstischem Grauen und mit unerhörter Kunst in die knappste, schärfste und dabei irisierendste Form gebracht.

Die Fledderer schimpfen, daß durch den langen Krieg zwar die Zahl der Toten gestiegen, aber ihre Wohlhabenheit gesunken sei. „Am Anfang, Karl, war es ein Geschäft, das eine Familie von sechs Köpfen ohne viehische Anstrengung ernährte. Karl, heute, nach drei Jahren, setzt man zu." Der dritte fleddert nur Offiziere. Er ist der unheimlichste und gerissenste. Er hat eine Nase für die hohe Politik. Er riecht die Gelegenheiten seines entsetzlichen Gewerbes. Er treibt die anderen an. „Seht, der Mond wird das Gewölk bald durchbrechen, und wir haben noch tausend Fuß im Geviert vor uns. Hütet euch vor dem Rattenbiß!" Sie wollen aufbrechen. Laudon kommt über das Schlachtfeld. Sie werfen sich hin und stellen sich tot. Laudon klagt, jammert, flucht. Der dritte Fledderer erhebt sich, gespenstisch, sein Schatten wächst riesenhaft am Nachthimmel, die anderen machen sich fertig. Er spricht Laudon an.

Dritter: General! — — — Herr General Laudon, wir sind drei aufrichtige Bewunderer Ihrer Feldherrnkunst und benutzen die dunkle Gelegenheit, Ihnen unsere Verehrung zu Füßen zu legen.
Laudon: Wer seid ihr?
Dritter: Drei Männer, prächtig gewachsen, satt, gewandt, kühn und der Nacht verschwägert.
Laudon: Was wollt ihr?
Dritter: Sie haben doch dem König von Preußen, den Sie heute geschlagen haben, einmal Ihre unentbehrlichen Dienste angeboten. Wissen Sie, warum er Sie fortgeschickt hat?
Laudon: Nein.
Dritter: Was schenken Sie armen Bewunderern für eine diesbezügliche Auskunft?
Laudon: Seid ihr Soldaten?
Dritter: General, wer wie du allein zwischen der Feldernte seiner Befehle steht, fragt nicht so viel. Aber ich will dir die erste Auskunft umsonst geben, damit du siehst, daß hier drei Männer sind, die den Lauf der Welt von einer Warte betrachten, die hinter die Dinge zu sehen erlaubt. — Der König von Preußen schickte dich fort, weil du rote Haare hast und dein Gesicht platt wie ein Dukaten ist, den du mir schenken mußt.
Laudon: Ah!
Dritter: Seufze nicht, General, ein Dukaten ist für eine solche Auskunft nicht zuviel. Aber warum haben dir Fermor und Saltikow keine fünftausend Russen gegeben, als du den geschlagenen König von Preußen verfolgen wolltest?
Zweiter: Mach's kurz!
Dritter: Still! — diese Antwort ist den Rest deiner Börse wert. (Man sieht den Degen Laudons blitzen.)
Laudon: Nun?
Dritter: Die Generale Fermor und Saltikow werden sich hüten, den König von Preußen zu vernichten, denn der Thronfolger der Kaiserin Elisabeth, der Peter, ist — der Freund des Königs von Preußen. Merkst du etwas?
Laudon: Ja — ja.
Dritter: Dann bist du in meiner Schuld. General, du wirst auf deiner Brust einen goldenen Stern mit Diamanten tragen. Dieser Stern ist die Beantwortung des letzten Rätsels wert, das ich dir lösen will. Warum besiegst du nicht den König von Preußen?

Laudon: Nun?
Dritter: Weil er eine Seele hat.
Laudon: Und ich?
Dritter: Du hast nur einen Willen. Aber der Wille, General, der Wille ist kein Instrument, die Götter zu besiegen. — Nun gib uns.
Zweiter: Los! (Sie stürmen auf Laudon. Einer schreit. Laudon hat ihn erstochen.)
Dritter: Karl, er hat keinen Humor! Vorsicht! (Der zweite schreit auf.)
Laudon: Hyänen.
Dritter (aus der Ferne): Ernst Gideon Laudon! Zuerst Elisabeth! Und dann der rote Gideon! Der den Humor nicht hat, die Prophetie der Nachthyänen zu begleichen. Fluch über Gideon Laudon! Verrat an ihm! Fluch über Gideon Laudon! Hahahaha!
(Schweigen. Es wird Morgen. Eine Lerche jubiliert. Die Sonne rötet den Himmel.)

Orlow bringt diesen dritten Fledderer zu Peter:

Orlow: Er ist mein Sekretär. Dem übergib die Briefe.
(Peter weicht zurück und starrt den Fledderer an.)
Orlow: Er hat eine gute Handschrift.
(Fanfarenstoß.)
Orlow: Die Zarin!
(Orlow ab.)
Peter: Was willst du?
Fledderer: Nichts.
Peter: Wie heißt du?
Fledderer: Der Name meiner Familie ging im Sturm und Wechsel der Zeiten unter.
Peter: Wo?
Fledderer: Auf den Schlachtfeldern Europas.
Peter: Kennst du den König von Preußen?
Fledderer: In seinen Taten.
Peter: Ich bin sein Freund. — Wie kamst du nach Rußland?
Fledderer: Mein Stern hat mich hierher gebracht.
Peter: Sterne?
Fledderer: Herr, sind wir in einem Trauerspiel, wo den Hanswürsten der Logik und den Nichtskönnern der Grundsätze alles Wie und Was bewiesen werden soll?
Peter: Was brachte dich zu Orlow?
Fledderer: Die Sympathie.
Peter: Kannst du preußisch marschieren?
Fledderer: Ja.
(Peter nimmt die Geige, spielt einen Marsch, Fledderer marschiert.)
Peter: Schlecht. — — Gnade — Erbarmen — ach — Erbarmen —
(Peter fällt auf die Knie.)
Fledderer: Hast du Schnaps?
Peter: Flieh mit mir —
Fledderer: Hast du Torte?
Peter: Ja.
Fledderer: Bringe sie her. (Peter geht rückwärts. Holt Torte.) Vertrau mir doch. Hab doch Humor. Hast du Tabak?
Peter: Nein.
(Fledderer zieht eine Zigarette und zerbricht sie. Gibt Peter. Sie rauchen.)
Fledderer: Sehr gut. — — — Erste Sorte. Die Torte — Gott, ist das Torte? Iß doch. Hast du eine Philosophie?
Peter: Nein.
Fledderer: Aber Angst, was? (Peter nickt.) Haha. — Du, der König hätte keine Angst.
Peter: Doch.
Fledderer: Nein... Der König wäre mir längst an die Gurgel gefahren. (Peter tut es. Fledderer stößt ihn zurück.) Mann, bist du verrückt geworden! Du bist doch nicht der König. Der Orden gefällt mir. — — Du, das ist ein Rahmen! Götter! Welch ein Rahmen!
(Fledderer nimmt ein Bild des Königs in einem diamantbesetzten Rahmen, das auf einem Tisch steht. Peter schließt die Augen.)
Peter: Stell das Bild hin. (Fledderer tut es staunend.) Ich danke dir.
Fledderer: Es hat nichts zu sagen. Du scheinst doch eine Philosophie zu haben. Spiel eins.
Peter: Flieh mit mir!
Fledderer: Ich will erst tanzen.
Peter: Der König wird dich belohnen! Ich bitte dich. Ich bitte dich —
Fledderer: Nein, erst spielen.
Peter: Ach, die Zeit verrinnt. Wenn Orlow mit der Zarin wiederkommt, bin ich verloren. (Peter kniet.) Ich fleh' dich an, Gnade — ich —
(Der Fledderer stürzt auf ihn zu und erwürgt ihn. Er steht auf, betrachtet ihn.)
Fledderer: — — Nun glaubte ich, die Fledderei sei abgeschlossen, und hoffte, daß mir in Zukunft nur der Lebende Tribut zu zahlen hat. Ich dachte, der trübste Abschnitt meines Lebens sei beschlossen, und nun juckt mich bei der ersten Leiche die gemeine Versuchung. — — Ja — wir Menschen fallen immer wieder ins alte Loch zurück, als läge dort die Seligkeit begraben. Pfui — der Himmel mag's vergeben. (Sucht in den Taschen Peters.) Ach, lassen wir's — der Satz, um den ich mordete, war hoch genug, ein anderes Leben anzufangen. Warum noch nach der Sünde sündigen! (Geht zum Bild und steckt es ein. Löscht die Kerzen bis auf eine. Faßt in die Taschen Peters.) Verzeih mir Gott — es ist nicht anders. Es sitzt zu fest im Handgelenk. Du flackerst, alter Mond? Haha! (Die Kerze flackert. Ein Fenster wurde von draußen geöffnet. Orlow. Wind. Der Fledderer steht langsam auf. Sie sehen sich an.) Komm, Lieber, durch die Tür, der Wind verlöscht die Kerze. (Der Fledderer springt zu und bläst die Kerze aus. Orlow schießt. Ein Schrei. Schweigen. Orlow lacht. Schweigen. Orlow ab. Ein Schatten steigt durchs Fenster.) Nacht, wenn du nicht Nachtgeschöpfe schirmtest — — wo wäre dann Treue.
(Der Fledderer ab.)

Der Weg nach Atlantis

Zum Tode von Leo Frobenius

Von Karl Blanck


Aufn. Scherl

Entdecker einer ganzen unbekannten Welt — das war Leo Frobenius, dessen Tod wir jetzt betrauern müssen. Unter allen Erforschern ferner Erdteile, die um ihres Zieles willen Mühe und Entbehrungen auf sich genommen haben, wird künftig auch stets der Name dieses deutschen Gelehrten, Träumers und Tatmenschen genannt werden. Denn er hat nicht nur unbekannte Felsbilder, verlassene Tempelbauten und verschüttete Kunstdenkmäler entdeckt oder gedeutet und versunkene Kulturen neu ans Licht gehoben, an denen europäischer Hochmut bisher stolz und nichtsahnend vorübergegangen war — nein, er hat noch mehr getan als das alles. Trotz aller Behinderung der Kriegs- und Nachkriegszeit, die ihn mehr als ein Jahrzehnt lang vom Schauplatz seiner Forschungen entfernt hielt und trotz alles Spotts und aller Verachtung der Fachleute, die nichts wissen wollten von seinen oft allzu kühnen Kombinationen und weitausholenden Schlußfolgerungen, hat er für das weite, unbegrenzte und scheinbar kulturarme Afrika dasselbe getan, was die Brüder Grimm oder Arnim und Brentano und ihre Zeitgenossen aus der Romantik einst für Deutschland getan haben, als sie auf den Spuren der Vergangenheit dem Munde des Volkes lauschten, um kostbare Schätze der Vorzeit vor dem endgültigen Vergessen zu retten, uns mit Märchen und Volksliedern, mit Sagen und Schwänken zu bereichern, aus denen die tiefste Weisheit und die tiefsten Empfindungen, die ewigen Freuden und Leiden des Volkes und der Menschheit lebendig zu uns sprechen. Was jene für unseren Kulturbereich, was Herder und Goethe für verwandte Kulturen erstrebten, das hat dieser wahrhaft deutsche Forscher in seinem fast unübersehbaren Lebenswerk mit oft genialem Tiefblick für einen weit entlegenen und schwer zugänglichen Kulturkreis erreicht. Er war selbst ein Dichter, ein intuitiv begabter Phantasiemensch: das erklärt seine Erfolge und entschuldigt seine Irrtümer.

Sein Verdienst bleibt es, in jahrzehntelanger Arbeit der Menschheit eine neue Welt entdeckt zu haben: die Seele Afrikas. Von den Felszeichnungen der Sahara und den monumentalen Gräberpyramiden des Nigertals bis zu den Wohnstätten der Lebenden, ihren religiösen Festen, den Hochzeits- und Sterbebräuchen, ihren Schmuckstücken und Arbeitsgeräten hat er großartige Zusammenhänge aufgedeckt, das Dunkel versunkener Jahrtausende unermüdlich zu durchdringen versucht. Vor allem aber hat er auf das gelauscht, was ihm Sänger und Erzähler von Göttern und Helden der Vorzeit, von Wundertaten und Abenteuerfahrten, von verderblichen Dämonen und hilfreichen Mächten zu berichten wußten. Daraus ist die umfassende Sammlung afrikanischer Volksmärchen und Volksdichtungen „Atlantis" entstanden, deren Reichtum kaum auszuschöpfen ist.

Aus den tiefsinnigen Schöpfungsmythen der Kabylen, die sich als heiliges, ehrfurchtsvoll behütetes Geheimnis unter den Eingeweihten erhalten haben, spricht eine versunkene Religion zu uns, von der schon Diodor berichtet und deren stumme Zeugen jene Steinzeitbilder der Sahara sind, auf die Frobenius immer wieder zurückgreift, die Reste einer Blut- und Lichtmagie, der auch heute noch afrikanische Jägerstämme insgeheim anhängen. Aus den Tiefen der Erde sind die ersten Menschen emporgestiegen, sie blicken auf zu den Gestirnen und richten an sie die ewige Frage nach dem Schöpfer aller Dinge. „Aber der Mond und die Sterne waren so hoch; sie konnten nicht antworten." Sonst freilich spricht noch alles zu ihnen in diesen frühen Tagen: die Mutter Erde, der Fluß, die Bäume und Tiere. Wie die biblische Eva und die Pandora der Griechen ist auch die „erste Mutter der Welt" eine Unheilstifterin; durch ihre dämonische Bosheit zerstört sie die ursprüngliche Harmonie zwischen dem Menschen

und seiner Umwelt und unter den Menschen selbst. Auch weiterhin spielen die berechnende Klugheit, die Zügellosigkeit und verräterische Untreue des Weibes eine bedeutsame Rolle in der Dichtung dieses Männervolkes, bei dem die Frauen von Haus aus rechtlos und innerhalb der Sippe sogar Gemeingut sind. Durch die Falschheit der Frauen kommt der Mann erst zu der Einsicht, die fortan sein Handeln bestimmt: „Nicht der Ehrliche, sondern der Kluge ist Gottes Liebling." Ganz männlich ist auch die lapidare Satzbildung in der Ursprache dieser Erzählungen, die die Hauptworte mörtellos zu einfachen Gebilden schichtet.

In monumentaler Größe ragt dies urafrikanische Kulturgut über einem bunten Marktgewimmel von Märchengestalten auf, die die Kabylen und das übrige Nordafrika zum großen Teile mit Asien und Europa gemeinsam haben. Da begegnet uns in fremdartigem Aufputz manch vertrautes Gesicht: Münchhausen und Eulenspiegel oder auch Hans im Glück, der Däumling und das tapfere Schneiderlein, Gold- und Pechmarie, Aschenbrödel und die böse Stiefmama, Hexen und Menschenfresser und unüberwindliche Recken als Drachentöter und Befreier gefangener Prinzessinnen; Gerade und Krumme, Gerechte und Ungerechte, Kluge und Dumme ziehen aus auf die Jagd nach dem Glück. Herodots „Meisterdieb" erweist sich als äußerst wohlkonserviert; auf die Zusammenhänge einzelner Stoffe mit dem Mittelmeerkreis — Polyphem, Schwanenjungfrauen- und Amazonenmotiv — hat Frobenius schon in der Einführung hingewiesen. Erfüllt von allen Märchenschauern aber ist der nächste Band der Kabylenmärchen „Das Ungeheuerliche", worin die Welt der „Wiedergänger", der Riesen und Hexen, der Drachen und Ungeheuer sich mächtig ausbreitet. Der ganze Märchenapparat tritt in Aktion: Tarnkappen und Zauberringe, fliegende Teppiche, Knüppel aus dem Sack, windschnelle Pferde und Goldesel; unerfüllbare Aufgaben werden unter Mitwirkung dankbarer Tiere oder Geister gelöst, verbotene Türen zu Blaubartkammern gesprengt, verfolgende Hexen durch zauberhafte Hindernisse und Verwandlungen getäuscht und schließlich umgebracht, neidische Brüder und unredliche Nebenbuhler entlarvt, am Ende wird alles Ungemach durch getreuen Mut und beharrliche Liebe siegreich überwunden. Im Schlußband, „Das Fabelhafte", ist zunächst das Tiermärchen zu Hause: der Schakal als Reineke Voß, der Wettlauf der Tiere, und schließlich die jüngste, stark orientalisierende Gruppe, worin die ernste Kargheit der Kabylenwelt von der Üppigkeit asiatischer Phantastik überwuchert wird: Prinzessinnen im Turm und verwunschene Städte, Entführungen und Verzauberungen; ein Reich wartet auf seinen Eroberer. Verkleidete Frauen als fürstliche Richter. Der Vogel Greif breitet seine mächtigen Schwingen aus. Dazu ein Motiv, das uns in afrikanischer Dichtung immer wieder begegnet: der heimliche Held im Bettlerkleid, der sich freiwillig der Verachtung aussetzt, bis es ihm selbst oder dem Zufall gefällt, seinen Ruhm glanzvoll zu enthüllen und die feindlichen Spötter in ihrer feigen Erbärmlichkeit zu entlarven.

Noch weiter hinein in das verzauberte Labyrinth von „1001 Nacht" führen die „Märchen aus Kordofan" mit der prachtvollen Rahmenerzählung des Untergangs von Kasch, worin nach Frobenius' Ansicht bedeutsame geschichtliche Vorgänge nachklingen. Die Übereinstimmung in der Schilderung der Priesterherrschaft und des Königsmords mit der historischen Überlieferung durch Diodor gibt allerdings einen auffallend schlagkräftigen Beweis für die erhaltende Kraft mündlicher Überlieferung in Afrika über einen Zeitraum von Jahrtausenden hin. Höchst kunstreich erzählt ist die Hiobsgeschichte „Das verlorene Glück", schwer von Weisheit und in musikalischem Rhythmus gegliedert. Von befremdender Größe in der psychologischen Gestaltung ist die Geschichte von „Mussas Dankbarkeit", den das Gefühl der Verpflichtung zu tödlichem Haß gegen seinen Wohltäter aufstachelt. Unter der Fülle der eigentlichen Märchen kehrt vor allem die Geschichte von dem jüngsten Bruder, dem verachteten Sohn einer Nebenfrau, immer wieder, dem wahren Helden, der von den neidischen Brüdern trotz seiner Wohltaten verraten und geblendet wird, aber durch seine Kenntnis der Vogelsprache das Heilkraut findet und verkleidet zu Rache und Hochzeit zurückkehrt. Von spielerischer Anmut sind die Schwänke, wie die Geschichte von dem durch Prügel bekehrten Räuberhauptmann oder die drastische Rache des betrogenen Ehemanns: Afrikanischer Boccaccio.

Große kulturgeschichtliche Bedeutung kommt möglicherweise auch den „Spielmannsgeschichten der Sahel" zu, den Zeugen uralten Garamantenrittertums, die Frobenius den Sagas Altislands vergleich — ohne daß damit ihre eigenartige Schönheit und Größe erschöpfend gekennzeichnet wäre. In dem Eingangsstück des großen Heldenbuchs, der „Dausi", dem Gange von Gassires Laute, lebt danach noch die Erinnerung an den Garamantenzug von Fessan bis zum Nigerbogen mit dem immer wiederholten Aufbau und der erneuten Zerstörung der Stadtburg: „Viermal stand Wagadu im Tageslichte herrlich da" — bis es nur noch im Herzen der Männer und im Schoße der Frauen weiterlebt, als unvergängliches Gleichnis ewig wirkender Kräfte im Menschenleben, die die versunkene Größe der Vergangenheit als wunderbares Geheimnis bewahren und auf die Enkel weitervererben. Dies Keimstück des „Dausi", das Frobenius, weit von seinem Ursprung versprengt, in Togo aufgelesen hat, erschien ihm als der Schlüssel, der das Grab der Jahrtausende öffnet, die Art, die die Wurzeln lebendiger Gegenwart in fernster Vorzeit freilegt. Die Zurückführung von Gassires sagenhafter Wanderschaft auf einen unbekannten historischen Vorgang, die Ableitung des Ganarittertums von Herodots Garamanten, deren Kultur Vertholon auf phrygisch-thrakische Kolonien an den Syrten zurückgeführt hat, bleibt jedenfalls ein Meisterstück Frobenius'scher Kombinationskunst.

Der Geist dieses Heldenbuches ist ganz erfüllt von Ruhm und Ehre, von tragischem Opfer und heroischem Verzicht, von Konflikten zwischen Liebe und Stolz, der in großen Seelen herrscht, sie fürs Leben voneinander trennt und erst im Tode wieder vereinigt, wie in dem melancholischen Liede von Samba Gana, von Fahrten und Taten irrender Ritter, von Vasallentreue und Bruderkampf, Heiligkeit des Gastrechts auch unter Todfeinden. Maß und Zucht sind die obersten Gesetze dieser Reckenwelt, die mit der des europäischen Mittelalters nicht nur das Format und die ethischen Fundamente teilt, sondern auch psychologische Einzelheiten, wie die anfängliche Tumpheit und das „Verliegen" des Helden.

In dem sogenannten kleinen Heldenbuch, dem Pui, wieder dringen in die starre Größe dieser Heldenwelt viele graziös-parodistische und grotesk-realistische Züge ein, die die Steifheit und würdevolle Gemessenheit des ritterlichen Umgangs drollig persiflieren. Reizend ist z. B. der Wortstreit zwischen der zungenfertigen Frau Sirrani Korro Sambas mit den sechzig Helden, die sie überfallen wollen, oder der Zweikampf zwischen Samba Kullung und Gomble, bei dem die zuschauenden Verwandten von dem Unterliegenden nicht nur gebeten werden, sich jeder Einmischung zu enthalten, sondern sich durch sein Mißgeschick in ihrer täglichen Beschäftigung nicht weiter stören zu lassen. Das köstlichste Beispiel für diesen heroischen Gleichmut, für die äußerste Selbstbeherrschung auch in der kitzlichsten Lage ist der Held Goffi, der sich grundsätzlich immer erst auf den zweiten Anruf meldet, um nicht schreckhaft zu erscheinen — einerlei, ob er im dunklen Brunnenloch bei der Riesenschlange in gefährlichster Stellung eingeklemmt sitzt, ob er zum Tode verurteilt auf den Henker wartet oder ob eine Löwin ihn knurrend beschleicht. Die Erzählung von den drei Gelegenheiten, wo er wirklich erschrickt (zum Glück hat es außer ihm und Allah niemand gemerkt) ist außerordentlich kunstvoll aufgebaut und steigt über das Burleske in der Schilderung der Gewitternacht, in der die Löwin seinen Kettengenossen verzehrt, ins Schauerliche empor, um sich schließlich in der anmutigen Geschichte von seinem zärtlichen Beisammensein mit der Lieblingsfrau des Königs in Gegenwart der siebenhundert Wachen und des heiligen Stiers spielerisch aufzulösen.

In dem Heldenbuch der Fulbe, dem Baudi, herrschen die bekannten Märchenmotive vor: Goroba Dike, der Held im Bettlerkleid, Kombe Alhassu, ein echtes Wandermärchen mit Riesen und Menschenfressern. Motivisch bedeutungsvoll sind noch einige der abschließenden Togolegenden, wie die Geschichte der afrikanischen Judith im „Kriege zwischen Kani und Emme" oder der afrikanischen Helena im „Raub der Gindofrau", das Rattenfängermotiv in der Aramalegende vom Räuber Ari oder hübsche volksliedhafte Züge, wie die Liebesprobe in den „drei Freiern".

Eine dominierende Stellung nimmt das groteske Element bei dem patriarchalisch gesitteten, friedfertigen, heiteren und gastfreien Arbeitsvolk der Mande ein, das wir in den „Erzählungen aus dem Westsudan" neben dem

despotischen Unterdrückervolk der Mossi kennenlernen: komische Übertreibungen und phantastische Unmöglichkeiten, ein ausgelassener Sinn voll naiver Lebensfreude und breiter Behaglichkeit. Ein verschmitztes Grinsen breitet sich über all diese Tiergeschichten aus, in denen das schlaue Häslein alle großen Räuber in die Tasche steckt oder das kluge, kleine Chamäleon beim „Wettlauf der Tiere“ listig gewinnt. In den Schwänken vom verschleppten Leichnam, vom Meisterdieb und der Dirnenrache begegnen wir wieder alten Bekannten aus der Welt von 1001 Nacht wie aus dem Dekamerone. Viel moralisierende Lehrhaftigkeit mischt sich zwischen den bunten Zauberspuk. Dichterisch hervorragend ist die nachdenkliche Geschichte von Gurro Sanke, den der König nicht töten kann, weil er keine Feigheit, keine Lüge und keine Eiferſucht kennt, oder der „Erbschaftsrichter“, voll Weisheit und Frömmigkeit, mit den wundervollen Bildern von dem reichen Manne, der im Wasser zu verdursten fürchtet, und von Gott als dem Schnitter, der reife und unreife Ähren gleicherweise mäht. Unter den Erzählungen der Mossi tritt zunächst gleichfalls das Tiermärchen, meist mit dem schlauen Häslein als Helden hervor; ein Prachtstück ist der Zweikampf zwischen Hahn und Elefant mit dem Triumph der klugen Vögel über die plumpen Vierbeiner. Das eigentliche Märchen ist auch hier nach Frobenius' Feststellungen nur schwach vertreten. Der reine Märchengeist läßt sich eben mit dem Streben nach einer witzigen oder lehrhaften Pointe nur schwer vereinigen.

Während in der „Atlantis“ die verschiedenen Völkerindividuen trotz aller kulturellen Berührungen in ihrer scharf ausgeprägten Eigenart vor uns hintraten, schritt Frobenius in dem Monumentalwerk „Das unbekannte Afrika“ (C. H. Beck in München) „zur Aufhellung der Schicksale eines Erdteils“ in großen Zusammenfassungen nach drei ursprünglichen kulturellen Grundtypen vor, die sich letzten Endes auf die Verschiedenartigkeit der Umwelt und zumal der Bodenbeschaffenheit zurückführen lassen: Die steinerne Welt der Sahara mit dem Blutglauben und dem Sonnenkult, dessen Reste ihm in den Jagdsitten der Pygmäen begegneten; hier fand Frobenius in der beschwörenden Stellung der betenden Frau und dem symbolischen Abschuß des gezeichneten Tieres eine lebendige Parallele zum kabylischen Blutglauben und zugleich eine Deutung der analogen Darstellungen etwa auf den algerischen Felszeichnungen von Tiut und den Tierbildern auf den alteuropäischen Steinzeitbildern. Aus der priesterlichen Haltung der Frau schloß er ferner auf den matrimonialen Grundcharakter jener Kultur, wie er sich auch selbst in der streng patriarchalischen Sippschaftskultur der Kabylen im Mythos von der ersten Mutter der Welt noch erhalten hat.

Dem materialistischen Charakter der chthonischen Kultur, der heimatlosen Unrast der hamitischen Horde mit ihren Rudimenten matriarchalischer Bräuche (Gattenwahl durch die Frau, Hochschätzung der physischen Unberührtheit des jungen Weibes) setzte Frobenius die tellurische Kultur der Äthiopen mit ihrer pflanzenhaften Verwachsenheit in der heimischen Erde, inmitten der unendlichen Steppe, entgegen, in der nur die selbstgeschaffenen Grenzen des unmittelbaren Arbeitsbereiches gelten. Grenzenlos wie die heilige Erde ist auch das menschliche Leben, Tod und Geburt sind nur Stationen auf einer ewigen Wanderung der Seelen innerhalb der Sippe; Verehrung ziemt dem Wachstum der Pflanze wie dem Reifen der Jünglinge, und als mystisches Symbol der Fruchtbarkeit kehrt das Phallusmotiv auf den Altären der Tempel und selbst unterm Islam noch auf den Lehmkegeln der Moscheendächer wieder. Erst der unaufhaltsame Einfluß der europäischen Kulturwirtschaft beginnt diese bäuerliche Sippengemeinschaft aufzulösen und den Fortbestand ihrer sittlichen und religiösen Gebräuche zu bedrohen. So wird sie eines Tages versunken und versickert sein wie die syrtische Kultur der alten Garamanten, deren Heldenliedern Frobenius hier die gewaltigen Reste ihrer architektonischen Monumente zur Seite stellte, als erhabene Sinnbilder tellurischen Ewigkeits- und Weitengefühls.

Auch in der Hyläa, dem Urwald, der sich an die Zega, die Steppe, anschließt und von ihr in immerwährenden Kampf verdrängt wird, glaubte Frobenius unter den zerplitterten Resten anderer Völkerkulturen, die hier ein Asyl vor feindlicher Bedrohung gefunden haben, noch eine ganze geschlossene Kulturgruppe aus der Reihe der mächtigen Pendelschläge zu entdecken, die Afrika seit Urzeiten von Osten

und Westen her getroffen haben: die alt- und mittelerythräische Kultur, deren Hauptmerkmale die Beamtenhierarchie und der rituelle Königsmord der Kuschiten sind. Dieser Welle von Osten, die von Südarabien herübergreift und in dem feierlich gebundenen Stil der ägyptischen Kultur ihren Höhepunkt erreicht, tritt von Westen aus die atlantische Kultur entgegen, deren Zusammengehörigkeit mit der Kultur der tyrrhenisch-etruskischen Seefahrer Frobenius selbst als unzweifelhaft ansah. Den biblischen Berichten von der Goldküste Uphas stellte er die westafrikanischen Sagen von dem Goldlande Ufa an die Seite, dessen Namen er noch im heutigen Jorubaland in Ife wiederzufinden glaubte. Dazu kommt noch eine Menge religiöser und mythologischer, architektonischer und künstlerischer, sozialer und sprachlicher Übereinstimmungen mit der vorgriechischen Mittelmeerkultur; zumal aus der Plastik, aus dem Gesichtsschnitt, den Tätowierungen, der Haartracht der Köpfe auf den Terrakottenfunden im Jorubaland und auf den Beninbronzen, aus ihrer technischen und stilistischen Behandlungsweise schloß er auf die Existenz eines untergegangenen Herrenvolks, dessen Schöpfungen überhaupt nichts mit „primitiver Negerkunst" zu tun haben, aber den hohen Kulturen der vorgriechischen Antike, der syrischen und nordervthräischen unmittelbar nahestehen.

Hier also, im Nigerbogen, im Lande der Joruba, glaubte Frobenius noch heute die Spuren des alten Atlantis zu finden, jenes untergegangenen Erdteils, von dem die antiken Seefahrer zu berichten wissen und der die Phantasie der Nachwelt bis auf unsere Tage immer wieder mächtig beschäftigt hat. Den Beweis für seine Annahme sucht er vor allem im 10. Bande, dem Kernstück der ganzen „Atlantis"-Sammlung, „Die atlantische Götterlehre", zu führen. Auf alle Fälle sind hier im Jorubaland die Wahrzeichen einer versunkenen und von immer neuen Schichten überdeckten uralten Kultur besonders stark wahrzunehmen. Im übrigen ist es nicht immer leicht, den großartigen Schlußfolgerungen Frobenius' sich in allen Einzelheiten vorbehaltlos anzuschließen. Wohl erkennen wir auch hier wie in den übrigen Schlußbänden der Sammlung, den drei Bänden aus dem Sudan, vor allem in den „Dämonen des Sudan" und der „Dichtkunst der Kassaiden" über alle Gegensätzlichkeit der Grundanschauungen, der Volkssitten und örtlichen Bräuche hinweg die gleiche unendliche Fabulierlust, die seltsamen Wandlungen und Abwandlungen einheimischen und durch den Islam aus Arabien und Asien hereingetragenen Kulturguts in immer neuer Gestalt wieder; und wir ahnen auch hinter allen Zutaten und Beimischungen das schöpferische Walten und die beharrende Kraft ursprünglichen Denkens und primitiver Mythenbildung. Wir blicken zurück auf eine frühe Stufe der Menschheit, in der das Dämonische und das Groteske noch fast unumschränkt nebeneinander herrschen — in eine düstere und gespenstische Welt voll dumpfer Beängstigungen und magischer Vorstellungen, die etwas seltsam Abgründiges und Unerlöstes als seelischen Urgrund erkennen läßt. Hier herrscht noch das Chaos, und jeder Versuch, daraus eine höhere, kosmisch geordnete Welt zu erbauen, wird immer wieder zu neuen Fragen und zu neuen Widersprüchen hinführen. Aber auch das geistige Wagnis, in die rätselhafte Traumwelt der menschlichen Seele von jenen dunklen Urgründen bis in die seltsamsten Abzweigungen der Phantasie einzudringen, bleibt immer eine Tat; und alles, was hier von Frobenius und seinen Mitarbeitern mit liebevoller Gründlichkeit von überall her zusammengetragen ist, wird uns nicht mehr verloren bleiben.

In überwältigendem Reichtum entfaltet sich uns heute im Rückblick auf diese und andere Werke das Ergebnis eines arbeitsvollen Lebens. Und mag auch vieles noch irrig oder ungewiß bleiben, so haben wir doch alle Veranlassung, dem unermüdlichen Entdecker des „unbekannten Afrikas" dankbar für alles das zu sein, was er sein Leben lang geleistet hat, um unsere Kenntnis der menschlichen Seele und des versunkenen Erbguts ferner Jahrtausende um Schätze von höchstem Werte zu vermehren:

Das ist es! Hierin liegt für uns Sinn, Bedeutung dieser Dinge, es leben in diesem Erdteil Afrika heute noch die Kulturen, deren unverstandene Scherben wir bei uns mühsam aus dem Schutte ausgraben. Sie leben noch und sprechen; sie sprechen nicht nur mit dem Munde, sie sprechen mit der Seele, als lebendige Wesen, sprechen zu jedem, der eine Seele hat und nicht durch den Verstand und technische Verstandesarbeit verknöchert ist.

Glücklich unsere Zeit, die diese monumentale Erfahrung innerlich machen durfte.

Atlantis, altes Atlantis, ich grüße dich!

Kämpfer für das Reich

Mirko Jelusich / Der Ritter

Von Olaf Saile

Aus der Zeit der Reformation ragt neben wenigen anderen der Ritter Franz von Sickingen hervor, der gleich seinem Freunde Ulrich von Hutten die Stimme des Schicksals verstand, aber an seiner Aufgabe, „ein einig Zelt ob allem deutschem Land" aufzurichten, scheiterte und unter den Trümmern seiner Burg endete. Mirko Jelusich hat in seinem neuen Roman ein Bild des tapferen Mannes gezeichnet, der in dieser epischen Dichtung noch einmal als Kämpfer für das Reich und als Opfer der Fürsten lebendig wird.

Im Frühling 1519 führt ein deutscher Ritter aus wahrhaft ritterlicher Gesinnung eine Fehde gegen den Württemberger Herzog Ulrich, der um einer Frau willen Hans von Hutten, den Vetter des Dichters ermordete. Wie das rächende Gewissen der Nation kommt dieser Ritter über den herzoglichen Mörder. Es ist nicht leicht, ihn zum Feind zu haben, er ist in allerhand Fehden bewährt und gefürchtet; zweimal hatte ihn der Kaiser Maximilian in die Acht getan, ehe er diesen tapfersten und fähigsten Söldnerführer in seine Dienste nahm. Aber nun ist der Kaiser tot, die Wahl des neuen Herrschers steht bevor, und beide Parteien, die nach der Krone des Reiches die Hand ausstrecken, die habsburgische und die französische, suchen die Freundschaft des Ritters. Franz von Sickingen heißt er. Und was wird er tun?

In diesem schicksalhaften Zeitpunkt setzt Jelusichs Buch ein, und sofort wird die Haltung des Helden und der Zustand des Reiches erkenntlich: mißtrauisch sieht Sickingen der Wahl des Kaisers entgegen. Es ist keine Wahl durch das Volk, sondern durch die Fürsten. Für ihre Stimmen aber verlangen sie die Bestätigung ihrer alten und die Gewährung neuer Vorrechte, und mit jedem neuen Kaiser geht ein Stück vom Glanz und von der Macht der Kaiserkrone verloren. Der Ritter Franz von Sickingen träumt sich einen anderen Kaiser:

> Er müßte hintreten vor seine Fürsten und etwa sagen: „Ihr Herren, nun ist es vorbei mit eurer Eigensucht und Selbstherrlichkeit, nun geht es nicht mehr um Sachsen, Brandenburg, Böhmen und um die Pfalz, nicht mehr um Köln, Trier, Mainz, nun geht's ums Reich! Und darum soll erhöhet werden, wer dem Reiche, und erniedrigt, wer sich selber dient. Nicht Pacta und Privilegia gelten mehr, sondern Taten!

Ist der Jüngling Karl von Österreich, der Enkel Maximilians, dieser Kaiser? Das Herz des Ritters findet nicht die ersehnte Antwort, aber die nackte Vernunft zeigt ihm die Aufgabe: niemals darf der König von Frankreich die Krone des Reiches an sich reißen! Schnell entschlossen zaubert Sickingen zwei Heere wie aus dem Nichts hervor. Wenn die Kaiserkrone nicht mit der Wahl zu haben ist, dann will er sie mit dem Schwerte holen. Und unter dem Schutz der Armee des Ritters wird Karl V. Kaiser.

Voll Zukunft und Größe ist die Zeit: in Leipzig steht Luther seinem Widersacher Eck gegenüber, in Worms bekennt er sich zu seinem Werk, er vollendet die Trennung von der Kirche, indem er die Sendung des Papsttums und die Unfehlbarkeit der Konzile leugnet. Der Dichter Ulrich von Hutten fordert die deutsche Nation zum Abfall von Rom auf. Der junge Kaiser tritt die Herrschaft über das größte Reich der Erde an; im Herzen des Ritters aber wird die Sehnsucht nach der großen einigen Nation übermächtig. Schon scheint wie eine Fata Morgana die neue Zeit emporzusteigen; eine Einigung der Nation auch in den Dingen des Glaubens, die Reformation nicht als Spaltung, sondern als Reinigung des Glaubens innerhalb des Reiches. Aber es zeigt sich bald, daß das Ziel noch fern ist: der Papst spricht den Bann über Luther und Hutten aus, und es gibt fast nur noch einen Mann von Macht und Ansehen, der zu den Gebannten hält: Franz von Sickingen. Seine Burgen werden Zufluchtsstätten, „Herbergen der Gerechtigkeit", das Asyl für die Freiheit. Unter dem Schutz des mächtigen Reichsritters kann Ulrich von Hutten die Schlachten seiner Bücher schlagen und der junge

Kaiser mit den Heeren Sickingens den Widerstand gegen Frankreich wagen. Aber nicht einmal eine einheitliche Kriegsführung ist in dieser Zeit möglich, und Sickingen muß die Unfähigkeit des Grafen Nassau, dessen Strategie die Heere vor den französischen Festungen lahmlegt, mit einer Verminderung der kaiserlichen Gunst bezahlen. Das tragische Geschick, das über diesem tapferen Manne waltet, beginnt sich auszuwirken.

Es ist nur der Anfang. Der Zustand der Zeit läßt diesen unerschrockenen Kämpfer nicht müßig auf seinen Burgen sitzen. Die Unterdrückung der Bauern, die Uneinigkeit der Stände, die blutsaugerische Macht der Fürsten — das alles frißt diesem wahrhaft patriotischen Manne am Herzen. Nach Landau beruft er vor aller Welt die große Tagung der Ritterschaft und ruft ihr zu:

„Es ist unsere Pflicht, gegen das Reich aufzustehen und die Rettung zu versuchen, solange die Rettung noch möglich ist. Eine brüderliche Vereinigung der Ritterschaft soll es werden, aufgerichtet zur Mehrung gemeinen Nutzens und zur Förderung des Friedens und des Rechts. Darum muß der oberste Satz lauten: Weg mit allen Fehden untereinander, weg mit allem unfruchtbaren Streit! Wir können's uns nicht verstatten, uneins zu sein. Wir sind ein Schwert, bestimmt, zuzuschlagen, wo es das Übel trifft.

Doch zum Schwert will Sickingen auch die Macht der Idee, des neuen Geistes, der im Reich umgeht. Luther, auf der Wartburg geschützt, ist der Fackelträger. Und Sickingen, der die Ritterschaft zum einigen, unteilbaren Bunde aufruft, beschwört den einstigen Mönch, der die Flamme in die Herzen geworfen hatte:

„Wir wollen Adel, Städte und das Volk auf dem flachen Lande zu Einem binden — in eurem Namen. Dazu brauchen wir Euch, Doktor Martinus! Wenn Ihr Euch für uns erklärt, dann ist es nicht mehr die Sache Sickingens, um die es geht, nicht einmal die Sache nur des Adels, dann ist es die Sache des ganzen Volkes, und in allen Gauen und Ländern werden die Streiter aufstehen, um Lüge und Tyrannei niederzukämpfen und der Wahrheit und Freiheit den Weg zu bahnen. Tragen wir Euren Namen auf unseren Fahnen, so ist keiner, der uns widerstehen könnte, denn alles Volk wird sich zu uns bekennen. Ein rascher Entschluß, Doktor Martinus, ein kurzes Ja aus Eurem Munde, und wir einen Deutschland mit Eurem Segen und mit unseren Schwertern, daß nichts und niemand mehr es zerspalten und zerteilen soll. Ihr habt einen Sturm entfacht, wie noch keiner über deutsches Land dahingebraust ist — nun habt das Herz und entzieht Euch ihm nicht!"

Groß steht das Ziel vor den Augen des Ritters. Ganz nahe spürt er die Hand des Schicksals, das das große Geschenk deutscher Einheit bereithält. Aber Luther hebt abwehrend die Hand gegen das Ungetüm: „Ich werde mir mein reines Wort nicht durch eure Gewalttaten beflecken lassen."

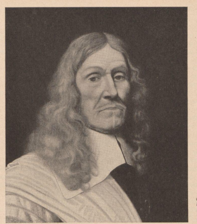
Wird der große Augenblick ungenützt vorübergehen? Findet die große Stunde nicht die geschichtliche Tat? Taucht der große Traum wieder unter? Bang steht der Ritter vor dem Reformator:

„So will ich Euch prophezeien, was mit Eurem reinen Wort geschehen wird. Etliche der Fürsten werden Euer Wort annehmen, etliche werden es verwerfen — je nachdem es ihnen in den Kram paßt. Und zu den vielen kleinen Rissen, die durch das deutsche Land gehen, wird der große kommen durch das deutsche Volk, den Ihr gemacht habt."

Die große Stunde geht an Deutschland vorbei . . . Der Traum der Einheit ist für Jahrhunderte ausgeträumt. Aber noch nicht im Herzen des Ritters. Noch einmal führt er das Schwert. Sein letzter heroischer Kampf beginnt; denn es ist ein Kampf gegen eine Übermacht, gegen die Fürsten. Noch einmal trifft diesen lauteren Kämpfer die Acht des Reichsregiments, und die Fürsten von Trier, von Hessen und von der Pfalz jagen ihn wie ein Wild. Die Ritter, die zu Landau den heiligen Eid des Zusammenstehens geschworen hatten, lassen ihren Führer im Stich.

„Ich vermeinte, das ganze deutsche Land werde in einem Feuer aufflammen, wenn ich zum Schwerte griff; statt dessen hat, von euch und mir abgesehen, nicht einer den Fürsten die Freundschaft aufgekündigt, und nicht einer den Mut gehabt, zu sagen: Ich reit nicht um Fürstengunst wider den Sickingen und die deutsche Ritterschaft."

Allein steht Sickingen. Es ist ein guter Kampf, den er führt, und wenn er von einer seiner zerstörten Burgen auf die andere flieht und sich schließlich allein auf der letzten verschanzt und Widerstand leistet, bis die Mauern über dem tödlich Verwundeten zusammenstürzen, so ist es das Ende, das diesem Leben gemäß ist: dem Leben des letzten Ritters, der als tragischer Held endet und ein leuchtendes Beispiel für die Jahrhunderte wird.



Bildnis Turennes von Ph. de Champaigne (Ausschnitt)

Sämtliche Abbildungen aus Weygand, Turenne (G. D. Callwey, München)

Marschall von Frankreich

General Weygand / Turenne

Von Fritz Büchner

Der französische Marschall Turenne, der im 17. Jahrhundert auf fast allen europäischen Kriegsschauplätzen eine bedeutsame Rolle spielte, gehört zu den großen Soldaten, die, ohne eigentlich genial zu sein, durch Beharrlichkeit des Willens, durch Klarheit des Verstandes, durch persönliche Tapferkeit und menschliche Haltung im Gedächtnis der Nachwelt aufbewahrt wurden. General Weygand, der langjährige Generalstabschef der französischen Armee, hat sein Leben sorgfältig und mit großer Kunst beschrieben, eine Studie, die, ohne dadurch an fachmilitärischem Wert zu verlieren, die vielseitige Persönlichkeit Turennes durchaus in den Mittelpunkt stellt.

Der Vicomte von Turenne, dessen weltberühmtes Bildnis in der Münchner Pinakothek heute bekannter ist als sein Leben und Wirken, war ein Kind jener unruhigen Zeit, die Europa mit den Wirren des Dreißigjährigen Krieges erfüllte. Als zweiter Sohn des Herzogs von Bouillon, der durch Heirat „souveräner Fürst von Sedan und den zugehörigen Ländern" geworden war und dann in zweiter Ehe die nassauische Prinzessin Elisabeth, eine Tochter Wilhelms des Schweigsamen, des Befreiers der Niederlande, geheiratet hatte, fand Turenne sich bei dem frühen Tod des Vaters in einer zwiespältigen Lage. Sie hat weite Strecken seines Lebensweges überschattet. Er war Franzose, aber als Mitglied eines fürstlichen Hauses im Widerstreit zu den Ansprüchen der Krone Frankreichs, als überzeugter Kalvinist dem katholischen Hofe verdächtig. Die energische Mutter gab 1623 darum den 12jährigen Knaben mit seinem älteren Bruder zu seinem Oheim, dem Prinzen von Oranien. Dort, in den Niederlanden, erlernte Turenne nach der Sitte der Zeit das Kriegshandwerk auf eine gründliche

und gewissenhafte Art, die seine Lehrmeister rühmen, und die für ihn bezeichnend blieb. Im Gegensatz zu seinem Bruder, der mit glänzenden Gaben eine verführerische Leichtigkeit des Lebens verband, liebte er das einfache Dasein des Soldaten, ging mit nachhaltigem Ernst alle ihm gestellten Aufgaben an. Mit 19 Jahren bereits zeichnete er sich als Führer einer Kompanie nicht nur durch persönlichen Mut, sondern auch durch Umsicht und taktische Begabung aus. Dabei war er ein mäßiger Reiter, von mittelgroßer, gedrungener Gestalt, unfrei in seinen Bewegungen und auch später noch ohne gesellschaftliche Gewandtheit.

Die Entscheidung, die seine Zukunft bestimmte, ist ohne seinen Willen als eine hauspolitische Maßnahme der Bouillons 1629 getroffen worden. Er kam an den Hof Ludwigs XIII., um die drohende Besetzung Sedans durch eine französische Garnison zu vermeiden, als Unterpfand gleichsam der Treue seiner herzoglichen Familie. In dieser Eigenschaft wurde Turenne in Paris und insbesondere von Richelieu mit Auszeichnung empfangen. Er erhielt als nunmehr schon bewährter Offizier das Kommando eines Regiments, das er bereits ein Jahr später in Italien erfolgreich anführte. Dort auch brachte ihn das Schicksal mit Mazarin zusammen, mit dem Turenne später in enger Freundschaft verbunden blieb.

Die folgenden Jahre, die die Jahre des sich mehr und mehr zersplitternden Dreißigjährigen Krieges sind, finden Turenne in Holland, am Rhein, in Italien, im Elsaß, wo er 1638 unter Bernhard von Sachsen-Weimar die schwedische Taktik kennen und anwenden lernt. Seine Lehrjahre näherten sich dem Ende. Von dreißig Lebensjahren hatte er 1641 volle 10 Jahre im Felde verbracht.

Er hatte, sagt Napoleon I. zusammenfassend, unter vier Feldherren gedient: Dem Prinzen von Oranien, seinem Onkel, dem er nach seiner Aussage die Regeln verdankte, um ein Feldlager gut zu wählen und eine Festung richtig anzugreifen; dem Herzog von Weimar, von dem er sagte, er verstehe es, aus einem Nichts alles zu machen; dem Kardinal La Valette, der ihn lehrte, auf die falsche Empfindsamkeit und Tändelei des Hofes zu verzichten und sich dem rauhen Ton des Lagerlebens anzupassen; endlich dem Vicomte d'Harcourt, von dem er lernte, daß Tätigkeit und rasches Handeln im Kriegshandwerk die besten Mittel sind zum Gelingen.

So sehr war Turenne nun bereits als Soldat anerkannt, daß auch politische Wirrungen, die zur Verhaftung seines Bruders führten, daß auch der Tod seines mächtigen Gönners Richelieu 1642 und ein Jahr später der des Königs seine Stellung nicht mehr zu erschüttern vermochten. Mazarin, als erster Berater der Regentin — der spätere Ludwig XIV. war noch minderjährig — übergab Turenne 1843 das Kommando der in Deutschland fechtenden Armee, wo er, nun schon Marschall von Frankreich, mit wechselndem Glück einen jener merkwürdigen Feldzüge dieser Zeit führte, bei denen durch Marschieren über weite Räume hin, durch Bedrohung rückwärtiger Verbindungen, durch täuschende Manöver und rasche Überfälle halbe Entscheidungen herbeigeführt wurden.

Inzwischen hatten die innerfranzösischen Auseinandersetzungen zwischen der zentralen Königsmacht und den privilegierten Ständen immer bedrohlichere Formen angenommen. Das Pariser Parlament erklärte dem Hof förmlich den Krieg, der Adel, unter Führung des Prinzen Condé, versuchte ihn mit spanischer Hilfe durchzuführen. Turenne, zunächst schwankend und unentschlossen, stellte sich schließlich doch dem 1651 volljährig gewordenen König Ludwig XIV. zur Verfügung und verfocht seine Sache mit Geschick und Energie. Mit Hilfe der Engländer schlug er Condé, den einstigen Waffengefährten, und die Spanier 1657 bei Dünkirchen im entscheidenden Gang. Turenne wurde mit Ehren überhäuft, wurde zum General-Marschall ernannt, aber als 1660 Mazarin starb, erwies sich, daß seine militärische Autorität unbestritten war, daß aber sie formal zu bestätigen die höfischen Kreise abgeneigt waren.

Als Chef des Hauses Bouillon (nach dem Tode des Bruders) nahm Turenne ohnehin eine gesonderte Stellung am Hofe ein: er durfte sich eine Leibgarde halten, bei den Audienzen fremder Gesandten durfte er vor dem König den Hut aufbehalten. Seine Familie war mit fast allen europäischen Fürstenhäusern verwandt; er war schließlich als höchstgestellter Hugenott der moralische Führer der französischen Protestanten. Ähnlich wie später Prinz Eugen in Österreich kam Turenne aus diesen Verhältnissen heraus zu einer umfänglichen diplomatisch-politischen Tätigkeit.

überall hat er Freunde und Agenten. Er wechselt Briefe mit den hervorragendsten Persönlichkeiten Europas. Vor dem König vertritt er im Rat seine Meinung mündlich, dann aber auch schriftlich in Form von Rapporten, Memoranden und Berichten. Dem jungen, ungeduldig nach Triumphen trachtenden König steht er gegenüber als ein längst berühmter Kriegsheld, der dem Ruhme nicht mehr nachläuft.

Sein persönliches Leben — er ist seit 1651 mit Charlotte von Caumont verheiratet — ist bei aller zeitentsprechenden Großzügigkeit doch bescheiden und einfach. Er hat beträchtliche Einnahmen, aber er sorgt auch für viele, nicht zuletzt für seine Soldaten.

„Mir war es immer unverständlich", sagt er einmal, „daß man ein Vergnügen daran finden könne, Truhen voll von Gold und Silber zu haben. Wenn ich am Ende des Jahres beträchtliche Summen zurücklegen sollte, so wäre mir schlecht zumute, ungefähr so, wie wenn man mit dem Aufheben der Tafel nochmals eine große Mahlzeit servieren würde."

Bei aller Vielseitigkeit der Interessen und der Inanspruchnahme blieb die Armee im Mittelpunkt seiner Sorge und seiner Tätigkeit. Unter seinem maßgeblichen Einfluß vollzog sich ihre Reorganisation in den Friedensjahren nach jener Schlacht von Dünkirchen. Wenn auch der Übergang von den bisher üblichen Heeren kleiner Effektivstärke, in denen die Kavallerie vorherrschte, zu den Heeren mit großen Beständen und starker Infanterie mehr einer allgemeinen Zeitentwicklung entsprach, so war doch die Abhaltung feldmäßiger Übungen in größeren Verbänden eine Neuerung, die auf Turenne persönlich zurückging. Er verlangt, auch von den Offizieren, strengste Disziplin, eifrige Pflichterfüllung und weiß hart zu strafen, aber er ist auch bemüht, daß die Soldaten regelmäßig besoldet, gut verpflegt und menschenwürdig behandelt werden. Im Gegensatz zu manchen taktischen Lehren seiner Zeit vertritt er den Grundsatz: „Wenige Belagerungen und viele Schlachten" und hat der rasch eine Entscheidung suchenden, offensiven Kriegführung theoretisch auch da den Vorzug gegeben, wo die Verhältnisse ihn zwangen, darauf zu verzichten.

Am meisten umstritten in dem sonst so einfachen und klaren Bild seiner Persönlichkeit ist sein Übertritt zum Katholizismus im Jahre 1668, ein Jahr, nachdem er, zum erstenmal mit Ludwig XIV., den Feldzug gegen die spanischen Niederlande in kaum mehr als einem halben Jahr glücklich durchgeführt hatte. Schon von Jugend an wandte er den religiösen Fragen eifriges Interesse zu. Es war „sein großer Wunsch, nicht nur Anhänger der gleichen Religion, sondern auch Katholiken und Protestanten friedlich miteinander leben zu sehen". Die Vereinigung der beiden Kirchen ist im Grunde das Ideal, das ihm vorschwebt und das er auch in einer Denkschrift an den König begründet. Noch 1660 hatte er den Glaubenswechsel abgelehnt, als ihn der König wissen ließ, daß er, falls er katholisch werde, Konnetabel von Frankreich werden könne. Mit seiner Frau, die eine überzeugte und glaubenseifrige Protestantin war, hat er immer wieder freimütig und vertrauensvoll seine Zweifel besprochen. Als sie 1666 starb, zerriß wohl damit die starke gefühlsmäßige Bindung, die ihn an den Protestantismus fesselte, aber noch volle 2 Jahre bedachte er den ernsten und viel mißdeuteten Schritt. Irgendwelche Vorteil konnte er zu jener Zeit nicht mehr davon haben; seine Stellung war so und so unbestritten. Den Gedanken der Versöhnung der beiden christlichen Bekenntnisse gab er nicht auf. „Als Hugenott stellte er sich nicht gegen die Katholiken, als Konvertit eiferte er nicht gegen die Sicherheit der Protestanten."

Bald darauf, 1672, beginnt Ludwig XIV. mit einer für jene Zeit erstaunlichen Heeresmacht von 120 000 Mann den Krieg gegen Holland. Ganz Europa geriet über diese Eroberungsluft in Aufregung. Turenne operiert mit einer selbständigen Armee am Niederrhein, deckt die Flanke gegen das Deutsche Reich, stößt im Winter nach Westfalen vor, überschreitet die Weser und zwingt die kaiserliche Armee zum Rückzug nach Süden, an den Main, den Großen Kurfürsten zur Heimkehr nach Berlin. Doch der Feldzug schleppte sich hin, ein Streit zwischen Louvois, dem Kriegsminister, und Turenne, dem Armeeführer, kompliziert die Lage; die Eroberungen gehen wieder verloren.

Ein Fehler war es, wenn Ludwig XIV. und Louvois sich nicht an allgemeine Anweisungen hielten, und einem Heerführer, insbesondere einem Turenne, für die Operationen, die sich 200 Meilen von Versailles entfernt abspielten, im einzelnen Befehle erteilten. Der Regierung das Privileg, in großen Zügen das erwünschte Ziel festzulegen; dem militärischen Führer die Pflicht, sich nach diesen Zielen zu richten, die gefahrvolle Ehre, auf eigene Verantwortung zu handeln, wobei ihm völlige Freiheit zu überlassen ist, wie er die Truppen zum Siege führt.



Ludwig XIV. (nach dem Bildnis eines unbekannten Künstlers)

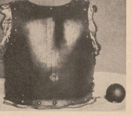
daß er in diesen Tagen des höchsten Ruhmes daran dachte, sich in ein Kloster zurückzuziehen, doch der König bestand darauf, daß er im Frühjahr den Befehl über seine Armee wieder übernahm.

Am 27. Juli 1675 steht diese Armee bei Sasbach im Elsaß zur Schlacht bereit. Ihr gegenüber die Kaiserlichen unter Montecuccoli. Turenne reitet zum rechten Flügel, um sich persönlich zu vergewissern, ob der ihm gemeldete Abmarsch des Gegners Tatsache ist. Da traf ihn die Kugel eines kleinen kaiserlichen Geschützes in die linke Seite. Er hielt sich noch etwa zwanzig Schritte auf dem Pferde, dann fiel er leblos aus dem Sattel. Er wurde nach Saint-Denis überführt und dort begraben. Ganz Frankreich trauerte um ihn, der König an der Spitze, der erklärte, daß er lieber zwei Schlachten oder auch zwanzigtausend Soldaten verloren hätte. Als erster Konsul ließ Napoleon Bonaparte am 22. September 1800 die Gebeine nach dem Invalidendom in Paris verbringen, wo sie noch heute ruhen.

Während die Hauptmasse des französischen Heeres 1674 gegen die Freigrafschaft Burgund unter persönlicher Führung des Königs zog und der inzwischen in den Königsdienst zurückgekehrte Condé im Norden gegen Holland stand, operierte Turenne am Oberrhein unter den schwierigsten Umständen. Seine zahlenmäßige Unterlegenheit wußte er durch Beweglichkeit und Kühnheit derart auszugleichen, daß zu Ende des Jahres das gesamte linke Rheinufer in seiner Hand war.

Er ist in der Ausführung unternehmender geworden, je besser er seine Kunst beherrscht. Je mehr er kann, um so mehr wagt er. Stets hat er gegen eine Übermacht zu kämpfen; dennoch besiegt er sie, indem er die Schwächen einer Koalition auszunützen versteht und beständig eine offensive Strategie anwendet.

Seine Rückkehr nach Paris im Winter wird zum Triumphzug. Der König umarmt ihn: „Sie haben eine der Lilien meiner Krone wieder aufgerichtet!" Es ist fast als sicher anzunehmen,



Der Küraß Turennes und die Kugel, die ihn tötete

Größe und Schicksal eines Mannes

Von Otto Doderer

Wenige unter uns werden mit dem Namen Burchard Christoph von Münnich eine Vorstellung verbinden, obwohl einmal ganz Europa von ihm widerhallte und eine Büste des Mannes, der ihn trug, in der Regensburger Walhalla aufgestellt ist. Münnich, der Sohn eines oldenburgischen Deichgrafen, lebte von 1683 bis 1767. Er schuf die Grundlagen des russischen Zarenreiches bei seinem Eintritt in den Kreis der europäischen Mächte vor zwei Jahrhunderten. Er war russischer Generalfeldmarschall und Ministerpräsident und wurde in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben; er formte in dem verwahrlosten Rußland ein für die damaligen Verhältnisse gewaltiges, schlagkräftiges Heer, befehligte es auf siegreichen Feldzügen, baute Kanäle und Festungen und war ein bewundernswert weitblickender Staatsmann, unermüdlich, eine gewaltige Arbeitskraft, ein genialer Geist, ein Besessener. Friedrich der Große warb um ihn; aber Münnich kam nicht mehr los von der Grenzenlosigkeit Rußlands, es war ihm zum zweiten Vaterland geworden in der Zeit der übelsten deutschen Kleinstaaterei, als es noch kein Vaterland gab, das Deutschland heißt. Von den vierundachtzig Jahren seines Lebens verbrachte er 46 Jahre in Rußland und von ihnen zwanzig Jahre in der sibirischen Verbannung. Dieser große Deutsche, der auf jedem seiner Gebiete als Feldherr, Ingenieur und Politiker in gleicher Weise hervorragend begabt war, verzehrte sich im Kampf gegen Unvernunft, Willkür, Korruption, Ränke und Verschwörungen, als Ausländer in einem fremden Land, ein Fels der Ordnung, der Zucht und der Pflicht im Chaos. Das Buch „Münnich — Feldherr, Ingenieur, Hochverräter“ von Melchior Vischer gibt von ihm einen hinreißenden, mit erregenden Geschehnissen angefüllten Lebensbericht. Es gehört zu jenen volkstümlich geformten Biographien, bei denen die wissenschaftliche Gründlichkeit in den Fluß einer erlebnishaft fesselnden Darstellung gezogen ist



Aus M. Vischer „Münnich“ (Societäts-Verl. Frankfurt a. M.)

und die Arbeit der Quellenforschung unaufdringlich am Rande bleibt. Wir legen es schließlich aus der Hand mit dem schmerzlichen Gefühl der Tragik Deutschlands, das solche Männer hervorbringt, aber sie jahrhundertelang an die Welt vergeudete, weil es ihnen keine Aufgaben zu stellen vermochte.

Siebzehn Jahre alt, wurde Münnich mit seinem älteren Bruder zu seiner weiteren Ausbildung vom Vater nach Paris geschickt. Dort fiel „der hochgewachsene, schlanke Oldenburger, in allen militärischen Fähigkeiten von seinem Vater bereits so gut vorgedrillt“, bald auf, „besonders durch seine mathematischen Kenntnisse und sein schier maßloses Talent zu allem Technischen“. Er nahm das Angebot einer Stelle als Ingenieuroffizier bei der Elsässischen Division an und reiste nach Straßburg, bekam aber dort, stets leicht aufbrausend, in einer Schenke Streit mit einem Franzosen, stach ihn nieder und mußte nach Deutschland zurückflüchten. Er trat als Hauptmann — neunzehnjährig — in hessendarmstädtische, drei Jahre später als Major in hessen-kasselsche Dienste und kämpfte den spanischen Erbfolgekrieg mit, nahm an der Belagerung von Landau teil, kam durch Italien, die Provence, Brabant, Nordfrankreich. Entsprechend den Sitten der Zeit folgten ihm Frau und Kind im Planwagen. Sein erstes Kind wurde ihm in Italien geboren; es starb nach vier Wochen, und er begrub es auf dem Schlachtfeld. Zwei Jahre vor Kriegsende kam er, bei Denain verwundet, nach Cambrai in französische Gefangenschaft. Er benutzte die unfreiwillige

Muße, sich in kriegswissenschaftliche und technische Werke zu vertiefen, sich in der höheren Mathematik, der Trigonometrie zu vervollständigen und beschäftigte sich auch mit der Baukunst. Als der Krieg zu Ende war, war er Oberst. Der Landgraf von Hessen gab ihm den Auftrag, einen Kanal zwischen Diemel und Fulda und einen Hafen in Sieburg, dem späteren Karlshafen, zu bauen. Infolge Geldknappheit mußten die Arbeiten abgebrochen werden, und es gab in Kassel keine Aufstiegsmöglichkeiten. „Das war zu wenig für einen Münnich, für seinen allezeit wachen und scharfen Geist, für seinen Willen, der den Widerstand ungewöhnlicher Arbeit brauchte, um täglich von neuem zu erstarken."

„Ein Gespräch fiel ihm ein, das er mit dem Sachsen August in einer Regennacht vor Lille geführt hatte. Damals war August, obwohl ihn zärtliche Frauen den Starken nannten, sehr schwach gewesen und daher als König von Polen vorübergehend abgesetzt. In jener Nacht hatte ihm der Fürst gesagt, wenn er wieder einmal polnischer König werden sollte, möge sich Münnich an ihn wenden." Er schrieb also nach Warschau, und August II. nahm ihn sofort in seine Dienste, ließ ihn seine Krongarde in Polen bilden und später, zum Generalmajor ernannt, die gesamten polnischen Truppen umgliedern und außerdem die Wasserbauten des Landes überwachen. Aber die Neider am Hofe verbitterten ihm das Leben, so wohlwollend August selbst sich auch ihm gegenüber verhielt.

Schon früher beschäftigten ihn gelegentlich Mitteilungen über den russischen Zaren Peter, „der damals Europa verwirrte, erschreckte und in Spannung hielt. Aus einem fernen, bisher fast unbekannt gewesenen Moskowien hatte er ein riesiges Reich Rußland gemacht, das mit einem Male mit zu Europa gehören wollte und plötzlich auch so beängstigend nahe lag. Dazu hörte man, daß er sein Gebiet dauernd zu erweitern suche, deshalb ein Kriegsschiff nach dem andern bauen lasse und unermüdlich seine Heere vergrößere. Allerorten sprach man über diesen Zaren wie über ein Ungeheuer". Nun ließ Peter durch Vermittlung seines Gesandten in Warschau Münnich nach Rußland einladen und sagte ihm das Patent eines Generalleutnants zu. Nach einer Reise im Schlitten, die zweiundzwanzig Tage dauerte und über Thorn, Königsberg, Memel, Riga und Narwa führte, kam der Achtunddreißigjährige in Petersburg an, womit sein russisches Schicksal begann.

In jener Zeit des Weltsoldatentums, als noch nirgends in der Welt ein Nationalbewußtsein klar ausgeprägt war, war ein deutscher Offizier, der im Ausland Dienste annahm, keine Seltenheit, und in Rußland fand er viele Landsleute. „Von der geschwätzigen Wirtin hatte er erfahren, daß in Petersburg und auch im alten Moskau ganze Stadtviertel deutsch waren und daß man in den hohen Ämtern überall Deutsche beschäftigte. So war der Feldzeugmeister Johann v. Günther, Sohn eines Meißner Artillerieoffiziers, aus Danzig; der mächtigste Mann im Außenministerium, Ostermann, stammte aus Westfalen, der Postdirektor Friedrich Asch war ein Schlesier, Generalmajor bei der Artillerie Schulz war von Braunschweig hierhergekommen, der Kavalleriegeneral Bauer — über dessen Tod der Zar noch heute untröstlich sein sollte — war ein Holsteiner aus Husum, der Leiter der Bergwerke, Johannes Schlatter, war zwar in Moskau geboren, aber von deutschen Eltern, genau so wie der vor kurzem verstorbene Generalleutnant Weide . . . Auch die meisten Handwerker, die Offiziere und Unteroffiziere waren deutsch. Menschikoffs Sekretär Heinrich Fick war ein Hamburger, die Hofapotheke gehörte einem Deutschen, ja, sogar der Leibkoch des Zaren war ein Deutscher."

Die erste Aufgabe, die Zar Peter I. seinem neuen Generalleutnant stellte, war der Bau des Ladoga-Kanals, der die Nahrungszufuhr der neugegründeten Hauptstadt Petersburg sichern und sie mit dem Kaspischen Meer verbinden sollte. In zwölf Jahren wurde das Werk vollendet, das als ein Wunderwerk gepriesen wurde — „der längste Schiffskanal seiner Zeit: 111 Kilometer lang, 25 Meter breit, 32 Schleusen und je eine große Schleuse am Beginn und Ende des Kanals. Was für eine gewaltige Leistung vollbrachte Münnich schon damals vor zweihundert Jahren! Man bedenke — er besaß keine Bagger, keine Krane, keine Feldbahnen, keine Dynamos. Mit kümmerlichen technischen Mitteln, dazu in einem fremden Land, immer unter widerspenstigen, oft sogar feindlichen Menschen, ohne richtige Mitarbeiter,

weil er seinen sogenannten Ingenieuroffizieren mitten im Werken oft erst Grundbegriffe beibringen mußte. Seine Tat war nicht nur für sein Jahrhundert einmalig, auch im Vergleich zum Heute, gerade an der Technik unserer Zeit gemessen, wächst sie schon fast ins Unwahrscheinliche".

Petersburg selbst, Peters Gründung, lag in einem ungesunden Sumpfgebiet. Hunderttausend Bauern und Sträflinge sollen bei seiner Errichtung teils an Erschöpfung, teils an Sumpffieber, teils an Knutenhieben gestorben sein. Münnich stach nun in den Morast „Entwässerungskanäle und Kanälchen, legte dadurch die ganze sumpfige Gegend trocken, ließ den Boden für neue Siedlungen ebnen, schlug in der Newastadt Brücken über die Moika und den Hauptfluß, schuf einen neuen Stadtplan, verschönerte und vergrößerte das Äußere durch große Parkanlagen, errichtete wohlfeile Steinbauten für die ärmeren Kreise; dazu brachte nun der Ladoga-Kanal täglich verbilligte Lebensmittel und sonstige früher seltene Waren heran: Münnich hatte aus Petersburg das ungesunde Klima verbannt, die Stadt wurde erst jetzt lebensfähig, bekam Zuzug von kleinen Leuten, die Einwohnerzahl wuchs, die einstige Stadt der Tränen war durch seine Tatkraft und Ausdauer tränenlos geworden."

1732 wurde Münnich Generalfeldmarschall. Von nun an warf er sich mehr und mehr auf die Heeresreform. Er organisierte die russische Armee von Grund auf nach einem genau durchdachten Plan, sorgte für pünktliche Auszahlung des Soldes, für gute Verpflegung und einwandfreie Bekleidung, sorgte für den Aufstieg der Tüchtigen und unterband die Protektionswirtschaft, gründete das adlige Kadettenkorps und die Schule für Ingenieuroffiziere. Gegen seinen Rat war Rußland nach dem Tode Augusts des Starken in Polen einmarschiert. Aber in soldatischem Gehorsam folgte er dem Befehl, und es gelang ihm auch, unter schwierigsten Umständen die Festung Danzig einzunehmen, die der Polenkönig Stanislaus Leszczynski als Zufluchtstätte aufgesucht hatte. Ebenfalls zu frühzeitig für seine Absichten wurde er dann genötigt, die Türken anzugreifen, und wurde dabei in gleichem Maße vom Erfolg begünstigt. Er drang in die Krim ein, trieb die Türken zurück, besetzte die Moldau, erweiterte das russische Gebiet zum erstenmal bis ans Schwarze Meer. „Der Feldmarschall schien für die Soldaten fast schon zu einem Halbgott geworden zu sein: wo er war, da war auch der Sieg. Sie, die Einfachen und Tapferen, meinten, im Auge, das kühn und blitzesschnell alles überblickte, läge seine seltsame Macht, deshalb riefen sie immer wieder: ‚Sokol, Sokol, Sokol!' So nannten sie ihn seit dem Vorjahre, weil er rasch sah und sich noch schneller entschied, wie der Raubvogel, mit dem sie ihn verglichen: der Falke."

Die ganze Christenheit sprach von ihm, dem Überwinder der Türken, des Weltfeindes, voll Ehrfurcht wie vorher von dem kürzlich verstorbenen Prinzen Eugen, dessen Waffenerbe der russische Feldmarschall angetreten habe, wie man sagte. Zuletzt war er der mächtigste Feldherr seiner Zeit mit der größten Armee der damaligen Welt. „Weil je ein russisches Korps unter Lascy und Keith noch immer am Rhein lagerte, auch in Polen ‚zur Beruhigung' des Landes noch russische Truppen standen, befehligte er also vom Rhein bis an Chinas Grenze."

Drei Zaren und drei Zarinnen hat Münnich gedient. „In diesen Jahren wurden die tönernen Füße des Kolosses Rußland mit Stein unterkeilt, so daß sie nicht mehr tönern, sondern wuchtig und grundfest wurden durch die klare und bewußte Schöpferkraft eines einzigen Menschen: durch Münnich." Inzwischen war die Herzoginwitwe von Kurland, Anna Iwanowna, auf den Zarenthron gekommen, und das Regiment führte ihr Liebhaber Ernst Biron, ein ehemaliger Stallbursche. Unter seiner selbstsüchtigen, brutalen Schreckensherrschaft wurden 11 000 Menschen hingerichtet, mehr als 20 000 seinetwegen nach Sibirien verbannt. Münnich griff durch einen Staatsstreich Ende 1740 ein, ließ Biron verhaften und die Mutter des minderjährigen Zaren Iwan VI., Anna Leopoldowna von Braunschweig, zur Regentin ausrufen. Er wurde Ministerpräsident, und nun lag auch die Außenpolitik in seinen Händen. Er wandte sich gegen den österreichischen Kurs am Hofe und unterzeichnete ein Verteidigungsbündnis mit Friedrich II. von Preußen. Wenn er am Ruder geblieben wäre, hätte es wohl nie einen Siebenjährigen Krieg gegeben, und „statt sich in den

Kämpfen wider Österreich zu erschöpfen, hätte sich Friedrich der Große schon viel eher nur der friedlichen Aufbauarbeit in seinem Staate widmen können." Aber er fand keine Unterstützung bei der Regentin und forderte seinen Abschied.

Der russische Staat verlor mit ihm seine stärkste Stütze. Elisabeth I., die Tochter Peters des Großen, von der es allerdings hieß, ihr Vater sei gar nicht Peter, sondern ein Koch gewesen, und die sich „in den Kasernen wie ein kleines Soldatendirnchen" umhergetrieben hatte, benutzte die führungslose Lage und bemächtigte sich mit Hilfe Frankreichs des Thrones. Anfangs Dezember 1741 ließ sie Münnich wegen Hochverrats verhaften und zum Tode verurteilen. Sie hat rund 80 000 unschuldige Menschen zu Justizopfern werden lassen.

In letzter Minute wurde er begnadigt; er wurde nach Sibirien geschickt. Seine Frau und ein befreundeter lutherischer Geistlicher begleiteten ihn freiwillig. Auch ins Elend ging er mit bewundernswerter Würde, wie ein Augenzeuge, der damalige Polizeidirektor von Petersburg, der als Major unter Münnich gedient hatte, berichtet: „In demselben Augenblick, als die Tür zu seinem Gefängnis vor mir geöffnet wurde, drehte sich drinnen jemand, der bisher mit dem Rücken zum Eingang gestanden hatte, jäh um. Es war Graf Münnich. Er sah mich kühn mit weitgeöffneten Augen an, mit einem Blick, den ich noch gut in Erinnerung hatte: in Augenblicken der Gefahr, vor einem Angriff, vom Feinde umzingelt, wenn sein Antlitz vom Pulverdampf geschwärzt war, da hatten seine Augen immer diesen Ausdruck gehabt! Er kam auf mich zu, sah mich furchtlos an und wartete. Die Haltung dieses Mannes, die man in Anbetracht seines Unglücks und dieser Stunde wahrhaft heldenhaft nennen mußte, erweckte in mir den Wunsch, ihm wie in früheren Zeiten meine Ehrerbietung zu zeigen."

Zwei Jahrzehnte verbrachte dieser rastlos tätige, mit kühnen Plänen erfüllte Mann in der Hölle der Untätigkeit des Gefängnisses in Pelim, dessen Hof er nicht verlassen durfte. „Der Hof hatte vier Türme an den Ecken, einen fünften über dem Eingangstor. Tagsüber war das Tor offen, die Pelimer konnten hereinkommen und Münnich sehen, wenn er an dem hohen, gezimmerten Holzzaun entlangging, dessen jede Seite ungefähr 65 Meter lang war. Hinter dem Tor hörte die Welt für ihn auf." Erschütternd ist die Leidenschaft dieses emsig schaffenden Hirns, das auch hier nicht aufhörte, Rußland nützen zu wollen. Er arbeitete Projekte aus, die er nach Petersburg weitergab, schrieb heimlich, nachdem ihm das Schreiben verboten war, auf geschmuggeltem und versteckten Papier militärwissenschaftliche Werke, — und dann zwang ihn eine drohende Durchsuchung, sie zu verbrennen. „Alles, Risse und Texte, suchte er her und — heizte damit den Ofen. Nur daß er sich immer wieder sagte, er bewahre damit seine Frau vor der Folter, nur das bewahrte ihn davor, den Verstand zu verlieren, als er hier die geistige Arbeit vieler Jahre, jedes Wort ermühte und erquält, verbrannte — fast fünfzehn Jahre waren es, daß er daran gearbeitet, in kaum einer Stunde war alles zu Asche geworden."

Am 22. Februar 1762 gab ihm der preußenfreundliche neue Kaiser Peter III. die Freiheit wieder. Im Triumphzug kehrte er nach Petersburg zurück; er war fast achtzig, seine Frau zweiundsiebzig Jahre alt, aber wunderbar ungebrochen. Er wurde wieder Generalfeldmarschall, und Katharina II., die dann nach dem Mord an Peter III. Zarin war, ernannte ihn zum Generaldirektor über sämtliche Häfen und Kanäle von Rußland. „Die neuen Aufträge gaben seinem Leben noch einmal jenen stürmischen Gewaltschritt, den er in früheren Tagen gehabt, durch fünf Jahre zeigte er noch eine Arbeitsbesessenheit, die seinen Mitmenschen kaum mehr natürlich deuchte." Am 27. Oktober 1767 starb er nach kurzer Krankheit. Friedrich der Große hat ihn den „Prinz Eugen der Russen" genannt und von ihm gesagt: „Er war der wahre Held des Russischen Reiches, der Bewahrer der staatlichen Macht." Katharina II. hat ihm bescheinigt: „Obgleich Münnich kein Sohn, so war er doch der Vater des Russischen Reiches!"

Das Buch Melchior Vischers hat nun diese kraftvolle Persönlichkeit in das Gedächtnis des deutschen Volkes zurückgerufen. Darüber hinaus gibt es aber einen umfassenden Ausschnitt der ganzen abendländischen Geschichte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit lebensvollen Einblicken in kulturgeschichtliche Einzelheiten und anschaulichen Charakterisierungen der führenden Männer.



Johann Friedrich Oberlin
Nach einer zeitgenössischen Steinzeichnung von Ch. A. Schuler (1803)
Sämtliche Abbildungen aus Scheuermann, »Ein Mann mit Gott« (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin)

Wilhelm Scheuermann
Ein Mann mit Gott

Von Reinhard Buchwald

Ein Mann mit Gott ist immer in der Majorität.
(Altenglisches Sprichwort)

Das Gesamtbild, das wir vom klassischen Zeitalter der deutschen Geistesgeschichte zu zeichnen gewohnt sind, wird fast ganz vom Weimar Goethes und Schillers beherrscht. Wir verkennen damit leicht die volle Bedeutung jener „deutschen Bewegung", wie man die Gesamtheit der kulturellen Ereignisse etwa zwischen 1750 und 1830 genannt hat. Diese Daten decken sich etwa mit den zeitlichen Grenzen von Goethes Leben; aber schon wenn man danach die Bezeichnung Goethezeit wählt, läßt man sich allzuleicht verführen, trotz Goethes Universalität den Gehalt jener großen Zeit zu verengen. Denn weit über Dichtung und Philosophie, die in Weimar und Jena vor allem beheimatet waren, auch über Musik und Kunst hinaus gingen die Interessen jener Generationen. Es ist zugleich das Zeitalter der großen politischen Umwälzungen und ebenso das der entscheidendsten Wandlungen in Naturwissenschaft und Technik. Und diese stehen in einer dauernden Wechselwirkung mit einem mächtigen sozialen Geschehen; und dieses wiederum wirkt nicht nur auf den Umbruch der Volksbildung, sondern ist auch aufs innigste verbunden mit den religiösen Bewegungen der Zeit. — Auf jedem dieser Gebiete begegnen wir einer Reihe großer Persönlichkeiten. Auch derjenige, der in der klassischen Zeit zu Hause zu sein glaubt, ertappt sich immer wieder darüber, daß er den einen oder den andern von diesen bedeutsamen Menschen übersehen oder vergessen hat, und ist dann jedesmal aufs neue überrascht und ergriffen, wenn ihn irgendein Anlaß zwingt, sich solche Charaktere und Lebensläufe zu vergegenwärtigen. Eine solche Entdeckung wird für viele Leser Johann Friedrich Oberlin sein. Freilich war er nicht stets ein Unbekannter. Zu seinen Lebzeiten war dieser Pfarrer aus dem Steintal geradezu eine europäische Berühmtheit, und ein Strom von Fremden aus aller Herren Ländern wallfahrtete zu ihm ins Elsaß, um die Methoden und die Auswirkung seiner einzigartigen Sozialreform zu studieren.



Oberlins Leben reicht von 1747 bis 1826, erfüllt also fast genau denselben Zeitraum wie das Goethes. Er war ein Straßburger Professorensohn, und eine Reihe von Genossen des Dichters aus seinem Straßburger Studienjahr 1770/71 sind auch Oberlins Freunde gewesen und seine Förderer geworden, vor allem der Waisenpfleger Salzmann und der fromme Arzt Jung-Stilling, während der arme Dichter Lenz nach seinem schweren geistigen Zusammenbruch in Oberlins weltabgeschiedenem Pfarrhaus eine Zuflucht, in dem Pfarrer einen Seelenarzt fand. Das ist die Episode, die Georg Büchner in seiner Lenz-Novelle dichterisch verarbeitet hat. Und Goethes Sesenheimer Geliebte Friederike Brion hat als altes Mädchen sich ihren Unterhalt verschafft, indem sie die Erzeugnisse der von Oberlin eingeführten Hausgewerbe aus dem Steintal vertrieb.

Genau so wie der Kreis junger Menschen, der sich im damaligen Zürich um den alten Bodmer scharte, darunter vor allem der junge Lavater und der junge Pestalozzi, war auch der junge Oberlin in der reichen und namentlich durch ihr Militär entsittlichten französischen Grenzstadt Straßburg durch den Gedanken gepackt: die sittliche Erneuerung der Zeit sei die Aufgabe der jungen Generation, und die Vorbereitung dazu müsse durch eine strenge spartanische Selbsterziehung geschehen. Zum gleichen Zweck hat Oberlin neben seinen theologischen Studien vor allem auch medizinische getrieben und sich überdies mancherlei handwerkliche Geschicklichkeiten erworben. Schon hatte er sich verpflichtet, in ein elsässisches Regiment als Feldprediger einzutreten, da erschien der Pfarrer aus dem Steintal in Straßburg, um einen Nachfolger für sich ausfindig zu machen, und als der einzige, der überhaupt für eine so schwierige Aufgabe in Betracht käme, wurde ihm der junge Kandidat genannt.

Durch sein rauhes Klima, durch immer wiederkehrende Kriegsschrecken und Verwüstungen, durch den Raubbau seiner Lehnsherren war das Steintal, oder, wie es offiziell hieß, der Ban de la Roche, nur eine knappe Tagreise von Straßburg entfernt, doch ein wahres Sibirien geworden. Die Bewohnerschaft, längst dezimiert, ja teilweise so gut wie ausgetilgt, führte ein halbwildes Leben in Höhlen und kläglichen Hütten, sah sich inmitten der unabsehbaren herrschaftlichen Wälder der Kälte langer Winter ausgeliefert, da jede eigenmächtige Versorgung mit Holz grausam geahndet wurde; ihre Nahrung bestand vielfach aus den Waldkräutern oder gar aus Gras, nachdem auch die Einführung der Kartoffel fast ganz gescheitert war. Keine fahrbare Straße führte in diese Gemeinden, und der Hausrat des jungen Pfarrers mußte durch freiwillige Träger hinaufbefördert werden.

Es wird das Lebenswerk Oberlins, daraus „ein Musterländchen der Bildung und des Wohlstandes" zu machen.

Er baut Schulen und Straßen, führt auf genossenschaftlichem Wege eine vollständige Entschuldung der sämtlichen Einwohner herbei, verwandelt nach und nach alle verfallenen Erdhütten in saubere Musterbauernhöfe, lehrt als genialer Pflanzenzüchter die Leute eine neue einträgliche Landwirtschaft, zieht lohnende Industrien in das Gebiet, weckt den Kunstsinn und die Freude am Kunstgewerbe, vor allem aber auch den Eifer für Leibesübungen, und hat bei alledem das große Ziel, seine Gemeindeangehörigen zu einer Volksgemeinschaft der Nächstenliebe und Arbeitsfreude zusammenzufassen. In sechzigjährigem, oft sehr schwerem Mühen bleibt er mit seinem Vorhaben auf der ganzen Linie Sieger.

Dieses soziale Wunder erleben wir in dem neuen Oberlinbuch Schritt für Schritt mit. Und was uns gleicherweise fesselt wie das Charakter- und Lebensbild des tapferen und zähen Mannes, ist der Geist und die Gesinnung, aus denen seine Tat erwachsen ist. Das Scheuermannsche Buch trägt den Nebentitel: „Ein Mann mit Gott"; aber das Kapitel, das die religiöse und theologische Haltung unseres Helden behandelt, ist mit gutem Recht mit dem Oberlin-Wort überschrieben: „Ich war nie ein Pfaff." Dieser Mann lebt ganz in und aus der Bibel und begründet aus ihr auch seine wirtschaftlichen Maßnahmen; und ganz wie Friedrich der Große es anordnete, so macht er seine Kanzel auch zur ökonomischen Lehrstätte — ja er sieht keine Entweihung darin, über die zweckmäßige Kompostbereitung zu predigen. Das pflegen wir geschichtlich als „Aufklärung" zu registrieren. Aber Oberlin ist alles andere als ein Nationalist im Geist seiner Zeit. Anderseits ist er auch wieder so fern von aller konfessionellen Enge, daß er mit den katholischen Nachbarn seiner protestantischen Enklave die beste Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft hält und auch kein Bedenken trägt, ein gutes Stück mit der Französischen Revolution zu gehen. Als dann die Greuel des Jakobinertums in Paris und Straßburg einsetzten, wandte er sich natürlich dagegen, betrachtete sie aber doch nur als die Entartung einer Bewegung, deren ursprüngliches Recht zu verstehen ihn seine Einblicke in die soziale Entrechtung des Volkes nur zu sehr gelehrt hatte. Infolge der Sabotage der katholischen Geistlichkeit, die der Straßburger Bischof — der als der Schuldige des Halsbandprozesses so schlimm bloßgestellte Prinz Rohan — aus seinem sicheren badischen Exil anordnete, wurden jedoch alle die Gegenbewegungen heraufbeschworen, die in den berüchtigten Vorgängen im Straßburger Münster und in seiner halben Zerstörung gipfelten. Damals wurde auch Oberlin seines Amtes enthoben, so daß er sein Leben als Kunsthandwerker erhalten mußte — ja, er wurde auch gefangengesetzt und entging dem Tode nur dadurch, daß mit Robespierres Sturz der ganze Jakobinerschrecken gerade zur rechten Zeit noch ein Ende nahm.

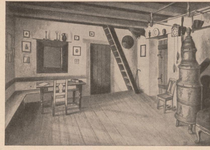
Eine letzte große Aufgabe wurde dem Alten noch gestellt, als 1817 das große Hungerjahr über ganz Europa und auch über das Elsaß kam. Damals „starb in den Dörfern des Kantons Aargau der dritte Teil der Bewohner, Bauernfrauen unten aus der reichen Illniederung zogen mit ihren Kindern bettelnd bis ins Badische und vor die Tore Basels, wo man doch ebensowenig Nahrung für die Menschen und Futter für das Vieh hatte wie im Elsaß". Durch dieses allgemeine Elend ist das Steintal aus eigener Kraft verhältnismäßig glimpflich hindurchgekommen, ja, es war bald möglich, auch anderwärts zu helfen: die Landschaft, die vor einigen Jahrzehnten noch ein ewiges Notstandsgebiet zu sein schien, bestand in der Stunde der allgemeinen Not aus eigener Kraft und wurde noch für andere eine Quelle der Rettung und des Segens.

Das waren wohl die schönsten Tage, die Oberlin erlebt hat, als er nun für seine bescheidenen Begriffe aus dem Vollen schöpfen konnte. Wie der Knecht Ruprecht der Sage wandelte er heimlich nachts durch sein Tal. Da war ein armer Familienvater, der davor stand, seine einzige Milchkuh verkaufen zu müssen. Der fand am Morgen, wo der Metzger kommen sollte, ein Lederbeutelchen mit dem



Der Pfarrer als Straßenbauer

abgezählten Kaufpreis auf seiner Türschwelle. Dort war die letzte Ziege verendet, und die Kinder mußten Wassersuppe löffeln, bis man es nachts im Stalle meckern hörte, als ob die betrauerte Liese zurückgekommen wäre. Niemand brauchte zu fragen, wie diese kleinen Wunder zustande gekommen waren. Denn längst nannte ihn nun das ganze Tal nur noch in einer Mischung von Verehrung und Zärtlichkeit „unsern Papa Oberlin".



Das Oberlinzimmer im Elsässischen Museum zu Straßburg

Wenn der Papa, nun ein silberhaariger Achtziger, durch seine Dörfer auf den ihm seit mehr als einem halben Jahrhundert vertrauten Wegen dahinschritt, immer noch straff und aufrecht, als ob er sich sein rotes Ordensband als Soldat auf dem Schlachtfeld erworben hätte, bekümmert nur durch sein schwach gewordenes Augenlicht, das ihn zuweilen hinderte, die Pfarrangehörigen zu erkennen, ehe sie ihre Stimme an ihn richteten, umringten wie noch immer, wo er sich blicken ließ, ihn jubelnde Kinderscharen. Das waren nun schon die Enkel derer, die er einmal in den ersten Strickschulen auf seine Arme gehoben hatte; drei Geschlechterfolgen waren durch seine Schulung gegangen und zu einem besonderen Menschenschlage gemacht worden.



Aufn. Mielert

Eine Frage an unsere »klassisch gebildeten« Leser: Und was ist das für ein Raum?

Abenteuer einer Nacht

Erzählung von Gottlieb Heinrich Heer

Etwa zwanzig Kilometer von Hyères entfernt, in der Richtung gegen Saint Tropez, liegt, noch unberührt vom Strom der großen Fremdenkarawanen, das Fischerdorf Le Lavandou eingeschmiegt in die Bucht, deren sandige Ufer in felsige Kaps auslaufen. Es war ein Zufall, daß mein Freund Otto und ich es entdeckten: wir waren mit der Küstenbahn ziellos seit Toulon von Nest zu Nest gefahren, bis wir an dieser Haltestelle, verlockt vom Blau des Meeres — es leuchtete gerade durchs lichte Föhrengehölz, als wär's hier noch blauer als sonstwo in Südfrankreich —, mit Sack und Pack aus dem engbrüstigen Wagen drängten. Ein Gasthausdiener, durch nichts von irgendeinem der andern hemdärmeligen Gesellen zu unterscheiden, die da lungernd die Durchfahrt der Lokalbahn als offenbar erwünschtes Gastspiel genossen, führte uns in ein sogenanntes „Grand Hotel" und wies uns ein Zimmer zu ebener Erde an, aus dessen Fenstern wir leicht eine Hand voll Sand schöpfen und bei gutem Wurf gerade in die Uferwellen schmeißen konnten. Daß man zu diesen Fenstern tags wie nachts mit spitzbübischer Eleganz ein- und aussteigen könne, kam uns vorerst gar nicht in den Sinn; zu sehr bannte uns noch die Schau des Meeres, das wir beide vor wenigen Tagen zu Marseille überhaupt das erstemal erblickt hatten. Hier hausten wir denn einige Zeit sorglos inmitten der eingeborenen Fischer und der wenigen Badegäste, die fast ausnahmslos selbst Franzosen waren und die diesen verschwiegenen Flecken Erde der Cote d'Azur gerne für sich gehütet hätten. Der dunkle, weiche Ton aber im Reden der Leute da unten, italiennahe schon, trug Wärme wie der Lufthauch, der über die sonnenheißen Sandhügel griff. Wir fingen an, uns heimatlich zu fühlen, den Strand als den unsern zu betrachten und Muscheln und kleines Seegetier als alltägliches Ferienspielzeug uns wirklich anzueignen.

Wir hätten unser Herkommen wohl mühelos vergessen, wenn nicht eines Morgens der Kalender unsere freundeidgenössischen Herzen des Gedenkens ermahnt hätte: es war der erste August. Daß er irgendwie feierlich gesondert werden müsse von anderen Tagen, schien uns auch in der Ferne selbstverständlich, und so setzten wir uns am Abend zu zweit vors Haus und tranken aufs Wohl des Vaterlandes als seine Söhne in der Fremde. Der Nachmittag war außergewöhnlich heiß gewesen, auch hatte ein schmieriges Gewölk das Blenden der Sonne geschwächt, zugleich aber aufs Meer und die rötliche Erde gedrückt, so daß gegen Abend das Wasser sein saphirnes Blau in ein düsterdrohendes Grau gewandelt hatte; und ein bewegterer Luftstrom zog lautlos vom Land aufs Meer. Nur die Wogen schlugen ihr anschwellendes Rauschen in den Sand, da wir unsere Gläser mehrmals füllten mit dem Wein, der hier seine Süße mit einer seltsam kräftigen Herbheit mischte. Ich will nicht behaupten, daß er allein berauschte. Sein Duft half wohl mit, in uns eine Erregtheit zu heben, deren Grund in der nun schwül hereingebrochenen Nacht lag und ihrer meernahen Gewalt; in den verhaltenen Lockrufen der lebendigen Ufer, wie solch südliche Nächte vor dem Ausbruch des Mistrals einzig sie hören, lag er und in des meist wolkenverhüllten Mondes rotem Widerschein, der sprunghaft über die Wellen schoß und fern im Dunkel sich verlor.

Diese Erregtheit bannte uns zutiefst, als wir uns gegen Mitternacht zur Ruhe legen wollten und auf einmal die Enge des Zimmers kerkerhaft empfanden. Wir konnten unmöglich schlafen; wir forschten im Zwange einer inneren Getriebenheit nach irgendeiner Weite, um in ihr uns selbst gleichsam zu erweiten und aufzulösen. Uns lockte die Bewegtheit der See.

Was uns dazu verführte, kann ich nicht genau erklären: ohne die Notwendigkeit einer Verständigung in Worten stiegen wir beide zugleich aus den Fenstern, packten eines der Boote, die dort im Sande lagen, und fuhren los. Es war eine kleine Schaluppe in der Form

einer Nußschale, deren einfache Ruder nicht in ehernen Angeln liefen, sondern in einer ziemlich losen Strickschlaufe, so daß ihre Hebelkräfte beliebig verschoben werden konnten, eine uns keineswegs vertraute Einrichtung, aber einfältig-sinnreich durch die unmittelbare Erfahrung von jenen südlichen Seeleuten gefunden und erprobt. Jeder von uns hantierte nun mit einem solchen Ruderpaar; es ging ganz munter vorwärts, und wir schaukelten von Wellenberg zu Wellental in ahnungslosem Vergnügen. Wohl sahen wir, daß allmählich die Kurven höher und tiefer sich wanden, jedoch ging das völlig im Gleichklang mit der Bewegtheit in uns selbst. Trotzdem aber verhalfen wir nach etwa einer halben Stunde in einem günstigen Augenblick dem Boot mit doppelt kräftigen Schlägen zur halben Drehung und dachten nun, landwärts zu steuern. Vom Ufer war nichts zu sehen als die Lichtpunkte einiger Glühlampen, die verschwommenen Umrißlinien, die die hügeligen Kaps vom nächtlichen Himmel schieden und jene Stelle, wo diese ins Meer sich senkten. Es wäre unmöglich gewesen, unsere Entfernung abzuschätzen, wenn wir überhaupt daran gedacht hätten. Wir ruderten jetzt emsig in der Richtung, aus der wir gekommen waren und die wir einzuhalten vermochten, indem wir die Lichter im Dorfe als Richtpunkt bestimmten. Von Zeit zu Zeit hieß es, nach ihnen Umschau halten. Aber schon begannen die Wellen diese Sicht öfter und öfter zu durchschneiden, so hoch wölbten sie sich vor und hinter uns. Nach etwa einer Stunde erkannten wir, daß wir dem Lande kaum näher waren: der Winkel zwischen jener sichtbaren Treffstelle von Meer und Vorgebirge und den Dorflichtern war keineswegs stumpfer geworden. Der Mistral, der mächtiger und mächtiger sich erhoben hatte und anfing, uns salzige Spritzer ins Boot und um die Ohren zu hetzen, klärte trotz seiner Wärme nach und nach unsere Sinne, löste sie aus dem Banne der südlichen Nacht, und wir überlegten, indem wir zugleich verstummten, jeder für sich unsere Lage. Rühmlich war sie mitnichten, und daß sie gefährlich sei, merkten wir nun auch, und es mochte gerade in diesem Augenblick unser Glück gewesen sein, daß wir nicht erkannten, wie unverantwortlich tollkühn sie in Wirklichkeit war. Vorerst machten wir uns erneut und verbissen an die Arbeit, die Strecke, die wir selbst nicht erahnten, dennoch zu bezwingen, und es mochte wieder ziemlich Zeit verstrichen sein, als die Ruder hinter mir plötzlich aussetzten. Ich spähte erschreckt herum, das Boot in der Stichlage zu den Wellen haltend: Otto saß da und starrte gegen das Ufer. Da bemerkte auch ich, daß jener Winkel, der einzige Anhalt, an den wir uns mit allem Hoffen den Überlegen und Berechnen klammerten, sich zugespitzt hatte. Die Kraft unseres Ruderns und Steuerns war der des Mistrals und seinen Wogen erlegen: wir waren weiter als je vom Lande entfernt. Auch fiel es uns erst jetzt auf, daß der Wind, der in ganz unregelmäßigen Stößen bald eine Welle kammerhoch türmte und bald niedrigeres Gewoge unter die wild tanzende Schaluppe schob, indessen das Gewölk am Himmel verweht hatte und wie die Gestirne in kalter Klarheit über uns aufgefunkelt waren. Und die Umrisse über dem Ufer schnitten schärfer; aber der Mond war bereits gesunken.

Uns trieb es südwärts gegen die Ile de Port-Cros und die Ile du Levant; an ihren nördlichen Felsklippen samt dem Boote zu zerschmettern oder zwischen ihnen hindurch aufs offene Mittelmeer vertrieben zu werden, schien unser Los, wenn nicht schon vorher eine der Wogen unsere Schale überschlug und uns begrub. Es war eine jähe Erkenntnis, die uns plötzlich die Sinne weckte und uns ernüchterte. Wir sammelten alle unsere Kräfte für das Einzigmögliche, das uns zu tun übrigblieb; denn wir gaben uns trotz allem keineswegs restlos verloren. Der Wille durchzuhalten, begann Triebe aufzustacheln, die nach des Seins ganzem Besitze gierten, und die wilde Schönheit des Geschehens um uns stund mit einem Male groß und fieberheiß vor uns auf. Unsere augenblickliche Verzweiflung schrillte kläglich in die Wucht dieses klangvollen Erbrausens hinaus, und wir erstickten sie mit der aufgebrochenen Sehnsucht, die Leben einsog aus einer trotz allem Wissen und Erkennen urtief schaffenden Ahnungslosigkeit. Wir suchten um jeden Preis die Schaluppe immer in der Stichlage zum Wellengang zu wahren und so das Umkippen zu verhüten; die Inseln waren noch mehrere Kilometer entfernt, das wußten wir, und die Hoffnung keimte, vor Anbruch des Morgens wenigstens im weiten Bereiche zwischen Festland und Inseln uns halten zu können. Es gelang uns in

der Tat vorerst auch, das Boot immer und immer wieder in die richtige Lage zu bringen. Seine Kleinheit war unser Vorteil; denn so schwang es jeweilen wahrhaftig wie eine leichte Nußschale in behendem Bogen durch die Wellentäler auf die oft meterhohen Kämme und klatschte darauf wieder ebenso gelenkig tiefenwärts, währenddem das anprallende Wasser unter ihm zerkrachte, ohne daß eine Woge es zu übertürmen vermocht hätte. Oft warf eine Welle es stark seitlich: diesen Augenblick in angespanntester Aufmerksamkeit zu erfassen und die entsprechenden Ruder rasch und bestimmt mit höchster Kraft einzusetzen, um es zu wenden, war notwendiges Gebot, und wir taten das Richtige, nicht weil wir es lange erwogen und berechneten, sondern weil ein Trieb es uns eingab. In einem solchen Augenblick aber tauchte ich, von vorüberhuschender Unsicherheit ergriffen, mein Ruder etwas zu weit vorne ein; die Gewalt des Wassers schlug es mit einem unvermittelten Stoß aus der Hand, und wie ich nach ihm greifen wollte, glitt es wie ein Pfeil aus der Strickschlaufe heraus. Ich erwischte es nicht mehr. Denn wie ich mich gegen den Bootsrand neigte, spülten es die Fluten weg, und da das Fahrzeug infolge der plötzlich einseitigen Belastung zu kentern drohte, mußte ich eilends mich zurückrichten. Mir blieb nichts übrig, als dem Ruder, das vom Gewoge bald flach gelegt und bald wie eine Lanze schief aufgerichtet durch Gischt und Branden entführt wurde, einen jämmerlichen Fluch nachzusenden.

Eine Sekunde sind wir starr. Von da an bemächtigt sich unser die tiefste Erschütterung; aber um so verbissener geht der Kampf weiter in den grauenden Morgen hinein. Wir verwenden unsere drei Ruder, indem uns wieder mehr der notgeborene Drang leitet als die Überlegung, auf die günstigste Art: abwechslungsweise, um einer ungleichen Ermüdung vorzubeugen, sitzt der eine am verbliebenen Ruderpaar, während der andere das einzelne am Bug als Steuer handhabt und je nach der Lage Forderung rechts oder links dem Drehen und Wenden nachhilft. Schwächen die Windstöße einmal minutenlang sich etwas ab, wird gewechselt; wir lassen uns gleichzeitig fallen und ertasten schon im Fall den neuen Platz und sein Werkzeug. Jener, der am Bootende steuert und vorwärts sieht, schreit jeweilen, wenn eine der ganz hohen Wogen naht, dem andern „Achtung!" zu, und so mühen wir uns von Welle zu Welle. Die Spritzer haben uns schon bis auf die Haut durchnäßt, und wir frieren trotz dem Sommer, aber wir haben keine Muße, darauf zu achten, ebensowenig wie auf die schmerzliche Trockenheit in Mund und Kehle vom salzigen Winde.

*

Gegen vier Uhr begann der Tag vom Osten her zu steigen, er klärte langsam die Sicht gegen das Land, das, ein ferner Streifen nur, seine Lichter löschte. Es schien, als wären wir von ihm völlig ausgestoßen, als hätte es überhaupt nie erdhafte Verbindung mit uns beiden gehabt: um so näher drohten die Inseln mit ihrem dunkelbraunen Gefels, in dem wir schon die senkrecht eingekerbten Schründe und Abstürze unterschieden. Und der Sturm, von dem wir glaubten, der Tagesanbruch vermöchte ihn vielleicht zu zähmen, riß unbeirrt weiterhin die flutenden Massen mit sich gegen Süden und prallte an unsere Schaluppe, daß die Stöße lähmend durch unsere Arme und Leiber weiterbebten. Die Helle ließ uns auch mehr und deutlicher in unsere Gesichter sehen. Ich kann nur sagen, was *ich* da schaute; Otto mag ähnliche Zeichen auf dem meinigen gefunden haben. In seinem Antlitz kämpfte ein zwiespältiges Muskelspiel von verbissenen Sichwehren und gefährlich pochender Erschlaffung; der Schweiß lief ihm aus den flatternden Haaren über die Wangen, und aus den Augen loderte eine Streitwut, in die dann und wann eine machtlose Angst Funken schlug. Schwer keuchten wir beide, und was ich an ihm sah, fühlte ich in mir: ein wehes Mattwerden. Wir hatten seit längerem nichts mehr geredet: wir besaßen keine Kräfte für solch nutzlose Verschwendung, aber in uns beiden begann mehr und mehr eine Flucht von ungeordneten Gedanken, Erinnerungen und Phantasiegebilden jagend zu kreisen, und wir blickten uns dabei unverwandt in die Augen, währenddem die Glieder und der Körper zu mechanischen Werkzeugen erstarben und ihre steuernde Arbeit wie eingelernt verrichteten, als ob kein Wille mehr sie lenke.

Unvermittelt stöhnte Otto einen weiblichen Namen vor sich hin, den ich noch nie von ihm gehört hatte, zweimal, dreimal, und sein Mund verzerrte sich qualvoll und mir war, sein

Kopf sinke beim nächsten Atemzuge seitlich. Zitternd aber umkrampften seine Hände zugleich den Ruderknauf fester, und er versuchte mit aller Gewalt am Bug sich höher aufzurichten. Dann warf er mir einen Blick entgegen, der in seiner Steinhärte mich traf, mich aber nicht im Innersten berührte; denn zu gleicher Zeit wie mit meinem Freunde, der weiß Gott einer der liebsten mir stets gewesen, war mit mir selbst eine Verwandlung vor sich gegangen. Der Mensch dort, der nun plötzlich in seinen Augen einen Haß aufquellen ließ und sein ganzes Gesicht verächtlich ins Breite riß, war nicht mehr er selbst; ich kannte ihn kaum, und er war mir ein Fremder. Es erregte mich auf einmal furchtbar, mit ihm allein hier zwischen Wasser und Himmel herumgepeitscht zu werden; es war ein Wahnwitz es zu denken, aber ich dachte es: ohne ihn wäre ich nie in dies höllische Boot gestiegen. Was kümmerte mich, daß da einer aus unergründlicher Not heraus nach einem Weibe schrie, das mich nichts anging! Was ließ denn ich zurück —? Ja, auch allerhand an blutvollem, lebendigem Leben; Herrgott, dort das Land, die Erde, die man greifen und halten konnte, in seinen eigenen Händen, auf der man gehen, frei sich wenden konnte und besitzen, besitzen, was alles sie hergab! Eine Wut faßte mich an über den da vorne, über Wind und Wasser, über den fernen Horizont, über jegliches und alles, und dieselbe Wut glutete mir da entgegen in den fressenden Blicken dessen, der mit mir in diese heulende Verlassenheit verbannt war. (Fortsetzung folgt)

Drei Gedichte von Peter Scher

Wanderer

Ich ging mit aufgeschlossenem Sinn
des Morgens in dem Tal des Inn,
und zwischen Himmelblau und Grün
sah ich das Herz der Erde glühn.

Die Hügel wellten sich hinan,
die fröhlichen Wogen rauschten an,
und wie ich ging im Wanderschritt,
da ging auf einmal einer mit.

Er blickte und er nickte schlicht
mit einem gütigen Gesicht;
es dünkte mich, ich sei ihm nah,
weil ich das Herz der Erde sah.

Auf einer Höhe blieb er stehn
und winkte mir, zurückzusehn.
Des Hochwalds ruhevoller Dom
stand über dem beglänzten Strom.

Und wie in edelstem Verzicht —
die Ferne schauerte von Licht —
hob er die Hand und schwieg zu mir:
Dies alles, Bruder, schenk' ich dir!

Das Wunder im Park

Ein dumpfer Mensch saß unter Bäumen
und nährte Bitterkeit und Groll,
statt seine Galle fortzuräumen
und froh zu atmen, wie man soll.

Da kam ein Blinder, seltsam leise
hintastend im Bereich des Lichts,
und pfiff den Vögeln, Spatz und Meise,
und stand verzauberten Gesichts.

Wie Sankt Antonius streut' er Krumen,
entrückt und selig ganz und gar;
es schien, er reichte selbst den Blumen
und Baum und Himmel etwas dar.

Da war dem Traurigen, er finde
zum erstenmal des Lebens Sinn,
und plötzlich sah er — wie der Blinde —
und gab sich ganz dem Wunder hin.

Ausflug in die Stadt

Wenn man aus Wäldern hervor
in die Stadt einbricht,
sieht man auf manchem Gesicht:
Warum haste ich? Tor?
Warum lebe ich nicht?

Manches Antlitz trägt
dunkler Ahnung von kommenden Dingen
drückende Last.

Wo ist ein Herz, das ruhig schlägt?
Fort aus der Hast —
heim in die Wälder, wo die Vögel singen!



Peter Scher

Leben unter südlichem Himmel

Von Peter Scher

Aus dem Roman „Gott gibt die Nüsse“ (Alemannenverlag Stuttgart)

Morgenstern ist tot, Ringelnatz ist von uns gegangen. Aber Peter Scher lebt, und sein Roman liegt vor mir. Seht die Kleinkunst! Riecht die Atmosphäre! Schaut die liebenswürdige Verbeugung beim Anfang und Schluß des Buches! Es schäumt das Meer wie ein Spitzenkragen um die Buchten der allerschönsten Küste Italiens; es sind die Lazerten in den Mauern wach geworden, und am Abend zwitschert aus den Gärten das Pausenzeichen des Senders Mailand beinahe zu süß wie eine Nachtigall. Auch gibt es die Männer und die Frauen der kleinen Stadt, die ihre täglichen Sensationen brauchen und auch erhalten. Ein Deutscher kommt an, der Stille und Erholung sucht, und sogleich führt ihm die Abendluft mehr zu als nur Träume: Frauen, die nach allem Fremden Ausschau halten; Frauen, die altern und es so ganz und gar nicht möchten; Frauen, die jung sind und vom frohen Leben abgeschlossen werden, bis sie sich befreien; Männer sodann, die auf ihren Geldsäcken sitzen und doch kein Glück haben, und andere, die ihr Glück finden, obwohl sie reich sind. Aber den wahren Mittelpunkt im Hin und Her der bunten Geschehnisse bildet das Land, seine unversiegbare Sonne und der Salzgeruch seines Meeres. Morgen, Mittag und Abend in der südlichen Brise, in der man die Nüsse leichter knackt, als es sonst bekanntermaßen zu geschehen pflegt. Gruß und Dank an Peter Scher!

Georg von der Vring

Die drei gingen auf der Straße nach San Rocco, Grazia rechts und Vanna links von Rauxel, in blauen Hosen und roten Blusen, unentwegt plaudernd, ein heiteres Bild. An einer Wegbiegung war unter der Wucht der Frühlingsgüsse ein Teil des Berges abgerutscht. Man mußte im Gänsemarsch über ausgelegte Planken wegklettern. Sie bogen abermals um einen Wegvorsprung und hörten im Takt Eisen klirren. Dazu sang ein ungeheurer Baß.

„Almedeo!“ schrien die Mädchen und winkten.

Almedeo legte die Hände über die Augen und erkannte die drei. Er warf den rechten Arm zum Gruß empor und eröffnete, auf seine Eisenstange gestützt, ein kleines Gespräch. Seine rote Leibbinde leuchtete in der Sonne. Das tiefbraune Gesicht unter dem weißen Haarschopf war ein einziger Ausruf: Es ist schön, zu leben!

Seit dreißig Jahren sprengte er Steine. Weit und breit gab es keinen fröhlicheren Mann als ihn. Keine moderne Maschine vermochte Steine so zu sprengen, wie der landesübliche Hausbau es erforderte; seine muskulösen Arme waren unersetzlich. Mit seiner Eisenstange trug er ganze Gebirgsteile ab.

„Immer fleißig, Almedeo?“ rief Grazia mit ihrer tiefen Stimme.

Er beschrieb mit einer weiten Armbewegung die Berge, das Meer, den Sonnenschein. Die Bewegung sagte: Ich bin unersättlich! Es gibt kein größeres Vergnügen, als an einem solchen Tag dem Berg zu Leibe zu gehen!

Dann in einem Kastanienwäldchen setzten sich die drei Wanderer und aßen Pfirsiche, die Vanna einer am Riemen über die Schulter gehängten Tasche entnahm. Eine paradiesische Fruchtbarkeit überbot sich ringsum. Feigen, Oliven, Kastanien und Pinien waren von Reben umwuchert, die da und dort über die Gipfel hinausschossen und im Bogen niederhingen. Es roch nach dem Meer und nach Myrten, die überall wild wuchsen.

Die kleine Vanna hatte sich in einer gefühlvollen Anwandlung an Rauxel gelehnt, der die Schönheit und Stille der Landschaft wie einen guten Wein genoß. Die ältere Schwester war ein wenig eingenickt; dennoch entging ihr die Bewegung der Kleinen nicht. Auch sie wollte ihre freundschaftlichen Empfindungen für den Fremden im gleichen Maße zum Ausdruck bringen dürfen; sie lehnte sich gegen seine

andere Schulter. Bald gingen sie weiter, und auf einmal sahen sie die tausendjährige Kirche von San Nicolo in Erscheinung treten. Rauzel wollte hineingehen, denn er entsann sich des Pfarrers, den er in Maremonte kennengelernt hatte; aber die Mädchen sahen bedenklich an ihren Hosen hinunter und wollten lieber draußen warten.

Als er eintrat, sah er den Pfarrer mit dem Rücken gegen ihn am Altar hantieren. Er putzte die Messingleuchter, hauchte sie an, rieb sie mit einem Lappen ab, hielt sie gegen das Licht und war ganz versunken in die Arbeit. Ein kleiner Hund saß neben ihm und flöhte sich. Als er den Fremden spürte, sprang er ihm entgegen und bellte, daß es laut unter der Wölbung widerhallte. Der Pfarrer drehte sich langsam um, stellte seinen Leuchter hin und begrüßte den Gast. Das Hündchen wurde gerufen und vorgestellt; es hieß Cricri. Der Pfarrer schien noch nie daran gedacht zu haben, daß ein Hund nicht in die Kirche gehöre. Rauzel fühlte sich um Jahrhunderte zurückversetzt.

Da stand eine franziskanische Erscheinung, die dem Hündchen brüderliche Rechte gewährte — allerdings eine mit Bauch und Doppelkinn. In Maremonte ging ein Wort von dem guten Pfarrer um: Als ich die Weihen empfing, glaubte ich der Heiligkeit schon näher zu sein — aber dann merkte ich, daß ich von Tag zu Tag weiter davon wegkam!

Nun wollte er gleich die kostbaren Altertümer herzeigen; aber Rauzel sagte, er befinde sich in Gesellschaft von Damen, die obendrein nicht ganz nach der Vorschrift gekleidet seien, denn sie trügen — mit Respekt zu sagen — Männerhosen. Der Pfarrer hatte indessen schon gehört, daß es Derartiges jetzt gäbe: er lächelte gutmütig und meinte, er und seinesgleichen trügen Frauenkleider — so werde vieles im Leben ausgeglichen. Der Besucher lachte, und der Pfarrer faltete die Hände über seinem stattlichen Bauch, der vergnüglich wackelte. Das Hündchen Cricri sah zu seinem Herrn auf und stimmte mit ahnungsvollem Gebell in die Heiterkeit ein.

Rauzel ging nun hinaus und bat die Damen, in die Kirche einzutreten. Sie zierten sich auch nicht, sondern machten ihren Knicks und sahen sich unbefangen in dem hohen Kreuzgewölbe um. Dann verabschiedeten sie sich, um nach Punta della Chiappa, einer Landzunge, die sich weit ins Meer vorstreckt, zu wandern. Die Boote unten auf dem Meer wurden allmählich größer, und bald sah man auch ausgespannte Netze. Die Sonne lag prall auf dem Wasser; Delphine schnellten umher, haschten einander und verschwanden in anmutigen Windungen. Die Wanderer kamen durch ein winziges Fischerdorf. Aus einem Fenster, von Knoblauchsträngen umrahmt, bog sich eine junge Frau, die über die langen Hosen der Mädchen nicht aus dem Staunen herauskam; als sie schon weit entfernt gingen, war ihr Gesicht immer noch zu erkennen. Endlich hatten sie das hochgelegene kleine Gasthaus erklommen und sahen nun frei über das Meer. Ganz fern verschwammen im Dunst die französischen Meeralpen; rechts lag Genua, und dann baute sich die Kette des Ligurischen Apennin auf. Die höchsten Spitzen der Berge krönten kleine weiße Kapellen. Unten am Strand, ganz im Winkel, stieß der alte Sarazenenturm von Camuci in die klare Luft. Die Mädchen waren so fröhlich, daß sie vor Übermut kleine Steine in die Luft warfen, um sie mit den Fußspitzen aufzufangen. Dann aßen sie gebackenen Fisch und tranken Lambrusco spumante, einen blauschwarz schäumenden Wein, der aber nicht schwer, sondern lustig machte. Bald waren alle drei ein bißchen berauscht, doch auf die angenehmste Art. Sie sprachen über die Rückkehr und fanden, daß es am besten sei, mit dem Motorboot nach Camuci zu fahren; da mache es nichts, wenn man die Beine etwas fühle. Singend stiegen sie über Lavablöcke, in die Muscheln eingebacken waren. Die Bucht galt im Volksmunde als gefährlich, weil sich Haifische in sie verirren können. Die Mädchen hätten sich eher umbringen lassen, als hier ins Wasser zu gehen; aber Rauzel, der am Tage vorher von Fischern gehört hatte, daß die angebliche Gefahr ein Ammenmärchen sei, sprach die verwegene Absicht aus, in der Bucht zu baden. Die Schwestern schrien entsetzt auf, doch ihre Augen glänzten vor Erwartung, ihn das Abenteuer wagen zu sehen. Er schwamm im Bogen, kam zurück und wurde wegen seiner Kühnheit überschwenglich gelobt. Das Meer war unbewegt; stellenweise leuchtete der Grund in hellem Grün. Die Mädchen sangen und gaben zu verstehen, daß sie in Camuci tanzen wollten.

Letzte Begegnung mit Binding

Von Emil Belzner

An einem regnerischen Februarabend in Köln begegnete ich dem verehrten Manne zum letztenmal. Er ging die Hohe Straße hinunter. Ich erkannte den vor mir Herschreitenden an seinem Gang, dem etwas müden und lässigen und doch immer noch eleganten Gang des alten Reiteroffiziers. Er schien das Spazierengehen im Regen zu lieben. Als ich ihm dann ins Gesicht blickte, war es das liebe vertraute, seltsam unbewegt erscheinende, von erstarrter Glut geformte Antlitz, das in manchen Augenblicken dann wieder so jünglinghaft neu erscheinen konnte.

Wir schlenderten durch Gäßchen und Straßen und blieben endlich vor einem Hoteleingang in der Nähe des Domes stehen. Schon lagen die Hände zum Abschied ineinander, da fiel das Wörtlein „vergeblich": Möchten wir nichts Vergebliches tun! Es war wie ein Gelöbnis des Jüngeren vor dem Älteren; eine Versicherung, die man von Zeit zu Zeit auch sich selbst gegenüber abgibt. Mehr fast ein Zunftspruch denn etwas Neues, dessentwegen man noch einmal zwei Stunden im Regen debattierend umherläuft. Allein in dem Gesicht des verehrten alten Mannes mit den sagenhaften Fischaugen wurde es plötzlich lebendig. Er nahm mich beim Arm und führte mich wieder in den Regen hinaus: „Es ist so vieles vergeblich", sagte er, „damit müssen wir uns abfinden. Daß der eingeborene Geist sich nie zufrieden gibt, das allein verleiht uns Kühnheit genug, es immer wieder mit Versuchen der Gestaltung zu wagen. Inwieweit Forderungen des reinen Geistes Anspruch auf Verwirklichung erheben dürfen, das entscheidet die Wirklichkeit selbst, muß sie selbst entscheiden. Ich bitte Sie, was hat Homer erreicht?"

Nichts! Diese melancholische Antwort paßte gut in die nächtliche Regenstimmung, in der allmählich auch die Lichter spärlicher wurden. Mir schien es, als wäre meinem ritterlichen Begleiter, für den es im Leben und in der Kunst nie eine anklägerische Frage, nie die verständnislose Frage nach der Schuld gab, jeder Anlaß einer Schlußbetrachtung lieb, als sei der Unermüdliche auf seine vornehme Weise nun doch schon dabei, Abrechnung zu halten, mit allem Freimut sich des guten Glücks eines Werkes bewußt zu werden, das Zukünftigen wiederum vielleicht ganz anders erscheinen mußte. Das Wörtlein „vergeblich" beschäftigte ihn. Er sagte „ja" und „nein" zu ihm. Er wollte es weder im überheblichen noch im banalen Sinne gelten lassen. Der Schluß seiner Rede war: die Wirklichkeit muß es entscheiden, wir können nur hoffen: indem wir schaffen.

Vor zehn Jahren hatte mich der Dichter in die Literatur eingeführt, mit anfeuernden öffentlichen Zurufen. Obwohl wir verschiedener Herkunft waren, stellte er fest: wir haben viel Gemeinsames, wir müssen zusammenhalten, die Alten und die Jungen des geistigen Dienstes. Die Zwecklosigkeit der Kunst, das sei ihre wahre Souveränität, und diese Souveränität entspräche auch zutiefst der deutschen Ideen-Luft, die nichts nach der Marktgängigkeit frage. Ohne Absicht — das war sein Grundsatz.

Und so verstand ich auch seine letzte Erklärung, die mich an die Gewissenhaftigkeit alter Meister erinnerte. Das zufällig gefallene Wörtlein „vergeblich" bot ihm einen erwünschten Anlaß, seine Ratschläge von früher, seine Ermunterungen und Zurufe, in ein klareres Licht zu rücken und dem Jüngeren eigentlich noch einmal zu sagen, daß der deutsche Geist unbeirrbare Diener verlange, denen der Zweck nichts und die Idee alles bedeutet: Laßt Euch durch das vergeblich Scheinende nicht abhalten, das Notwendige zu tun. Dem Ermessen der Wirklichkeit, von der Ihr ja ausgeht, müßt Ihr Euch stellen. Je länger ein Werk bleibt, desto öfter sogar — es wird dann schließlich selbst ein Stück Wirklichkeit sein.

So trennten wir uns. Ganz zu Ende wurde das Gespräch nicht geführt. Wir trennten uns mit einem Lächeln, als sollte das ungewiß Gebliebene demnächst noch weiter geklärt werden. Durch die Flügeltüren sah ich den edlen alten Ritter vom Geiste (der auch ein wirklicher kühner Reiter auf stolzen Pferden war) der Halle zuschreiten, leicht vornübergebeugt, halb schon aufgenommen vom Unsterblichen:

Rudolf Georg Binding.

Die entschleierte Königin / Eine neue Lösung des Hamletproblems?

Man liest viel und legt viel beiseite. Aber das hätte man doch nicht gedacht: Da bekommt man ein schmales Buch in Glanzdruckhülle mit einem Bild von Gründgens als Hamlet in die Hände, das nach seinem Untertitel nicht mehr oder weniger verspricht als „Die Lösung des Hamletproblems". Mit aller Skepsis schlägt man auf, beginnt zu blättern — und merkwürdig! Willi Heyn's „Hamlet, ich rufe dich!" ist trotz des etwas mysteriösen Titels und mancher stilistischen Ungeschicklichkeit nicht mit ein paar ironischen Bemerkungen abzutun. Wer wirklich weiterliest, empfindet zuerst Achtung vor dem unerschütterlichen Glauben an Shakespeares Genie, der nicht den geringsten Zweifel daran zuläßt, daß jede Silbe, jede Tat, jede Andeutung auf Plan und Absicht beruhen. Der Dichter wird von seinem „Erklärer" nicht freundlich auf die Schulter geklopft und verzeihlicher Irrtümer und Flüchtigkeiten geziehen, sondern eine unbedingte Ehrfurcht sucht die Lösung im Text, in der Dichtung selbst. Und findet sie am deutlichsten ausgesprochen in der entscheidenden mitternächtlichen Auseinandersetzung Hamlets mit seiner Mutter, als er ihr „einen Spiegel vorhalten will, in dem sie ihr Innerstes erblicken soll". Die Königin erschrickt in ihrem Schuldgefühl über diese Worte so, daß sie um Hilfe schreit — im Glauben, Hamlet wolle sie ermorden, um den Vater zu rächen. Polonius hinter der Tapete schreit auch, und Hamlet ersticht die „Ratte".

Königin:
Oh, welche rasche blut'ge Tat ist dies?

Hamlet:
Ja, gute Mutter, eine blut'ge Tat,
so schlimm beinah', als einen König töten
und in die Eh' mit seinem Bruder treten.

Königin:
Als einen König töten?

Hamlet:
Ja, so sagt ich.

Hamlet beschuldigt also, nachdem er den Lauscher beseitigt hat, die „verschleierte Königin" mit höchst unverschleierten Worten des Mordes am Vater. Es läßt sich beim besten Willen keine andere Erklärung dafür finden, und ich halte diese „Deutung", die eigentlich gar keine tiefsinnige „Deutung" ist, sondern klar aus den Worten selbst hervorgeht, tatsächlich für das „Ei des Kolumbus", das auf diese Weise endlich einmal zum Stehen kommt. Diese bisher von Schauspielern, Spielleitern, Beurteilern und Forschern als unerheblich, unverständlich oder zumindest unklar abgetane und deshalb nebensächlich behandelte und gesprochene Stelle ist einfach so gemeint, wie sie dasteht.

Um genau zu sein: Hamlet hält seine Mutter natürlich nicht für die Mörderin selbst. Daß der Oheim den Mord ausgeführt hat, weiß er seit dem Spiel der Schauspieler. (Vorher übrigens auch das nicht, denn er zweifelt noch an den Worten des Geistes, bis er unbedingt Gewißheit hat.) Aber die Königin hat den Oheim dazu angestiftet. Sie ist noch schuldiger und todeswürdiger als er; und da das natürliche Gefühl und die Bitte des Geistes, sie zu schonen, den Sohn vom Muttermorde zurückhält, so zwingt ihn andererseits sein unbedingtes Gerechtigkeitsgefühl, den „schnöden, geilen, feigen Buben", der nur das Werkzeug in der Hand der zwar schweigsamen, aber stets entschlossenen und tatbereiten Königin ist*), der Mutter nicht einfach vorauszuschicken, sondern der Vorsehung zu vertrauen, die ja dann auch die gerechte Lösung bringt. So erklärt sich das Zögern des kühnen, vor keiner Tat, wenn sie ihm notwendig und gerecht erscheint (Polonius, Rosenkranz und Güldenstern) zurückschreckenden Hamlet einfach und zwingend. Kein Melancholiker, Grübler, Pessimist, kein „schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht", nicht „eine große Tat, auf eine Seele gelegt, die der Tat nicht gewachsen ist", (Goethe in „Wilhelm Meister") — sondern ein Mensch „nehmt alles nur in allem", der zwischen dem Naturgesetz und dem Sittengesetz steht — „Der Leib, der dich getragen, sei dir heilig!" — und dem außerdem sein unbeirrbares Gerechtigkeitsgefühl verbietet, den Handlanger des Mordes ohne die wahrhafte Mörderin zu vernichten. Er muß also warten. Und er wartet — bis die Schuldigste sterbend umsinkt. Die Mutter ist tot, ohne daß er das heilige Naturgesetz verletzt hat. Er stößt den Oheim nieder, zwingt ihm noch den vergifteten Kelch zwischen die Lippen und ruft dem Sterbenden zu:

Folg meiner Mutter!

und der Mutter:

Wretched queen, adieu!
Elende, erbärmliche, nichtswürdige Königin,
fahr' wohl!

(nicht „arme", wie in der gebräuchlichen Übersetzung).

Die Schuldigen sind stumm. Niemand kennt die grauenhafte Tat, außer ihm selbst, auch nicht Horatio. Er stirbt.

Der Rest ist Schweigen.

Bis heute. Die bisher verschleierte Königin war das Rätsel. Sie stand unbeachtet auf der Seite. Schauspielerinnen und Regisseure wußten nichts Rechtes mit ihr anzufangen. „Sie hat so wenig Text." Jetzt tritt sie ins Licht und mit ihr der ganze Hamlet, ohne dabei das Geringste von seiner Größe und Bedeutung zu verlieren.

Damit ist der Hamletforschung und Hamletdarstellung wirklich ein entscheidender Dienst geleistet worden. (Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin. 151 S. RM 3.80.) Heinz Haufe

---

*) König (IV., 7):
Sie ist mir so vereint in Seel' und Leben:
Wie sich der Stern in seinem Kreis nur regt,
könnt ich's nicht ohne sie.



Ein junger Schweizer Dichter

Die „Weltstimmen“ beginnen heute mit dem Abdruck der Erzählung eines jungen Schweizer Dichters, Gottlieb Heinrich Heer, des Neffen von J. C. Heer. Nach einer Arbeit über „Das Naturerlebnis Heinrich Federers“ (Verlag Paul Haupt, Bern), nach seiner warmherzigen, dabei kritischen und in ihrer Rechtfertigung verdienstvollen Darstellung von Leben und Werk des Dichters Jakob Christoph Heer (Verlag Huber & Co., Frauenfeld) wandte sich Heer zunächst der Erzählung zu. Etliche schon erstaunlich ausgereifte Novellen zeigten bereits die ausgeprägte epische Darstellungskunst und eine psychologisch begründete Deutung der Handlung. So wurde dem jungen Dichter sowohl der Zugang zum Drama wie zur Romandichtung in gleichermaßen gelungener Weise möglich. Zwei Dramen — schon mehrfach erfolgreich aufgeführt — liegen vor: das Schauspiel „Ein König — Ein Mensch“ — von Heinrich IV. von Frankreich und seinem Mörder Ravaillac handelnd — und die Komödie um Metternich „Carolin spielt um Liebe“. Beide Werke erweisen neben der eindringlichen menschlichen und geistigen Vertiefungskraft ein sicheres dramatisches und theatralisches Können wie eine geistreiche Dialogführung. Im Jahre 1936 erschien seine erste größere Romandichtung um Hortense Beauharnais: „Die Königin und der Landammann“ (Orell Füßli, Zürich, RM 4.50), der große Roman „Thomas Platter“ (ebenda RM 5.70) gefolgt ist. Diese Lebensgeschichte des Thomas Platter hätte der Anlage nach ein an die besondere geschichtliche Person gebundener Bildungsroman werden können. Daß Heer jedoch tiefer in das Lebensschicksal des Basler Magisters eindrang, deutet schon der Untertitel „Roman eines sinnvollen Lebens“ an. Dieser Lebensweg des Thomas Platter um die Wende des 16. Jahrhunderts führt von der frühen Jugend, vom Hirtenknaben-Dasein inmitten der Berge des Wallis über ruhelose Scholarenzeiten in Deutschland zu strengen, harten Arbeitsjahren als Schüler in Zürich, als Handwerker in Basel. Zwingli und Erasmus werden vom Dichter mit großem Geschick in das Geschehen eingefügt. Unbewußt bildet ihr Geist auch den jungen Thomas, den einst in der Einsamkeit des Gebirges ein Einsiedler zu der Erkenntnis brachte, daß „die Schrift das andere sei in der Welt, neben dem Kampf, das andere, das Macht hat und sie erfüllt . . . Aber die Schrift mag wohl das Beste sein, was Menschen begehren und besitzen. In ihr liegt der Geist beschlossen, und er ist ein tiefer Sinn des Lebens“. Doch der Weg des Thomas Platter geht nochmals mit der jungen Frau zurück ins Elternhaus. Dann endlich wird nach Armut und Erniedrigung die Höhe erklommen; Erasmus von Rotterdam, der Geistesfürst, setzt die Berufung Platters zum Magister nach Basel durch. — Gottlieb Heinrich Heer schuf damit ein Buch, das in der Reinheit der Gesinnung und der aufflammenden Hymnik der Bilder eine wundersame Kraft ausströmt.

Ernst Adolf Dreyer

Vermächtnis eines Dichters

Vor zwanzig Jahren, am 13. Oktober 1918, fiel Gerrit Engelke bei Cambrai; kurz nach seinem Tode erschien sein Gedichtband: „Rhythmus des neuen Europa.“ Richard Dehmel hat in dem armen Malergesellen den Dichter entdeckt und hat ihn dem Dichter- und Menschenkreis zugeführt, dem er innerlich am nächsten stand, den „Werkleuten auf Haus Nyland“ (Jakob Kneip, Josef Winckler, Wilhelm Vershofen und Heinrich Lersch gehörten zu ihnen). Gleich diesen Dichtern suchte Engelke in seinen lyrisch-hymnischen Dichtungen das Leben der neuen Zeit darzustellen und zu deuten. Das Antlitz der großen Städte, der Rhythmus der neuen Arbeit, die Welt der Technik, kurz das neue Europa war das Thema seiner Dichtung. Nur ganz wenige haben so wie Gerrit Engelke von dem Lebensgefühl des neuen Menschen gekündet, nur wenige drangen so tief hinein in die Seele der neuen Zeit. Der Gedichtband „Rhythmus des neuen Europa“ hat denn auch stärksten Widerhall gefunden, und dies besonders bei der Jugend. Um so schmerzlicher war damals das Gefühl, zu wissen, daß dieses Dichters Stimme für alle Zeiten verstummt war. Viele Jahre später erschienen die schönen Briefe Gerrit Engelkes an seine Braut unter dem Titel: „Briefe der Liebe“. Auch sie fanden starke Beachtung und riefen den Namen und das Werk des Dichters nochmals ins Bewußtsein vieler Menschen. Der weitere Nachlaß schien lange Zeit verschollen, nun aber wurde er wieder entdeckt und von Jakob Kneip, dem nächsten Freunde und Förderer Engelkes, in einem stattlichen Bande herausgegeben (Gerrit Engelke: „Vermächtnis“. Paul List Verlag, Leipzig. 400 S. RM 6.50). Das Buch bringt noch eine

Fülle sehr schöner Gedichte, einen Auszug aus dem Tagebuch, Gedanken über Gott und Welt, Betrachtungen über Kunst und Dichtung, endlich einige kleine Prosafragmente, das Kriegstagebuch, die Briefe an Eltern und Freunde und abermals die Briefe der Liebe. So ist ein Buch entstanden, das von neuem für diesen starken und von leidenschaftlicher Kraft des Schauens und Gestaltens erfüllten Dichter spricht. Möge es dazu beitragen, daß ihn unser Volk für immer in seinem lebendigen Bewußtsein bewahrt!

Gestalter deutscher Vergangenheit

Nur allzu oft in der deutschen Geschichte war selbst das Außerordentlichste vergeblich getan, wenn unserm Volk die Führer und die Gestalter fehlten. So hat der Gedanke, die deutsche Geschichte einmal als Geschichte der großen Gestalter darzustellen, etwas Verlockendes. Unter diesem Gesichtspunkt hat Dr. Peter Richard Rohden das Werk: „Gestalter deutscher Vergangenheit" in Verbindung mit einer Reihe führender Männer herausgegeben (Sanssouci-Verlag, Potsdam, 522 S. RM 7.50). In 34 einzelnen Kapiteln sind 42 große deutsche Gestalten von Arminius bis Hindenburg allgemeinverständlich und doch gültig dargestellt. Konnte auch auf so knappem Raum das Bild der einzelnen Persönlichkeiten nicht erschöpfend sein, so haben doch alle Arbeiten das Wesen der einzelnen Gestalten überzeugend herausgestellt, indem sie besonders die Leistung der Männer als Gestalter des deutschen politischen Schicksals und als Schöpfer und Erhalter des deutschen Volks- und Lebensraumes umschrieben. Der Herausgeber hat sich bei seinem Werke auf die im engeren Sinne politischen und soldatischen Gestalten beschränkt, wobei die Verfasser der einzelnen Abschnitte es nicht versäumten, immer wieder auch auf die ideengeschichtlichen Hintergründe der Zeit hinzudeuten.

Wolfram von Eschenbachs „Parzival" neuhochdeutsch

Mehr als ein Jahrhundert lang sind immer wieder Versuche unternommen worden, die dichterischen Werke unserer mittelhochdeutschen Blütezeit der neuhochdeutschen Sprache einzuverleiben. Sie wurden für Wolfram von Eschenbachs „Parzival" von Johann Jakob Bodmer im Jahre 1753 begonnen, und Wilhelm Hertz, der hochbegabte Nachgestalter mittelhochdeutscher Dichtung, hat im Jahre 1898 die bisher bedeutsamste Übertragung des großen Epos geschaffen. Wenn alle diese Übertragungen und Bearbeitungen — Wilhelm Hertz hat eine sehr eigenwillige Bearbeitung geliefert — nicht befriedigen können, so liegt das daran, daß es fast unmöglich ist, den mittelhochdeutschen Vers in unsere neuhochdeutsche Sprache zu übertragen. Um dieser unüberwindbaren Schwierigkeit zu entgehen, hat Wilhelm Stapel es unternommen, den „Parzival" in Prosa zu übertragen (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 488 S. RM 6.50). Er ist sich wohl bewußt, daß er damit wiederum nicht die alte Dichtung in ihrer vollen Größe dem Leser der Gegenwart vermitteln kann, sondern nur ihren Inhalt:

„Wer den ‚Parzival' als Dichtung lesen will, muß zum Urtext greifen, wer aber den genauen Inhalt kennenlernen will, dem ist mehr mit einer gewissenhaften Übertragung in Prosa gedient. Eine solche Prosa-Übertragung kann zudem nicht mit der Entschuldigung, skandieren und reimen zu müssen, über die Schwierigkeiten hinweggleiten, sie muß genaue Interpretation sein."

Ja, wir müssen anerkennen, daß Stapel nicht nur Satz für Satz genau übertragen hat, daß es ihm vielmehr auch gelungen ist, die dichterische Eigenart so weit als möglich zu erhalten. Er hat zwar aus dem Epos einen Roman gemacht, aber er hat dabei den Gehalt der Dichtung in einer reineren Form für uns Heutige gerettet als alle bisherigen Versbearbeitungen.

Karoline von Günderrode

Unter den Frauengestalten des romantischen Dichterkreises ist Karoline von Günderrode eine der ergreifendsten. Ihre Dichtungen sind wenig bekannt, und doch verdienen sie ihren Platz neben den schönsten Gedichten der Novalis, Brentano, Arnim. Am bekanntesten ist wohl die Tatsache ihres frühen, selbstgewählten Todes. Die Günderrode erdolchte sich knapp fünfundzwanzigjährig im Jahre 1806 zu Winkel am Rhein mit einem silbernen Dolch, den sie immer bei sich führte. Verschmähte Liebe war der unmittelbare äußere Anlaß zu dieser Tat; der innere Anlaß jedoch lag in ihrem Schicksal zutiefst begründet. Bettina von Arnim, die lange Zeit die innigste Freundin der Günderrode gewesen war, hat ihr in dem aus wirklich geschriebenen und erfundenen Briefen gebildeten Buche „Die Günderrode" ein Denkmal errichtet. Durch dieses Buch, in dem Dichtung und Wahrheit sich wunderſam zur Legende verschlungen haben, lebte Karoline von Günderrode noch schattenhaft fort. Erst in unserer Zeit wurden ihre Werke und Briefe in neuen Ausgaben allgemein zugänglich und neu gedeutet. So hat der Schreiber dieser Zeilen selbst im Jahre 1932 eine Darstellung von Leben und Werk der Günderrode gegeben (Werkstätten der Stadt Halle / Burg Giebichenstein). Und nun legt Richard Wilhelm diese schöne Deutung von Dichtung und Schicksal vor: „Die Günderrode" (Societäts Verlag, Frankfurt am Main, 166 S., RM 2.80). Er geht ihrem Leben nach bis zu ihrer großen Liebe zu Friedrich Creuzer, an der sie zerbrach. Neben dem äußeren Lebenslauf geht ein innerer her, ihr Weg zu den großen Werken der geistigen Welt, zu den schöpferischen Menschen der romantischen Bewegung. Das bedingungslose Einsetzen mit dem Schicksal in seiner unerbittlichsten Gestalt gibt diesem Frauenleben jene mythische Leuchtkraft, die sie in die Nähe Hölderlins rückt, dem sie in vielen Zügen eine Geistesverwandte war. Otto Heuschele

Josef Hofmillers „Versuche"

Seit einigen Jahren erst dringt Hofmillers Name und sein Ruhm als der des bedeutendsten deutschen Essaisten der jüngsten Vergangenheit in weitere Kreise. Mochte Hofmiller als langjähriger Mitarbeiter und zeitweiliger Herausgeber der „Süddeutschen Monatshefte", als spiritus rector der „Bücher der Bildung", als Verfasser zahlreicher Aufsätze und Besprechungen in Zeitungen und Zeitschriften den Freunden Münchens ein fester Begriff von hohem Wert geworden sein — eine Vorstellung von der Bedeutung dieses Mannes hatten selbst literarisch gebildete Leser durchweg nicht. Hofmillers Tod im Jahre 1933 rief zahlreiche bedeutsame Nachrufe hervor. Man wurde auf ihn aufmerksam. Man sah sich nach anderen Werken von ihm um und mußte feststellen, daß sie zum Teil vor Jahrzehnten erschienen und in ihrer Ausstattung veraltet, zum Teil völlig vergriffen waren. So ist es wirklich ein ebenso mutiges wie dankenswertes Unternehmen des Verlages Karl Rauch, Leipzig, daß eine zunächst auf 6 Bände berechnete Neuausgabe in einheitlichem Gewande vorbereitet wird.

Beschieden hat Hofmiller seinen ersten Essayband „Versuche" genannt, wie fast alle seine Büchertitel von gleicher Kürze sind: „Zeitgenossen", „Franzosen", „Pilgerfahrten". Diese Versuche aber haben den 30 Jahren, die seit ihrem Erscheinen vergangen sind, standgehalten und sind heute gültig wie am Tag ihres Entstehens. Sie enthalten den ganzen Hofmiller: seine ungewöhnliche Belesenheit, sein unbestechliches Urteil, seinen klaren, anschaulichen, lebendigen, von eigenem Leben und eigener Erlebnisfülle strotzenden Stil, die Fähigkeit, das Wesentliche auf den ersten Blick zu erfassen und Gedanken und Gefühl so zu formulieren, daß etwas Gültiges, wenn nicht gar Endgültiges damit gesagt ist.

Die ursprüngliche Ausgabe der „Versuche" enthielt acht Aufsätze; in die Neuausgabe hat man einige Aufsätze des jungen Hofmiller und als besonderen Leckerbissen einige Musik- und Theaterkritiken hineingenommen.

Die acht Aufsätze gliedern sich — bis auf die beiden letzten — paarweise zur Einheit. Die beiden ersten beschäftigen sich mit Nietzsche, die nächsten zeugen von der tiefen, durch zahllose Reisen ins gelobte Land immer neu befestigten Kenntnis Italiens, seiner Geschichte, Kultur und der römischen Kirche: ein „Imaginäres Gespräch" dreht sich um Fogazzaros auf den Index gesetztes Buch „Der Heilige", ihm schließt sich der Hymnus auf Catharina von Siena an. Es folgen Essays über die beiden Amerikaner Emerson und Thoreau, endlich die vernichtende Abrechnung mit Maeterlinck und der sprühende, geistvolle Aufsatz über den Abbé Galiani (mit dem reizenden „Apokryphen Blatt aus Goethes Italienischer Reise"). Der Anhang bringt Musikgeschichtliches: Alexander Ritter, „Der alte Mozart und seine Violinschule" und die erwähnten Kritiken. Weltanschauliches, Kulturgeschichtliches wiegt also bei weitem vor. Es fehlt völlig die Kunst- und fast ganz die Literaturgeschichte, beides Gebiete, die im späteren Werk Hofmillers einen so großen Raum einnehmen.

Hofmiller geht auch in diesen Arbeiten, die sich also stärker als seine späteren mit Gedanklichem befassen, stets vom Konkreten, Lebendigen, nie vom Abstrakten aus. Spricht er über ein bestimmtes Werk, so entwickelt er fast immer dessen Entstehungsgeschichte, um uns den Schaffensprozeß vor Augen zu führen und die Quellen aufzuzeigen, aus denen jener gespeist wurde. Er verschmäht nicht umfassende psychologische Erörterungen, die jedoch bei ihm aus dem Mitfühlen, Miterleben, nicht aus verstandesmäßigen Systemen stammen. Er besitzt eine Gabe, die uns Deutschen nur selten eigen ist: gründliches Wissen auf die knappste, leichteste Formel zu bringen und doch nicht mit dem Wort zu spielen. Die deutsche Öffentlichkeit wird jetzt — hoffentlich! — die ganze Bedeutung dieses größten deutschen Essaisten aus der letzten Generation erkennen (271 S., RM 7.50).

Arnold Fratzscher

Von Gott und der Welt

Georg Schott, der durch sein „Volksbuch vom Hitler" bekannt geworden ist, bekennt sich im Nachwort seines Buches „Von Gott und der Welt" (Tazzelwurm Verlag, Stuttgart, 222 S., RM 3.80) zu H. St. Chamberlain als zu seinem Lehrer und Meister; ihm verdankt er die stärksten geistigen Erlebnisse, die zur Bildung seiner Weltanschauung wesentlich beigetragen haben. In den einzelnen „Briefen" nimmt Schott vor allem zu religiösen und kulturpolitischen Fragen Stellung. Er spricht in allgemeinverständlicher Weise zu älteren und jüngeren Freunden über das „Wagnis des Glaubens", über „Kirche und Christentum", „Sünde und Erlösung", über das Gebet, über den deutschen Idealismus, aber auch über den deutschen Choral und die deutschen Volksmärchen, über die Gleichnissprache der Natur und andere unsere Gegenwart bewegende Fragen. Schott greift mit diesem Buch in das weltanschauliche und religiöse Gespräch der Zeit ein und vertritt dabei den Standpunkt eines Christentums, das sich einerseits am Urchristentum erneuern muß und andererseits den notwendigen Forderungen der Gegenwart Rechnung tragen soll. Schott spricht eine entschlossene Sprache, aber er ist immer ritterlich und niemals ohne Ehrfurcht vor der Geschichte oder dem geschichtlich Gewordenen, so daß auch derjenige, der die Fragen und Probleme anders sieht und zu einer anderen Lösung kommt als der Verfasser, dem Schreiber dieser Briefe seine Achtung nicht versagen kann. Das Wichtigste und Entscheidende aber bleibt jedenfalls, daß das Buch beim Leser ein Erlebnis auslöst, das ihn veranlaßt, über die Probleme nachzudenken.

Otto Heuschele

Zwei schwäbische Frauenromane

Gertrud Hörlin „Verena"

Verena ist ein sehr selbständiges und selbstbewußtes junges Mädchen, Kind gescheiter Eltern, klug und wissensdurstig und eigentlich schon ein wenig zu selbstsicher für ihre jungen Jahre. Das Freundschaftserlebnis mit der „süßen Eidechse" Marie, einem pastellfarbig gezeichneten Geschöpfchen, das den Typ der zartesten und abhängigen Weiblichkeit verkörpert, führt zu den ersten Selbsterkenntnissen und sozusagen zum ersten Schliff. Dieses Idyll schweifender Mädchenfreundschaft mit Schwärmerei und Spielerei verfliegt, da das Leben aufwärts geht und die Wege der beiden sich trennen. Die sanfte Marie gewinnt in der pflichten- und kinderreichen Ehe mit einem tüchtigen Landarzt frauliche Sicherheit und Erfüllung ihres liebeergebenen Daseins. Verenas Leben entwickelt sich in der Sphäre des kunsthistorischen Studiums an der Berliner Universität zu einer gewissermaßen versachlichten Norm. Dieses in sich kühle, kühne und entschlossene Kind der Nachkriegszeit kann gar nicht genug Erlerntes in sich hineinpfropfen, es promoviert in zwei Fakultäten zum Doktor und erwirbt sich in staatlicher Anstellung Verdienste auf dem Gebiet neuzeitlicher Frauenschulung. Mit einer staunenswerten, dem Leser oft übersteigert scheinenden Überlegenheit steuert dieses junge Mädchen durch das Leben, ein lebendig gewordener Rechenschaftsbericht über Dinge, Menschen und Gefühle. Bis die Schülerin der Sachlichkeit, von der großen Liebe ihres Lebens überrascht und überwältigt, Höhen und Abgründe überklimmt. Sechsundzwanzig Tage dauert das dem Schicksal abgetrotzte Glück unter Dalmatiens sommerheißem Himmel, dann muß der Mann wieder zu Frau, Kind und Beruf zurück. Auch Verene muß in den Alltag zurück — es gelingt ihr nur schwer. In der männlich kühnen Amazone ist die Frau geweckt worden und diese Frau sehnt sich gegen alle Vernunft nach Leidenschaft, Erfüllung, Liebe. Der plötzliche Tod des Geliebten ist die auch von Verena als einzig möglich empfundene Lösung des Konflikts — allerdings eine Lösung, die sie fast zu Boden schlägt. Dann aber siegt der Sinn der wahrhaft großen Liebe: ihr Erlebnis blüht rückwirkend über den Tod hinaus. Es gibt Verena Kraft und eine neue, verinnerlichte und abgeklärte Sicherheit, ein Ruhen in sich selbst. Ein Besuch im sorgenreichen Haus der Freundin lehrt sie auch ein neues Bild des Alltags schauen: die Befriedigung in der Pflicht, und sei es auch der geringste Dienst. Sie, die sich die „Liebeleere" nennt, erscheint ihrer Mitwelt menschlicher, umgänglicher und gütiger geworden. Mit diesem Ausklang schließt das Buch. Verena Türk steht wieder im Leben und doch ein wenig abseits davon. Schmerz und Erfahrung haben sie dem allzu lauten Vorwärtstrieb entfernt; irgendwie hat das Leben sich für sie erfüllt, auch wenn es vielleicht noch vieles in Bereitschaft haben sollte . . . Auf dieser Schwebe zwischen heut und morgen verlassen wir die Frau, die wir als Mädchen trafen, an der Grenze jenes Übergangs, wo „die Erkenntnisse schweigen und der Alltag seine Würde wiedererhält" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin 669 S., RM 8.—).

Elsa Bernewitz „Dorothea"

Ein schlichtes, frommes Arzthaus in der Kleinstadt. Dorothea ist noch ein Kind, als der Onkel sie zum erstenmal aus dem Schlitten hebt. Da ist Kusine Jenny, resignierendes Hausmütterchen mit Liebesenttäuschung im Herzen; der ruhige, tüchtige, durch ein nicht sehr glückliches Verlöbnis gebundene Vetter Matthias — und da ist der jüngste, der Knabe Georg, wild und eigenartig und voll Knabenübermut hinter der kleinen „Dea" her. Später nennt Jenny dieses Ungestüm die „Urliebe". Die Jahre bewegen sich in ihrem schlichten Gleichmaß, aus den Kindern werden Leute, die „Urliebe" des Knaben wandelt sich in die frühe Leidenschaft ziellos wilder Schwärmerei. Das Kinderherz Dorotheas wird davon entzündet, zwölf weitere Jahre löschen diesen geheimen unerfüllten Brand nicht aus. Sie sehen sich lange nicht wieder, Georg ist Arzt in Japan. Dorothea heiratet den ruhigen, kraftvollen Matthias. Kurzes Zwischenspiel an ihrem Hochzeitstage, zu dem Georg auf ein paar kurze Tage kommt, Dorothea von neuem an ihr Gefühl erinnert; aber sie verliert sich nicht . . . und geht in gefaßter, stiller Besonnenheit zum Altar. Dann kommt in diesem episodenartig aufgeteilten und geschriebenen Buch die letzte Episode: Matthias ist tot, Georg kommt als Sterbender zurück. Als ein sanfter Spätherbsttag Georgs Leben auslöscht, trägt sie diesen Schlag mit stiller Fassung. Elsa Bernewitz schreibt in schlichter Sprache ein einfaches schlichtes Buch, ohne Problematik, ohne tiefschürfende Erlebniskraft, selbst die Konflikte sind versöhnlich und lösen sich — vielleicht ein wenig allzu flüssig — in Güte und Ergebung auf (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 204 S., RM. 4.50).

Käthe Lambert.

Österreichfahrt eines Dichters

Gerade in den Tagen, da uns die Heimkehr Österreichs ins Reich so tief bewegte, erschien von Karl Benno von Mechow, dem Dichter des „Vorsommer", ein schmales Erinnerungsbuch über eine Reise, die er vor etlichen Jahren durch Oberösterreich gemacht hat: „Leben und Zeit" (im Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 151 S. In Leinen 3.80 RM). Mechows verhaltenes, strenges, recht eigentlich keusches Dichtertum bestätigt sich auch in diesem kleinen Buch, das einen von dichterischer Besinnung durchsetzten Erlebnisbericht enthält. Der Reisende gelangt schließlich nach Kremsmünster, Linz, Kirchschlag, Kefermarkt, St. Florian. Es sind die Stationen, die durch das Wirken zweier großer Geister geweiht sind, deren der Dichter auf seiner Reise immer wieder gedenkt: Adalbert Stifters, des stillgewaltigen Dichters des oberennsischen Landes, und Anton Bruckners, des gottfeligen Musikanten von St. Florian.

Martin Kießig

Barockkirchen in Altbayern und Schwaben

Aufgenommen von Walter Hege, beschrieben von Gustav Barthel

Als von Walter Hege im Rahmen der vom Deutschen Kunstverlag herausgegebenen Sammlung der Deutschen Dome ein neuer Band über bayerische Barockkirchen angezeigt war, konnte man solch einer Neuerscheinung schon mit ziemlichen Erwartungen entgegensehen. Hege aber hat, von dem großen Feulnerschen Werk über das Bayrische Rokoko abgesehen, wohl das Schönste geschaffen, das bisher über dieses Gebiet erschien. Besonders schwierig waren gerade hier die Aufgaben für den Photographen. Ist doch im Barockraum die unendliche Vielseitigkeit der Motive ganz für das Augenerlebnis des Beobachters geschaffen, der den gesamten Raum mit all der Fülle und Bewegtheit des kreisenden Lichts abtastend erfaßt, ohne Rücksicht auf schärfste Lichtfülle oder tiefe Schatten, auf den Wechsel von Nähe oder Ferne. Mehr denn je ist der Betrachtungspunkt festgelegt, so daß auch bei Aufnahmen von Einzelheiten, ohne Aufbau von Gerüsten und Verwendung von künstlichem Licht, nur das in Frage kam, was der umherwandelnde Betrachter von unten aus ohnehin erfassen kann. Erstaunlich plastisch versteht Hege aus dem gewaltigen Orchester dieser Kirchenräume Teilstücke herauszuholen, wie die schwungvolle, von magischem Licht umflutete Bekrönung eines Altars, kühn in den Raum stoßende Voluten eines Kapitells oder über Wolkenbänken schwebende Putten.

Da der stärkste Eindruck dieser Barockkirchen in der großartigen Farbigkeit liegt, wurde versucht, auf einigen Tafeln farbige Innenansichten mit Hilfe des schwierigen Uvachromverfahrens zu bringen, wobei es immerhin zum Teil gelungen ist, die farbige Gesamtstimmung zu vermitteln und die Raumwirkung einzufangen.

Im Anschluß an Heges Aufnahmen gibt Gustav Barthel in großen Zügen eine Einführung in Bayerns und Schwabens kirchliche Baukunst während des 18. Jahrhunderts, beginnend mit einem Überblick über die in der Frühstufe auftretende Vorarlberger Bauschule, wobei Obermarchtal und Weingarten besonders herausgestellt sind. Die unerschöpfliche Gestaltungskraft Johann Michael Fischers erscheint in seinen Hauptwerken vor uns, von der Franziskanerkirche in Ingolstadt über Diessen am Ammersee und Zwiefalten zu dem machtvollen Raum von Ottobeuren, seiner kühnsten Leistung, und Rott am Inn; von den Brüdern Asam werden neben Rohr und Osterhofen die genialen Raumlösungen in Weltenburg an der Donau und der Nepomukkirche in München besonders herausgearbeitet, während bei Dominikus Zimmermann neben den Kirchen in Günzburg und Steinhausen auf die Wallfahrtskirche in der Wies als sein beglückendstes und großartigstes Werk das Hauptaugenmerk gelenkt wird (Deutscher Kunstverlag, Berlin, 60 Seiten, RM 12.—).

Dr. Max Schefold

Ewiges Bauerntum

Mit dem Bauernroman „Das ewige Leben" (Eugen Diederichs Verlag, Jena; RM 6.50) tritt der junge Steiermärker Sepp Keller zum erstenmal an die Öffentlichkeit. Zwar ist das Buch mehr eine Verheißung als eine Erfüllung; aber es zeigt eine ursprüngliche Erzählerbegabung. Sepp Keller gibt das Gefüge einer dörflichen Schicksalsgemeinschaft, zeigt uns, gleichsam von einem überlegenen Standpunkt aus, wie im Kreislauf der Jahre das Leben vorüberrollt, gleichmütig: Liebe, Tod, karges Glück, niedere Triebe und Leidenschaften, und darüber der große Atem einer ehrwürdigen Gebirgswelt, der am Grimming und den Tauern. Überschwemmung im Dorf, Feuersbrunst, Schlägerei und Bluttat im Rausch; Oster- und Sonnwendfeuer flammen auf, ein Streik bricht aus, ein Kind stirbt; Wilderei, Gewitter, Bau einer Wasserleitung, Einbruch verderblichen städtischen Wesens — in allem Auf und Ab behauptet sich die tragende Kraft der dörflichen Gemeinschaft.

Bei aller Schwerflüssigkeit der Erzählweise überzeugt das Buch durch seine herbe, kernige, mundartlich getönte Sprache und durch die kraftvolle Ursprünglichkeit seiner Haltung. Bequeme Leser, die leichte, glatt eingängige Unterhaltung suchen, werden hier nicht auf ihre Kosten kommen. Aber wer den Ernst der erzählerischen Haltung dieses jungen Österreichers spürt, wird auf seine künstlerische Weiterentwicklung hoffen.

Martin Kießig

Maria Zierer-Steinmüller „Meister Firnholzer"

Dieser Meister Firnholzer, der eine große Familie mit der Arbeit seiner Nadel zu ernähren hat, vereinigt treuherzige Biederkeit mit dem ewigen Drang zur Unrast, mit der Sehnsucht des Mannes, der sich aus seinen Fesseln herausſehnt. Es ist das Blut in ihm, die Erbschaft wandernder Vorfahren. Das Leben rührt diesen Firnholzer an. Am Rand des Alters ein kleiner holder Frühlingsrausch — dann überwiegt die Alltagspflicht und die Alltagstreue. Doch das Schicksal zieht einen dicken Strich durch die eben begonnene Rechnung: es holt sich den Meister Firnholzer ganz plötzlich mitten aus allen seinen Plänen heraus, von der offenen Straße weg. Da liegt nun der Mann Firnholzer im Hausflur eines fremden Hauses und „man schob sich mit ihm durch eine Tür im Hintergrund, die sich wieder schloß". Was hinter dieser Tür für Werte und Erfüllungen stehen, muß Firnholzer auf himmlischen Landstraßen weiter erforschen. Das ist die Geschichte des Meisters Firnholzer, zuweilen ganz alltäglich und behaglich, und dann wieder voll innerer Spannungen und äußerer Konflikte, aber auf jeden Fall eine lebensnahe und treuherzige Geschichte (J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachf., Stuttgart).

Käthe Lambert

Der murrende Berg

Über einem Dorf in der Gegend des Wiener Waldes wacht ein Berg, der mit prophetischer Gabe ein reiches Weinjahr und irgendein großes Blutvergießen durch Poltern und Murren anzeigt. Um diese Bauernsage hat Marie Grengg ihre Erzählung „Der murrende Berg" (Verlagshaus Bong & Co., Berlin, 152 S., RM 3.80) geschrieben. Wieder hat der Berg ein gutes Weinjahr und ein Unglück zugleich angezeigt. Noch weiß niemand, wen es betreffen wird, was es diesmal sein kann. Die alte Philomena weist auf den bösen Türk-Bauer hin, der die eigene Familie schindet und den Leuten, die nicht pünktlich Zins zahlen, den Hals abschnürt. Bei der alten Philomena hat sich ein Pärchen aus der Stadt eingenistet. Ein Mann und eine Frau, die noch ohne Segen des Pfarrers zusammenleben, aber fleißig arbeiten und mit Freude an ihrem gepachteten Land schaffen. Der böse Türk läßt nicht nach, gegen die friedlichen Leute zu hetzen, und bald ist das ganze Dorf gegen sie und sucht ihr Werk zu zerstören. Der Berg aber murrt weiter . . . Der Wein ist gut, wie seit Jahren nicht, und der Sohn des Türk freit um eine reiche Bauerntochter. Zu gleicher Zeit jedoch läßt er sich mit der hübschen Magd ein, die ein Kind von ihm bekommt. Der alte Türk bedroht den Sohn und ist so der geistige Täter des furchtbaren Mordes an der Tagelöhnerstochter. Die Gerichte verurteilen den Bauernsohn zum Tode, der Alte geht leer aus. Ein Steinhagel der erbitterten Dörfler treibt ihn zum Haufe der alten Philomena, wo er von dem verfolgten Paar mitleidvoll geschützt wird . . . Nun ist der Berg wieder still. Das Buch ist von der Dichterin selbst sehr ansprechend mit eigenen Zeichnungen versehen worden.

Ines Angelika Mosig

Vom Schreibtisch zum Kuhstall

Da liegt im Berchtesgadener Land oben in 900 m Höhe der alte zerfallene Berghof Gaßlehen, seit Jahren unbewirtschaftet. Und da sitzt in Berlin seit zwanzig Jahren an einer großen Tageszeitung der Theater- und Kunstkritiker Hugo Kubsch. Das Bauernblut in seinen Adern läßt ihm keine Ruhe mehr: er muß einen Bauernhof haben, oben in den Bergen — es ist Gaßlehen. Das Lebendige, das Vieh, fehlt zunächst vollkommen auf dem Hofe. So wird ein Schwein gekauft, das den klassischen Namen Aphrodite mitbringt. Es ist das Glücksschwein, dem nun anderes Vieh folgt; Hühner, deren Sprache Kubsch zu verstehen glaubt, solange sie noch klein und scheu sind, während sie ihm später zu lebhaft reden; Schafe, weiße und schwarze, echte Bergschafe, die das Wandern nicht lassen können, ausrücken und mühsam gesucht, von weither zurückgeholt werden müssen. Bald kommt die erste Kuh in den Stall, Rosei; sie ist trächtig, und einen prächtigen Stier wird langsam und vorsichtig ins Leben geholfen. Langsam füllt sich der Stall mit prächtigen Tieren, die gelegentlich mit Chopin-Musik zum willigeren Hergeben ihrer Milch ermuntert werden.

Mit etwas mißtrauischer Neugier betrachten die alteingesessenen Bauern das Beginnen des Städters, vielleicht sogar mit gutmütiger Schadenfreude, die bald einem gegenseitigen Verstehen weicht. Denn die Bergbauern, ein schwer zugänglicher Schlag, horchen auf, sie kommen, um zu fragen, und nehmen sogar den erteilten Rat mitunter an. Kubsch lernt die Weisheit erkennen, die in manchen alten Bauernregeln steckt, er macht sich die langjährigen Erfahrungen der Alteingesessenen zunutze. Daneben schöpft er unermüdlich neue Belehrung und Anregung aus seiner großen Bibliothek, von der nun ein ganz anderer Teil Leben gewinnt als in der Stadt.

So ist Hugo Kubsch allmählich wieder in den Beruf seiner Vorväter fest hineingewachsen. Er liebt seine Scholle und ringt um sie mit allen Kräften. Wer das Buch liest, das Kubsch über diese ersten Bergbauernjahre geschrieben hat („Der Hof am Gilberg" oder „Vom Schreibtisch zum Kuhstall", bei Quelle & Meyer, Leipzig, RM 3.80) und das Holzschnitte eines jungen, sehr begabten Berchtesgadener Künstlers schmücken, erlebt alles lebendig mit; er lernt aber vor allem eins: daß zum Erfolghaben nicht das fleißige Arbeiten allein gehört, sondern ein frohes, starkes und unbeirrtes Wartenkönnen auf das Ziel, unterstützt von einem Glauben, den man in Traum und Wachen hüten soll wie seinen Lebensatem.

Doro v. Prittwitz und Gaffron

Die Macht des Berges

Eine Reihe von Erzählungen verschiedener Verfasser sind in dem Werk „Die Macht des Berges" von Jos. Jul. Schätz (Verlag F. Bruckmann A.-G., München, 170 S., RM 3.80) gesammelt worden. Immer wieder wird hier der uralte Kampf zwischen Mensch und Berg geschildert. So erzählt Hermann Hesse in der Novelle „Der Berg" vom Tode des jungen, eigenbrötlerischen Cesco Biondi, der den Monte Giallo um jeden Preis ersteigen wollte. Dem der Berg erst wie ein Freund, ein Gefährte erschien, weil auch er fremd und verlassen zwischen den berühmten Gipfeln stand, wie Cesco sich einsam zwischen seinen Gefährten fühlte. Aber dann wird aus der Freundschaft eine bittere Feindschaft, in der der Felsenriese Sieger bleibt. Voll tiefer Tragik ist die Geschichte der „Brüder Kortula" von Anton Schnack. Beide Brüder unternehmen in gutem Einverständnis eine Bergwanderung. Der eine stürzt in eine Gletscherspalte, und der andere, von Bergpanik ergriffen, trennt mit einem stumpfen Messer das Seil, das ihn mit dem Bruder verbindet. Auch in der Erzählung von den drei eingeschneiten Skifahrern von Gustav Renker („Drei und der Tod") zeigt es sich, daß Bergnot die Charakterstärke des Menschen auf die schwerste Probe stellt und daß sich niemand ungestraft in die Macht der Berge begibt, der nicht zugleich Mut, Ausdauer und Liebe zu ihrem felsigen Bereich besitzt.

Ines A. Mosig

Um Widerspruch wird gebeten!

Kleine Glossen zur Zeit

Krisis des Romans

Zu unserer Glosse »Krisis des Romans« in Heft 8 der Weltstimmen erhalten wir die beiden nachstehenden Erwiderungen, in denen unsere Anregungen noch weiter ausgeführt werden: Krisis des Schrifttums — Krisis des Geistes — Krisis der Menschen?

Auf dem Wege zum Analphabetentum ...

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich halte Ihre Ausführung über die „Krise des Romanes" für sehr bedeutungsvoll. Sie zeigen eine Sachlage auf, deren Bedenklichkeit schon seit langem zu einer ernsten Untersuchung herausfordert. Dabei stellt man dann fest, daß sich Ihre Fragestellung sogleich erweitert zur „Krise des Geistes". Denn alle Dichtung ist geistigen Ursprungs — nicht minder aber auch die Tätigkeit des Lesens. Von drei Seiten stellt sich diese Verflachung der Erzeugung und der Aufnahme dar: 1. Zunehmende Masse bei gleichzeitiger Verarmung der Thematik, 2. Zunehmende Durchsetzung oder gar Text-Verdrängung durch das Bild, 3. wachsende Banalisierung der Sprache.

Der soeben verstorbene Dichter Rudolf G. Binding hat einmal bekannt, daß er „entsetzlich schwer" geschrieben habe. Wer sich selbst um sprachlich-künstlerische Formungen bemüht, oder wer sich ein Organ für die Arbeitsseite der Dichtung erworben hat, begreift diesen Ausspruch. Um eine Landschaft so zu „beschreiben", daß Vision oder Erlebnis des Dichters in der Vorstellung des Lesers mit gleicher Kraft nachgebildet werden können, ist nicht nur äußerste Konzentration erforderlich, vielmehr ein außergewöhnlicher Aufwand nachtester Arbeit. Eine kleine Erzählung von dichterischem Rang erhält ihre schwebende Anmut nur auf dem Wege unermüdlich beharrlichen Denkens und Formens. Niemand wird etwas geschenkt, auch dem genialen Künstler nicht.

Man kann einwenden, daß es von jeher zwei Seiten erzählenden Schrifttums gegeben habe: Kunst und Unterhaltung. Und daß der Unterhaltungsschriftsteller nicht den Ehrgeiz besitzen könne, seinen „Beschreibungen" und „Schilderungen" die Dichte des Kunstwerkes zu verleihen, weil ja auch seine Leser gröbere, schnell aufnehmbare, zeitausschaltende Kost verlangen. Das ist gewiß richtig. Wenn sich aber das Niveau des Gesamtschrifttums zugunsten der Unterhaltung senkt, wird die Sachlage bedenklich. An diesem Punkte stehen wir heute.

Will der Leser nicht mehr denken? Will er seine geistige Tätigkeit auf die rein optische Aufnahme (Bild) und den bloßen Eindruck beschränken? Ist es auf den Leser zurückzuführen, daß der



„Sachte, sachte, mein lieber Herr Fleurant, wenn's gefällig ist; wenn Ihr so mit den Leuten umgeht, wer wird denn da noch krank sein wollen!"

Emil Heß als Argan in der Aufführung von Molières Lustspiel „Der eingebildete Kranke" im Stuttgarter Staatstheater — Aufn. Illenberger

Roman so gedanken-, form- und sacharm geworden ist, und daß die alten Familienzeitschriften sich fast durchweg in geistig schwunglose Illustrierte Zeitungen verwandelt haben? Daß der „Unterhaltungsteil" der breiten Presse einschließlich der Sonntagszeitungen so banal und flach sich darbietet, der Stil der Sprache teigig und glatt, die Thematik einseitig nach Wirkung und „Geschehen"? — „Der arme Leser ist überanstrengt und bedarf der Erholung" — das ist die eine verbreitete Begründung. Die andere ist wesentlich ernsthafter: in den Auflagenziffern der Zeitschriften und der Masse der erscheinenden Bücher scheint sich ein hohes Maß geistiger Bequemlichkeit des Lesertums zu spiegeln.

Es soll kein Kampf gegen das Bild angesagt werden. Es ist durchaus so, daß die Illustrierte Zeitung, das Bilderbuch Lebensrecht besitzen — insbesondere dort, wo das Wort die Fremdartigkeit einer Erscheinung nur ungenügend umreißen kann und der Vorstellungskraft des Lesers kein zureichender Ansatzpunkt gegeben wird. Dort dient das Bild der Veranschaulichung, erleichtert es die Arbeit des Schriftstellers und des Lesers zugleich (vom Schmuckbild soll in diesem Zusammenhang nicht gesprochen werden). Überwuchert das Bild jedoch das Wort, das — geschlagen — zurückgedrängt, geschwächt, banalisiert wird, so verliert die „Illustration" ihr Lebensrecht, indem er die ihr natur-

gemäß gezogenen Grenzen überschreitet. Wiederum ist es leider die Presse (Zeitung und Zeitschrift), die diesen Tatbestand nicht erkennt. Hier „schreibt" der Schriftsteller nur noch — oder er „betextet" gar — und der Leser erschöpft seine Tätigkeit im „Besehen". Jener braucht nicht mehr zu denken, wenn er eine verwickelte Landschaft darstellen, dieser nicht mehr, wenn er sie sich vorstellen will: das Lichtbild beseitigt eine unbequeme Mühe. Doch das noch so „interessierte" Durchblättern eines Bilderheftes läßt nur einen schnell verfliegenden Eindruck im Betrachter zurück. Ein Eindruck kann ja nur durch „Druck" erzeugt werden: wenn aber der Druck — des Denkzwanges nämlich — fehlt, so bleiben Gelesenes und Geschehenes dünn und verflüchtigen sich schnell wie Äther.

Und wo entsteht nun die Stoffarmut des Schrifttums? Sie haben mit Ihren vier Punkten einen fast erschöpfenden Umriß gegeben. Hinzu tritt nur, daß der Stoff selten bewältigt wird, seine Schwere behält, „unerlöst" bleibt.

Man kann eine geistige und soziale Quelle für diese Sachlage finden: womit man zwar erklären, nicht aber entschuldigen würde. Denn die Bemühung ist alles — wo sie fehlt, bleibt nur die „Arbeit am laufenden Band". Mir scheint, daß wir alle daran kranken, den ungeheuren Zuwachs an Wissen, Erkenntnis und Geschehen des 19. Jahrhunderts noch nicht bewältigt zu haben. Der Krieg brach herein, die Inflation, der Umbruch: ein Wirbelsturm neuer Gedanken, neuer Beiträge zur Weltbedeutung, umwühlender Ereignisse erschütterte jene alte christliche Glaubensbasis, der selbst die Aufklärung des 18. Jahrhunderts nur wenig anzuhaben vermochte. Hinzu tritt die planetarische Ausweitung des Raumes: das politische Geschehen kreist, nirgends behindert, um die Erde und findet allerorten erschlossene Räume, die wirtschaftlichen Vorgänge desgleichen. Eben beginnt der zum Planeten ausgedehnte Raum in das Bewußtsein der Allgemeinheit („Masse") zu treten, und dieser umwälzende Vorgang trifft auf eine glaubensmäßig erschütterte, ungewiß wogende, weithin hilflos umherirrende geistige Haltung. Krisis des Geistes, Krisis des Menschen, Krisis des Schrifttums . . .

Das ist alles nur angedeutet, denn es ist ein weites Feld. Jedoch: die Bemühung entscheidet heute, nicht die Vollkommenheit. Jetzt! Aber eben die Mühe wird vermißt. Die Achtung vor jenem wichtigsten Element des Schrifttums: dem Wort, der Sprache. Hier müßte eingesetzt werden. Der Schriftsteller dürfte sich nicht mit der abgegriffenen Wortmünze, mit dem banalen Bericht, der kurzatmigen Darstellung zufrieden geben. Der Leser müßte protestieren, die Sachwalter des Schrifttums erziehend eingreifen. Ist das Wort die Grundlage des Schreibens, so müssen wir uns ihm widmen, um das allgemeine Niveau zu heben. Wie nur derjenige wahrhaft Herr ist, der sich selbst befehlen kann, ist nur derjenige Bildner, der nie ermüdend sich selbst erzieht. Darauf kommt es an; hier oder nirgend liegt die Ansatzpunkt zur Entstehung eines künstlerisch und moralisch tragbaren Schrifttums. Dem erst folgt dann: die große Dichtung.

O. E. H. Becker

Schlösser, die im Monde liegen ...

Mir sagte einmal ein Arzt, er halte nur die Menschen für gesund und lebenstüchtig, die ein Steckenpferd und ein Luftschloß besäßen. Und von dieser Seite her, lieber Herr Dr. Blanck, möchte ich, da ich Ihnen in vielen wesentlichen Punkten Ihrer Glosse nur zustimmen kann, Ihre Ausführungen ergänzen. Wenn Sie es als Widerspruch auffassen, um so besser!

Vor meinem Hause, das an einem Park liegt, fahren stündlich 150 Autos, Autobusse, Lieferwagen mit und ohne Anhänger und Motorräder mit und ohne Beiwagen vorüber, im Park singen morgens 10 Kindergärtnerinnen mit 80 Kindern heitere Spiellieder, über das Haus ziehen täglich 20 Flugzeuge, und durch die Nebenstraße fährt fünfminütlich ein Zug der elektrischen Bahn. Es gibt für mich und Hunderttausende nichts Schöneres als den Gedanken, auf dem Lande einmal in „Heuduft und Mondschein" zwar nicht ein gesundes Kuhmädchen zu lieben, aber Ruhe zu haben und tun zu können, was einem beliebt. Ja, das ist der zweite Punkt. Unser Leben ist so wundervoll durchorganisiert, daß wir immer wieder durch irgendwelche „Störungen" von außen her „erfaßt" und von unserer Linie abgedrängt werden. Daß das nötig ist, kann keinem zweifelhaft sein. Aber es gibt halt ein Luftschloß, in dem lautet das oberste Gesetz an die Gäste: Tue, was du magst. Nun meint der Städter, so sei es auf dem Lande bestellt, wo der Bauer doch „wie ein König auf seiner Scholle" sitze. Natürlich hat er Unrecht, der Städter; aber das tut in diesem Zusammenhang nichts. Er will es glauben, und deshalb verlangt er nach Erzählungen solcher Art, wie sie von Ihnen unter Punkt 1—4 aufgeführt sind, je nach Geschmack und Gemütstiefe mit oder ohne Tragik. Das ist wie das happy end im Film. Je weniger es so etwas wie ewige Sonne und reiche Glückseligkeit im Leben gibt, um so eifriger wird ein solcher Zustand im Film gefragt. Lassen Sie den Leuten ihr Steckenpferd und ihr Luftschloß!

Unsere ernsthaftere Naturdichtung freilich sieht ganz anders aus. Dort ist die Natur ja nicht als Sommerfrischenaufenthalt, sondern als eine eigenartige Lebensform gefaßt. In ihrem Raum ist von Quietismus und rosaroter Sentimentalität wahrhaftig nichts zu spüren. Das Leben ist ernst und schwer; aber es ist auch beglückend einfach und schlicht, es nimmt seinen Weg ohne Überraschungen und Phrasen. Hier gilt nur die unbestreitbare Tat; wer gut ackert und düngt, eggt und walzt, sät und erntet, der gedeiht. Wer das nicht tut, sondern von der Dummheit oder der Gutmütigkeit seiner Mitmenschen zu leben gedenkt, ist ein Narr. Er vergeht, und niemand hilft ihm. Die Krisis des Romans — ist sie nicht eine Krisis des Menschen?

H. W. Keim



Selma Lagerlöf in ihrem Heim
Aufn. Coze

Selma Lagerlöfs Heimat

Zum 80. Geburtstag der Dichterin am 20. November

Von Ortrud Freye

Kaum je zuvor ist eine Landschaft durch die Dichtung so bekannt geworden wie die schwedische Provinz Värmland durch Selma Lagerlöfs Erzählungen, vor allem durch ihren „Gösta Berling". Wohl hatten schon vor ihr värmländische Dichter wie Tegnér, Geijer und Fröding zum Ruhme der Provinz beigetragen, aber erst Selma Lagerlöf hat den Namen Värmland über die ganze Welt berühmt gemacht. Nie zuvor gab es ein Epos, das so innig und unlösbar mit einer Landschaft verwachsen war wie Gösta Berling mit Värmland.

Die Provinz Värmland hat von jeher eine Sonderstellung eingenommen. Zwischen Dalekarlien und Norwegen gelegen, war sie vielfachen Kriegen, Fehden und teilweise auch der Entvölkerung von allen männlichen Einwohnern ausgesetzt — ein Zustand, der auch einen tatkräftigen Frauentypus hervorgebracht hat.

Seit Jahrhunderten hat die eingeborene schwedische, zum Teil auch norwegische Bevölkerung Värmlands einen starken Einschlag von wallonischen Waffenschmieden, deutschen Bergleuten und Finnen erhalten, die das Köhlerhandwerk betrieben und höchstwahrscheinlich schon bei ihrer Einwanderung in Värmland mit Tartarenblut gemischt waren.

Das Gemüt dieses Mischvolkes war stets großen Schwankungen unterworfen. Es wechselte zwischen Weiche und Härte, Lachen und Weinen, Frohsinn und einer Schwermut, die zu manchen Zeiten richtige Selbstmordepidemien hervorrief. Doch die überschwengliche Phantasie des Värmländers und vor allem sein Geselligkeitsbedürfnis, befördert durch den Drang, die dunklen Seiten des Lebens zu erhellen und die Wirklichkeit zu verschönern, ließen ihn eher als Optimisten erscheinen, der das Leben von der leichten Seite nimmt. Dabei ging die Liebe zur Musik durch sein ganzes Leben. Mit der Musik wuchs der Värmländer förmlich auf, er übte sie nicht zum Zeitvertreib, er ließ sich vielmehr von ihr seine kostbare Zeit rauben. So konnte es geschehen, daß die Kavaliere in „Gösta Berling" über der Musik die Verfrachtung des Eisens oder das Mähen des Grases vergaßen.

Die Festfreudigkeit des Värmländers ist heute noch weit bekannt, und der Hauptort, Karlstad, gilt als die Stadt in Schweden, in der am meisten gefeiert wird. Auch die altberühmte Gastfreundschaft nach dem Grundsatz, „zu geben, was man hat, und noch ein bißchen mehr", lebt noch heute.



Ekeby   Aufn. Heurlin

wandelt, es ist vorbildlich für die Gewinnung von Zellulose, Sulfit und Sulfat geworden. Die Värmländer John Ericsson, als Erfinder des Propellers, sein Bruder Nils als der Erbauer der ersten värmländischen Eisenbahn und L. M. Ericsson als Erfinder des Telephons, haben das ihre dazu beigetragen, während die von Nobel begründeten värmländischen Boforsfabriken einen Weltruf erlangten.

Und doch ist das Värmland von heute ein anderes geworden. Die neue Zeit mit ihren Erfindungen hat dem Lande der Mystik und des Aberglaubens — er blühte noch vielerorten in Selma Lagerlöfs Kindheit — wie auch dem Värmländer selbst ein neues Gesicht gegeben.

Wohl stehen noch die alten langgestreckten Herrenhöfe, in denen einst lebenslustige Menschen beim Dufte des dampfenden Arakpunsches die zierliche Française und die übermütige Värmlands-Polka tanzten. Aber heute herbergen sie nicht mehr Menschen der Phantasie und der Abenteuer, sondern Menschen der Arbeit und Sachlichkeit.

Wohl sieht man noch die alten Gutsflügel, in denen sogenannte Krippenreiter, in Värmland Kavaliere genannt, untergebracht waren. Sie setzten sich aus überflüssig gewordenen Pfarrern und Offizieren, Dichtern und Erfindern zusammen, und ihr Lachen und ihr Gesang ertönten aus den niedrigen Räumen. Aber statt der Lieder schallt aus ihnen jetzt höchstens das Klappern von Schreibmaschinen.

Värmland hat sein Gesicht verändert. Die vielen Eisenhämmer, die oft den Herrenhöfen angeschlossen waren, sind längst zum Stillstand gekommen, die Herrenhofkultur ist ausgestorben. Die Öfen sind erkaltet, das Holz hat das Eisen verdrängt. Die Finnenwälder im Norden, in denen einst Selma Lagerlöfs Vorfahren als Pfarrer lebten, sind kein Geheimnis mehr. Värmland, das Land der Poesie und Abenteuer, ist in ein Industrieland ver-

Der alte Herrensitz Rottneros (Ekeby in der Saga) leuchtet mit seinem großen weißen Hause hinter einer weiten Rasenfläche auf; pietätvoll wurde der einfache Kavaliersflügel nach einer Feuersbrunst wiederaufgebaut. In das Brausen dreier übereinanderliegender gewaltiger Wasserfälle mischt sich das Kreischen der größten Holzschleiferei im Fryksental.

Doch die meisten värmländischen Herrenhöfe sind heute in gutgehende Pensionate umgewandelt. Denn Värmland ist nicht nur ein Industrieland geworden, sondern auch ein bedeutendes Touristengebiet. Die Reisenden kommen aus aller Herren Ländern herbei, um die Stätten zu sehen, wo interessante Menschen gelebt haben. Sie durchsausen die Finnenwälder, in denen einst Gösta Berling, der geniale und vertrunkene Pfarrer, seine Stellung verlor, nachdem er, wie so viele seiner Amtsbrüder, ein klägliches, von Freuden und Büchern abgeschlossenes Leben in einer verrohten, nur finnisch sprechenden Gemeinde geführt hatte, die ihn nur dann respektierte, wenn er ihr Zechbruder wurde. Sie beschauen die schornsteinlosen, finnischen Häuser. Sie fahren mit den kleinen, weißen Dampfern „Selma Lagerlöf" oder „Gösta Berling" über den langgestreckten Fryksensee (Löwen in der Sage), vorbei an Dörfern und fruchtbaren Tälern, an alten Kirchen und weißen Herrenhöfen, an Björkefors, dem Hause des bösen Sintram, das so oft seinen Besitzer wechselte — vermutlich infolge Aberglaubens —, an Oejervik, wo der Land-

richter Sandelin mit seiner Frau (der Majorin in der Saga) lebte, bis er sie in eine Dachkammer einsperrte mit der Aussicht auf Ekeby, doch nicht auf Stöpafors, den Sitz ihres einstigen Anbeters, des Patron Altringer. Dieser vermachte ihr seine sieben Güter, die sie aber erst bei ihrer Freilassung nach dem Tode ihres Mannes übernehmen konnte. Mit Verstand und Energie schaltete sie über die Güter und ihren Kavaliersflügel, und in ihrem 90. Lebensjahre ließ sie von dem Regimentsschreiber Lagerlöf, dem Großvater der Dichterin, ihr Testament ausfertigen. Sicher hat Selma Lagerlöf von ihm viel über das Leben der „Majorin" erfahren.

Der größte Anziehungspunkt für die Fremden in Värmland ist natürlich Sunne, der alte Hauptort am Fryksensee, wo der begabte und unglückliche Karl Fryxstedt, eins der Vorbilder für Gösta Berling, lebte und der Pfarrer Fryxell die Geschichte seines Landes schrieb.

Von Sunnes hochgelegenem Friedhof mit dem Denkmal Fryxells und dem Grabe Gustaf Frödings, des größten schwedischen Lyrikers, gelangt man in das Kirchspiel Ost-Aemtervik, wo das Lagerlöfsche Gut Märbacka in einem wasserlosen Tal liegt. Einsam ist die Gegend; große Dichter wohnen bekanntlich nicht gerne an der Landstraße. Ab und zu ein Radfahrer oder ein Lastauto, vermutlich mit Märbacka-Milch. Am Ende einer Birkenallee leuchtet ein großes weißes Haus mit einem schwarzen Dach auf. Ein Schild weist den Weg zur Tankstelle — ein durchaus nötiges Erfordernis für die Hunderte von Autos an schönen Sommertagen —, ein Laden für die Angestellten, dann — eine große Kette um das Haus. Sie war nur gar zu nötig. Zu oft hatten sich die Neugierigen an den niedrigen Fensterscheiben die Nasen plattgedrückt, wenn Selma Lagerlöf zu Tisch saß.

Hat man sich aber bei ihr angemeldet, dann wird die Kette gelöst, und wir betreten eine Vorhalle, in der uns ein großes Rundfunkgerät ins Auge fällt. Eine weißhaarige Frau mit gütigen Augen tritt uns entgegen und begleitet uns in das Empfangszimmer. Auf dem großen Tisch liegen viele Bücher und Zeitschriften; an den Wänden hängen die Ölbilder ihrer geistlichen Vorfahren, am Fenster steht ein Flügel. Die Dichterin spricht nicht viel, das Gesellschaftliche hat ihr nie gelegen; aber was sie sagt, ist voll Anteilnahme und Wärme.

Aufn. Heurlin

Der Björklangensee mit der Kirche von Skillingmark, in der sich einst Almqvist trauen ließ



Mårbacka Selma Lagerlöfs Heim
Aufn. Lundin

Sie ist mit der Zeit gegangen wie Värmland und Mårbacka. Sie ist eine moderne Landwirtin geworden und erzählt von den Produkten ihres Gutes, die weithin Anklang finden. Ihr Mårbacka-Hafermehl, hergestellt nach einem alten Rezept, liegt heute schon überall in Paketen mit großer Aufschrift in den Geschäften Neuyorks aus. Auch der Besucher muß davon kosten. Aber das ganze Haus lernt er gewöhnlich erst bei wiederholtem Kommen kennen. Stattlich und hell, modern, doch ohne Luxus, ist es aus dem kleinen, elterlichen Haus aufgebaut. In dem langen, schmalen Arbeitszimmer im ersten Stock sind die Wände mit Bildern aus „Nils Holgersson" geschmückt, und eine große goldene Gans mit dem kleinen Lausbuben auf dem Rücken scheint durch eines der vielen Fenster hinaus über Garten und Land fliegen zu wollen. Von dem großen Altan ihres Schlafzimmers, das aus dem früheren Kinderzimmer entstanden ist, hat man durch die Pappeln am Ende des Hofes einen weiten Blick in das Land.

Bisweilen an schönen Sonntagen kann es vorkommen, daß sich Selma Lagerlöf auf dem Altan zeigt, wenn sich unten die Besucher drängen. Denn alle wollen die Frau sehen, die ihnen und unzähligen andern durch ihren hellen und frohen Glauben an das Gute im Menschen so viele glückliche Stunden bereitet hat.



Värmländische Landschaft — Aufn. Heurlin

Kaiser Augustus

Von Otto Wirz

Tiberius Gracchus, ein wohlmeinender Mann der römischen Nobilität und Volkstribun, wollte eine Reform der sozialen Grundlagen des Staatswesens herbeiführen durch Begünstigung der freien bürgerlichen Arbeit gegenüber einer übermächtig gewordenen Sklavenwirtschaft auf den Landgütern, und namentlich durch eine Aufteilung von Domänen. Doch indem die Gegenpartei, die Optimaten, den andern Volkstribunen bestach, so daß er sein Veto gegen die Gracchischen Anträge einlegte, indem er selbst nun, um seine Sache nicht verlorenzugeben, den Kollegen durch die Volksversammlung wegwählen ließ und damit gegen die verfassungsmäßigen Grundlagen des Staatswesens verstieß, war dieser Führer der Popularen aus einem Reformer zu einem Revolutionär geworden. Er erlag in den nachfolgenden Wirren einem Anschlage der Optimaten. Man zählte das Jahr 133 v. Chr. Mit seinem Tode begann der Bürgerkrieg. Ihn beendete erstmals Cäsar durch die Schlacht bei Tapsus im April des Jahres 46 v. Chr., als er das letzte große Heer der Republik aus dem Felde schlug.

Noch der Geschichtsschreiber Polybius stand unter dem Eindruck der pflichtbewußten Sachlichkeit, des hohen Gerechtigkeitssinnes, der Selbstbeherrschung, der würdevollen Verkörperung des Römerwesens, die er römische Machthaber zur Schau tragen sah. Er erkannte darin die Merkmale, die ihm Roms Anspruch auf eine Erweiterung seiner Herrschaft vor den übrigen Weltmächten der Zeit zu rechtfertigen schienen. Als aber, fünfzig Jahre später, die Reichtümer der Welt sich zu Rom in verschwenderischer Fülle aufzuhäufen begannen, da ist auch schon die Korruption da, ist das Geld ein Werkzeug der Politik geworden, ist nach einem Wort der Zeit „die Einheit aus dem Staate geschwunden, die Freiheit aufgehoben, die Treue verjagt, die Republik tot".

Jetzt war das Gemeinwesen von innen her verloren; die Voraussetzung, unter der es sich zur Zeit seines Emporkommens so kraftvoll behauptet hatte, existierte nicht mehr: jene freiwillige und verantwortungsfreudige Einordnung jedes einzelnen in die Gemeinschaft, aus der die Unmöglichkeit einer politischen Willkür fließt und das Vertrauen in die öffentliche Ordnung sich von selbst herleitet. Jetzt konnte nur eines noch dem Staate neuen Halt und eine zuverlässige Ordnung verleihen: der Übergang aller öffentlichen Macht und aller öffentlichen Befugnisse in die Hand eines durch die Gesamtheit anerkannten Einzelnen vom alten Schrot und Korn, damit durch ihn erzwungen werde, was sich von selbst nicht mehr begeben wollte und begeben konnte.

Sulla, ebenso bedeutsam als Führer der Optimaten wie als Menschenkenner, Menschenverächter, Spötter und Feldherr, hatte dieses Neue vorübergehend verwirklicht. Da er jedoch aus eigener Entschließung von der Macht zurücktrat, um sie dem Senate wieder auszuliefern, für den er ihre Handhaben zugeschnitten hatte, mußte nach seinem Tode das grausame Spiel aufs neue begonnen werden. Alle die gewaltigen Blutopfer seiner Feld- und Konskriptionszüge, die vollkommene Verödung des Samniterlandes, aus dem Roms Bürgerschaft sich bislang vorwiegend regenerierte, das und mehr noch war umsonst geschehen.

Die neuen Entscheidungen führte Cäsar herbei, ohne Zweifel der ansprechendste unter allen damaligen Kandidaten um die Macht und — wenn Mommsens Darlegungen zu Recht bestehen — der größte Staatsmann des Abendlandes. Doch nach seiner Ermordung war das Erreichte abermals vertan, ein neuer Kandidatenwettbewerb um den Besitz der öffentlichen Macht vom Schicksal anberaumt.

Diesmal hießen die Wettläufer: Gaius Oktavius, Sohn der jüngern Schwester des ermordeten Diktators, gesetzlicher Erbe von zwei Dritteilen der Cäsarischen Hinterlassenschaft. Ferner: Brutus, Cassius, Antonius, Lepidus und Sextus Pompeius. Davon: Brutus und Cassius als Verfechter des republikanischen Gedankens.

Aus den Kämpfen ging Cäsars Neffe als Sieger hervor.

Während Cäsar selber zuletzt mit Verachtung von der Republik sprach, während ihm die Verwandlung des homo Romanus in einen homo humanus, die Auflösung des Römertums im Griechentum, die Verlegung des politischen Schwerpunktes im Reiche nach dem Osten hin vorgeschwebt haben mag, während er — in einem sehr hohen Sinne! — spielerisch genug von der Welt dachte und von den Möglichkeiten, sie in Atem zu halten, so daß er sich trotz aller römischen Abneigung schließlich auch noch die Königskrone zugelegt hätte, ging Augustus ebenso zielsicher, aber nach Art eines bei weitem gewöhnlicheren Menschen vorsichtiger zu Werke: auf eine Weise, als wäre ihm an einer Wiedererweckung des alten Römertums alles gelegen und nichts so sehr ans Herz gewachsen wie die Wahrung der republikanischen Einrichtungen im Reiche. Mit Betonung: in der Rolle des Erben seines Vorgängers und Adoptivvaters Cäsar, divus Julius; ohne Betonung und um so selbstverständlicher im Anspruch: als der von den Geschicken des römischen Volkes zu seinem Führer und Wahrer bestimmte Mann.

Er hat das gründlich, mit vorbildlicher Geduld, Zurückhaltung, Planmäßigkeit, scharfem Blick für Menschen, Zustände, ihre Verwendbarkeit und während vierundvierzig Regierungsjahren getan, so daß den Zeitgenossen Gelegenheit gegeben war, sich an das Prinzipat als an einen Dauerzustand zu gewöhnen, um es schließlich wie ein Alteingesessenes zu akzeptieren.

In dem schönen Buche **Augustus** von **Karl Hönn** (Verlag L. W. Seidel und Sohn, Wien) findet der Leser eine fesselnde und mit imponierender Zuverlässigkeit vorgetragene Biographie dieses ersten römischen Kaisers. Der beigefügte Literaturnachweis aus der Antike umfaßt alles Wesentliche und Bekannte, der Hinweis auf neuere Publikationen ungefähr 150 Nummern. Von dieser Biographie soll hier weiterhin die Rede sein.

Seltsam berührt uns an der Methode des Augustus zur Befestigung seiner Macht der Widerspruch, der sich zwischen jenem Sichaufspielen als Hüter der republikanischen Tradition und der ungeschminkten Offensichtlichkeit von selbst einstellt, mit der der Imperator die Inthronisierung des Julischen Hauses als der einzig möglichen Dynastie des Reiches betreibt. Wie wenn ihm in einer göttlichen Vorflüsterung zugesichert worden wäre, die Größe der Aufgabe werde in der Aufeinanderfolge der Geschlechter jeden einzelnen Agnaten begnadeen. Fast macht es den Eindruck, als bemerkten die damaligen Menschen den Vorgang nicht. Die allgemeine politische Teilnahmslosigkeit mag dahinter stehen und ein geradezu ängstliches Friedensbedürfnis um jeden Preis, wie es die Schrecken eines unaufhörlichen Krieges wachgerufen hatten.

Und eine andere Merkwürdigkeit: Augustus bedient sich bei der Bewältigung seiner Aufgabe vornehmlich zweier Mitarbeiter, des Jugendfreundes Agrippa, einer großen militärischen und organisatorischen Begabung, des einzigen Geeheldtn der römischen Überlieferung, des zweiten römischen Feldherrn, der mit einem Heere über den Rhein setzt — und für die Innenpolitik, für die diplomatische Stellvertretung und für die Aufsicht über das Schrifttum im Reiche des „eques Etrusco de sanguine" Maecenas, dessen Reliefbild auf der ara pacis gefunden wird. Beide Männer haben für den Kaiser das Außerordentliche geleistet, und vornehmlich ihre Taten halfen Augustus zum Erfolg. Trotzdem wird im kaiserlichen Tatenbericht (monumentum Ancyranum) des einen, Maecenas, gar nicht und des andern, Agrippa, nur beiläufig, bei der Aufzählung von Spielen, gedacht. Man kann aus einer gewissen Blickweise finden: der „Stern der Julier" erlaubt, ja bedingt sogar die kaiserliche Zurückhaltung den treuesten, ergebensten und selbstlosesten Mitarbeitern gegenüber vor der Geschichte. Denn die vom Stern der Julier bestrahlte Vergöttlichung des kaiserlichen Genius bekräftigt die Andersartigkeit der Person des Prinzeps, an die das gewöhnliche Maß zu legen irrig wäre. Damit stimmt auch folgendes überein: Mag der ahnenlose Heer- und Flottenmeister selbst zum kaiserlichen Eidam avancieren und ihm im Jahre 13 v. Chr. das Imperium ohne örtliche Begrenzung verliehen werden, so ist doch dieser Auszeichnung kein Gedanke des Kaisers beigemischt, als könnte daraus für Agrippa jemals eine Nachfolge im Prinzipat entstehen. Bemerkenswert ist ferner

noch: Maecenas, der Förderer der Dichtkunst und Dichter aus Passion, wird auch in dieser — wie man denken möchte — persönlichsten Angelegenheit seines Lebens so sehr der kaiserlichen Willensmeinung verpflichtet, daß er, wie Hönn sagt, den Dichtern „gibt, um mehr zu erhalten". Nämlich, eine poetische Verherrlichung der Taten des Kaisers und der kaiserlichen Familie. Sie dient der politischen Propaganda.

Des Augustus Begabung trägt demnach — und Hönn legt das auch weiterhin überzeugend dar — nicht die Cäsarischen Züge, nicht „die Siegesgewalt der leuchtenden Persönlichkeit noch das Riesenmaß aufbauender Phantasie, weder die königliche Weite noch die Vielseitigkeit des Menschentums". Aber der erprobte Staatsmann hat sich „aus seiner Gabe der Menschenbeobachtung und Menschengewinnung eine Waffe gemacht, deren er sich mit Meisterschaft bedient und die ihn instand setzt, auch die Strömungen seiner Zeit zu erfassen und in den Dienst seiner Politik zu stellen. So wird er zum Meister des einzelnen und zum Herrn der Masse, ‚der umsichtigste und klügste Fürst', wie Sueton ihn nennt . . . Daß er Roms weltgeschichtliche Stellung darin sah", fährt Hönn fort, „den Völkern Ordnung und Gesittung zu vermitteln, hat dem Gedächtnis der Augusteischen Zeit auf lange hinaus das Gepräge gegeben . . . Die Augusteische Verfassung blieb grundlegend für zwei Jahrhunderte . . . Sein Rat, die Grenzen des Reiches nicht weiter auszudehnen, ist für die Kaiserzeit maßgebend geblieben".

Hönn geht nicht zu weit, wenn er hervorhebt, in der Kaiserzeit sei es mit der römischen Volkskraft nicht mehr aufwärts gegangen, denn dazu muß ein Volk sich im tiefsten Innern und gläubig ergriffen fühlen, und damit war es auf römischer Erde jetzt allerdings für einmal vorbei. Auch hatten sich — gegenüber der besten Zeit der Republik — die sozialen Zustände so verschoben, daß, wie Montesquieu sich ausdrückt, „Rom seine Menschen als Sklaven bekam und sie als Römer weiterschickte". Daß auch die Volkswohlfahrt, wirtschaftlich gesehen, in dieser Zeit nur zurückgegangen sei, das läßt sich für die Amtszeit wohlgesinnter Regenten und für ruhige Zeiten nicht nachweisen.

Immerhin hinterläßt uns das Hönnsche Buch den besten Eindruck durch die Art, wie es hier gelingt, strenge historische und literarische Quellenkritik mit abendländischer Überschau und mit moderner Menschenbetrachtung zu vereinigen, so daß sich aus der Vergangenheit ein lebendiges und in seiner bezwingenden Sachlichkeit ein ergreifendes Bild erhebt.

Manche römische Cäsaren stehen in der Beurteilung, die ihnen unsere Zeit zukommen läßt, heute glücklicher da als früher. So auch Augustus. Das ergibt sich diesem Kaiser gegenüber aus einer Betrachtung, die sein feierliches Ausharren und Können im Dienste des Gemeinwesens bewundert und über so bösartige Dinge wie die Preisgabe des Cicero an Antonius, die Auslieferung des jungen Antonius und des Cäsarion an den Henker, die Abschlachtung von dreihundert Senatoren und Rittern nach der Einnahme von Perusia an einem dem divus Julius dafür besonders errichteten Altar milde hinweggleitet. Noch für Friedrich den Großen bestimmten gerade solche Züge die wesentlich andere Gesamteinschätzung.

Die Dreiheit von Prinzeps, Senat und Heer ist keine organische Weiterbildung der älteren Dreiheit Magistratur, Senat und Volksversammlung. Sie ist der schwer genug zustande gebrachte Notbehelf, dem Marasmus des Staats- und Menschengefüges beizuspringen, und wir sehen, daß er zuzeiten so etwas wie ein neues Aufblühen herbeizuführen vermochte. Das Prinzipat als Einrichtung erscheint dabei zunächst noch in konstitutioneller Färbung. Allein wie viel oder wie wenig muß durchdringen, und an die Stelle der Konstitution tritt eine Form der Despotie, die das römische Gemeinwesen dem Rand des Abgrundes nahebrachte. Zweimal wurde der Versuch unternommen, hier von Grund aus abzuhelfen. Das erstemal durch Vespasian, der im ganzen Reiche die ehrenwertesten Männer zusammensuchte und sie in alle wesentlichen Beamtungen hineinschob. Das zweitemal durch Diokletian, der das Prinzipat teilte und zeitlich und örtlich begrenzte. Das Absterben des Reiches war dadurch nicht aufzuhalten. Aber das aufkommende Christentum fand Gelegenheit, sich des kulturellen römischen Mutterkuchens zu bemächtigen, bis aus dem Krummstab der Auguren der der christlichen Bischöfe geworden war.



Curt Langenbeck
Der Hochverräter

Von Hans Rieschel

„Keiner, der hier nicht alles litt, wird je berufen."

Curt Langenbeck, der kürzlich als Dramaturg an das Staatstheater in München gelangt ist, legt mit dem „Hochverräter" seine dritte Tragödie vor. Nach dem „Alexander" und „Heinrich VI." ist dies Werk zweifellos der konsequenteste Ausdruck eines neuen deutschen klassischen Lebensgefühls von eigenem Gepräge. Die Bemühungen Langenbecks und einer bestimmten Gruppe junger Dramatiker um einen neuen Inhalt und eine neue Form des Dramas und des Theaters in Deutschland stehen in einem inneren Zusammenhange zur Erneuerung unseres völkischen Lebens. Das bringt Langenbeck in seinen „Anmerkungen" zum „Hochverräter" selbst zum Ausdruck: „Je klarer mir wurde, daß die Prägung des völkischen und persönlichen Daseins, soweit sie durch das Drama beeinflußt werden kann, hauptsächlich von der überzeugenden Ansicht und Durchführung tragischer Kämpfe abhänge, desto dringender wurde mein Verlangen nach einer großgearteten Form, die, wie ich glaubte, ein solches Unterfangen erst ermöglichen konnte." Langenbeck sieht das Vorbild praktisch im antiken Drama, weil hier das „individuelle Bedürfnis und das allgemein Bedeutende sich einer Darstellungsform fügen". Das antike Vorbild bedingt auch den „Stil" des neuen Theaters, das eine wahre geistige Kultstätte sein soll. Als „Kennzeichen" nennt Langenbeck in seinen „Anmerkungen": „Durchbildung des Bühnenraums und der Szene so, daß pausenloses Spiel grundsätzlich möglich wird (damit entscheidende Abwendung vom Kulissen- und Verwandlungstheater); entsprechende Konzentration in die zwingende Einheit des dramatischen Vollzugs, und dazu passende musikalisch-dramatische Ordnung der Spannungskurven; großlinige Anlage der Charaktere, zugleich Einschränkung auf wenige Rollen; und zuletzt wie zuerst Bemühung um eine tragische Fabel von lapidarem Charakter — alles dieses nicht expressionistisch, nicht illusionistisch, nicht symbolisch, sondern in höchster, also kunstgemäßer, also poetischer Realität." Nicht als Erfüllung dieser Forderungen will der „Hochverräter" gewertet werden, sondern als Vorarbeit und als Verdeutlichung eines bestimmten Kunstwollens in unserer Zeit.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts sind in der amerikanischen Stadt und Provinz Neuyork schwere Unruhen ausgebrochen. Der englische Gouverneur hat seine Position nicht halten können und ist geflohen. Ein Teil der Bürger hat unter Führung Jacob Leislers Ruhe und Ordnung wiederhergestellt. Die Ältesten der Stadt haben für die Zeit des Interregnums ihn zum Kommandanten ernannt. Streng, gerecht und im Sinne des Königs führt er die Herrschaft. Aber gerade durch seine Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit hat er sich erbitterte Feinde genug gemacht, die auf Umsturz bedacht sind. Sie ruhen nicht, ihn am Hofe zu verdächtigen. Ihre Mittelsmänner in London wissen es einzurichten, daß Leislers Briefe und Berichte den englischen König nicht erreichen. Schon seit anderthalb Jahren wartet er vergeblich auf Bestätigung und Anerkennung durch den König. Leisler trägt schwer daran; die Verantwortung bedrückt ihn.

Dies ist das eigentliche Thema der Dichtung von ihrem Beginn an. Der Schwerpunkt des Dramas liegt in der Entwicklung der seelischen Erlebnisse. Auf eine Entfaltung historischer Details, auf eine Buntheit des „Historischen Milieus", wie in Shakespeares Dramen, ist im Ganzen, soweit es die Motivierung des inneren Vorgangs verträgt, bewußt verzichtet.

Cornelius Nicolls, der geistige Führer von Leislers Gegnern, ist auf dessen Befehl verhaftet worden, weil er in einem Briefe an den Minister des Königs den Kommandanten gemein beschimpft hat. Leisler sieht in dieser persönlichen Beleidigung eine Beleidigung des Königs.

Schon von dem Tage an, da Leisler ihm die Hand seiner Tochter Meisje ausschlug, kennt Nicolls' Haß, der auf Leislers Vernichtung hinzielt, keine Grenzen mehr. Die Ältesten billigen die Gefangennahme; die Verantwortung aber muß Leisler allein tragen.

Dann stehen sich Leisler und Nicolls allein

gegenüber. Der Kommandant will Nicolls freilassen, wenn er den Brief widerruft. Andernfalls soll ihm der Prozeß gemacht werden. Nicolls weigert sich aber, zu widerrufen, da Leisler sich eine Macht und ein Recht anmaße, das ihm vom König nicht verliehen sei. Leisler glaubt fest an die höhere Gerechtigkeit seiner eigenen Sache. Nicht im Zeichen des „bündischen Erfolges" soll die Neue Welt gegründet werden. „Denn sie soll gut sein!" Als Antwort bricht es aus Nicolls' Innerem: „Der Mensch ist schlecht, erbärmlich schlecht ist seine Welt." Er leugnet Gott und Recht und prophezeit Leisler selbst ein furchtbares Ende durch die Gesetze der Menschen.

Drei englische Kriegsschiffe haben inzwischen vor der Stadt Anker geworfen. Leisler und die Bürger sind mit Recht beunruhigt. Ein neuer Gouverneur hätte ihnen vorher angemeldet werden müssen. Leisler erklärt, um Klarheit zu schaffen, durch seinen Sergeanten Stoll seine Bereitschaft, Festung und Stadt dem vom König beglaubigten Gouverneur zu übergeben. Noch einmal warnt Meisje den Vater vor Nicolls. Das Erscheinen der Kriegsschiffe bringt sie mit Recht in Zusammenhang mit seinen fortgesetzten Intrigen gegen den Vater. Auf ihre Vorstellungen hat der Vater nur die strenge Frage: „Konnt' ein Verräter je das Recht vernichten?"

Meisje:

„Nein, Vater, nicht vor Gott vernichten,
doch vor Menschen
Verraten, daß sie's lassen müssen
und mißbrauchen."

Dies Gespräch zeigt eine schicksalschwere Fremdheit Leislers gegenüber der Wirklichkeit des menschlichen Lebens und zugleich die Größe des Tatmenschen in seinem unmittelbaren Verhältnis zu Gott:

„Kind, ich versteh' dich nicht. Im Leben gilt die Tat.
Und nicht, was irgend jemand, der nichts taugt,
sich ausdenkt.
Nicht trifft durch Nicolls nichts, was ohne ihn nicht
besser —
Mich träfe — Aber was mich treffen soll, erwart' ich
Von Gott und nehm's mit Freuden an in meinem
Heil."

Im Zuschauer erwecken diese Worte eine Ahnung, wie sehr Leisler innerlich isoliert, d. h. tragisch bestimmt ist. Er lebt in einer gefährlichen Einsamkeit vor der Welt, deren „Klugheit" er gering schätzt.

Es hat sich herausgestellt, daß nicht der Gouverneur auf einem der Schiffe ist. Ein englischer Major Ingoldsby, der die Landungstruppe befehligt, fordert vom Kommandanten frech die Übergabe der Stadt. Leisler kann diese Forderung im Hinblick auf sein Werk nicht erfüllen. Täte er es, so gäbe er sich selbst auf. Daß der Major so tut, als gäbe es ihn nicht, kränkt ihn schwer. Aber das Allgemeine steht ihm vor dem persönlichen Schicksal. So läßt er durch einen neuen Boten, den alten Delanoy, den Truppen des Königs in der Stadt Quartier bieten, die Stadt aber werde er nur dem Gouverneur übergeben. Dann begibt er sich mit Stoll in das Fort.

Die Tochter spürt das Herannahen des Verhängnisses für sie alle. Sie fragt die Ältesten um Rat. Aber diese nehmen ihr allen Trost mit ihrer Weissagung:

Der erste Älteste:

„Keinem ehrlichen Mann ist gegönnt,
Großen Gewinn zu haben auf Erden und
Herrschendes Dasein, wenn nicht die Fackel ihm
Des Leidens vor der Seele glüht."

Der Zweite:

Jedem im Leben entwölkt sich die Stunde
Grausam, da er zu Gott muß und all sein Streben
Nichtig halten. Denn er muß es unwiederbringlich
Den Schlechten opfern.

Der Dritte:

Der den töricht Herrlichen Gott heißt,
Wird sich verbergen, daß er im letzten
Kampf der zagenden Seele endlich
Errungen werde.

Der Erste:

Wehe sag' ich voraus und blutige Torheit,
Denn feig-wütender Frevel liegt eingezeugt
Uraltersher, und wer noch das Rechte will,
Lebt dem Verhängnis am nächsten."

Ingoldsby, ein hochgeborener Schwachkopf, tobt über Leislers Antwort und fordert noch einmal die Übergabe der Stadt. Seine Wut kennt keine Grenzen. In dem Augenblick, da er Delanoy als Geisel verhaften lassen will, tritt Leisler aus dem Fort mit Soldaten und verhindert eine solche Gewalttat. Die Lage spitzt sich zu. Leisler hält dem Major vor, daß er bei Freunden im Frieden sei. Er solle sich darum in der Stadt ruhig verhalten, bis der Gouverneur komme; dann werde alles seinen ordnungsgemäßen Gang gehen. Ingoldsby beachtet die Reden Leislers nicht und gibt das Zeichen zur

Besetzung der Stadt. Im Schutze seiner Soldaten glaubt er sich Herr der Lage. Seine Forderungen werden immer unverschämter. Er verlangt schließlich auch noch Nicolls' Freigabe. Da Leisler alle diese Forderungen ablehnt, nennt ihn Ingoldsby einen „Hochverräter", einen „Rebellen" und pocht auf sein Recht als königlicher Offizier.

Da greift der Chor der Ältesten ein. Er gebietet Ingoldsby Schweigen, prophezeit ihm ein frühes Ende und beklagt des Herrschers Schicksal überhaupt.

Als Ingoldsby merkt, daß er sich mit seinem Machtrausch nur lächerlich macht, beginnt er zu toben:

Ingoldsby:

Mord! Hurensöhne! Gottverdammte Krüppel!
Viecher!

(Je mehr er tobt, desto mehr wird gelacht; nur die Alten bleiben unbewegbar ernst. Inzwischen erschien hinten, weithin sichtbar, der Gouverneur in kleiner Begleitung. Er bleibt stehen und beobachtet. Das Publikum begreift, daß im Tumult auf der Bühne niemand ihn bemerkt.)

Ingoldsby:

Ich lasse feuern! Ruhe! Leutnant! Auf die Alten!
(Das Gelächter hört mit einem Schlage auf. Ingoldsby dringt auf die völlig ungeschützt und gerade Stehenden ein. Aber Leisler ist schon da und schlägt ihn mit der Faust, daß er zu Boden taumelt.)

Leisler:

Sergeant hinauf! Und alles zum Gefecht bereit.
Mir hat der Spaß ein End. Es tut mir weh, daß ich
Auf meines Königs Truppe feuern muß, wenn einer
Von euch uns angreift. Ingoldsby kommt in Gewahrsam!
(Stoll und die Alten ab.)
Entschuldigt das, Herr Leutnant. Doch es geht nicht anders.
Die Ordnung, die hier war, soll dauern bis zur Ankunft
Des Gouverneurs. Ihr, Leutnant, bitt' ich, übernehmt
Den Kompanien das Kommando. Und nun Ruhe!
(Er will gehen.)

Der Gouverneur Sloughter hat sofort die Gefahr dieses Auftrittes erkannt. Er fürchtet für seine Stellung. Der Schein des Rechtes spricht gegen Leisler, und so erklärt Sloughter ihn für verhaftet. Weiter fordert er die Übergabe des Forts. Leisler erblickt in seiner Verhaftung nur eine Formsache. Der Irrtum wird sich seiner Meinung nach im nächsten Augenblick aufklären. Er glaubt, daß bei der höchsten weltlichen Macht auch die höchste Gerechtigkeit sei und sein Tun die gebührende Anerkennung finden werde. Sein Vertrauen in den König auf der einen und auf seine gute und gerechte Sache auf der andern Seite geht so weit, daß er seinem Sergeanten, der aus einem schlichten Soldatengefühl in Sloughter einen Feind des Kommandanten sieht und darum das Fort nicht räumen will, bewußt ein falsches Ehrenwort gibt — dahin, daß der Gouverneur ihm Freiheit zugesichert habe, wenn das Fort übergeben werde und die Mannschaften die Waffen ablegen.

So sicher ist er in seinem Glauben, daß er freiwillig die Macht, mit der er sich, wenn er wollte, gewaltsam sein Recht gegenüber den Eindringlingen verschaffen könnte, aus den Händen gibt. Er glaubt sich immer noch im Schutz der Gesetze, die er aufrechterhielt und gegen die er, wie er meint, nicht verstieß. Da erfährt er beiläufig von Sloughter, daß der König seine Briefe und Berichte überhaupt nicht gelesen hat. Ein Abgrund tut sich vor ihm auf. Einen Augenblick schwankt er, ob er sich gegen soviel Verrat nicht selbst mit Gewalt ins Recht setzen muß. Aber dann lehnt er diesen Gedanken ab; denn er will durch sein persönliches Schicksal keinen neuen Aufstand für die Stadt heraufbeschwören und nicht am König offen zum Verräter werden.

In dieser Situation muß er erleben, daß der verräterische Nicolls wieder freigelassen und sogar öffentlich in Gnaden aufgenommen wird. Jetzt wird sein Glaube an das Recht der Welt vernichtet. Zweierlei Recht steht einander feindlich gegenüber: das allgemeine und das in der Brust „ungebundener Seelen". Im Gefühl der Reinheit seines Gewissens steht Leisler nun ganz auf sich und in seinem eigenen Schutze. Den Schutz der Gesetze lehnt er ab, nachdem er erfuhr, wie das Recht des Königs durch die Menschen gebogen wird und wie hinter ihm die verräterischen Elemente eher Schutz finden als die gerechten, tätigen Menschen. Es scheint nun vor der Welt, als habe Nicolls sein politisches Spiel gewonnen; denn Leisler trifft das Urteil: als Hochverräter Tod durch den Strang:

Sloughter:

„Ich sehe nur bezeugten Hochverrat
Und zwar den täuschendsten, gefährlichsten Charakters . . ."

Vor der Vollstreckung dieses Urteils an Leisler und Stoll ereilt den eitlen, glatten Schwätzer

Ingoldsby ein schnelles Schicksal. Als übereifriger und selbstgerechter Hofmann — einer von der Art des Polonius — fällt er von der Hand Stolls. Er schwatzte sich vor den Männern der Tat um sein Leben, und hier richten sie noch einmal überlegt selbst. Nach diesem „Morde" aber verhängt Slougther, der Aufruhr fürchtet, über die Stadt das Standrecht und ordnet die sofortige Hinrichtung Leislers und Stolls an.

Leislers Seele sucht aus der Dunkelheit des irdischen Daseins den befreienden Ausweg. Einer Überschreitung des Gesetzes ist er sich nicht bewußt. Jetzt gelingt ihm der Schritt ins „Licht": es offenbart sich ihm, daß das „Urteil" der Menschen nicht die letzte Antwort auf sein vergangenes Leben und Wirken ist, daß die letzte Antwort dem gottsuchenden Menschen nur aus der Zwiesprache mit Gott gegeben wird.

Mit Stoll und den Ältesten verläßt er die Szene, um sich in der Einsamkeit auf den Tod vorzubereiten. Seine Tochter vermag die plötzliche furchtbare Wendung im Leben ihres Vaters nicht zu fassen. Darum versucht sie noch einmal die neuen Machthaber von der Gerechtigkeit seiner Sache zu überzeugen. An deren Starrheit gleiten jedoch ihre Bitten ab:



Schicksalsgefährten: Stoll und Leisner (Ferry Dittrich und Walter Richter)



Meisje (Hidde Ebert) bittet den Gouverneur (Kurt Junker) um das Leben ihres Vaters

Sloughter:

„Was er geleistet haben kann, darf mich nicht kümmern.
Er hat des Königs Rechte ohne Königs Willen
Mit Dreistigkeit sich angemaßt. Er stand in Waffen
Gegen des Königs Ansehn und Gewalt; er war
Der Anlaß, daß sein Freund den Offizier des Königs
Ermordete; und wenn Ihr glaubt, Ihr könntet mir
Zweitausend Stimmen schaffen, die sich ihm verpflichten,
So seh ich, daß ich eilen muß mit der Vollstreckung."

Die letzte Szene eröffnet den Blick in die inzwischen gewonnene innere Wirklichkeit Leislers und bringt die Angleichung der äußeren Wirklichkeit an die innere. Gott offenbarte sich Leisler und ließ ihn freiwillig ja sagen zu seinem vergangenen Leben und zu dem Urteil der Menschen im Anblick des Todes. Jetzt weiß er, daß er nicht an einer privaten Schuld zugrunde geht, sondern an einem Vergehen gegen das übergeordnete Gesetz und Gott.

Leisler:

(Leise, mit höchstem Ausdruck, aber, dem Erhabenen seines Zustandes angemessen, nicht etwa weich, nicht lächelnd verklärt.)
Es ist geschehen, daß ich sterben will. Denn Gott
Hat mich gestürzt in seine Wahrheit. Tief in Wehen

Geheiligter Verwandlung stand ich an der Mauer
Bewußtlos. Nie geglaubte Kraft entriß mich stürmisch
Dem Notgeflecht der Taten, die ich wirkte und
Mit sanftem Donner rauschte mir die Nacht vom Auge.
Ich sah. Ich sehe. Schneller Tod ist mir Gewinn.
Furchtbare Heiterkeit erfüllt mich. Schuld und Leid
Im Ursprung eins bei Gott: Ja, das erkenn' ich. Keiner
Der hier nicht alles litt, wird je berufen. Amen. —
Nun will ich beichten, denen, die mich lieben.

Meisje:

Du lebst. Mit ungeheurer Ruhe quälst du mich.
Erbarm dich. Denn an diesem Holz verzagt mein Herz.
Ich fasse nicht, was dir geschah. Mein armer Vater!

Leisler:

(Mit mehr Härte; wie ein Mensch, der zum erstenmal ausdrücklich und endgültig mit sich ins Gericht geht.)

Mit meinem Glauben habe ich geprunkt und habe
Gott nicht gekannt. So tat ich alles aus mir selbst
Und nahm doch Gott zum Zeugen für mein gutes Recht.
Der Stolz wuchs auf. Ich pries die eigne Rechtlichkeit,
Und meine Taten waren mir nicht fehlerhaft.
Am Ende hatt' ich viel geleistet, nichts geopfert.
Und als die große Probe kam, verlor ich mich,
Weil ich mich halten wollte, und geriet in Schuld
Vor Gott, vielleicht vor Menschen auch — wer kann das wissen.
Nun zahle ich die bittre Buße und bin frei.

Sloughter:

Recht gut, daß kein Gesuch um Gnade mich bestürmt.
Ich bin's zufrieden, daß Ihr Euch erkennt und züchtigt.

Leisler:

Herr Gouverneur, daß ich hier enden muß, steht nicht
Bei Euch. Auch wurde ich an Euch nicht schuldig. Das
Verkennt Ihr. Unbezwingbar ist des Schicksals Hoheit:
Und sie befiehlt mir, nun durch Euch zu sterben für
Den König, weil ich ihm zu ehrlich diente, ja,
Doch mit Demut nicht, die uns das stolze Herz
Zu solchem Dienst befreit. Gebt keine Antwort, Sir;
Denn nimmermehr reicht Ihr herab in meine Seele."

Das ist die Entwicklung des tragischen Menschen, dem sich leidend sein Leben erfüllt. Dann fallen Leisler und sein getreuer Sergeant Stoll durch die Kugel.

Im Glauben an die Notwendigkeit und Gerechtigkeit seines Schicksals nach dem Willen der göttlichen Vorsehung reicht Leisler noch scheiternd die Fackel weiter, während Nicolls vor der Kraft solchen Glaubens den eigenen Irrtum erkennt.

Denen, „die von Gott gerufen werden", aber weissagen die Alten in einem Schlußgesang ein Leben von ewiger Dauer.



Der Urteilsspruch
Aufführung des Stuttgarter Staatstheaters. Sämtliche Aufnahmen: Illenberger

Kurt von Stutterheim / England – Heute und morgen

Von Hans Härlin

Der Verfasser ist seit 1923 als Vertreter des Berliner Tageblatts in London tätig und darf daher eine ebenso umfassende wie tiefgehende Bekanntschaft mit England und seinen Ausstrahlungen auf alle Erdteile für sich in Anspruch nehmen.

Seine Wertung des englischen Menschen ist wohltuend vernünftig. Von übermäßiger Bewunderung und Tadelsucht gleich weit entfernt, will er ein besseres Verstehen auf der sicheren Grundlage gegenseitiger Achtung vermitteln.

England hat wie kein anderes Land seine Art und seinen „Wachstumsrhythmus" durch alle Wirbel des Weltkriegs und der auf ihn folgenden beiden Jahrzehnte hindurchgerettet. Wird es so weitergehen?

Die Engländer selbst machen sich hierüber wenig Kopfzerbrechen. Sie vertrauen auf ihren Stern und auf das Genie ihrer Rasse, mit Schwierigkeiten, wenn sie sich bieten, nach ihrer eigenen Fasson fertig zu werden. Nur die Klügsten — oder sind es die Dümmsten — fällt bisweilen ein leichtes Gefühl der Besorgnis an, ob der Gott des zwanzigsten Jahrhunderts England noch ebenso liebhaben wird wie der des neunzehnten und achtzehnten.

Es ist sehr schwer, hinter das Wesen des Engländers zu kommen, denn er scheut nichts so sehr wie die Selbstenthüllung. Er gilt für „kalt" und kann in Jubiläumsnächten oder bei großen Sportereignissen schwärmen und toben wie kaum ein anderer. Er gilt für „hart" und zerschmilzt in Tierliebe. Er ist „Demokrat" und hat eine kindliche Freude an heraldischem Prunk. Er ist im Grunde wortkarg und dabei sehr gesellig; er ist nüchtern und abenteuerlustig. Man könnte die Kette seiner Widersprüche noch lange hinziehen. Eines scheint sicher zu sein: der Engländer hat nicht den Ehrgeiz, auf der dürren Heide der Spekulation umherzuirren, wenn ringsum die fette Weide der Lebensfreude lockt. So liebt er die Natur nicht als romantischer Pantheist, sondern als praktischer Liebhaber, der etwas von ihr haben will. Heide und Wiese eignen sich zum Picknick, Meer, Fluß und See zum Segeln, Paddeln und Baden, die Dünenhügel zu Golfplätzen.

Das Bestreben, auf möglichst unkomplizierte Art mit dem Leben fertig zu werden, birgt die Gefahr ertötender Langeweile, vor der man gerne in andere Länder flieht. Erstaunlich ist die Selbstdisziplin und Bereitwilligkeit, mit der man sich den zahllosen Geboten einer fein ausgearbeiteten Gesellschaftssitte beugt. Daneben ist „der Humor in England zum Rang einer Lebenshaltung und Weltanschauung aufgestiegen. Er ist die grundsätzliche Einstellung des Engländers dem Leben gegenüber. — Der Humor ist auch das große Korrektiv, das er sich selbst gegenüber anwendet. Kein Volk lacht und lächelt so viel über sich selbst wie diese Insulaner. Wer keinen Humor besitzt, ist schlimm dran. Denn unter den Fehlern, die der von Natur nachsichtige Engländer nicht verzeiht, stehen schlechte Manieren und Humorlosigkeit an erster Stelle".

Dieser englische Humor gründet sich auf den unverwüstlichen Optimismus eines Volkes, das im großen ganzen betrachtet überwiegend Glück gehabt hat und dafür nicht undankbar ist. Wer im Leben zu kurz gekommen ist, hadert nicht mit Gott und den Menschen. Er sieht sein eigenes Unvermögen ein und findet sich damit ab, wenn ein alter Schulkamerad im Luxuswagen an ihm vorbeiflitzt. Der Neid ist kein typisch englisches Laster. Auch nicht die Rechthaberei. Außerhalb seines Geschäftsbezirks will man seine Ruhe haben. Man bleibt im geselligen Gespräch lieber an der Oberfläche, als daß man beim Tiefschürfen mit einer anderen Meinung hart zusammenstößt. Wenn einer merkt, daß er mit einem Bekannten in wesentlichen Punkten nicht harmonieren kann, geht er ihm lieber aus dem Weg. Diese Friedfertigkeit kann natürlich zu einem Mangel an geistiger Spannung führen und dieser zu einem uns unerträglichen Schematismus des Gesprächs. Es wäre jedoch falsch, Menschen, die sich mit Meinungsäußerungen über das Wetter und den Sport begnügen, zu unterschätzen. Sie mögen dabei

einen sehr gesunden Menschenverstand und ein hinreichendes Maß an Kenntnissen besitzen; in den Stunden der Geselligkeit fühlen sie sich sozusagen im Urlaub und wollen sich's möglichst leicht machen. Für einen Ausländer, dem natürlich manche feinere Nuance des Ausdrucks entgeht, ist es daher sehr schwer, hinter den Wesenskern englischer Bekannter zu kommen.

Die Engländerin ist im allgemeinen ein getreues Pendant zum englischen Mann. Als Frau wie als Tochter hat sie etwa seit der Jahrhundertwende ihr Selbstbestimmungsrecht stark zur Geltung gebracht. Seitdem sie in heißen Kämpfen das politische Stimmrecht erobert hat, ist ihr dieses uninteressant geworden. Trotz guter Einzelleistungen spielt sie im Unterhaus keine große Rolle. Sie hat erkannt, daß der Schauplatz ihrer Siege anderswo liegt.

Wie überall ist auch hier der weibliche Teil der Nation in den meisten Männerberufe eingedrungen. Auch die Töchter gutgestellter Familien müssen etwas dazuverdienen, wenn sie das teure Gesellschaftsleben mitmachen wollen. Söhne und Töchter erhalten eine möglichst gute Erziehung, aber wenn diese beendigt ist, sollen sie den Eltern nicht mehr allzusehr auf der Tasche liegen. Diese sind auch nicht geneigt, an sich selbst zu sparen, um den Töchtern eine gute Mitgift in die Ehe mitzugeben. Jede Generation soll für sich selbst sorgen und der Mann für die Frau. Der englische Mann ist daran völlig gewöhnt und nimmt lieber ein armes Mädchen, als daß er sich unter das Joch einer Geldheirat beugt. Umgekehrt sind die gutgestellten Junggesellen ein sehr begehrter Artikel. Im allgemeinen kommt das englische Mädchen früh zur Heirat. Wenn sich's nicht geben will, muß sie sich nach einer Arbeit umsehen. Dadurch mindert sich ihr Ansehen in der Gesellschaft keineswegs.

Das äußere Bild der jungen Engländerin hat sich in diesem Jahrhundert sehr gewandelt. Sie versteht sich schick anzuziehen, die Land- und Sportkleidung steht ihr besonders gut. Über ihr Benehmen und ihre freie Kameradschaft mit den jungen Männern dürften sich die noch vorhandenen viktorianischen Großmütter sehr wundern.

Als Hausfrau ist sie dann voll guten Willens, aber es fehlt ihr häufig an den nötigen Kenntnissen. Für den Frieden der Ehen ist es gut, daß sich der englische Mann ein beneidenswertes Maß von Anspruchslosigkeit zugelegt hat. Wenn es sich aber um die Existenz der Familie handelt, zeigt dieselbe Frau eine unbändige Willenskraft. Die Rolle einer Mitkämpferin des Mannes liegt ihr ausgezeichnet, wie Tausende englischer Niederlassungen in abgelegenen und unwirtlichen Kolonialgebieten beweisen. Wenn es irgend geht, erhalten mindestens die Söhne ihre Erziehung in einem englischen Internat. Dieser Zwang des frühen Hergebenmüssens der Kinder mit Rücksicht auf ihr späteres gutes Fortkommen stellt hohe Anforderungen an die seelische Selbstzucht der englischen Mütter. „Die Beziehungen zwischen Müttern und erwachsenen Söhnen gehören zu den schönsten, die in England anzutreffen sind und zu den mutigsten und taktvollsten dazu, denn Mut ist nötig, Mutter zu sein in einem Weltreich, das seine Kinder über alle Teile der Erde sendet."

Im Gegensatz zum englischen Mann, der eine gewisse Neigung zur geistigen Bequemlichkeit zeigt, besitzt die Frau einen erstaunlichen Tätigkeitsdrang, der sich je nach Veranlagung und Lebensumständen in der Jagd nach Vergnügungen und Zerstreuungen oder in ernsten Bestrebungen Luft macht.

Das Schulwesen Englands ist eine außerordentlich verwickelte Angelegenheit, was die Schulen für Kinder Wohlhabender anlangt, während sich die Volksschule in ähnlichem Rahmen hält wie sonst in Europa. Das Land ist stolz auf seine großen „Public Schools", die nichts weniger als öffentliche Schulen sind. Die berühmtesten wie Eton, Harrow, Winchester, Rugby, Marlborough und Stowe sind etwa mit mittelalterlichen Klöstern vergleichbar — Staaten in einem Staat, der möglichst wenig in ihre Vorrechte und in ihr Eigenleben eingreift. Ihr Besuch kostet rund ausgedrückt 200 bis 400 Pfund im Jahr und ist daher für Durchschnittseinkommen unerschwinglich. Die Aufnahme ist auch sonst so schwierig, daß Bewerber bald nach der Geburt von ihren vielfach dem Altherrenstand derselben Schule angehörigen Vätern angemeldet werden. Man könnte diese Anstalten als Führerschulen für Bevorrechtete ansprechen. Ihre Zöglinge halten bis ins höchste Alter zusammen, und so bedeuten Aufnahme und erfolgreicher Besuch Entscheidendes fürs Leben. Dieselben jungen Leute treffen sich dann in Oxford-

und Cambridge wieder. Dieser mit äußerster Exklusivität herangebildete Schul- und Hochschultyp hat seither die herrschenden Persönlichkeiten für das englische Weltreich gestellt. Neuerdings macht sich eine ständig wachsende Konkurrenz von Abkömmlingen anderer Familien und Studierenden anderer Hochschulen wie London, Edinburg, Bristol bemerkbar. Auch England ist von der Gefahr eines wachsenden intellektuellen Proletariats bedroht.

In dem Kapitel über die soziale Gliederung wird dargelegt, daß sich der englische Arbeiter nicht als „Proletarier", sondern immer als Teil des Volksganzen fühlt. Während des Generalstreiks haben streikende Arbeiter mit der Polizei Fußball gespielt. Ein Vergleich der Arbeitsräume und Arbeitsbedingungen fällt sehr zugunsten Deutschlands aus, noch mehr der Vergleich der ländlichen Zustände. Von einem englischen Bauernstand kann kaum mehr geredet werden. Die bäuerliche Verbundenheit mit dem Boden hat aufgehört, eine gute Pachtung wird allgemein als begehrenswerter betrachtet als ein mäßiger Besitz.

Der Adel genießt immer noch großes Ansehen. Er schließt sich weniger starr gegen das Volk ab, als dies früher auf dem europäischen Festland der Fall war. Die freiere Ehewahl, die fortwährende Adelung Erfolgreicher, die Bestimmung, daß der Adelstitel am Besitz hängt und daß die jüngeren Söhne als Bürgerliche durch das Leben gehen, sind hierfür besonders wichtig. Dem Mittelstand mag es wohl an Geschmack und Weitherzigkeit fehlen — als vernünftiger Arbeiter, guter Geschäftsmann, treubesorgter Hausvater und zuverlässiger Beamter bildet der englische Bürger immer noch das feste Gerüst des Weltreichs. Seine Neigung zum Landleben, nicht zur Landwirtschaft, treibt ihn dazu, sich ein Landhaus zu kaufen oder zu mieten und sich dort mit Gärtnerei und mit Sport aller Art zu befassen. Ohne diese Neigung des begüterten Mittelstandes wären heute die englischen Landbezirke ziemlich verödet, da bei der starken Maschinisierung der Landwirtschaft die Zahl der Landarbeiter immer mehr abnimmt.

In dem Abschnitt über Staat, Politik und Presse zeigt der in diesen Fragen besonders zuständige Verfasser den scheinbar losen Zusammenhang des Weltreichs und die ungeheure Gewalt der führenden Zeitungen über die Volksmeinung. „Mit Argusaugen wacht die Presse über ihre Freiheit. England hat kein offizielles Organ, das auf Befehl der Regierung schreibt. — Dies gilt sogar für die der Regierung so nahestehende „Times", die gleichwohl aus der Reihe tanzen kann, ist sie mit der Regierungspolitik nicht einverstanden. In einem solchen Falle fühlt sich die Times über den Kopf der Regierung hinweg als Hüterin der öffentlichen Interessen Englands." Über die „Massenpresse", ihre Vertrustung in wenigen Händen und ihre Jagd nach Sensationellem und Gewinnbringendem wird ein scharfes Urteil gefällt.

Die Kapitel über Kirche und Gesetz, Kulturelles, Geselligkeit und Sport runden das Bild des jetzigen Zustandes nach Möglichkeit ab. Die starke Entfaltung des Sports bildet ein vorzügliches Bindemittel aller Gesellschaftsklassen und mildert die politischen Gegensätze. Man hat sich drüben daran gewöhnt, daß scheinbar Feindliches unter der Herrschaft des gesunden Menschenverstandes doch nebeneinander bestehen kann.

Zur Frage „Quo vadis Britannia?" reiht der Verfasser die hauptsächlichen Gefahren und Schwierigkeiten aneinander, die das mit dem Schicksal aller Erdteile verhängte Weltreich bedrücken und bedrohen. Auch England hat durch den Weltkrieg schwer gelitten und nach dessen Ende der Abneigung seiner Bevölkerung gegen die allgemeine Wehrpflicht zu sehr nachgegeben. So kam es ins Schlepptau Frankreichs, das sich um die in Versailles vereinbarten Abrüstungsverpflichtungen nicht kümmerte. Der Wille zur Selbstbestimmung und das bedrohliche Erstarken Italiens haben es nun zu einer Aufrüstung größten Maßes veranlaßt, während es durch seine Sorge wegen Deutschlands und Japans von einer Beteiligung an der antikommunistischen Front bisher leider abgehalten wurde. Diese Beziehungen zu allen Groß- und Kleinstaaten der Erde bilden jedoch kein starres System. Die englische Diplomatie hat ihre Fühler überall, sie lockert oder strafft die Bindungen nach dem Gebot des jeweiligen Vorteils. „Die Mischung von Kraft und Klugheit ist das letzte Geheimnis des englischen Aufstieges. Von ihr hängt es ab, wie lange das britische Weltreich auf den Höhen wandeln kann, die es in jahrhundertlangen Kämpfen erreicht hat."

Wilhelm Kohlhaas / Die Schillerbrüder

Von Matthäus Gerster

Der Soldatenhandel deutscher Fürsten im 18. Jahrhundert gehört zu den dunkelsten Kapiteln der Zeit des Absolutismus. Vor allem waren es Hessen und Württemberger, die von ihren Landesvätern regimenterweise um schnödes Geld zum Kriegsdienst an fremde Staaten „verdingt" wurden. Und da die meisten der so verdingten Soldaten die Heimat nie wieder sahen, die Fürsten sich auch um das Schicksal ihrer Landeskinder in der Fremde wenig kümmerten, sah diese „Verdingung" einem Verkauf zum Verwechseln ähnlich. Überdies bestanden die Regimenter nur zum geringsten Teil aus wirklich Freiwilligen; die Mehrzahl der Rekruten war zum Soldatendienst gezwungen worden.

Ein Regiment ist zu besonders trauriger Berühmtheit gekommen: das württembergische Kapregiment. Schubert hat ihm das wehmütige Abschiedslied gesungen, das heute noch als Volkslied in schwäbischen Landen fortlebt:

> Auf, auf, ihr Brüder und seid stark,
> Der Abschiedstag ist da.
> Wir müssen über Land und Meer
> Ins heiße Afrika.

Johannes Prinz hat den Schicksalen des in alle Winde zerstreuten Regimentes liebevoll nachgespürt und die Ergebnisse einer jahrelangen Forschung in seinem Buch „Das württembergische Kapregiment 1786—1808" niedergelegt. Auf dieses geschichtliche Werk stützt sich der Roman von Wilhelm Kohlhaas. Was der Dichter da von den Offizieren erzählt, die zum Teil mit Schiller in der Karlsakademie erzogen wurden und ihm befreundet waren, ist nur zum kleineren Teil Roman, zum größeren harte und furchtbare Wirklichkeit gewesen. Nur der Name des Regimentskommandeurs ist geändert. Die Leutnants Winckelmann, Scharffenstein, Grupp, Wolzogen, Kapf u. a., dazu sämtliche unehelichen Söhne Karl Eugens, die Franquemonts und Ostheims, die sich der herzogliche Vater durch Verschicken nach Afrika vom Halse schaffte: sie haben alle gelebt. Ihre Schicksale tauchen in den „Schillerbrüdern" wieder auf.

In den Mittelpunkt des Romans hat Kohlhaas die Gestalt des Leutnants Franzkarl von Winckelmann gestellt, der des Herzogs junge Schwägerin Luise von Bernerdin liebt, die Schwester Franziskas von Hohenheim. Aber der Herzog, der sich einen anderen Schwager als einen einfachen Leutnant wünscht, schickt den Verliebten mit dem Regiment, das er um 65 000 Gulden an die holländische Handelsgesellschaft auf fünf Jahre „vermietet", nach Afrika. 1982 Mann sind es, „lauter Deutsche", wie der Vertrag bemerkt, die in die Fremde ziehen, um mit ihrem Blut für ein fremdes Volk ein Kolonialreich aufzubauen.

Schon in Holland sing die Not der Truppe an. Der Vertrag, den der Herzog leichtsinnig und geldsüchtig geschlossen hatte, gab das Regiment in die Gewalt der Holländer. Die Löhnung wurde in schlechter Währung gezahlt. Am Kap hätten sich die Schwaben vielleicht angewöhnt. Das Land war schön, das Leben erträglich. Da warf die Holländische Kompagnie die Truppe nach Indien. Wohl protestierten die Offiziere gegen die Verlegung und Zersplitterung der Truppe. Allein sie war im Vertrag der Willkür ihres Käufers preisgegeben worden. Karl Eugen hatte nur an das Geld gedacht, das ihm aus dem Handel zufloß. Aber auch der Regimentskommandeur hatte an der Truppe ein Vermögen verdient. Indien war das Todesurteil des Kapregiments. In seinem ungesunden Klima, auf Ceylon und Java, gingen die Schwaben langsam zugrunde oder wurden in den Kämpfen zwischen Holländern und Engländern gefangen. Nur wenige hatten die Kraft, sich oben zu halten, wie Wolzogen, der in holländische Dienste trat. Es ist erschütternd, wie der Dichter das Heimweh der Schwaben schildert. Kaum hundert Mann durften die Heimat wiedersehen.

Winckelmann ist einer der Glücklichen. Aber die Heimat, über die nun König Friedrichs Hand gewalttätig und selbstherrlich regiert, bereitet ihm wenig Freude. Das auf Kosten der einfachen Soldaten erworbene Vermögen des verstorbenen Oberst hat Friedrich ohne Wimperzucken für seinen Staat eingezogen. Von dem „verkommenen Bettelvolk" will er nichts wissen. Die geliebte Frau findet Winckelmann als Gattin seines Feindes. Er selber gerät in die Wirbel der Befreiungskriege, erlebt den Triumph wie die große Enttäuschung des deutschen Volkes, über das wieder die kleinen Tyrannen Macht gewinnen. Da flüchtet er zurück nach Indien, zu den wenigen, die noch dort leben und Kolonialholländer geworden sind. Mit Wolzogen schlägt er die erste Bresche in den javanischen Urwald, um aus „dem Grab der Menschheit" ein kulturelles Musterland zu machen. „All diese Leistungen deutschen Blutes sind dem deutschen Namen für immer verlorengegangen."

In glücklicher Weise verbindet Kohlhaas Geschichte und Roman und formt ein Stück deutschen Gemeinschaftslebens in der Fremde, wenn auch nur eine jener Tragödien, an denen das Auslandsdeutschtum so reich ist: für fremde Völker deutsches Blut zu opfern. Zugleich aber geben die „Schillerbrüder" ein lebendiges und wirklichkeitnahes Zeitbild eines deutschen Kleinstaates, in dem der absolute Fürst alles, das Volk noch nichts bedeutete.



Philippine Gatterer

Nach einem Gemälde von Tischbein d. J.

Ein deutsches Frauenleben aus empfindsamer Zeit

Gabriele Reuter
Grüne Ranken um alte Bilder

Von Charlotte Reinke

Die meisten Männer kranken an Gelüsten,
Und reiten Steckenpferd Galopp und Schritt,
Drob darf ein gutes Weib sich nicht entrüsten —
Es galoppiert wohl selbst ein wenig mit . . .

Abbildung aus Reuter, „Grüne Ranken um alte Bilder" (G. Grote Verlag, Berlin)

Als der junge Weltreisende Georg Forster um das Jahr 1777 die Universität Göttingen besuchte, galt dort sein erster Gang dem berühmten Professor der Geschichte Johann Christoph Gatterer. In dem gastfreundlichen Hause wohlaufgenommen, unterhält er sich lange mit der zweitältesten Tochter Philippine und berichtet dann seinem Vater:

„Gatterers Tochter Philippines Gedichte werden Sie durch die Göttinger Anzeiger schon kennen. Sie sind sehr schön, und das Mädchen ist so lebendig, so witzig, so freimütig, daß mein erster Besuch schon über drei Stunden dauerte und ich die ganze Zeit fast allein mit ihr sprach, während Lichtenberg die übrige Familie, die sehr zahlreich ist, unterhielt. Ihre ältere Schwester ist hübscher, aber Philippinen steht das Maul nie still."

Es herrschte damals in den Göttinger Universitätskreisen und im Hause des Professors Gatterer ein lebhaft-fröhliches Treiben. Die jungen Bürgertöchter nahmen an der Arbeit,

dem Streben und den Interessen der Studenten den regsten Anteil. Die Hauptbegeisterung gehörte der Literatur und Kunst. Man schwärmte, liebelte, schrieb gefühlvolle Briefe und dichtete wohl auch selbst. Zu den muntersten der Mädchen gehörte die quecksilbrige Philippine Gatterer. Neben dem stillen, kränkelnden Vater, der sich zu einem Gelehrten von europäischem Ruf heraufgearbeitet hatte, neben der geselligen Mutter Helena Barbara, die nach jedem Kindbett — es waren ihrer fünfzehn — jünger und schöner wieder aufsteht, verlebt das Mädchen mit den schelmischen Augen und der etwas breiten Nase, „Äthiopien mehr als Griechenland verwandt", eine heitere Jugend.

Der „Hainbund" geht damals als Bürgerschreck in Göttingen um. Die jungen Männer wollen ihr Leben der Poesie und den Musen weihen und finden bei der Weiblichkeit der Stadt weitgehende Unterstützung. Bekannte Namen tauchen auf in Verbindung mit dem Hause Gatterer: Hölty, Boie, Bürger. Ist es da nicht selbstverständlich, daß sich auch Philippine im Dichten versucht, selbstverständlich, daß, ihrer Anmut huldigend, die Freunde ihre Gedichte zum Abdruck bringen? Man vermerkt wohlwollend deren unbefangenen Humor, mit dem sie Alltägliches mit tieferen Gedanken umrankt, wie ja überhaupt in Philippines Wesen Schwärmerei und Banalität unvermittelt nebeneinander stehen. „Une nature naive" flüstert der junge russische Fürst, der Schüler des Vaters, mit dem sie eine Jugendliebe verbindet. Aber der Russe, Schützling der Kaiserin Katharina, wird von dieser nicht freigegeben.

Statt des Verlobungsringes erhält das Professorentöchterchen einen Abschiedsbrief.

Nun werden die Liedlein schwermütiger:

An die Freude

Ich suche dich — doch ohne dich zu finden —
Bei Spiel und Tanz und heller Saiten Schall
Im kühlen Hain, auf bunten Wiesengründen,
Bei Mondenschein, am lauten Wasserfall.

Sonst hüpftest du mir ungesucht entgegen,
Auf glattem Pfad, mit Rosen schön bestreut.
Jetzt schleicht um mich auf krummen Dornenwegen
Im langen schwarzen Kleid die Traurigkeit.

Du halfst mir tragen Leiden meines Lebens
Und würztest lieblich jedes kleine Glück.
Doch du entflohst! — Ich suche dich vergebens,
Und meine Träne bringt dich nicht zurück . . .

O Freude, komm zum armen Mädchen wieder,
Und fliehe nur den finstern Menschenfeind.
Dann singt sie wieder jubelvolle Lieder,
Die einsam jetzt auf dumpfe Saiten weint.

Trotzdem fehlt es der Verlassenen nicht an weiteren Bewerbungen, es fehlt nicht an Huldigungen. Philippine läßt ein gesammeltes Bändchen ihrer Gedichte erscheinen, von Chodowiecki mit seinen beliebten Kupfern geschmückt. „Das Mädel wird noch ganz verdreht unter all diesen Huldigungen", murrt Mama Helena Bärbel. Will doch sogar Tischbein der Jüngere sie malen. Philippine muß dazu nach Kassel reisen.

Dort, im Hause freundlicher Bekannten, erlebt sie den Höhepunkt und Wendepunkt ihres Schmetterlingsdaseins. Umschwärmt und gefeiert steht sie auf der Höhe ihres flüchtigen Ruhms, der erste Liebestraum ist überwunden, sie begegnet hier dem Mann, an dessen Seite sie als Gattin und Mutter von zehn Kindern guten und harten Jahren, ernster Pflicht und tiefer Freude entgegengehen soll: dem Kriegsgerichtsrat Engelhardt. Als Braut kehrt sie nach Göttingen zurück und verkündet dem Freunde Bürger naiv-triumphierend ihr Glück:

„Lieber Bürger! Eine wunderſame Neuigkeit! Ich bin Braut!!! Diesmahl im Ernst. Oft s o l l t e ich's und oft w o l l t ich's sein. Dieses eine mal traf beydes zusammen. Wenn mein Herzenskäfer in 14 Tagen wieder her kömmt, so will ich mit ihm vielleicht auf einen Tag zu Ihnen hin. Meine Zeit ist kurz — drum hören Sie nur, daß der Mann Kriegssecretair in Cassel ist, Engelhardt heißt und eine herrliche Familie hat; Und daß meine Ältern äußerst vergnügt sind und ich ihn liebe mit r u h i g e r Liebe und der Überzeugung, daß er mich glücklich machen wird." — „Eingang ins Philisterium", brummt Bürger unwirsch, als er dies liest, „Besser Philisterium als russischer Dolch oder russisches Gift", meinte seine Frau Dorette.

Bald ist nun Philippine als Frau Kriegsrätin eine tätige Hausfrau mit schnell wachsender Kinderzahl, die sich freilich noch immer gern mit ihren literarischen Freunden unterhält, wenn solche in ihr nunmehr gutbürgerlich gewordenes Dasein hineinschneien. Das

eigene Dichten ist freilich als Zeitvertreib und Steckenpferd beiseitegestellt, denn wenig Zeit bleibt ihr nun übrig, die sie damit vertreiben könnte.

Die große Familie lebt in einem bescheidenen Häuschen an der Wilhelmshöher Allee vor Kassel, aber ein natürlicher, großer Garten umgibt das Wohngebäude. Dort, nah der geliebten Natur, wird Philippine glücklich. Denn die ersten Ehejahre im Stadthause neben der pedantischen, ordnungsliebenden Schwiegermutter waren für das „Singvögelchen" des Herrn Engelhardt eine schwere Prüfung. Hier in Wilhelmshöhe lebt sie, wie es ihr entspricht. Als Mutter, die nie strafen will, sondern lieber mit Zuckerplätzchen erzieht. In der Handhabung der alltäglichen Dinge immer von großer Lässigkeit, besitzt sie doch einen scharfen Blick für den Wert eines Menschen und weiß geeignete Erzieher für die gutgeratenen Kinder heranzuziehen.

Unter König Jérome kommen schwere Zeiten, fast Not, über die Familie. Erst nach Napoleons Sturz gibt es wieder freundliche Jahre für das Haus Engelhardt. Einige der Töchter sind verheiratet. Die schöne Luise hat in dem reichen Kaufmann Nathusius eine besonders gute Partie gemacht. Caroline, Erbin des schriftstellerischen Talents der Mutter, schreibt gern gelesene Erzählungen. Die Söhne kommen gut vorwärts.

Als 1818 Philippine den Gatten durch einen Schlagfluß verliert, sind die Kinder versorgt; aber Philippine kann sich lange Zeit nicht darin schicken, ohne die Stütze dazustehen, die ihr der treue, zuverlässige und kluge Mann ihr Leben lang geboten hat. Der reiche Schwiegersohn erwirbt für die Vereinsamte, die er zärtlich liebt, ein Witwenhäuschen. Jacob Grimm schildert diesen Witwensitz der schnurrigen Madame Engelhardt sehr launig:

„Wir waren einmal zum Thee eingeladen. In dem größten Zimmer stand ein prachtvolles Sofa mit gleichen Stühlen von schwerem weißen Seidenzeug mit kleinen Blumen besät. Sie sagte mir: das ist mein Brautkleid, womit ich diese Möbel habe überziehen lassen; ich hatte es für den Fall, daß ich Witwe würde und meine Kinder alle verheiratet sein würden, aufgehoben. Einen Herrn, der sich auf das Sofa niedergelassen, um ein Stückchen Butterbrod zum Thee zu genießen, rief sie ab, um ihn in ein dringendes Gespräch zu verwickeln. Sie gestand mir hernach, oder vielmehr sie sagte es aus freien Stücken, denn sie sagt alles heraus: sie hätte ihn bloß weggelockt, damit nicht ein Bröckchen Butterbrod auf das Sofa fiele, es könnte davon fleckig werden, es sei doch ihr Brautkleid. Sie hat beides, etwas von einer Hexe und einer wohlwollenden und gütigen Frau. In einer Kammer, in die ich geriet, fand ich ein Bett mit einer Unzahl von alten gewaschenen Handschuhen, die darauf trocknen sollten. Sie hatte alle, die sie je gebraucht, ich glaube, auch seit sie Braut gewesen, aufgehoben und wollte sie jetzt wieder in Stand setzen, um sich wahrscheinlich für die übrige Lebenszeit damit zu versorgen. So lebt sie beständig in geschäftigem Müßiggang. In einem der äußerst kalten Wintertage dieses Jahres hat sie einmal, wie alles weggegangen war, in einem Windofen selbst Feuer anmachen wollen, es ist kein Stroh da, und ihr fällt ein, daß in einer Bodenkammer unter anderem Bettzeug auch ein Sack stecke, dessen altes Stroh zu verbrennen eine löbliche Ökonomie wäre. Sie geht also hinauf, wirft alles Bettwerk, denn der Sack liegt unten, mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit auseinander. Es türmt sich gegen die Thür und drückt diese zu. Wie sie endlich den Sack gefunden und die Hand voll Stroh erbeutet hat, sieht sie, daß die Thür, die nur von außen kann geöffnet werden, zugeschnappt ist, und so muß sie drei Stunden in der Kälte verweilen, wo erst jemand heimkommt und sie erlöst. Sie hat mir das Stückchen selbst erzählt."

Mit vielfachen Klagen führt die gealterte Philippine so ein ihr durchaus zusagendes Leben, aufgeschlossen für alles bis ins hohe Alter hinein, verwickelt in eine ausgebreitete Wohltätigkeit und stolz auf ihre Kinder. In ihrer letzten Krankheit gedenkt sie der fröhlichen Göttinger Jugendtage, ihres kurzen Dichterruhms und philosophiert wehmütig:

„Ich war doch einmal eine Blume im deutschen Dichterwald, wenn man auch meinen Namen jetzt nur noch als Großmutter kennt. Mich las sogar der Handwerksmann und blickt mich freundlich lächelnd an."

Als Philippine Engelhardt, geborene Gatterer, starb, überlebten sie dreißig Enkel. Eine Enkelin wurde als Gattin des Kaufmanns Carl Reuter die erste deutsche Hausfrau in Ägypten und war die Mutter der Dichterin Gabriele Reuter, in deren Besitz sich jetzt eine Kopie des Tischbeinschen Gemäldes der jungen Philippine befindet. Davon angeregt, schrieb sie den Lebensroman ihrer Ahne, die neben geistigen Interessen und eigener literarischer Arbeit ein volles Frauenleben zu erfüllen wußte.

Das Geheimnis des Adolph Freiherrn v. Knigge

Von Reinhold Th. Grabe



Titelbild aus Grabe „Geheimnis des Freiherrn von Knigge" nach einem zeitgenössischen Kupferstich

Als der sechsunddreißigjährige Adolph Freiherr von Knigge im Jahre 1788 in seine Heimat Hannover zurückkehrte, die der Jüngling vor mehr als zwanzig Jahren voller Hoffnungen, Pläne und Wünsche verlassen hatte, da war er im aufgeklärten Deutschland ein nicht eben rühmlich bekannter Mann. Von allen Freunden verlassen, von den Großen seiner Zeit unbeachtet, von den Kleinen angefeindet, konnte er von den unzähligen Chancen, die er immerfort und überall witterte, zunächst nur die eine nutzen: seine Niederlage offen einzugestehen. Tatsächlich hatte er nie gezögert, sich so zu zeigen, wie er wirklich war, und vorbehaltlos das zu tun, was ihm im Augenblick das Richtigste dünkte. Also gab der Geschlagene nun mit entwaffnender Offenheit seine öffentlich begangenen Fehler zu:

„Ich habe in meinem Leben vielleicht sehr wenig von dem esprit de conduite gezeigt. Meine Lebhaftigkeiten verleiteten mich zu großen Inkonsequenzen, ich übereilte alles, tat immer zu viel oder zu wenig, kam stets zu früh oder zu spät, weil ich immer entweder eine Torheit beging oder eine andere gut zu machen hatte . . . Zuerst war ich zu sorglos, zu offen, gab mich unvorsichtig hin und schadete mir dadurch. Dann nahm ich mir vor, ein feiner Hofmann zu werden, mein Betragen wurde gekünstelt, und trauten mir die Besseren nicht, ich war zu geschmeidig und verlor dadurch äußere Achtung und innere Würde, Selbständigkeit und Ansehen. Erbittert gegen mich und andere riß ich mich dann los und wurde bizarr. Dieses erregte Aufsehen. Die Menschen suchten mich auf, wie sie alles Sonderbare aufsuchen. Dadurch aber erwachte mein Trieb zur Geselligkeit wieder; ich näherte mich aufs neue, lenkte wieder ein, und nun verschwand der Nimbus, den nur meine Abgezogenheit von der Welt um mich her gezogen hatte . . . Wählte ich meinen Umgang unter den ausgezeichnetsten aufgeklärtesten Menschen, so erwartete ich vergebens Schutz von dem am Ruder stehenden Dummkopf; gab ich mich elenden Leuten preis, so wurde ich mit diesen in dieselbe Klasse gesetzt. Menschen ohne Erziehung von niederem Stande mißbrauchten mich, wenn ich mich ihnen zu sehr näherte; mit Vornehmern verdarb ich es, sobald sie meine Eitelkeit beleidigten. Zu einer Zeit ging ich zu selten aus, man hielt mich für stolz oder menschenscheu, zu einer andern zeigte ich mich überall und wurde ein Alltagsgesicht . . ."

So offenbarte sich der zeitweilig vereinsamte Knigge angesichts der eigenen Katastrophen im — Vorwort zu seinem Buch „Über den Umgang mit Menschen", das den Jünglingen zeigen sollte, „welchen Weg sie gehen müßten". Es wurde eines der berühmtesten und — unbekanntesten Bücher der deutschen Literatur, erlebte noch zu Zeiten seines Verfassers viele Auflagen, unerlaubte Nachdrucke und Übersetzungen und wurde weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein ungezählte Male nachgeahmt und fortgesetzt. Ja, bis auf den heutigen Tag blieb „Knigge" ein — wie sich bei näherem Zusehen herausstellt, recht zweifelhafter — legendärer Begriff. Ganz selbstverständlich wurde mit der Zeit der „praktische Philosoph" seinem berühmten Buche gleichgesetzt. In der Vorstellung seiner Leser ward er bald die ideale Verkörperung seiner Lehren: der pfiffige Lebenskünstler, der sich immer und überall zurechtfand und, wie der Erfolg seines Buches offenbar bezeugte, derart unerblichen Ruhm erwarb. Die ewig Bedenklichen, die mit möglichst geringem Einsatz den denkbar höchsten Gewinn ziehen wollten, die Allzuängstlichen, die auf der goldenen Mittelstraße am besten zu fahren glaubten und aus ihrer Angst obendrein ein Recht gegen die Waghälse herleiteten, erhoben den toten Knigge zu ihrem unfehlbaren Patron, auf den sie zu jeder Stunde und in jeder Gesellschaft schworen.

Die Wahrheit über Knigge liegt nun freilich ganz woanders. Die flüchtige Einsicht, sein Leben im Kleinen wie im Großen verfehlt zu haben, hinderte ihn in den letzten acht Jahren seines Lebens nicht daran, weiterhin zu viel oder zu wenig zu tun, zu früh oder zu spät zu kommen und immer wieder eine Torheit zu begehen oder eine andere gutzumachen. Warum also einem Manne, dessen Ruhm offenbar auf einem zweifachen Irrtum über den praktischen Wert seines Buches und über die Zuverlässigkeit seiner Person beruhte, warum einem solchen Manne, der bis dahin keinen Biographen fand, eine Lebensbeschreibung widmen, wie ich sie in meinem Buche „Das Geheimnis des Adolph Freiherrn von Knigge" (H. Goverts Verlag, Hamburg 1936) versuchte? Warum einen Menschen, „der im Banalen seiner Mitwelt stets voraus war, aber im Wesentlichen ihr immer nachhinkte", nachträglich der Lächerlichkeit preisgeben, die er selbst oft genug hatte schmecken müssen?

Es entsprach dem unsteten Wesen und der geistigen Unruhe dieses vielseitig begabten Mannes, daß er überall auch um den billigsten Preis die erste Rolle spielen mußte und kaum etwas aufzugreifen versäumte, was gerade „aktuell" war. Aber er, der sich zu einem praeceptor Germaniae berufen fühlte, hörte in der beweg-Zeit des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts zwar alle Glocken läuten, begriff jedoch selten oder zu spät, wo sie eigentlich hingen. Als Hofjunker in Kassel wollte er sich in der Verwaltung bewähren — das Beispiel Friedrichs des Großen begann auch außerhalb Preußens zu wirken —, und er wurde das Opfer eines gesellschaftlichen Skandals. Als maitre de plaisir am benachbarten Hanauer Hof glaubte er es praktisch mit Lessing aufnehmen zu können, und wurde hier das Opfer einer Hoffabale. Auf sich gestellt, meinte der Kammerherr nun die Aufklärung fördern zu müssen. „Aufklärung" war das Schlagwort, das alle mittelmäßigen Köpfe verwirrte.

Um also auch auf diesem Gebiete zu gelten, bediente er sich der geheimnislüsternen Logen, in denen die Tendenzen der bevorstehenden französischen Revolution und mißverstandene paracelsische Überlieferungen zu gefährlicher Scharlatanerie verbunden wurden; er versuchte sich in der Goldkocherei, hoffte dann im geheimnisvollen Illuminaten-Orden des Ingolstädter Professors Weishaupt, für den er, der betriebsame Organisator, vorübergehend auch Goethe gewann, den „Geheimnissen" auf die Spur zu kommen und begriff — unbelehrbar, wie er im Grunde war — nur widerwillig, daß er an einem sehr zeitgemäßen Schwindel verhängnisvoll mitschuldig geworden war. Da er unter seinem Illuminaten-Namen Philo in ganz Deutschland bekannt geworden war, schwor er in feierlicher Form allen geheimen Verbindungen ab, um bald wieder auf einen neuen, nun vollends lächerlichen Schwindel geschäftstüchtiger Geheimniskrämer hereinzufallen. Endlich schwang er sich, als er die Tendenzen der französischen Revolution begriffen zu haben glaubte, zu deren lautestem Wortführer in Deutschland auf, verkannte, nicht als einziger, daß diese Tendenzen, während sie in Frankreich praktisch erprobt wurden, in Deutschland geistig bereits überwunden waren, und mußte sich's gefallen lassen, daß man ihn als gefährlichen „Illuminat und Volksaufwiegler", als Demagogen und Jakobiner öffentlich verdächtigte und anprangerte.

Auf allen diesen viel begangenen Wegen und Gemeinplätzen seiner Zeit war er, während Friedrich der Große, Kant, Goethe und Schiller Deutschland politisch und geistig zu einem unverwechselbaren Begriff stempelten, ein geschickter Vielschreiber, ein um Gunst geizender Moralist und ein „praktischer Philosoph", der aus seiner unzulänglichen Menschenkenntnis pädagogische Münze schlagen wollte, sich vorlaut und mutwillig in unselige kleine Fehden verstrickte, in allerlei literarisches Gezänk, das wahrlich kein „Xenien-Kampf" war.

Er, der vor der Öffentlichkeit gern der aufgeklärteste Kopf seiner Zeit sein wollte, war zeit seines Lebens — er starb im Jahre 1796 — nur der benannte Chorführer der Namenlosen, die er zu verachten vorgab: die die „Sklaven der Meinungen anderer" waren, und „den Flitterputz ihrer Tugenden über ein schwaches, niedriges Herz hingen, um in Gesellschaften Staat damit zu machen".

Bei aller seiner kritischen Anmaßung aber und trotz manchen ehrlichen Willens blieb er der betriebsame Literat, der der Forderung des Tages am besten zu gehorchen meinte, indem er „mit den weltbewegenden Ereignissen eine tragikomische Verbindung einging".

Das Leben eines solchen Mannes, der — wie es einmal treffend gesagt wurde — „am Thron der Göttin der Vernunft auf den Stufen als Hofnarr saß" und alles unvereint in sich herumtrug, was jene Zeit an großen Ideen hervorgebracht hat, die Lebensgeschichte dieses Manes ist vielleicht doch mehr als nur eine Don-Quichotterie: das ernüchternde Abbild seiner Zeit, des „tintenklecksenden Saeculums", das die wahrhaft bedeutenden Männer (mit denen wir es gemeinhin verbinden) tatsächlich erst überwinden mußten, um ihm nach Kräften dienen zu können; die verkörperte Mittelmäßigkeit, an der gemessen die Werke der Großen erst im rechten Licht erscheinen. So kann sein Leben, kulturhistorisch betrachtet, für uns trotz allem einen Sinn haben — den, das achtzehnte Jahrhundert, in dem sich die Strömungen des siebzehnten und des neunzehnten zu grotesken und zu gefährlichen Wirbeln vereinten, besser kennen zu lernen.

Im Bewußtsein seiner Zeitgenossen freilich war Knigges Leben rasch vergessen und mit diesem auch sein Werk; selbst der Inhalt seines einzigen berühmt gebliebenen Buches wurde ein Opfer seiner Mittelmäßigkeit. Nur der Titel blieb. Und außer dem Namen des Mannes, der in diesem Buche vor den fixen Anekdoten-Erzählern warnt, weil sie die Wahrheit entstellten, erhielt sich diese lustige, die Tragikomik dieses Mannes erhellende Anekdote:

Als Knigge ein Buch über den „Umgang mit Chinesen" plante und eine Reise nach dem Fernen Osten unternahm, widerfuhr ihm das Unglück, daß er von einer Sturzwelle erfaßt und ins Meer gerissen wurde. Unwissend, wie man sich in Seenot zu benehmen habe, da ihm Ähnliches bisher nicht widerfahren war, schwamm er verzweifelt hin und her, bis ein Haifisch ihn entdeckte und gierig auf ihn zuschoß. In seiner Not wußte Knigge keinen anderen Rat, als sein Rasiermesser zu ziehen und das Ungetüm zu erwarten. Der Haifisch rümpfte nur die Nase: „Aber Herr Knigge — Fisch mit dem Messer?" und der Lehrer des guten Tons ließ seine Waffe fahren. Er erkannte mit Schrecken, was er der Mitwelt schuldig war, wehrte sich nicht und starb — als ein Opfer seines Ruhms.

Marie Antoinettes große Liebe

Felix Moeschlin / Der schöne Fersen

Von Erich Klaila

Hans Axel von Fersen, geboren am 4. September 1755, Sohn des Friedrich Axel von Fersen und der Hedwig Katherina, geborene de la Gardie. Die trug der Pfarrer der St.-Jakobs-Kirche zu Stockholm ins Taufbuch ein, und damit war auch von Amts wegen bestätigt, daß ein Kind mehr auf der Welt war, ein stilles Kind mit großen Augen.

Vierzehn Jahre später wurde auf Blasieholmen ein Stuhl zurückgeschoben. Leider dränge die Zeit, sagte die Stimme des Feldmarschalls von Fersen — man werde zu einer wichtigen Sitzung erwartet.

Worauf sich der andere entschuldigte, den Herrn Feldmarschall in seinen wichtigen und zeitraubenden Geschäften gestört zu haben und abschiednehmend hinzufügte: „Was machen die Töchter, die Söhne?"

Der Feldmarschall: „Axel, der älteste, wird im nächsten Sommer mit seinem Lehrer ins Ausland reisen."

Axel von Fersen erlebte Voltaire und Genf; und die Hauptstadt des Königreichs Sardinien, Turin. Die schönste Stadt; die schönsten Frauen. In bitteren Worten beklagte sich der junge schwedische Graf darüber, als er das herrliche Turin wieder verlassen mußte; aber der vom Vater aufgestellte Reiseplan verlangte es.

Paris. Ball in der Oper. Karnevalsstimmung.

„Junger Graf aus dem Norden", sagt eine klare, frische Stimme.

Eine Maske spricht auf Fersen ein. Groß steht sie vor ihm. Ringsum staunen sich die Menschen.

„Die Dauphine, die Dauphine!" zischen sie.

Auf einmal löst sich die Enge, weitet sich der Kreis. Damen umringen die Maske und entführen sie mit scherzender Gewalt.

Morgens um 3 Uhr trifft Fersen einen Bekannten. „Gehen wir", sagt er ärgerlich.

„Haben Sie sich nicht amüsiert?"

„Es begann herrlich und entzückend", sagt Fersen verdrießlich, „bis die Dauphine die Laune hatte, sich mit mir zu unterhalten. Hätte sie mich doch in Frieden gelassen. Es gab ja genug andere, mit denen sie reden konnte. Warum mußte sie gerade mich stören? . . ."

Das war wieder Löfstad, winterlich einsam, wieder Stockholm. Erst hier erlebte er, was geschehen war; sah er die hohe Gestalt einer Maske, hörte er ihre Stimme, ihren Scherz, spürte er ihre Wärme. Nun, da es längst zu spät war, bekam jenes Geschehnis in der Pariser Oper immer stärkere Gewalt.

Fersen ist bereit, auf den amerikanischen Schlachtfeldern für die Ehre und den Ruhm Frankreichs zu kämpfen.

Im Mai 1780 sind sie davongefahren; im Juni 1783 kehrten sie zurück.

„Die Helden von jenseits des Meeres!" schrie das Volk, das in den Hafen gerannt war, um sie zu empfangen.

„Auf Wiedersehen in Paris!"

Einziges Ziel der Welt: Paris!

Fersen lächelte vor sich hin, lehnte sich zurück und schloß die Augen. Vielleicht war alles nicht wahr. Wann war es überhaupt geschehen? Gestern, vor einem Monat, vor einem Jahr, oder erst vor wenigen Minuten?

Er streckte die Hand aus, er griff in die Luft. Er öffnete die Augen: Wände, Möbel, ein Fenster. Nein, nicht das. Er schloß die Augen von neuem. Er will die Bäume sehen von Trianon. Er muß sie sehen. Und jetzt sieht er sie. Jetzt sieht er die Bäume. Und jetzt sieht er *sie*. Sie geht neben ihm durch die Einsamkeit, die ihr Wille geschaffen hat. Sie sind allein, er und Marie Antoinette . . .

Oh, wie gering ist die Kraft der Erinnerung. Sie vermag es nicht, zu erschaffen Fleisch und Blut, dem Bilde Körperlichkeit zu geben. Da klammert er sich an die Worte. Sie ruft er zurück. Den Klang ihrer leidenschaftlichen Stimme, das Erschütternde ihres überströmenden Bekenntnisses. Ach, nicht einmal ihre Worte sind ganz zu fassen, nicht alle kehren zurück, viele verschmelzen zu einer unbestimmten Melodie, andere kommen in unzusammenhängenden Bruchstücken wie Schreie, hilflose, erschütternde Schreie. Sind die Sätze zerrissen worden von Küssen, haben die Ohren nichts mehr gehört vor überlautem Herzschlag? . . .

Hat sie es gesagt, hat sie es nicht gesagt?
Hat sie gesagt:
Axel, lieber Axel! Einziger Axel!

Die Welt ist bewegt; aber man weiß nicht, wohin die Bewegung zielt. Axel von Fersen ist jetzt dreißig Jahre alt. Er hat erreicht, was er will. Seine Aussichten sind die besten. Er besucht Marie Antoinette als Geliebter und erscheint in Versailles als offizieller Abgesandter des schwedischen Königs.

Am 5. Mai 1789 begeben sich zwölfhundert Vertreter Frankreichs von neun Uhr morgens an in den Saal, der zwei Jahre zuvor im Hofe des Hôtels des Menus für die Notabelnversammlung errichtet worden war.

Finanzminister Necker macht Mitteilung von sechsundfünfzig Millionen Livres Defizit.

Eine Kleinigkeit für ein so reiches Land! denkt Fersen. Warum hat man überhaupt die Generalstaaten einberufen? Es ist lächerlich . . .

Kurze Zeit später stürmt der Pariser Pöbel die Bastille.

In Versailles aber tut man noch immer so, als ob nichts geschehen sei. Mit der unerschütterlichen Ruhe, die ihn von jeher ausgezeichnet hat, geht Ludwig XVI. Tag für Tag auf die Jagd . . . Bis der Blitz einschlug in die Grotte von Trianon.

„Sie kommen, sie kommen!"

Paris kam nach Versailles. Das Volk von Paris, das Volk der sechzig Distrikte wälzte sich heran.

„Josephine", sagt Fersen drängend, sie mit dem zärtlichen Namen ihrer heimlichen Stunden nennend, „fliehen Sie, allein mit den Kindern, rasch, noch ist es Zeit."

Nun müßte sie sagen: Mein lieber Rignon . . . aber sie tut es nicht.

Sie schüttelt den Kopf. „Lieber Graf", sagt sie, „jetzt bin ich Marie Antoinette, nicht Josephine . . ."

Die Straße hat sich gefüllt, die schmutzige Flut ist da. Schmähruse gegen die Königin werden laut. Die Königin sagt: „Ich weiß, daß man aus Paris kommt, um meinen Kopf zu verlangen . . ."

Sie senkt die Stirn, sie macht eine kleine Pause:

„Aber ich habe von meiner Mutter gelernt, den Tod nicht zu fürchten!"

Das Volk verlangt, daß der König nach Paris kommt. Um zehn Uhr willigt der König ein.

Das Spiel auf der französischen Bühne geht weiter. Der König und die Königin sind die Gefangenen des Volkes in den Tuilerien zu Paris. Fersen bestellt beim Sattler Louis eine Berline für sechs Personen, um der königlichen Familie die Flucht zu ermöglichen.

Der 20. Juni 1791 kommt; ein Montag. Heute nacht wird ein Schwede den König von Frankreich aus seinem Gefängnis herausführen zur Freiheit und Macht. Ein Schwede, kein Franzose; kein Herzog, kein Prinz . . .

In der Nacht stehen auf einer einsamen Straße am Rande von Paris zwei müde Pferde vor einem alten Wagen. Drinnen zusammengepfercht die königliche Familie. Sie vertauschen den engen Wagen mit der Berline, die Fersen hat fertigen lassen. Nun haben sie auch vier Pferde statt zwei. Vorwärts. Es ist schon zwei Uhr. Nur die Pferde nicht geschont.

Weit hinten bleibt Paris. . . .

Und dann ist doch alles umsonst. Nur weil einem kleinen Postmeister in St. Menéhould die Ähnlichkeit zwischen dem Bild auf den Fünfzig-Livres-Assignaten und einem gewissen Reisenden auffällt; lächerliche Laune des Zufalls . . .

Und das sind die Folgen:

In Brüssel sitzt ein Oberst in schwedischer Dragoneruniform und spielt geistesabwesend mit einer Guillotine; dem neuen Spielzeug, das um Weihnachten herum allgemein Mode geworden ist.

Der schwedische Oberst sammelt auch Andenken. Was für Andenken das sind? Natürlich an sie, an Marie Antoinette.

Dann kommt ein Offizier. Der überbringt den letzten Gruß einer Königin. Es handelt sich um einen Siegelabdruck, um ein Siegel mit einer fliegenden Taube und einer Devise: Tutto a te mi guida: Alles führt mich zu dir . . .

So die letzte Botschaft einer Königin.

Und nun sitzt also in Brüssel ein Oberst in schwedischer Dragoneruniform und spielt geistesabwesend mit einer Guillotine.

In Paris gibt es auch eine Guillotine; eine viel größere.

Man könnte damit Marie Antoinette enthaupten.

Man hat es getan . . .

Nordwärts geht die Reise. Vielleicht darf man doch noch ein wenig weich werden, sich öffnen, eine kleine Hand ergreifen; vielleicht . . . Der fünfundfünfzigjährige Axel von Fersen, nunmehr Schwedens Reichsmarschall, versucht es. Da ist ein Hoffräulein der Königin; schlank und frisch und fröhlich wie ein Kind; und da ist ein Frühlingsmorgen, da er vor ihrem Bette steht.

„Liebst du mich, weil es dir interessant vorkommt, einen Mann zu lieben, den schon so viele geliebt haben?" will er wissen.

Das Mädchen hebt die Arme, lächelt und schüttelt den Kopf.

„Weil du so arm und unglücklich bist", sagt sie.

Da sinkt der Reichsmarschall in die Knie, so tief trifft ihn dieses Wort.

Aber das kleine und bescheidene Glück kommt nur zu den kleinen und bescheidenen Leuten. Zu den großen Leuten kommt nur das vollkommene Glück; oder das erbarmungsloseste Leid. Graf Axel von Fersen darf sich nicht noch einmal öffnen, Vertrauen fassen, eine schmale Hand ergreifen. Bei Manövern in Schweden stirbt plötzlich der junge Kronprinz. Warum starb der Kronprinz denn so plötzlich? will das Volk wissen. Der Argwohn erhebt sein gefährliches Haupt. Erst sagt man es stumm, dann wird es laut ausgesprochen, mit dem gefährlichen Klang der Drohung: „Das war Fersen! Das hat der Fersen getan! Seinen gefährlichen politischen Plänen zuliebe hat er es getan!"

Beim Trauergeleite für den toten Kronprinzen johlt und schreit die Menge: „Langer Marquis, Mörder des Kronprinzen!"

Holzstücke werden in den Wagen geworfen und Backsteine. Fersen blutet aus vielen kleinen Wunden. Aber er rührt sich nicht. Steif hält er den roten Reichsmarschallstab mit der goldenen Krone in den steifen Händen. Dann sieht Fersen einen Augenblick lang Männer des Bürgerstandes, die auf ihn losschlagen mit Stöcken und Schirmen.

Im Straßenschmutz liegt der schöne Fersen, entblößt, besudelt, zertreten, bis er in einen Polizeischuppen gezerrt und in eine viel zu kurze Kiste geworfen wird. Dort ist des schwedischen Reiches Reichsmarschalls Leiche zwei Stunden lang ausgestellt zur öffentlichen Schau, nackt und bloß wie ein neugeborenes Kind; bis der König in die Stadt kommt und Befehl gibt, dem Volke den Zutritt zu wehren.



Jeremias Gotthelf

Wie Uli der Knecht glücklich wird

Von Hansgeorg Maier

Rund zweiundzwanzig Jahre lang versah der Pastorssohn Albert Bitzius in Lützelflüh im schweizerischen Emmental die Pfarrei. Dem politischen Liberalismus seiner Tage und allem städtischen Wesen herzlich abgeneigt, verwuchs Bitzius aufs engste mit dem Bauerntum seines Sprengels. 1836 trat er mit einem „Bauernspiegel" vor die Öffentlichkeit. Und bald verschafften seine unter dem Pseudonym Jeremias Gotthelf erscheinenden Romane und Erzählungen dem Lützelflüher Pfarrer, der eigentlich nur zur Feder gegriffen hatte, um brauchbares, auch sittlich bildendes Lesegut für Knechte und Mägde zu verfassen, auch Ansehen als literarischer Autor. Ohne darum zu wissen, war Jeremias Gotthelf ein Dichter geworden, der die bäuerliche Welt in all ihrer heidnischen Urwüchsigkeit in einer kernigen Sprache zu gestalten verstand — eine Bauernwelt, die sich gleichzeitig harmonisch einfügte in eine allumfassende göttliche Seinsordnung.

Eines Morgens gegen halb fünf Uhr weckt die Bodenbäuerin ihren Mann Johannes aus dem Schlaf. Er müsse aufstehen und füttern. Denn der Uli sei erst gegen zwei Uhr heimgekommen, lärmend und stark bezecht. Uli werde jetzt nicht auf mögen, und es sei ihr auch lieber, er gehe so benebelt mit dem Licht nicht in den Stall. Alsbald macht sich der Bodenbauer daran, an Stelle seines Knechtes selbst in den Stall zu gehen, während ihm die Bäuerin dringlich nahelegt, nach dem Frühstück dem Uli ein „Kapitel" zu lesen. Da sie einmal Meisterleut seien, trügen sie doch auch vor Menschen und Gott Verantwortung für ihre Dienstleute.

Der Bauer teilt die Meinung seiner Frau. Nach der Mahlzeit zieht er Uli zur Rechenschaft, wobei er altem Brauch gemäß darauf achtet, daß die anderen Dienstboten des Hofes der Aussprache nicht etwa gewahr werden. Halb trotzig, halb reuig folgt Uli dem Wink: „ein großer, schöner Bursche, noch nicht zwanzig Jahre alt, von kraftvollem Aussehen, aber mit etwas auf seinem Gesichte, das nicht auf große Unschuld und Mäßigkeit schließen ließ, das ihn im nächsten Jahre leicht zehn Jahre älter konnte aussehen lassen".

Der Bodenbauer hält ihm vor, er tue ihm zu wüst, er „hudele" zu arg, er bummele und vergeude sinnlos seinen Lohn. „Du mußt nicht glauben, ich wisse nicht, daß du zu Gnägerlers Anne Lisi gehst, ihm alles anhängst. Und das ist ja das wüstest Meitli ringsum, es geht bei ihm wie in einem Taubenhaus; es gibt sich mit jedem Halunk ab, und du bist ihm gerade der Rechte, für dich anzugeben, wenn's gefehlt hat; kannst Kindbett halten für andere, dein Leben lang Gevatter vor der Türe und dein Leben lang mitten in der teuren Zeit sein, wie soviel tausend andere, die es gerade machten wie du, jetzt im Elend sind und in der teuren Zeit." Uli möge sich doch besinnen. Wenn er sich allerdings nicht ändern wolle, so könne er in Gottes Namen gehen. In acht Tagen solle er Bescheid geben. Da hätte er sich bald ausbesinnt und brauche nicht acht Tage dazu, brummt der „abkapitelte" Uli im Hinausgehen, während der Meister lieber tut, als höre er solche Antwort nicht. Dem Bodenbauern und seiner Frau wäre es leid, den im Kern gutartigen und willfährigen Uli zu entlassen, und so beobachten sie nicht ohne einige Sorge sein unsicheres Gehaben während der nächsten Tage.

Am Sonntag kommt unvorhergesehener Besuch. So wird die Aussprache zwischen dem Bauern und Uli erst mitten in der Nacht fortgeführt, als beide im Stall auf eine Kuh passen, die ein Kalb ausgetragen hat. Wie beide des Neugeborenen harren, spinnt der Bodenbauer seine Darlegungen weiter. Uli, so meint er, mache sich doch selbst unglücklich, wenn er sein

Lumpenleben weiterfriste. Wenn er einwende, daß es noch viel schlechtere Leute gebe als ihn, so sei es deswegen doch um nichts bräver: „wenn Uli ein Hudel sei und noch anderes mehr". Der Bodenbauer habe „gut krähen", entgegnet Uli. Ihm eigne der schönste Hof weit und breit, er habe genug, woran er sich freuen könne. Aber was habe denn er, der Uli? „Ich bin ein armes Bürschli, habe keinen Menschen auf der Welt, der's gut mit mir meint; der Vater ist mir gestorben, die Mutter auch, und von den Schwestern sieht jedes für sich". Werde er krank, so wolle ihn niemand haben, und sterbe er gar, so tue man ihn hinunter wie einen Hund, dem kein Mensch nachweine.

Abermals widerspricht der Bodenbauer Ulis Einwänden. Er sei gar nicht so bös daran, wenn er es nur glauben wolle. „Laß dein wüstes Leben sein, so kannst du noch ein Mann werden. Es hat mancher nicht mehr gehabt als du und hat jetzt Haus und Hof und Ställe voll Ware." Aber was der Meister sich denn denke, antwortet Uli. Wie sollte er denn auch reich werden? Sein Lohn sei gering, Kleider brauche er, Schulden habe er auch; was helfe da sparen? Doch der Bodenbauer gibt sich nicht geschlagen. Er erzählt Uli von zwei Kapitalen, die man zinsbar zu machen habe; das seien Kräfte und Zeit. Jeder, der in Dienste trete, solle diese Zeit als Gelegenheit nehmen, „sich an Arbeit und Emsigkeit zu gewöhnen und sich einen rechten guten Namen zu machen unter den Menschen". Solchen Dienstleuten stehe die Welt offen. Sie fänden leicht gute Leute, die ihnen vorwärtshülfen. Wäre einem Knecht oder einer Magd aufgegangen, daß sie etwas werden möchten, und der Glaube gekommen, daß sie etwas werden könnten, so fänden sie Freude an der Arbeit selbst, ihre Kräfte wüchsen und ihr Ruf werde der beste. Und sie brauchten auch nimmer zweideutigen Vergnügungen nachzulaufen.

Die Obsorge für die kalbende Kuh unterbricht das Nachtgespräch. In der Folge gilt für ausgemacht, daß Uli beim Bodenbauern verbleibt. Die Anne Lisi, von der ihm der Bodenbauer gesprochen hat, sucht Uli auf, schilt ihn seines Ausbleibens halber, und als sie sich in ihrer Hitzigkeit mit Uli überwirft, spürt dieser mit einemmal eine große Erleichterung. Immerhin hat es mit den Anfechtungen für Uli noch lange kein Ende. Die Nebendienstleute setzen ihm zu, als sein Fleiß wacker wächst; des Bodenbauern Nachbarn tun auf ihre Art ein Gleiches. Und wenig fehlt daran, daß Uli gelegentlich einer Rauferei gemein über den Kamm geschoren wird. Noch eben beizeiten kann ihn der Bodenbauer warnen. Nicht nur für Uli, sondern auch für das andere Gesinde tut der Bodenbauer ein übriges, indem er Knechten und Mägden, die andernfalls auf das Wirtshauslaufen angewiesen sind, des Sonntags in der warmen Stube eine Heimstatt gibt.

Kaum hat Uli angefangen zu sparen, so tauchen unehrliche Entleiher bei ihm auf. Es braucht des Meisters Beistand, um ihn vor ernstlichen Verlusten zu schützen. Ärger Lärm entsteht, als zwei Mägde, die Uli an sich ziehen möchten, sich seinetwegen bitterlich entzweien. Erst ein ebenso komischer wie beschämender Auftritt, der sich des Nachts nahe der Jauchegrube abspielt, zeitigt für die flattrige Ursi und die ungeschlachte Stini die notwendigen Lehren. Fortan schaut sich Uli lieber draußen um, jedoch gerät er dabei abermals in zweifelhafte Gesellschaft, und der Bodenbauer hat ihn darüber aufzuklären, daß ihm an der Seite einer täppischen und unvermögenden Bauerntochter keine gute Zukunft erblühen könnte.

„Wie bei einem Knechte Wünsche sich bilden, und wie ein rechter Meister sie ins Leben setzt": so steht über dem elften Kapitel von Gotthelfs Roman nicht ohne Zweideutigkeit geschrieben. Ist es doch des Bodenbauern eigener Schaden und seiner Frau peinliche Überraschung, daß Johannes den inzwischen so tüchtig gewordenen Uli an seinen filzigen und fuchsigen, wenngleich reich begüterten Vetter Joggeli empfiehlt, dessen ziemlich verlotterte Wirtschaft des Bodenbauern Meisterknecht wieder ins Geleise bringen soll. Der Bodenbauer ebnet Uli den Weg zu Joggeli, da er nur vierzig Kronen Lohn geben kann, jener aber zumindest sechzig. Doch muß sich Uli, nachdem er zu Neujahr auf Joggelis Anwesen in der Glungge übergesiedelt ist, dort seinen Lohn auch sauer genug verdienen und namentlich mit Joggelis Karrer und Melker hart um seine Selbstbehauptung, um eine allmähliche Wiederherstellung der rechten Ordnung ringen. Der alte Joggeli macht ihm dies nützliche Beginnen nicht eben leichter, indem er dem neuen Meisterknecht gegenüber das ihm eigene hämische Mißtrauen walten läßt. Einmal gar

versuchen die Knechte im Schutz der Dunkelheit, Uli zu überfallen und ihm bös eins anzutun. Und nur an Joggelis einsichtsvoller Frau und deren Patenkind Vreneli gewinnt Uli, der sich nach dem Hof des Bodenbauern zurücksehnt, Bundesgenossen und Fürsprecherinnen.

Mit Joggeli, dem Urbild des mit sich selbst, mit der Welt und Gott Zerfallenen, der an einer untüchtigen, hoffärtigen Tochter und einem eingebildeten, allenfalls zum Schankwirt tauglichen Sohn schon bei Lebzeiten heimgesucht und gestraft erscheint, tritt gerechter Ordnung und williger Arbeit überhaupt der besondere Widersacher gegenüber. In diesem Joggeli hat Gotthelf die vielleicht lebensnächste Gestalt seines Romans hingestellt: die Verdichtung jeglicher Unzufriedenheit und Selbstquälerei, den Typus derer, die sich von Argwohn und Mißtrauen förmlich überwältigen lassen und zu ihrer eigenen Pein jeglichen Gottvertrauens ledig sind. Joggeli ist dabei kein unbedingt niedriger Charakter von absoluter Schlechtigkeit, vielmehr ein von seiner Boshaftigkeit selbst schändlich Geplagter, sich selbst nicht minder zur Last wie seinen Mitmenschen. Man tut einen Blick in Gotthelfs eigene Überzeugungen, entdeckt man, daß es gerade ein Joggeli ist, den er Ulis Streben nach Wohlgefälligkeit vor Gott und Menschen unermüdlich durchkreuzen läßt.

Doch auch dem alten Joggeli gegenüber behauptet sich Uli auf die Dauer. Die Minderwertigen unter seinen Leuten, Karrer und Melker, müssen weichen. Mit neuen Knechten bringt Uli das Anwesen frisch voran. Und Mißverständnisse, für welche Uli seine heimliche Bundesgenossin Vreneli verantwortlich machen will, klärt Joggelis Frau zum Guten auf. Alles liefe wohl, erschiene nicht Joggelis Tochter Elisi, die Uli auf ihre Manier an sich „bilden" möchte. Gutmütig, ja auch geschmeichelt, geht Uli zunächst auf Elisis Machenschaften ein, so daß er gar mit ihr ins Gerede kommt und Joggeli verschmitzt sich des Nutzens erfreut, den Ulis neu angestacheltе Arbeitswilligkeit dem Hof erbringt. Bald gibt eine Badereise von Joggelis Frau und Tochter Uli jedoch Gelegenheit zur Besinnung. Elisis Schwachheit und Untüchtigkeit sind ihm nicht verborgen geblieben, zumal er an Vreneli gleichsam das lebendige Gegenbeispiel allzeit vor Augen hat. Als Elisi mit ihrer Mutter heimkehrt, stellt sich ein windiger Pfiffikus von Baumwollenhändler ein, der es bereits während des Badeaufenthaltes darauf angelegt hat, des reichen Joggeli Tochtermann zu werden. Uli gehen nun vollends die Augen auf, und dies um so eher, als wiederum der Bodenbauer ihm dabei zur Seite tritt und Elisi zum Schluß tatsächlich ihren verhimmelten Windbeutel von Baumwollenhändler heiratet, wodurch Uli zum Gespött der Leute herabsinkt, da er vielen lange genug für Joggelis künftigen Schwiegersohn gegolten hat.

Enttäuscht will Uli den Hof in der Glungge verlassen. Und auch Vreneli will von Joggelis Besitztum fort. Die Patin fragt sie verwundert nach den Gründen, und Vreneli erklärt: „Warum kann niemand Elisi in Zucht und Ordnung halten? Ich muß ihr aus dem Wege. Dann ist noch eins; aber ich will es nur Euch gesagt haben. Ihr Mann ist allerdings mehr hinter mir drein, als nötig ist, das wüest Böckli! Aber habe er nur Sorge: kommt er mir zu nahe, so schlage ich ihn, daß er mit den Beinen am Himmel hanget. Ach, Base, das geht jedenfalls nicht mehr gut hier; ich könnte ohnehin so nicht mehr dabei sein; der Tochtermann macht schon jetzt, als ob nur er zu befehlen hätte und schon alles sein wäre." Was würde Vreneli erst sagen, wüßte sie, daß Joggeli just diesem Gauner von Schwiegersohn, der ihn schlau genug angepackt hat, mehr als genug entgegenkommt?! Seiner Frau, der die Zusammenhänge klarwerden, will schier das Herz brechen, denkt sie an die unvermeidliche böse Zukunft. Nur ein rascher Entschluß vermag ihrer Meinung nach noch zu helfen. Kurzerhand entschließt sie sich, einmal über Land zu fahren. Sie nimmt Uli und Vreneli mit, welche beide — in ihrem Sonntagsstaat und zumal Samstag ist — überall unterwegs für Hochzeiter gehalten werden, was Joggelis Frau ganz gelegen ist: auch beim Bodenbauern entsteht dieser Eindruck, als die Base, ihrer Absicht entsprechend, auf dessen Hof die Fahrt zunächst enden läßt. Sie nimmt den Bodenbauern beiseite. Uli und Vreneli paßten doch trefflich zueinander! Der Bodenbauer wendet ein, Uli habe aber seine dreißig Jahre wohl auf dem Rücken. Trotzdem spricht er unter der Hand mit Uli. Uli verrät ihm, er habe nun zweitausend Pfund zusammengespart, er wisse jedoch nicht, ob dies zu einer Pachtung reiche. Da verspricht ihm der Bodenbauer, er werde

notfalls für ihn Bürgschaft leisten, zumal Ulis Ruf ja längst der allerbeste geworden sei. Unterdessen hat die Base ihrerseits Vreneli ins Vertrauen gezogen. Und schließlich und endlich sind nicht nur die Hemmungen zwischen Uli und Vreneli aus dem Weg geräumt, sondern es glückt obendrein der wohlerfahrenen Base auch, ihren Joggeli dahin zu bringen, daß er den Hof in der Glungge Uli als Lehen überlassen will: allerdings nicht ohne strenge Bedingungen, wie sie ihm sein Argwohn eingibt.

Nun räumen Elisi und ihr Gemahl wutschnaubend das Feld. Uli und Vreneli dürfen das Aufgebot bestellen. „Glaubt es mir doch recht:" — so versichert ihnen der Pfarrer — „das rechte weltliche Glück und das himmlische Glück werden akkurat auf dem gleichen Wege gefunden." Gotthelf selbst aber beschließt seinen Roman mit der treuherzigen Mahnung:

„Ja, lieber Leser, Vreneli und Uli sind im Himmel, d. h. sie leben in ungetrübter Liebe, mit vier Knaben, zwei Mädchen von Gott gesegnet; sie leben im wachsenden Wohlstande; denn der Segen Gottes ist ihr Glück; ihr Name hat guten Klang im Lande; weit umher stehen sie hoch angeschrieben; denn ihr Trachten geht hoch, geht darauf, daß ihr Name im Himmel angeschrieben stehe!

Merke dir das, lieber Leser!"

Neun Jahre nach Erscheinen des Romans „Wie Uli der Knecht glücklich wird" ließ Gotthelf eine Fortsetzung „Uli der Pächter" folgen (es war 1849), worin er dartut, daß auch fernerhin Vreneli und Uli nicht auf Rosen gebettet sind. Neben Joggeli erscheint in diesem zweiten Uli-Roman die Urgestalt des ungefügen Hagelhans, der ein verpfuschtes Dasein zu wenig mehr genutzt hat als dazu, weithin um seiner Bosheit und Wüstheit willen verschrien zu werden . . . und der dennoch — und gar auf glaubwürdige Weise — zum Werkzeug jener höheren Macht wird, die Vreneli und Uli auch im Diesseits herrlich belohnt. Hagelhans offenbart sich als Vrenelis leibhaftiger Vater. Er sühnt seinen trüben Menschenhaß, indem er den Wohlstand von Vrenelis und Ulis Nachkommen sichert. Der Grundton von „Uli der Pächter" ist der gleiche wie in dem vorangehenden Band: „Heil denen, welchen in diesem Leben Augen und Ohren aufgehen und das rechte Verständnis kommt, daß mitten in der Welt der Himmel errungen werden muß, wenn wir die Liebe bewahren, die Welt überwinden, den Himmel jenseits schauen wollen, daß wir Gott hienieden finden, unser Herz seine Herberge werden muß, wenn er droben uns beherbergen, unser Teil werden soll in alle Ewigkeit." So machtvoll dieser Glaube und Gotthelfs Bekenntnis zur Familie als heiliger Lebensgrundlage seine beiden Uli-Romane durchklingen, so sind sie zum anderen doch auch derart gesättigt mit der unverfälschten Wirklichkeit ewigen Bauerntums, daß Wilhelm Heinrich Riehl Gotthelf neben Shakespeare gerückt und daß selbst ein Gottfried Keller, im Politischen des antiliberalen Lützelflüher Pfarrers hartnäckiger Gegner, in ihm den „größten realistischen Schriftsteller der Schweiz, ein originales, großes episches Genie" anerkannt hat.



Vignette nach einer Zeichnung von Ludwig Richter

Abenteuer einer Nacht

Erzählung von Gottlieb Heinrich Heer (Fortsetzung)

Das Grauen kroch aus des Wassers Dunkel über die Bootwände. Es erfaßte unsere Seelen; als würde die zu Phantomen, schienen sie aus unserem zur Stunde völlig zerkämpften Menschentum heraus zu schleichen und ihr eigenes Leben zu leben in vernichtungsnahem Zweikampf. Die Leiber aber, als schöpften sie aus solcher Erschütterung erneute Kräfte und als würde ihnen dies Geschehen der entfesselten Getriebenheit der Leidenschaften unerhörter Antrieb, schafften immerfort weiter mit Kahn und Rudern, bestanden Welle um Welle siegreich, als wirke in ihnen eine unzerstörbare kindliche Zuversicht. Und sinnlos blieben unserer beider Blicke ineinander verkrallt, bis es mit einem Male dem Mund da drüben sich entrang, was in meinem eigenen Hirn- auf und nieder lümmelte:

„Weiß Gott, *ich* bin nicht schuld daran, wenn wir da draußen so jung zugrunde gehen müssen!“

Noch ehe ich ein Wort der Auflehnung hervorgebracht, fuhr diese fremde Stimme gurgelnd weiter:

„Ich wollte nur eine kurze Nachtfahrt dem Ufer entlang; wären wir zurückgekehrt, als ich daran dachte, wären wir des Lebens sicher, und wir erwachten vielleicht gerade jetzt in unsern Betten . . .“

Die letzten Worte hatten geklungen, wehmütig, wie aus der Ferne. Darauf aber, als müsse er diesen raschen Hauch des Weichwerdens verwischen, gab der Mensch dort seinem Antlitz erneute Härte und schoß den Blick voller Vorwürfe zurück, den ich ihm hinübergesandt. Alles, was wir dachten, was wir redeten, oder eher, was irgendeine Fremdheit aus uns redete, hatte den Zusammenhang verloren; es war ja eigentlich nicht einmal an den anderen gerichtet, sondern einfach Notruf ins Leere aus einer letzten Schicht der lebenssehnsüchtigen Wesensgründe heraus, die dem anderen Menschen ewig unbekannte Tiefe blieb.

So mochte es wohl kommen, daß nun unsere gegenseitige Haltung zur unglaublichen Drohung sich aufhetzen ließ. Nichts war mehr erklärbar, nichts mehr begreifbar, und die äußeren Anstöße in ihrer erbärmlichen Lächerlichkeit zu erkennen, war uns unmöglich, da wir, gleichsam herausgeschleudert aus der eigenen Verantwortlichkeit, in eine abgeschlossene Einsamkeit entglitten waren, jeder auf seiner nur ihm, ihm ganz allein gehörenden Bahn. Ich weiß nur, daß ich da nach kurzer Stille einen ungewöhnlichen Laut vernahm, der mich durchstach, weil er irgend etwas in mir störte; ich empfand etwas wie eine Zumutung, auch nur die geringsten Kräfte an einen augenblickslangen Vorgang zu wenden, der mit mir nichts zu schaffen hatte, und wie wenn ich beleidigt worden wäre, reckte ich meinen Kopf empor, während zugleich der vernommene Ton ins Bewußtsein geleitet ward, daß der andere, mochte der Himmel wissen, in welcher Verwirrung *seiner* entfernten inneren Geschehnisse, irgend etwas französisch vor sich hingesagt hatte.

„Wenn du noch ein Wort französisch redest, schmeiß' ich dich hinaus“, schrie ich rasend geworden, und er schrie nicht minder vernunftverlassen zurück:

„Und du fliegst mit mir und kannst auf deine Art schweizerdeutsch ersaufen!“

Warum da nicht zur entscheidenden Tat im höchsten Augenblick reifte, was bis anhin bergschwer überdeckte und nun willensfremd aufgerissene Strömungen in uns vorbereitet hatten in einer selbstvernichterischen Tücke, bleibt meinem Forschen rätselhaft, und ich wundere mich, daß es nicht geschah. Unser beider Leben, so weit als nur menschenmöglich voneinander entfernt, in scheinbar niemals überwindlicher Trennung, waren daran, zum Ende aneinander aufzustehen, damit ein jedes seiner ureigenen Bestimmung zu folgen und mit sich selbst ganz allein fertig zu werden vermöchte.

Aber da waren unsere Leiber, unsere Arme, in denen eine ganz andere, entgegenwirkende Kraft indessen immer stärker sich entfaltet hatte, als

wären sie selbstwesenhaft und hätten so einst eidlich versprochen, als bis zum Letzten getreulich Dienende einmal in bitterster Bedrängnis rettend einzuspringen. Aus ihnen brach ein Befehl, gegen den keine andere Macht der Welt Widerstand aufbrachte, ein Befehl, dessen Schwere alles das Flackernde, Irrende, das verstört Entfesselungssüchtige einfach erdrückte und der Wirkung entkräftete. In seinem Zwange war es uns unmöglich, auch nur ein wenig uns von den Sitzen zu erheben und uns gegenseitig anzufallen; die Blicke nur rangen ununterbrochen miteinander, flachen und erwürgten, fluchten und heulten auf — aber mehr und mehr ermüdeten auch sie, ließen voneinander ab, irrten hinaus auf den Wogenglanz und zu den Felsen der Inseln, fanden sich wieder zurück und verebbten in immer schwächer werdenden Versuchen, das Ringen erneut anzufeuern und wurden endlich fahl und hilflos, als uns beiden mit eins die Tränen willenlos erquollen. Und ohne Unterlaß ruderten meine Arme in der gebotenen Unregelmäßigkeit zu der Wellen unermüdlicher Bewegtheit, und mein Freund am Bug hakte ein mit seinem Ruder, bald rechts, bald links in unbeirrter Sicherheit und schrie plötzlich wieder sein gellendes „Achtung", wenn eine Wasserwand schwärzlich nahte. Da zeigte sich auf einmal wieder er, Otto, mit dem ich lachend eine Ferienfahrt begonnen, mit dem vereint ich in Gefahr geraten und mit dem vereint die Hoffnung, ihr zu entrinnen, einzig denkbar war. Mir war da keineswegs zumute, als ob ich etwa aus einem Alptraum aufschreckte oder als ob ein Schleier von meinen Augen sich senkte, nein, nichts von solchen Zuständen des Erwachens war eingetreten; es war eine wahrhaftige Rückwandlung, aber in ein neues Gezeit der Geschehensentwicklung, deren Stufen, eine um die andere, Notwendigkeit befaßen. Und Notwendigkeit der Seinserhaltung schien während dieser Nacht unabänderlich auf irgendeine Weise Fügung zu sein.

*

Gelbroter Schein wuchs im Osten. Das Meer fing an, lichte Farben einzufangen und sie, ein verwildert Spiel, über die Wellen hinzuwerfen, rings um die Schaluppe in großen, aufleuchtenden Flecken und ferne in zarten, glitzernden Flächen, als ob dorte die Wasser beruhigter wären. Die zogen unser Schauen stark an, und sie waren es, die eine neue Hoffnung offenbarten. Einem Trugbilde sich so hinzugeben, daß es einen Glauben in der weichgeschlagenen Seele weckte, gab uns die wiedererwachte Sehnsucht nach der Erde ein, eine Sehnsucht, die nun sich an eine Erscheinung klammerte, von der sie ohne Wissen und Erklären bedingungslos das Heil erwartete. Als gäbe es auf der ganzen Welt nur dies eine Unumstößliche: daß die Nacht das Böse und der Tag das Gute sei, daß nächtens nur Unheil und tags nur Heil ausschließlich geschehen könne, öffnete sie sich dem Lichte, das dort wie ein Versprechen aufschimmerte und in erreichbarer Nähe Erfüllung zu verheißen schien. Der Glaube, daß die Sonne die Macht der Hilfe besitze, war in mir groß geworden, ohne daß ich mir hätte Rechenschaft geben können darüber, daß dies ein Glaube der Verzweiflung sei, auf nichts gegründet, auf gar nichts, einfach aus dem Begehren geboren, aufgenommen zu werden, um aller Liebe willen aufgenommen zu werden in schützende Hände, aus dem Begehren nach irgendeinem gotthaften Bilde, weil der Mensch da sich selber nicht mehr zu helfen wußte.

Ich blickte eben wieder ostwärts, als mein Gefährte nach langem Schweigen mit halber Stimme, die zitternd eine Ergebung verriet, zu mir sagte:

„Ich glaube, nach Sonnenaufgang wird sich der Wind legen."

Mir fiel es schon gar nicht mehr als etwas Besonderes auf, daß in seinem Innern die Schwingungen von Verzweifeln und Hoffen gleichklingend mit den meinen pulsten; als könne es nun gar nicht anders sein, wiegten wir uns gegenseitig ein in diesen Glauben an die Güte des werdenden Tages, und ich erwiderte unerschütterlich in der Gewißheit:

„Bestimmt wird er das; es ist noch immer so eingetroffen."

Das wußte ich doch gar nicht, aber ich überlegte nicht mehr, ob ich etwas wisse oder nicht wisse; daß man überhaupt etwas beweisen, durch Erfahrung beweisen müsse, schien ich zu dieser Stunde für immer vergessen zu haben, und je leuchtender und vertiefter in seiner Röte der östliche Horizont aufwuchs, um so gierender schauten wir beide ins Licht, als vermöchten wir

mit unsern Blicken das Gestirn gewaltsam heraufzuziehen und seinen Lauf zu beflügeln. Die Zeit war unermeßlich, die noch verstrich bis Sonnenaufgang; ihre Trägheit schmerzte körperlich, so sehr spannte die Erwartung, und so weit bewegten wir uns jenseits der Empfindung für alle Maße, für alle undurchbrechbaren Gesetze. Wir hätten beinahe die Ruder fahren lassen, als dennoch mitten im Meere des Lichtes, das die Meere der Wasser und der Lüfte ganz in sich aufzusaugen schien, der Rand des blutroten Gestirns, dem Auge scharf umgrenzbar, emporstieß und rasch sich dehnte zum Halbrund und zur makellosen Scheibe, die kurze Zeit nun in ihrer Flammenreinheit über den Fluten haltzumachen schien, als wollte sie all die längst ausgesandten Strahlen wieder zu sich heimrufen und in sich selbst verdichten, um ein Leuchten leuchten zu können, das nicht mehr Farbe und Schein wäre, sondern nur mehr Blende und Gleißen, zu gewaltig für irdische Augen, die jetzt noch ihr zugewendet auszuharren vermochten in begehrlichem Sehen. Das ferne Land blühte auf, und die nahen Inseln lagen starr, von rotem Schimmer übergossen; nur in ihren steinernen Furchen dunkelte noch der Schatten.

Die Sonne stieg. Unser Kahn ward weiter umhergeworfen in der Helle, und der Wind türmte die Fluten um uns auf, um nichts seiner Kraft beraubt, wie zur Nacht, und der Tag hatte keine Macht über ihn.

Wir verharren halb zusammengebrochen an den Rudern, steuern und lenken, wie wir noch können, mit schweren Armen, die brennen und die nun auch den Dienst zu versagen drohen. Wir reden kein Wort mehr, blicken uns kaum mehr an, und in den Augenlidern spüre ich eine Dumpfheit, und mein ganzer Kopf ist wie mit bleiernen Gewichten belastet. Wenn die Schaluppe in eine Wasserhöhle kracht, fährt's wie Zerren und Schlagen durch den Leib; dazu fiebert er gleichsam in der wachsenden Wärme des Morgens. Und es ist, als ob auf der Wogen Gegliter ein Wahngebilde hinrinne; wir sitzen wie entzaubert da im getäuschten Glauben an das Heil des Tages, stieren vor uns hin, tun, was wir die ganze Nacht getan, ohne Überzeugung und schwächlich, treiben fraglos dahin dem Untergange zu, um den wir uns kaum mehr kümmern, wie er geschehe und wann er geschehe, und schauen nicht mehr zurück zu jenem Streifen Erde, von dem wir gekommen sind.

Das Eine hatten wir wohl erreicht: noch immer trieben wir im weiten Bereich zwischen Festland und Inseln. Die Möglichkeit, durch den Engpaß, den sie einrahmten, aufs offene Meer verschlagen zu werden, war allerdings geschwunden; denn der Mistral hatte uns auch südöstlich hinausgestemmt, so daß wir nun völlig im Angesicht der Île du Levant lagen; ihren Schründen näherten wir uns unmerklich, aber unaufhaltsam. Dort schien unser Schicksal beuteſicher zu lauern. Doch wir sahen und fühlten das mit der Gleichgültigkeit der Zerknirschten, die nach letztmöglichem Sicherwehren selbst im Innersten zu müde waren, sich noch auf irgendeine Weise aufzulehnen gegen eine Bestimmung, die verbrieft und versiegelt für sie war vom unabänderlichen Willen der Vorsehung. Und in solcher Zerknirschung bohrte allendlich auch ganz unausgesprochen der Zweifel an der unbedingten Notwendigkeit des Geschehens: daß solch ein Ende die Folge eines unerhörten Lausbubenstreiches sei, in seiner Größe kaum dem bei Licht besehen kläglichen Unterfangen würdig, diese Überlegung nahm mehr und mehr Form und fragende Kraft an. Auf fremdem Boot, das wir flott gemacht hatten, als wäre es Allgemeingut, jedem beliebig überlassen, den grad die Lust ankam, es als sein Eigentum zu betrachten, nächtens loszufahren auf fremdes Meer, als wären wir vor Gott und Welt seine Herren und seiner Ergebenheit gewiß im Wahn einer Selbstsicherheit ohnegleichen, das war doch schließlich ein starkes Stück und barg wahrlich verteufelt wenig von urgesetzmäßigem, unentrinnbarem Zwange! Und es hätte wohl kaum anders sein können, als daß wir in der folgerichtigen Entwicklung der Dinge niemals einen aus eigener Kraft geschmiedeten Rettungsanker endgültig zu vollbringen und auszuwerfen vermocht hätten. Diese eigenen Kräfte waren zu Ende, aufgezehrt in ohnmächtigem Kämpfen mit Wind und Wasser und zuletzt noch mit uns selbst. Mehr als alles andere fraß nun die Erkenntnis der Erbärmlichkeit noch davon weg, was an kläglichen Resten geblieben. Wenn noch, auf weiß der Himmel welche Weise, so unwahrscheinlich es auch erschien, eine Rettung eintraf, so mußten andere sie herbeiführen, und uns blieb dann nichts, als kleinlaut Demütige

zu sein, an denen Gnade geübt worden war. Und noch eines blieb uns dann: das Bewußtsein, anderer Leben aus tollsinnigem Übermut gefährdet zu haben; denn wer fuhr bei solchem Sturm gefahrlos hinaus, auch wenn es galt, Menschen vom Tode zu erretten? Zwiefache Gewissensqual erwachte und zeigte uns dem Beginnen angemessene Auswege; aber das Gefels dort drüben stand unvergleichlich sicherer und mit einer verführerischen Bestimmtheit da, so daß der Gedanke, man möchte im Dorfe das Verschwinden des Bootes und zugleich unsere Abwesenheit vielleicht bemerkt haben, nur so traumhaft vorüberhuschte.

*

Gegen zwei Stunden noch schlugs uns so herum. Wie es kam, daß in dieser Zeitspanne nie eine Welle die Schaluppe überschlug, kann ich nicht erklären; wir steuerten doch nur mehr, als hätten wir Haselstauden in den Händen, und saßen mehr trübe da, als daß wir Ausschau hielten. Der Augenblick schien nahe zu sein, in dem wir Boot und Ruder sich selbst überlassen und uns dem Wasser auf Ungnade ergeben würden.

Doch nun leuchtete auf der Scheide zwischen Meer und Himmel im Westen ein weißer Flecken in der Bläue auf und wurde größer und spitzer, bis ein deutliches Segeldreieck erkennbar war und bald darauf auch der weiße Leib der Bootschale. Ein Segler nahm den Kurs in östlicher Richtung, und es hatte den Anschein, als werde er die Sichtlinie von uns zum Festlande kreuzen. Da erwachte plötzlich das Leben erneut in uns, wir griffen stärker an die Ruder und schrien ins Tosen hinaus, obwohl es ja unmöglich war, uns zu hören, nur aus der letzten Erregung heraus, am Ende dennoch etwas verloren Geglaubtes wiedergewinnen zu können. Und die Segelbarke nahte wirklich und steuerte in der hoffnungsreichen Richtung. Unser Blick hing an ihr so festgeklammert, daß die Augen überliefen; die Furcht, sie könnte in jedem Augenblick ja den Kurs wieder ändern, zurücksegeln oder landwärts abbiegen, machte unsere Körper schlottern, und wir schrien unsinnig drauf los und achteten kaum, daß wir oft in gefährlichster Seitenlage über die Wellen peitschten. Meine Stimme brachte die Worte nicht mehr richtig und die Silben nicht mehr verschmolzen zusammen, als ich in plötzlicher Eingebung Otto zurief: „Halt schnell die Ruder fest!" und mir das Hemd buchstäblich vom Leibe riß, es mit einem Ärmel ums Ruder wand und diese helle Flagge mit hocherhobenen Armen im Winde flattern ließ. Zweimal, dreimal noch brachte ich sie empor, nachdem die Arme immer wieder entkräftet gesunken. Dann saß ich da und keuchte und barg die Hände bebend in dem weißen Tuch. Es war wohl so, als habe ein zermürbter Feind die weiße Fahne gehißt, bittend um endliches Ende des Kampfes.

(Schluß folgt)

Stygischer Nebel

Von Georg Schwarz

Wolkenhaft beginnt die Luft zu wogen,
Nebel rauscht und überschwemmt das Land,
Schatten kommen übers Feld gezogen,
Scheinen von der Finsternis gesandt.

Haupt und Schultern, die sich erdwärts neigen,
Suchen Wege, wo jetzt keine sind;
Abgeschiednen gleich, die sich uns zeigen,
Gehn sie lautlos durch den Nebelwind.

Schatten bleibend werden sie nur blässer,
Bleiben in der Ferne zögernd stehn —
Tiefer in das neblige Gewässer
Steigen sie, zerrinnen und vergehn.

Trost am Abend

Von Karl Hans Bühner

Der Himmel fing der Wetter wilden Schwarm.
In Busch und Gras die Wolkenvögel schwirren.
In tausend Bächlein hüpft der Fluß zu Tal
und läßt sie seufzend durch das Dickicht irren.

Vom Wipfelblick die Amsel wohllaut singt
ins Abendrot, hinab aufs dunkle Land,
sie flötet Trost mit innigem Behagen:

Der junge Morgen, sonnenflutumringt,
(so meinte sie, wenn ich sie recht verstand)
wird wieder Bläue, wieder Bläue tragen . . .

Von Musikern und Musik

Das Buch „Von Musikern und Musik" — herausgegeben von Walter Kühn und Hans Lebede — (Verlag G. Freytag, Berlin und Leipzig, 476 S. mit 14 Abb. auf Kunstdruckpapier und vielen Tabellen, RM 8.80) ist wirklich ein Schatzkästlein für jeden, der Freude an der Musik hat und Neues über die wissen will, die sie geschaffen haben. Von der Zeit der Meistersinger bis zur Gegenwart, vertreten durch Richard Strauß, werden alle großen Meister der Musik vor uns lebendig, aber nicht in trockenen Biographien, nein: in eigenen Äußerungen, in Schilderungen von Zeitgenossen, in Gegenüberstellungen ihrer Werke mit denen anderer Meister und in poetischen Verherrlichungen von Dichtern und Musikern, die zur gleichen Zeit wie sie oder nach ihnen lebten.



So finden wir z. B. in dem Johann Sebastian Bach gewidmeten Kapitel angeführt, was Carl Maria von Weber über Bachs Werk und was E. Th. A. Hoffmann über Bach und die Italiener sagten. Und wiederum finden wir eine Äußerung Webers über Hoffmann und ebenso, was Ludwig van Beethoven und Richard Wagner über Weber schrieben. Auch die Opernkomponisten zwischen Weber und Wagner finden wir vertreten, deren Werke wir nicht missen möchten: Ludwig Spohr, Heinrich Marschner, Albert Lortzing und Otto Nicolai. Mit Ergriffenheit lesen wir, wie die Sorgen des Alltags auf diesen Meistern drückten, wie Lortzing sich noch kurz vor seinem Tode fern von den Seinen abrackern mußte: „. . . Auch werde ich morgen oder übermorgen den Vorschuß erhalten; suche Dich also, mein gutes Weib, die paar Tage noch mit dem Wenigen zu begnügen. Für meinen Kaffee zahle ich morgens einen Groschen, freilich ohne Zucker und Butter, es schmeckt aber auch. — Mittags esse ich in irgendeinem Keller eine Portion Warmes und abends eine Schinkenstulle, da ich meine Freunde nicht überlaufen mag . . ." Und fast um die gleiche Zeit (1841) hören wir Otto Nicolai, den Komponisten der komischen Oper „Die lustigen Weiber von Windsor", klagen: „Wo soll man Textbücher hernehmen in einem Lande wie diesem, wo erstens keine Dichter existieren, die von der richtigen Auffassung solcher Arbeit auch nur einen leisen Begriff haben und wo vor allem für neue Opern nichts getan und so gut wie nichts gezahlt wird? Deutschland nimmt lieber die schlechteste italienische oder französische Oper hin, als daß es für eine deutsche Oper etwas zahlt. Somit verdient es keine deutsche Opernliteratur, besitzt auch keine und wird schwerlich eine erwerben, bis das Gouvernement für diesen Zweig der Kunst etwas tun wird, wie es in Frankreich und Italien geschieht. Trauriges, trauriges Los, ein deutscher Opernkomponist zu sein."

So ist dieses Buch gefüllt mit Erlebnissen und Betrachtungen der Menschen, die uns mit ihrer Musik beglückten, und so gibt es uns Schicksal der Musik und ihre Deutung in eins. Ausgezeichnete Wiedergaben von Bildern, die dem Begriff „Musik" gewidmet sind, bereichern das wertvolle und liebenswürdige Buch.

Musik und Jägerei

Ich setz ein Streit:
„Musik und Jägerei,
welches die schönste sei
und größte Freud:
jedes beglücket, erquicket das Herz,
jedes Melancholie vertreibt und Schmerz."

Valentin Rathgeber, dessen „Ohrenvergnügendes und Gemütergötzendes ‚Augsburger Tafelkonfekt'" schon vor mehr als 200 Jahren das vergnügliche Schmunzeln ehrsamer Bürgerinnen und Bürger erregte, schrieb diese Verse; sie bilden den Auftakt zu einem schönen Buch, das Lieder, Weine und Geschichten vom edlen Weidwerk enthält: „Musik und Jägerei", herausgeg. von Carl Clewing (Verlag J. Neumann, Neudamm, und Bärenreiter Verlag, Kassel-Wilhelmshöhe. 302 S. RM 7.50).

Dies Buch wird nicht nur den Jäger, sondern jedem gefallen, der den deutschen Wald und seine Tiere liebt. Der Herausgeber, Carl Clewing hat aus der Überfülle von Material das Wertvollste herausgesichtet: nicht nur bekannte und unbekannte Jagdlieder mit den dazu gehörigen Noten, sondern auch Geschichten und Gedichte, die von gefährlichen und drolligen Jagdabenteuern berichten.

Dazu ist vieles zusammengetragen, was es an wertvollen Darstellungen des Weidwerks in Holzschnitten, Federzeichnungen und Stichen gibt: Albrecht Dürers Kupferstich vom „Heiligen Hubertus", eine „Hetzjagd auf den Hirschen" von Lukas Cranach d. Ä., das Fresko von Moritz von Schwind mit den Szenen aus dem „Freischütz", die den Wandelgang der Wiener Hofoper schmücken und viele andere reizvolle bildliche Darstellungen zu Ehren von Sankt Hubertus und seinen Jüngern.

Wilhelm Locks.

Busonis Briefe an seine Frau

Wie das Leben einem entschlüpft! Die Tage „sind wie Aale; man packt sie am Kopf, und sie glitschen der Hand am Schwanze heraus, gerade als man sie fest zu halten meinte . . ." Dies ist der echte Busoni, der so schreibt, bildhaft, ein wenig ironisch und mit der leichten Schwermut eines unermüdlichen Arbeiters, der einsieht, daß ein Leben zu kurz ist, um in der Kunst ans Ende zu kommen. Und doch, wie hat er seine Tage genützt, wie hat er zugepackt und welch erstaunliches menschliches und künstlerisches Werk hat er aufgerichtet! Die Persönlichkeit und der Künstler Busoni sprechen in unmittelbarstem Leben in diesen Briefen an die Frau und Lebensgefährtin. Und man bleibt im Zweifel, wer liebenswerter, wer bewundernswerter ist, der Mensch oder der Künstler, oder ob nicht hier eine so seltene Einheit beider erreicht ist, daß eine Trennung unmöglich erscheint. In der Tat, Busoni war ein Mensch der Synthese, der Synthese zweier Völker, zweier Kulturen, zweier Zeitalter. In Triest als halber Italiener geboren, in Wien aufgewachsen und den größten Teil seines Lebens in Berlin, seiner Wahlheimat, lebend und wirkend, vereinigte er den Norden und den Süden in seltener Weise in sich. Aus seinen Briefen spricht ein lebenslanges Ringen um die Tiefen des deutschen Geistes; fast ist es umgekehrt als bei den großen Deutschen, die um den Geist der Antike, des Südens geworben haben. Seine glänzende Virtuosenlaufbahn führte Busoni in alle Kulturzentren der Alten und Neuen Welt und gab seinem Geist eine weltumspannende Weite. Dafür sind auch diese Briefe ein Zeugnis, die eine erstaunliche Bildung und Beobachtungsgabe erkennen lassen. Aber „Bildung", dieser urdeutsche Begriff, war überhaupt ein wichtiger Lebensinhalt Busonis, der seinem Künstlertum die Waage hielt. Seine wunderbare Bibliothek, in deren Räume ich als Kind wie in ein Heiligtum bei zahlreichen Besuchen des Hauses eintreten durfte, war aus diesem unermüdlichen Bildungsdrang zusammengetragen und war bis ins letzte von ihrem Besitzer durchseelt. Auch hier ist es der deutsche Geist, Goethe (Busoni schrieb eine Faustoper), sein Liebling E. T. A. Hoffmann und das alte Berlin, in der Musik Bach in denen sein Suchen Befriedigung fand. Und wie er fest im Alten wurzelte, so schaute sein Geist nach Neuland aus, zwei Zeitalter umschließend.

Busoni, der rastlose Arbeiter, Busoni, der erfolggekrönte Künstler, beide haben sich in diesen Briefen ein Denkmal gesetzt. Aber sie wären auch sonst der Welt durch das Werk dieses Mannes nicht unbekannt geblieben. Nun lernen wir noch den Gatten und Vater in den Briefen kennen, den Menschen in seinen Sorgen, Zweifeln, Aufschwüngen und Niederbrüchen. Wir sagen nicht zuviel, daß manche dieser Briefe selbst Meisterwerke sind an Unmittelbarkeit, an Leben und an Reichtum des Erlebens und Wissens. Sie werden aus der Literatur der Musik nicht verschwinden; aber sie sollten auch als bedeutsame Kulturdokumente gewürdigt werden.

Der tragische Bruch im Leben Busonis war der Krieg, der seine Doppelheimat zerriß und ihn der Freiheit des Künstlertums beraubte. Er hat wohl an seiner Lebenskraft mehr gezehrt als das Übermaß der Arbeit, das er sich aufbürdete. So blieb noch vieles ungetan in einem Leben, das doch schon so erfüllt war wie wenige.

Winfried Gurlitt

Busoni, Briefe an seine Frau. Herausgegeben von Friedrich Schnapp. Vorwort von Willi Schuh. Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich. 404 S. RM 5.60.



Ludwig Richter: Genovefa (Ausschnitt). Aus Clewing, „Musik und Jägerei" (Verlag J. Neumann, Neudamm und Bärenreiter Verlag, Kassel)

ich bin genannt ein ackermann

Deutschböhmische Kunst und Literatur im 14. Jahrhundert

Wenn es etwas Merkwürdiges in der an Überraschungen doch wahrlich reichen europäischen Geschichte gibt, so dies, daß im 13. Jahrhundert slawische Böhmerkönige, die allerdings auch Reichsfürsten und mit deutschen regierenden Häusern versippt waren, Bauern und Bürger aus dem Reich aufforderten, als friedliche Kolonisten in ein überwiegend slawisches Land zu kommen, und ihnen dafür Königsgebiet zur Rodung anboten, sie Städte gründen ließen und ihnen ihr freies deutsches Recht garantierten oder bestätigten.

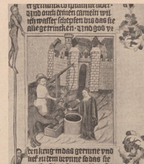
Als dann im 14. Jahrhundert Karl IV., väterlicherseits ein Luxemburger, mütterlicherseits ein slawischer Premyslide, die Kaiserkrone erwarb und Prag zur Residenz des gesamten Deutschen Reiches erhoben wurde, da entfaltete sich dank der großzügigsten kaiserlichen Förderung eine deutsche Kunst und Kultur in Böhmen, die ihresgleichen nur noch in der Stauferzeit besaß.

Karl IV., wie einst sein Vorfahre Karl der Große ein Freund der gelehrten Studien und des antiken Geistes, gründete in Prag die erste deutsche Universität, das studium generale, nach den Mustern von Bologna und der Sorbonne.

Am 21. November 1344 wurde die Landeshauptstadt zu einem Erzbistum erhoben. Das war für Karl IV. der Anlaß, einen Riesendom bauen zu lassen, der solche Ausmaße hatte, daß nach fast 70jähriger Bauzeit nicht einmal der Chor ganz vollendet war. Der Schöpfer des Planes war ein nordfranzösischer Meister Matthias aus Arras, der aber schon 1352 starb und dessen Amt der aus Schwäbisch-Gmünd stammende Peter Parler erhielt. Dieser Schwabe stempelte nun den Dom zu seinem eigenen Werk und erlangte die Stufe eines böhmischen Generalbaumeisters. Den Chor vollendete er 1385, worauf er auch den Chor der Allerheiligenkirche aufführte und den Bau der steinernen Moldaubrücke leitete. Die Errichtung des Chors zu Kolin an der Elbe ist ebenfalls ein Werk Meister Peters. Die steinerne Karlsbrücke bewunderte das Mittelalter am meisten, man hielt sie neben der Londoner und Regensburger Brücke für die schönste Brücke, die es auf der Welt damals gab. Leider ging sie 1890 bei einer Überschwemmung fast ganz zugrunde, original ist heute nur noch der Altstädter Brückenturm. Mit guten Gründen darf man annehmen, daß auch die prächtige Barbarakirche zu Kuttenberg, die großartigste Leistung der Gotik in Böhmen, unter die Schöpfungen des großen Dombaumeisters einzureihen ist.

In der damaligen Literatur zeichnen sich vor allen die Übersetzungen alter Kirchengebete und Stücke aus den bedeutendsten Kirchenlehren des Bischofs von Olmütz, Johann von Neumarkt, aus. Die deutschen Gebete waren zunächst für die Frauen der kaiserlichen Hofgesellschaft bestimmt. Für die religiöse Geschichte bedeuten diese Übersetzungen die Umformung liturgischer Formeln in die Innigkeit des deutschen Privatgebetes, gesellschaftlich zeigen sie an, daß das Bürger- und Laientum nun anfängt, religiös mündig und mit den Grundinhalten der christlichen Lehre, die bisher nur die lateinisch sprechenden Priester verstanden, bekanntzuwerden. Von ihnen bis zur Reformation geht eine klare Linie der Eindeutschung christlicher Ideen. Sprachlich endlich sind sie insofern von Wichtigkeit, als sie die Übernahme der Prager deutschen Hofsprache in die breiten Bürgerschichten beschleunigen.

Die Wenzelbibel, von der wir nach der Handschrift der früheren Hofbibliothek zu Wien eine Probe bringen, ist die älteste fortlaufende Übersetzung des Alten Testaments ins Deutsche. Offenbar ist die Bibel weiteren Kreisen zur Einsicht offengestanden, denn es heißt, „sie solle von allen treuen Gotteskindern" benützt werden können als „Mittel zur Erweckung der von dem Schwindel der Welt ergriffenen, als der besten Abenteuer Hort, davon je das Ohr gehört". Diese Bibel wurde in erster Linie ihrer farbenprächtigen Illustrationen wegen berühmt. Mit zartester Sorgfalt und in der Manier der Prager Malerschule sind die Initialen (Anfangsbuchstaben), die sich oft darstellungsmäßig bis tief in den Text hineinschieben, und die Randverzierungen ausgeführt. Immer kehrt eine bestimmte, meist sehr wenig bekleidete Frauenfigur wieder, die Kübel und Quaste, wie man sie zum Baden benützte, in Händen trägt. Dieses Bademotiv steht in einem gewissen, nicht ganz erklärbaren Zusam-



Teil einer Seite aus der Wenzelbibel nach dem Original der Wiener Hofbibliothek

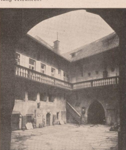
menhang mit König Wenzel; es heißt, daß ihn einmal eine Bademagd namens Susanne gerettet und daß er das Mädchen dann als Konkubine zu sich genommen habe.

Als drittes literarisches Zeugnis halbgeistlicher Art erwähnen wir den berühmten „Ackermann aus Böhmen", eine 1399 entstandene Streitschrift eines Witwers wider den Herre Tod. Der Verfasser ist ein Gelehrter aus Saaz (bei Karlsbad). Ein Mann, dem seine Frau in besten Jahren wegstarb, führt Klage wider den Tod. Auf jede Herausforderung des Klägers folgt eine Antwort des Todes. Schildert der Mann die Süße und Schönheit seines Weibes, dann malt der Tod in dunkelsten Farben Mängel und Gebrechen nicht nur der Frauen, sondern der Menschheit überhaupt. Keiner will dem andern weichen, bis sie sich endlich entschließen, Gott die Entscheidung zu übertragen. Der Kläger muß seine Klage zurückziehen, und der Tod wird ermahnt, sich seiner Macht, die ihm nur von Gott übergeben sei, nicht allzusehr zu rühmen. Das Streitgespräch, eines der besten Stücke mittelalterlicher Dichtung, ist in der Sprache der Wenzelbibel geschrieben und hält eine gewisse Mitte zwischen zwei böhmischen Dialekten, das Mittelhochdeutsch der Minnesänger ist in der Dichtung nicht mehr vorhanden, statt dem liute heißt es leute, statt bî heißt es bei, aus dem û wird ein Doppellaut au usw. Hier ein Stück: „Ich bin genant ein ackermann, von vogel wait ist mein pflug (Geschäft), ich wone in Beheimer Lande. Gehessig, widerwärtig und widerstrebend sol ich euch immer wesen: wann ir hapt mir den zwelften buchstaben, meiner freuden hort aus dem alphabet gar freisamlich enzucket."

Dr. Ernst Müller

Stätten der Dichtung im deutschen Sudetenland

Das deutsche Sudetenland ist nicht nur reich an landschaftlichen und städtebaulichen Schönheiten, es ist nicht nur geschichtlich, sondern auch kulturgeschichtlich seit jeher aufs engste mit Deutschland und nicht zuletzt auch mit der deutschen Dichtung verbunden:



Am Schauplatz von Wallensteins Ermordung
Der Hof des historischen Wallensteinhauses in Eger



Schloß Krawarn im jetzigen Hultschiner Ländchen, der alte Stammsitz der Familie Eichendorff.
Aufnahmen: Löhrich

ZUR BUCHWOCHE

möchten wir unsern Lesern für allen bisherigen Anteil an der von uns vertretenen Sache des Buches danken und bitten sie, dieser Sache auch weiter die Treue zu wahren. Mit dem folgenden Auszug verweisen wir auf eine kleine Kostbarkeit für alle Bücherfreunde, den »Cotta-Almanach«, herausgegeben von Dr. Kläre Buchmann, in dem ein reizvoller Einblick in die Zusammenarbeit zwischen Dichter und Verleger gegeben wird (J. G. Cotta Nachf., Stuttgart, 163 S., ill. RM 1.20).

Was der Verleger gerne hört

Dichter und Verleger sollten artig gegeneinander sein, wenn's irgend angeht.

Hermann Claudius an Cotta, 1937

Leben Sie wohl! Das heißt, Gott gebe, daß die Buchhändler Sie bezahlen.

Jean Paul an Johann Friedrich Cotta, 1807

Wer gutem Geiste aus Verborgnem an den Tag hilft, hilft das Licht der Menschheit mehren.

Carl Hauptmann an Adolf Kröner, 1889

In eigener Sache: Wallenstein

Auf den Wallenstein dürfen Sie sich freuen, es ist mir in meinem Leben nichts so gut gelungen, und ich hoffe, in dieser Arbeit die Kraft und das Feuer der Jugend mit der Ruhe und Klarheit des reiferen Alters gepaart zu haben.

Schiller an Johann Friedrich Cotta, 1798

Gute Aussichten

Ich werde Sie mit Dichtungen nach und nach versehen können, und ich hoffe, daß Sie meine Arbeiten gern annehmen, da Schiller tot ist, Goethe alt ist, und die meisten andern Genien in Deutschland entweder matt oder verrückt sind.

Oehlenschläger an Johann Friedrich Cotta, 1810

Goethe führt Klage

Führen Sie doch, wertester Herr Cotta, Ihren Korrektoren die Sorgfalt zu Gemüte, mit der ein Schriftsteller, der etwas auf seine Sachen hält, ein Manuskript durchgeht, um die Darstellung des Sinnes ins Bessere und Klarere zu bringen. Welche abscheuliche Empfindung ist es nun, wenn man sieht, daß der Leser, durch solchen Widersinn, gerade um den Genuß solcher Stellen gebracht wird, bei deren Bearbeitung man sich vielleicht lange verweilt hat.

Goethe an Johann Friedrich Cotta, 1803

Schiller denkt an alles

Die deutsche Schrift, welche Sie vorschlagen, hat, so wie auch das Papier meinen vollkommenen Beifall. Der Umschlag ist recht schön, und voll Geschmack. Es wird gut aussehen, wenn der Titel nicht der Breite, sondern der Länge nach, so wie bei der Flora, auf den Rücken gedruckt wird. Es sieht etwas nachlässig aus, welches bei Journalen gar nicht unrecht ist. Was alsdann noch auf dem Rücken leer bleibt, das kann mit Strichen oder Arabesken ausgefüllt werden. Bei der Einteilung richten Sie es so ein, daß 30 Zeilen auf die Seite kommen; doch muß der Rand sowohl nach innen als nach außen etwas breit sein, weil ein schmaler weißer Rand einer Schrift ein zu dürftiges Ansehen gibt. Die Seitenzahl könnte oben in die Mitte gesetzt werden. Kommen in prosaischen Abhandlungen frische Absätze vor, so muß immer eine Linie leer bleiben. Hexameter werden allemal gebrochen; doch müssen Sie darauf sehen, daß dies nicht bloß dem Zufall überlassen wird, sondern mit einer gewissen Ordnung und Symmetrie geschieht . . .

Schiller an Johann Friedrich Cotta, 1794

Wunsch für Hyperion

Wollen Sie mir für die neue Mühe die Freude machen und das Buch (Hyperion) überhaupt auf Schreibpapier und mit sauberen lateinischen Lettern drucken lassen, so würd ich Ihnen recht sehr danken. Ich habe die sichere Hoffnung, daß Ihnen die Sache nicht ganz liegen bleibt.

Hölderlin an Johann Friedrich Cotta, 1796

Goethe für heiter!

Mit der heutigen fahrenden Post ist Wilhelm Meister abgegangen . . . Sie können nunmehr, wertester Herr Cotta, den Druck und das ganze Arrangement überlegen, ja Sie schicken mir vielleicht eine Probe des Drucks und Papieres. Ich wünsche, daß das Ganze heiter aussehen möge.

Goethe an Johann Friedrich Cotta, 1805

Und auch hier die Mode!

Wie heutzutage alles nach der Mode sich richtet, wie man das Neue preist, nicht weil es schöner und gediegener als das Alte, sondern eben weil es neuer und moderner ist, so äußert sich auch der Einfluß der Mode auf diese Büchlein. Inhalt, Form, Ausschmükkung sollen nach anderem Schnitt sein als vor zehn, zwanzig Jahren. *Hauff an J. F. Cotta, 1826*

Sehr hellgrün bis blaßrot, mondgelb bis ultramarin!

Legen Sie zugleich einige Proben von buntem Papier bei, das Sie zum Umschlag bestimmen. Könnten wir sehr hellgrünes oder recht blaßrotes feines Papier dazu nehmen, so würde es ein gefälliges Ansehen haben.

Nachdem ich sehe, daß Sie das Blau des Umschlags zu drucken gedenken, werde ich bedenklich. Darum wäre mir lieber jetzt, wir versuchten die Zeichnung auf Mondgelb zu drucken, wie es so hübsch in Leinen beiliegt. Und zwar drucken wir Ultramarin etwa auf solches schöne Gelb, und wir haben dann ein schönes blauschimmerndes Grün zu erwarten.

Hans Leip zu »Begegnung zur Nacht«, 1938

Prospekt

Beifolgend reiche ich mit vielem Dank den Prospekt zurück. Ich finde ihn sehr gut. Bis auf ein einziges Wort. Es ist das Wort „fesselnd". — Ich bin eine Leserin und Käuferin von Büchern, aber auf die Anpreisung „fesselnd" hin kauf ich nie ein Buch. *Ida Boy-Ed an Adolf Kröner, 1910*

Vom Verleger zum Freund

. . . Ich zweifle keinen Augenblick, daß unser Verhältnis, das anfangs bloß durch ein gemeinschaftliches äußeres Interesse veranlaßt wurde, und bei näherer Bekanntschaft eine so schöne und edle Wendung nahm, unzerstörbar bestehen wird. Wir kennen einander nun beide gegenseitig, und unser Vertrauen ist auf eine wechselseitige Hochschätzung gegründet: die höchste Sicherheit, deren ein menschliches Verhältnis bedarf . . .

Schiller an Johann Friedrich Cotta, 1798

Um Widerspruch wird gebeten! Kleine Glossen zur Zeit

Wir geben an dieser Stelle einen Auszug aus dem Ergebnis einer Umfrage der »Kölnischen Zeitung« über das Thema »Der gute Zeitungsroman«, auf das wir aus Leserkreisen aufmerksam gemacht werden und das uns auch für die von uns aufgeworfene Frage »Krisis des Romans?« (Heft 8 der »Weltstimmen« S. 351 und Heft 10 S. 431 f.) ungewöhnlich aufschlußreich erscheint. Für weitere Einsendungen und besonders für eigene Meinungsäußerungen über diese und ähnliche Literaturfragen unserer Zeit sind wir unseren Lesern zu besonderem Dank verpflichtet.

Die Redaktion der »Kölnischen Zeitung« schreibt:

„Wir heben die Haupterkenntnisse, die sich durch die Aussprache erschlossen haben, hervor. Als erstes ist festzustellen, daß ohne jede Ausnahme unsere Leser dem wert- und gehaltvollen Roman, sei es welcher Gattung, den Vorzug geben, auch dann, wenn er gelegentlich der üblichen Spannungsreize entbehrt. Das ist wichtig, denn es beweist, daß sich unsere Leser mehr von der geistigen Welt der Anregung als von der äußeren stofflichen, der bloßen Unterhaltung angezogen fühlen. ‚Ich würde es sehr bedauern, wenn man nur immer solide Mittelware vorgesetzt bekäme, die zwar sicher gefällt, aber weiter zu nichts anregt', schreibt ein junger Bildhauer an einer Kunsthandwerkerschule; ‚Ihr Romanteil ist vorzüglich . . . es ist gleichgültig, ob Sie ernstere Romane oder heitere Novellen bringen, wenn nur der Dichter die Seelen seiner Leser zu rühren weiß', ein süddeutscher Akademiker aus seinem Schiurlaub. Heißt es in einer Berliner Zuschrift: ‚Kulturell bedeutsame Romane interessieren mich überaus, und voran geschichtliche ebenso wie problemschwere', so heißt es parallellaufend in einem Schreiben aus Detmold: ‚Mir ist der historische Roman, der Gesellschafts- und Familienroman und der Reiseroman, der mit Land und Leuten fremder Länder vertraut macht, am liebsten.' . . . Dann: ‚Ob wir Leichteres oder Schwereres wünschen?', heißt es aus dem Wuppertal, ‚nur nichts Leichtes, dann liest man es nicht'. Eine sehr nachdenkliche Bemerkung macht eine Leserin aus Gummersbach: ‚Mir ist es lieber, wenn die zu behandelnden Probleme allgemeiner menschlicher Art sind und nicht einem besonderen Stande anhaften.' Und aus dem Schreiben eines Düsseldorfer Juristen-Ehepaares: ‚Das Ideal des Zeitungsromans gibt es wohl überhaupt nicht. Ich persönlich erwarte, daß er mir zum geistigen oder seelischen Erlebnis wird, mich fortdauernd weiter beschäftigt und beeinflußt. Leichtere Unterhaltung ist gewiß für viele notwendig, deren Leben selbst unter dem Druck starker Spannungen oder großen Leistungen steht und die dafür Entspannung suchen und auch brauchen.'

Eine zweite Feststellung ist die, daß die von uns veröffentlichten Romane ausländischer Schriftsteller ganz allgemein sehr großen Anklang gefunden haben und in vielen Fällen gegenüber Romanen deutscher Schriftsteller als besser bezeichnet worden sind. Die ausländischen Verfasser wollen — dies nur in vereinfachenden Linien angedeutet und Ausnahmen als selbstverständlich betrachtet! — vorwiegend Schriftsteller sein (und sind vielleicht Dichter), die deutschen wollen vorwiegend Dichter sein (und vergessen nur zu oft auch die primitivsten Grundvoraussetzungen des reinen schriftstellerischen Schaffens). Jene denken vielfach realer, praktischer und schreiben zunächst mit einem Blick auf das Bedürfnis des Tages, diese denken nur allzu häufig zuerst an das kommende Buch und darüber hinaus an ein Zipfelchen der Ewigkeit, auch dann, wenn so ziemlich sämtliche Vorbedingungen fehlen. Französische und englische Schriftsteller haben zudem für ihre Arbeit den stofflich großen Rahmen einer jahrhundertalten gesellschaftlichen Tradition, aus der gleichsam der Gesellschaftsroman in ewig neuer Wandlung hervorwächst; die amerikanischen haben den Urboden der Traditionslosigkeit und der immer neuen Tag zu neuen Ufern — die deutschen Schriftsteller hingegen, als Söhne eines Landes, das erst heute zu seiner staatlichen Einheit findet, beginnen vielfach zunächst mit der individuellen Betrachtung ihres eigenen Lebens, um, wie mir ein befreundeter Dichter sagte, erst einmal ihren ‚Grünen Heinrich' zu schreiben, und nachgeborene ‚Grüne Heinriche' sind alles andere als zum Beispiel erfolgverheißende Zeitungsromane.

Die Leser wünschen, das ist das A und O ihres Bekenntnisses, im dichterischen Erlebnis einen Spiegel des Lebens und weniger eine abseitige Philosophie über das Leben oder behaglich ausgesponnene Analysen der Gefühle und Gefühlchen des Dichters. So wird erklärlich, daß die vielen, leider allzu vielen Übersetzungsromane im Buchhandel immer noch wachsende Beliebtheit erzielen.

Das Schlußwort kann nicht besser gesprochen werden als mit den Sätzen eines Kölner Landgerichtsdirektors am Ende einer sehr klugen und einfühlsamen Betrachtung: ‚Dürfte ich mir einen kleinen Wunsch gestatten, so zielt er hin auf das Gebiet der tiefern, teils ‚humoristischen' Erzählung, auf jene Art der lächelnd-weisen, geklärten Menschendarstellung, die uns alle in den Schwächen und den Stärken anrührt und die gleichzeitig einen Spiegel des inneren menschlichen Entwicklungsweges gibt, eine Gattung freilich, die mit Recht als verhältnismäßig selten bezeichnet wird. Ein solcher Roman wird immer zeitnahe wirken. Wir wollen uns sehen im Auf und Ab der Kräfte im Rahmen eines großen unabänderlichen Geschehens, in der oft unausgesprochenen, aber immer selbstverständlich empfundenen Verbundenheit eines ganzen Volkes. Und schließlich, am Ende des letzten Kapitels, möchten wir dann lächelnd sagen: ‚Ja, so ist es!'"

Lebendige Zeugen

Bücher zur deutschen Geschichte und Geistesgeschichte

Leopold von Ranke: „Geschichte und Politik" / Friedrich der Große, Politisches Gespräch und andere Meisterschriften. Herausgegeben von Hans Hofmann (Alfred Kröner Verlag, Stuttgart, 428 S., RM 3.75).

Das Werk Leopold von Rankes bildet für uns eine unerschöpfliche Quelle der politischen und geschichtlichen Erkenntnis. Neben den großen Werken Rankes, die unerreichte Meisterwerke nicht nur der Geschichtsforschung, sondern auch der geschichtlichen Darstellung sind, dürfen aber die kleineren Schriften, deren wesentlichsten in diesem Buche vereinigt sind, nicht vergessen werden. Gerade sie zeigen den besonderen Charakter der geschichtlichen und politischen Gedankenwelt Rankes, sie machen mit seinem Wesen und der Art seiner Darstellung bekannt und geben dabei einen genialen Überblick über die gesamte Geschichte.

Richard Benz: „Vom Erdenschicksal ewiger Musik" (Eugen Diederichs Verlag, Jena, 163 Seiten, RM 3.60).

Richard Benz gehört zu den führenden deutschen Geistesgeschichtlern, die uns Entscheidendes über den deutschen Geist und die deutsche Seele zu sagen haben. Dieses neue Buch stellt die Musik, diese großartigste Leistung der deutschen Seele, in ihrem schicksalsmäßigen, innerlich notwendigen Zusammenhang mit dem deutschen Raume und der schöpferischen Gesamtkraft unseres Volkes dar. Ein geistig kühnes und an neuen, fruchtbaren und fortwirkenden Gedanken reiches Werk, großartig in seinem Gedankenaufbau, aber auch in seiner sprachlichen Gestaltung.

Tim Klein: „Lebendige Zeugen" / Deutsche Gestalten im Gefolge Christi (Wichern Verlag, Berlin, 384 Seiten, RM 5.00).

In einer sehr frischen und lebendigen Sprache zeichnet Tim Klein in diesen Essays die Wesensbilder von 21 deutschen Männern und Frauen, die sich durch Tat und Lebensführung wie durch ihre geistige Haltung zum Christentum bekannt haben. Menschen aus den verschiedensten Kreisen, Staatsmänner und Soldaten, Künstler und Dichter, Gelehrte und Politiker, zeugen für ihren Glauben und seinen Lebenswert. Taten und Werke sprechen hier stärker als Worte für echtes Deutschtum und wirkliches Christentum.

Eberhard Kretschmar: „Die Weisheit Rainer Maria Rilkes" (Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar, 174 Seiten, RM 3.80).

In der ständig wachsenden Literatur um Rilkes Werk und Leben nimmt dieses Buch einen besonderen Platz ein. Es sieht seine Aufgabe weniger in der Deutung des eigentlich Dichterischen als in der Erspürung und Aufzeigung der Weisheit, die das Rilkesche Werk in so großem und abgründigem Maße enthält. Es stellt dabei aber nicht so sehr die Weltanschauung des Dichters dar, als vielmehr das in der Dichtung enthaltene irrationale Wissen um das Leben und die Dinge des Lebens. Mit eindringlicher Kraft und scharfem Spürsinn sucht der Verfasser die Schwierigkeiten in Rilkes Dichtung zu deuten und die in ihnen enthaltene Darstellung der Lebensgeheimnisse sichtbar oder doch mindestens ahnbar zu machen. Die Kenner des Rilkeschen Werkes werden dieser Arbeit manche neue Einsicht danken. Denen aber, die den Weg zu Rilkes Schaffen suchen, mag es ein willkommener Führer sein.

Rudolf G. Binding: „Der deutsche und der humanistische Gedanke im Angesicht der Zukunft" (Rütten u. Loening Verlag, Potsdam, 28 S., RM —.60).

Der verstorbene Dichter hat in dieser vollendeten, sprachlich meisterlichen, vor der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums für Berlin und Brandenburg gehaltenen Rede die Bedeutung des Humanismus für die deutsche Kultur herausgearbeitet und mit dichterischer Wortkraft das Wesen und Wirken des humanistischen Gedankens im deutschen geistigen Raum dargestellt. Die Rede, die eine großartige und wahrhafte Verteidigung des Humanismus darstellt und sein Wesen deutet, endet mit dem schönen Satz: „Wenn einmal die Gestalt des Griechenjünglings abgelöst sein wird von der deutschen Gestalt, wenn wir selber Vorbild werden, selber Inbegriff geworden sind, dann mag der griechische Jüngling vor dem deutschen in den Schatten treten: in den Schatten deutschen Wesens. Wir werden uns dessen nicht zu schämen brauchen, daß er es war, der uns geholfen hat, ihn zu überwinden.

Otto Heuschele

Kleiner Buchbericht

Wilhelm Dzialas, „Die grünen Kronen" (Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau. 421 S. RM 5.80).

Aus dem stillen Waldtal treibt es den einzigen Erben der Glashütte hinaus in die Welt. Das Gesetz der Fremde lehrt ihn den Blick für die Heimat, für die eigene Aufgabe. Der Roman bringt eine von hoher Warte geschaute Auseinandersetzung zwischen deutschem und romanischem Wesen.

Hans Christoph Kaergel, „In Rothenberg geht's um" (Verlag Otto Janke, Leipzig. 320 S. RM 4.—).

Ein nachdenklich-heiterer Kleinstadtroman, in dem den Menschen die Narrenkappe aufgesetzt wird, die sich, anstatt sich der lebendigen Wirklichkeit hinzugeben, mit unfruchtbaren Spintisierereien beschäftigen. Das schwere Blut des Schlesiers Kaergel gibt dem Roman, der mit den Lichtern eines tiefgründigen Humors aufgehellt ist, eine besondere Note.

Ulrich Sander, „Marie Godglück" (Propyläen-Verlag, Berlin. 289 S. RM 4.80).

Die Entwicklungsgeschichte eines jungen Mädchens, das, vom gesellschaftlichen Makel seiner unehelichen Geburt behaftet, an den Widerständen des Lebens zu einer Persönlichkeit heranwächst. Ulrich Sander, der Schilderer norddeutscher Menschen, zeichnet mit herben Strichen den Lebensweg eines innerlich adligen Menschen.

Warwick Deeping, „Unruhe des Herzens" (Carl Schünemann Verlag, Bremen. 324 S. RM 3.25).

Ein Künstlerroman vom Verfasser des „Hauptmann Sorell und sein Sohn". Die Unruhe des Herzens treibt einen berühmten Schriftsteller von der Seite der geliebten Frau zu einer Abenteuerin hin. Erst spät erkennt er, wo das wahre Glück des Menschen liegt. So ist ein Unterhaltungsroman entstanden, der zu einer lebenswahren Menschendarstellung vordringt.

Erich Brautlacht, „Magda und Michael" (Verlag R. Piper & Co., München. 306 S. RM 5.40).

Magda und Michael, die beiden Jugendgespielen, finden sich nach langem und irrendem Umweg. Die Heimat am Niederrhein lebt in dem Buch, der Jahreslauf einer kleinen Stadt mit Fastnacht, Zirkus und Martinsfest. Ein schöner, dichterisch erfüllter Roman, der aus den schaffenden und werbenden Kräften einer tiefen Verbundenheit mit der Heimat entstanden ist.

Erhard Wittek, „Bewährung der Herzen" (Wilhelm Heyne Verlag, Dresden. 213 S. RM 4.—).

Die zarte Liebesgeschichte zwischen einem deutschen Kriegsgefangenen und einem flämischen Mädchen. Ein Buch in männlicher Prosa geschrieben, das zwischen wortkargen Sätzen die Erfüllung eines reichen Lebens beglückend ahnen läßt.

Wolfheinrich von der Mülbe, „Das Märchen vom Rasierzeug" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. 420 S. RM 6.50).

Ein Dichter kam auf den Gedanken, alle uns so wohl vertrauten Requisiten unserer Kindermärchen mit den Zutaten unseres heutigen Lebens zu mischen. Und da dieser Dichter zugleich ein lachender Weiser ist, gelang dieses Experiment in verblüffender Weise, und wir werden auf einem neuen Wege selbst zur Weisheit und zur Erkenntnis hingeführt.

Kurt Martens, „Die junge Cosima" (Verlag Otto Janke, Leipzig. 320 S. RM 4.—).

Ein Lebensbild der Jugend der „Herrin von Bayreuth", Richard Wagners tapferer Lebenskameradin Cosima. In historisch getreuen, lebendig erzählten Bildern ersteht ein Stück deutscher Kulturgeschichte. Kurt Müno

Unterhaltung und mehr

Der Zahl der Berufsromane, die wir in unserem Schrifttum kennen, reiht sich der Roman Max Thielerts „Der Buchhändler Tordelen" an (Verlag Köhler & Amelang, Leipzig. 227 S., RM 4.20). Es handelt sich dabei um die Neuherausgabe eines schon länger vorliegenden Buches, die auf eine Empfehlung der Reichsstelle zur Förderung deutschen Schrifttums erfolgt ist. Wir werden in die Welt des Buchhändlers und Buchverlegers eingeführt, lernen den Unterschied zwischen dem verantwortungslosen, keinem verpflichteten „Händler mit Büchern" und dem verantwortungsbewußten „Buchanwalt" kennen, der sich für das geistige Leben der Nation verantwortlich fühlt und der wahre Mittler zwischen Dichter und Volk ist. Das hohe Berufsethos, das aus dem Werk Thielerts spricht, läßt es wünschen, daß dieses Werk nicht nur von allen denen zur Hand genommen wird, die mit dem Buch, seiner Herstellung und seinem Vertrieb beruflich zu tun haben, sondern auch von denen, die sich in irgendeiner Weise der Welt des Buches verbunden fühlen.

Gewissermaßen ein „Berufsroman" ist auch Karl Gunnarsons Buch „Ich zog als Bauernknecht durchs Land" (Paul Zsolnay Verlag, Berlin—Wien. 382 S., RM 4.80). Der schwedische Journalist und Schriftsteller Gunnarson geht unter die Bauern seines Landes und verdingt sich als einfacher Bauernknecht. Aus dem, was er dabei erlebt, ersteht ein frisches humorvolles und doch ernst zu nehmendes Bild von der Lage der schwedischen Bauernschaft.

„Philipp zwischen gestern und morgen" heißt eine Kindheitsgeschichte von Philipp Gottfried Maler (Verlag J. Kösel und Fr. Pustet, München. 243 S., RM 4.80). Die bunte Welt des Alltags tut sich vor uns auf mit den vielerlei Abenteuern und Erlebnissen eines Kindes, dem sich das große Leben Schritt für Schritt erschließt. Der Verfasser versteht sich auf eine liebevolle Kleinmalerei. Ein feiner, mit leichter Melancholie überschatteter Humor macht das Buch besonders liebenswert.

In die Reihe der Entwicklungsromane können wir Heinz Gumprechts Erzählung „Der Baum der Erkenntnis" stellen (Verlag J. Kösel und Fr. Pustet, München. 270 S., RM 4.80). Der Verfasser ist durch seinen Roman aus der sibirischen Kriegsgefangenschaft „Die magischen Wälder" weiten Kreisen bekanntgeworden. Das Buch wächst aus einem tief-religiösen Empfinden. Trotz der ernsten Grundstimmung des Romans vermittelt er uns einen befreienden Eindruck, denn der Dichter findet bei seiner Schilderung des Jugenderlebnisses im scheinbar Planlosen und Willkürlichen das ewige Gesetz, unter dem alles Leben steht. Kurt Müno

Naive oder sentimentalische Dichtung?

Von der inneren Gesetzmäßigkeit heutigen Kunstschaffens

Von Dr. W. H. Keim

Seinen Briefwechsel mit Goethe konnte Schiller nicht würdiger beginnen als mit der berühmten Analyse, der er Goethes Geistesart in den Briefen vom August des Jahres 1794 unterzog. „Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht . . .", auf solche Weise bezeichnete er schön das seltene Phänomen Goethescher Anschauung, um dann weiter mit der antithetischen Schärfe, die man an seiner Gedankenführung gewöhnt ist, sein eigenes Verhalten der Dingwelt gegenüber so zu kennzeichnen: „Mir fehlt das Objekt, der Körper zu mehreren spekulativen Ideen . . . Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv . . . mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend."

Seit dieser Feststellung gibt es in der Ästhetik das Begriffspaar „Naive und sentimentalische Dichtung" für eine in der Literatur durchgängige Kontrasterscheinung, die Schiller dann ein Jahr später in seinem grundsätzlichen Aufsatz unter diesem Titel behandelte.

Zwar verschob die Romantik nach ihrer Kunstlehre die in Schillers Schrift aufgestellte Wertgleichung zwischen den beiden Geistes- und Schaffensformen zugunsten des Sentimentalischen; verschwunden jedoch ist die einmal aufgedeckte Gegensätzlichkeit aus der Dichtung nicht mehr. Denn sie ist begründet auf dem Verhalten des Dichters, ja schließlich des Menschen überhaupt zur Natur. Das aber ist nicht mehr einheitlich, wie es noch in den Anfängen der griechischen Philosophie zur Zeit der Pythagoreer war. Jener frühe Zustand, in welchem der Kosmos der Natur Gedanken und Gefühl des Menschen in sich trug und sein Geist den Kreis der Anschauung noch nicht spekulativ durchbrochen hatte, ist uns verloren; der ersehnte Endpunkt unserer Geistesbahn aber, da wir nach freier Wahl unser Dasein wieder unter die Obhut der Natur stellen, liegt noch in unabsehbarer Ferne.

Es gibt freilich heute — noch oder auch wieder — Menschen in Europa, deren Leben den Naturrhythmus zwanglos in sich trägt; es gibt deren aber sehr viel mehr, die von dem Natürlichen durch mancherlei Gründe geschieden sind. Die Frage des Themas kann also nicht wohl nach den Aussagen der Ästhetik, sondern muß nach moralischen Grundsätzen beantwortet werden. Denn sie wendet sich an die innere Beschaffenheit des Menschen, nicht an seine Begriffe, noch seine Wertung von Schönheit.

Die Dichtung, die das Verhältnis des Dichters zum Natürlichen, zur Wirklichkeit aufdeckt, ist demnach als ethische Quelle, nicht als Gegenstand ästhetischer Kritik herangezogen. Aber schließlich wird sie nicht grundsätzlich anderes bezeugen, als einem aufmerksamen Beobachter der Zeit in Ansehung ihrer Stellung zur Natur bekannt geworden ist. Ist die Natur das Ganze in uns, in dem wir als der uns zugehörigen Ordnung leben und sind — oder ist sie uns ein Ganzes außer uns, dem wir als unserer Lebensordnung zuzugehören wünschen? Die Antwort, aus Erfahrung und Kritik gegeben, kann nur die sein, die schon Schiller erteilte: „Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit." Und so ist es auch um unsere Dichtung bestellt: sie „ist nicht Natur, sondern will uns für Natur begeistern".

Als die Literatur im 19. Jahrhundert nach der Weisung der sich schnell vollziehenden sozialen Schichtungen und Abgrenzungen sich dem Studium der Gesellschaft zuwandte und daraus schließlich in die psychologische Analyse des Individuums sich verengte, setzte in dem kraftstrotzenden Daseinsbekenntnis und mystischen Alleinheitshymnus der Whitman, Verhaeren, Holz und andern die Rückwendung zur Natur als zu der starken, einfachen und echten Seinskategorie und der Befreierin vom unfruchtbaren Zivilisationsbetrieb ein. Unsere eigene Zeit nun, in der doch der Zweckgedanke und der organisatorisch-systematische Zusammenschluß der Menschen stärker als je lebt, ist

seltsamerweise im gleichen Maß von der romantischen Ganzheitssehnsucht und Gotteszwiesprache der deutschen Seele ergriffen und sucht sie in Geist und Leben fruchtbar werden zu lassen.

Zwei Schichten des Daseins, die zivilisatorische und die kulturschöpferische scheinen zugleich in Bewegung geraten zu sein, und es wäre eine der größten Kulturtaten des menschlichen Geistes, wenn es ihm gelänge, sie dynamisch, richtungsmäßig und gegenständlich in einer und derselben Lebensform zu vergegenwärtigen.

Vorab aber herrscht nach dem Befund der Literatur — es wird hier zur Aussage nur die am meisten entwickelte, nämlich die Romandichtung, herangezogen — Unruhe und Trauer über die verlorene Natur oder eine ideenträchtige Sehnsucht nach neuer Vereinigung mit ihrem wohlgesicherten Kosmos. Die Dichter wie die Menschen des Alltags fühlen sich aus dem festen Bestand des natürlichen Seins, aus seiner geschlossenen Einheitlichkeit und gebärdenlosen Wahrheit entlassen; die Seele ist ihnen instinktlos geworden und aus dem Gesetzverband, der einst in ihr wie im Baum, im Tier, im Stein und Gestirn geheimnisvoll galt, ausgeschlossen.

Es ist einer der auffälligsten Züge nordischer Art, der in dieser dunklen Erinnerung in uns zur Sprache kommt: jenes mystische Wissen um die gleichen Urphänomene oder auch Monadenbestimmungen, die in allem Seienden und Werdenden wirken. Von ihm ist auch unsere Dichtung ergriffen, soweit sie sich an die inneren Schichten unseres Wesens wendet; und wie sie, so besitzt diesen sentimentalischen Charakter einer auf der Suche nach der All-Einheit begriffenen Menschheit die Literatur aller der Völker, die mit uns gleichen Blutbestandes sind.

Sie alle sind getrieben von der gleichen Sehnsucht nach „Ur“, wie Griese es in einem seiner frühesten Romane tiefsinnig und tragisch gültig dargestellt hat. Und es ist nicht zufällig, daß solche Unruhe der Seele, die aus sich selbst nicht zur Anschauung des Seins und zur Begrenzung ihrer selbst gelangen kann, gerade die lockerste Form der Dichtung, nämlich den Roman als die subjektive Epopöe sich gewählt hat.

Es ist in der Tat nie mehr Selbstbekenntnis geschrieben worden als heute: in schmerzlicher Trauer über das verlorene Paradies der naiven Welteinheit, in gläubiger Sehnsucht nach dem neuen Paradies, bereitet aus der Idee einer vergöttlichten Natur. Jenen Zustand findet man etwa in Wiecherts schwermütigen Elegien, wie man seine Romane wohl nennen darf; man trifft ihn in den Werken Gunnarssons an, dessen seelische Empfindlichkeit und Schattenlage den trüben Spiegel seines Gemütes besser als eine systematische Untersuchung erkennen läßt. Es gibt in Waggerls Dichtungen Abschnitte, die völlig aus der Sphäre der sentimentalischen Naturidee geschöpft sind; und in Hamsuns „Segen der Erde“ ist es, trotz des „Segens der Erde“ nicht anders. Ja, gerade dieser Titel offenbart die persönliche Ergriffenheit des Dichters, seine Begeisterung über den Segen einer ideal geschauten Natur, seinen bewegten Wunsch nach diesem, der Zeit fremd gewordenen Zustand maßvoll sicheren Seins in sinnbildlicher Klarheit. Darum gehört auch Giono in diese Gemeinschaft der Natursüchtigen. Denn auch er hat in seinen Romanen sich hymnisch zur mütterlichen Erde bekannt, das Wunder des Brotes, die herrliche Kraft alles natürlichen Daseins und Menschseins in visionärem Überschwang gepriesen.

Jedoch man wird bei einigen dieser Dichter gelegentlich auf ganz anders geartete Stellen stoßen, in denen nämlich der glühende Schwung ihrer Ideendynamik einer kühlen, ruhigen, man könnte sagen interesselosen Darstellungsweise gewichen ist. Der Befund des Menschen wie einer Epoche und aller ihrer Leistungen geht ja nie so glatt auf, wie das abstrahierende Denken es uns glauben machen möchte. So lebt in nicht wenigen der Dichter, die im Ganzen sich als sentimentalisch charakterisieren, doch noch irgendwo ein Stück Natur, unbeschädigt durch Reflexion, ganz schlicht und anscheinend weniger geachtet als die spannungsvollen Visionen der Idee.

Einfach dicht und vermeintlich kunstlos erscheint solche Aussage reiner Gegenständlichkeit, wie sie nur von einem mit den Dingen eng vertrauten Kinde gemacht werden kann. Das Kind denkt ja über Mensch und Ding, wenn es sie und ihre Grenzen einmal kennt, nicht nach.

Ihm ist die Natur kein Objekt der Sehnsucht, keine Idee, deren Vergegenständlichung sein Gemüt mit Glück erfüllen würde. Denn es lebt mit ihr und in ihr, und zwar so tief, daß es sich dieses schönen Zustandes nicht bewußt wird.

Das gilt für den naiven Dichter wie für den naiven Menschen im gleichen Maß. Wenn die nordischen Dichter, mit Blutvermischung und Wesensspaltung weniger geplagt als die deutschen, aus einer kräftigen Abwehr gegen Ibsens und erst recht Strindbergs Seelenzergliederung ihre schlichten und klar geschnittenen Menschen in ihrer einfachen Umgebung und in der Erledigung ihres bescheidenen und doch heldenhäften Lebensganges vor den Leser hinstellen — der Norweger Scott den Fischer Markus, die Schwedin Salminen die Kätnerin Katrina, oder unter den Vlamen ein Claes seine volllebigen Kindergestalten, Streuvels und Walschap ihre grobschlächtigen Bauernkerle und ihre prachtvoll gesunden Mädchen und Frauen —, so treibt in ihnen allen, die dem Blutkreislauf der Welt warm eingefügt sind, die große Mutter Natur selbst ihr starkes Wesen.

Sie gibt sich wahrlich nicht als beschauliche Ruhe noch als schwächliche Zuflucht aus dem Getriebe des Tages; allenthalben trifft man diese naturgewordene Menschlichkeit, dieses naturgeordnete Dasein als bewegtes, auch wohl abenteuerliches, aber doch innerlich sicher verbundenes Leben. In ihm haben Technik, Handel und Wandel, Schönheit und kräftiger Genuß, ruhiger Gedanke und rasche Tat ihren Platz.

Doch immer steht des Menschen Wesen ruhig im Gesetz des Kosmos. Er verliert sich nicht, denn er bezweifelt sich nicht und trachtet nicht danach, selber Mittelpunkt zu sein. Er *ist*, und darum behauptet er sich umsichtig und ohne Überhebung in dem ihm zugewiesenen Schicksalsraum.

Und sein Dichter schaut ihm dabei zu, wie er es treibt, ohne über ihn in Entzückung zu geraten. Weshalb auch sollte er sich an solchem Anblick begeistern? Ist nicht auch die Natur überall ihrer mächtig und sicher? Wie kann es anders sein, als daß, was in ihrem Bezirk gilt, auch beim Menschen zu Recht besteht?

Es wäre aber irrig, wollte man etwa dem Homer das gleiche Verhältnis zur Natur zusprechen wie den Ansätzen naiver Dichtung, die wir in der Gegenwart beobachten. Homer war naiv, weil seine Weltepoche so war. Er hätte nie aus den Grenzen der Anschauung in die Idee hinübertreten können. Im naiven Dichter unserer Zeit aber lebt noch die Erfahrung des Sentimentalischen als des anderen Wesens- und Dichtungsphänomens. Denn er ist erst wieder naiv *geworden* und daher so beschaffen, daß er den *beiden* Kategorien der Dichtung die Bausteine zu einem neuen Zustand zu entnehmen hat. Aus dem Bereich des Naiven ist ihm die Begrenzung des inneren Blickfeldes, die Überschichtlichkeit und Leidenschaftslosigkeit der Darstellung, kurz die echt epische Haltung zugekommen; aus dem Sentimentalischen jedoch eine Überhöhung der Wirklichkeit, freilich nicht in der Weise der Idee, die von der Wirklichkeit beschränkt und geschmälert wird, sondern als die Vergegenwärtigung des ewig gültigen Daseins- und Schicksalsgesetzes, ja des Daseins- und Schicksalssystems in Mensch und Natur. Sie haben beide vom Mittelpunkt der Welt als ihrem Ursprungsland den Weg in die trennende Mannigfaltigkeit der Formen genommen; und ihre Entelechie weist sie in der Ferne der Zeiten zu neuem Zusammenrücken und gegenseitiger Wesensbeziehung an.

Das haben die großen Seher unter den Dichtern, die Äschylos, Shakespeare, Goethe und Hölderlin gewußt, und dieses Wissen hat ihren Zügen den Glanz verliehen, der sie aus ihrer Umgebung geheimnisvoll heraushob. Was als „neue Wirklichkeit" in der Kunst bezeichnet wird, ist Geist von diesem Geist einer kosmischen Ganzheit, und gelingt es ihm, sich als allgemeine Lebensform durchzusetzen, so stehen wir vor nichts Geringerem als dem Beginn einer neuen Weltepoche naiver Wesensart.

E. G. Kolbenheyer

Das gottgelobte Herz

Von Olaf Saile

Erwin Guido Kolbenheyer, der Dichter der Paracelsus-Trilogie und des „Meister Joachim Pausewang", hat sich in seinen großen historischen Romanen seit je um das innere Bildnis des deutschen Menschen, seine Weltschau und sein Gottesuchen bemüht. Er ist weit in die Gründe unserer Geschichte hinabgestiegen, um bis an die Wurzeln des deutschen Wesens, der deutschen Seele vorzudringen, und er hat wie selten einer die inneren Antriebe erkannt, die hinter dem äußeren Bild der Geschichte walten. So hat er nicht nur ganze Epochen der deutschen Geistesgeschichte im magischen Spiegel seiner Dichtung erhellt und gedeutet, sondern auch den volkhaften Urgrund, die über die Zeiten hinauswirkende Substanz ans Licht gehoben und aus dem Vergänglichen das Ewige der Nation beschworen.

Mit seinem neuen Werk: „Das gottgelobte Herz. Roman aus der Zeit der deutschen Mystik" (Albert Langen/Georg Müller, München, 537 S., RM 7.50) schreitet Kolbenheyer, der am 30. Dezember seinen 60. Geburtstag feiern kann*), diesen Weg weiter oder er geht, besser gesagt, seinen Weg weiter zurück in den Raum und weiter hinab zu den Gründen. Hat er im „Meister Joachim Pausewang" die Mystik Jakob Böhmes, des schlesischen Gottsuchers, ins Wort gefangen, so bemüht er sich in diesem neuen Roman um jene innerlich revolutionäre, mit ungeheuren Kräften und überirdischer Sehnsucht geladene Epoche um den Beginn des 14. Jahrhunderts, die wir die deutsche Mystik nennen. Hinter den geistesgeschichtlichen Epochen der Reformation, der Aufklärung, ist diese so bedeutsame und wahrhaft erregende Wende in der deutschen Geistesgeschichte allzu wenig ins Bewußtsein der Nachwelt gedrungen. Was aber damals mit nicht immer leicht sichtbarer und dennoch elementarer Macht ans Licht drängte: dieser Durchbruch der deutschen Seele durch erstarrte oder fremd gebliebene religiöse Formen, diese unter religiösen Schauern bis zur Selbstaufgabe, bis zur Verzweiflung und zum Irrwahn vollzogene Umwälzung, an der die ganze Seelentiefe und -abgründigkeit des deutschen Menschen sichtbar wird, will hier in Kolbenheyers Werk noch einmal Gestalt werden.

Es ist — im Vordergrund dieses architektonisch großartig gegliederten Werkes — zunächst die Gestalt der Nonne Margarete, an der sich diese Kämpfe und Schauer offenbaren. Diese Nonne ist im Sinne des Romans die Hauptgestalt und die Heldin des Buches, dessen äußerer Rahmen mit ihrem Leben gegeben ist. An ihr vollzieht sich die Wandlung der Kaufmannstochter zur Gottesbraut in geradezu erotischen Schauern. Dieses stigmatisierte und wundertätige Mädchen ist keine Phantasiegestalt des Dichters, sondern eine geschichtliche Figur. Sie kommt aus einem reichen Kaufmannshaus in der alten Reichsstadt Werde, dem heutigen Donauwörth, das der Dichter am Beginn seines Werkes mit breiter Gründlichkeit, voll Treue für das Kleine, aber Kennzeichnende, voll Wärme und Bildkraft vor uns erstehen läßt. Hier ist alles wirklich gesehen: die Gassen und Winkel bekommen Leben, die Zustände und Menschen ihre Atmosphäre, und aus allem wetterleuchtet eine reiche und bewegte Zeit. Es ist eine Zeit blutiger Kämpfe, in die auch Donauwörth verstrickt ist, aber auch eine Zeit aufblühenden Handels und beginnender Weltweite.

Der Kaufmann Heinrich Ebner hat seinen Teil an solchen Dingen. Sogar mit der Signoria von Venedig steht er in Verbindung, und er bringt einen Hauch von Welt mit in das reiche Bürgerhaus, dem er als der wahre mittelalter-

*) Lebenslauf und Bildnis Kolbenheyers siehe „Weltstimmen" 1937, S. 216.

liche Hausherr vorsteht, treu und verläßlich, tapfer und gefürchtet. Aber auch er kann nicht verhindern, daß hinter seinem Rücken das Gewisper umgeht, das Familienleben in Schwatz und Heimlichtuereien entartet und die zähe Selbstherrlichkeit der Frau um sich greift, auch wenn sie noch so verängstigt, noch so sehr dem Eheherrn ergeben ist. Die Frau des Kaufmanns Ebner, der nicht viel von Kirche und Pfaffen wissen will, geht zu religiösen Versammlungen, gewährt hinter dem Rücken des Mannes durchreisenden Bettelmönchen das Nachtlager — und gelobt die gemeinsame Tochter Margarete heimlich der Kirche an. In dieser kleinen Welt nun entzünden sich schon die Kämpfe, die bei Kolbenheyer das Zeichen der Größe tragen:

Er stieß die Tür mit einem Tritt auf, hob die Laterne vor sich. Sie hatte ihn so blaß und verstört noch nie gesehen. Sein Wams war von der Balgerei aufgerissen, die Haare umsträubten seine Glatze, der Bart war zerrauft. „Heilig Muotter ... was ist, Ebner", rief sie ihn an. Er lachte in Rausch und Galle. Er gewann mit einem weiten Bogen den Tisch. Dort wollte er einer treibenden Gewohnheit nach die Laterne öffnen und ausblasen. Das gelang ihm nicht. Er warf sie um, hieb mit der Faust in die Hornplatten, daß die Laterne einbrach und das Licht erlosch. Die Frau schrie, sie wollte aus dem Bett und zu den Kindern. Ihre blassen Beine hingen über der Bett-Truhe. Aber sie hielt an, denn er hatte die Hand gehoben und drohte ihr, daß sie sich nicht weiter rühre. „Du", keuchte er, „du Weib! Du hast ein ghuset! Mit eim . . . mit eim Schandmal! Hästu ghusest . . . ein Pfaffen!" Er tappte den Tisch entlang näher. „Ebner! Gotts heilig Wunden! Ebner!" Er griff langsam zurück und faßte die zerknitterte Laterne als wolle er die Frau damit werfen. Und sie wimmerte laut auf, als sei sie getroffen. Da ging die Kammertür. Das Mägdlein, die Kolterdecke an sich gerafft, huschte zwischen ihn und sie. Der Ebner wich einen Schritt, es schien, als sänken seine Knie ein. Er starrte das Kind an. „Was willtu do . . . zwischen . . . do . . . willtu zwischen mir unde . . ." — „Herr Vater, holt inn, tuets nit! Der Bruder Barfuoß hät mit mir wöllen . . ." Der Ebner verstand sie nicht, er wußte nur: sie wollte dazwischen, und er sollte es leiden, daß sein Kind dazwischenkam. Er mußte sie greifen. In die Kammer mit ihr! Und da er sie mit erhobener Hand greifen wollte, faßte sie die wilde Angst, und sie streckte ihm wehrend die Arme entgegen, daß die Decke vom Leibe sank und sie vor ihm stand in nackender Unschuld: „Herr Vater, schonet min . . . angelobet . . ." Das Wort half der Mutter aus der Starre; sie glitt über die Truhe hin, hüllte sich und das Kind in die Decke. Sie kauerten neben der Truhe und hielten einander. Der Ebner sah die Frauen beide in dem Dämmerlicht, fuhr sich mit der Hand über die kalte Nässe seiner Stirn und Glatze, wankte noch weiter zurück, fing sich am Tisch. Er winkte ihnen beiden heftig mit seinem linken Arm ab. Sie warteten, sie verstanden ihn nicht. Er atmete so schwer, und der Tisch zitterte unter ihm. Er sah sie nicht an, winkte nur und wies endlich die Kammer. Da fühlten sie beide, daß er ihren Anblick nicht ertragen könnte. Und sie flüchteten vor ihm. Er aber, aller Dinge seines Daseins satt und müde, ballte die Faust ohne Kraft und legte ihren Rücken vor die Stirn. Er bäumte sich noch einmal auf und wankte, um das Bewußtsein dieser wenigen Schritte ringend, auf das verlassene Lager zu. Er brach, im Taumel ächzend, über ihm zusammen.

Nach dem plötzlichen Tode des Vaters am Morgen darauf, da er mit einem Hengst zu nahe an ein Stutengehege kam, daß der brünstige Gaul den Reiter vom Sattel warf und im Galopp mitschleifte, bis ihm der Schädel zerschellte, ist der Weg der kleinen Margarete zur Gottesbraut frei. Alle Vorstellungen, die das Wort „Braut" mit sich führt, werden lebendig, ja sie übersteigern sich durch die Nichterfüllung geheimster und phantastischer Wünsche zu wahren Exaltationen. Die Gewaltmittel der Askese bringen keine Besserung, denn sie vergewaltigen die Macht und das Recht der Natur, stürzen Leib und Seele in schwere Krankheiten bis zur Blindheit und Taubheit und bis zu lebensgefährlichen Ausbrüchen hysterischer Verzückung. Hier muß man hören, wie der Dichter selbst diese Dinge in ihrer krausen Qual beschwört:

Sie singen das Lied. Margarete verliert die Stimmen, die um sie hallen, aus dem Bewußtsein... Da ballt sich der Blitz des Kreuzes vor ihr und trifft sie. Durch den Chor gellt der Schrei: „O weh! Weh, min Herr Jesus Christus, weh, o weh! Min herzegliche Liebs, Jesus, o weh min Liebs!" Sie ist im Innersten durchstoßen. Aus dem brennenden Herzen bricht die Stimme ihres Schmerzes, strahlt aus ihren Augen, kaum hat die Brust Atem genug, sich aller Schreie zu entladen, die ihr eingegeben sind. Vier Schwestern müssen die Widerstrebende in die Zelle bringen. Sie liegt unter kurzen Atemstößen auf das Bett gestreckt, als sei sie dem Verlöschen nahe. Zwölf Tage darauf, in der Nacht auf den Gründonnerstag, schreckt sie der pfeilschnelle Minnestrahl, ein Herzensschuß unter jähen Schmerzen, aus dem Schlaf. Er durchwächst alle ihre Glieder. Sie wird lahm . . . Sie fühlt, daß die Hände und Füße durchschlagen werden, und zuckt unter den Hammerschlägen. Um die perlende Stirn

glüht ein roter Streif auf, die Schwestern sehen es mit Schaudern. Da geht die Schwester Els andächtig zu ihr und hebt die Decke von ihren Füßen. Die sind geschwollen, und an den Risten zeigen sich die dunkelroten Male der Marternägel . . .

Wir wissen, daß diese religiösen Ekstasen der Nonne Margarete kein Einzelfall und keineswegs auf jene Zeit beschränkt sind, aber wir erleben hier das, was wir schon einmal die Seelenabgründigkeit genannt haben, aus der diese Verirrungen auftauchen. Aber hier geht es zugleich auch wohl um die Erkenntnis, daß es eben Verirrungen waren, lebensgefährliche Irrwege, auf denen die tiefe innerliche Frömmigkeit des deutschen Menschen mißleitet wurde, jene Frömmigkeit, die über den mystischen Bilderschauer der romanischen Kirche hinaus die Sehnsucht nach dem unmittelbaren, an keine Formen und äußeren Dinge gebundenen Gott erfüllt im Sinne der Lehre des Meisters Eckhart, für den das Göttliche in der Menschenseele lebendig ist.

Und damit kommen wir zum inneren Kern der Kolbenheyerschen Dichtung, für die das Leben der Nonne von Donauwörth den äußeren Rahmen gibt. In ihn wird auch die Welt einbezogen, wie sie war, die wirkliche Welt, die politische Zeit mit ihren Kämpfen und Erschütterungen. Kaiser Albrecht steht vor uns auf, der für Reich und Hausmacht kämpft und einem Mord zum Opfer fällt. Ludwig der Bayer erscheint und sein Gegenspieler Friedrich der Schöne von Österreich und der ganze Machtkampf mit dem Papsttum. Hier aber, in der Gestalt des Meisters Eckhart, verdichtet sich das Werk zu seinem geistigen Kernpunkt. Es ist ein wahrhaft magischer Kreis, wie ihn nur große Dichtung zu schaffen vermag. Hier geht die deutsche Frömmigkeit nicht in die Irre, hier wird sie im wahrsten Sinne wirklich Gestalt, unerhört greifbar und lebendig in der Begegnung des deutschen Gelehrten mit dem römischen Papst. Und nun ist es nochmals geboten, den Dichter selbst zu hören:

Es war noch dunkel. Der Heilige Vater saß neben einem Kalefaktor. „Du bist in deiner Nation sehr berühmt, Bruder, sogar in Paris, wie ich höre. Du hast überdies hohe Würden bekleidet und bist Professor. Doch ich sehe, du bist auch alt . . ." Er wurde schärfer: „Der Erzbischof hält dich für einen Ketzer." Eckhart hatte das zerfurchte blasse Antlitz mit Ehrfurcht betrachtet, er senkte nun den Blick, und seine Stirn neigte er gegen die Glut hin. Sein Gesicht blieb gehalten.

„Deine Lehre, daß die Seele aus dem Wesensbestande Gottes stamme, ist tatsächlich eine tückische Ketzerei."

„Ich bin dessen gewiß", sagte er und erklärte: „Von Gottes Wesen liegt ein Teil in unserer Seele. Daß wir von ihm wissen, ist seine Selbsterkenntnis. Unser Wissen von ihm kommt nur er selbst sein. Die offenbare Existenz Gottes liegt in unserer Seele, eine Identität des Seins also."

„Selbst wenn du recht hättest vor Gott, bliebe doch der Kölnische Bischof im Rechte vor der Kirche, wenn er dich einen Ketzer heißt. Denn du lehnst dich mit dieser These gegen die Kirche auf. Das ist Ketzerei . . . Die Kirche könnte nicht die Mittlerin sein zwischen dem Menschen und Gott, wenn die Menschenseele Gott ist und Gott die Seele . . . Ihr seid anders dort in dem Waldland. Ihr könnt es nicht fassen, daß Gott den Menschen aus seiner Erbärmlichkeit nur durch die Kirche retten will, denn ihr fühlt die ganze Erbärmlichkeit nicht recht."

„Die Kirche kann den irdischen Wandel ordnend leiten, sie kann die Nachfolge Christi in uns behelfen, aber die Nachfolge selbst geschieht durch Gott in mir. Gott sucht sich in mir wie einst in seinem Sohne und gewinnt sich in mir zurück, da er sein Wesen in mir für diese Welt entäußert hat."

„Du möchtest jeden Menschen auf den Stuhl Petri setzen, Mönch, denn ein jeder wäre dann an Gottes Statt auf Erden . . ."

— — —

„Diese Welt", antwortete Eckhart, „und das Leben aller Geschlechter sind in das Nu der Offenbarung gesetzt. Und unter irdischer Sinn nennt das Zeit und Zeitlichkeit. Was auch in diesem Nu vor Gott geschehe, es ist nichts vor dem Wesen Gottes. Ein Nichts das Fasten und Wachen, nichts das Opfer an Gut und alle Werke der Barmherzigkeit. Das Sakrament ist nichts vor dem Wesen Gottes, das sich entäußert hat in diesem Nu der Zeitlichkeit. Es muß im Menschen alles Äußere entschwinden, Gut und Bös, dann ist dem Gott genug getan, der in der Seele lebt."

Man darf vor diesem Werk mit seiner Fülle von berstendem innerem Geschehen, mit seiner Beschwörung der letzten Dinge nicht verschweigen, daß es herb und schwer und keineswegs leicht zugänglich ist. Es bedarf einer geduldigen Bereitschaft und einer inneren Mühe, sich in dieses Buch einzulesen, das im ersten Kapitel über die Maßen spröd, ja kraus erscheint. Aber schon bald zieht uns die Handlung mit in den brausenden, von immer neuen Strudeln durchschäumten Strom der Erzählung, aus der die Stimmen der Tiefe, die Stimmen der Geschichte und der Urton der menschlichen Seele groß im Raum eines Volkes hallen.

Der Weg zu den Ahnen

Ina Seidel / Lennacker

Von Käthe Lambert



Ina Seidel

Aufn. Atlantic-Foto

Lennacker ist ein junger verabschiedeter Offizier, der nach dem Waffenstillstand des Jahres 1918 zurückkommt aus dem Grauen des Weltenbrandes in die Verworrenheit einer entseelten Heimat. Ratlos steht er am Wege, die Frage brennt in seinem Herzen, wie sie in vielen Herzen brennt: „Wo war sein Weg, seine Aufgabe, sein Ziel — wo war sein Standort in dem heillosen deutschen Chaos, wo war die Welt, für die er vier Jahre lang gerade gestanden hatte, wo war Deutschland geblieben?"

Die Freunde der letzten, ungeheuren Jahre sind fern oder tot, die Eltern gestorben, Lennacker steht allein auf der Welt. Und die Welt wankt in den Fugen. Ein seltsamer Weihnachtsabend nimmt ihn auf: der Einladung seiner einzigen noch lebenden Verwandten folgend, verlebt er ihn in einem Damenstift im Kreise alter, schrullenhafter Damen, in einem großen, uralten Haus, er bekommt ein Buch geschenkt, in das schon seine Urväter schrieben, er gleitet aus einer versonnen-erinnerungsvollen Unterhaltung mit seiner Tante, der Domina des Stifts, in einen traumschweren Schlaf, in ein Fieberdelirium hinüber, und Träume und Fieber vermengen sich im Geheimnis der zwölf Nächte . . .

In diesen Nächten steht über ihm, aus ungekannten Tiefen der Vergangenheit gestiegen, gebieterisch und groß sein Name, der Name Lennacker. Zwölf, die vor ihm diesen Namen getragen, zwölf Ahnen, von denen er nie etwas gewußt hat, lösen einander ab und tragen den Namen Lennacker wie einen Schild durch den Wechsel der Zeiten; zwölf Prediger des christlich-lutherischen Glaubens stehen bedeutungsvoll und beziehungsreich im Spiegel ihrer Zeit wie Zeitbilder selber da, jeder entwächst seiner Epoche und empfängt aus ihr Schicksal und Aufgabe. Aber alle zwölf sind wie die Akkorde einer Melodie und in eine Kette geschlossen. Sie lösen einander in schicksalhafter Erbfolge ab und verflechten sich wie die Äste eines Baumes zu ragendem Wipfelschatten. Bauernpfarrer sind sie und Stiftsprediger, hochgestellt und mißgeachtet, würdevoll und einfach, rechthaberisch und fest in sich geschlossen, streitbar über ihre Aufgaben hinaus, ein Geschlecht der Kämpfer Gottes. Auf dem Mutterboden der Kirche fußend, erheben sie die leuchtenden Gesichter über Form und Dogma hinaus zum einzigen und unmittelbaren Begriff lebendigen Christentums.

Da steht ungefüg und schwer, noch beladen von den Schauern der neuen Erkenntnis „von zwölfen der erste Mann", ein Jakobus Lennacker, Freund und Schüler Luthers, ein Schrittmacher der neuen Lehre; aber seine Schritte sind noch hart und tastend, sie sind gewohnt, über Erde und Acker zu gehen, Bauern und Häuslern reicht er Brot und Wein, bäurisch-schlicht ist die Frau, mit der er die Ehe eingeht, nachdem Luther selbst das Zölibat aufhob. Aber noch hat das Reich sich nicht zur Lehre Luthers bekannt, noch sind seine Anhänger vogelfrei, Herren und Junker stehen gegen sie und die ganze katholische Geistlichkeit. Voll ohnmächtigen Ingrimms hebt Jakobus Lennacker die Hände: „So aber bist du der meineidige Pfaffe, nicht Fisch, nicht Fleisch! Magst dich zehnmal für den Wittenberger erklären — solange die Obrigkeit dem Evangelio nicht freie Bahn gibt, bist du Rom unterstellt und wirst mit den Lotterpfaffen und ähnlichen sauberen Brüdern zusammengeworfen!" Aber das Evangelium ist stärker als die Obrigkeit. Dem in den Wirren des Herzens und der Zeit verstrickten, wild mit Gott und dem eigenen Gewissen ringenden Lennacker offenbart es sich in seiner eigenen Weise: er muß seinen ersten und stärksten Widersacher, den eigenen Bruder, von der Hand

eines Aufständischen fallen sehen und muß dem selbst zu Tode getroffenen Mörder das Abendmahl reichen . . . schuldlose Verstrickung in die Schuld, Vorwurf und banger Zweifel (denn entfesselte die neue Lehre, die er vertritt, nicht Aufstände und Bruderfeindschaft?), lösen sich zu wunderbarer Klarheit in der Sterbestunde des Landstreichers und Mordgesellen, über dessen verlöschendem Antlitz der Pfarrer Lennacker das Brot bricht und den Wein reicht — zum Zeichen der Versöhnung. Im Zeichen der Versöhnung wird er seinen Weg gehen, gläubig und stark, den Weg, den Gott ihm vorgeschrieben und um den er mit Gott so tief gerungen hat.

Vor dem gestrengen geistlichen und weltlichen Tribunal muß der des unberechtigten Branntweinausschanks angeklagte Pfarrer Martinus Lennacker sich verantworten. Es steht böse um ihn: er hat die Befugnisse des ihm erlaubten Ausschanks überschritten, er hat aus seinem Pfarrhaus eine öffentliche Wirtschaft, ja ein Mordhaus gemacht, er hat in vielen andern Fehlern die Würde seines Standes schwer befleckt. Womit will er sich rechtfertigen? Er „redete zu dem Kreuz empor, als habe endlich einmal Gott nach seinem Leiden gefragt". Und diese Elendsgeschichte eines deutschen protestantischen Pfarrers im 16. Jahrhundert, dieser Brunnen von Not, Entbehrung, Ungerechtigkeit und tiefster Armut, dieser Widerspruch zur Größe seiner Sendung ist wie ein Schrei vom Marterpfahl. Es geht nicht mehr um Geist oder Ungeist, um theologische Kniffligkeiten und formale Streitereien, es geht um gar nichts anderes als um das bißchen Recht zum Leben, um eine kranke Frau, um ein paar frierende Kinder . . . nein, ihr Herren im Samtwams und Barett, es geht um Größeres: um das Reich Gottes, verkörpert im Elend eines seiner ärmsten Diener. Es geht um die Gerechtigkeit, die größer ist als Schuld und menschliches Unrecht. Und vielleicht erkennen die Richter den „stärksten Anwalt" dieses Angeklagten, da sie den Pfarrer Lennacker freisprechen.

Und weiter klingt der Name Lennacker durch die Jahrhunderte, und weiter gehen Kampf und Streit von Leben zu Leben. Die Weigerung, die Konkordienformel zu unterzeichnen, zwingt einen Lennacker, nach Frankreich zu flüchten, fort von Weib und Kind und Heimat, fort von Beruf und Daseinssicherung, fort aus dem Leben wohl — denn auch dazu ist er bereit: „Jawohl!, ich will in ein Land, da sie den Geist nicht zu dämpfen suchen mit Ruten, Kerker, Galgen und Schwert — und wenn es das Himmelreich wäre! Komme ich um, so komme ich um . . ."

Sein Sohn und Nachfolger wird in das blutige Chaos des Dreißigjährigen Krieges hineingestellt und zahlt die Rettung seines kleinen Häufleins von Frauen, Kindern, alten Leuten vor der schwedischen Soldateska mit dem Tod. Ein in Glut und Brand getauchtes Gemälde voll Furchtbarkeit und Größe tritt in der Meisterschaft einer einzigartigen dichterischen Gestaltung in düsterer Bildkraft aus dem Rahmen der Geschichte, erschütternd wächst die Gestalt des verhöhnten Hirten seiner Herde aus dem Fanal von Blut und Tod. (Dieses Kapitel ist vielleicht das gewaltigste und hinreißendste des ganzen Buches.) Die Erkenntnis dieses Lennacker wächst aus der Tiefe der Not, der er als Tröster beigegeben ist in der Stunde, da auch die Bauern seiner Kirche nichts mehr bedeuten als ein flüchtiges Lager von Vertriebenen, als eine schwanke Insel in der Flut des Grauens:

Jetzt war diese Flut selbst in seine Kirche eingebrochen, in die Burg des Geistes und der Musik, die er zu verwalten hatte, und in der jene vom Blut Geblendeten, mit dem Erdreich des Ackers an den Sohlen, nur Gäste sein durften, denen er strenge oder milde begegnete, sie lehrend, erbauend und ihnen die himmlische Speise anbietend . . . Daß sie hier niederkamen, aßen und tranken, das war nur der Anfang davon, daß der Krieg mit Mord und Schändung schon an den Mauern brandete. Bald würde nichts mehr sein, das das Heilige vom Unheiligen schiede. Er aber, berufen, an der Grenze zu wachen, die das Heiligtum von der Welt trennte, er, dessen Erbteil das Priestertum des Herrn war und sonst nichts — wo blieb er, wenn des Tempels Wände ins Wanken gerieten? Aber er hatte wohl so kleinmütig und verzagt werden sollen, um von der Posaunenstimme, die nun auf ihn einbrach, so völlig durchdrungen zu werden: „Weißt du nicht, daß du der Tempel Gottes bist und der Geist Gottes in dir wohnet?"

Auf eine seltsame und mächtige Weise sind sie alle Gottes lebendiges Wort, dieses Wort über Dogma und Kirche hinaus. Für den Geist dieses Wortes setzen sie sich ein, wie die Zeit es erfordert, sei es, um unschuldige Wesen vor dem Wahnsinn des Hexentodes zu retten, sei es, um deutschen Brüdern in Böhmischen den lutherischen Gottesdienst zu schenken, oder um die Erbschaft eines vom Werk-

zeug des Klerus ermordeten Amtsbruders anzutreten. Immer gilt für sie in Zeiten der Not und des Irrwahns, der Glaubenskämpfe und Verfolgungen das Wort: ich bin bereit!

In faszinierender dichterischer Einfühlung weiß Ina Seidel jeder einzelnen Zeitepoche ihr eigenes Gesicht zu geben. Sie zeichnet die Atmosphäre von Bild zu Bild, friedliche Geruhsamkeit und barocke Gottesfröhlichkeit ruhen auf dem Pfarrhaus in der Thüringer Landschaft des achtzehnten Jahrhunderts, Fanfaren der Freiheitskriege rufen durch die schweren Tage ihren ehernen Klang in der Not der Franzosenzeit, aus der ein deutscher Pfarrer einen deutschen Offizier errettet. Gegen Bigotterie und christliche Engherzigkeit wendet sich der Diakonissenpfarrer Traugott Lennacker, der die Sache des Arbeiters Muskop zu seiner eigenen macht. In leidenschaftlicher Anklage steht „der zwölfte Mann" seinem Vater gegenüber, bereit, gegen Standesdünkel und dogmatische Verknöcherung seine eigene Überzeugung zu verteidigen und durchzusetzen.

Diese Auseinandersetzung einer alten und neuen Zeit, einer alten und neuen Gesellschaft, einer traditionellen Überlieferung und lebendigen Begeisterung ist die Auseinandersetzung zwischen Kirche und Christentum überhaupt, zwischen Wort und Geist, zwischen Auffassung und Auswirkung: „Es ist wohl nicht die Theologie als Wissenschaft, die ich wählen will, es ist das Amt, Vater — das Amt! Die Botschaft ist es, die ich verkündigen möchte und zugleich — helfen, den Menschen helfen. So fasse ich das Pfarramt auf — so ist es!" Mit unnachsichtiger Schärfe und Hellsicht verurteilt dieser jüngste und letzte Pfarrer Lennacker die Zeit, „die keine Märtyrer hervorbringt", diese allzu satte, selbstzufriedene, vom eigenen Egoismus genährte, von der erstarrten Form leblos gemachte Zeit am Ausgang des vorigen Jahrhunderts, die nichts Gewaltiges mehr hervorbringt, in der das Dogma einer brüchig gewordenen Kirche „mit den Standesinteressen der Pastoren verknüpft" sei. „Wenn diese erstarrte Formelsprache und der ganze gefalzte Jargon von einer natürlichen Ausdrucksweise abgelöst würde — von der Sprache unserer Zeit, wenn wir einmal hörten, was Sünde und was Buße und was Gnade und was Erlösung eigentlich bedeuteten und daß sie nichts zu tun haben mit Familienabenden, dünnem Tee und abwechselnd „So nimm denn meine Hände" und „Heil dir im Siegerkranz" und all das in einem Staat, der die Pastoren hegt und pflegt, während Millionen von Menschen nicht wissen, wie sie ihre Kinder auch nur satt machen sollen — dann, vielleicht dann würde die Kirche noch einmal ihren Sinn finden können!"

Der junge, aus dem Weltkrieg heimgekehrte Lennacker ist aus seinen Fieberträumen aufgewacht, und die körperliche Gesundung führt auch die seelische mit sich: die Zeit hatte ihre Wandlung durchgemacht, Größe und Grauen des Krieges rissen sie aus Gemächlichkeit und Schema. Aber sie ist in jenem Jahr des Waffenstillstandes noch immer in der Umschmelzung, noch lange nicht reif für jenen Augenblick, da Kirche und Christentum verschmolzen sind in einem Sinne praktischer Menschlichkeit.

Die Zeit wird kommen — die versunkenen Herzen der Ahnen pochen es dem jüngsten Lennacker magisch ins Blut, er unterwirft sich ihrem Gebot, das er dahin versteht: auch ein Helfer der Menschheit zu werden, anders als sie und doch ihnen verwandt: um das Neue und Zukünftige will er kämpfen, und er will mitarbeiten am Gebilde der „aus dem Dunkel des Chaos empfangenen jungen Schöpfung", aber . . . „nicht dort, wo in Hörsälen und Gerichtshallen gelehrt, vermittelt und geschlichtet wird, wo man in gemessenem Abstand von seinen Mitmenschen sich selber dient und nährt, um dann, wenn die Amtsstunden überstanden sind, in sich zurückzukriechen wie in ein Schneckenhaus — sondern ich will am Menschen arbeiten, mit meinen Händen will ich ihm dienen, will in steter Alarmbereitschaft leben und wissen, daß ich heilen oder zu einem guten Sterben verhelfen kann. Darum will ich Arzt werden — nur darum!"

Ina Seidel hat uns mit diesem neuen Buch ein neues unvergleichliches Erlebnis ihrer dichterischen Schau und tiefbeseelten Daseinsgestaltung geschenkt, ein Werk, in dem die Sprache Musik und Bild geworden ist. Ihre schöpferische Kraft hebt Jahrhunderte an den Tag, Jahrhunderte deutscher Passion mit dem Lichtschein der Gnade darüber. Es ist ein Buch, das man in einer Art Verzauberung aus der Hand legt, mit einem tiefen Dank für das Geschenk einer großen und echten Dichtung.

Die geistige Heimat / Von Richard Gerlach

Wo unsre Einbildungskraft zum erstenmal innig ergriffen wird von dem, was wir ein Leben lang für gut und edel halten werden; wo wir erschüttert eine höhere Wirklichkeit über der körperlichen Natur erkennen, eine göttergleiche Heiterkeit des Schöngeschaffenen, einen Sieg des menschlichen Herzens über die tragischen Widersprüche der Welt; wo wir durch das Beispiel eines großen Vollbringers in unserem Wesen aufgerüttelt werden, daß wir sehen, was wir tun können; wo wir fühlen, daß die Grundstimmung und der Klang uns nahe geht, uns bestärkt, uns zu Bleibenden und Zurückkehrenden macht: da ist unsere geistige Heimat, da haben wir unser Maß empfangen, nach dem wir unser Handeln und Denken richten werden. Der Ort unserer körperlichen Geburt kann durch den Zufall bestimmt sein, unsere geistige Geburt können wir nie wieder verleugnen, auch wenn wir hinauswachsen über die vielleicht zu eng umgrenzten Grundlagen, die uns einst Alles zu bedeuten und zu enthalten schienen.

Die geistige Heimat, das Bewußtwerden unserer eigenen Art, erfahren wir immer durch eine Begegnung mit dem Wert und der Persönlichkeit eines Philosophen, eines Dichters, eines Musikers, eines Künstlers. In Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“ liest der Knabe, als ein Trödler Goethes Werke zur Ansicht ins Haus gebracht hat, vierzig Tage lang, ohne das Zimmer zu verlassen. Als der Mann dann seinen Pack wieder auf den Rücken schwang, weil kein Geld da war, zu bezahlen, hat der Junge das Gefühl, als verließe eine Schar glänzender und singender Geister die Stube. Aber er ist nun aufgewacht wie aus einem tiefen Schlaf, und die Welt ist ihm verwandelt: „Es kam mir nun alles und immer neu, schön und merkwürdig vor und ich begann, nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt, das Wesen und die Geschichte der Dinge zu sehen und zu lieben.“ Hans Carossa bekam von seinen Eltern Goethes Werke zu seinem fünfzehnten Weihnachtsfest geschenkt: „Die dunkelsten Stellen des zweiten Faust, des Westöstlichen Diwans, der Wanderjahre, der Metamorphose der Pflanzen wußte ich bald für immer auswendig, ohne zu ahnen, was für ungeheure Elemente ich damit in mein kleines Leben aufnahm.“ So ist die frühe Begegnung mit Goethe für manchen jungen Menschen wegweisend für die Richtung des Lebens und Schaffens geworden und es ist ein Glück, wenn gerade in die empfänglichsten Jahre die Begeisterung für ein leuchtendes Vorbild fällt.

Während jedermann einen Ort der körperlichen Geburt ohne eigenes Zutun hat, kann die geistige Heimat nicht ohne Bemühen errungen werden. Sie kann in der Vergangenheit ruhen und bis zur Gegenwart ausgebaut sein, es gibt keine Einschränkung für sie, und kein Jahrhundert und keine Provinz ist ihr genug. So ist die geistige Heimat über Völker und Epochen hinweg wirksam.

Wo der Genius zur Welt kam, ist heiliges Land, und darum findet man das Antlitz der Schöpfungsstunde noch immer in den Geburtshäusern der Großen in Frankfurt und Marbach, in Bonn und Salzburg, und wem Goethe und Schiller, Beethoven und Mozart je etwas gewesen sind, der empfindet ihre Heimat auch ein wenig als seine eigene. In der kleinen ostpreußischen Stadt Mohrungen steht man in den fast unveränderten Stuben des Häuschens, wo Herder aufwuchs; in Quedlinburg scheint die Sonne noch ebenso hell auf die Dielen des Klopstock-Hauses wie einst; das ehemalige Schulhaus in Wunsiedel hat noch die Stiege, die Jean Paul als Junge auf- und absprang; die Moldau schlingt wie zu Stifters Tagen ihr silbernes Band um den Flecken Oberplan im Böhmerwald; das Städtchen Lauffen am Neckar ist seit Hölderlins Zeit beinahe unverändert; in Husum ist es, als sei Theodor Storm noch nicht gestorben. Und so sucht man in Weimar oder im Dürer-Haus in Nürnberg nicht nach den vergilbten Zeichen des Ruhmes, vielmehr nach dem Herzen der Dinge, nach der geistigen Heimat.

Der einmal gedachte große Gedanke, die Himmelsmelodie, die dringend geformte Gestalt, die mitreißenden Kräfte der geistigen Welt sind nicht zu trennen von der immer gültigen Wirklichkeit, ebensowenig wie der Körper von der Seele, solange Leben in beiden ist. Was die geistige Heimat ist, hat wie kein anderer Dichter Hölderlin gewußt: „O Bellarmin! Wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiet die Begeisterung. Die Heimat aller Menschen ist bei solchem Volk, und gerne mag der Fremde sich verweilen.“



Jean Pauls Geburtshaus in Wunsiedel. Aufn. Kerster



Caspar David Friedrich — Kreuz im Gebirge

Landschaft Gottes

Ein Roman um Caspar David Friedrich von Fritz Meichner

Von Otto Heuschele

In der alten Stadt Greifswald wurde Caspar David Friedrich als Sohn eines Seifensieders geboren. Unter sechs Geschwistern aufwachsend, kannte er nur einen Reichtum, den der geheimnisvollen eigenen Seele, die sich von Wesen und Weben, von Licht und Gestalt der Landschaft seiner Heimat nährte. Ein gutes Geschick führte den Knaben frühzeitig in die Hände eines behutsamen Lehrers: Quistorp.

„Nicht malen wollen von innen her", hat Meister Quistorp gefordert, „nur das Wirkliche abmalen, das Gras, den Krug, die Figur und vielleicht einmal ein Bild." Er aber, Caspar, will malen, wovon er inwendig erfüllt ist, die Farben am Abend, die Schiffe am Hafen und das Tor von Eldena, und in allem soll das gegenwärtig sein, was sich ihm so mächtig und rätselvoll auftut. Unruhig und fragend blickt er zu Johannes hinüber, den Christian soeben aufstört und der sein Buch beiseitelegt.

„Johannes! Quistorp will in mir alles unterdrücken", ruft er, und seine Unsicherheit versteckt sich in den unwilligen Gebärden, mit denen er seine Zeichnung von sich stößt. „Er kann mir nicht helfen, ich muß es allein finden. Bei ihm soll ich nur abzeichnen und nichts Eigenes machen."

„Wenn du deinen eigenen Bildern nachgehst, wirst du in eine große Wirrnis geraten, und es wird nichts bleiben als dieses krause Zeug, das ohne Leben ist und ohne Geist", erwidert Johannes mit einem wissenden und gütigen Lächeln. Und da Caspars Augen groß und grübelnd an ihm hängen bleiben, sinnt er nach und sagt mehr zu sich selbst: „Gott muß zuvor erlitten werden, ehe er sich offenbaren läßt."

Caspar fühlt keinen Trost aus Johannes' Worten, und seine Unruhe wächst: „Aber wann wird das sein, Johannes, wie lange wird es noch dauern?" „Bis deine Gesichte sich klären und aus dir brennen in klaren, festen Formen. Deine Hände müssen gelernt haben, dir zu gehorchen, und dein Schicksal muß dich gereift haben auf diese oder jene Art."

Der ältere Bruder Johannes, mit dem er dergestalt um seinen inneren Auftrag ringt, wird ihm jäh durch den Tod entrissen. Caspar litt bis zu seinem eigenen Ende an der nie vernarbenden Wunde, die ihm der Verlust seines zweiten Ich zufügte. Die Insel Rügen wird seine Zuflucht; hier irrt er bei Sturm und Wogengebraus wie beim Rauschen des Waldes umher, Lösung und Erlösung suchend. Wieder ist es Quistorp, der ihn mit rettender Hand aus der Enge des Vaterhauses nach Kopenhagen in die Werkstatt des alten Jens Juel und Abilgaards schickt.

Von Kopenhagen geht er nach Dresden, das zu einem geistigen Mittelpunkt geworden war, in dem sich die ersten Vertreter der Dichtung, der Philosophie, der Malerei und der Politik alle schon unter dem Sammelbegriff des „Romantischen" zusammenfanden. Friedrichs Sepiamalerei findet ernste Beachtung, und plötzlich entbrennt um sein Bild „Kreuz im Gebirge" ein heftiger Streit der Tagesmeinungen. Das Für und Wider um eine religiöse Malerei in der freien Natur kann ihn nicht beirren; er bleibt auf seinem dornenvollen Weg zu Gott durch seine Kunst. Ihr opfert er auch eine große Liebe und kehrt, durch den Verzicht geläutert, zu seiner Arbeit zurück. Runge wird ihm zum gleichstrebenden Freund, wenn auch sein Geist andere Bahnen sucht. Weiter kommt er in befruchtende Berührung mit Kügelgen, Schubert, Kleist, Arndt, Körner und Kersting, Tieck und Wetzel. Auch Goethe wird damals auf ihn aufmerksam.

Als er aber seine glühenden Gesichte in Öl zu malen beginnt, flammt der Streit der Tagesliteraten abermals um ihn auf. Friedrich zieht sich ganz zurück, mit Kersting wandert er in die schlesischen Berge, um die Heimat seiner Ahnen kennenzulernen, die um ihres protestantischen Glaubens willen einst von dort vertrieben wurden. Hier entstehen seine großen Berglandschaften, aber die Not des Vaterlandes, die in den auf 1806 folgenden Jahren am größten ist, verdüstert sein Gemüt, und seine Bilder bekommen jene symbolhafte Atmosphäre der Einsamkeit und Sehnsucht nach Freiheit, von der so viele edle Geister der Zeit erfüllt sind. Auch in Berlin erregen sie Aufsehen, der König beschäftigt sich damit und fragt, warum Friedrich seine Bilder nicht signiere:

Der junge Major Rühle, der sich in Scharnhorsts Begleitung befindet, tritt ehrerbietig an den König heran. „Erlauben Majestät, daß ich diese Eigenart erkläre. Friedrich betrachtet sein Künstlertum als eine Berufung, bei der es allein auf die Kunst ankommt und der Künstler nur das ausübende Werkzeug Gottes ist. So haben es die großen Meister gehalten, die namenlos an den unsterblichen gotischen Domen Deutschlands wirkten."

Der König sieht erstaunt auf den Sprechenden. „Das ist ein frommer Brauch, also auf Ruhm und Glanz zu verzichten, eine Auffassung, die uns Hochachtung gebietet . . ."

Scharnhorst, der seiner Gewohnheit nach mit halbgeschlossenen Augen das Bild betrachtet, sagt in seinem leisen, gedehnten Ton: „Das Gemälde ist mehr als schön, Majestät, Friedrich pflegt Geist in seine Bilder zu legen. Ich vermute auch hier einen eigenen Gedanken."

„Mit Verlaub", schaltet sich Lütke ein, „Friedrich leidet an der Manie, seine Bilder in einer Weise zu mystifizieren, die dem Geschmack nicht immer zuträglich ist."

Scharnhorsts geistvolle Augen öffnen sich groß. „Wenn es mit einer Kunst wie dieser geschieht, kann es ein Bild nur erhöhen", sagte er gelassen, aber mit einer Entschiedenheit, die jeden Widerspruch tötet. „Ich vermute, der Künstler hat mit dem Kreuz dem Volk ein Zeichen aufrichten und seine Zuversicht stärken wollen."

Wieder tritt der junge Rühle vor. „Des Herrn Generalstabschefs Vermutung trifft zu. Friedrich soll von diesem Bilde als von einer Morgenhymne an das Vaterland gesprochen haben."

Des Königs Augenbrauen ziehen sich zusammen; er atmet tief und gequält. „Dieser Mann muß sich einen großen Glauben an des Volkes Kraft bewahrt haben", sagt er gepreßt.

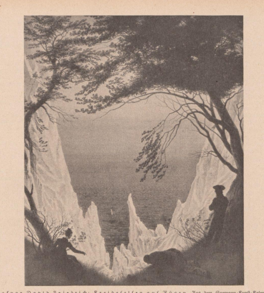
„Er ist einer der Soldaten des Geistes, Majestät, einer der unbesiegbaren Optimisten, die den Freiheitskampf bereiten helfen", erläutert Scharnhorst kurz.

Auch Friedrichs persönliches Leben geht in friedlichere Bahnen ein, er heiratet die Schwester eines Schülers, Karoline Bommer; am Elbufer in Dresden gründen sie ihr bescheidenes Heim. Seinen Brüdern, mit denen er in liebevoller Verbindung steht, schildert er launig sein neues Leben:

„Es ist doch ein schnurrig Ding, wenn man eine Frau hat; schnurrig, wenn man eine Wirtschaft hat, sei sie auch noch so klein, schnurrig, wenn meine Frau mich mittags zu Tisch einladet. Und endlich ist es schnurrig, wenn ich jetzt des Abends fein zu Hause bleibe und nicht wie sonst im Freien umherlaufe.

Alles, was ich jetzt unternehme, muß immer mit Rücksicht auf meine Frau geschehen. Schlage ich einen Nagel in die Wand, so darf er nicht zu hoch sein, wie ich langen kann, sondern nur so hoch, als meine Frau mit Bequemlichkeit ihn erreichen kann. Kurz, seit sich das Ich in Wir verwandelt hat, ist gar manches anders geworden. Es wird mehr gegessen, mehr getrunken, mehr geschlafen, gelacht und geschäkert. Auch mehr Geld ausgegeben, und vielleicht werden wir künftig an Sorgen auch keinen Mangel haben. Doch, wie es Gott gefällt."

Drei Kinder werden ihnen geschenkt, aber trotz vielerlei äußerer Anerkennung bleibt eine sparsame Lebensweise notwendig. Nach einigen Jahren fährt Friedrich mit dem Gefühl, daß es das letzte Mal sein wird, in die Heimat und



Caspar David Friedrich: Kreidefelsen auf Rügen. Aus dem Spemann-Kunst-Kalender

malt dort das Rügener Bild mit dem Regenbogen. Doch dann greift die dunkle Schicksalshand schon wieder nach ihm:

Und er geht weiter den Fluß hinab, denn wenn er jetzt umkehrt, wird er den Regenbogen auslöschen und das Bild zerstören. So geht er weiter und immer weiter und steht dort, wo der Knabe stand, und starrt hinaus.

War es denn diese Welt, diese Erde, von der er gezeugt? Es waren eine Erde und ein Himmel, die nicht von dieser Welt sind, und darum haben sie ihn nie begriffen. Sie werden auch weiter seiner spotten in ihrer Sattigkeit und ihrem Behagen, daß er um Tod und Grab kreist, und sie werden nicht erkennen, daß er verbrannt ist für sie um des ewigen Trostes willen.

Ein Schlaganfall lähmt bald darauf seine rechte Hand, eine unheilbare Verdüsterung umfängt seine Seele. Der einzig nahe Gefährte dieser finsteren letzten Jahre ist Carl Gustav Carus, der Maler, Arzt und Philosoph, der auch Goethe in den letzten Jahren seines Lebens nahe stand. Auch er kann freilich das Erlöschen eines hohen Geistes, eines ringenden Herzens nicht aufhalten. Aber die Bilder Friedrichs zeugen von ihrem Schöpfer bis auf unsere Tage. Und wenn auch eine große Anzahl dieser Werke beim Brand des Glaspalastes 1930 dem Feuer zum Opfer fielen, so lebt sein Geist doch im ganzen deutschen Volke weiter:

Irdisches wurde genommen, denn nichts ist von Dauer, was Hände geschaffen. Ewig bleibt nur der zu Gott ringende Geist. Feuer nahm sein Geringstes, unsterblich bleibt die Gewalt seines Opfers und das Wunder seiner Überwindung.

Martin Luserke / Der Eiserne Morgen

Von Martin Rießig

Ein Leben lang beschäftigte Martin Luserke das Rätsel des nordischen Wesens. Seit mehr als einem Jahrzehnt sucht er insbesondere die Wikingerbewegung zu erforschen, über der trotz aller wissenschaftlicher Bemühungen noch immer der Schleier des Geheimnisses liegt. So ist der Dichter selber auf abenteuerliche Seefahrt gezogen und erfuhr den Kampf des Menschen mit den elementaren Naturgewalten. In der nordischen Völkerbewegung vor tausend Jahren begann, so lehrt das Buch vom „Eisernen Morgen", eine Auseinandersetzung zwischen dem nordischen und dem von Süden heraufdringenden artfremden Wesen, die noch längst nicht abgeschlossen ist. Doch echte volkhafte Sage will das Buch geben; daher geht es nicht um weltanschauliche Auseinandersetzungen, sondern um eine bildstarke Erzählung voll lebensprühender Phantasie, durch die der Leser in den Bann einer Handlung von unheimlicher innerer Spannung gezogen wird.

Es ist die Zeit Karls, des großen Frankenkaisers, der, um sein großes Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation auszuweiten und zu sichern, die grausamen Kämpfe gegen die Sachsen führt. Die Bauern und Edelinge der nordischen Länder erkennen noch nicht, um was es geht: daß nämlich ihre alte, angestammte Art unters Joch gezwungen werden soll, daß eine Auseinandersetzung von größter Tragweite anhebt. Sie verzetteln sich in kleinen Grenzkriegen. Nur das alte, am Elbstrom eingesessene Geschlecht Thursloh hat von den Göttern den Ruf zum großen Kampf empfangen und entsendet seine Söhne ins Treffen.

Die beiden letzten Söhne des Geschlechts, Ansigar und Hunigar, sind berufen, Vertreter der beiden feindlichen Mächte zu werden. Ansigar wird getauft und wächst in einem fernen westlichen Kloster auf, wo er zum fanatischen Diener des großen Krist erzogen wird. Hunigar dagegen, der eine Schwanenjungfrau zur Mutter hat, muß als Kind mit seinen Pflegeeltern, dem alten Waffenmeister Ruocho und Frau Amma, als Geisel zu den Slawen gehen. Als ein neuer Aufstand der Sachsen losbricht, gelingt es den dreien, zu entfliehen, doch als sie glücklich den Elbstrom erreichen, geraten sie bei der Überfahrt in dichten Nebel, verlieren die Richtung und werden schließlich mit einsetzender Ebbe aus der Wasserwüste der Niederelbe auf die offene Nordsee hinausgetrieben. Die Aussicht auf Heimkehr ist verloren.

Erst gegen Abend, als es schon merklich dämmerig wurde, sprang ein leichter Wind auf, und der Nebel geriet auf allen Seiten in Bewegung. Wie zehn Riesentücher hing es nun durcheinander vom Himmel herab und schwankte und zog sie hoch, und plötzlich fiel durch zahllose Räume das goldene Licht der tiefstehenden Sonne flach über die ganze Wasserwelt hin.

Die drei Menschen im Kahn sahen sofort, daß es nun endgültig mit der Hoffnung aus war, drüben anzukommen — als die Sonne erschien, hatten sie mit allen Kräften auf sie zu nach Westen hin gerudert. Immer klarer wurde die Sicht und weitete sich fast schrecklich über lauter Wasser — wollte denn gar kein Ufer diese Fläche einmal abgrenzen?

In der Nähe von Halike Lond (dem heutigen Helgoland) werden sie von einem Seeräuberschiff aufgegriffen. Es entspinnt sich ein grausamer Kampf zwischen Ruocho und Blyhudi, dem finsteren, ungeschlachten Führer des Schiffes. Ruocho wird erschlagen; Amma und Hunigar werden getrennt in die Sklaverei verkauft.

Die treue Amma wechselt mehrfach den Herrn. Zuletzt gelingt es ihr, aus Flandern in heimatliches Land zurückzukehren, wo sie bei Hörter in den Waldbergen als kräuter- und zauberkundige Waldfrau haust. Der Mönch Anskar, wie sich Ansigar jetzt nennt, wird ausgeschickt, um die als Hexe Verdächtige zu verhaften. Sie wird später lebendig begraben, doch vorher muß Anskar von ihr, die einst seine Amme war und die Gabe hat, weit in die Zukunft zu sehen, erfahren, daß er der Verräter seines Geschlechts ist, daß aber noch ein Thursloher, Hunigar, lebt, der den großen Kampf zu führen würdig ist.

Hunigar lebte als Drull (Leibeigener) auf dem Sletingehof auf der Insel Seeland. Dem Bauern gehörte die Insel Farö, wo er seine Schafe weiden ließ. Eines Tages kam der

wilde Blyhudi, der Mörder Ruochos, auf den Hof. Er hatte mit seiner Seeräuberei kein Glück gehabt und war von seinen Leuten ausgesetzt worden. Der Bauer schickte ihn als Schafhirten nach Farö. Auf der Insel fanden alljährlich Überfälle von Seeräubern statt. Später glaubte man, Blyhudi sei von den Seeräubern erschlagen, und nun treibe statt seiner ein riesenhafter Basilisk dort ein gespenstiges Unwesen. Seitdem traute sich niemand mehr auf die Insel. Hunigar aber, der als Knecht Lägh gerufen wurde, wurde von dem Bauer weiterverkauft und kam auf den Dishof im Nordwesten von Seeland.

Bald nahm das Seeräuberunwesen immer mehr überhand. Der jütische König Harald Halfdanssohn floh nach Deutschland, um Hilfe beim frommen Kaiser Ludwig, der nach Karls Tode regierte, zu holen. Er ließ sich taufen, doch zeigte sich bald, daß er im Grunde der alte gewalttätige und verschlagene Heide geblieben war. Für die Rückreise gab man ihm zwei Geistliche als Berater und Missionare mit; der eine war Anskar, der große Mönch, der andere Autbert, ein junger Bruder. Die beiden Mönche merkten bald auf der einsamen Fahrt den Niederrhein abwärts durch das stickige sonnenheiße Land, daß sie in der Hand der gar nicht christlich gesinnten Dänen waren. Doch Anskar hatte keine Furcht. Er glaubte sich berufen, Karls goldenes Hifthorn, das der Sage nach auf einem Buchenhügel versteckt sein sollte, zu finden und mit ihm als Herold des großen heiligen Reiches zurückzukehren. Autbert merkt, wie sie beide beobachtet werden, als sie an einem sommerwarmem Nachmittag in ihrer Kajüte liegen.

Später versuchen die Dänen vorsichtig einen Überfall auf die Mönche. Doch die beiden sind trotz allem mutige Männer. Sie machen mit Hilfe der in ihrer Kajüte verwahrten Glocke, die sie als Sturmbock vor sich herschieben, einen unerwarteten Ausfall, überrumpeln die Dänen und erkämpfen sich einen Platz auf dem Oberdeck. Den verschlagenen Marschall des Königs, der sich ihnen in den Weg stellt, bringt Anskar zu Fall und beginnt dann, die wilden Krieger durch die Macht des Glockenklangs und des Gebets zu bändigen.

Um dieselbe Zeit beschloß der Disbauer, dessen Knecht Hunigar-Lägh war, aus Seeland auszuwandern, um sich dem Machtbereich der gewaltigen Leirekönige zu entziehen und sich in Jütland anzusiedeln. Er löst sein Hauswesen auf und zieht mit seinen beiden Töchtern, Thyra und Kind-Unn, seinen Dienstleuten, seinem Vieh und seinen Schätzen auf zwei Schiffen aus. Auf See werden sie von Seeräubern angegriffen. Lägh und der alte Vark sind mit den beiden Töchtern des Bauern allein im hinteren Boot, dem „Heuwagen". Die Vertäuung der beiden Schiffe reißt, und der Heuwagen wird abgetrieben.

Alle blickten windwärts und sahen, daß jetzt die erste große See über das offene Wasser herangerollt kam. Zwei Taulängen seitlich von ihnen zeigte der „Heuwagen" plötzlich die ganze Fläche seines Decks, stieg dann mit dem Vorderteil schwer empor, schwenkte sich mit einem Ruck hinten nach und verschwand fast mit dem ganzen Rumpf hinter dem weiterrollenden Wasserhügel.

Ein langes Gekreisch scholl herüber, und „Halt fest!" schrie der Bauer. Auch der „Hengst" (das Vorderschiff) holte schon nach unten aus und schwang sich plötzlich schwer mit Rauschen und Poltern über die See weg. Das Langboot wurde wie von einer Hand zur Seite weggezerrt. Das Tau straffte sich, Kind-Unn kreischte und Thyra jauchzte.

Aber in diesem Augenblick gab es an der Bordwand oben ein scharfes Splittern und Krachen. Der Balkenkopf, um den das Ledertau geschlungen war, mußte von einem früheren Unfall her einen Riß gehabt haben. Als das feste Tau sich jetzt mit einem Ruck spannte, brach das Holz oben weg und klatschte mit der Leine ins Wasser. Mit einem einzigen Schwung wurde der Nachen zugleich an der Bordwand entlang bis ans Hinterende des „Hengst" geführt . . . Es war kaum zu begreifen, wie rasch die Entfernung sich vergrößerte.

Sie trieben immer weiter ab.

Der Wind nahm rasch zu und pfiff schon hohl über den Nachen weg, wenn der sich über einen der grauen Wasserhügel emporwälzte. Es war erschrekkend für die vier Menschen darin, wie das Bild der beiden großen Schiffe und des Gewimmels der Fellboote vor dem „Heuwagen" zusehends kleiner wurde und hinter jeder vorbeirollenden See etwas mehr zu verschwinden schien.

Nach stundenlanger, grausam mühevoller Fahrt, die nur langsam in der schneidenden Nachtkälte zu vergehen scheint, kommt das Boot an die Insel Farö, auf der der gespenstige Basilisk sein Unwesen treibt. —

Das Dänenschiff, das rheinabwärts fuhr, war inzwischen in die Nähe der noch von Kaiser Karl errichteten schwimmenden Burg Isengart ge-

kommen, durch die die Rheinmündung gegen Seeräuber gesichert wurde. Die beiden Mönche lernen eine merkwürdige und wunderbare Festung kennen.

Ansbert stieß einen lauten Ruf des Erstaunens aus. Denn in der Richtung des Hügels lag mitten auf dem See etwas wie eine bis zu halber Mauerhöhe versunkene Burg aus Holz. Rohrgedeckte Häuser ragten über eine niedrige, weiß und rot bemalte Zinnenwand; ein kurzer, stumpfer Wachturm stieg noch höher auf, und alles spiegelte sich im glatten Wasser. Rot und weiß in den Farben von Karls Reich war alles gemalt. Die Buntheit leuchtete stark in der Abendklarheit, und ebenso farbig stand das Spiegelbild nach unten ....

Kaiser Karl hatte das (die Sicherung gegen die Seeräuber) erreicht, indem er eine schwimmende Inselburg auf drei Holzflößen erdachte. Man konnte sie nach Bedarf auseinanderziehen und durch die Wasserläufe führen oder wieder zum uneinnehmbaren Dreieck zusammenschließen. Jedes Floß bestand aus zwei gekreuzten Lagen von Fichtenstämmen. Auf sie war der Bohlenboden der eigentlichen Burg genagelt. An den Stirnseiten entlang und an der einen Längsseite hin, die beim Schließen der Burg nach außen kam, stand brusthoch die Zinnenwand, und an jeder der vier Ecken ragte ein Türmchen mit Pfeilbündelgeschützen. Von den drei Winkeln aus wurde die Burg verankert, und Ketten und Winden erlaubten das Öffnen und Schließen jeder Lücke, wie man es gerade brauchte. ...

Dann plötzlich waren sie in dem behaglichen Trinkstübchen der Anführer. Es lag im Mittelteil dieses Holzhauses unter dem Wachturm und war eng wie eine Schiffshütte.

Vier Ölflammen brätzelten und dunsteten auf Holzleuchtern in den Ecken des fensterlosen Gehäuses. Um drei Wände liefen auch hier Bänke. Vor der Außenwand war eine Tafel über Böcke gelegt und mit gewaltigen Holztellern und Schüsseln voll Brot, Speck, Fisch aller Zubereitungen und Rauchfleisch zwischen Bechern und Krügen besetzt. Das große Holzkreuz an der Wand darüber war verstaubt. Der Raum war so eng, daß man sich zusammendrücken mußte, aber es war traulich, im hellen Licht zu sitzen.

Die Schiffsbesatzung bleibt über Nacht in der Burg zu Gast. Am nächsten Tag geht die Fahrt weiter. Am folgenden Abend landet das Schiff in der Nähe des sagenumwobenen Buchenhügels, und Anskar macht sich auf, Karls goldenes Hifthorn zu holen. Er findet aber auf dem Hügel eine normannische Wache vor, die einen Überfall auf Dsengart beobachtet. Statt nun unter Einsatz seines Lebens die Burg durch das weithin sichtbare Feuersignal des Hügels zu warnen, versäumt Anskar die Stunde seiner Bewährung. Der Überfall geschieht; Karls Horn zerschmilzt im aufflammenden Feuerbrand, und Anskar ist zum Verräter an der Sache seiner Heimat geworden.

Inzwischen waren die Seefahrer noch mitten in der Nacht auf Farö gelandet. Sie richten sich auf der Holmzunge ein und zünden ein Feuer an.

Als sie am Seeufer herumtasteten, fanden sie Holztrümmer genug. Thyra hatte als die Hausfrau vom Bischof die Feuerbüchse mit Stahl und Zündschwamm am Gürtel hängen. Bark war mit ihrem Messer behende dabei, Späne zu schnitzen. Endlich tanzten dann die ersten Funken unter den Händen des Mädchens, und in dem mürben Netzwerk, das Lägh ihr hinhielt, glomm eine Stelle tröstlich auf. Und Kind-Unn blies hinein und bettelte und flehte dazwischen: „Liebe, liebe Flamme!" ...

Jetzt bekamen sie das Feuer rasch hoch. .. Gut ist ein kleines, knisterndes und räucherndes Feuer in der unermeßlichen dunklen Welt. ..

Dann zieht Lägh aus, um den Drachen zu erschlagen. Er entdeckt die grausige Wirklichkeit des Spuks. Der Basilisk ist nämlich — Blyhudi, dem die Räuber die Füße abgeschlagen haben. Der wilde Kerl hat jedoch auch das überstanden. Er hat sich später auf einen Karren geschnallt, auf dem er sich mit seiner Eisenstange vorwärts stakt. Das Geräusch und die seltsamen Einschläge hatten zur Bildung des Spukgerüchtes geführt. Lägh besiegt den schrecklichen Unhold, der noch immer zu gewaltigen Kämpfen fähig ist und rächt Ruochos Tod.

Am nächsten Tage kommen der Disbauer, später auch die Leirekönige zur Insel. Der Bauer will Lägh, der nun wieder Hunigar heißt und längst mit Thyra ins Einverständnis gekommen ist, seine Tochter verweigern. Zwischen dem Bauern und den Königen, die beide mit ihrem Gefolge antreten, will es zum Streit kommen, den Hunigar verhindert. Durch die Gewalt und Würde seines Wesens zwingt der plötzlich zu strahlendem Glanz erhobene Held Hunigar alle Anwesenden. Sie fügen sich; Friede wird geschlossen; ein feierliches Thing wird abgehalten und Hunigar erzählt den Lauschenden die Geschichte seines abenteuerlichen und sieghaften Kampfes.

Damit endet die Sage vom „Eisernen Morgen".

Hans Brandenburg / Vater Öllendahl

Von Charlotte Reinke

In umfassender Darstellung schildert der Dichter in diesem „Roman einer Familie" die bewegten Jahre zwischen 1875—1925 in ihrer Bedeutung und Rückwirkung auf das deutsche Bürgertum. Er stellt das Geschehen in eine Umwelt, die für diese Epoche kulturellen und wirtschaftlichen Lebens besonders charakteristisch ist, nämlich in eine westliche Industriestadt. Das Familienschicksal, überschattet und getragen vom gesamtdeutschen Schicksal, wird hier nicht als dramatischer Auf- und Abstieg gesehen, sondern im Rhythmus ewigen Wandels, ewiger Erneuerung betrachtet.

Frau Marianne Öllendahl kennt heimliche Tränen und bekümmerte Seufzer neben allem Glück, das Ehe und Mutterschaft ihr schenken. Um Haupteslänge überragt ihre hohe, schlanke Gestalt den gedrungenen Traugott Öllendahl mit dem viereckigen roten Vollbart; aber seine gewaltig dröhnende Stimme übertönt jeden Einwand gegen seinen Willen. Traugott besitzt das ehrlichste Herz, den lautersten Charakter, eine unerschütterliche, streitbare Frömmigkeit und eine Reinheit, die das edelste Erbteil der Kinder ist. Er ist der beste Gatte — aber ein geizig raunzender Hausvater. Daß man ihn auch einen guten Vater nennen muß, erkennen die Kinder noch nicht. Er schreit sie wegen einer Kleinigkeit barsch an oder verleitet sie zu lauten Späßen als eine über sie verhängte Gewalt, nach Gutdünken gutes oder schlechtes Wetter spendend.

„Ich bin ein armer Kommis", sagt Traugott, „auch mein Vater war es und mein Großvater ein armer Handwerker", und steckt sein trockenes Brötchen ohne Papier in die Tasche. Dabei ist der arme Kommis schon lange Prokurist bei einer großen Modewarenfirma und macht seine jährlichen Geschäftsreisen nach London. Trotzdem muß Frau Marianne jeden Pfennig dreimal umdrehen, und erst, als wiederholte Mutterschaft sie kränklich macht, kommt die schweigsame junge Lehrertochter Tilde als Hilfe ins Haus. Öllendahl poltert und vergißt das harte Wort im gleichen Augenblick. Verwirrt steht er abends vor den verweinten Augen seiner „erhabenen Gattin". „Was ist dir denn, Schnuffelchen?" „Was hast du nur alles zu mir gesagt", erwidert sie milde. „Ich? Gar nichts!" sagt er ehrlich überzeugt, der über Arbeit und Kunst längst alles vergaß.

Heute ist ihm die Kunst nur noch die Erholung abgesparter Stunden, aber als Jüngling wollte er Maler werden. Der Vater sperrte sich: keine brotlosen Künste und unsichere Zukunft! Traugott wurde Kaufmann. Erst als Einjährig-Freiwilliger kann er sich in Düsseldorfer Malerkreisen das aneignen, was ihm jetzt die Freizeit verschönt. Es ist rührend und bescheiden. Nach einer an der Staffelei befestigten Vorlage entstehen Öllendahls „Gemälde". Die kleine Stadt Hiddringhausen hielte ihn ja für verrückt, wollte er im Freien nach der Natur malen. Es versteht sowieso dort niemand viel von der Liebhaberei des geachtetetn Prokuristen. Marianne gar mag das übermoderne Zeug, „diesen Böcklihn", gar nicht: „Diese nackten Fischweiber, die gibt es doch überhaupt nicht! Tu es weg, Traugott, die Kinder kommen!" Die Flamme der Kunst soll erst in seinem Sohn Wilhelm hochschlagen.

Sind die Öllendahlschen Bälger, sechs an der Zahl, überhaupt nicht mehr zu bändigen, dann schüchtert sie die Mutter mit den vornehmen Verwandten in der Schweiz ein. Frau Öllendahls einzige, lungenkranke Schwester Beate ist mit einem reichen Chemnitzer Fabrikanten verheiratet. Marianne freut sich stets über die Besuche der eleganten, freigebigen Schwester — aber welche Schwierigkeiten hat sie vorher mit Traugott, der sich — nun erst recht! — gegen jede Verfeinerung des Hausstandes sträubt. Eine Decke auf den Tisch, Untertassen und Brotteller sind doch wohl keine sündhafte Verschwendung. Und Traugott braucht doch nicht während des Besuches in Pantoffeln und fleckigem Hausrock bei Tisch zu erscheinen! Tante Beate hat den urwüchsigen Schwager dennoch gern und neckt ihn fröhlich:

„Traugott, der Hausrock!“ schrie sie dann plötzlich und tippte auf die Flecken, aber nur in der Luft, ohne sie zu berühren. Ja, er war wieder da, der so viel, auch vor Tante Beates Ohren, besprochene, der geliebte, der verpönte, verfemte, verschwunden gewesene Hausrock, auch das schmutzige Sack-, Mal- und Pfeifentuch, es hing, wie immer, halb aus der Tasche, Tante Beate zog es vorsichtig zwischen zwei Fingerspitzen und mit drolligem Ekel im Gesicht vollends heraus und hielt es hoch, aber Traugott entriß es ihr, als sei es ein kostbarer Schatz. „Willst du nicht auch dein zierliches Bein auf den Tisch legen“, rief sie lachend in seiner Sprechweise, „und die Pantoffeln vorzeigen?“ Die Gattin hingegen krauste finster die Stirn und machte den Trommelmund; die Rückkehr zu diesem Rock verstieß gegen die Vereinbarung.

Unterdes schoß auch in der kleinen Stadt unter dem jungen Kaiser die Saat des siegreichen Krieges von 1870 weniger in die Frucht als desto üppiger in die Halme. Sie wuchs planlos wuchernd nach den Spekulationsbedürfnissen der Bauplatzinhaber. Die Häuser waren mit Formen aller Stile überladen. Ein Fabrikant erbaute auf dem umliegenden Waldplateau einen Luftkurort. Den Arbeiter versuchte man durch Krankenkassen, Volksschulen und kasernenmäßige Wohnbauten zu befriedigen und drückte ihn in die Rolle eines scheel blickenden Wohlfahrtsempfängers. Es werden nicht nur die neuen riesigen Industriewerke für Bänder, Kordeln, Eisengarn- und Baumwollstoffe gebaut, sondern auch Festsäle und Ruhmestempel.

War Traugott von diesem wachsenden Pomp und Glanz ausgeschlossen? Wohl stimmte er in das ewige Jammerlied jener Zeiten von den zu schlecht gehenden Geschäften ein, er war und blieb Prokurist unter Prinzipalen, die nach seiner Meinung den Anschluß an die Zeit verpaßten, und von denen er nicht loskam: Trotzdem trat er eines Abends fröhlich ins Zimmer, einen verrosteten Schlüssel erhoben in der Hand: „Das ist der Schlüssel zum Garten, auf den drei Jungfrauen warten!“ Ja, Traugott Ollendahl baut den Seinen ein eigenes Nest.

Kinder sind Segen — Kinder sind Sorgen! Die größte ist Friedrich, der Älteste. An Kraft und Gewandtheit der erste, im Lernen der letzte. Er steht mit beiden Beinen im Leben — „groß im Fressen und Saufen“ — aber in der Einjährigenprüfung fällt er durch, um freilich in jeder Liebelei zu bestehen! Erst nach der Militärzeit, ein guter Soldat ist er gewesen, äußert er den ersten festen Willen: er geht als Kaufmann nach England. Seine Lebenskurve aber entspricht seinem haltlosen Charakter: großer Erfolg, betrügerischer Bankrott, Flucht nach USA, neuer Reichtum, neue Schwierigkeiten, aus denen er in den Krieg flüchtet. Sein Heldentod auf dem stürmischen Vormarsch in Frankreich adelt das Abenteuer seines Lebens.

Eine Sonderstellung unter den Geschwistern nimmt von Anfang an Julie ein. Als Älteste erfährt sie die ganze Erziehungsstrenge der jungen Eltern. Unpraktisch wie der Vater wird gerade sie zum Hauswesen herangezogen. Frühreif und altklug fällt sie den andern auf die Nerven. Sie entwickelt ein Freundschaftsgenie, immer bereit, sich neuen Weltanschauungen, Reformen oder Heilslehren hinzugeben. Zum Grausen der Familie wechselt sie vom Atheismus zum Pietismus und entsetzt zuletzt den greisen Vater tief damit, daß sie zum Katholizismus übertritt. Sie zieht als Zugvogel von Bekannten zu Bekannten, eine etwas lächerliche Gestalt, doch rührend anhänglich an die Familie, die sich wenig um sie kümmert.

Unzertrennlich von Kindheit an sind die Geschwister Beate und Wilhelm, beide stark künstlerisch begabt. Wilhelm müßte eigentlich die Freude des Vaters Ollendahl sein, weil in ihm die eigene Kunstader pocht. Aber wie einst der eigene Vater für ihn selbst, so wünscht er jetzt für den Sohn kein „brotloses Zigeunerleben“. Dazu kommt, daß er entsetzt vor den tastenden Versuchen Wilhelms steht und sie „Sudeleien“ nennt. Lange und hart hat Wilhelm zu kämpfen, gegen den Vater, gegen eigene Unzulänglichkeit, gegen die Fesseln herkömmlicher, erstarrter Kunstausübung, ehe er den Vater als berühmter Maler, in gesicherten Verhältnissen, ja, mit dem Titel Professor geehrt, in München empfangen kann.

Beate, der schillernde Schmetterling, hat stets zu diesem Bruder gehalten, hat die Münchener Drangzeit mit ihm geteilt. An Anmut und Eleganz ähnelt sie der Tante, deren Namen sie trägt. Ihre Ehe mit einem deutschpolnischen Virtuosen muß geschieden werden — für Hiddinghausen unerhört und für Ollendahl eine Quelle der Scham. Ihr Anwalt bietet ihr ein neues Heim, Mitleid und Dankbarkeit bestimmen sie zu dieser zweiten Ehe, die aber, nachdem

bei dem Mann der Aufwand der stürmischen Werbung in der Ruhe des Besitzes eingeschlafen ist, auch wieder zur Entfremdung führt. Beate meint, in einem Jugendfreund endlich das zu finden, was ihr das Leben bisher versagte und folgt ihm in die Schweiz. Weiß und wünscht sie doch, daß ihre jüngere Schwester Annemarie, einmal in dem verwaisten Hause ihre Stelle einnehmen wird. Sie bricht entschlossen mit der ganzen Vergangenheit, nur das Band mit Wilhelm erträgt auch diese Belastung.

Da ist noch der Jüngste, der stets heitere, unbeschwerte Theophil. Die Freude des Vaters, des eifrigen, wortgläubigen Christen, in diesem Sohn einen angehenden Pfarrer zu sehen, verkehrt sich in Schrecken, als er dessen Entwicklung von der Orthodoxie zu einem modernen, freigeistigen Prediger erleben muß, der von der Kanzel herab Reden über Nietzsche hält.

Die „sechs Trübsale des Hiob" — das sind Öllendahls Kinder, die siebente aber ist seine Einsamkeit, sein trauriger Witwenstand, denn die sorgende Marianne ist schon lange von ihm gegangen. Seitdem führt der ehemalige stille Hausgeist Tilde ihm die Wirtschaft. Öllendahl ist alt und wird doch nicht alt! Sein siebzigster Geburtstag fällt in den furchtbarsten Lebenskampf Deutschlands. Aber noch immer steht er unerschütterlich in seiner Arbeit.

Nach all dem Leid dämmert für Traugott Öllendahl ein freundlicher Abend herauf. „Scherze nicht! Nichts von Verarmen, macht uns nicht die Liebe reich?" Noch einmal wird Vater Öllendahl in einer goldenen Wolke entrückt, als er die getreue Tilde zur „Seinigen vor Gott und der Welt" macht. Es ist eine reine Liebesheirat, die auch die Kinder, denen Tilde stets eine liebevolle, vermittelnde Freundin war, aus vollem Herzen gutheißen, und die den beiden eine Zeit harmonischsten Glückes schenkt, ehe ein Unglücksfall Vater Öllendahl in voller Rüstigkeit aus dem Leben abruft.

„Er hütete das Feuer," sprach Theophil, „er wahrte und mehrte den Schatz, er verschwendete nichts, er hielt Haus und hielt Zucht, er staute die Kräfte, auch für uns. Was er an äußerem Besitz ersparte, das haben freilich schon jetzt fast alles die Motten und der Rost gefressen, doch nur, damit die innere Hinterlassenschaft desto mächtiger werde. An Unglauben und Unform der Väter kann man zugrundegehen, aber an ihrem Glauben, ihrer Form und Zucht können die Söhne auch in der Fremde und auf anderen Wegen nur erstarken. Das Beste, was er uns gegeben hat, war dies Vorbild, die Zucht und Form seines strengen Arbeits- und Glaubenslebens, denen wir zwar entwachsen mußten, aber einzig, um sie in anderer Weise zu erfüllen."

Tilde aber weint ganz schlicht: „Und wie soll ich ohne ihn leben, ohne sein Lachen, ohne seine Lebhaftigkeit, ohne seine Fröhlichkeit?"



Caspar David Friedrich: Abend am Meer (aus dem Spemann-Kunst-Kalender für 1939)

„Hinter Glas gemalt“

Herbert Wolfgang Keiser

Die Deutsche Hinterglasmalerei

Von Dieter Keller

Die Deutsche Hinterglasmalerei“ hat Herbert Wolfgang Keiser ein Buch genannt, mit dem er es unternimmt, das weite und doch begrenzte Gebiet dieses Zweiges der großen Kunstübung nach Art und Geschichte darzustellen. Zur Verfügung steht ein großes Material an Malereien hinter Glas aus einem Zeitraum, der sich von den Anfängen im frühen vierzehnten Jahrhundert bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts spannt.



Kästchen für Schmuck oder Reliquien
Schweizerisch, aus dem späten 16. Jahrhundert
Sämtliche Bilder (S. 492—495) sind dem hier besprochenen Werk entnommen worden

Unter „Hinterglasmalerei“ versteht man eine Malerei, die die Farben des Bildes unmittelbar auf die Rückseite einer Glastafel aufträgt. Gemalt wird also von hinten her, und die Rückseite des Glases ist „Malgrund und Firnis zugleich“. Die Tafel wird mit einer Eiweiß- oder auch einer Gummilösung bestrichen; dann wird mit feinen Haarpinseln die Zeichnung der Umrisse aufgetragen. Gemalt wird von vorne nach hinten, rückläufig also. Zuerst die Konturenlinien und die innere Zeichnung, dann Schattierungen und Höhungen, die feineren Einzelheiten des Bildes und seine Halbtöne in der Reihenfolge der Übergänge. Endlich die großen Farbflächen und die Tiefen des Hintergrundes. Wasserfarben, Tempera- und Ölfarben werden verwendet. Lasierungen werden gebraucht und, als letzte Steigerung des Bildeindrucks, die teilweise Vergoldung oder Versilberung, das Hinterlegen des Bildes mit metallischen Folien oder das Verspiegeln von unbemalt gebliebenen Teilen der Fläche. Ungemein reizvoll sind die Ergebnisse der Anwendung aller dieser Techniken. Das Bild „hinter Glas gemalt“ hat eine Leuchtkraft und Reinheit der Farbe, hat eine Kraft der Beschwörung, wie sie mit anderen Mitteln künstlerischer Übung kaum je erreicht werden kann. Die Malerei hat ihre Grenzen, sie stellt an den sie Ausführenden bestimmte Forderungen, die nicht übersehen werden dürfen. Durch die Zeiten aber bewahrt das Hinterglasbild eine eigene Gesetzmäßigkeit und eine Ordnung der Art und der inneren Zusammengehörigkeit, die bei jedem Betrachten dieser Tafeln deutlich wird.

Die Zeugnisse, die auf eine frühe Ausübung der Technik deuten, sind spärlich, und Glastafeln selbst sind nicht erhalten geblieben; die stoffliche Grundlage des gläsernen Bildes ist zu zerbrechlich. Das früheste deutsche Hinterglasbild, das wir besitzen, stammt aus dem niederdeutschen Kunstraum und ist wohl zwischen 1320 und 1330 entstanden.

Die Verfertiger der ersten Glasbilder, der Einlegetäfelchen für Kästen und für die Behälter von Reliquien, von Anhängern und von Kußtafeln, sind Künstler des Mittelalters und künstlerisch gebildete Handwerker, die vor und kurz nach 1500 als selbständige Glasmaler sich zünftlerisch zusammenschlossen. Ihre Bilder sind, soweit sie uns überkommen sind, von erstaunlicher Feinheit der Zeichnung und von einer Fülle und einem Glanz der Farben, die-

durch kostbarste Fassungen noch gesteigert werden. Die Abhängigkeit von der kölnischen und der südniederländischen Malerschule ist deutlich; später dienen die graphischen Blätter der Meister der deutschen Renaissance als Vorbilder für das Schaffen der Glasmaler. Die Schweiz bringt in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts schöne Stücke hervor, die reich in der Farbe sind und in der sparsamen Verwendung von Silber und Gold feinste Wirkungen erzielen. Im sechzehnten Jahrhundert wieder entstehen in Holland Bildtafeln von starker Klarheit und Dichtheit der Farben, von ruhiger und bestimmter Zeichnung des Umrisses und von sicherer Beherrschung der zeichnerischen Gegebenheiten. Besonders schön und reich ist ein großer Flügelaltar südniederländischen Ursprungs, der von 1545 datiert ist und aus dem Kloster Huissen bei Niemwegen stammt. Auf fünfzehn Glastafeln ist die Leidensgeschichte der heiligen Theodosia dargestellt.

In reizvoller Verwandlung und immer erneuter Abwandlung begleitet die Malerei hinter Glas die großen Strömungen der Kunst der Zeiten. Die Bemühungen um eine Lockerung der Form werden deutlich; der Manierismus schafft Tafeln prunkvollster Gestaltung. Im siebzehnten Jahrhundert scheint die Kraft der künstlerischen Erfindung vorübergehend zu erlahmen, um nach einer Zeit ruhiger Überlegung und beschaulichen Schaffens um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts während einer Zeitspanne etwa von hundert Jahren erneut und mit umfassender Stärke wieder einzusetzen.

In dieser Zeit weitester Verbreitung des Hinterglasbildes bereitet sich die Umwandlung der Malerei zum volkstümlichen Bilde hin vor; es ergibt sich der Übergriff und die Wendung in das Gebiet der Volkskunst. Langsam versickert das gestaltende Können derer, die sich in dieser Zeit in den böhmischen und niederbayrischen Glashütten und in den Werkstätten der handwerklichen Glasmaler mit dem Bemalen der Glastafeln beschäftigen. Ebenso langsam vollzieht sich die Übergabe der Kunstübung an das in den Glashüttengebieten ansässige und für den bäuerlichen Bedarf arbeitende Hausgewerbe. Es ist äußerst interessant, diesen Prozeß der Umwandlung beim Betrachten der Tafeln aus dieser Zeit zu verfolgen, zu spüren, wie eine Kunst



Gefecht zwischen Reitern und Fußvolk in römischer Rüstung. Um 1660—1670



Aus einer Folge von vier Bildern „Die Elemente"
Ein Beispiel städtischer Hinterglasmalerei um 1750

sich aus der unmittelbaren Berührung mit der gestaltenden Kraft des Volkes neu schafft und wie sie, neu entstehend und neu sich erschaffend, mit Erzeugnissen frühester deutscher Kunst, der frühen Buchmalerei, frühen Tafelbildern und alten Glastafeln, in geheimnisvoller Verbindung steht.

Bäuerliche Menschen schufen in dieser Zeit, bis weit in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinein, Bilder, die frei geschaffen und in Form und Farbe kraftvoll und voller Stärke des Ausdrucks sind. Ausgang für Darstellung und Thema dieser Tafeln waren Erzeugnisse billigster Bildfabrikation, die Stiche und Holzschnittblätter der Augsburger und Nürnberger Verlage, Surrogate billigster Bildkunst. Diese Vorlagen sind nun nicht übernommen oder nachgeschaffen worden; sie dienten als Anstoß und Ausgang einer Entwicklung, die auf ursprüngliche Kräfte der Gestaltung zurückging und sich bald jeder Vorlage entledigen konnte. Die Tafeln sind meist in handwerklicher Arbeitsteilung der Glasmalerfamilie ausgeführt worden, sie sind zu Hunderten gemacht worden und sind von den Wohngebieten der Glasmaler im Schwarzwald, in Bayern, in der Schweiz und in Tirol weit hinaus in alle Welt gegangen. Die Bilder hingen als Votivtafeln und als Marterln in den Wallfahrtskirchen und den Kapellen, sie hingen als Sinnbild und Darstellung glaubensvoller Frömmigkeit in den Stuben der Bauern.

Bedeutungsvoll sind bei diesen Bildern vor allem die Formen und Farben des Dargestellten. Sie sind mehr als bloße Kunstmittel, sie haben einen ganz bestimmten Gehalt, und die Tafeln, die so aus der Mitte bäuerlichen Lebens entstanden, sind der unmittelbare Ausdruck von Inhalt und Gedanken einer zum Bilde gewordenen Vorstellung des menschlichen Glaubens. „Gegenstandslos" sind diese Bilder erst geworden, als die bäuerliche Gemeinschaft in ihrer äußeren und inneren Form immer mehr zerfiel und als endlich mit dem Aufkommen billigster Farbdrucke jeder Wettbewerb unmöglich wurde.

Das Buch Keisers beschränkt sich in seinem Text auf knappe Angaben und Ausdeutungen, denen wir hier zu folgen versucht haben. Aufschlußreich ist die große Reihe der Abbildungen, denen wertvolle Erläuterungen beigegeben worden sind.



Der heilige Georg. Das schöne Bild eines bäuerlichen Reiters. Bayrisch, zwischen 1830—1840



Die Anbetung der Hirten. Hinterglasbild aus der niederdeutschen Landschaft; um 1530. Eine spiegelbildliche Umkehrung eines Blattes der Kleinen Holzschnittpassion von Albrecht Dürer

Walter Kramer / Die heiligen Nächte

Von Martin Rießig

An einem Vorweihnachtsabend einige Jahre nach dem Kriege geschah es, daß Helmut von Stein, ein junger Doktor der Philosophie, ins Gebirge fuhr. Er führte Schneeschuhe mit sich, doch lockte ihn nicht die Aussicht auf fröhliche sportliche Tage. Im Herzen trug er den dunkelsten Entschluß, den ein Mensch fassen kann. Er suchte nichts als eine rasche Fahrt in den Abgrund, aus dem keiner wiederkehrt.

Der hochbegabte junge Mensch, der einer alten adligen Offiziersfamilie entstammte, hatte gleichfalls Offizier werden wollen. Von der Kadettenanstalt weg war er an die Weltkriegsfront gekommen. Der Zusammenbruch erschütterte ihn bis zum äußersten. Aus der Verzweiflung rettete er sich in die reine, kühle Luft der Philosophie. Nach dem glänzend absolvierten Studium eröffneten sich ihm große Aussichten. Aber der junge Mensch, der es ernst mit sich und der Welt nahm, wurde von der sittlichen Verrottung der Nachkriegszeit erneut im Innersten aufgewühlt. Das Leben war ihm „schal und elend

geworden", und so wollte er es überlegen und frei selber von sich abtun und den Tod willkommen heißen.

Der Aufstieg im frischverschneiten Gebirge ließ in Helmut von Stein den Wunsch erwachen, in festlichem Überschwang in den Tod zu gehen. Er steigerte sich an dem Gedanken selbst in eine Hochstimmung hinein. Als ihn aber in der Nacht ein Schneesturm überfiel, erwachte der Wille zum Leben erneut in dem Verirrten. Er barg sich unter einem Fels, aber es wäre zu spät gewesen, wäre nicht fein Hilferuf doch noch von den sieben Männern gehört worden, die sich in einer Skihütte zusammengefunden hatten. Sie machten sich auf die Suche, und es gelang ihnen, den Verunglückten zu bergen und ins Leben zurückzurufen.

Diese sieben Männer, verbunden durch Freundschaft, die in der einstigen gemeinsamen Zugehörigkeit zu einer Wandergruppe entstanden war, und durch das gemeinsame Kriegserlebnis vereinigt, haben sich im Gedenken an die gefallenen Kameraden ihrer einstigen Gruppe zusammengefunden. Sie gedenken der Toten, indem jeder der sieben nacheinander an den Abenden die Geschichte eines der Gefallenen erzählt. Es sind Geschichten vom Erlebnis strenger männlich-soldatischer Haltung, Geschichten von der Überwindung persönlicher Konflikte durch das Sichbeugen unter die Pflicht, von der Überwindung innerer Schwäche durch den Gehorsam gegenüber der größeren Notwendigkeit, Geschichten von Versöhnung zwischen Sinn und Schicksal durch höheren Bezug, Geschichten, die sich alle zur Wehrhaftigkeit als der dem Mann allein gemäßen Haltung bekennen. Sie lehren, daß persönliches Glück zurückzutreten hat vor dem allgemeinen Wohl, am ergreifendsten wohl in der Geschichte, wo ein junger Dichter im Felde seine Gedichte verbrennt: „Gestern, als wir nichts hatten, um unser Feuer zu entflammen, habe ich meine Gedichte verbrannt. Es liegen noch ein paar Verwundete in dem halb zerschossenen Hause; die Wärme tat ihnen gut."

Der Krieg ist allen, den Lebenden und den Toten, das richtungweisende Erlebnis geworden. Er hat sie zur Erkenntnis des Wesentlichen geführt und hat ihnen die Antwort auf die große Frage nach dem Sinn ihres Daseins gegeben:

Es ist das Beste, was der Mensch auf Erden erreichen kann, wenn er nicht wie ein Halm im Winde schwankt, sondern in seinem Standort den Mittelpunkt der Welt fühlt. Und was könnte richtiger für einen Mann sein, als wenn er Soldat geworden ist, wenn er doch sein Leben lang Soldat sein muß?

Das Erlebnis der harten männlichen Kameradschaft in der Skihütte und die Erschütterung, die er durch die Erzählungen der sieben Männer erfährt, geben Helmut von Stein den Glauben an ein sinnerfülltes Dasein im Dienst einer ernsthaften Aufgabe zurück und weisen ihm den Weg: als Offizier das soldatische Ideal zu verwirklichen.

Am letzten Abend bilden die Männer den Ring um den flammenden Holzstoß, und einer faßt ihr Fühlen in die ernsten Worte zusammen:

Wer zwischen den Zeiten steht, den beschleicht in den heiligen Stunden des Jahres die bittere Frage, ob er noch zu leben vermöchte. Ausweglos fragt der verdüsterte Sinn, wohin er das Steuer wenden, auf welchen Meeren ein Land sich erhöbe, das ihm eine Heimat sein könnte. Aber es wird ihm keine Antwort. Das Tier vermag wohl seinen Faden aus sich selbst zu spinnen, sein Haus mit sich zu schleppen, in Baum oder Erde die Zuflucht zu finden, die es mit seinem eigenen Urstoff vermählt. Der Mensch aber ist auf den andern gewiesen, und ist dieser krank, so vermag er sich nicht gesund zu erhalten. Flöge er in die fernste Ferne, es bliebe ihm ein Schatten der Erinnerung an den leidenden Bruder; schlösse er sich ein in der Kammer seines Herzens, es müßte ihn frieren in seinem eigenen warmen Blute. Nicht Einsamkeit überbrückt den furchtbaren Riß, der durch die Zeit geht. Und wenn die Sterne der Zukunft nicht aufgehen wollen, so schaue der Mensch in die Vergangenheit. Keiner ist so arm, daß nicht eine seiner Wurzeln sich zurücktasten könnte bis zu den Orten, wo noch eine Quelle fließt. Daß sie nur ströme: darum sei er besorgt. Wenn alle andern daraus Trauer schöpfen: er lasse sich nicht irremachen. Aus Glanz des Festes und Jubel des Siegs strömt selten das Herzblut, das jungen Geschlechtern die Kraft gibt, den Ring ihres Daseins in die kommenden Jahrhunderte zu werfen. Aus dem Brunnen der Tränen laßt uns schöpfen! Nicht meiden wollen wir das Antlitz des Todes, sondern es suchen. Blicken wir auf zu denen, die zu sterben wußten, und wir werden wissen, wie wir leben müssen. Und nun brenne dieses Opferfeuer in die Nacht und weise uns den Weg, den wir zu gehen haben."

In den lodernden Flammen zerkrachte das Holz, die Funken versprühten im weißen Schnee. Die Männer sangen ein altes Feuerlied, und als die Mitternacht erreicht war, grüßten sie das Neue Jahr mit Heilrufen, wie sie es von ihren Wanderfahrten her gewöhnt waren. In Helmut stieg langsam ein Gefühl empor, als wüchse unter ihm ein harter Stein, auf dem er unendlich sicher stand.

Joachim von der Goltz / Der Steinbruch

Von Walter Bauer

Dunkles Waldgebirge im Südwesten des Vaterlandes, das aus breit sich öffnenden Tälern seine Bäche gen Abend dem Rheinstrom zusendet! Schön ist der Aufbau deiner Hügel und Vorberge, schwingend und vielfältig aus dem Sanften übergehend ins Mächtige, aus dem Lieblichen ins Düster-Karge!

Mit diesem Anruf des Schwarzwaldes beginnt der stille, geordnete Fluß der Erzählung, in der das uralte Thema von Schuld und Sühne auf eigene Weise abgewandelt wird, und die Landschaft dieser herben und zauberhaften Berge in den Zeiten des Jahres erhebt sich hinter dem Streit der Menschen um die Erde. Denn um die Erde geht es hier; der junge Bauer Valtin Grom hat um seiner Liebe zum Hof willen die Schuld des Betruges auf sich genommen. Niemand weiß davon, der Betrogene selbst, der ältere Bruder Hein, hat unwissentlich Unrecht für Recht erklärt und ist in die Fremde gegangen, alle sehen in Valtin den rechtmäßigen Besitzer des Hofes, und er schweigt über seine Schuld, schweigt auch der jungen Nanna gegenüber, die aus dem fruchtbaren, milden Unterland zu ihm kommt und seine Frau wird, um in schwerer Arbeit mit ihm zusammen dem dürren Boden des Hochlandes die Frucht abzugewinnen. Das Leben hier oben ist schwerer als in den geschützten Tälern, in denen der Wein reift; auf der offenen Fläche oben geschieht es leicht, daß Regen und Wildbäche die dünne Erdkrume fortschwemmen, daß der Schnee der Blüten sich schwärzt unter jäh wiedergekommenem Frost. Aber Nanna ist glücklich, und niemand ist ihr lieber als der junge, strahlende Valtin. Gleichwohl wird sie im geheimen ein Angstgefühl nicht los, als drohe ihnen beiden irgendwelches Unheil, und ein Erdbeben, das für die Ahnung eines Augenblickes alles Dasein erstarren läßt, scheint ihr ein unheimliches Zeichen für ein kommendes Unheil. Auch Valtin ist im Glück nicht glücklich, und an einem Sommermorgen, schön wie der erste Tag der Schöpfung, beichtet er Nanna die Schuld, die ihm jeden Tag verfinstert und ins Unerträgliche wächst, seitdem Nanna auf dem Hof so glücklich ist. Es scheint, als gebe sie ihm recht, als wolle sie ihm dem Bruder und der Welt gegenüber seine Verbündete bleiben. Aber der Mann täuscht sich in ihr.

Valtin hatte, einem leichten Zug seines Wesens folgend, nichts anderes gemeint, als daß sein Geständnis die ihm auferlegte Buße gewesen sei und daß Nanna mit der natürlichen Glückstrebigkeit des Weibes ihm nun kräftig zur Seite stehen werde in dem Willen, über das geschehene Unrecht hinwegzuleben, und daß so mit der Zeit noch alles gut werden könnte. Dies mußte er bald als gröbliche Täuschung erkennen. Die bis dahin immer Willige und Anschmiegsame erwies sich als eine unbeirrbar strenge Wahrerin des Rechts. Sie zürnte ihm nicht, sie empfand auch keine Spur von Abneigung gegen ihn, hatte eher Mitleid mit seiner Lage. Doch hatte die Überzeugung von dem Unrechtmäßigen ihres auf jenen Betrug gegründeten Lebens sie mit Leib und Seele erfaßt.

In ihrem Zusammenleben ändert sich nichts bis zu dem Tag, an dem Hein, der ältere Bruder, heimkehrt. Der Vater, der für sich in der Stille lebt, hat ihm geschrieben, er möge heimkommen und den kleinen Steinbruch, der ihnen gehört, wieder in Gang bringen, da ein geplanter Straßenbau wieder Absatzmöglichkeiten bieten wird. Der Steinbruch beginnt wieder zu leben. Mit Lukas, dem alten Steinhauer, und Lenz, einem jungen Bauernsohn, führt nun der in den Feuern des Krieges gehärtete und im Unglück seiner Liebe ernst gewordene Hein ein schönes, freies Leben. Die Unstimmigkeiten in der Ehe des Bruders erkennt er bald; daß er selber die wichtigste Rolle darin spielt, erfährt er erst aus dem Bekenntnis des Bruders, der, von Nannas Unerbittlichkeit dazu getrieben, ihm seine Schuld beichtet und die Überschreibung des Hofes wieder rückgängig machen will. Hein bleibt, als der Bruder ihn um Nannas willen darum bittet, und plötzlich sieht er das wunderbare, stete Wesen dieser jungen Frau, der es unmöglich ist, etwas ungeklärt zu lassen; er liebt sie. Valtin aber kommt sich vor wie ein Geschlagener. Immer tiefer quält er sich in den trüben Gedanken hinein, er müsse zur Sühne Nanna an den Bruder verlieren. Er fängt an zu trinken, er vernachlässigt die Wirtschaft und zerstört sich selbst. Sie aber hält das Ganze mit

stiller Kraft schweigend zusammen. Die Brüder sind einander fremd geworden. Hein wünscht sogar, Valtin möge zugrundegehen; dann wäre vielleicht der Weg frei zu ihr, die er liebt und die einen anderen Mann braucht als diesen haltlosen Trinker.

Eines Tages erwacht Valtin aus seinem zerstörerischen Dämmern. Bei einem Streit zwischen zwei fremden Zimmerleuten stürzt er sich in das Messer des einen, als sei dies endlich eine Gelegenheit für den verzweifelten Schritt, nach dem er lechzt. Er liegt auf dem Hof; am Rande des Daseins atmend, gewahrt er das alte, dauernde Leben der Erde und darin Nanna, die schweigende Arbeiterin. Da erwacht sein Genesungswille, und langsam tritt er wieder in den Kreis des Lebens zurück.

Nach einiger Zeit verläßt Hein wieder die Heimat. Er will das langsame Zueinanderwachsen der Eheleute nicht aufhalten, so kehrt er in die Stadt zurück. Valtin lebt noch im erschöpfenden Zweifel, ob Nanna ihn auch noch liebe — wiewohl sie ein Kind erwartet.

Es war nicht Eifersucht, was ihn befiel, als sie bald danach ihm den Vorschlag machte, sie wollten das Kind, im Fall es ein Knabe wäre, nach Hein benennen. Er nickte dazu. Ja, das wäre nur gerecht, sagte er, und weiter nichts. Und hierbei hätte sie nun Gelegenheit gehabt, seinen Zustand zu erraten. Aber es entging ihr, wie ihm zumut war. In der Tat, er hatte nicht das geringste einzuwenden gegen ihren Vorschlag, er paßte nur allzu gut zu dem, was er selber empfand. Denn, mußte er sich nicht sagen, nach allem, was geschehen war, daß er das Kind, obgleich es das seine war, dennoch nicht als solches begrüßen und auf den Arm nehmen konnte? Nein, er hatte noch kein einziges Mal frei und mit Hoffnung an das Kommende denken können. Es wäre ihm in Wahrheit lieber gewesen, wenn jetzt hier bei ihnen keine Wochenstube gerüstet würde.

Das Kind wird geboren. Da kann er es nicht mehr aushalten, er geht hinaus, und jetzt erst, da sie seinen Schritten lauscht, wird Nanna die Größe seines Schmerzes klar. Sie steht auf und geht ihm schwankend nach, um ihn herauszureißen aus seiner Verfinsterung, und als sie sich umarmen, stöhnt er vom Schwall der Freude, der sich in sein Herz ergießt. Jetzt gehören sie zueinander, für immer; der Boden, auf dem Valtin die erschöpfte Nanna zum Haus zurückträgt, ist nun ganz ihr eigen.

Mädchen aus der Ebene, das einst im Vorfrühling hier heraufwanderte! Dein Mut ward gesegnet! Mut zu der Wunschfahrt des ach so furchtsamen Herzens — daraus werden Weiber, die nichts verkümmern lassen im engen pflichtgebundenen Dasein, vom heißen rauschenden Urstrom des Lebens. Sie schenken und trösten jedermann aus dem alloffenen Reichtum des eigenen Herzens und stehen fest auf ihren Füßen dahier, frischmunter zum Täglichen und leutselig. Sie alle, die unbekannten, sind die wahren spendenden Mütter der in der Öde des Zweckhaften schmachtenden Menschheit. Und gilt es nicht wieder reicher und heilig-freudvoller zu werden in dieser Welt?

Im Schwarzwald

Von Karl Hans Bühner

Ewig die Öde der ruhlosen Wälder schon tönt
in der azurenen Muschel des Himmels,
murmelt der Quell, locket die Vögel
im hohen Geäste die Liebe,
mischet der Hummel behaglich Gedröhn
ins harfende Lied sich der silbernen Mücken.

Ewiger Wald, uralter, sagentiefer!
An deiner Bäume hoch verzweigten Säulen
spielt im wipfelbeugenden Winde empor
das Licht —
doch hinterm Strahlengitter Düsteres lauert
und in der grünen Tiefe der Grotte wächst
das Geheimnis, heilig,
und das liebliche Märchen.

Über der Bläue fern, im Gewölke, dem rosigen,
halb Traum dem Auge, vom Herzen halb
erfehnt,
raget der Alpen unerschütterter Granit,
thronen im weißen Mantel die gefirnten Riesen,
schweigsam und erhaben wie Götter der Frühe.



Olaf Saile

Kepler

Von Hans Härlin

In Heft 4 dieses Jahrgangs (S. 159 ff.) haben wir den ersten Roman unseres Mitarbeiters Olaf Saile „Und wieder wird es Sommer . . .“ angekündigt. Das Werk hat inzwischen bei der Verteilung des Schwäbischen Dichterpreises 1938 bereits eine ehrenvolle Erwähnung gefunden. Der neue Roman des jungen schwäbischen Dichters, den wir heute anzeigen, behandelt in dichterisch gehobener Form und in lebensnahen und anschaulich gestalteten Bildern einen bedeutenden Vorwurf — das Leben des großen deutschen Astronomen Kepler.

„Roman einer Zeitenwende“ nennt der Verfasser diese Lebensgeschichte des großen Schwaben Johannes Kepler, der die ewigen Gesetze des Planetenlaufs entdeckte und in seinem Erdendasein der Spielball des furchtbarsten menschlichen Irrsinns wurde. Schon seine Kindheit war von viel Zwist und Unruhe beschattet. Er stammte väterlicher- wie mütterlicherseits aus alteingesessenen Familien, aber seinen Vater erfaßte der Sturm der Zeit, er lief zu den Landsknechten und kämpfte im Sold des spanischen Königs gegen die aufständischen Niederländer. Seine resolute Frau holte ihn aus Flandern heim, aber der Großvater, der streng protestantische Bürgermeister der freien Reichsstadt Weil, konnte es nicht verwinden, daß der Sohn auf der falschen Seite gefochten hatte. Dafür schenkte er dem schon früh seine hohe Begabung zeigenden Enkel Johannes seine ganze Liebe. Nach einer trüben Knabenzeit bestand dieser das Landexamen, und nun tat sich ihm die Pforte zur Gelehrsamkeit auf. In den protestantischen Klosterschulen in Adelberg und Maulbronn und noch mehr im berühmten „Stift“ der Universität Tübingen zeichnete sich der fanatisch Fleißige, vom Rausch der Forschung Erfaßte in allen Wissensgebieten aus. Hier tat er auch seinen ersten geistigen Blick ins Weltall, als dessen Mittelpunkt damals noch die Erde galt. Wer an dieser Grundsäule der aristotelischen Philosophie rüttelte, galt den protestantischen wie den katholischen Kirchengewaltigen als Ketzer. Durch seinen Lehrer und väterlichen Freund Professor Mästlin lernte Kepler den großen Philosophen Nikolaus von Cusa kennen, der schon 150 Jahre früher die Erde einen Stern unter Sternen genannt hatte. Von ihm führte der Weg zu Kopernikus, der gelehrt hatte, daß die Sonne der Mittelpunkt des Planetensystems sei. Welche Ausblicke, welche Möglichkeiten! Der Lehrer hat alle Mühe, den Schüler zu zügeln.

Einstweilen ging draußen vor den krummen Straßen des Gelehrtenstädtchens Tübingen die Weltgeschichte ihren ehernen Schritt. Die furchtbare Armada, die Philipp von Spanien gegen die protestantische Vormacht England ausgesandt hatte, unterlag dem seemännischen Können der tapferen Inselbewohner und den Stürmen der nordischen Meere. Die katholische Weltmacht Spanien wankte, und die Protestanten Deutschlands begriffen den Untergang der „unüberwindlichen Flotte“ als eigenen Sieg.

Zum Magister der freien Künste promoviert, besuchte Kepler seinen guten Großvater in Weil der Stadt. Der alte Herr war stolz auf den Enkel. Er sah dem Scheidenden mit lächelnden Augen nach, obwohl er ahnen mochte, daß es der Abschied für immer war.

In Tübingen machte sich Kepler bei der theologischen Fakultät unbeliebt, weil er die Freiheit der Forschung auch gegen den Buchstaben der Heiligen Schrift verteidigte. Im Jahre 1594 bot sich den gestrengen Herren der

Universität die Gelegenheit, den jungen Magister, der ihnen über den Kopf zu wachsen drohte, als Professor der Mathematik nach Graz an die evangelische Stiftsschule fortzuloben. Mit der Stelle war die Verpflichtung verbunden, den Kalender für das kommende Jahr mit Voraussagungen über das Wetter, große Staatsaktionen und sonstige bedeutende Begebenheiten zu schreiben. Diese widerwillig übernommene Last setzte den dreiundzwanzigjährigen Professor in besonderes Ansehen, weil die prophezeite strenge Kälte, Bauernunruhen in Oberösterreich und ein Türkeneinfall tatsächlich eintrafen. Aber mehr als Schule und Kalendermacherei beschäftigte den werdenden Astronomen der Sternenhimmel. Er entdeckte das Zahlengesetz der Planetenbahnen und durfte sich als Vollender des großen Kopernikus fühlen. Anerkennende Briefe der berühmten Gelehrten Galilei und Tycho de Brahe ließen ihn in berechtigtem Stolz erglühen — er war in die Reihe der größten Astronomen und Mathematiker seiner Zeit eingerückt. Auch sonst waren diese Jahre in Graz die glücklichste Zeit seines Lebens. Er gewann die Neigung der reizenden jungen Witwe Barbara Müller zu Mühleck und lernte in glücklicher Ehe den Zauber schön erfüllter Liebe kennen.

Bald aber zogen die düsteren Wolken der Religionskämpfe herauf. Erzherzog Ferdinand, der spätere Kaiser, führte in seinen Erblanden Steiermark, Kärnten und Krain die schärfste Gegenreformation ein. Kepler wurde zuerst mit einer gewissen Rücksicht behandelt, aber er war nie der Mann weicher Nachgiebigkeit, und so schlug auch ihm bald die Stunde, da er als Ausgewiesener ins Elend der Verbannung zog. Er hatte sich nach Tübingen gewandt, aber die protestantischen Eiferer wollten ihn so wenig wie die katholischen. Da bot ihm der Hofastronom Tycho de Brahe die rettende Hand. In dem ihm vom Kaiser überlassenen Schloß Benatek bei Prag nahm er den jungen Mitstrebenden und seine Familie freundlich auf. Für Kepler war es eine Lust, mit Brahe an den ausgezeichneten Instrumenten seiner Sternwarte zu arbeiten. Als sein väterlicher Gastfreund schon nach einem Jahr starb, rückte er in die Stelle des kaiserlichen Mathematikus und Hofastronomen ein. Bald machte er die große Entdeckung, daß die Planeten nicht in Kreisen, sondern in Ellipsen um die Sonne laufen.

Keplers Ruhm drang durch ganz Europa, er lebte in hochangesehener Stellung in nächster Nähe des in Prag residierenden Kaisers, seine Schaffenslust kannte keine Grenzen. Aber es war ein glänzendes Elend, in das er hineingeraten war. Am Ende seines Lebens durfte sich der ewig Heimatlose sagen, daß er der Gläubiger von drei Kaisern gewesen sei. Rudolf II., Matthias und Ferdinand II. waren sehr verschiedene Herrschergestalten — aber sie glichen sich darin, daß keiner seinen Hofastronomen bezahlte. Der ängstliche Rudolf verstand unter einem Astronomen einen Sterndeuter, dessen Pflicht es sei, möglichst angenehme Prophezeiungen von sich zu geben, und Kepler war zu anständig, um die dumpfe Angst des Kaisers auszumünzen. Er lebte von der Hand in den Mund, von Horoskopen für den Hofadel, und Frau Barbara wußte oft nicht, wie sie das Geld für Brot und Milch auftreiben sollte. Dennoch wuchsen die drei Kinder schön heran. Das Jahr 1611 aber brachte schweres Unglück über die Familie. Der älteste Sohn Friedrich und Frau Barbara selbst starben an den Pocken. Der Staatsstreich des Erzherzogs Matthias führte zur Abdankung Rudolfs als König von Böhmen. Sein Sterndeuter wurde kurze Zeit in Haft genommen. Als Rudolf ein Jahr darauf starb, nahm Kepler den Ruf der oberösterreichischen Stände nach Linz an.

Eine zweite Ehe mit der tüchtigen Susanne Reuttinger ließ sich gut an; aber nun wurde ihm durch den sechs Jahre währenden Hexenprozeß gegen seine Mutter das Leben vergällt. Die vom Schicksal hart angefaßte Frau war eine übergeschäftige, etwas wunderliche Greisin geworden. Aber das war keine Entschuldigung für die abgefeimte Lüge und Gemeinheit, mit der sie von ihren Mitbürgern in Leonberg verfolgt wurde. Kepler war mehrmals in Württemberg. Immer wieder versuchte er, den voreingenommenen Rechtsbeugern durch seine Verteidigungsschriften klarzumachen, daß böswilliges Gefasel keine Beweiskraft haben könne und daß kein Richter das Recht habe, einem Nebenmenschen auf Grund haltloser Verleumdungen Ehre und Leben abzusprechen. Er konnte es zuletzt nicht verhindern, daß der Versuch gemacht wurde, die durch strenge Haft geschwächte vierundsiebzigjährige Frau durch das Vorzeigen der Folterwerkzeuge zum Geständnis zu bringen. Sie

blieb fest, bis sie in Ohnmacht fiel, und wurde nun endlich freigesprochen. Der Herzog von Württemberg nahm selbst Einsicht in den schamlos verschleppten Prozeß und erließ neue Vorschriften über eine menschlichere Führung der Hexenprozesse. Sie ganz zu verbieten, lag nicht in seiner Macht. Keplers Name wurde in dem Erlaß nicht genannt, aber jedermann wußte, wem das Land Württemberg dieses erste Erwachen der Vernunft zu danken hatte.

Einstweilen hatte der große Krieg mit dem Fenstersturz in Prag seinen Anfang genommen. Kepler flüchtete seine Familie aus dem verwüsteten Linz nach Regensburg und begab sich selbst nach Ulm, um in dieser reichen, vom Krieg noch verschonten Stadt den Druck seiner astronomischen Tafeln zu betreiben. Sein astronomisches Volksbuch stand schon lange auf dem Index der verbotenen Bücher.

In seiner letzten Audienz auf dem Hradschin zu Prag erflehte er von Ferdinand II. den Frieden für das zerrissene Deutschland. Mit seinen persönlichen Wünschen wurde er an die kaiserlichen Räte verwiesen, die für den halsstarrigen Ketzer nur ein Achselzucken hatten. Da bot ihm der Herzog von Friedland ein Asyl. Wallenstein dachte in religiösen Fragen frei und verehrte Kepler als großen Astronomen. Zwei Jahre verbrachten er und die Seinen in Sagan unter dem Schutz des gewaltigen Kriegsherrn, da wurde diesem selbst vom Kaiser und den Fürsten auf dem Reichstag von Regensburg der Prozeß gemacht. Kepler eilte dorthin. Er fühlte sich alt und krank, er mußte für die Seinigen sorgen. Vom Reichstag selbst wollte er die ausstehenden 12 000 Gulden Gehalt fordern — ein stattliches Vermögen zu jener Zeit.

Aber nun sprachen seine Sterne das entscheidende Wort. Ein Schüttelfrost überfiel ihn gleich nach der Ankunft. Treue Freunde standen um sein letztes Lager, als ihm der Kaiser 30 Dukaten „zur Genesung" übersandte. Sie hörten noch, wie er den Namen seiner Frau und seiner Kinder flüsterte. Dann ging ein müder Mensch zur Ruhe.

Josef Martin Bauer / Zwischenspiel

Von Hanns Arens

Nach dem Siedlerroman „Achtsiedel" und dem Roman „Das Haus am Fohlenmarkt" veröffentlicht Josef Martin Bauer eine neue Erzählung „Zwischenspiel", in der er die Geschichte der Zwillingsbrüder Felix und Ferdinand Ekarius erzählt. Das Leben der beiden Brüder bleibt so lange ein Zwischenspiel, bis einer von ihnen den Platz frei macht, aus dem dann erst ein wirkliches Leben für den anderen entsteht. Ihre Ähnlichkeit geht so weit, daß selbst die Dorfbewohner, die tagtäglich mit ihnen zusammenkommen, die Brüder ständig miteinander verwechseln.

Es verstimmt die Leute, daß sie immer in Verwirrung geraten, so oft sie den eben auftauchenden Knaben ansprechen wollen. Jedesmal dann, wenn sie ihn Ferdinand nennen, ist es Felix, und wenn sie ihn als Felix grüßen, ist es Ferdinand. Daß zu dieser Zeit nur Ferdinand allein im Dorfe ist und die Rolle seines Bruders mitspielt, können sie ja nicht wissen. Dieses Versteckspiel und diese zornige Unsicherheit der Leute dient dem jungen Ferdinand zur Freude, die ihn so entschädigt für die Bevorzugung des Bruders. Der Vater will es nicht wissen lassen, daß Felix fortgefahren ist und daß seine Söhne Geld hinauswerfen für kostspielige Reisen. Damit wird Ferdinand das Possenspiel leicht gemacht, wenn er einmal er selbst sein will und ein andermal wieder sein eigener Bruder.

Der Vater Ekarius, ein dörflicher Schreinermeister, beobachtet mit Schrecken die große Gefahr, die aus der Ähnlichkeit der beiden Brüder für das spätere Leben entstehen muß. Wohlüberlegt versucht er die Kinder, die er beide gleich liebt, durch allerlei Bevorzugungen des einen vor dem andern zu entfremden, nur um zu bewirken, daß das Leben der Brüder möglichst in verschiedene Richtungen verlaufen möge. Der Krieg scheint zunächst diese notwendige Trennung zu bringen. Aber der Zufall will es, daß die Brüder auch an der Front wieder zusammentreffen. Beide haben von verschiedenen Stellen aus Patrouillen unternommen, bis die eine, die Ferdinand anführt, einen Ulanenoffizier in seiner verzweifelten Lage beobachtet, wie er sich bemüht, im russischen Feuer einen Fluß zu überqueren. Ferdinand erkennt in dem Ulanenoffizier seinen Bruder Felix und rettet

ihn aus seiner hoffnungslosen Situation. Diese Begegnung scheint alle von früher noch bestehenden Gefühlswidersprüche, die Ferdinand gegen Felix empfindet, vollkommen ausgelöscht zu haben.

Nach dem Kriege gehen die Brüder wieder andere Wege. Ferdinand geht als Assistenzarzt in die Großstadt, Felix, der vom Glück (wie auch scheinbar vom Vater) Bevorzugte, kann das Leben gleichwohl nicht recht meistern. Da hilft der Vater wieder, indem er einen kleinen Bauernhof erwirbt, der zu günstigen Bedingungen zu haben ist. Zwar kauft er den Hof für beide Kinder zugleich, damit sie beide eine sichere Stelle haben könnten, wenn das Leben sie wieder einmal aus der Bahn wirft; aber er denkt doch in erster Linie an Felix und zugleich an Ursula, die Tochter des bisherigen Pächters auf diesem Hofe.

Bald greift das Schicksal wieder in das Leben der beiden Brüder ein. Ferdinand kommt für ein paar Tage zu Besuch auf den Bauernhof. Aus den Tagen werden einige Wochen, und aus den Wochen werden Monate, ohne daß er den Wunsch empfindet, wieder in seine verheißungsvoll begonnene Tätigkeit als Assistenzarzt zurückzugehen. Denn hier hat er Ursula getroffen, und schon die erste schweigende Begegnung bestimmt sein ganzes Tun und Lassen. Es ereignet sich weiter nichts. Aber Ferdinand bleibt. Eine Aussprache der Brüder ist notwendig. Schwer nur entschließt sich Ferdinand, seinen medizinischen Beruf wiederaufzunehmen.

Da er nicht wieder ins Krankenhaus zurück kann, macht er sich mit einem andern tüchtigen Arzt selbständig. Schneller als er selber denkt, gelingt ihm der Sprung zum erfolgreichen Chirurgen, der auf Grund seiner Tüchtigkeit bald stadtbekannt wird. Hin und wieder bekommt Ferdinand von Felix und Ursula, die dessen Frau geworden ist, wie auch vom alten Ekarius Besuch. Es scheint nun endlich alles ins rechte Geleise gekommen zu sein. Felix hat seinen Hof und seine Ursula, Ferdinand seinen verantwortungsvollen Beruf als Arzt, und der alte Ekarius hat endlich das beruhigende Gefühl, daß das Schicksal es mit seinen Kindern nun besser machen wird.

Eines Tages aber kommt Felix allein und unangemeldet in die Stadt, um den Bruder zu besuchen. Aber Ferdinand ist nicht da, er befindet sich auf einem Kongreß, von dem er erst am nächsten Tage zurückkehren kann. Die Ähnlichkeit der Brüder verwirrt im Augenblick selbst Anna, die bäuerliche Haushälterin Ferdinands, indem sie ihn mit den Worten empfängt: „Schon zurück, Herr Doktor?" Dieser Augenblick scheint Felix eine wahre Verlockung des Schicksals. Wieder reizt ihn das alte Knabenspiel und treibt ihn zum gefährlichen Wagnis. Ehe er sich recht besinnt und die Tragweite seines Entschlusses voll überblickt, öffnet er — schon ganz im Spiel — mechanisch einen Brief, der Ferdinand für heute abend eine Einladung in eins der größten und vornehmsten Häuser der Stadt bringt. Anna, die seit langer Zeit schon die Gewohnheiten ihres Hausherrn kennt, erfährt durch einige befremdende Fragen von Felix sehr bald, welcher der Brüder es ist. Aber sie gehorcht, indem sie ihm von Felix gewünschten Anzüge des Arztes herauslegt. So nimmt Felix an Ferdinands Stelle an der gesellschaftlichen Veranstaltung teil. Damit hat er aber das Schicksal zu stark herausgefordert. Zu später Nachtstunde sieht er sich vor die Notwendigkeit gestellt, sofort eine schwierige Operation vorzunehmen. Aber nun muß er seine Rolle bis zu Ende weiterspielen. Auf schwindelndem Grat geht er seinem Tod entgegen. Bis an die allerletzte Stufe des gefährlichen Spiels geht er, um dann in einer wilden Flucht sich vor dem Unmöglichen zu retten.

Am nächsten Tage berichten die Zeitungen, daß der berühmte Arzt Dr. Ekarius mitten in der Nacht einen tödlichen Autounfall erlitten habe. Als Ferdinand zurückkommt und die Katastrophe erfährt, die sich in seiner Abwesenheit vollzogen hat, sieht er keinen andern Ausweg als den, für den toten Bruder einzutreten und sein Leben als der Landwirt Felix Ekarius weiterzuleben.

Mit allen Mitteln, die dem Dichter zur Verfügung stehen, wird der Versuch unternommen, uns von der Schicksalhaftigkeit dieses Ablaufs zu überzeugen, ihn als den einzigen Ausweg hinzustellen und seinen Helden auf dem nach langen Jahren innerer Kämpfe und Zweifel begangenen Weg weiterzuführen — bis das Zwischenspiel überwunden ist und Ursula und Ferdinand ein gemeinsames Leben beginnen können, von dem wir glauben, daß es gut und von Dauer sein wird.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend, gleich der schweigenden Mutter Erd',
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben!

Hölderlins Handschrift — aus „Deutsche Gedichte in Handschriften" (Inselverlag, Leipzig, siehe Weltstimmen 1937, S. 168)

Gertrud von le Fort

Die Magdeburgische Hochzeit

Von Martin Rießig

In diesem Buch wird die Tragödie der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly im Dreißigjährigen Krieg erzählt. Dies historische Ereignis nannten Chronisten der Zeit mit grausiger Ironie die „Magdeburgische Hochzeit". Die Stadt führt das Bild einer Jungfrau in ihrem Wappen; der kaiserliche Generalissimus Tilly hat sie, so wäre das Bild als Allegorie fortzuführen, mit dem Schwert in der Hand gefreit.

Über dem einen Portal des Magdeburger Doms befinden sich die berühmten steinernen Bilder der klugen und törichten Jungfrauen. War aber nicht die Jungfrau Magdeburgs selbst eine törichte Jungfrau, die sich wider ihren Herrn, den Kaiser des Reichs, freventlich auflehnte und so das grausame Verhängnis über sich heraufbeschwor?

Magdeburg, die stolze Stadt, das „protestierende und rebellierende und triumphierende Magdeburg", hatte sich dem protestantischen Glauben ergeben; der katholische Kaiser fühlte sich als Sachwalter des „alleinseligmachenden" Glaubens und wollte die ungetreue Stadt mit der Gewalt des Schwertes zum alten Glauben zurückführen. Doch Glaubensüberzeugungen lassen sich nicht mit der Schärfe des Eisens erzwingen; der wahrhaft Gläubige setzt lieber Leben und Freiheit ein, als seine Überzeugung zu verleugnen. Wie aber kann das Reich von seinen Bürgern verlangen, daß sie wider ihre Überzeugung handeln?

„Nein, es ist nicht möglich, daß Glaube und Reich zweierlei Befehl ausgeben; denn das wäre ja gar kein Glaube, der sich in die Rebellion treiben ließe — Glaube kann sich doch nicht auf Umsturz und fremde Könige — Glaube kann sich doch nur auf Gott allein verlassen!"

So lehnt sich Magdeburg auf gegen den Kaiser, indem es Unterstützung bei den Schweden sucht, die im Namen des Protestantismus ins Reich eindrangen. Die Stadt verband sich also mit den Feinden des Reichs gegen das Reich. Reichsverrat also, um Glaubensverrat zu verhüten. Das Reich oder der Glaube? Wem müssen wir mehr gehorsamen?

Großes Geschehen in der Zeit spiegelt sich leicht in einzelnen Vertretern der Zeit wider — wie umgekehrt auch einzelne Menschen zu symbolischen Trägern übergeordneter zeitlicher Geschehnisse zu werden vermögen. So legt die Dichterin Gertrud von le Fort der Erzählung des historischen Geschehens die Erzählung vom Geschick einer Magdeburger Patriziertochter, Erdmuth Plögen, unter, die vor ihrer Hochzeit mit dem jungen Ratsherrn Willigis Ahlemann steht. Allein Erdmuth ist eine törichte Jungfrau: sie zweifelt an der Treue ihres Bräutigams, den Amtspflichten daran hindern, rechtzeitig bei ihr zu sein, wie es der Brauch vorschreibt. Sie wendet sich von ihm ab und will sich dem schwedischen Obristen von Falkenberg, der in die Stadt kommt, verbinden. Doch wie kann man sich dem Fremden verbinden wollen und das Eigene preisgeben? Das muß ins Verderben führen. Gleich der stolzen Stadt Magdeburg geht auch das Plögenhaus in Flammen auf.

Der Zerstörer Magdeburgs ist der große General Tilly. Er ist Katholik, jedoch kein grim-

miger Fanatiker wie der Kaiser, sondern der „Vater Tilly", ein greiser, gütiger Mensch, der den Lauf der Welt durchschaut hat und darüber zur Milde und Duldsamkeit gekommen ist.

Die Exzellenz sah nicht schrecklich oder grimmig aus, wie man sich zu Magdeburg Johann Tserklaes Graf von Tilly dachte. Sie sah auch nicht mönchisch düster oder verschlagen aus, wie sie sich dort einen Zögling der Jesuiten vorstellten; sie sah aber auch nicht aus wie der unbesiegliche Feldherr und allmächtige Generalissimus, sondern sie sah aus wie ein unscheinbarer alter Soldat, das Gesicht schlicht und redlich, dabei nüchtern und etwas karg wie ein echter Hagestolz. Nur in den schönen einsamen Augen, da hatte — so meinte Willigis — die katholische Exzellenz etwas „Katholisches", da konnte er sich wohl denken, daß sie mit der Maria auf ihrer Leibstandarte Kriegsrat halte.

Die alte „eisgraue" Exzellenz sieht wider Willen den Reichskrieg — die Abwehr der schwedischen Reichsfeinde — zum Glaubenskrieg werden, an dem das Reich selber einmal verbluten wird. Läßt sich dieses Unheil nicht vermeiden? Ja, wenn der Kaiser nicht auf Durchführung des Ediktes, das die gewaltsame Rückführung der Protestanten zum katholischen Glauben anordnet, bestünde. So versucht Tilly, die Zerstörung Magdeburgs zu vermeiden, indem er um Aufschub des Ediktes nachsucht. Dieser Plan scheitert, und nun muß die alte Exzellenz als gehorsamer Soldat den grausamen Befehl ausführen. Stolz in ihrer Schönheit und Pracht ist das Bild der Stadt zu sehen. So malt es die Dichterin:

Da lag die Stadt Magdeburg in dem tiefgoldenen Herbstmorgen so königlich aufgerichtet an dem breiten, wogenden Elbstrom, der wallte so stolz dahin wie eines großes Schicksals Straße: auf derselben befahl niemand denn die schöne Jungfrau von Magdeburg: es war, als ob ihr jede einzelne Welle dieser stolzen Wasserstraße den Fuß küsse und ihr kniend einen silbernen Spiegel biete, darinnen erkannte sie alle Tage ihr prächtiges und mächtiges Antlitz und ihr hochgebautes, herrliches Haus. Dasselbe war wie eine Krone mit vielen ragenden Zacken, gebildet aus den schlanken Spitzen der sechs stattlichen Pfarrkirchen und aus den kupfernen Spitzen der schönen Rathaustürme, die glänzten in der Sonne wie mit eitel Dukaten belegt! Rund um die hochgebaute Burg der Jungfrau lag ein dichter, dorniger Jungfernkranz aus vielen Basteien, Bastionen und Schanzen, auch allesamt wohlversehen mit Türmen und Spitzen, die glänzten aber nicht, sondern die drohten! Doch im Innern der Burg, da ging es hoch her, da prangte und freute sich alles: da sprangen die glasierten Ziegelstufen der steinernen Giebel so keck und lustig empor, und da neigten sich die honigbraunen Fachwerkbalken vom Reichtum der gefüllten Speicher! Und alle Häuser waren wie bekränzt mit einem bunten und blühenden Flor aus allerlei Zeichen und Bildern, nach denen sie benannt wurden — denn zu Magdeburg trägt doch ein jegliches Haus seinen eigenen Namen! Da erblickte man über den Türen und Gesimsen verstreut Girlanden von Rosen und Äpfeln, goldenen Ähren und Trauben, silbernen Monden und Sternen, alle aus Holz geschnitzt und ausgemalt oder aus gebranntem Ton trefflich gebildet — es sah aus, als wäre die ganze Stadt immerdar zu einem Fest geschmückt.

Und diese reiche, geschmückte Stadt muß nun in einen rauchenden Trümmerhaufen zerfallen. So geschah die Zerstörung Magdeburgs im Gehorsam eines höheren Auftrags, jedoch nicht um der Zerstörung willen. Zerstören kann nicht der Sinn des Krieges sein, Unordnung nicht der Sinn des Schwertes.

„Aber, das Schwert ist nicht das letzte Ende der Ordnung", erwiderte die Exzellenz gelassen, „sondern es ist selbst die letzte Ordnung — es stellt die Ordnung wieder her, wenn alle anderen Mittel versagen; aber darum muß es selbst in seiner Ordnung bleiben — der Soldat ist kein blinder Zerstörer und Totschläger!"

Doch wo liegt nun das Recht in der Frage: „entweder das Reich oder der Glaube"? Gibt es überhaupt eine letzte Rechtfertigung des Unheils, das aus dieser Alternative entspringt? Nein, belehrt uns die Dichterin, denn diese Frage ist falsch gestellt. Der Glaube darf nicht durch das Schwert gerettet oder verteidigt werden. Der Glaube darf mit den abgefallenen Seelen nicht ungeduldig werden, denn seine Waffe ist nicht Ungeduld und blinder Eifer, sondern die Liebe.

Der Satz „Der Stolz vermag alles" ist der falsche Glaube der törichten Jungfrau, die kluge spricht: „Die Liebe vermag alles".

Die wahre Liebe erweist aber — im Gleichnis des Geschehens — Willigis Ahlemann, der seine geschändete Braut, die törichte Jungfrau Erdmuth, wieder zu sich nimmt und sich ihr am Altare verbindet.

So baute die Dichterin höchst kunstvoll aus den Parallelen und Symbolen der Handlung, der übergeordneten und der Entsprechung in der anderen, gleichnishaften, ein beinahe kontrapunktisches Gewebe auf. Mit dramatischer Schärfe spitzte sie die tiefen gedanklichen Auseinandersetzungen zu, die diesem ungewöhnlichen Buch den Rang einer politischen Dichtung im edelsten Sinne verleihen.

Aufn. Dr. F. Stoedtner



Hans Brüggemann: Lautespielender Engel

Lobsingender Engel

Von Ingeborg Tetzlaff-Moeßner

Nach einer alten Plastik

Zu knien bin ich gewohnt,
Ich werde nicht müde,
Dir, der in Sternen thront,
Zu dienen in meinem Liede.

Meine schimmernden Schwingen sind nichts,
Sie trügen mich nie zu dir,
Wär' nicht der klingende Quell des Lichts
Lebendig in mir.

Ich bin nur ein Lied in der Nacht,
Eine Stimme, die singt,
Was in mir betet und wacht
Und mich zum Blühen bringt.

Kastanien

Erzählung von Martin Rießig

Der Sommer war verrauscht; nun glühte das sinkende Jahre noch einmal bunt in den Farben des Herbstes. Früchte prangten im gilbenden Laub; die Luft war klar, aber die Sonne bräunte nur noch selten. Die Knaben ließen die geschwänzten Drachen im Winde steigen; die Mädchen schlugen ihre Kreisel und trieben Reifen die Gasse entlang. Doch der unruhige Geist der Knaben fand neue Nahrung und riß auch die Mädchen hin. Einer erinnerte sich an das Vorjahr und bat die Mutter, bis sie den „Kastaniensack" aus der Lade nahm. Das war ein leinener Beutel, rotgestreift; die Kinder griffen ihn fröhlich und eilten der Allee zu, wo die Reihen der alten Kastanienbäume prunkten. Sie sahen noch nicht die Schönheit der riesigen Gewächse mit ihren Astgewölben und den nun schon halb zerfallenen Laubhelmen. Sie begehrten nichts, als die Früchte zu sammeln. Schon lagen diese in Mengen unregelmäßig verstreut im raschelnden Laub: geplatzt die grüne stachlige Hülle, und aus dem Innern, dem weißen, zartesten Samt, waren sie entsprungen und entrollt, die glänzenden braunen Kugeln. Sie griffen sich glatt und kühl an, doch ihre Farbe war das Schönste: rostbraun und rostrot, von den mildesten bis zu den kräftigsten Tönen, überhaupt mit einem feinen Schmelz. Die Farbe erinnerte an die Mahagonimöbel im guten Zimmer, nur hatten die nicht jenen unausprechlichen, fleckenlosen Glanz, der gleichsam ein Ausdruck der äußersten Unschuld zu sein schien.

Doch wurde dies alles wohl empfunden; es wurde nicht gewußt. Der Sinn war unbeschwert auf das Nächste gerichtet und nahm es bedenkenlos an. Erst der Erinnerung offenbarte sich auch das sinnvolle Bild: der lebendige, kräftige Kern inmitten des sterbenden Laubes. Und ihr auch gelingt es erst, die Teile des äußeren Bildes zu sammeln: durch das schon gelichtete Geäst sah man Dach und Gemäuer der alten Gärtnerei, und zwischen den Stämmen war die vom schuppigen Grün der Wasserlinsen bedeckte Fläche des Gutsteiches zu gewahren, in die der morsche, zerfallende Kahn unmerklich versank.

Und nun vernimmt auch das zurücklauschende Ohr den kurzatmigen Glockenschlag der Kirchenuhr, dem stets ein heiseres, rasselndes Geräusch nachfolgte. Richtig, war nicht zur Seite der stets verschlossenen Nebentür des Kirchleins das steinerne Mal eines Ritters in der Wand zu sehen, zu dessen Füßen auf einem im Stein schwellenden Kissen nach oben gekehrt eine Glocke bemerkbar war? Der Knabe glaubte lange, sie verursache das blechern scheppernde Geräusch, obwohl es beim Stundenschlag aus der mäßigen Höhe des Turmes herabklang. Und obwohl er belehrt ward, das Gerät auf dem Bildwerk sei ein Kelch, vermochte er sich kaum von der Einbildung der mißtönigen Glocke zu befreien.

Die Kinder lärmten bei ihrem Geschäft. Der Sack füllte sich prall mit den gesammelten Früchten. Doch der Wortführer der kleinen Schar ließ es noch nicht genug sein. Hingen nicht zu Hunderten im Geäst noch die grünen, dornenbewehrten Kapseln und bargen die schönsten und braunsten der Kerne? So befahl er, kräftige Knüttel zu suchen und sie in die Wipfel zu schleudern, ein Gedanke, der sich als vortrefflich erwies. Denn nun schlugen, gelöst vom geschleuderten Holze, in Mengen die Früchte herab, rauschend im Gezweig, aufknallend am Boden und meist sogleich berstend. Eine kleine, eine ganz kleine Gefahr war dabei, kaum als solche zu erkennen, mehr der prickelnde Reiz einem möglichen Schreck zu begegnen: wenn nämlich die fallenden Kugeln hart auf die Schultern oder gar den unbemützten Kopf trafen. Die Mädchen waren bei dem kraftvollrauhen Spiel des Früchteeroberns zaghaft und kreischten angstvoll, schon bevor eine Frucht sie nur streifte.

Schon am nächsten Tage verhüllte sich die gläserne blaue Klarheit des Himmels mit grauem Wolkentuch, von dessen Enden auf die Erde mit Häusern und Gesträuch ein dünnes, nässendes Geriesel niedertroff. Das Behagen am kindlichen Getümmel in Gasse, Feld und Wald war dahin. Nun lockte allein noch die Zuflucht der gehöhlten Pappel, der Schutz der Zelle, die nun ganz zur bergenden Burg ward vor den zugleich gefürchteten und ersehnten Gefahren der Welt. Burg ward sie und mehr, je nach den Wünschen des träumenden Herzens: Schiff, das die wogenden Hügel der Meere befuhr, Wagen, von mutigen Rössern über die Höhen und durch die Schluchten der sagenhaften Gebirge getragen und (kühnster der Träume) Luftschiff, das in die grenzenlosen Sternenräume entbrauste.

Doch nun, da die kleine Hand in die wärmende Tiefe des Hosensacks fuhr und eine Kastanie griff, die bei der Ernte daheim vergessen war, schwang sich der träumende Flug der Gedanken mit eins zurück. Nicht nur, daß sich der Knabe des Schatzes daheim erinnerte; er bemerkte nun erst die irdische Unzulänglichkeit des weithin entsandten Gefährtes: kalt und mit bösem Sausen griff der Wind durch hundert Spalten des Baumgemachs, und da es oben nicht bedeckt war, drang trostlose Nässe herein, von der dem Träumer das Haar verklebt war. Ihn fröstelte.

Doch nicht an diesem, nicht am nächsten und übernächsten Tage fand er sich dazu, den Kastanienschatz näher auf seine Verwendbarkeit zu prüfen. Als aber rauchiger Nebel und erste Kälte kamen und die Mutter streng den Aufenthalt im Freien verbot — Gehorsam fiel nicht schwer, denn der bauchige, wärmespendende Ofen mit der manchmal geheimnisvoll glühenden schwarzen Tür hielt sanft in seinem wohligen Bereich — da entsann sich der Knabe der gesammelten und im Spind verwahrten Kugeln. Nun war ihre Zeit gekommen. O, er wußte es von früheren Jahren, wo er ihren Gebrauch vorerst nur mit staunendem Blick erlebt hatte. Da hub ein Feilschen an unter den Kindern: die kleineren Früchte liebten die Mädchen, um sie zu durchbohren und, auf eine Schnur gereiht, zur halsschmückenden Kette zu vereinen, die Knaben aber begehrten heftig und fordernd die größten der Kugeln; mit Geschick galt es, sie zu höhlen, indem man vorsichtig das feste, bittere Fleisch aus der braunen Umwandung hob, nachdem man über der Öffnung einen Bügel ausgeschnitten hatte, und sie zum Körbchen zu verwandeln.

Wie aber schmolz die Freude der Erwartung hin in fassungslosem Schmerz, als das Kind seinen Schatz nicht mehr fand! Den Weinenden verwies die Mutter zum Kohlenbecken. Dort sah er seinen gehüteten Teil der Kastanien liegen im unwürdigen Schmutz. Doch leuchteten sie nicht, wie es füglich hätte geschehen müssen, noch aus der Schande mit könig-

lichem Glanz, nein, sie selbst waren kläglich verkümmert, mit Runzeln bedeckt, vertrocknet, und stumpf und trübe der einst so freudige Schein. Der Knabe hob sie nacheinander empor und ließ sie wieder fallen. Vielleicht zog ein Ahnen über seine Seele, daß uns die trauervollen Reste einstiger Schönheit oft schmerzlicher ergreifen als der vollkommene Verlust.

Es widerfuhr dem Kinde, daß sich sein Schmerz mit wundervoller Jähheit in eine große Freude verwandelte. Als die Mutter am folgenden Tage aus der Stadt zurückkehrte, wohin sie manchmal fuhr und stets behaftet mit dem Schein des Wunderbaren heimkam, brachte sie dem Kinde eine Tüte mit, deren Inhalt sie bedeutungsvoll als Edelkastanien bezeichnete. Das Kind wollte sie nicht gelten lassen; was sollte ihm der stumpfbraune Ersatz, der keinen Vergleich mit der dahingegangenen Schönheit erlaubte? Doch am Abend wies ihm die Mutter ein neues wunderbares Spiel; sie legte die Früchte in die heiße Asche. Mit lautem Knall platzten die Schalen in der Hitze voneinander und ließen sich leicht ablösen, wenn die Frucht gar geröstet war. Über die Maßen köstlich dünkte es dem Kind, das seltsam duftende, mehlige Fruchtfleisch zu verzehren, dessen Genuß die Mutter mit der Erzählung von fernen Ländern begleitete, in deren sonnigen, blütenreichen Gebreiten jene Wunderfrüchte reiften.

Abenteuer einer Nacht / Erzählung von Gottlieb Heinrich Heer (Schluß)

Und der Segler nahte: er hatte den Notruf vernommen. In weitem Bogen umkreiste er uns — er vermochte infolge des Wogenganges nicht geradewegs auf uns zuzusteuern —, er zog die Bogen enger und enger in gewandter Spirale und glitt endlich so dicht an unsere Seite, daß er uns ein Seil zuwerfen konnte, an dem er uns und unser Fahrzeug ganz an sich heranzog. Wir hatten nur noch unsere Arme auszustrecken und uns von den beiden Männern dort in ihre Barke hinüberreißen zu lassen. Sie lachten uns freundschaftlich zu, boten Wein und Brot uns an, die wir, als vermöchten wir das alles noch gar nicht zu fassen, auf den Boden ihres Schiffes hingesunken waren, den Rücken endlich wieder an eine sichere Wand lehnten und irgend etwas von einem Dank zu stammeln versuchten, es aber bald aufgaben und einfach in die lächelnden Gesichter staunten, indem wir schluckten und kauten, als wüßten wir nicht, wie uns geschehen. Wir bemerkten auch gar nicht, daß einer der Männer indessen unsere Schaluppe angeknotet, wie sie ins Schlepptau genommen wurde und wie die Segel sich wieder blähten und das Schiff in Bewegter, doch sicherer Fahrt weiterhin ostwärts trieben. Bedauernd setzen sie auseinander, es sei wegen der Stärke und der Richtung des Windes nicht möglich, in die Bucht von Lavandou einzufahren, und wir müßten eben wohl oder übel ausharren, bis sich irgendwo während des Tages günstige Gelegenheit zum Anlauf ergebe. Wir waren um jeden Laut dankbar, den wir vernahmen; uns war, als hätten wir nie etwas so Trostreiches gehört, wie die kurzen Sätze, die diese Männer an uns richteten und die knappen Anweisungen, die einer dem andern zurief, wenn es galt, die Stellung der Segel zu verändern. Mehr und mehr fanden wir uns selbst zu uns zurück; die Ruhe entspannte die Glieder, die nicht mehr immerzu auszugreifen gezwungen waren und in ihrer Schwere liegen durften. Aber keine Schlafsucht fiel uns an, zu sehr bebte es noch in den Nerven, und in den Schädeln brannte eine helle Wachheit. Die hieß uns hinauszuschauen in die Klarheit des Tages; schon wieder öffneten sich die Sinne der Schönheit des Geschehens, und die Fahrt unter den wehenden Segeln riß uns in einen stillen Taumel des wiedergewonnenen Lebensgenusses und Seinsbesitzes. Es lag ein Glanz auf den Wassern, der lautlos zu singen schien, und es war, als ob er selbst Schiff und Menschen trüge und sie einhülle in seine schimmernde Umarmung.

*

Mittag war bereits vorüber, als der Steuermann die Segel seitlich verschob und der Schoner in scharfer Wendung landwärts abbog. Mehr und mehr tauchte ein Felskopf am Ufer vor uns auf, lichtes Gehölz darüber, erst nur wie ein schleierhafter olivener Belag sichtbar, verästete sich über rotbraunen Stämmen, und nach kurzem schoß das Schiff in sichelreinem Bogen hinein in die windstille Bucht von Cavalaire, hemmte die Fahrt und legte dort an der Mauer des kleinen Hafens an.

Diese ersten paar Schritte dann auf fester Erde, die waren von einer seltsamen Kraftlosigkeit: es war, als müßten wir unbedingt hinfallen; denn diese Erde war ja auch keineswegs fest, sie schwankte, gab nach wie ein molluskenhafter Körper, und die abgeschlossene Bucht mit ihrem Sandufer, mit dem Gasthaus und seinem Palmengarten, hinter dem eine ziemlich dichte Waldung rings im Kreise dieses Bild südlicher Stille einfriedete, sie schienen plötzlich vor uns auf- und niederzuwogen wie ein Gaukelspiel der Spiegelung im Wasser. Wir suchten unmittelbar aneinander Halt, packten uns gegenseitig an den Armen und schritten also vereint diesen ersten kurzen Gang über wiedergefundenes Land. Wir mochten einen ungewöhnlichen Anblick bieten: das Haar sträubte sich verwildert nach allen Seiten, die Kleider waren zerknittert und da und dort zerschlissen, aus Ottos mehr dunklem als hellem Kragen hing eine seiner kostbarsten Krawatten, seltsamerweise unversehrt, ganz merkwürdig ungehörig in solche Verwahrlosung hinab, und ich hatte die Jacke über den bloßen Oberkörper angezogen und hielt die Fetzen des Hemdes darunter zusammengeknüllt verborgen. In solchem Zustand mußte man uns wahrlich für das nehmen, was wir im Grunde genommen waren: für Gestrandete. Aber wir kümmerten uns um nichts dergleichen; wir torkelten einfach in jenen Palmengarten, der zur Mittagszeit entvölkert in der Gluthitze brütete und ließen uns dort in zwei der Lehnsessel fallen, die im kümmerlichen Schatten der Stämme standen. Drüben an der Hafenmauer lag die Schaluppe vertaut und bewegungslos, als bedürfe auch sie der Ruhe nach der Fahrt. Wir aber schmiegten uns zwischen die Rohrlehnen und schlossen die Augen. Wenn auch noch immer kein Schlummer über uns kam, da es ununterbrochen in uns aufrauschte und flutete, so dösten wir doch einige Zeit vor uns hin, um schließlich wieder zum Aufschwung gelangen zu können und zu fernerem Überlegen, was zu tun sei.

Wir waren noch nicht so weit, als vom Hafen her ein Mann eilends nahte und eine kleine Gesellschaft begrüßte, die hinter uns aus dem Gasthause getreten war. Ganz in unserer Nähe wir konnten die Menschen nicht sehen, bemühten uns auch gar nicht darum, ebensowenig bemerkten sie uns —, entwickelte sich ein Gespräch, indem der eben Hinzugekommene laut und lebhaft zu reden begann. Ich schoß auf und blickte in Ottos plötzlich geöffnete Augen; wir sagten vorerst kein Wort, wir lauschten nur angespannt der Meldung, die jener brachte. Es sei, stieß er hervor, ein schreckliches Unglück geschehen. Er komme eben von Le Lavandou, wo während der Nacht auf unerklärliche Weise zwei junge Leute, die dort ihre Ferien hätten verbringen wollen, verschwunden seien. Da am Strande ein Boot gefehlt habe, sei man zur Überzeugung gelangt, daß die beiden, wenn er nicht irre, seien es Schweizer, nachts in Unkenntnis der Gefahr eine Vergnügungsfahrt unternommen hätten und so natürlich vom Mistral verschlagen worden seien. Das ganze Dorf sei in Aufregung und beklage das Los der beiden, die ein Leichtsinn, ja ein Wahnwitz verdorben habe. Denn eines der beiden Rettungsboote, die morgens gegen acht Uhr auf Suche und Nachforschung ausgefahren seien, habe am Mittag den sicheren Beweis für das Ende der Leute gebracht: ein einzelnes Ruder, das herrenlos auf den Wellen getrieben. Das Boot selbst werde sich vielleicht zersplittert in den Felsen der Inseln noch finden oder sei ins offene Meer gepeitscht worden. Darauf fügte er diesem Bericht noch hinzu:

„Das Meer pflegt seine Opfer im allgemeinen zwei bis drei Tage zu halten, wenn sie nicht ein Raub der Fische werden. Es ist demnach anzunehmen, daß man dann irgendwo die geländeten Leichen wird bergen können."

Da überlief es uns kalt, und wir erschauerten. Diese nackte Feststellung, was mit unseren Leichen geschehen werde, zu vernehmen, daß wir für die Welt nun tot und erledigt galten, faßte uns an wie mit eisigen Fingern. Allem nach waren wohl auch schon die Telegramme unterwegs, die zu Hause unser Verenden berichteten! Wir hielten es so sitzend nicht mehr aus; es jagte uns auf die Beine, und wir schlenderten erregt dem Strande entlang hin und her. Glücklicherweise fand sich in unseren Taschen noch etwas Kleingeld, und als die lange, bange Stunde bis zwei Uhr endlich vorüber war, stürzten wir ans Telephon im Gasthaus, das wir bis anhin gerne gemieden hatten und gaben nach Le Lavandou Kunde von unserer Wiederauferstehung.

„Sie leben? Mein Gott, ich glaub', mich

trifft der Schlag —!" gellt die Stimme der Wirtin dort ins Rohr. Aber wir gaben uns alle Mühe, ihr klarzumachen, daß wir trotz allem noch Gelegenheit hätten, uns an Gottes Erde zu erfreuen, daß wir die Sache überstanden hätten und nun in der Bucht von Cavalaire uns nach einem Motorboot sehnten, das uns und — ihre Schaluppe zurückbrächte. Denn in diesem abgelegenen Nest war nichts Derartiges aufzutreiben. Sie gewann, als unsere Stimmen so erdhaft und keineswegs wie aus überirdischen Gefilden säuselnd klangen, offenbar mehr und mehr ihre Fassung zurück und versprach, selbstverständlich und ganz unbedingt das Nötige anzuordnen.

*

So geschah es auch. Wir wurden geholt, und abends sieben Uhr zielten wir gegen den Landungssteg von Le Lavandou; das schrille Glockenspiel, das dazu ausersehen schien, uns zu Grabe zu läuten, kündete eben die Vesper. Das kleine Boot pendelte ganz sorglos im Schlepptau, als wir um den letzten Vorsprung des Kaps einbogen und anliefen.

Am Ufer stand wahrhaftig die gesamte Bevölkerung des Dorfes versammelt, um jene zu sehen, denen so unfaßliches Heil widerfahren war. Kaum hatten wir unsern Fuß an Land gesetzt, als wir umringt und begrüßt und Hunderterlei zugleich gefragt wurden. Zumal die Frauen drängten sich an uns heran, fragten, wie alles geschehen sei, ob wir gebetet hätten und zu wem, (wenn die geahnt hätten, wie wir geflucht!), und ein alter, zahnloser Fischer rief, dies sei das größte Wunder, das nur alle Heiligen vereint zustande hätten bringen können. Aber da und dort entdeckten wir auch eine bedenksame Miene, aus der deutlich sprach, diese Tat sei keineswegs eine Heldentat gewesen und alles andere als rühmenswert. Wir brachen uns auf alle Fälle ziemlich kleinlaut Bahn durch die Menge und verschwanden in unsere Behausung, dachten nur daran, endlich Ruhe zu finden und Klärung unseres eigenen Erlebens und ließen alle die Zufälligkeiten der Ereignisse unberührt, die uns nachträglich noch eröffnet wurden, daß wir eines der wenigen Boote erwischt, die nicht leck gewesen und daß gerade jenes, in allen Fugen frisch geteert, als einziges eine solche Fahrt überhaupt habe bestehen können . . .

Als die Nacht wieder sank, lagen Otto und ich am Ufer. Der Wind hatte sich gelegt, und kleines Gewoge schwoll kräuselnd an und verperlte im Sand. Wir schauten hinaus ins Endlose; die Inseln drüben, als wären es nur graubraune Erdhaufen, so hingeworfen auf die dunkle Fläche, dämmerten mehr und mehr ein und schienen langsam zu entgleiten, ferner und ferner. Da erging es uns seltsam: wenn auch in der Erinnerung das Grauen dann und wann emporstieg und uns auf Augenblicke nachwehend beklemmte, so bannte doch stets von neuem die Größe der Ferne dort unser Schauen, als wären wir irgendwie auf ewig mit ihr verbunden und mit ihren tiefinneren Gewalten, als hätte sie etwas von uns dennoch an sich gerissen und halte es fest in ihren Pranken und locke, es wieder zu suchen, es in starkem Wunsche wiedergewinnen zu wollen. Und in alles Entsetzen und in jedes Erschauern vor ihrem zerstörenden Herrschertum legte sie so, als stünde auch sie in noch höherem Banne und müsse um dieser noch mächtigeren Kraft willen erweisen, daß alles, was sie vollbringe, im Namen einer allumfassenden lebendigen Liebe geschehe, irgendein unsterbliches Heimweh nach ihr in unsere Seelen, das mit uns weiter zu tragen eine heilige Bestimmung schien . . .

So endete dieser Tag. Es hätte keinen Sinn, jetzt alle diese Dinge zu erzählen, wenn sie nicht wirklich so eingetroffen wären und wenn ich nicht je und je versucht hätte, mir selber über diese eine Nacht Rechenschaft abzulegen, und es hat gewiß nur darum Sinn, sie so zu erzählen, weil ich immer und immer wieder mir selber über diese eine Nacht werde Rechenschaft ablegen müssen.

Uns hielt es damals im Dorfe nicht mehr lange. Wir standen zu sehr im Zwielicht. Die Zwiespältigkeit zwischen dem Staunen der Menschen dort unten, die uns nur noch „die Schiffbrüchigen" nannten und sonst uns in unserm zweifelhaften Heldentum beließen, und den Empfindungen in uns, die immerwährend schwankten zwischen einem einmaligen wirklichen Erleben und einem Bubenstreich, ließ uns keine innere Ausgeglichenheit mehr finden. Schon nach drei Tagen zogen wir still und gleichsam ohne umzusehen eines Nachmittags von dannen. Noch am gleichen Abend erreichten wir in Marseille den Nachtzug nach Paris, wo uns ein nebelfeuchtes Morgengrauen empfing.

Arnold Ulitz / Der Gaukler von London

Das Leben des Daniel Defoe

Von Karl Blanck

Der schlesische Dichter Arnold Ulitz, heute ein Fünfzigjähriger, hat uns schon manches ernste und problemreiche Buch geschenkt. Bei aller Kraft der Gestaltung erschien sein Schaffen etwas abseitig, vom Kriege und von der Schwermut des Ostens überschattet, tiefbewegt durch den Gegensatz zwischen Urnatur und Entartung: „Ararat“, „Die Bärin“, „Die ernsthaften Toren“, „Christian Munk“ und andere. Jetzt aber hat er in der Geschichte des Robinsondichters Daniel Defoe (s. Weltstimmen Jg. 1931 S. 231 ff.) einen Stoff und eine Gestalt gefunden, die ihn offenbar selbst aufs stärkste ergriffen und zu eigner Durchdringung gereizt haben. So ist ein überragendes Werk entstanden, eine wahrhafte Dichtung großer Art, von einem mächtigen Schwung emporgetragen, von einem heiligen Feuer durchglüht, voll von lebendigem Leben: Bild eines Menschen mit seinem Widerspruch und zugleich Kultur- und Sittenbild eines ganzen Zeitalters — aber nicht nur ein noch so meisterhafter historischer, sondern sogar ein politischer Roman, der uns einen Einblick in das Getriebe und die Hintergründe der geschichtlichen Entwicklung in England gibt, in das langsame, immer wieder von starken Gegensätzen bedrohte und zerrissene Zusammenwachsen eines Volkes zum Ganzen der Nation.

Daniel Foe, der Metzgerssohn aus London, durch seine junge Frau Susanne verschwägert mit dem Hause des Strumpfwarenfabrikanten und Kaufmanns Cooper, als dessen Geschäftsreisender er schon in jungen Jahren viel im Lande umherkommt, ist ein eifriger Patriot, ein aufrichtiger Anhänger der Dissenters, jener echten, freien und wahrhaft frommen Protestanten, die aber ebenso von der anglikanischen Hochkirche als Abtrünnige wie von der katholischen Reaktion des letzten Stuart, Jakob II. bekämpft werden. Unter dem Namen Robinson nimmt er unerkannt an dem Aufstandsversuch des Stuartbastards Herzog Monmouth teil, zieht sich aber noch rechtzeitig zurück, weil er den falschen Radikalismus und die innere und äußere Aussichtslosigkeit dieser mit unzulänglichen Mitteln eingeleiteten Rebellion durchschaut. Nachträglich schilt er sich selbst einen Verräter, weil er nicht mit seinen Freunden zusammen gekämpft und ihr Schicksal geteilt hat. Aber er rächt sie für alle Martern und Greuel, die von den rachsüchtigen Jakobiten über sie verhängt wurden. Sobald er sein dichterisches und journalistisches Talent entdeckt hat, bekämpft er in anonymen Flugschriften die amtliche Mißwirtschaft, die verfassungswidrige Bevorzugung der Katholiken und die Unterdrückung aller Andersdenkenden, auch wenn sie fromme Christen und gute Engländer sind — alle die verhängnisvollen Fehler, die sich die engherzige Willkürherrschaft der Stuarts zuschulden kommen läßt und die allmählich nicht nur die allgemeine Erbitterung, sondern auch die natürliche Widerstandskraft des Volkes immer stärker erwecken:

> Die Londoner begriffen es nicht mehr, daß sie die Hinrichtung des Herzogs geduldet hatten, das Haus des Henkers wurde von Garde bewacht, sonst hätte das Volk den Henker gehenkt. Scharlachrote Schnüre und Bänder wagten sich nur noch scheu auf die Straßen, die Höflinge fuhren nur unter starker Bedeckung zu Hofe, und die Mönche waren vollends verkrochen. Ohne Furcht schrie London seine Flüche über Jeffreys, der im Westen hängen, rädern, brennen, vierteilen und die Mädchenhände abhacken ließ, die dem Herzog Blumen zugeworfen hatten. Sogar Papisten baten für die Opfer, nur den König grauste fein Richter und sein Wüten nicht. Er ließ den katholischen Katechismus zu Tausenden verschenken, und ein Buch, das Frankreichs Greueltaten gegen die Hugenotten beschrieb, ließ er vom Henker verbrennen. Er setzte die protestantischen Offiziere der irischen Regimenter ab — aber die anglikanische Kirche lehrte von den Kanzeln noch immer, Widerstand gegen den König sei Widerstand gegen Gott, und der Apostel Paulus habe Gehorsam gegen einen Kaiser befohlen, der Nero hieß.
>
> Aber zehntausend kleine, gedruckte Zettel gingen in einer Spätsommernacht wie Schneefall über London nieder: „Die letzten Worte des edlen Grafen Argyle auf dem Schafott.“ „Ich maße mir nicht an, ein Prophet zu sein, aber ich weiß, die Befreiung kommt und läßt nicht mehr lange warten.“ Zehntausend Hände griffen eines Morgens gierig nach diesen Zetteln, zehntausend Münder flüsterten die Worte der Hoffnung weiter, die ganze Stadt erzitterte in süß schmerzlicher Ahnung.

In Daniel Foe aber lebt am stärksten die allgemeine Unruhe, ihn treibt ein Geist, der über ihm steht und ihm die flammenden Worte, den schlagenden und vernichtenden Witz, alle aufpeitschende Schärfe politischer Beredsamkeit

eingibt, durch die er dem stummen Gefühl der Unterdrückten Ausdruck verleiht, die ihnen Hoffnung und Zuversicht gewähren, ihre künftigen Taten schon im Geiste vorbereiten. Bei der Ankunft einer Schar französischer Hugenotten, die um der Freiheit des Glaubens willen verfolgt und aus ihrem Vaterlande vertrieben sind und nun bei den englischen Glaubensbrüdern eine neue Heimat suchen und finden, kommt es zum erstenmal auch zu einer öffentlichen Verbrüderung zwischen Anglikanern und Dissenters.

Opferfreude erfüllte die Tausende, Brudergefühl versippte sie, und als Daniel in heißer Aufwallung rief: „Singet, singet!", begannen sofort viele einen Choral. Der sprang von Herz zu Herz, bald sangen Hunderte, dann sang die ganze menschendurchbrauste Straße, und hinter der feierlichen Weise glaubte Daniel noch einen andern, einen kämpferischen Ton zu vernehmen: „Ein Heer bricht auf, ein Heer marschiert, ein Protestantenheer!"

Aber immer wieder muß er seine Glaubensfreunde vor einer allzu großen Versöhnlichkeit gegenüber dem scheinbaren Entgegenkommen des Königs und vor der allzu willfährigen Haltung der Hochkirche warnen:

„Wenn ein Wegelagerer mordet und raubt und dann einem Bettler am Wegrand tausend Schillinge schenkt, sind Mord und Raub hierdurch zu guten Taten geworden? Wenn der beschenkte Bettler das blutbefudelte Almosen annimmt, so möge ihm verziehen werden, weil seine Kinder daheim nach Brot schreien, nie aber verziehen werde dem Räuber, und ebenso niemals dem Reichen, der es durch seine Härte verschuldet hat, daß der Bettler blutiges Brot annehmen muß! Höret mich an, Dissenters, meine Brüder: König Jakob ist jener Räuber, die Hochkirche ist der herzlose Reiche, und ihr? Seid ihr auch wirklich wie der Bettler, dessen Kinder nach Brot wimmern?

Besinnet euch, ehe ihr wagt, euch selber loszusprechen! Geht es euch wahrlich so bitter schlecht, daß ihr ehrlos werden müßt? Ihr habt euern Abendmahlswein bisher getrunken aller Verfolgung zum Trotz, wer also will schamlos genug sein, sich einen Verschmachtenden zu nennen? Ihr wollt euern Abendmahlswein aber in Bequemlichkeit trinken, hütet euch, Dissenters, vor der Bequemlichkeit! Mißtrauet dem, der euch den Trunk so behaglich macht, denn in Wahrheit nennt er euern heiligen Wein ein höllisches Gift! Wollet ihr Almosen nehmen aus solcher Hand, Güte hören aus solchem Munde?"

Oft genug hat er auch Stunden der Anfechtung und der Schwäche, in denen er sich selbst einen Feigling, einen bloßen Prahler und Wortemacher schilt. Aber immer wieder rafft er sich auf zu Kampf und Bekenntnis, schlägt die Gegner mit ihren eigenen Waffen, deckt ihre geheimsten Ziele, ihre heimtückischen und arglistigen Methoden auf, die er mit rastlosem Spürsinn auswittert und durchkreuzt.

Aufruhr durchzuckt das Land, und Daniel Foe hat das Seine dazu getan, ihn zu entfachen. Als aber die ersten revolutionären Ausschreitungen geschehen, da erschrickt Daniel selbst vor der dämonischen Macht der „schwarzen Kunst", des gedruckten Worts. Er ersehnt die baldige Ankunft Wilhelms von Oranien, der England befreien und einer besseren Zukunft entgegenführen soll und dem er sich auf einer Geschäftsreise in Holland durch den Grafen Bentingk genähert und verbündet hat. Und der aufgezwungene Kampf um die Freiheit und das Glück seines Volkes stählt ihn selbst, macht ihn härter und schärfer gegen die unerwünschten und doch unvermeidlichen Folgen seiner geistigen Taten. Mit bitterem Hohn ist sein „Vademekum für junge anglikanische Geistliche" erfüllt — ein geistvolles Pamphlet von unerhörter Schlagkraft:

Ein junger Geistlicher wirft sich zerknirscht seinem Bischof zu Füßen und berichtet ihm, der Satan habe ihn verleitet, an Seiner Majestät zu deuteln und zu mäkeln. Er zählt unter Tränen alle Taten des Königs auf, die gegen das Gesetz verstoßen, und schluchzt aus tiefer Not:

„Verstand und Gerechtigkeitsliebe sagen mir, Vater, daß ich dem Könige widerstehen müßte wie dem Leibhaftigen selber, helfen Sie mir, Vater, wenn ich im Irrtum bin!"

„Ja, du irrest, mein armes Kind, denn wahrlich, die Kirche steht jenseits von Verstand und Gerechtigkeitsliebe und heißt dich dulden, dulden ohne Widerstand!"

„So ist der König ein unumschränkter Herr?"

„Er ist es."

„Und wenn sein Geist umnachtet wäre?"

„Der umnachtete Geist des Königs ist noch wie ein klarer Sommertag gegen den Geist der anglikanischen Kirche!"

„Und wenn er befähle, daß Osten Westen und Norden Süden sei?"

„So wäre Osten Westen und Norden Süden!"

„Und daß sich fortan die Sonne um die Erde drehe?"

„So würden wir von den Kanzeln verkünden und in den Schulen lehren lassen, daß sich die Sonne um die Erde dreht!"

„Und wenn er befähle, daß ihm die Jungfrauen des Landes zugeführt würden?"

„So müßte es geschehen nach seinem Willen! Wer auch möchte ihn tadeln, mein Sohn, da doch Katharina Sedley und Arabella Churchill (die Geliebten des Königs) nur fleischlose Gerippe sind?"

„Und wenn er seine Boten in die Lombardstraße schickte, um die Kassen der Kaufleute in den königlichen Säckel umschütten zu lassen?"

Nun freilich wird der Bischof bleich und seufzt, aber er ringt sich nach einem Stoßgebet durch und antwortet zitternden Mundes:

„So müßte gehorcht werden!" . . .

„Und wenn er zu befehlen geruhte, daß nur Katholiken im Parlament sitzen dürfen? Und daß jedes Gesetz nur Gültigkeit habe, so lange es Seiner katholischen Majestät beliebt?"

„So geschehe alles nach seinem Willen! Kein Widerspruch. Kein Widerstand!"

„Und wenn er Franzosen und Irländer ins Land riefe, um die frechen Nacken seines Volkes endlich geschmeidig zu machen?"

„Kein Widerstand! Kein Widerstand! Kein Widerstand!"

„So will ich Abschied nehmen, ehrwürdiger Vater!"

„Geh hin in Frieden, geh in dein Gotteshaus und predige die Indulgenz (s. u.), dann wirst du wohlgefällig sein!"

„Gewiß, mein Vater, aber hernach will ich sofort nach Whitefriars ziehen, ins Asyl der Verbrecher, wo Fälscher und Ehrabschneider straflos hausen, weil ich sodann ein Fälscher am Wort Gottes und ein Abschneider der englischen Ehre bin!"

Das Vademekum wurde in zwei Nächten verstreut, und zwölf Raubdrucke, über die John Fuller (Defoes Drucker) in Raserei geriet, wurden veranstaltet.

Aber auch die anglikanischen Bischöfe widersetzen sich dem Versuch des Königs, durch die Indulgenzakte die volle Gleichberechtigung und damit die spätere Vorherrschaft seiner katholischen Anhänger durchzusetzen; sie werden verhaftet und durch die unbeugsame Gerechtigkeit der englischen Richter und den einmütigen Widerstand der Nation über alle Spaltungen hinweg befreit.

Dann gerät Daniel an den Mann, der ihm selbst zum Schicksal wird, an Robert Harley, einen klugen und zielbewußten Politiker, klüger und zielbewußter als Daniel selbst, der allmählich dahintergekommen ist, daß die verhaßten Papisten und sogar die verachteten Irländer nicht nur Gegner, sondern auch Menschen sind, daß es überall gute und fromme Menschen, aber auch rohe und wilde Bestien gibt, die selbst die reinste und größte Sache beflecken. Aber das ist allzuviel Duldsamkeit, allzuviel menschliches Verständnis für einen, der erwählt ist, das Schwert des Geistes zu führen.

Die Revolution siegt, und die Herrschaft der Stuarts bricht zusammen. Aber während das Volk sich erhebt, gerät auch der Mob in Bewegung.

Aber auch Whitefriars, das Asyl der Ehrlosen, die Senkgrube Londons, spie sein Gesindel aus, und brave Menschen wurden von den Verbrechern verpestet, wollten etwas Wildes vollbringen, mußten Gewalttat üben, um nicht verrückt zu werden. Keine katholische Kapelle blieb unzerstört. Aus den Wohnungen der Papisten wurden Schränke, Tische, Truhen durch die Fenster gestürzt. Feuer flammten auf, und dann wirbelte aus den Fenstern ein Schneefall von Bettfedern, und die Flocken sanken in die Flammen und verbrannten mit Gestank.

Mit der Herrschaft des neuen Königs steigt auch Daniel Foe empor, der sich jetzt Daniel Defoe nennt, ein reicher Mann, ein großer Publizist und ein guter Kaufmann zugleich. Seine Frau Susanne ist tot, ein irisches Mädchen namens Agatha, das ihm den Haushalt führt, eine gute getreue Magd, ist seine Geliebte und wird bald seine Gattin sein.

Nach dem frühen Tode des Oraniers aber regiert Anna, die protestantische Tochter des verbannten Stuart-Königs; und so kämpft Defoe weiter wie zuvor gegen alle Heuchelei und alle Krämergesinnung des englischen Bürgertums, gegen alle Postenjägerei auch in den eigenen Reihen; er macht sich durch seine Flugschrift „Kurzer Prozeß mit den Dissenters" bei allen Teilen, bei den Dissenters wie bei den Anglikanern, gleich unbeliebt. Die früheren Anhänger werfen ihm die Fenster ein, und schließlich wird er gefangen und eingesperrt. Die eigenen Kinder aus der ersten Ehe rücken von ihm ab; nur Agatha hält noch zu ihm. Aber auch das Volk hat ihn richtig verstanden, als den wahren Vorkämpfer einer kompromißlosen Gesinnung, die nicht etwa den Glauben, sondern nur die falschen Frömmler und bequemen Duckmäuser verhöhnt:

„Seht, seht doch die Frommen, die Strengen, die Reinen, sie sind nicht zufrieden, daß ihrer die ewige Seligkeit wartet; sie begehren auch die irdische Seligkeit. Der Seelenfrieden macht sie nicht satt, sie hungern auch nach irdischem Beamtengehalt. Aber welch Dilemma! Sind doch die irdischen Pöstchen allein den Anglikanern vorbehalten! Was also tun? Den Himmel nicht verscherzen, der Erde nicht entsagen! Das himmlische Manna schlecken, aber den englischen Weizen nicht ungefressen lassen! . . . Hüte dich, mein England, hüte dich, mein Volk! Ihr seid das Volk der Kaufleute; Engländer, hütet euch,

daß ihr nicht mit Gott selber unsaubere Geschäfte versucht! Duldet keine Heuchler, Anglikaner, sonst werdet auch ihr zu Heuchlern! Sagt nicht „im Namen der Religion", ihr Dissenters, wenn ihr sagen müßtet: „Im Namen des Geldbeutels!"

Und als dann der Verurteilte öffentlich am Schandpfahl steht als überführter Feind des Staats und der Kirche, der allgemeinen Verspottung preisgegeben — da regnet es nicht wie sonst Steine und Kehricht, sondern Blumen über Blumen, und „bebend vor Rührung, leuchtend vor Trotz und Triumph" trägt Daniel Defoe unterm Jubel der Menge seine „Hymne an den Pranger" vor:

O rätselhaftes Räderwerk, o Staat,
Zermahlst den Geist und seine kühne Tat . . .

Das ist sein größter Augenblick—Schmach, die sich in Ruhm verwandelt . . . Doch nun geht es abwärts mit Daniel Defoe. Das Gefängnis zermürbt ihn. Das Wort vom Räderwerk, das den kühnen Geist zermahlt, wird zur bitteren Wahrheit, und schließlich wird er zum gefügigen Werkzeug in der Hand Robert Harleys, der vom Sprecher des Unterhauses zum Staatssekretär emporgestiegen ist. So gewinnt der Gefangene seine Freiheit nur, um sie aufs neue zu verlieren: er wird zum Zeitungsschreiber im Dienste der Regierung, ein Mietling, der nicht mehr die eigene Überzeugung, sondern auf merkwürdigen Umwegen die offizielle Politik vertritt, dabei aber unter Harleys Nachfolgern auch seinen Standpunkt wiederholt wechselt und schließlich auf höheren Befehl auch zweierlei Meinungen gleichzeitig zur Geltung bringt. Lüge ist sein Werktag, Wahrheit nur noch sein Feiertag, in der verborgenen Gemeinschaft mit seinem Weibe und seinem Kinde. Und doch lebt in ihm stets die leidenschaftliche Liebe zu seinem Vaterlande, dem er noch immer auf seine Weise dient.

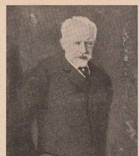
In seinem „Robinson Crusoe" aber richtet er das Ideal seiner Träume auf, vom naturhaften Dasein auf einem fernen Eiland, von paradiesischer Unschuld und einfachem Tagewerk — ein Vorbild für jede neue Jugend bis auf unsere Tage. Aus dem Lügner, dem politischen Mietling, dem „Lumpen Englands", ist der Dichter eines unsterblichen Werkes geworden. Und der Rest seines Lebens gilt der Einkehr und Buße, dem Verzicht auf Anerkennung und Gewinn; er wird zum Wohltäter der Armen und stirbt selbst arm und einsam wie ein Bettler. Nur die treue Agatha ist noch in der letzten Stunde an seiner Seite.

Eine neue englische Literaturgeschichte

Es gehören ungewöhnliche Belesenheit, eigene Urteils- und Gestaltungskraft dazu, um ein Werk vorzulegen, wie es Walter F. Schirmer, Ordinarius für Anglistik an der Berliner Universität, veröffentlicht: Geschichte der englischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart (Max Niemeyer, Halle a. d. S., 679 S., 20,— RM). Dieses Buch dürfte für die nächsten Jahre und vielleicht sogar auf Jahrzehnte hinaus die maßgebende englische Literaturgeschichte in deutscher Sprache sein. Der Stoff ist in fünf große Abschnitte eingeteilt: die germanische Welt, das romanische und gotische Mittelalter, die Zeit der Renaissance, Barock und Klassizismus, Romantik und Realismus. Für Schirmer ist Literaturgeschichte vorwiegend Geschichte der Gattungen, und so sind die großen Abschnitte jeweils nach den einzelnen Formen der Dichtung gegliedert. Epische Legendenerzählung, Preislied und Erzähllied, geistliche Buß- und Lehrdichtung und neue Stabreimdichtung, Volksballade, Kritik und Übersetzungen, die puritanische Predigt, die empfindsame Komödie, der Schreckensroman, das symbolistische und poetische Drama, der soziale Roman sind einige der zahlreichen Unterabschnitte. Im allgemeinen wird der schwer überschaubare Stoff auf diese Weise sehr übersichtlich geordnet, wenn auch in einzelnen Fällen, wie bei Shakespeare, das Werk eines Dichters in der Betrachtung auseinandergerissen wird.

Schirmer sieht und untersucht mehr das von der Zeit unabhängige, das in sich geschlossene Kunstwerk als die zeit- und kulturgeschichtlichen Bindungen und Ausdrucksformen. Auch die Persönlichkeit des Dichters tritt in seiner Darstellung weitgehend zurück. Das erste Kapitel über die germanische Welt bedeutet eine besondere Bereicherung unseres Schrifttums, weil es eine höchst dankenswerte Zusammenfassung zahlreicher Einzeluntersuchungen bringt. Ebenso hohen und einmaligen Wert besitzt die großzügige Schilderung mittelalterlichen englischen Geisteslebens und englischer Dichtung im zweiten Kapitel. Das ritterliche 12., das theologisch-strenge 13., das politisch-kritisch-bürgerliche 14. Jahrhundert werden jedes in seiner Eigenart treffend gekennzeichnet. Man mag aufschlagen, wo man will, immer ist man durch die Vollständigkeit des behandelten Materials, das sichere Urteil, die feinsinnige Betrachtungsweise und die klare, sehr lesbare Form der Darstellung aufs neue überrascht. Es ist wirklich ein reifes Werk, das jedem Leser Freude und Belehrung verschaffen wird.

Arnold Fratzscher



Peter Tschaikowsky.
nach einem Gemälde von G. N. D. Kusnetzoff aus C. Drinker Bowen und Barbara von Meck „Geliebte Freundin"

Peter Tschaikowsky, der große russische Komponist, war ein Mensch, der sich gern vom Getriebe der Welt fernhielt und in größter Zurückgezogenheit lebte. So kam es, daß auch seine besten Freunde nicht wußten, was in seinem Innern vorging.

Nun fand sich in Rußland im Nachlaß des von den Bolschewiken ermordeten Sohnes einer Frau Meck ein Briefwechsel zwischen dieser und Peter Tschaikowsky. Durch diesen Briefwechsel wird uns manches klar; er läßt uns einen tiefen Blick in die Seele eines Musikers tun, der unendlich schwer an diesem Erdendasein trug. Die Freigabe dieses Briefwechsels hat wie eine Sensation gewirkt. In deutscher Sprache sind allein drei neue Tschaikowsky-Bücher erschienen.

In dem Buch „Die seltsame Liebe Peter Tschaikowskys und der Nadjeschda von Meck (Verlag Koehler und Amelung, Leipzig, 319 S., RM 4.80) finden wir die wichtigsten Briefe, die diese beiden Menschen einander schrieben, in einer ausgezeichneten Übertragung durch den in Wien lebenden russischen Musiker Sergei Bortkiewicz wiedergegeben. Durch diese Briefe kommt uns Peter Tschaikowsky nicht nur als Mensch näher, wir gewinnen auch einen Einblick in das Musikleben der siebziger und achtziger Jahre.

Geliebte Freundin!

Tschaikowskys Lebensroman im Buch

Von

Wilhelm Locks

„Tschaikowsky", Geschichte eines einsamen Lebens nennt Nina Berberowa ihr Buch, in dem sie das ganze Leben Tschaikowskys schildert: seine freudlose Jugend, sein Heranwachsen, seine Erfolge und sein Ende. Es ist ein Buch, das in dichterischer Weise das Ringen eines Künstlers widerspiegelt, der sich unter den Menschen völlig fremd fühlte und doch ihre Liebe und ihr Verstehen so sehr brauchte. (Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin, 392 S. mit Bildern, RM 5.50.)

Und noch ein Tschaikowsky-Buch liegt uns vor: „Geliebte Freundin", Tschaikowskys Leben und sein „Briefwechsel mit Nadeschda von Meck" von C. Drinker Bowen und Barbara von Meck (Paul List Verlag, Leipzig, 477 S., RM 7.80). Aus diesem Buch lernen wir Tschaikowsky von dem Augenblick an kennen, wo Nadeschda von Meck in sein Dasein tritt. Da uns das Buch „Geliebte Freundin" von diesen drei Büchern zuerst vorlag, bringen wir in folgendem einen Überblick über den Inhalt des Werkes.

Nadeschda Philaretowna war die Tochter eines russischen Adeligen. Mit siebzehn Jahren hatte sie Karl Georg Otto von Meck geheiratet, einen deutschen Edelmann aus Riga. Karl Georg von Meck war Ingenieur und stand im Staatsdienst; er verdiente 1500 Rubel im Jahr. Als er auf das Drängen seiner Frau seinen Abschied nahm, befand sich die Familie in einer solchen Notlage, daß sie, mit fünf Kindern und der Familie des Mannes, 20 Kopeken täglich zum Leben hatten. Das war hart, und doch bereute Nadeschda keinen Augenblick, daß sie ihren Mann zum Austritt aus dem Staatsdienst verleitet hatte. Sie hatte mit ihrem sicheren Blick erkannt, wie ungewöhnlich Karl Georg

gerade für den Bahnbau begabt war. Es fehlte ihm zwar jeglicher Geschäftssinn, und bei dem ersten selbständigen Bahnunternehmen, zu dem ihn seine Frau angetrieben hatte, verlor er nicht nur seine geringen Ersparnisse, sondern auch die Mitgift seiner Frau. Nun nahm Frau Nadeshda selbst die geschäftliche Leitung der Unternehmungen ihres Mannes in die Hand. Er baute eine Bahn von Moskau bis nach Rjasan, seine beiden ältesten Söhne Wladimir und Nikolai führten sie dann über die Wolga bis nach Kasan und schließlich noch weiter bis in den Ural. Als er, etwas älter als fünfzig Jahre, starb, hinterließ er ein großes Vermögen und zwölf Kinder, von denen das älteste, Wladimir, 24 Jahre alt war.

Nadeshda von Meck besaß eine außergewöhnliche Willensstärke. Sie war hoch von Wuchs und hatte eine tiefe Stimme; ihre Bewegungen waren langsam, ausgeglichen und voll Anmut, ihre dunklen Augen waren nachdenklich und erglühten leicht. Diese Witwe verzehrte sich in Sehnsucht nach der Liebe eines Menschen, der mehr war als ihr gewachsen: nach einem Gott, den sie anbeten konnte. Karl Georg war ihr gewachsen gewesen; sie hatte einen großen Mann aus ihm gemacht und ihren Gott dabei verloren. Und nun trat — im Winter 1876 — ein Mann in ihr Leben, der für 13 Jahre ihr Gott wurde: Peter Tschaikowsky.

Es war Tschaikowskys Musik, in die sich die Witwe verliebt hatte. „Nachdem ich Ihren ‚Sturm' gehört hatte", so schrieb sie an Tschaikowsky, „befand ich mich tagelang in einem Taumel, aus dem ich mich nicht zu lösen vermochte." Dieser Taumel hielt an, länger als ein Jahrzehnt. Nadeshda von Meck, eine als launisch, ja, als herrisch bekannte Frau, sah viele Jahre lang ihre höchste und schönste Aufgabe darin, diesen Musiker, dessen Kompositionen ihr so viel Seligkeit bereiteten, den Weg zum Erfolg zu ebnen, ihn von der Fronarbeit, die der Unterricht am Konservatorium für ihn bedeutete, zu befreien und ihn durch laufende Unterstützungen in die Lage zu versetzen, sich nur noch ganz seinen Kompositionen zu widmen.

In der taktvollsten Weise half sie ihm, trotz seiner anfänglichen Scheu, sich von einer Frau, mochte sie noch so reich sein, unterstützen zu lassen. Vom Beginn ihrer Beziehungen an verstand sie es, ihm Vertrauen zu ihrer Person einzuflößen. Das bedeutete sehr viel, denn Peter Tschaikowsky war von einem fast krankhaften Mißtrauen erfüllt; er mied die Menschen, wo er nur konnte. Frau Nadeshda weckte sein Selbstvertrauen; sie spürte all seinen Regungen nach und brachte es fertig, daß dieser ganz in sich selbst versunkene Mensch dem Leben wiedergegeben wurde. Als Tschaikowsky, wohl um den Gerüchten über seine unnatürliche Veranlagung die Spitze zu brechen, sich verheiratete, da ließ sich Nadeshda von Meck nicht anmerken, wie tief diese Nachricht sie traf. Sie hatte die Geduld der liebenden Frau; und diese Geduld sollte reiche Früchte tragen. Die Ehe, die Tschaikowsky geschlossen hatte, erwies sich schon in den ersten Wochen als denkbar unglücklich. Tschaikowsky mußte gerade von dieser Antonia, die nicht das geringste Verständnis für seine Musik besaß, bald abgestoßen werden. Er floh vor ihr, und Frau Nadeshda, die diese Entwicklung der Dinge kommen sah, half ihm bei dieser Flucht.

Das Verhältnis dieser beiden Menschen zueinander war wie eine russische Romanze. Sie haben tatsächlich nie ein Wort miteinander gesprochen. Während Nadeshda von Meck, die andauernd kränkelte, im Süden weilte, besuchte Peter Tschaikowsky ihr schönes Heim in Moskau; er ließ sich durch alle Zimmer führen und träumte sich in ihr Wesen hinein. Dieser Besuch verstärkte seine Sehnsucht nach ihr, er verdoppelte aber auch seine Angst, sie persönlich kennenzulernen. Er folgte ihr nach Florenz. Hier wohnten sie räumlich voneinander getrennt, aber sie dachten aufs innigste aneinander. Der Zufall brachte es mit sich, daß sie einander sahen, einmal auf der Straße, dann im Theater.

„Ich habe Sie gestern im Theater sehr gut gesehen und brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich mich freute, um so mehr, als Sie ja noch am Tage vorher nicht ganz gesund waren. Wie Sie, ging auch ich nach dem zweiten Akt." Und Frau Nadeshda schrieb ihm: „Gott, wie ich Sie liebe, und wie glücklich ich bin, daß ich Sie erkannt habe! Wenn ich des Morgens aufstehe, sind Sie mein erster Gedanke, und den ganzen Tag über spüre ich unablässig Ihre Nähe; mir ist, als sei die Luft davon erfüllt. Wie kalt es hier auch ist, wie unfreundlich das Wetter, ich möchte doch nicht fort von hier; Ihre Nähe ist mir unerschöpfliche Seligkeit."

Die Wochen in Florenz, von denen Tschaikowsky später schrieb, daß sie die glücklichsten seines ganzen Lebens waren, gingen dahin. Frau Nadeshda reiste mit ihren Kindern nach Wien, und Tschaikowsky fuhr nach Paris. In jenen Jahren schuf er Werk auf Werk: seine Symphonien, von denen er die Vierte mit dem Untertitel „Meinem besten Freunde" Frau Nadeshda widmete, seine Opern „Eugen Onegin" und „Pique Dame", seine Kammermusik. Er wurde berühmt und galt als der bedeutendste Komponist Rußlands. Voll inniger Liebe hing er an der Frau, die ihm einen solchen Aufstieg ermöglicht hatte, durch deren tätige Hilfe er so unabhängig wurde, daß er all diese Werke schaffen konnte. Ihre Briefe waren ihm wichtiger als alles; sie zeigten ihm, daß er nicht allein war, daß ein Mensch lebte, der nur für ihn da war.

Eines Tages aber kam ein Brief, der ihn aus allen Himmeln riß. Frau Nadeshda schrieb ihm, ihr Vermögen stehe vor dem Zusammenbruch, und sie könne ihm in Zukunft keinerlei Geldzuwendungen mehr machen. Es war nicht diese Eröffnung, die Peter so tief erschreckte, sondern vielmehr der Ton des Briefes; dieser war kurz und seltsam und ganz anders als alles, was Frau Nadeshda ihm im Laufe ihrer langjährigen Vertrautheit jemals geschrieben hatte. Der ganze Brief trug den Stempel eines unfaßbaren, verhängnisvollen Abschieds . . .

Peter Tschaikowsky las den Brief immer wieder, aufs tiefste beunruhigt. Er antwortete sofort: sein Einkommen in den letzten Jahren setze ihn in die Lage, auf alle weiteren Unterstützungen zu verzichten. Und dann schrieb er: „Ohne jede Übertreibung darf ich sagen, daß ich Sie nie auch nur einen Augenblick vergessen habe oder je vergessen könnte, „denn jeder Gedanke an mich stößt immer und unausweichlich auf Sie . . ." Peter Tschaikowsky erhielt auf diesen Brief keine Antwort. Er versuchte auf Umwegen, durch dritte Personen, Nachricht von Frau Nadeshda zu erhalten; es war alles umsonst. Man teilte ihm mit, daß Frau von Meck sehr krank sei, ihre scheinbare Gleichgültigkeit sei durch diese Krankheit bedingt und durch nichts anderes.

Peter Tschaikowsky glaubte nicht an diese Begründung. Gewiß, sie war krank, die Krankheit konnte sich auch verschlimmert haben, aber dies durfte doch nicht der Grund sein, sich ganz von ihm abzuwenden. Er war tief verletzt. Die Wunde, die ihm sein „bester Freund" geschlagen hatte, sollte nicht heilen. Er wurde immer schwermütiger. Im Jahre 1893 starb Peter Tschaikowsky an der Cholera, 53 Jahre alt.

Und Nadeshda von Meck, was war mit ihr? Warum hatte sie sich so plötzlich von dem Manne abgewendet, der ein Jahrzehnt lang der Inhalt ihres Lebens gewesen war? Vielleicht war dies der Grund:

Wladimir, ihr ältester Sohn, der die Geschäfte seines Hauses so erfolgreich geleitet hatte, war an einem Leiden, gegen das alle Kunst der Ärzte machtlos war, tödlich erkrankt.

Tag für Tag beobachtete Frau Nadeshda, selbst hustend, ihren Sohn, diesen bezaubernden, unwiderstehlichen jungen Menschen, und sah den fortschreitenden Verfall von Körper und Geist. Und eine Stunde kam, da sie sich nicht mehr damit abfinden konnte. So suchte sie nach einem Feinde, nach etwas, was sie packen konnte, etwas, wogegen sie sich wehren, wogegen sie jeden wachen Augenblick ankämpfen konnte. Sie fand dies in dem Gefühl der eigenen Schuld. All diese Jahre hatte sie nur für eines Auge und Ohr gehabt, nur auf einen Menschen all ihr Augenmerk gerichtet, und dieser Mensch, der weit außerhalb des Bereichs ihres Muttertums stand, war Peter Tschaikowsky. Bei Tag und bei Nacht war sie innerlich mit Peter Iljitsch beschäftigt gewesen, mit seiner Musik, seinen Briefen, ihren Antworten auf seine Briefe. Insgeheim hatte sie diese Freuden genossen. Wladimir hatte nichts davon gewußt. Sie hatte ihren Sohn von sich gestoßen und im geheimen einen Abgott an seine Stelle gesetzt und dadurch ihren Sohn vernichtet. Es war unmöglich, das alles oder auch nur etwas davon Peter Iljitsch mitzuteilen, unmöglich, sich jemand anzuvertrauen.

Dies war die Erkenntnis, aus der heraus Nadeshda von Meck jenen letzten Brief an Peter Tschaikowsky schrieb, der mit den Worten schloß: „Vergessen Sie nicht, und gedenken Sie meiner zuweilen."

Nadeshda von Meck lebte danach noch dreieinhalb Jahre. Sie starb fern von Hause, in Wiesbaden, am 13. Januar 1894, nur drei Monate nach Tschaikowskys Tod in Petersburg. Sie wurde in Moskau bestattet, in der Stadt, die sie geliebt hatte, auf dem Friedhof des Klosters des Heiligen Alexej, an der Seite ihres Mannes, des wagemutigen Karl Georg Otto von Meck.

Guy de Pourtalès

Der wunderbare Fischzug

Von Käthe Lambert

Paul Villars, ein junger Mann in den zwanziger Jahren, Sproß einer der ältesten Genfer Familien, trägt, als in den Nachbarländern der große Krieg ausbricht, eine Ansichtskarte bei sich: die Reproduktion eines sehr alten Bildes, das der Schweizer Meister Konrad Witz aus dem Panorama des Genfer Sees erstehen ließ: Jesus, der mitten auf dem Wasser dem Fischerboot und dem versinkenden Petrus entgegenschreitet. Es ist ein Bild voll alter frommer Einfalt und zärtlich tiefen Schauens, das unsichtbar das Motto trägt: ich will euch zu Menschenfischern machen.

Der junge Mann, der Paul Villars heißt, mag das Bild. Er liebte es immer, weil der Sonnenglanz seiner Heimat darauf lag, das festlich-lichte Ufer Genfs, das schimmernde Motiv des großen Berges im Hintergrund, und der Himmel, der über seiner Jugend Wache hielt.

Aber in diesen Tagen, die die Welt erschüttern, da die Erde gewandelt ist von einem Tag zum andern, aus Spiel in Schmerz, aus Sonnenglanz in Erz — hat auch das Bild des alten Mönches plötzlich eine andere und tiefere Bedeutung. Im Blickpunkt dieses großen Krieges, der hinter den Grenzen dröhnt, erscheint ihm alles, was bisher wichtig war, sehr klein: behütete Kindheit, sorglos vertane Jugend, der Liebeskummer um eine Frau — aber was hat er schon geleistet? Womit seinem Leben Wert und Halt gegeben? Und er beschließt (wie viele junge Leute seiner Zeit), ein anderer zu werden, nicht mehr Schatten und Empfindungen nachzulaufen, sondern Menschen zu suchen im blutenden Wirrsal der Zeit, wo das Leben seinen äußersten Einsatz auf das große Schachbrett des Todes wirft. Paul Villars meldet sich freiwillig zu den Franzosen, denen er, seiner väterlichen Abstammung nach, zugehört.

An der Seite der Kameraden sterben die Träume von Frauen. Das helle Land jenseits des Jura versinkt. Was weiß er noch von den alten Schlössern der Großväter: Tannery und Belmont, mit der Tiefe ihrer dunklen Gärten, dem Grab der frühverstorbenen Mutter, den Nußbäumen am Seeufer, den ungefügen schweren Fischerbooten, in denen der Knabe Paul mit seinem Großvater auf die kleine Sommerinsel hinüberfuhr, zu Aussätzigen und Blöden.

Da war noch die große Prachtstraße in Genf, darin der Adel des Reichtums und der Wissenschaften wohnte. Pauls Kindheit spielte sich in der mutterlosen Kühle vereinsamter Zimmer ab, seine Erziehung ging den genormten Gang wohlhabender Patriziersöhne in einer Stadt, in der kalvinistischer Puritanismus und Rousseausche Gefühlsschwelgerei sich vereinen. Er hatte Musik studiert. Die Liebe zu den deutschen Meistern erbte er vom Vater, Deutschland wird ihm durch Schubert, Mozart, Beethoven — und durch eine junge Ärztin bekannt.

Von Frauen weiß er wenig. Er kennt seine kleine wilde Kusine Antoinette, er hat ein paar Knabenerlebnisse, die ihn verwirren, er findet einen freundschaftlichen, durch kein Begehren getrübten Ton zur jungen Medizinerin. Dann lernt er Louise Landrizon kennen: ein Mädchen, wie ein Überbleibsel aus der Zeit Rousseaus, zu schwach zur Liebe und zu feige vor den Konsequenzen. Sie gleicht, so kennzeichnet sie ihr unglücklicher Liebhaber nach Jahren einer unfruchtbaren Leidenschaft, „einem mit Geheimschrift beschriebenen Notenblatt, das niemand je wird singen können — Arme ohne Umarmung, Liebe ohne Erbarmen". Und er verflucht das „Übermaß von Seele", die er steril nennt, weil sie körperlos bleibt und nie

zum Herzen der Dinge dringt. Ein sanfter Vampyr ist sie, der ihn verstößt und hält, quält und nicht losläßt, durch Abweisung erschöpft und durch Verzicht martert. Louise wird zum Sinnbild seiner schwelgerischen und von Empfindungen beherrschten Jugend, die weltschmerzlich ohne die gewohnte Welt nicht sein kann, in traditionsgebundener Unfreiheit nach irgendeiner Freiheit sucht und sich in bittersüßer Schwäche gefällt, ohne die eigene Kraft zu ahnen.

Der letzte Nachklang eines gestorbenen Jahrhunderts lebt noch in dem Lande, in dem das Dasein einen soliden Gang geht, bis das Wetterleuchten auch am schweizerischen Himmel zündet, neue unberufene Hände nach den alten Besitztümern greifen und die Welt so langsam „aus den Fugen" kommt.

Louise ist längst die Frau eines anderen geworden. Immer neue Enttäuschungen zerren an seinen Nerven; im urwüchsigen Temperament seiner Base Antoinette, in ihrem schönen und gesunden Ungestüm, in ihrer natürlichen Bereitwilligkeit in der Hingabe findet er neues Erleben, ohne von dem alten Bann ganz loszukommen.

Nun aber ist die Welt anders geworden: „In allen Ländern Europas stehen die Männer auf, umarmen ihre Lieben, schließen das Gartentor hinter sich und ziehen davon, ohne sich noch einmal umzuwenden." Auch Antoinette ist Helferin im Spital geworden. Er selbst leistet als provisorischer Dolmetscher in Frankreich Dienste. In diesem Krieg wird Paul Villars zum Mann, er wird zum Menschen, der das Leben sieht, wie es wirklich ist: grausam und stark und ohne Rührseligkeit.

Und ebenso wie der Mensch Villars wacht auch sein Land aus der Neutralität auf. Es beginnen die offenen und versteckten Sympathiekriege auf neutralem Boden, es setzt das große Hilfs- und Liebeswerk für die Kriegsgefangenen ein, die Zeit wächst in ein neues Stadium. Es gibt kein Fundament mehr, das sich nicht erschüttern läßt, nichts Hergebrachtes, das nicht gestürzt werden könnte. In dieser großen Umwälzung, von der Friedensruhe zu weltanschaulicher Zerrissenheit, von Gediegenheit zu moralischem Niedergang, wächst ein neuer Glaube empor.

Nichts bleibt vom Schwärmer und Träumer Paul Villars übrig. Ein ernst gewordener Mann kehrt zurück, um das Leben neu anzupacken. Musik wird auch in diesem Leben sein, jene „Muse ohne Angesicht", die über den irdischen Tälern den himmlischen Zuspruch singt. Eine Frau wird darin sein, aber sie wird nicht Louise heißen. Nur ein tiefes menschliches Mitleid mit der in Schwermut Versunkenen, die ihre Tage in einer Nervenheilanstalt zu Ende vegetiert, verbindet ihn noch mit der unerfüllten Sehnsucht seiner Jugend. In Louise hat die Seele, diese überfeine, krankhafte Seele, den Körper aufgezehrt, in geistiger Umnachtung begeht sie Selbstmord. An Pauls Weg steht die gesunde starke Antoinette, das Weibbild einer neuen Zeit, die nicht mehr an Überempfindlichkeiten und psychischen Zerrissenheiten zugrunde geht.

Das alte Genf besinnt sich auf den Glanz seiner Tradition. Als „Stadt der Zuflucht", der gestiegen Unabhängigkeit vergangener Jahrhunderte glaubt es ein moralisches Anrecht darauf zu besitzen, dereinst die Stadt des universellen Friedens zu werden. In der Stadt Kalvins und Rousseaus, des Pessimisten und des Optimisten, in der Stadt der geistigen Gegensätze also soll sich das Friedensparlament der Nationen niederlassen. „Machen wir unseren Überlieferungen Ehre und rechtfertigen wir das Vertrauen, das die Pioniere des Weltfriedens in unsern leuchtenden Himmel setzen!" — Das ist der Vorsatz. Wie weit er sich von der Erfüllung entfernte, lehrte die richtende Zeit.

Paul Villars tritt mit Antoinette aus seinem alten Vaterhaus, und „es schien, als hätte nichts auf der Erde sich geändert. Der gleiche Schumann, der gleiche Brahms, der gleiche Beethoven, der gleiche Mozart, sie schwebten noch immer über der gleichen Landschaft und wühlten die Seelen auf, die an der gleichen Heimat hingen. Beide erhoben sie die Köpfe zum Firmament. Die Luft war so rein, daß sie sich selbst leicht und frei fühlten. Hinter ihnen erstarrte die Vergangenheit wie diese Berge, noch sichtbar unter ihrem Leichentuch, doch schon beinahe völlig in die Nacht aufgegangen. Nun mochte die Zukunft herankommen."

Sie stehen da, wie Leute die für ihr Gebot gerüstet sind.

Der junge Lionardo

Von Leo Weismantel

Aus dem neuen Künstlerroman von Leo Weismantel „Lionardo da Vinci"
Im Staufen-Verlag Köln, 427 S., RM 5.80)

An jenem Abend, an dem Lionardo das Vaterhaus verließ, ohne seine Mutter Francesca noch einmal gesehen zu haben, war seine Seele noch voller Wirrnis. Er saß in sich zusammengekauert im Wagen, als sei er selbst krank. Vergeblich suchte der Knecht den jungen Herrn zu erheitern, indem er ihm von den Pferden erzählte. Er wußte, daß nichts Lionardo mehr entzücken konnte als feurige Pferde. Sie fuhren schließlich stumm in die Nacht.

Als sie zu Florenz am Hause Verrocchios ankamen, war das Ingesinde schon längst schlafen gegangen und auf das Pochen Lionardos erschien Verrocchio, der Meister, selbst am Tor und öffnete. Er sah sogleich, daß der Schüler wie in tiefster Seele zerstört war. Er forschte in diesem Gesicht und suchte zugleich den Grund des seltsamen Gebarens, das er sonst an Lionardo nie wahrgenommen hatte, zu erfahren.

Lionardo merkte dieses Lauern des Meisters, und das war ihm wie ein Erwachen. Nun sah auch er den Meister lauernd an und lächelte, als wolle er Verrocchio irreführen.

In diesem Augenblick erkannte Verrocchio, was geschehen war, zog Lionardo zu sich in die Werkstatt, tat, als sei er schlaflos, fände keine Ruhe und begann Lionardo noch allerhand zu zeigen.

Im Hause Verrocchios zu ebener Erde lagen mehrere Werkstätten nebeneinander. Der Meister war in jenen Jahren in ganz Florenz und Toscana, ja weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus zu Ruhm und Ehre gelangt und übte zugleich die verschiedensten künstlerischen Gewerbe aus, hatte Schüler und Gesellen und mußte, damit keine Wirrnis in seine Arbeit käme, die verschiedensten Werkstätten nebeneinander und doch auch wieder getrennt voneinander hatten.

Er führte Lionardo in die Kammer, in der er selbst die Goldschmiedekunst auszuüben pflegte. Vor Jahren war dies einmal sein Hauptgewerbe gewesen. Er hatte kirchliche Geräte, Reliquienschreine und auch kostbare Ritterrüstungen aus Gold und Silber gefertigt und sie mit getriebenen Bildern bedeckt. Doch dann später hatten ihn seine Bildhauerarbeiten und der Bronceguß mehr an sich gerissen, so daß er jetzt nur noch in stillen Stunden hierher zurückkehrte, dann aber Stücke schuf, die um so kostbarer und herrlicher waren.

Er führte Lionardo in die Bildhauerwerkstätte, zeigte ihm einen kleinen Putten, der einen Delphin gefangen hatte und mit dem Raub davonlief. Dies sollte ein zierlicher Brunnen für die Gärten von Careggi, die brühmte Villa der Familie Medici werden — und daneben sah Lionardo noch eine Statue stehen, die er für den Bronceguß vorbereitet, einen David. Seit Donatello seinen David geschaffen hatte, diese erste nackte männliche Gestalt seit der Zeit der Römer im grauen Altertum, hatte kein Meister mehr sich an dies gewagt — erzählte Verrocchio.

Er führte Lionardo auch in die Malerwerkstätte. Dort habe der Geselle Botticini ein Bild begonnen, auf dem der jugendliche Tobias zu sehen sei, wie er vom Erzengel Michael zu seinem Vater zurückgeleitet wurde. Als Meister Verrocchio das Licht hob, dem Schüler Lionardo dies Bild zu zeigen, entfuhr Lionardo ein Ruf des Erstaunens: Er erkannte sich selbst von Botticini als Erzengel Michael gemalt, wie er groß und stark und jugendlich zugleich ausschritt, mit einem Panzer geschmückt.

„Und dort", sagte Verrocchio, „malt der Geselle Sandro — Sandro Botticelli ein neues Bild. Ärgere dich nicht. Ich weiß, du liebst ihn sonst — aber du sollst nicht sehen, wie luderhaft er Landschaften malt, Bäume und Gras, die Landschaft, in die er seine Madonnen setzt, denn dies alles vermagst du viel besser als er, obwohl du noch ein Lehrjunge bist und er sechs Jahre älter ist als du und ein Geselle, in Wahrheit schon eigener Meister. Du magst dich morgen mit ihm zanken —

doch jetzt komm, wir wollen Wein trinken! Und dabei will ich dir etwas erzählen von dem, was du in den nächsten Tagen tun sollst. Ich

habe dieser Tage über ein Bild nachgedacht, das ich nicht so recht zu schaffen vermag. Du weißt Lionardo, daß mein Können eine Grenze hat. Ich kann keine Frauen darstellen."

Lionardo sagte etwas, als wolle er dem Meister wehren.

„Nein, nein" — sagte Verrocchio, „du mußt mich recht verstehen. Vielleicht bist du auch noch zu jung dazu. Aber hörst du nicht, wie Sandro viele Male hadert: unser Meister Verrocchio ist ein Hagestolz. Er hat nicht zur rechten Zeit geheiratet und darunter leiden wir, solange wir seine Gesellen sind. Aber was soll ich machen?" Verrocchio saß zusammengekauert da — er wollte Lionardo eine Not sehen lassen, die an seinem eigenen Leben fraß. „Sieh, mein Vater ist früh gestorben" — führt Verrocchio fort — „und er hat mir seine Ehefrau, meine Stiefmutter hinterlassen und meine Geschwister aus meines Vaters erster und zweiter Ehe, die schier alle Mädchen sind, ein erklecklicher Haufen, und nun liegt es auf mir, sie alle zu versorgen und auszustatten oder sie auch zu behalten, wenn sie keine Ehemänner finden." Er schob Lionardo ein Weinglas zu — ein halbes Hähnchen — er griff selber zu —, „wie soll ich bei all dem noch ein eigenes Weib ins Haus nehmen, Lionardo", frug er —, „so habe ich mir in jungen Jahren die Liebe zu einem Weibe aus dem Herzen gerissen. Es ist auch nicht gut, Lionardo, wenn ein Maler allzuviel den Gefahren ausgesetzt ist, der Schönheit der Frauen zu erliegen, sonst droht seinem Leben mehr als all den anderen Menschen Gefahr, denn niemand so sehr wie ein Maler muß die Schönheit sehen aus Beruf. Darum darf er nicht nach ihr begierig werden, als wolle er sie sich zu eigen nehmen. Er muß Herr seines Begehrens sein. Es ist dies vielleicht das Größte, was ich dich lehren kann. Darum höre her!" —

Er erhob sich — schob das Essen fort, ging unschlüssig in der Werkstatt umher —, Lionardo folgte ihm mit den Augen —, auf einmal kam er zu Lionardo zurück, blieb vor ihm stehen und sagte:

„Du sollst wissen, Lionardo, daß es dem Maler obliegt, wohl immer die Schönheit zu sehen und dem Volke sie darzubringen wie ein Priester, aber nie selbst ihren Besitz zu wollen, weil dies tödlich ist."

„Habt Ihr nie geliebet, Meister Verrocchio?" frug Lionardo verwundert und blickte den Meister an. „Ich kann es nicht glauben. Denn seht, ich will Euch sagen, warum ich es nicht glauben kann" —, er stand auf, ging in die Werkstatt der Bildhauerei und blieb vor dem Bildnis eines jungen Weibes stehen, das dort aus Marmor gehauen war.

„Liebt Ihr diese Frau nicht, Meister?"

Verrocchio stand versonnen da —, „diese Frau hat von allen Frauen zu Florenz die schönsten Hände", — sagte er, „darum steht das Bildnis da!"

„Wie müßt Ihr diese Hände lieben!" beharrte Lionardo. — „Wie viele Male müßt Ihr diese Hände mit Küssen bedeckt haben. Ich möchte den nackten Stein küssen, Meister, so sehr zeugen diese Hände von Eurer Liebe. Seht ihr ins Gesicht, wie es ahnt, daß Ihr sie liebt, als beuge sie den Kopf zur Seite, Euch zu entfliehen."

„Du träumst, Lionardo", sagte lächelnd Verrocchio, er fuhr Lionardo mit den Händen durch den lockigen Kopf.

Lionardo glaubte zu bemerken, daß diese Hand zitterte.

„Die schönsten Hände von Florenz küßt in aller Heimlichkeit Lorenzo di Piero de' Medici!" — sagte Verrocchio —, „er wird einmal ein Großer und Gewaltiger sein zu Florenz. Wie könnte sich ein Maler und Bildhauer unterstehen, eine Lucretia Donati lieben zu wollen?"

„Nie kann Lorenzo, von dem Ihr sprecht, diese Frau so lieben wie Ihr" — beharrte Lionardo —, „nie kann er ihr Bildnis so im Herzen tragen wie Ihr!"

„Im Herzen, Lionardo, im Herzen! Du bist ein Knabe", sagte Verrocchio wie verächtlich. „Wir tragen alles im Herzen, was wir darstellen. — Aber im Augenblick, in dem wir die Verwegenheit hätten, das, was wir im Herzen tragen, so hinzustellen als Marmor gehauen, aus Bronce gegossen oder auf die Tafel des Bildes gemalt, daß unser geheimstes Leben offenkundig wird, würden wir erschlagen — ginge die Welt in Flammen auf. Wir dürfen nur Träumer sein, keine Täter. Nimm das Schwert und schneide damit von dir, was du liebst — erst dann wage, ein Bildner zu sein."

Lionardo starrte den Meister an.

„Und nun geh schlafen!" sagte er, und ging selbst hinweg.

Menschen in Flandern

Betrachtung über zwei große flämische Romane

Von H. W. Keim

In Gerard Walschaps Buch „Der Mann, der das Gute wollte“ (erschienen im Insel-Verlag, Leipzig, in der Übertragung unseres Mitarbeiters Bruno Loets. 272 S. RM 5.50), das wie die gesamte flämische Literatur seit Charles de Coster von lebhaftem Stammesbewußtsein beseelt ist, sagt ein flämischer Hauptmann zu seinem Burschen: „Das nordbelgische Volk hat noch nie gedacht, bis auf den heutigen Tag hat es nur geglaubt . . . Wenn es aber zu denken anfängt, wird es um vieles interessanter sein. Vielleicht spielt es dann noch einmal eine Rolle in Europa wie früher“. Eins ist jedenfalls gewiß: aus seinem Glauben, aus der nach innen gewandten Kraft seiner Seele hat es Dichter geboren und Dichtungen geschaffen, die ihm jetzt schon eine führende Rolle zwar nicht im politischen, aber im künstlerischen Bereich Europas zuweisen. Seinem früheren Roman „Heirat“, einem Hohenliede auf die Menschen und die Landschaft Flanderns, hat Walschap jetzt einen von gleicher Farbigkeit und Kraft des innern Lebens und der äußern Handlung folgen lassen. Hier wie dort sind Menschen von starkem Gefüge des Leibes und von einer unverwüstlichen Fülle des Herzens ihre Träger.

Aus demselben kraftvollen Stamm leiten sich die Gestalten von Stijn Streuvels' jüngst übersetztem Werk „Die große Brücke“ her (J. G. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart. 270 S. RM 5.80), in dem ungezählte Leidenschaften gleich wilden Elementarkräften Ordnungen und Vernunft überfluten.

Breit strömt die Schelde durch das Land; irgendwo an ihren Ufern liegt als Auswuchs eines stattlichen Dorfes das „Wasserviertel“. Der riesige Fährmann Broeke, einst Vorarbeiter einer Truppe bärenstarker Erd- und Erntearbeiter, ist der Vorstand dieses Platzes und wacht darüber, daß seine alten Ordnungen und sein nach außen streng abgeschlossenes Dasein erhalten bleibe. Das scheint um so nötiger, als seit kurzem ein Gerücht aufgetaucht ist, es solle gerade hier eine Brücke über die Schelde geschlagen werden. In leidenschaftlichem Haß gegen die „Herren“ aus der Stadt vermessen sich die Mannskerle des Weilers, gegen jede Änderung des althergebrachten Zustandes die oft erprobte Gewalt ihrer Fäuste einzusetzen. Und als eines Tages ein Landmesser mit seinen Gehilfen erscheint, um Vermessungen vorzunehmen, werden zwei von ihnen ertränkt. Zwar wird Broekes Sohn Lander als einer der an diesem Mord Schuldigen schwer bestraft. Aber das stachelt den Vernichtungswillen des Alten nur noch mehr an. Wohl spürt er, daß die Reihen seiner Anhänger sich lichten; es gibt manche darunter, die Sieper, seinem eigenen Schwiegersohn, folgen und sich zu den inzwischen begonnenen Arbeiten an den Brückenpfeilern verdingen, weil sie eingesehen haben, daß ein weiterer Widerstand zwecklos und töricht ist.

Da scheint dem Alten unerwartet ein Verbündeter in seiner eigenen Enkelin zu erstehen. Dieses Mädel, aus fremdem Blut geboren, besitzt eine so lockende und wilde Schönheit, daß ihr alle Männer erliegen. Darum fällt es ihr leicht, den schüchternen Ingenieur Rondeau, der die Brückenarbeiten leitet, zu umgarnen; und so heftig hat ihn bald die Leidenschaft zu Mira ergriffen, daß er Ehre, Vernunft und Karriere opfert, diese Dirne ganz für sich zu gewinnen. Unterdessen ist es Herbst geworden, ein echter flandrischer Herbst, in dem das Land im Wasser zu ersaufen scheint. In erbittertem Kampf suchen die Arbeiter der Elemente Herr zu werden.

Was machte es ihnen aus, bis über die Knie im Schlamm zu wühlen und als Moorteufel ans Tageslicht zu kommen. Die Mühsalen steigerten ihren Eifer noch, mit Fluchen und Brüllen feuerten sie einander an, machten ihre Kräfte frei und schufteten, bis sie nicht mehr konnten. Es war schlimmer als ein Kampf Mann gegen Mann, es war ein Ringen mit dem trägen Element — den Urschlamm nannten sie es —, das ihnen trotzen wollte und das sie bezwangen und bezähmten.

Aber immer höher steigt die Flut am Damm, der die Rammgrube für den jenseitigen Brückenpfeiler schützt. Von hier aus kann dem ganzen Unternehmen der Garaus gemacht werden, erkennt Broeke. Nur ein kleiner Einstich in den Damm — das übrige wird die Schelde, „das alte Biest", schon allein schaffen. Obwohl Sieper, der den Anschlag ahnt, den Alten auf dem Damm niederschlägt, gelingt das Verbrechen. Das leidenschaftliche Ringen einer alten gegen eine neue Zeit hat seinen Höhepunkt erreicht.

Doch trotz seines Erfolges muß Broeke unterliegen. Das Frühjahr kommt und trocknet die Erde, aus der nun rasch und sicher der Brückenpfeiler zur Höhe wächst. Eines Tages ist der Bau fertig. Der Ingenieur hat inzwischen Mira geheiratet, aber die Schmach, die sie ihm täglich antut, öffnet ihm endlich die Augen. Er trennt sich von Mira und reist an den Kongo, um dort neu zu beginnen. Täglich aber zieht der alte Broeke an die Schelde und wartet vergeblich darauf, daß die Brücke mit einem Geprassel von Eisen und Steinen in die Fluten donnere.

Gewaltig wie dort sind auch in Walschaps Buch „Der Mann, der das Gute wollte" Gegenstand und Menschen. Der Bauernjunge Thys Glorieus, eine Art Kohlhaasnatur, steht im Mittelpunkt der Handlung. Schon als kleiner Junge ist er besessen von dem Trieb zur Gerechtigkeit und zum Guten. Nicht nur haßt er das Schlechte, wo immer er es antrifft, ob bei seinen Schulkameraden, beim Lehrer oder dem Großbauer vom Walhof, sondern unerschrocken und unentwegt drängt er auf Änderung des Übels, das er einmal erkannt hat. Dabei ist er ehrenhaft, zuverlässig, großmütig in der Gewährung jeder Art von Hilfe, fleißig in der Arbeit, selbst wo er ausgenutzt wird. So betreut auch er die kleine Let vom Walhof, weil er es ihrer sterbenden Mutter versprochen hat; in Brüssel erregt seine Ehrlichkeit Verwunderung und Spott zugleich. Man hänselt ihn, haßt ihn, liebt ihn wegen der ungewöhnlichen Wahrhaftigkeit und Reinheit seines Wesens.

Auf dem Walhof ist er inzwischen ein seltener Gast geworden; denn Rosa, die jüngste Tochter des Bauern, mit der er sich versprochen hat, ist den Werbungen eines auf den Hof versessenen Schulmeisters erlegen. Zwar ist sie bald dessen inne geworden, daß sie einem Schwindler zum Opfer gefallen ist, und in einem verzweifelten Entschluß hat sie den Mann getötet, der sie ihre Liebe vergessen ließ. Thys aber nimmt die schwache, demütige Let zur Frau und zieht mit ihr nach Brüssel zurück, um dort ein Geschäft zu gründen. Allein alle Unternehmungen schlagen fehl. Rosa sucht verschiedentlich zu helfen, doch sie wird freundlich abgewiesen. Ein Onkel bietet seine Dienste an, doch auch er hat keinen Erfolg bei dem Mann, der eigensinnig daran glaubt, daß ehrliche, fleißige Arbeit sich schließlich selber durchsetzen muß.

Im Anschluß an einen ehelichen Konflikt, den dieser Onkel verschuldet hat, nimmt die kleine Let sich das Leben; Rosa holt die drei Kinder zu sich auf den Walhof, glücklich darüber, wenigstens auf diese Weise für den geliebten Mann etwas tun zu können. Thys aber schafft nun einsam und verbissen weiter, um sein Geschäft in die Höhe zu bringen.

Endlich sind die Söhne, die inzwischen in Brüssel die Schule besucht haben, erwachsen, sie leiten das groß gewordene Unternehmen des Vaters nach modernen Methoden, die Thys nicht mehr versteht. Oft fährt er nun zum Walhof, überlegt mit Rosa, was dort umgebaut und angeschafft werden muß; und so gleitet er unmerklich in die Arbeit und zu der Frau zurück, von der sein eigentliches Leben den Ausgang nahm. Ihr Leben aber, das so lange unter dem Druck der Schuld ruhelos war, ist nun voll eines reifen und sicheren Glückes. Auch als Großbauer vom Walhof hilft Thys, der weise geworden ist und trotz aller schlimmen Erfahrungen den Glauben an das Rechte und Gute auf der Welt nicht verloren hat, den Nachbarn, wo immer Hilfe nötig ist. Als er einen Menschen aus einem brennenden Haus rettet, verliert er das Leben.

„Geschluchzt haben wir, das Volk weinte, es war nicht anzuhören", so erzählt bedächtig und ergriffen der Dichter zu Ende. „Wie lange ist es her? Ein Jahr. Gern hören wir noch seiner Frau zu, die an keinem vorbeigehen kann, ohne ein kleines Gespräch anzuknüpfen . . . sie spricht immer von Thys, leise, eintönig, aber freundlich. Und wenn sie gegangen ist, überfällt uns ein Heimweh nach diesem wunderbaren Mann, der so aufrichtig an eine bessere Welt glaubte."

Hans Carossa

Zu seinem 60. Geburtstag am 15. Dezember 1938

Von

Otto Heuschele

Es war mir seltsam, als ich vor kurzem bedachte, daß Hans Carossa 60 Jahre alt werden wird. Haben wir nicht erst seinen 50. Geburtstag mit ihm gefeiert? War ich nicht bei ihm gesessen in seiner Münchner Wohnung in der Theresienstraße, hatten wir damals nicht über alle uns gemeinsam bewegende Fragen gesprochen?

Damals, als Carossa seinen 50. Geburtstag feierte, war sein Werk eben erst weiteren Kreisen bekannt geworden. Eine sehr kleine Gemeinde hatte ihn in aller Stille schon seit zwei Jahrzehnten geliebt und wohl gewußt, welch ein kostbares Gut uns in seinen Dichtungen geschenkt wurde. In den letzten Jahren nun ist diese Gemeinde, die in ihm einen der reinsten Dichter unserer Zeit ehrt, zu stattlicher Größe angewachsen, am erfreulichsten ist dabei, daß sich auch die Jugend immer wieder zu ihm bekennt. Viele öffentliche Ehrungen wurden dem stillen, jeder lauten Feier fast ängstlich aus dem Wege gehenden Dichter zuteil, zuletzt der Frankfurter Goethe-Preis.

Wer Carossas Bücher kennengelernt hat, der vermag sich unschwer ein Bild von diesem Dichter zu machen. Wem aber das Glück widerfahren ist, Hans Carossa auch persönlich kennenzulernen, der darf beglückt bekennen, daß der Mensch vor dem Dichter standhält. Dieser Schöpfer der wundervollen Bücher ist als Mensch nicht minder rein und groß, und ein Gespräch mit ihm klingt in der Seele Monate, ja Jahre nach. Es geht eine wunderwirkende Ruhe und Kraft von ihm aus, wenn er vor einem steht mit seiner großen männlichen Gestalt und seinen gütigen Augen. Es wurde viel darüber geschrieben, wie nahe Carossa seiner geistigen Haltung nach Goethe kommt, wie er ihm in seinem Verhältnis zu allem Lebendigen verwandt sei, und wir wissen, wie nachhaltig er sich selbst immer wieder zu Goethe bekannt hat, nicht zuletzt in der schönen Rede, die er in diesem Frühling vor der Goethe-Gesellschaft in Weimar gehalten hat. Ich glaube, auch dieses wunderbare, umfangende Licht, das von Carossas Augen ausgeht, gleicht dem Leuchten, das Goethes Augen zu eigen war. Und wenn Carossa dann von irgendwelchen großen oder kleinen Erlebnissen oder Begegnungen erzählt, so empfindet man, wie sehr dieser Dichter als Mensch inmitten seiner Welt steht. Die Menschen, die ihm vom Schicksal zugeführt werden, sind Menschen seines Werkes und werden einmal als Gestalten seiner Dichtung wieder erscheinen. So erkennt man mit höchster Beglückung, daß dieses Mannes Gestalt das Herz seiner Dichtung ausmacht, und jene ergreifende Gerechtigkeit gegen alles Lebendige, die Carossas Dichtung schon von ihrem ersten Anfang an erfüllt hat, beherrscht sein eigenes Leben nicht minder. Es ist eine große schöpferische Liebe, mit der er das Leben umfängt, eine Liebe, die in das Herz der Dinge und des Geschehens eindringt. Diese Liebe schlägt aber auch dem entgegen, der Carossa als Freund oder Weggenosse begegnen darf.



Was eine Stunde der Gemeinschaft mit ihm zu einem so seltenen Erlebnis macht, das zeichnet auch seine Briefe aus. Es geht von jedem Satz ein Hauch seines umfassenden Geistes aus, wir fühlen aber auch den Schlag seines großen und gütigen Herzens, und selbst das Vergänglichste empfängt in seinem Wort Dauer und Gültigkeit.

„Bekennen wir uns, Gehende wie Kommende, zum Orden derer, denen alle Länder und Meere der Welt nicht genügen würden, wenn das Reich des Geistes und des Herzens unerobert bliebe!" Mit diesem schönen Wort hat der Dichter seine schon erwähnte Goethe-Rede beschlossen; wir aber sind dankbar und glücklich zu wissen, daß Hans Carossa selbst der Großmeister dieses Ordens derer ist, die uns das innere Reich der Deutschen nicht nur erhalten, sondern durch unvergängliche Werke erweitern.

Die Literaturgeschichte des deutschen Volkes



Josef Nadler
aus dem Spemann Literaturkalender für 1939

Josef Nadlers „Dichtung und Schrifttum der deutschen Stämme und Landschaften", in neuer, größerer Gestalt und ausführlicher innerer Veränderung im Deutschen Verlag, Berlin, erschienen — angefüllt mit bunten Tafeln, Schwarzweißbildern, Texten und Dichterhandschriften in vorzüglicher Druckwiedergabe — ist auf dem Gebiet der Literaturkunde eines der wichtigsten Ereignisse und als Buchwerk eine der gewichtigsten Früchte dieses Bücherherbstes. Das Monumentalwerk, gegliedert in die vier Einzelbände: Volk (bis 1740), Geist (1740—1813), Staat (1814—1914), Reich (1914 bis 1938), beginnend also mit den frühesten Zeugnissen deutscher Dichtung und endend mit den letzten Erscheinungen der Gegenwart, wird, einmal abgeschlossen, eine wahrhafte Geist- und Lebenslehre der Deutschen sein, in die nicht nur die dichterischen Kundgebungen, sondern auch die philosophischen und geistesgeschichtlichen und die Kräfte der andern Künste, wie Malerei, Plastik usw. mit eingeströmt sind, auch die mystischen Schauer der Zeiten, sowie die politischen Leidenschaften und Spannungen, Ereignisse und Taten der Jahrhunderte.

Wir empfangen mit dieser Literaturgeschichte eine repräsentative Darstellung der Werke und des Wirkens großer Geister, werden aber auch mit den kleineren und kleinen, ihre Zeit erfüllenden und fesselnden Schriftstellern und Autoren bekannt gemacht, die im Schatten der Großen lebten oder zwischen den Zeiten, und die heute vergessen sind, in einem Gesamtbild der Entwicklung aber nicht fehlen dürfen. Die umfassende und weit gelagerte Grundmauer des vierbändigen Werkes hat die Möglichkeit und den Platz, nicht nur die Gipfel und Hochgebirge der Geisteslandschaft herauszuheben und anzustrahlen, sondern kann auch die niederen Höhen und geringen, oft anmutigen Hügel ins Licht rücken. Sonst entgehen sie stets dem Auge durch die übliche, anreihende Art der Darstellung, die zusammenzieht und perspektivisch verkürzt, so daß sie von den größeren Gestalten verdeckt werden. Nadler nimmt in seiner Arbeit einen grundsätzlich anderen Standpunkt ein: nicht von der Seite her blickt er in die Landschaft des dichterischen Geistes, sondern er schaut gleichsam von oben, aus der Vogelschau, so wie man von obenher in den Kelch einer Blume blickt und die kleinen und die großen Blätter und Bildungen erkennt.

Nadlers großartige Einschau in das Stammesgefüge des deutschen Volkes, dessen meisterhafter Deuter er ist, sein Einblick in die deutschen Landschaften als gestaltende Mächte und in ihre geistigen Bezüge, sein Eintauchen in die völkische Fülle, die er geistig und seelisch erlebt hat, wie kaum ein anderer Schriftsteller und Lehrer unserer Zeit, und insbesondere seine Erkenntnis der staatlichen Wesenheit unseres Volkes und seiner Wirkung unter den Völkern ringsum machten ihn zu diesem, seinem Lebenswerk berufen und auserwählt. Seine kühne Sicht in das Geistesbuch der deutschen Dichtungen, die das gesamte deutsche Dasein und Leben spiegelt, und in das die deutschen Stämme und Städte als geistige Zentren und Wirbelgebiete ihre unauslöschlichen Eintragungen getan haben, waren die Voraussetzung für die Konzeption dieses Riesenwerkes. Nadlers klare, zuchtvolle Schreibweise, geschult an den Meistern, ist bekannt und wird zu Recht gepriesen. Sie ist ihres hohen Gegenstandes würdig. Seine gründliche Sachkenntnis duldet keine Halbheiten und Verschwommenheiten. Er beherrscht die Kunst der kritischen Stufung. In glänzenden Nuancen und gerechten Unterschieden funkelt sein ordnender, überschauender und wägender Geist. Dieser gewaltige, ausgebreitete Stoff zeigt auf jeder Seite die Frische und unverwüstliche Kraft Nadlers. Der Leser ist bei ihm in einer ausgezeichneten Schule und in fesselnder, anregender, äußerst lebendiger Spannung gehalten. Er begrüßt ihn verehrungsvoll.

Friedrich Schnack

Der zuerst erschienene 2. Band dieser Geschichte der deutschen Dichtung, die sich in einer unerhörten Fülle vor uns ausbreitet, umfaßt den mächtigen Aufstieg des deutschen Geisteslebens von 1740—1813, das Zeitalter der Wegbereiter, wie das der Erfüllung in Klassik und Romantik. Der gesamte deutsche Geistesraum von den Schweizern bis zum Norden und Osten, die ausstrahlenden und auffangenden Kräfte der seelischen Mitte und die Rückstrahlungen von der Peripherie — das alles ist zum großartigen Sinnbild erhoben. Lebendig wachsen die Menschen auf dem Boden ihrer Landschaft, von den Wurzeln bis zu den Gipfeln empor. Eine magische Kraft ist hier am Werke, Wissenschaft, die den Stoff der Dichtung selbst dichterisch-ahnungsvoll erfaßt, ihn kunstvoll in visionären Zusammenhängen gliedert und neu gestaltet. Sinnvoll bis ins letzte ist auch die Auswahl der Bilder, eine ganze Kulturgeschichte im Spiegel zeitgenössischer Dokumente — Bildnisse, Buchtitel, Manuskriptseiten und Briefanschriften, Theater- und Gesellschaftsszenen, Städte und Landschaften — viel unbekanntes Material, mit genialem Spürsinn entdeckt und in den Zusammenhang der geistigen Entwicklung eingereiht. Der vorliegende Band enthält 686 reich illustrierte Seiten, der ermäßigte Vorbestellpreis beträgt für jeden der 4 Bände RM 27.50 (Propyläen-Verlag, Berlin).

Karl Blanck

Lebendiges Erbgut

Unsere Leser werden sich noch an die Erörterung über den Begriff des Klassischen im vorigen Jahrgang der „Weltstimmen“ erinnern; damals haben wir diesen Begriff als den des lebendigen Erbgutes bezeichnet und von der Nachwelt eine ständige Nachprüfung ihres überlieferten Besitzes gefordert: „Nicht alles, was ein Klassiker geschrieben hat, ist in diesem Sinne ‚klassisch‘ — wenn es uns nichts mehr zu sagen hat. So bleibt der Nachwelt die Pflicht der ständigen Auslese, aber auch der Ergänzung, wenn der Begriff des Klassikers nicht immer wieder zu scheuer Ehrfurcht und schließlich zur museumshaften Erstarrung hinführen soll.“ Dieser Forderung geht auch die hübsche „Kleine Festausgabe“ von Goethes Werken nach, die von Robert Petsch und Hermann Blumenthal im Bibliogr. Institut, Leipzig, herausgegeben ist. Die vorliegenden 11 Bände enthalten die Gedichte, die Hauptdramen vom „Götz“ bis zu „Faust II“ und die wichtigsten Prosaschriften vom „Werther“ über „Wilhelm Meister“ und die „Wahlverwandtschaften“ bis zu „Dichtung und Wahrheit“; der zwölfte Band soll demnächst erscheinen und die Biographie und die Anmerkungen enthalten. Besonders zu rühmen ist die zugleich würdige und zierliche Gestalt der Bände, die klare und leicht lesbare Schrift, die durchaus harmonische Abstimmung von Form und Inhalt, die dem Gegenstand angemessen ist und die Ausgabe zum wertvollen Besitztum für jeden Liebhaber und auch gerade für junge Menschen machen wird (je RM 3.50).

Die Kleist-Ausgabe des Bibliogr. Instituts, deren erste Bände wir hier schon früher angezeigt haben, ist seither bis zum sechsten Band gediehen (in schmiegsamem Leinenband je RM 2.70); davon sind drei Bände Dramen und drei Bände Erzählungen, die sich an die beiden Briefbände anschließen. Insgesamt sind acht Bände vorgesehen. Zugrunde liegt dabei die ältere Ausgabe, die Erich Schmidt im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben hat; sie ist jetzt von Minde-Pouet neu durchgesehen und erweitert worden. Die Einleitungen zu den einzelnen Bänden bringen knapp unterrichtende Beiträge zur Entstehungsgeschichte, zur Theatergeschichte und zur Stilkunde der Kleistschen Werke; dazu kommen wertvolle Bilddokumente, Porträte, Handschriften, Bilder von Schauplätzen aus Kleists Leben und Werk.

Die Werke von Matthias Claudius in einem Auswahlband hat Konrad Nußbächer bei Reclam neu herausgegeben, mit einer biographischen Einleitung, die eine schöne und klare Deutung der Persönlichkeit, des Lebens und Werkes bringt. Auch die Auswahl ist mit behutsamer Hand und liebevollem Verständnis getroffen; sie bringt einen sehr reichhaltigen Überblick und Ausschnitt aus dem Gesamtwerk des Wandsbeker Boten unter Hervorhebung des wirklich Kennzeichnenden und Lebendigen (334 S., RM 2.45).

Einen ausgesprochen volkstümlichen Charakter im besten Sinne trägt auch die Illustrierte Reihe des Reclam-Verlags (je RM 3.75), in der nach den Märchen der Brüder Grimm mit den reichlich grotesken Zeichnungen von Werner Luft, neben Keller und Stifter auch ein Band Erzählungen von E. Th. A. Hoffmann mit 50 Zeichnungen von Fritz Fischer und ein Band Novellen von C. F. Meyer mit 36 Holzschnitten von Karl Stratil erschienen sind. Neben der charakteristischen Auswahl, die mit sicherer Hand eine Anzahl wirklicher Meistererzählungen herausgreift, ist in diesen beiden Fällen auch besonders die Illustration zu rühmen, das eine Mal ganz aus Hoffmannschem Geist, spukhaft, dämonisch, und doch wieder, spaßhaft und traumhaft leichtverschwebend; ein Stil, der durchaus den Geist romantischer Tradition atmet, ohne aber allzusehr etwa an das Vorbild Hosemanns zu erinnern. Auch Stratil hat hier in seiner stark bewegten, ernsthaften und kontrastreichen Schwarz-Weiß-Kunst den reifen und kraftvollen Ausdruck für die Stimmung und den Geist der Dichtung selbst gefunden.

Von einer wahrhaft klassischen Schönheit aber ist die Ausgabe von Mörikes Werken im Insel-Verlag, Leipzig (2 Bände in schmiegs. Leinen mit je 617 bzw. 671 S. in Unger-Fraktur auf Dünndruckpapier zus. RM 12.—) mit einem Geleitwort von Ludwig Friedrich Barthel, einer wahrhaft dichterischen Schau, die Mörikes menschliches und dichterisches Bild in ursprünglicher Reinheit und letzter Vereinigung aufrichtet, mit zarten, edlen und schönen Worten, beschwingt von innerer Musik, voll liebender Verehrung vor dem Undeutbaren und doch tief in das Wesen des dichterischen Menschen eindringend. Die Ausgabe verzichtet auf jeden Bilderschmuck und läßt allein das Wort des Dichters selbst in einer sehr gemessenen und nahezu abschließenden Auswahl zu uns sprechen, die auf manches Unwesentliche verzichtet, um die eigentliche klare Linie an Mörikes Erscheinung desto mehr herauszuarbeiten. Mit dieser Ausgabe ist uns Mörike, auch wenn wir ihn immer geliebt haben, noch einmal neu geschenkt.

Das Werk der Droste-Hülshoff in einem Band hat Wilhelm von Scholz herausgegeben (im Walter Hädeke Verlag, Stuttgart, 502 S., RM 8.—) — ein stattlicher, ebenfalls vorbildlich ausgestatteter Band, der außer einer sehr geschmackvollen und sinnvoll gegliederten Auswahl der Gedichte auch die Erzählungen in Versen und die Prosa der Dichterin enthält, neben der „Judenbuche“ auch die „Bilder aus Westfalen“. Mit schöner Offenheit bekennt sich auch Wilhelm von Scholz in seinem Nachwort zu jenem Prinzip der Auslese, von dem wir sprachen und das es uns allein ermöglicht, der Nachwelt das wirklich Unvergängliche und Unvergangene und damit das Wesen des Dichters selbst in seiner reinsten Gestalt zu überliefern und lebendig zu erhalten.

Karl Blanck

Das Wesen der Gestalt

Formprobleme der historischen Darstellung

Von Olaf Saile

Die Darstellung großer Gestalten oder bedeutsamer Zeiträume der Geschichte nimmt in der deutschen Literatur der letzten Jahre einen breiten Raum ein. Vielseitig und reich waren die Wege, auf denen sich die Autoren um ihr Ziel mühten. Nicht immer hat sich dieses Bemühen, namentlich in der historischen Dichtung, gelohnt: nur wenige Werke schufen aus dem Material der Geschichte Vorbild und Führung für die eigene Zeit oder (im Negativen) das warnende Beispiel für Verstrikkung, Verfall und Irrwege der Menschheit. Sehr viele waren das Ergebnis einer vielleicht zufälligen dichterischen Laune, einer Histörchenlust unterhaltsamer Art, aber ohne Verantwortung und Tradition. Sie waren nicht notwendig in jenem höheren Sinne, der erst die Dichtung ausmacht und rechtfertigt. Sie fanden daher keinen Weg aus einer fernen Vergangenheit in ihre eigene Zeit und liegen unbeweint und vergessen auf dem großen Friedhof der Literatur. Nur wenige erhoben sich so zum überzeitlich gültigen oder beispielhaften Zeugnis menschlichen Daseins, wie es noch immer der letzte Sinn aller Dichtung ist.

Anders ist es mit der wissenschaftlichen Biographie, bei der es zunächst auf die strenge, forschende, im glücklichen Falle freilich durchaus genial kombinierende Sichtung und Wertung des geschichtlichen Materials ankommt. In beiden Fällen aber, in dem der dichterischen ebenso wie der wissenschaftlichen Darstellung, bleibt eine ursprüngliche und unumgängliche Forderung bestehen, an der jeder Versuch sich bewährt — oder scheitert. Es ist die Forderung nach der Gestalt.

Die Zeit selber ist das Vergängliche. Was unvergänglich ist, was in der Zeit die Zeit selber überdauert und ewige Geltung hat, ist die Gestalt. Damit soll nicht allein der Begriff der persönlichen Gestalt, des Einzelindividuums verbunden sein, wiewohl sie ja die eigentliche Trägerin der Geschichte ist. Auch eine Bewegung, geistig oder politisch, kann zur Gestalt werden. Auch der Bamberger Reiter als künstlerisches Werk oder der Dom von Köln tragen das Wesen der Gestalt. Denn Gestalt ist, was nicht vergeht, nicht stirbt, sondern lebendig bleibt über Jahrtausende, lebendiger Ausdruck der Geschichte also, magischer Brennpunkt und schöpferische Urkraft im verrinnenden Strom der Zeit.

So wächst auch der Begriff der Gestalt in einem letzten Sinne mit dem Begriff des „Mythos" zusammen. Den Mythos aber beschwört nur die Dichtung. Die Wissenschaft hat hier keinen Zugang, denn Mythos wächst einsam nach Gesetzen fern aller Psychologie. Wohl mag der Wissenschaftler (und möchte er es nur immer!) farbig, lebendig, anschaulich seinen Stoff formen und mit Phantasie und schöpferischer Sprache seine Erkenntnisse mitteilen — die Gestalt, die wir von der historischen Darstellung fordern, muß er naturgemäß anders verwirklichen als der Dichter. Vermischungen wirken hier nicht etwa als Steigerung, sondern fast immer als Schwächung. Der Dichter darf die unbezweifelbaren Erkenntnisse wissenschaftlicher Forschung nicht übergehen, aber er würde seine Arbeit schwach, wenn nicht wertlos oder lächerlich machen, wenn er, zwischen wissenschaftlicher Beweisführung und dichterischer Gestaltung wechselnd, die Form nicht fände. Man würde andererseits dem Wissenschaftler, von dem wir klare, strenge Forschung erwarten, auch philosophische Begründung und Auseinandersetzung, verübeln, wenn er zwischen psychologischen Schlußfolgerungen seinen Helden plötzlich handelnd auftreten ließe. Es würde dem immanenten Gesetz jeder Darstellung widersprechen.

Irgendwo scheint die hier aufgezeigte Gefahr in Reinhold Schneiders Werk: „Kaiser Lothars Krone" (Insel-Verlag, Leipzig, 211 S., RM 5.—) zu leben. Es scheint, daß sogar Schneider selbst diese Gefahr gespürt hat. „Diese Darstellung" sagt er in einem Nachwort, „möchte nicht der Forschung dienen, sondern dem Gedächtnis eines Toten deutscher Geschichte". Und wenn er das Fragmentarische dieser Darstellung auf das Fragment seiner Gestalt zurückbezieht und die Herrschaft Lothars etwas kompliziert „als Mittelglied zwischen der dem Kaiser vererbten geschichtlichen Wirklichkeit und seiner nicht Geschichte gewordenen Absicht" bezeichnet, so glaubt man das Bedauern herauszuhören, daß dieser mittelalterliche nachstaufische Kaiser als Gestalt eben nicht ganz zu fassen war. Zugleich aber spürt und sucht Schneider in einer tiefen und geheimnisvollen Erkenntnis des Wesens in seinem Helden den Mythos, er will in ihm mehr als bloß eine gekrönte Erscheinung sehen, sondern gewissermaßen den Träger der Idee des Kaisertums. Dieser Mythos aber wird nicht lebendig, sobald der Verfasser ihn psychologisch zu erklären versucht. Reinhold Schneider hat unstreitig viel Fleiß und Sorgfalt auf die Erforschung seines Helden verwandt, den Schiller einst einen ebenso wohldenkenden wie tapferen und staatsverständigen Fürsten nannte; aber das Bild, das wir in einem tieferen Sinne anschauen wollen, zittert in dem Spiegel, der aus geschichtsphilosophischer Betrachtung und aus dem Versuch lebendiger dichterischer Gestaltung zusammengesetzt ist. Das Werk enthält manche wertvolle Betrachtung, zuweilen auch manch anschauliches und lebendiges Bild, aber es ist schwer, in dieser merkwürdig doppelten Form des Buches die Einheit zu finden, in der eine Gestalt erst wahrhaft sichtbar und wirklich wird.

Sichtbarer beispielsweise erscheint Kaiser Augustus, der Neffe des großen Cäsar, in Karl

Hönns ernsthaftem und sorgfältigem Buch (eingehende Betrachtung erfolgte bereits in Heft 11 der Weltstimmen S. 437), das zwar keine künstlerisch faszinierende Darstellung der Gestalt ist und auch nicht sein will, sondern eine klare, von schwerfälliger Psychologisierung sich fernhaltende Zusammenfassung der Tatsachen in der staatsmännischen Lebensarbeit des Helden. Wir erinnern uns des Nietzschewortes, daß Augustus die staatsmännische Weisheit virtuos vorzutäuschen gewußt habe, und der von Mommsen formulierten und jahrzehntelang geläufigen Anschauung von dem Kaiser, der seine kaiserliche Rolle als glänzender Schauspieler zu spielen verstand. Der für die Erkenntnis der historischen Wahrheit wichtige Wert des Hönn'schen Buches liegt darin, daß es dieses Urteil auf Grund der neuesten Forschungsergebnisse sachlich korrigiert und seinen Helden in seiner wahren Gestalt zeigt: als den organisatorisch befähigten, zielsicheren Baumeister, der das Römerreich zu einem Gebilde abendländischer Ordnung und Kultur erhob und damit am Anfang einer langen Blütezeit der europäischen Menschheit zwischen Antike und Christentum stand. Hier wächst also aus der sauberen, ausschließlich dem Stoff dienenden Sammlung des Materials die Gestalt in ihren wahren Umrissen hervor.

Streng von den Tatsachen und Quellen her entwickelt auch Richard Blunck die Gestalt des „schwarzen Papstes", wie er den Begründer des Jesuitenordens in seinem tiefgründigen Buch über Ignatius von Loyola nennt. („Der Schwarze Papst", Leben des Ignatius von Loyola, Verlag Holle & Co., Berlin. 353 S., RM 7.80). Schon der Titel kennzeichnet darüber hinaus den Charakter und die besondere Absicht des Buches als einer kritischen und ernsthaften Auseinandersetzung, die in die Tiefen dieses problematischen und höchst interessanten Lebens eindringt. Das Werk ist eine mit großer Verantwortung vor der geschichtlichen Wahrheit geschriebene Biographie des äußeren Lebens sowohl wie der inneren Kämpfe Loyolas, und es ist unverkennbar, daß Blunck, der in Loyola eine Gestalt von weltgeschichtlicher Größe und — Gefahr sieht, seinem Helden doch volle und überlegene Gerechtigkeit zuteil werden läßt. Er bestätigt Loyola seine geniale Menschenkenntnis und Menschenführung ebenso wie die persönliche Opferfähigkeit, die religiöse Inbrunst ebenso wie den phantastischen Ehrgeiz, die persönliche Bescheidenheit ebenso wie die Skrupellosigkeit seiner Diplomatie und die gefährlich-einseitige Anmaßung. Er kommt also mit beinahe exemplarischer Deutlichkeit an das Wesen der Gestalt heran, wie wir sie als Ziel der historischen Darstellung sehen: nicht als Fiktion und Begriff, sondern als das Organisch-Lebendige mit allen Widersprüchen, die eben nur das Leben, nicht die Fiktion, hat. Blunck löst Loyolas Gestalt keineswegs aus den Voraussetzungen der Zeit, denn erst Gestalten, nicht die Zustände deuten ja den Sinn und das Schicksal der Zeiten. Andererseits ist die Kenntnis der Zeit und ihrer inneren Beweggründe nicht möglich ohne die Kenntnis der aufsteigenden jesuitischen Macht, deren Gründer sich als „schwarzer Papst" neben dem offiziellen Oberhaupt der hierarchischen Kirche erhob, freilich nicht, ohne sich diese Macht vom Papst selbst bestätigen zu lassen. Schon darin zeigt sich übrigens eine der wesentlichsten Seiten im Bilde Loyolas: die einzigartige politische und diplomatische Begabung, mit der dieser baskische Edelmann und einstige Offizier des Königs in die Speichen der geschichtlichen Entwicklung eingriff.

Ist das Buch Bluncks also eine klare Darstellung der Gestalt und in der Gestalt eine Deutung der Zeit und der geistigen Bewegungen, so bleibt das Buch Mereschkowskis über „Franz von Assisi" (R. Piper & Co. Verlag, München, 297 S., RM 5.80) fast völlig im Bruchstückhaften stecken. Es gibt Fälle, in denen eine Gestalt erst aus der Vergleichung ihrer historischen und legendären Elemente verständlich und lebendig wird, und es bedarf einer tiefgründigen und geistvollen Zusammenfassung und Deutung dieser Elemente, um das Wesen zu erkennen und überzeugend ins Bild zu bannen. Solch ein Fall liegt hier vor. Mereschkowski aber macht sich seine Aufgabe leichter, als man erwarten darf. Zwar trägt er viel Material zusammen, aber es bleibt auch beinahe so liegen, wie es zusammengetragen wurde. Nicht nur, daß oft ein Zitat das andere (aus fremden Biographien oder aus der Franziskus-Legenden) ablöst und ganz Abschnitte auf diese Weise zustandekommen — Mereschkowski entwickelt das Gegebene zu wenig und führt es so nicht zur „Erscheinung", das heißt mit anderen Worten: zur Gestalt. Wo er dann Stellung nimmt, erklärt, zweifelt, entschuldigt, klingt es nicht vorbereitet, weil man den Weg, der dahin führte, nicht miterlebt. Schon die Grundanlage des Buches, die Zweiteilung in ein ausgesprochen religionsphilosophisches Anfangskapitel und in eine Biographie, die wiederum zu wenig Biographie ist, erschwert die Lösung der Aufgabe. Und wenngleich da und dort ein nachdenkliches Wort fällt, so fehlt doch das, was Bluncks Buch über Loyola auszeichnet: die gründliche Auseinandersetzung. Es bleibt hier viel eher bei einer Art von Quellennachweis.

Im Zusammenhang mit diesen Versuchen, das Wesen der Gestalt in wissenschaftlichen Biographien darzustellen, ist der Blick auf ein Werk lehrreich, das einen Ausschnitt aus dem großen Bilderbuch der Geschichte erzählen will. Während es sich in den Büchern von Schneider, Blunck und Mereschkowski um Beeinflusser und Mitschöpfer der Geschichte handelt, wird das Buch von Karl Bartz „Vier Kameraden" (Deutscher Verlag, Berlin, 508 S., RM 7.50), dieser große Kameradschaftsroman aus dem Dreißigjährigen Krieg, mehr zu einem Bildnis der Opfer der Zeit. Hier treten weniger die Hauptakteure der Weltgeschichte (die freilich sehr geschickt in ihren wesentlichen Zügen gekennzeichnet werden) als eben ihre unbekannten Opfer in den Vordergrund. Aber auch hier, wo nicht die Einzelpersönlichkeit der Held des Buches ist, gilt die Forderung nach der Gestalt als dem lebendigen Ausdruck der Zeit, die selber Gestalt annimmt. Der

Söldner des Dreißigjährigen Krieges erhält hier sein breit und umfassend angelegtes Denkmal, noch mehr: das Volk als Opfer und Erdulder eines Zeitschicksals wird in seiner Gesamtheit zur tragischen Gestalt. Hier ist einmal Geschichte ganz aus der Mitte des Daseins, aus der Tiefe des Volkes heraus gestaltet. Phantastisch weit und verworren wie die verworrene Zeit selbst ist der Rahmen dieses Romans, der immer wieder aus seinen vielen Strömen zusammenschießt in das Schicksal der vier Kameraden, die sich im großen Krieg zusammenfinden, Seite an Seite miteinander, dann plötzlich wieder auf gegnerischen Fronten gegeneinander kämpfen, wie es eben nur in jenem sinnlosen Kampf möglich war. Durch das Schicksal dieser vier Kameraden, in denen das ganze Geschick auch des zivilen Volkes in den Nebenspielern lebendig wird, wird der große Krieg aus allen Perspektiven, von allen Kampfseiten her erhellt, und auf diese Weise gelingt es der mutigen Kombination des Verfassers, die Höhepunkte und entscheidenden Gegenkräfte dieses Ringens plastisch herauszuheben, bis die ganze Zeit langsam Gestalt wird. So wird das Werk zu einem Zeitgemälde voll Farbe, Bewegung und Leben und dringt, trotz einer oft allzu breiten Darstellung, zuweilen in das Reich der Dichtung vor, in dem aus dem Flüchtigen und Vergänglichen das ewig Lebendige den rätselhaften und erschütternden Blick hebt.

Rund um den Humor / Von Peter Scher

Daß deutsch sein unter anderm auch heißt: Humor haben, ist uns nie so deutlich bewußt geworden wie in einer Zeit, die das deutsche Lustspiel mit der Laterne sucht. Und ähnlich wie mit dem Lustspiel ergeht es uns mit der heiteren Form in der Literatur überhaupt — und nicht nur uns, sondern offenbar allen Gegenwartsvölkern, die so sehr mit den wichtigsten Problemen beschäftigt sind, daß der Humor um so spärlicher in Erscheinung tritt, je dringlicher er herbeigewünscht wird.

Aber der Wunsch nach Auflockerung des Lebensernstes durch Humor ist rege, und so liegen denn unzählige Bücher vor, die, wenn sie schon das Gewünschte an sich nicht zu bieten vermögen, doch immerhin versuchen, etwas Ähnliches darzustellen: Neudrucke älterer Gedicht- und Anekdotensammlungen heiterer Art, Breviere und dergleichen mehr.

An Originalem — und Originellem — muß da zuvörderst leider wieder einmal ein Ausländer vorangestellt werden, ein Engländer, T. F. Powys, dessen Sammlung von Kurzgeschichten: „König Duck" (Die Rabenpresse, Berlin, 324 S. geb. 5.20) eine unnachahmlich eigene Form des Erzählens bringt, in der einfache, phantastische, schwankhafte Dinge mit sarkastischem Vortrag in die Bezirke des wirklichen Humors gestellt und damit zu künstlerischer Bedeutung erhoben werden. — Ein deutsches Buch von heiterem Gehalt — wenn auch ein Neudruck — ist die aus den Aufzeichnungen eines Biedermeiers herausgezogene Sammlung: Geschichten des Ritters von Lang (Heimeran, München, 85 S. geb. RM 2.—), in denen menschlich echt und ebenso anregend wie belehrend persönliche Erlebnisse und Begegnungen — sogar mit Goethe, Hardenberg und den Brüdern Grimm — mit scheinbar bescheidenen, aber eben darum respektablen Ausdrucksmitteln wiedergegeben sind. — Im Gegensatz zu der bedeutungsvollen Bescheidenheit des vorgenannten Alten scheint das witzige Geplauder des gegenwärtigen Werner Finck: Das Kautschbrevier (F. A. Herbig, Berlin, 120 S., geb. RM 2.50) recht anspruchsvoll, wenn es Wendungen wie: „Zwei zuvorkommende — jedem Schmuggelversuch zuvorkommende Zollbeamte" oder: „Möge euch meine Rede zum Prost gereichen!" als humoristisch bewertet wissen will. Hier liegt offenbar eine Verwechslung von gesprochen ganz nett wirkender Schnoddrigkeit mit Witz vor — was man ja oft erlebt. — Und abermals ein Ausländer, ein Norweger: Ole Hansens Reise nach Neu-Seeland (C. H. Beck, München, 105 S., br., RM 3.—), der mit scheinbar trockener Berichterstattersachlichkeit, aber gerade deshalb auf eine sehr persönliche Art von Abenteuern berichtet, die in ihrer grotesken Unglaublichkeit an die Erzählungen des Elefantenjägers Trader Horn von der Elfenbeinküste erinnern. Knut Hamsun hat dem Buch seinen väterlichen Segen gegeben und O. Gulbransson bereichert es um eine Anzahl flott hingeschmissener Zeichnungen. — „Die Narrenschaukel" nennt Wilhelm Spohr, der schon einmal eine größere Anekdotensammlung, „Garten des Vergnügens", zusammengetragen hat, ein dickbändiges Sammelsurium von Anekdoten aus allen Zeiten um Gott und die Welt. Es ist mit dieser „Sparte" schon fast so, daß man im Anekdotenaufstöbern eine neue Art von kunstgeschichtlicher Betätigung zu erkennen glaubt; aber warum auch nicht, wenn ein so unterhaltsames Buch wie dieses dabei herauskommt! (Scherl, Berlin, 318 S., br., 2.70). — Ganz reizend ausgefallen ist eine Neuausgabe der Chodowiecki-Zeichnungen zum Don Quixote (Schünemann, Bremen, 120 S. mit 30 Kupferstichen, geb. RM 1.50), zu denen nur gerade so viel vom Text beigegeben ist, daß man deutlich erkennt, mit welcher eindringlichen Darstellungsfreude sich der Künstler aller wiedergegebenen Situationen bemächtigt hat. — Zum Schluß eine amerikanische Humoreske von Julian Street: „Wochenend auf Schloß Denbeck" — wieder mit Zeichnungen von Gulbransson — (Knorr & Hirth, München, 80 S., geb. RM 2.50), ein etwas gewaltsam ausgeweiteter Scherz, der für die Lachmuskeln eines „demokratischen" Publikums berechnet ist, dem im Grunde doch nichts so imponiert wie das „feudale" Leben reicher Engländer, und das, um diese Einstellung zu maskieren, gern so tut, als mache es sich über den vielbewunderten Snobismus lustig.

So geht es immerzu rund um den Humor herum; aber wenn er hinreichend eingekreist ist, wird man ihm allmählich vielleicht doch nahe genug kommen, um ihn „packen" zu können.

Mein neues Buch

Von Friedrich Schnack

Eine Selbstanzeige meines neuen Buchs zu schreiben, ist nicht meine Absicht. Sie würde mich um den Reiz bringen, die Meinung des Beurteilers zu lesen. Ich will lediglich sagen, wie ich zu diesem neuen Buch gekommen bin. Es ist ein „heiterer Roman“ und hat den Titel: „Klick und der Goldschatz“, erschienen im Inselverlag. Wer ist Klick? Ein Junge aus der Großstadt, Nikolaus geheißen und Klick genannt. Viele meiner Leser im Reich und Ausland kennen diese Gestalt bereits aus dem früheren Buch, dem Roman für das große und kleine Volk, „Klick aus dem Spielzeugladen“. Klicks Vater ist Spielwarenhändler. Der Junge ist befreundet mit dem Mädchen Ali, dem Tierhändler Dräsecke, Hustenonkel mit Spitznamen, und dem Kapitän Schneider, Sassafraß tituliert. Die Geschichte hat ihren Schauplatz in Dresden. Man fragte mich oft, warum gerade in Sachsen, da ich doch Mainfranke sei? Aus einem einfachen Grund: ich habe früher in Dresden gelebt und bin dort mit einigen Gestalten meines Buches vertraut geworden. Zudem findet man die meisten Originale in Sachsen. Dem Sachsen liegt wie dem Angelsachsen der Spleen. Beinahe alle Gestalten der beiden Romane sind Originale, Typen. Die Welt ist genormt, und die Menschen sind es auch. Darum ist es eine seelische Wohltat, Originalen zu begegnen. Der jugendliche Held meiner Bücher, Klick selber, ist ein Original oder verspricht wenigstens, eines zu werden.

Als ich damals den ersten Band abschloß, dachte ich nicht an einen zweiten, in dem die Erlebnisse, Abenteuer und das Leben der verschiedenen Gestalten fortgeführt werden sollten. Jahre liegen zwischen den beiden Bänden. Aber die Gestalten, so sie mit echtem Leben begabt sind, bestehen auf ihrer Existenz. Das Wort hat sie verleiblicht. Sie sind nicht mehr erdichtete Schatten, sondern Wesen. Sie sind. In ihrem einstigen Urheber selber fangen sie an zu fabulieren, zu wachsen und älter zu werden. Man spricht auch von ihnen. Eine alte Frau schreibt darüber: „Es ist ‚Leben‘ und gar keine Geschichte — und so soll wohl eine richtige Geschichte sein. Man möchte immer noch mehr hören, das müßte gar kein Ende finden . . .“ Und wie die alte Frau, bitten auch andere, vor allem Kinder, Buben und Mädchen, um neue Nachrichten über Klick und seine Freundin Ali, wie wenn die beiden ihre Zeitgenossen wären. Und so mag es auch sein — sie sind vielleicht die Zeitgenossen ihrer Träume. Schulklassen schickten mir Vorschläge und hingekritzelte Zeichnungen: auf ihre Art begannen sie an der Geschichte weiter zu dichten.

Und da begann auch in mir der Faden wieder zu fließen. Ich fand den alten Seelenton wieder. Indem ich mich selbst in den fröhlichen, kecken, witzigen und vielgeliebten Jungen verwandelte, spann ich seine heitere und besinnliche Geschichte, führte ihn und seine Freundin durch neue Erlebnisse und brachte alles zu einem guten Ende.

Aber wird dieses auch das Ende sein?

Kaum habe ich die Erzählung abgeschlossen, kaum ist das Lachen verklungen, auch gelegentlicher Schmerz verheilt, kaum habe ich die Lose geworfen und die Schicksale verteilt, so daß ich meinte, jedes habe das seine und könne sich zufrieden geben: da beginnen schon wieder in meinem Herzen die heimlichen Stimmen zu sprechen und rufen mir zu: „Weiter! Weiter!“ Und wie an einen Kristall neue Schichten anschießen, ihn mehren und seine kunstvolle Form ausgestalten, so wachsen meinen Gestalten, die ich kaum aus meinem Herzen entließ, schon wieder neue Begebenheiten und Handlungen zu, ihr Lebenskreis beginnt sich zu erweitern, sie sprengen ihre Grenzen — und bereiten mir eine ständig sich vergrößernde seelische Unruhe, von der ich mich wohl nur durch einen neuen, dritten „Klick“-Band werde befreien können.

Der Brief als Bekenntnis

Von Otto Heuschele

Aus „Der deutsche Brief, Wesen und Welt“, eine Studie von Otto Heuschele (Verlag Silberburg, Stuttgart. 60 S., RM 2.80).

Briefe wurden zu allen Zeiten geschrieben, aber ihre Form und ihr Inhalt hat sich durch die Jahrhunderte stetig gewandelt. Wenn wir heute die Briefe aus dem klassischen Zeitalter des deutschen Geistes, das eine Hoch-Zeit des Briefes war, lesen, vergessen wir gerne, zu bedenken, wie weit der Weg war, der zurückgelegt werden mußte, bis diese Höhe erreicht wurde. Nicht zu allen Zeiten war so wie in dieser Epoche der Brief erfüllter und lebendiger Ausdruck der Persönlichkeit, nicht immer sprach so wie aus diesen Briefen äußeres und inneres Erlebnis und Bekenntnis. Nicht immer war es so selbstverständlich, daß im Briefe, oft stärker als im objektivierten Kunstwerke, die zartesten Regungen des Herzens, die leisesten Schwingungen des Geistes im Worte Gestalt gewannen. Nicht immer sprach Form und Inhalt, also der Stil des Briefes, so lebendig und überzeugend für den Stil der Zeit und ihrer Kultur wie in dieser Epoche. Wir sind geneigt, diese Briefe als eine Selbstverständlichkeit hinzunehmen und vergessen, daß sie ein wahrhaftes Geschenk der Gnade und der Gipfel einer langen Entwicklung waren.

Wie der Brief seiner Form nach den Wandlungen der Zeitalter unterworfen ist, so ist auch seine Bedeutung im Geistesleben der verschiedenen Zeiten und Völker eine verschiedene.

Wir sprechen hier vom **deutschen** Brief! Während beim Gedanken an den deutschen Brief die Erinnerung an zahllose schöne und unvergeßliche Erlebnisse in uns lebendig wird, dürfen wir bekennen, daß der Brief innerhalb des deutschen Geisteslebens einen bedeutsameren Platz einnimmt, als er den Briefen anderer Völker in dem ihrigen zukommt. Nicht allein dadurch, daß wir kostbarere, vielgestaltigere und innerlich reichere Briefwechsel besitzen als andere Völker, sondern vor allem durch die Stellung, die der Brief im deutschen Geistesleben einnimmt. Die besondere Funktion, die dem Briefe im geistigen Raum unserer Nation zukommt, wird durch das Wesen des deutschen Menschen bestimmt.

Der Brief ist nächst dem Gespräch die persönlichste Form der menschlichen Verständigung und Verbundenheit. Er ist in gewissem Sinne die Fortsetzung eines einmal begonnenen oder vielleicht auch nur imaginär geführten Gespräches. Unter bestimmten Voraussetzungen kann der Briefwechsel zu einem wahrhaften Gespräch werden, dies besonders dann, wenn die Schreiber der Briefe jeweils die Empfänger nicht nur anreden, sondern bis zu einem gewissen Grade beim Schreiben ihr Wesen mit einbeziehen; so wie bei einem vollkommenen Gespräch die Partner mit leisem und feinem Takte sich selbst in das Gespräch einschalten, derart, daß der eine das Wesen des anderen mit berücksichtigt. Der Brief kann aber auch, wenn der Schreiber wenig oder gar nicht an den Empfänger denkt, zum Selbstgespräch werden. Viele der wertvollsten deutschen Briefe sind solche aus den tiefsten Seelengründen einsamer Menschenherzen aufgestiegene Selbstgespräche.

Nun ist aber gerade der deutsche Mensch und vor allem der schaffende Deutsche im Vergleich zu den Schaffenden anderer Völker, etwa der Franzosen, immer wieder ein einsamer Mensch. Wird das Geistesleben der Romanen bestimmt durch das lebendige und gesellige Du, an das sich der Schaffende wendet, so ist das deutsche Geistesleben immer irgendwie ungesellig und oft durch das schöpferische, aber einsame Ich gekennzeichnet. Herrscht bei den Franzosen eine lebendige, fast ununterbrochene Tradition, die zur Bildung einer tragenden und aufnehmenden, im Grunde geistig konservativen Gesellschaft führte, so mußten wir eine solche entbehren. Bildet beim Franzosen die Gesellschaft im Gespräch die große Form der Verbundenheit der Menschen untereinander und wurde der Salon der Raum des bewegten Geistes- und Seelentausches, so rief bei uns Deutschen die Einsamkeit des Einzelnen den Brief und den Briefkreis als höchste und großartige Form der geistigen und seelischen Gemeinsamkeit und Verbundenheit hervor. So entstanden in unserem großen Zeitalter, dem Zeitalter des deutschen Geistes, die zahlreichen Briefwechsel von Männern und Frauen aller Lebensebenen, die sich gleichsam als geistige Räume um die Menschen schließen, so daß wohl einmal der Versuch unternommen werden müßte, unser deutsches Geistesleben nach solchen Geisteskreisen darzustellen.


Aufn. Kier

Aufbruch eines Mannes

Von Walter Bauer

Aus „Johann Gottfried Seume, der deutsche Wanderer". Auswahl aus seinen Schriften und Briefen nebst einem Vorwort von Walter Bauer. (Langen-Müller Verlag, München. 74 S. RM —.80).

Im Sommer 1781 ging ein junger Mensch zu Fuß heimlich aus Leipzig fort. Er hatte keinem etwas getan, daß er hätte das Gefängnis fürchten müssen, und niemand war sein Feind. Durch die Zeitung wurde auf sein Verschwinden hingewiesen; ihm lag nichts daran, gefunden zu werden. Er wollte frei sein. Dem Achtzehnjährigen erschien es unerträglich, seine Meinung der Meinung anderer Menschen unterwerfen zu müssen, nur weil sie seine Wohltäter waren. Da riß er sich los, bezahlte seine Schulden, um durch nichts an das Vergangene gebunden zu sein, und ging als ein junger Ehrenmann fort, neun Taler in der Tasche, um aus eigener Kraft zu werden, was er werden könnte. Er hatte einen Degen an der Seite, ein paar lateinische Klassiker im Ranzen und einige Hemden, gezeichnet mit den Initialen J. G. S. — er hieß Johann Gottfried Seume.

In diesem Augenblick einer so entschiedenen Willensregung hatte er seine Kindheit für immer abgestreift. Vorerst war er nichts als ein unbekannter, junger, unklar leidenschaftlicher Mensch, den gleichwohl schon eine Überzeugung erhellte: daß es besser sei, arm, aber frei zu sein als jemandes Diener. Vorher war er ein Kind gewesen wie tausend Kinder, in dem Jahre geboren, in dem sich der Siebenjährige Krieg erschöpft über die Felder in den Frieden schleppte, am 29. Januar 1763 in dem Dorfe Poserna bei Weißenfels in Mitteldeutschland, nicht weit von Röcken, in dem später der große Unruhvolle, Jagende und Gejagte: Nietzsche, begann; und die Unruhe, die das flache Land seinen Kindern stets schenkte — Unruhe ward auch Seumes Teil. Er kam mit dem Frieden von Hubertusburg; man nannte ihn deshalb Gottfried. Sein Vater war Landmann; das Kind erlebete die Lasten der Privilegien. Als Mann achtete er gerne den Achtbaren, aber den Haß gegen die Vorrechte des Adels und der Gutsherrschaft ver-

lor er nie. Nach einigen Jahren zog der unruhige Vater nach Knautkleeberg bei Leipzig und pachtete ein Gasthaus. Nach seinem frühen Tode übernahm der Graf von Hohenthal die Kosten für die Schulbildung des Knaben, der dem Patron durch seine beherzten Antworten bei den öffentlichen Kirchenprüfungen aufgefallen war. Lernbegierig, furchtlos, bereit, zu antworten, wenn keine Antwort verlangt wurde, Recht verlangend, wo er Unrecht spürte, und im Keime schon der, als der er seinen Freunden teuer werden sollte und es uns noch immer sein kann — so lebte sich der junge Seume auf der Nicolaischule in Leipzig der Welt entgegen. Ein Stipendium von zehn Talern öffnete ihm die Welt des Theaters; niemals vergaß er das erste Stück, das er sah: „Ariadne auf Naxos" von Benda, und dem Manne noch schwebten die zarten Melodien im Gedächtnis, zugleich erinnerte er sich, daß er trockenes Brot gegessen hatte, um die Musik nicht entbehren zu müssen. Bald entbehrte er mehr als Musik.

Seine Bildung und seine Anschauung von der Welt wurden bestimmt durch die Anschauungen des Jahrhunderts. Seine Zeit war die Aufklärung, er war der Ansicht, daß „das heilige Palladium der Menschennatur die Gedanken unter der Ägide der Vernunft" seien, sein jugendlich unabhängiger Geist löste sich von der orthodoxen Lehre, er geriet in Konflikt mit dem Magister Schmidt, der zwischen Seume und dem Grafen vermittelte, und erkannte, daß seine Lage „von der zufälligen Überzeugung anderer abhänge". Da ging er aus Leipzig fort. Er wollte nach Frankreich; vielleicht konnte er Offizier werden.

Er wurde es nicht. Der Zufall begann es, der Wille vollendete, daß er etwas Anderes wurde. Die Werber des Landgrafen von Hessen griffen den Wanderer auf und preßten ihn in eine Uniform. Im nächsten Frühjahr sollte er mit anderen Gefangenen an die Engländer verkauft und nach Amerika gebracht werden, um das junge Feuer der Unabhängigkeit niederschlagen zu helfen. Wie Gefangene lebten sie, zuerst in Ziegenhayn, wo die Soldaten gesammelt wurden, dann auf den englischen Transportschiffen und nach qualvoller Überfahrt im Lager von Halifax, wo sie auf den Einsatz in den Krieg warteten, der unterdes in den Wäldern zu Ende ging. Ohne einen Schuß abgefeuert zu haben, kehrten sie zurück. Der Landgraf von Hessen wollte, um das gute Geschäft zu vollenden, die Soldaten noch einmal, an Preußen, verkaufen. Der Knabe Seume war ungefragt und schnell in die Härte des Mannestums gerissen worden. Nun wollte er sein, wonach ihn verlangte, doch nicht ewig geschundener Soldat — er desertierte in Bremen, wurde wieder gefangen und fortan, fünf Jahre lang, bestand sein Leben aus Gefangenschaft und immer wiederholtem Fluchtversuch. Es muß an diesem jungen, dunkelhaarigen Menschen etwas gewesen sein, etwas in seiner entschlossenen Haltung, in seinem Auge ein Schein von Eigen-Sinn, Trotz, Furchtlosigkeit, was andere auf ihn schauen ließ — was endlich einen Bürger von Emden veranlaßte, für Seume Kaution zu stellen, damit er Urlaub und damit die Freiheit erhalte.

Als er sieben Jahre nach dem Aufbruch aus Leipzig vor seine alte Mutter trat, konnte er die Taschen ausschütteln, es fiel nichts heraus — nur Erinnerungen nannte er sein eigen, und es mag sein, daß er sie am Tage seiner unerwarteten Heimkehr vor den Augen seiner Mutter als einen unverlierbaren Schatz von dunklem Glanze leuchten ließ, in dem vor allem die Farben des Blutes und der Entbehrung nicht fehlten. Er war weder Offizier noch sonst etwas geworden, was vor den andern seine Flucht rechtfertigte. Was er in Wirklichkeit geworden und was zu allen Zeiten nicht wenig gewesen ist, das erschien denen, welche die Umstände seines Lebens kannten, nur geringfügig. Er war in diesen Jahren ein Mann geworden. Hinter dem Namen Seume stand das Gesicht eines Mannes, der das, was er darstellte, unter den Schlägen des Schicksals allein durch sich selbst erreicht hatte, und das, was er nach diesen bitteren Jahren wurde, in denen er seine Jugend verlor, das war sein Werk.

Kleine Selbstanzeige

O. E. H. Becker: Das australische Abenteuer. Ein Roman vom Leben, vom Gold und von der Geschichte des fünften Kontinents. (H. H. Kreisel Verlag, Leipzig. RM 5.20.)

Australien, bisher im Schrifttum fast gänzlich vernachlässigt, hat eine seltsam verworrene geschichtliche Entwicklung durchlaufen müssen, seit es vor nun 150 Jahren durch Kapitän Philipp und „seine Verbrecher" unter Kultur genommen worden ist. Kaum irgendwo haben sich so merkwürdige, tragische oder verwickelte Schicksale geformt! Mein Roman, um die Goldzeit spielend, versucht, in einer spannenden, streng sachgetreuen Handlung ein zuverlässiges Bild der Kolonien Neusüdwales, Victoria und Süd-Australien, der geschichtlichen Vorgänge und der allgemeinen Verhältnisse auf dem Lande und in den Städten zu entwerfen. Die erreichbare alte und neue Literatur — auch die englische — wurde eingehend zu Rate gezogen. O. E. H. Becker

Kurt Müno „Der Schwabenkönig"

Kurt Müno, der Mitarbeiter der „Weltstimmen", gestaltet in seinem Roman „Der Schwabenkönig" das harte, aber große Schicksal des Pfarrers Stephan Ludwig Roth, der durch sein mannhaftes Eintreten für die Deutschen in Siebenbürgen sich unter seinen Landsleuten den Namen „der Schwabenkönig" verdiente. Stephan Ludwig Roth hat in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Sache der Deutschen gegen die Ungarn vertreten und wurde am 11. Mai 1849 durch ein Standgericht zum Tode verurteilt. Er gehört so zu den großen Blutzeugen der deutschen Volkstumsbewegung. Kurt Müno hat die Gestalt dieses wackeren und aufrechten Mannes plastisch in die Zeit und die Landschaft hineingestellt. In bewegten Szenen schildert er die entscheidenden Jahre. Land und Leute Siebenbürgens sind organisch in die Gesamthandlung einbezogen. (Amathea-Verlag, Wien, 263 S., RM 4.80.)

Otto Heuschele

Schönheit deutscher Landschaft / Von Karl Blanck

Fast unübersehbar sind heute die Landschaftsbücher, die in Bild und Text von der Schönheit unserer Heimat berichten. „Hohenstaufenschlösser" nennt sich ein Bildband mit Text von Leo Bruhns in der Reihe „Die Blauen Bücher" (Karl Robert Langewiesche Verlag, Königstein im Taunus und Leipzig, RM 2.40). Ein großes und noch immer unerschöpftes Thema wird hier angeschnitten. Vor uns erstehen die mächtigen Pfalzen der Schwabenkaiser vom Niederrhein bis nach Apulien und Sizilien. Besonders reichhaltig ist im Bilderteil Wimpfen am Neckar, das deutsche San Gimignano, behandelt. Daran schließen sich Gelnhausen und Eger, Nürnberg und Trifels, Münzenberg und Wildenberg. Die italienischen Kastelle — hauptsächlich nach Aufnahmen von Dr. Hilde Degenhart — in ihrer düster trotzenden Pracht vervollständigen das Bild, das gleichwohl noch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben will; es wäre eine dankenswerte Aufgabe, einmal den ganzen Entwicklungsgang der Staufer auch baugeschichtlich vom Wäscherschlößchen bis zur Grabkapelle in Lorch zu verfolgen und beispielsweise auch die Reste der Kaiserpfalz in Rothenburg in diesen Zusammenhang einzubeziehen. — Nach dem Beispiel von Merians „Anmüthiger Städtechronik" im Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt, die wir schon früher gewürdigt haben, ist jetzt ein Bändchen „Alte deutsche Städtebilder" mit farbigen Wiedergaben und Textstellen aus den „Civitates orbis terrarum" von Braun und Hogenberg aus der Zeit von 1572—1618 erschienen (herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Bruhn im Johannes Asmus Verlag, Leipzig, 24 farbige Bilder im Text, RM 3.80) — ein hübscher Einfall, durch den unsere Kenntnisse von Gestalt und Umfang der deutschen Städte unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Kriege auf eine angenehme Art gleichsam im Spazierengehen bereichert wird. — Eine besondere kleine Kostbarkeit sind Herbert Druckseins „Variationen über Baden-Baden" (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M., 187 S., RM 2.80) — ein hübsches Geschenkbändchen mit Schilderungen, Erinnerungen und Bekenntnissen heutiger Autoren diesseits und jenseits unserer Grenzen und einem allerliebsten Bilderschmuck aus der Geschichte des schönen Weltbades im Schwarzwald. — Auch der Band „Freiburg im Breisgau" von Kurt Bauch mit Aufnahmen von Fonny Lüfing (E. Troemers Universitätsbuchhandlung, Freiburg i. Br., 118 S., ill. RM 4.80) gehört in diesen Zusammenhang; ein lehrreicher Gang durch Geschichte und bauliche Entwicklung von Stadt und Münster, mit knappen Erläuterungen zu den meisterhaften Aufnahmen, die einen geradezu überwältigenden Reichtum bekannter und unbekannter Motive enthalten. Durch eine betont wissenschaftliche Haltung zeichnet sich Irmgard Dörrenbergs Werk über „Das Zisterzienserkloster Maulbronn" aus (Konrad Triltsch Verlag, Würzburg, 168 S., RM 7.50) — eine gründliche Untersuchung, die den baugeschichtlichen Charakter Maulbronns bis in alle Einzelheiten der Entstehung und der Entwicklung verfolgt, eine sehr saubere, ungemein fleißige und gewissenhafte kunstgeschichtliche Arbeit, die in ihrer strengen Sachlichkeit doch über das rein Deskriptive bis zur kritischen Abschätzung vordringt. — Dem von uns kürzlich angezeigten Überlingen-Band ist jetzt ein neuer Bildband Lotte Eckeners „Meersburg" mit Einleitung von Wilhelm von Scholz und einer Burggeschichte von Hubert Naeßl gefolgt (gleichfalls im See-Verlag, Friedrichshafen, RM 1.80). Immer wieder erweisen sich Landschaft und Baukultur des Bodensees als unerschöpflich in dem harmonischen Einklang zwischen Kunst und Natur. Das zeigt sich auch in dem „Bodenseebuch", dessen 25. Jahrgang den Beweis dafür erbringt, wie auch die Dichtung und die Kunst unserer Tage stets von neuem aus dem Reichtum einer solchen lebendigen Vergangenheit schöpfen (Dr. Karl Höhn Verlag, Ulm a. D., 25 S., RM 4.25).

Landschaft und Geschichte, vom Dichter her gesehen, spiegeln sich auch in den beiden letzten Bänden Jakob Schaffners „Die Landschaft Brandenburg" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 148 S., mit einer bunten Bildkarte und Textzeichnungen, RM 3.50) und „Berge, Ströme und Städte", eine schweizerische Heimatschau (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin, 346 S. mit Karte, RM 4.80). Es bleibt bewundernswert, wie dieser Schweizer, der seit jeher ein rechter Wanderer auf deutscher Erde war, sich auch in Bereichen zurechtfindet, in denen er selbst erst heimisch werden mußte, und wie er beispielsweise in dem Brandenburg-Buch einigen vorlauten Jungen einen kleinen Vortrag über Fontane hält oder wie er Kleist aus seiner Umwelt herauswachsen und mit ihr in Konflikt geraten läßt — das alles im Zusammenhang mit Städte- und Landschaftsschilderungen von einfacher Klarheit, hinter denen aber stets ein reifes Wissen und ein ahnungsvolles Erfassen geschichtlichen Werdens stehen. Die Maßstäbe nun, die er aus einem Menschenalter in der Fremde mit heimgebracht hat, sucht er nun auch auf seine Schweizer Heimat anzuwenden. Er führt uns durch Städte und Kirchen, über Schlachtfelder und Opferstätten, durch weite Täler und wilde Schluchten bis zur grauenhaften Einsamkeit der Gletscher und wieder zurück in die enge, winklige und verzwickte Menschenwelt. Aber das Ganze trägt merkwürdigerweise noch immer etwas von der Hast der Autofahrt, aus der heraus es entstanden ist, ein Kreuz und Quer widersprechender Eindrücke, von ungleicher Tiefe, tagebuchhaft aneinandergereiht, von innerer Unrast erfüllt. — Stiller ist das Buch eines Engländers, C. S. Forester, den wir schon als Dichter des großen

Romans „Der General“ kennengelernt haben: „Bootsfahrt in Deutschland“ (Wolfgang Krüger Verlag, Berlin, 298 S., RM 4.80). Es sind keine großen Ereignisse, die in diesen idyllischen und amüsanten Schilderungen wiedergegeben werden, aber es sind sehr liebenswürdige Begegnungen mit einfachen Menschen und ein instinktives Erfassen stiller und abseitiger Reize darin zu finden, alles durchsetzt mit einem burschikosen Humor, der sich mit jeder Lebenslage abzufinden weiß. Ein tieferes Eindringen in die Seele der Menschen und der Landschaft wird man freilich vielfach vermissen.

„Am Wege“ nennt sich ein kleines „Wander-Lehrbüchlein“ mit 47 Naturaufnahmen in der Sammlung „Der Eiserne Hammer“ (Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig) in dem allerlei Schönes sich zusammenfindet, das der aufmerksame Betrachter unterwegs aufzulesen vermag — Bildstöcke und Gastwirtschaftsschilder, schmiedeeiserne Gitter und Grabkreuze, Brückenheilige und Brunnenfiguren; und so tritt auch in den weiteren Bänden der hübschen Sammlung das Heilige neben das Profane, das Feierlich-Erhabene neben das Zierlich-Idyllische: „Das Ulmer Münster“ mit dem ungeheuren Schwunge seines Gewölbes und den ernsten Menschenbildnissen Jörg Syrlins, „Michael Pachers Altar von St. Wolfgang“ mit 31 zum großen Teil farbigen Wiedergaben, von überraschend klarer und plastischer Bildwirkung, weiter in dem Bändchen „Das Kleinod“ der ganze künstlerische Reichtum des Straßburger Münsters neben die stille Schönheit der „Deutschen Binnenseen“ in meisterhaft stimmungsvollen Einzelaufnahmen und Bildnisse aus der Zeit der Befreiungskriege unter dem Titel „Das eiserne Kreuz“. Alle diese Bändchen (Preis je RM 1.20; Ulmer Münster —.90) haben dies eine gemeinsam, daß sie auch die abseitige Schönheit mit klarem Blick für das Unvergängliche neben den erlauchten Denkmälern deutscher Größe zu neuem Leben zu erwecken und dem heutigen Betrachter nahezubringen suchen.

Zum Schluſſe sei noch auf ein soeben im Reclam-Verlag erschienenes weiteres Buch von Hans Pflug hingewiesen „Lob der Landschaft“ (457 S., ill., RM 8.—), das z. T. aus den historischen Studien zum Deutschland-Lexikon (s. nächste Spalte) entstanden ist — eine fleißige und liebevolle Zusammenstellung aus Reise- und Landschaftsschilderungen, von der Klassik und Romantik bis in unsere Zeit: eine reiche Fundgrube seltener und verborgener Schätze, darunter Bekenntnisse von Dichtern und Künstlern, Staatsmännern und Gelehrten, in- und ausländischen Reisenden in Briefen, Tagebüchern, Lebenserinnerungen, u. a. m. Die Illustrationen sind großenteils aus dem Werk „Das malerische und romantische Deutschland“ entnommen, das unsern Lesern aus unseren „Stätten der Dichtung“ (Jahrg. 1935) bekannt ist; doch ist bei der Wiedergabe im Tiefdruck manches von der metallischen Klarheit der alten Stahlstiche verwischt.

Nachschlagewerke

Wir wollen nicht etwa oberflächlich unterrichtet sein; aber es muß doch vor allem rasch gehen, wenn wir etwas nachschlagen wollen, und darum kommt uns der Neue Brockhaus, das „Allbuch“ in 4 Bänden und 1 Atlas gerade recht, von dem jetzt auch der letzte Band erschienen ist (vergl. „Weltstimmen“ 1936, S. 517 und 1937, S. 540). Das ist ein ebenso handliches wie umfassendes Hilfsmittel für den Hausgebrauch, in dem das ganze Wissen unserer Zeit faßbar zusammengedrängt ist. Es gibt kein Gebiet, auf dem wir hier nicht zugleich knapp und gründlich unterrichtet würden. Die unzähligen Textbilder und die schönen Tafeln, die dem Werke beigegeben sind, ergänzen den Text aufs anschaulichste.

So ist hier ein Lehrstoff gegeben, der uns in keiner Lebenslage im Stiche läßt, und es erweist sich der unzertrennliche Zusammenhang von Leben und Wissenschaft, die praktische Notwendigkeit und Verwendbarkeit von Kenntnissen und Erkenntnissen, die hier in einzigartiger Fülle zusammengetragen sind und dem bildungshungrigen Geist auch den Weg zur weiteren Vertiefung zeigen (F. A. Brockhaus, Leipzig, 4 Bde. u. 1 Atlasband, RM 66.—). Ein neues deutsch-englisches und englisch-deutsches Lexikon ist Max Bellows „Dictionary“ (Longmans, Green & Co., London; für Deutschland: Paul Hempel, Leipzig). Auch hier ist besonders die Handlichkeit zu rühmen, das praktische Format, der mäßige Umfang bei aller Reichhaltigkeit des Inhalts. Eine besondere Eigenart ist es, daß beide Lexika, das deutsch-englische wie das englisch-deutsche, nebeneinander durchgeführt sind, daß also der gleiche Anfangsbuchstabe für beide Sprachen seitenweise getrennt, aber trotzdem an der gleichen Stelle zu finden ist. Wenn das Werk für den Übersetzer auch kein allseitiger Ersatz für größere Nachschlagewerke sein kann, so ist es doch auf jeden Fall als brauchbar und zuverlässig anzusehen. Auch das Handbuch von Dr. Hans Pflug „Deutschland“ / Landschaft, Volkstum, Kultur (mit 130 Abb., 39 Textzeichnungen, einer politischen Karte und einer mehrfarb. Bildkarte, Phil. Reclam jun. Verlag, Leipzig, 645 S., RM 6.50) ist vor allem als Nachschlagewerk gedacht. Der erste Teil „Von deutscher Landschaft“ führt in einer sehr flüssigen und lebendigen, fast feuilletonistisch plauderhaft gehaltenen Schilderung, in der sich doch stets ein reiches und vielseitiges Wissen kundgibt, im raschen Zuge durch die deutschen Gaue mit Ausblicken in Geschichte und Kunst, mit Betrachtungen über Stammesart und Aufbau der Landschaft. Der zweite Teil enthält dann das Deutschland-Lexikon, hauptsächlich nach Orten geordnet, aber auch mit anderen Schlagworten, die über die Bodenverhältnisse, die Gliederung, das Verkehrswesen und andere Fragen Aufschluß geben. Eine Ergänzung auf Grund der neuen Grenzverhältnisse wäre besonders wünschenswert.

Tim Brauer

Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen

Wenn ein Mensch, dessen Stimme durch so viel Wandlungen der Zeiten immer wieder hindurchdrang, von der Höhe des neunten Lebensjahrzehnts zurückschaut auf eine fast unfaßlich lange Lebensspanne, so ist es für uns so viel Jüngere geboten, mit geziemender Ehrfurcht in einer solchen Lebensrückschau zu lesen. Wenn aber Isolde Kurz auf das Widmungsblatt ihres großen Erinnerungsbuches „Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen (R. Wunderlich Verlag, Tübingen, 699 S., RM 11.50) die Worte schreibt: „Den Mächten der Liebe" und auf jeder Seite diese Widmung bestätigt, indem sie bei aller Offenherzigkeit über ihr eigenes Leben doch immer weniger von sich als von allen denen spricht, denen dieses Leben gehörte, so nimmt man diese späte, von der letzten Süße des Herbstes erfüllte Frucht eines reifen Lebens noch einmal wie ein Geschenk, vielleicht wie einen Rat aus einem Munde, dem die kleinen Eitelkeiten ferne, aber die großen Dinge heilig sind.

So vielseitig im Stofflichen, so wahrhaft interessant in der Fülle der Ereignisse, so bewegt im Strom der Schicksale und Zeiten dieses Buch ist, im Politischen und Geschichtlichen sowohl wie im Geistigen und Künstlerischen — was es uns wertvoll macht, ist etwas anderes, ist die Spiegelung alles dessen in der dichterischen Sprache und im weisen Herzen dieser verehrungswürdigen Frau, und die tiefe menschliche Substanz, aus der dieses Buch gewachsen ist. Es sind nicht so sehr die Tatsachen, die Wirklichkeiten (obwohl sie oft erregend lebendig vor uns aufgebaut werden wie z. B. der Bericht über die Münchener Revolutionszeit), auch nicht so sehr die Menschen dieses Buches, die uns fesseln (wiewohl manchem von ihnen, besonders dem Dichter Hermann Kurz unsere Teilnahme und Liebe gehört), als vielmehr mitten im Strom dieser Erzählung die Stimme des Herzens, das dieses Leben nahm und trug, und am Ende dieser Rückschau die schmerzliche Frage: „Was hast du aus deinem Leben gemacht?"

Wir, die wir das Werk dieses Lebens zu kennen glauben, seinen Zauber verspürt, seine Dichtermacht empfunden haben und die dichterische Magie zu den großen wahrhaften Wirklichkeiten dieses Daseins zählen, meinen diese Frage beantworten zu können, soweit sie überhaupt von außen her beantwortet werden kann. Denn kein Urteil, weder Lob noch Tadel, weder Anerkennung noch Ablehnung, vermag im letzten Grunde die Stimme im eigenen Herzen zu übertönen. Wir können vielleicht nur Dankesworte sagen, wir können noch einmal davon sprechen, wie der Ernst und die Reinheit dieses dichterischen Lebenswerkes über ihre Zeit hinaus geblieben ist, wie von Isolde Kurz ein besonderer Klang in die Welt kam und in zahllosen Kanälen und Strömungen in den Organismus des Lebens einging und wir haben noch einmal gespürt, welche Kraft von einem Leben ausströmt, das im Dienen, in der Hingabe und in der Opferung sich erfüllte.

Wenn Isolde Kurz in einer Variierung des Hölderlin-Wortes bekennt: „Was wir im Geiste schaffen, ist Versuch und Bruchstück; Bruchstück und Versuch ist unser Leben selbst. Daß wir nach einem Unerreichlichen pilgern müssen, das verbindet uns mit der ungekannten höheren Welt" — so wächst aus dieser Trauer um die irdischen Grenzen doch das unendlich selige Gefühl, irgendwo in diesem Unerreichlichen von Anfang an beheimatet oder angemeldet zu sein: „Keine Hilfe sollte mir von außen kommen, nie machte Freundeshand einen Platz für mich frei, immer war's ein unsichtbarer Arm, der mich herauszog. Wenn das Schicksal mich am tiefsten gestürzt hatte, dann kam von innen der Gegenstoß der Aufwärtsbewegung, nicht willenhaft, sondern wie geführt, und ließ mich meine eigene Erbin werden."

Die Tiefe einer solchen Lebensrückschau, die aus der Fülle der Erfahrung manchen Rat gibt, freilich nicht den Rat der Opportunität, sondern der Weisheit und der Stille, verbietet es, dieses Buch in seine Bestandteile, seine sachlichen Ereignisse und Begebenheiten zu zerlegen, denn was aus dem blutenden Leben noch einmal gehoben wurde will leiser und demütiger Hand, soll in der Gnade der Eingebung belassen bleiben. Es ist ja nicht ein Bericht, der hier vorgelegt wird, es ist die Geschichte eines Herzens, wenn man so will, das noch einmal die Mächte der Liebe beschwört, daß sie lebendig werden wie die Gestalten aus einer Dichtung und sich dem magischen Kreis jener Bilderwelt verbinden, mit der Isolde Kurz einen unvergänglichen Zauber in die Welt gebracht hat. Olaf Saile

Anton Gabeles „Zwillingsbrüder"

Als dieser Roman vor Jahren unter dem Titel „Im Schatten des Schicksals" für einen geschlossenen Leserkreis erschien, trat Hermann Stehr mit dem Gewicht seines Wortes nachdrücklich für das Buch ein und rühmte seinen „wirklich dichterischen Rang". Nun ist das Buch, dessen Thema eine Brüderfeindschaft ist, allgemein zugänglich. Es handelt von zwei Zwillingsbrüdern aus bäuerlichem Geschlecht, von denen der eine im Schatten des anderen zu stehen glaubt, in ungerechter Empörung ihn für sein eigenes Unglück verantwortlich machen will und sich schließlich zu böser Tat hinreißen läßt. Doch über den Tod des Bruders, den er freventlich verschuldet hat, siegt der Lebenswille der kraftvollen Bauernfamilie, der er entstammt. Also ein Bauernroman — einer der wirklich guten, aus starken, natürlichen Kräften gespeist, voll Lebenssinn und Farbigkeit. Wunderbar steht die Landschaft Oberschwabens vor dem Leser, deutlich und plastisch greifbar erscheinen die Menschen. Zartes paart sich mit Rauhem, Herbem; die Fülle des Lebens erscheint kraftvoll gebändigt und zusammengefaßt. So umschließt der Roman die ganze Fülle des Daseins. Neben diesem kraftvollen und schönen Erstlingsbuch des schwäbischen Dichters verblassen die meisten der allzu rasch und geschickt geschriebenen Bauernromane von heute. (Paul List Verlag, Leipzig. 299 S., RM 5.50.)

Martin Kießig

Isabel Hamer „Perdita“

Dieses Buch schrieb eine junge Deutsch-Engländerin. Es braucht keine Selbstbiographie zu sein, wenn es das Schicksal oder besser: das Liebesschicksal der jungen Perdita behandelt, deren Vater Engländer und deren Mutter Deutsche war. Beide Eltern sind tot, das kleine Mädchen wird zuerst bei den deutschen Verwandten in Bayern, später bei den englischen auf einem alten Herrensitz der Familie erzogen. So wird es natürlich, daß sich in Perdita englischer Lebensstil mit der tief eingeborenen Romantik deutscher Landschaft und Gefühlswelt mischt, daß bei aller Treue und Dankbarkeit zu der väterlichen Welt und besonders zu dem prachtvollen Onkel John, diesem Muster englischen Gentlemantums, ein untergründiges wurzeltiefes Heimweh zu der deutschen Ferne sie beseelt.

Dieser Zwiespalt oder diese Doppelheit des Gefühls überträgt sich schicksalhaft auf die Liebe Perditas zu einem deutschen Architekten. Dieser Peter Strom ist so ganz anders als die jungen Leute, die das Mädchen Perdita bisher kannte, auch anders als der chevalereske Vetter Julian, in dem man ihren künftigen Gatten zu sehen wünscht. Peter Strom wuchs aus einer anderen Erde, anderes und härteres Erleben formte ihn; alles, was ihm ankommt, faßt ihn tief und gültig, und die Arbeit ist ihm Inhalt und Gesetz. Er ist der kraftvoll herbe Mensch der deutschen Seele, unbeugsam und konzessionslos, wo es um die Forderung des Gewissens geht, ernsthaft bis zu Zweifel und Verzicht in seiner Anschauung über die Liebe. Was Perdita bis dahin als Zärtlichkeit, als beschwingte Hingabe und wundervolle Selbstverständlichkeit erschien, bedeutet ihm Schwere und Verantwortung und tiefste Kameradschaft, in der sich das Weibliche unter den männlichen Willen unterordnen soll. Aber vergißt der grüblerische Deutsche, daß sich Liebe nicht unter ein Dogma zwingen läßt, daß es gar nicht nötig ist, an ihr herumzudeuteln, sie mit Überlegungen zu quälen, durch Zweifel zu demütigen? Muß sie nicht ganz einfach so empfangen werden wie sie ist: gläubig? Und mit vertrauenden Händen. Vielleicht ist Perdita, die Junge, Zarte und Überströmende klüger als der kluge Mann Peter Strom, dessen Gründlichkeit sie fast zerstört, indem sie alles, was er erwägt und zerlegt, einfach vorwegnimmt: sie liebt ihn, das Schicksal hat sie ihm zugeteilt — also ist alles groß und einfach und so wie es sein und werden muß. Dieser Mann ist noch einmal Deutschland für sie, ganz und gar. Land der Mutter, Herzensheimat, Schicksalsheimat, letzte und erlöste Tiefe des Gefühls, Rückkehr und Erfüllung aller bewußten oder unbewußten Sehnsucht. Und nach vielen Kreuz- und Querwegen, nach mancher Irrfahrt und mancher gewachsenen Erkenntnis, nach Trennung, Tränen, häuslichem Boykott und häuslicher Versöhnung läuft der Weg in das entscheidende Ziel ein: Peter Strom kommt selbst nach England, sie zu holen. Sie wird mit ihm nach Deutschland gehen, sie wird Deutsche werden, ganz und gar und mit dem ganzen Herzen. Dieses Herz wird freilich niemals treulos sein, wenn es in der Fülle seiner Zärtlichkeit auch Platz behalten wird für das Erinnern an die Räume seiner Jugend, schöne alte, sehr gepflegte Räume eines edeln Herrensitzes, an die Menschen seiner Jugend, vornehme, sehr gütige Menschen. Man braucht ja nicht eine Liebe zu verleugnen, um die andere zu erfüllen — so armselig ist das Herz, das liebt, nicht. (R. Wunderlich Verlag, Tübingen. 509 S., RM 7.50.)

Käthe Lambert

Georg Brittings neue Erzählungen

Georg Britting ist keinem Kreis, keiner Gruppe ohne Schwierigkeiten zuzuordnen; wer seine Lyrik oder seine Erzählungen kennen gelernt hat, der wird sie nicht wieder vergessen. Der Band „Der bekränzte Weiher“ (Albert Langen/Georg Müller, München, 107 S., RM 2.20) vereinigt sechs meisterliche Erzählungen. Es sind fast alltägliche Anlässe, die Georg Britting den Anstoß zu seinen Dichtungen geben. Da ist es die Treue junger Menschen zu einem toten Kameraden („Der bekränzte Weiher“), dort die Verbundenheit zweier Schwestern („Die Schwestern“), hier geht er den phantastischen Erlebnissen eines Knaben nach („Der Sturz in die Wolfsschlucht), und dort schildert er den ergreifenden Opfergang einer Mutter („Die Wallfahrt“), während er in der Erzählung „Die Rettung“ ein Geschehen aus den Festtagen der Rheinlandbefreiung bis in seine letzten tragischen menschlichen Tiefen verfolgt. Alle diese Geschehnisse können uns täglich und stündlich begegnen, aber wie sie Britting darstellt, wie er um die Zusammenhänge des Geschehens und um die Verknüpfungen ringt und uns in die Tiefe des Lebens blicken läßt, das ist Georg Brittings große Kunst, eine Kunst, die uns noch mit der Magie ihrer Kraft umfängt, wenn wir das Buch längst aus den Händen gelegt haben.

Otto Heuschele

Die neuen Erzählungen des bayrischen Dichters „Das gerettete Bild“ (ebenda; 104 S. RM 2.20) zwingen den Leser wieder in den eigentümlichen Bann, der von der bildhaften, satten, kraftvollen Sprache ausgeht. Dinge und Menschen stehen in kräftigen Farben in einer Atmosphäre von starker Helligkeit und Deutlichkeit, obwohl auch viel geheimnisvolles Dunkel in den Geschichten webt. Überhaupt hat Britting eine innere Nähe zu den dämonischen und elementaren Mächten. Das gibt den Liebesgeschichten, denn solche sind fast ausschließlich in dem Buche vereinigt, ihre Hintergründigkeit. Die Liebe als Irrtum, als Schuld, als Verblendung, als dunkle, triebhafte Lockung — seltsam peinigt und beglückt Eros, der grausame Gott, die Menschen, die ihm verfallen sind. Brittings Kunst der Sprache erheben diese Prosadichtungen zu einem wesentlichen Rang, obwohl sie nicht jedermann sofort ansprechen werden. Doch haben wir dem Dichter dankbar zu sein, der zu den wortmächtigsten unter den heutigen zählt. Martin Kießig

Kleine Glossen zur Zeit


Aufn. Hallensleben.

Eine Antwort an unsere Leser
auf unsere Frage in Heft 10, S. 416:

„Was ist das für ein Raum?" — Es ist das Arbeitszimmer dieses kleinen Hauses, das wir wohl nicht näher zu bezeichnen brauchen. Oder gibt es einen, der es nicht kennt?

Eine neue Frage an unsere Leser:

Die ersten Bücher

Einer unserer Leser schreibt uns:

„Während der Buchwoche las ich in einer bekannten Wochenzeitschrift eine Rundfrage, bei der eine Anzahl Dichter von ihren ersten Lieblingsbüchern erzählten und welchen starken Eindruck sie davon fürs Leben gewonnen hätten. Natürlich waren der „Lederstrumpf" und der „Robinson" dabei, auch die „Griechischen Sagen" von Schwab, die wir ja alle in jungen Jahren einmal verschlungen haben. Trotzdem hat mich das Ergebnis eigentlich sehr enttäuscht. Denn es fehlten die Grimm'schen Märchen und die Deutschen Heldensagen, die doch gewiß auch hierher gehören. Ich denke, Siegfried und Dietrich von Bern stehen uns doch gewiß mindestens ebenso nah, wenn nicht näher, wie Hektor und Achill. Ich erinnere mich übrigens auch noch an eine andere Sammlung altgriechischer Sagen „Die Äpfel der Hesperiden", die ich schon als Siebenjähriger gelesen und nie wieder vergessen habe; und dann weiß ich noch, welchen Eindruck beispielsweise die Sagen meiner eigenen Vaterstadt auf mich gemacht haben, wie man da die alten Häuser um den Marktplatz und in den engen Gassen der Altstadt anstarrte, in denen das alles geschehen war und wie sich jeder Winkel mit Geheimnissen füllte! Und dann kamen die Märchenprinzessinnen und verzauberten Helden von „Tausend und eine Nacht" und Hauffs Märchen, in denen sich das alles lebendig widerspiegelte. Und dann die grimmigen Gestalten des Cortez und Pizarro und die Schätze von Mexiko und Peru, das Schicksal Montezumas und die Blutopfer der Azteken; da brachen alle Geheimnisse von fernen Urwäldern, von Strömen und Küsten auf einmal in die junge Seele ein. Und die historischen Romane von Walter Scott, besonders der „Quentin Durward", versetzten uns in eine Romantik, die auch unsere Spiele vielleicht noch stärker beeinflußte, als alle Indianerbücher von Karl May. Ich wundere mich, daß keiner von den jetzt befragten Dichtern irgendwas über diese Eindrücke zu sagen gehabt hat. Wie kommt es überhaupt, daß man von WalterScott nichts mehr sieht und hört, obgleich doch die historischen Romane noch immer große Mode und oft nicht halb so gut sind? Ich selbst habe mich allerdings auch noch nicht wieder an ihn herangetraut; vielleicht ist man dann hinterher doch nur enttäuscht, wenn man heute wieder liest, wofür man in der Jugend manchmal nur allzu sehr geschwärmt hat. Aber wäre es nicht sehr hübsch, wenn sich auch andere Weltstimmen-Leser einmal dazu äußerten, was für Bücher ihnen in der Kindheit oder sonst seit jungen Jahren besonders „nachgegangen" sind und ob sie heute wohl auch noch dazu einstehen würden?"

Ja, lieber Leser — das wäre wirklich sehr hübsch! Und vielleicht finden unsere übrigen Leser in stillen Winterstunden auch einmal Zeit, über diese Frage nachzudenken und uns etwas von ihren nachhaltigen Begegnungen mit Büchern zu erzählen. Die schönsten Einsendungen werden wir dann gern an dieser Stelle veröffentlichen, soweit wir nur dazu Platz haben, und in der üblichen Weise honorieren. Nur bitte nicht länger, als es in dieser ersten Zuschrift geschehen ist — und je kürzer desto besser!

Die Schriftleitung

Unsere neue Buchbeilage

für die Theatergemeinde der Weltstimmen ist „Die Front am Don", ein Schauspiel in 4 Aufzügen und einem Nachspiel von Ernst Eberhard Karsten. Der Verfasser behandelt darin Schicksale unserer Zeit, aus eigenen Erlebnissen in russischer Kriegsgefangenschaft: das kühne Wagnis jener deutschen Soldaten, die es unternahmen, gegen die ihnen widerrechtlich aufgezwungene Fron durch einen allgemeinen Streik zu protestieren und dadurch eine bessere Behandlung zu erzwingen.

Der Dichter selbst schreibt dazu:

„Der größte und gewagteste Streik Kriegsgefangener auf russischem Boden aber — der vom 23. bis 26. Juli 1916 auf „Schleuse 4" — war eine Kundgebung, eine Kampfhandlung zur Wiederherstellung der Ehre und des Rechts gekränkter und mißhandelter Kameraden. Er gab dem Verfasser die Anregung zum Aufbau der Handlung.

Manch einer von denen, die in jenen Tagen, voll starken Glaubens und beseelt von dem Wunsche, nicht bloß abseits stehen und tatenlos zusehen zu müssen, in ihrer Art mit ihrem „Plännifchicksal" rangen, ist nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt. Skorbut, Malaria und Typhus, im Bunde mit dem entkräftenden Hunger, waren stärkere Gegner als Kosaken und Ingenieure. Den toten Kameraden, die in den weiten Steppen Rußlands ein frühes Grab fanden, gilt mein Gruß!"



Wilhelm Filchner

Bismillah!

Heldentum unserer Zeit

Von O. E. H. Becker

Wilhelm Filchner: Om mani pade hum.
Mit 100 Abb. sowie einer Übersichtskarte. RM 10.—

Wilhelm Filchner: Bismillah!
Mit 144 Abbildungen und einer Karte. RM 8.—
Beide im Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig

Dreht man nachdenklich einen Globus um seine Achse, läßt man das äußere Bild der Erde mit ihren Kontinenten, Inseln, Meeren an sich vorübergleiten —: wer hat dieses mächtige Gebilde, das vor wenigen Jahrhunderten noch eine zusammenhanglose, kaum erahnte, im nächtlichen Dunkel des Schlafes befangene Masse war, in das Bewußtsein des Menschen gezwungen? Wie viele blutigen Opfer mußten gebracht werden, welch ein gewaltiger Aufwand an Wille, Kühnheit, Geist war aufzubringen, um diese Erde nicht nur wirtschaftlich, sondern auch wissenschaftlich zu erschließen, die Voraussetzungen zu schaffen, um diese Räume beherrschen und nützen, um ihre verwirrende Problemfülle verarbeiten und erhalten zu können?

„Ich schwang mich aufs Pferd. Die Karawanenglocken läuteten. Schwankend, hintereinander trottend und mit hochmütig-ausdruckslosen Gesichtern steuerten die Kamele die Straße entlang . . . Wieder würde ein ‚weißer Fleck' wissenschaftlicher Anschauung, wieder ein lastendes Problem der Lösung zugeführt werden."

Als Wilhelm Filchner von seiner zweiten China-Tibet-Expedition (1925—28) in Leh eingetroffen war, hatte er einen beispiellosen Kampf gegen alle bösen Elemente des Lebens hinter sich, einen Kampf gegen Krankheit, Aberglauben, Not, Feindseligkeit, Klima; wie ein Bettler zerfetzt und verlaust, elend und müde zum Tode, war er durch die Straßen der indischen Bergstadt gewankt, kaum erkannt und kaum begrüßt. Ungebrochen aber begann er 1934 seine dritte Reise, denn die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, mußte beendet werden, gleichgültig, ob ein trüber Tod oder der Sieg der Preis sein würden. „Bismillah!" — „Nichtauslassen und durchhalten bis zum Ende!"

Innerasien — wie oft schon durchreist! — ist weithin noch immer dunkles, durch tausend Gefahren aller Art umlauertes Land. Eine abergläubische, durch Religionen, Rassen und politische Zwistigkeiten aufgespaltene und durchwühlte Bevölkerung, weite Wüsten und weglose Sümpfe, die höchste und ausgedehnteste Gebirgsmasse des Planeten, rauhes Klima, Menschenleere, Verkehrsmangel —: dies war die Umwelt, durch die Wilhelm Filchner sich seinen Weg bahnen mußte, um sein Ziel zu erkämpfen. Hatte er den Marsch 1925/28 in einem riesigen, ellipsenförmigen Bogen, von Taschkent ausgehend über Kuldscha, Urumtschi nach Lan-



Filchners treuer Begleiter und Leidensgefährte: Bruder Gervasius

tschou und von hier aus über den Tang-la-Paß, dem Zuge des Hedin-Gebirges folgend, Leh erreicht, so hieß es nun, von Lan-tschou aus am Kuen-lun-Gebirge entlang Sinkiang zu durchqueren und so eine Art „Meß-Sehne" quer durch die alte Reiseroute — den „Meßbogen" — zu ziehen.

Es galt die alte Aufgabe: die erdmagnetische Lage Innerasiens flächenmäßig zu erfassen, damit eine magnetische Karte dieses Bereiches entworfen werden könnte; praktisch würden die Forschungsergebnisse dem Flugdienst, der Wetterkunde, dem Bergbau dienen können — vor allem jedoch der notwendigen Vollendung eines die ganze Erde umspannenden Meßnetzes. Die einzelnen Meß-Stationen, deren auf dieser Reise 360 angelegt werden konnten, mußten jeweils 30 Kilometer voneinander entfernt liegen: ihre Feststellung und kartenmäßige Aufzeichnung war Wesensaufgabe der Unternehmung, ihre Durchführung hatte zu geschehen, gleichgültig, welche Gefahren drohen, welche Hindernisse auftreten mochten! — Nachdem der „Papierkrieg" wegen der Pässe mit den chinesischen Behörden beigelegt und die notwendigen Einkäufe erledigt waren, begann am 15. September 1935 der Aufbruch aus Nanking.

Die vorhergehende Reise hatte bereits in Lan-tschou mit Katastrophen schwerster Art aufgewartet. Das Geld war vollständig verbraucht gewesen, die damalige deutsche Regierung hatte die Unterstützung verweigert, eine schwere Erkrankung hatte den Forscher monatelang unter unvorstellbaren Entbehrungen an sein einsames, kaltes Lager in einer kümmerlichen Eingeborenenhütte Lussars gefesselt. Dieses Mal war die finanzielle und gesundheitliche Lage günstiger, und nur eine Sorge umdüsterte ein wenig den Horizont: China hatte keine Reiseerlaubnis für Sinkiang gewährt, weil die entlegene Westprovinz stark unter russischem Einfluß stand und die mohammedanischen Dunganen der chinesischen Regierung keinen Gehorsam zollten. Trotzdem wurde die Reise unternommen. „Bismillah!"

Filchner war gut ausgerüstet, besaß zwei Kurzwellenempfänger, durch die er regelmäßig die Zeitzeichen von Nauen, Moskau, Buenos Aires erhielt, um die Chronometer und Stoppuhren kontrollieren zu können; er verfügte über genügende Mittel und wußte sich von einem tüchtigen, energischen, umsichtigen Dolmetscher begleitet, dem aus Wesel stammenden Bruder Gervasius von der Steyler Mission in Sining.



Eine angenehme Reisebegegnung: Hübsche Sartin aus Töwerük

Aber er vergriff sich völlig in der Wahl der Träger und hatte monatelang, ja, während der ganzen Reise, bis zuletzt, die gefährlichsten Kämpfe und unaufhörlichen, aufreibenden Ärger mit ihnen durchzufechten. Alle schlechten Eigenschaften vereinigten sich auf diese Männer, sie waren unpünktlich, faul, unwissend, eigennützig, sie waren feindselig, diebisch und heimtückisch, sie meuterten mehr als einmal, so



Filchners Karawane auf dem Marsch über gefährliche, primitive Gebirgsstraßen

daß sie mit Revolver und Prügeln in Schach gehalten werden mußten. Wohl sprangen die auf einsamen Posten sitzenden chinesischen Mandarine helfend ein, aber die Wirkung ihrer harten Strafen besaß Kraft nur bis zu den Grenzen ihrer unmittelbaren Einflußgebiete.

Nun, in Sining, wurden die letzten Vorbereitungen getroffen, Tsamba angefertigt, Kamele gemietet, der Transport zusammengestellt. Der Winter war fast vorüber.

Noch lange lehnte ich in der Nacht am Fenster und sah über die verschneite Stadt. Die Flocken tanzten und zerschmolzen auf den Händen. Es roch nach Lenz. Bald würde die Erde aufbrechen, Knospen und Blühen anheben. An hellen Tagen hatte ich schon Rauchsäulen in den nahen Bergen aufsteigen sehen. Bauern verbrannten dort Grasstücke und bereiteten sie zu Dung für die Felder. ... Verwaist lag der Hof. Das Schwatzen der Weiber war verstummt und die Glut der Röstkessel erloschen. Morgen würde der Vortrupp losgehen, und bald folgte ich nach. Schanghai, Nanking, Sian-fu, Lan-tschou — das alles lag hinter mir und war abgetan. Bald würden weiße Wimpel im Wind flattern, bald würden die Glöckchen ziehender Kamele läuten und die gellenden Rufe der Treiber erschallen ...

Es war der 18. April, als die Expedition Tangkar verließ.

Bis Dschacha — am Kuke-nor — war der Weg der gleiche, wie derjenige der vorhergehenden Fahrt. Hier erst trennten sich die Strecken; westwärts ging es nach Sinkiang, durch den Tsaidam-Sumpf über das Marco-Polo-Gebirge in das „verbotene" Land. Es ergab sich, daß Filchner vielen alten Freunden begegnete, daß sogar einer von ihnen — Jango — sich der Reise anschloß, leider aber sich in die Umtriebe der anderen Träger verstricken ließ und völlig versagte. Sogar „Nurri", der Hund von damals, war wieder dabei, wenn auch nur dem Namen



Der „Teufel", ein dunganischer Offizier, der Filchner und seinem Begleiter die Gefangenschaft in Chotan zur Hölle machte

nach: doch selbst er war eine Enttäuschung und mußte kurz vor Abschluß der Fahrt erschossen werden. Das Gepäck bestand aus 43 Sack Tsamba — der berühmten tibetischen Karawanennahrung aus gerösteter und gemahlener Gerste —, 14 Sack Weizenmehl, 14 Teeplatten, 2 Kisten Nudeln, 2 Sack Hundefutter, 1 Sack Kandiszucker, 1 Sack Rosinen und 5 Kisten Expeditionsgut. Das Silber war sorgfältig auf die verschiedenen Säcke verteilt, und nur die beiden Weißen kannten die Verstecke. Wieder erschwerten kleinere und größere Unfälle die Fahrt, Nierenschmerzen, Darmbeschwerden, Ischias, vor allem verbitterten die schmerzhaften Folgen eines gefährlichen Genickturzes vom Kamel viele Tage und schlaflose Nächte. „Bismillah!" Es gab kein Zurück. Es hatte noch nie ein Zurück gegeben.

Die Warnung vor Sinkiang war gewiß nicht aus der Luft gegriffen. War auch von den Russen keine unmittelbare Gefahr zu fürchten, so doch auf jeden Fall von den Dunganen, die als ebenso grausam wie kriegerisch bekannt sind. Ihr Hauptsitz war Chotan, wo der berüchtigte Padischah Ma-Hu-schan residierte. Waren die kriegerischen Wirren wirklich noch nicht beendet, so mußte das Schlimmste befürchtet werden. Niemand jedoch wußte Genaues. Aber sind Gefahren nicht dazu da, um bestanden zu werden?

Um die Messung mit größter Sorgfalt durchführen zu können, wurde möglichst langsam marschiert; im Frühjahr 1937 hoffte der Forscher Indien erreicht zu haben. In Araschato schloß sich der Expedition der Weißrusse Borodischin an, ein ehemaliger zaristischer Rittmeister, der zuletzt zum Stabe Annenkoffs gehört hatte und auf dem Rückzug nach dem Baikal-See auf chinesisches Gebiet übergetreten war; hier lebte er nun seit Jahren in völliger Einsamkeit und Armut und bat Filchner, ihn nach Indien mitzunehmen. Den Lesern des letzten Buches Peter Flemings wird er noch in guter Erinnerung sein.

Gemächlich bewegte sich der Zug dahin; die Messungen, zwar auch jetzt oft heimlich vorgenommen, gingen dennoch leichter vonstatten, weil sich seit der letzten Reise das Gerücht weit im Lande verbreitet hatte, der deutsche Forscher habe Einfluß auf die Erdbeben und könne mit seinen Instrumenten hellsehen. So näherte man sich Tschertschen und damit dem Einflußgebiet der Dunganen und Russen, dem Ende der chinesischen Macht. Der alte britisch-afghanische Beamte — der „Aksakal" — empfing die Reisenden mit großer Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, selbst der Dunganen-General war überraschend liebenswürdig, bemängelte zwar das fehlende Visum des Passes, gab aber dennoch die Einreiseerlaubnis. Plötzlich jedoch, unvermittelt, behauptete er, zuvor Chotan benachrichtigen zu müssen. Das bedeutete viele Wochen Aufenthalt und die bohrende Sorge: würde die Expedition nun etwa ein unrühmliches Ende finden?

Diese Sorge schien am 10. November 1936, nach vierwöchigem Warten, behoben zu sein. Der Padischah hatte Nachricht gegeben, daß er sich freue, die Expedition begrüßen zu dürfen; frohlockend setzte sie sich in Marsch. 600 Kilometer waren noch zu bewältigen, um die Residenz Ma-Hu-schans zu erreichen: von dort bis nach Indien war es nicht viel mehr als ein „Katzensprung". Leichten Herzens suchten die beiden Europäer den hohen Herrn in Chotan auf, mußten aber zu ihrer Bestürzung feststellen, daß sie sich getäuscht hatten. Der Padischah beanstandete die Pässe rundweg und verweigerte die Erlaubnis zur Weiterreise. Durch einen politischen Mord, der sich in diesen bangen Tagen ereignete, verschlimmerte sich die Lage Filchners: er und Gervasius wurden in ein Gefängnis gesperrt, in dem sie dann bis zum 26. Juli schmachteten, hilflos den Schikanen der Machthaber preisgegeben, bei schlechter Nahrung, rasch hinschwindender Kraft und Gesundheit.

Kaum etwas vermag den Menschen so zu verzehren, so durcheinanderzubringen wie Ungewißheit. Ein rechtens verurteilter Verbrecher weiß um Zeit und Art seiner Strafe. Auch lebenslängliches Zuchthaus ist Gewißheit. Wir aber wußten gar nichts über unser Schicksal. Wir konnten morgen frei sein oder in zwei Jahren, wir konnten aber ebenso gut eines Tages steif auf den Pritschen liegen . . .

Ma-Hu-schan, ein 26jähriger junger Mann, war wegen seiner diktatorischen Herrschsucht und seiner rücksichtslosen Grausamkeit berüchtigt und gefürchtet. Die zwei freundlichen Offiziere, die als Gefängniswärter bestellt waren, wurden bald durch einen finsteren, unerträglich bösartigen Kameraden ersetzt, der den Gefangenen das Leben zur Hölle machte (siehe Bild auf S. 539 unten). Gervasius erkrankte, sein Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag, ohne

daß genügende ärztliche Hilfe eingreifen konnte; auch Filchner selbst fühlte seine Kräfte gefahrdrohend hinschwinden, mehrere Male führte er Hungerstreiks durch, um eine Entscheidung zu erzwingen; doch die hoffnungslose Lage wollte sich dennoch nicht bessern. Wohl durften die Europäer, wenn auch unter strengster Bewachung, hier und da in die Stadt gehen, wohl tauchten hin und wieder Möglichkeiten der Befreiung auf, Zeichen scheinbarer Einsicht des Padischahs — um dann einer um so qualvolleren Enttäuschung zu weichen. Gervasius' Krankheit wuchs zur Katastrophe, 41,5 Grad Fieber; der Tod schien unvermeidlich. Daß er schließlich doch noch vertrieben werden konnte, war nur durch ein Wunder zu erklären. Endlich, am 26. Juli, war die Befreiung da, der Paß wurde ausgehändigt, der Weg nach Leh war geöffnet . . .

Die Jahrhunderte alte Karawanenstraße Chotan-Leh schneidet die gewaltigen Mauern des Kuen-lun und des Kara-korum und überbrückt eine wahrhaft großartige Landschaft. Sie quert Wüsteneien und Steppen, erklimmt 5000 Meter hohe, steile Pässe, senkt sich in blumenreiche Täler, nutzt die Geröllbetten der Bergbäche und windet sich durch Felsschluchten, die stellenweise so schmal sind, daß zwei beladene Tragtiere einander nicht ausweichen können. Sie birgt Gefahren in Fülle. Sie ist eine Via dolorosa, die Jahr um Jahr durch Schneestürme, Lawinen, Steinschlag, Bergkrankheit, Durst und Erschöpfung ihren Zins an Menschen und Tieren fordert. Skelette und Leichen von Jaks, Kamelen, Pferden, Schafen und Eseln sind ihre grausigen Meilensteine, ihre Richtweiser aus groben Steinen regellos aufgeführte Hügel, die tote Händler und Treiber decken. Man hat die Straße nicht planmäßig geschaffen. Sie ist geworden, wie alle großen Karawanenwege Innerasiens in Jahrtausenden geworden sind. Nur hier und da hat der Mensch nachgeholfen, hat schwankende Brücken über Bäche gelegt, hat Felsen ausgehauen und den Pfad mit losen, flachen Steinen abgestützt. Auf dieser „Todesstraße" bringen Karawanen Wolle, Teppiche und Felle nach Leh und tauschen Hausgerät für Ost-Turkestan ein, Handwerkszeug aus China, Konserven und Fahrräder aus Japan.

Auch jetzt noch, so kurz vor dem Ziel, wurde die Reise durch die Unbotmäßigkeit der Träger verbittert, ja in Frage gestellt, weil die Europäer ihnen wehrlos ausgeliefert waren. Noch einmal in Sandschu, am gleichnamigen Paß gelegen, hielt ein Dunganensoldat sie dreizehn lange Tage fest, weil er das Gewehr Filchners beanstandete und sich erst aus Chotan nähere Weisung holen lassen wollte. Endlich dann, am 18. September 1937, 15.15 Uhr, war Leh erreicht. Nun galt es noch den Himalaja zu überwinden, um nach Srinagar zu gelangen, dann sollte es in Bahn und Auto an die Küste nach Bombay gehen, wo Erika Filchner, die Tochter des Forschers, bereits wartete. Kurz vor der Stadt jedoch preschten ein paar Reiter den Reisenden entgegen und rissen ihre Pferde zum Halten: „Ich bin der deutsche Generalkonsul Graf v. Podewils mit Sohn und Tochter, und ich bin beauftragt, Sie im Namen des Führers willkommen zu heißen und Sie zum Deutschen Nationalpreis zu beglückwünschen!"

Konnte diese Expedition mit ihren tiefen Gefahren, ihren qualvoll aufreibenden Anstrengungen, Mühen und Enttäuschungen schöner gekrönt werden? Keine Nachricht hätte nach so langer hoffnungsloser Abgeschiedenheit erschütternder und befreiender wirken können! Welch ein Wandel, dachte Filchner an die stille Heimkehr des Jahres 1928 — und nun ausgezeichnet mit dem höchsten Preis, den Deutschland für seine Gelehrten bereit hält . . . Man spürt in diesem neuen Buche eine besondere Luft, einen oft großartigen, stolzen Schwung, die erworbene und erlittene Überlegenheit eines Mannes, der um seiner selbst gestellten geistigen Aufgabe willen jeglicher Gefahren Herr zu werden vermocht hatte, siegte, weil er sich selbst überwand. Man empfindet einen Glanz auch über den trostlosesten Schilderungen dieser harten, großen Reise . . .



Meilenstein des Todes

Kamelgerippe als Wegweiser in der Wüste an einer innerasiatischen Karawanenstraße

Sämtliche Abbildungen mit Erlaubnis des Verlags F. A. Brockhaus aus Filchner »Bismillah«

Himmlische Hölle

Einem sehr jungen, recht verwöhnten Engländer erscheint plötzlich das faule Leben innerhalb seiner Kaste schal und langweilig. Er will den Reiz des scharfen Gegensatzes genießen und mustert daher als „Handelsmarinekadett" auf der finnischen Viermastenbark „Lawhill" an, die in Ballast von London nach Südaustralien fährt, um von dort eine Ladung Weizen nach England zu bringen. Von dieser zehnmonatigen Fahrt erzählt uns der von seinem „Spleen" geheilte Sonderling mit Lust, großer Munterkeit und zweifelloser Begabung. (Richard B. Sheridan „Himmlische Hölle" (Steuben-Verlag Paul G. Esser, Berlin. 339 S., RM 5.80.) Der Verfasser hat von seiner Mutter, der berühmten Schriftstellerin und Bildhauerin Clare Sheridan (siehe Weltstimmen Juni 1929 „Ich, meine Kinder und die Großmächte der Welt") die Gabe des scharfen Sehens und plastischen Ausdrucks geerbt, er nimmt den Leser gefangen und schleppt ihn in rasfchem Tempo durch das zähe Auf und Ab des Seemannslebens.

Daß „Handelsmarinekadett" nichts anderes ist, als Schiffsjunge, und daß man als solcher mit allem innig vertraut wird, was klebt und schmutzt, was einem die Hände zerreißt und den Rücken bricht oder sonst irgendwie unangenehm ist, geht ihm bald auf, lange ehe die „Lawhill" ihren Bug in den Atlantik drängt. Das Schiff ist einer der größten und besten Segler der Erde, bei gutem Wind läßt es die langsamen Frachtdampfer spielend hinter sich, und man könnte es noch viel mehr lieben, wenn man nicht fünf Stunden am Tag in seinem stinkenden Kielraum Rost abklopfen müßte. „Knacker Rooft" heißt das verhaßte Kommando auf Finnisch, und Sheridan fürchtet verrückt zu werden bei der geisttötenden, ohrenbetäubenden Schinderei und hat oft das Gefühl „Jetzt geht's nicht mehr." Es geht doch, sein Stolz bäumt sich auf, er sagt sich „Laß dich nicht kleinkriegen! Laß dir nicht von den verdammten Quadratschädeln auf den Kopf spucken!" und klopft weiter.

So sehr er das Rostklopfen haßt, so sehr liebt er die richtige Seemannsarbeit hoch oben in den Rahen, das Setzen und Reffen der Segel. Hier regt sich der sportliche Ehrgeiz des himmellangen Schiffsjungen, er will schneller arbeiten als die anderen. Auch sonst bietet dieses rauhe Leben mancherlei, was dem Schönheitsdurstigen weder in Paris noch in London gereicht wird. „Sonnenauf- und -untergänge sind unmöglich, wenn sie geschildert, und unzulänglich, wenn sie gemalt sind. Man muß sie sehen. Sie entschwinden mit dem Glanz und Gleichmut einer schönen Frau und lassen einen benommen und überwältigt zurück."

Das Zusammenleben mit der meist nicht englisch sprechenden finnischen Mannschaft geht leidlich, mit einem schwedischen „Kadetten" schließt Sheridan wirkliche Freundschaft. Die Kost ist schlecht, und mit dem Süßwasser muß wie auf allen Segelschiffen gespart werden. Aber das ist nun mal so und kann ertragen werden. Schwerer erträglich ist für die Jungen der dauernd zu kurze Schlaf. Ohne anzulegen, pflügt die „Lawhill" ihre endlose Bahn durch den nördlichen und südlichen Atlantik. Bei der Insel Tristan da Cunha wird der Nord-Südkurs nach Osten geändert. In dieser Gegend nimmt auch das „Knacker Rooft" sein heißersehntes Ende. Ein Sturm erster Ordnung unterbricht die Monotonie mit rauher Hand, dann redet man schon von Australien, und in einer herrlich warmen Mondnacht sieht Sheridan als erster das Blinkfeuer der Neptunsinsel in der Einfahrt zum Spencers Golf. Vor 86 Tagen hatte ihnen der Leuchtturm von Kap Lizard Abschiedsgrüße zugeblinkt.

Sieben Meilen vor Port Victoria müssen 1500 Tonnen Ballast auf den Meeresgrund befördert werden — Sand, Kies und große Steine — eine böse, nicht ungefährliche Schinderei in der Hitze Südaustraliens. Das Weizenladen ist der reine Spaß dagegen. Dann geht's in qualvoll langsamer Fahrt nach Adelaide zur Übernahme der Hauptlast. Das Schiff liegt hier dicht am Kai, und der jugendlichen Besatzung blüht das Glück, ihre Nächte nach alter Seemannsart vertollen zu können.

Die Heimfahrt bringt dem abenteuerlustigen Kadetten eine schwere Enttäuschung. Er hoffte, es gehe ums Kap Horn herum, aber der „Alte" muß sich nach vergeblichem Kreuzen gegen den widrigen Ostwind zur alten Route südlich vom Kap der Guten Hoffnung entschließen. Ein Zyklon im Indischen Ozean knickt der „Lawhill" fast die Masten ab. Auch Sheridan kriegt reichlich genug und hat gegen die mildere Seefahrt im Bereich der Passatwinde nicht mehr viel einzuwenden. Am 92. Tag der langsamen Rückfahrt sichten sie erst St. Helena und am 104. Morgen kriechen sie über den Äquator. Durch seinen unverdrossenen Arbeitswillen hat sich Sheridan das Herz des „Alten" und der drei Steuermänner erobert und wird nun auf der Rückfahrt viel besser behandelt als auf dem Hinweg.

Im Nordatlantik fegen die Weststürme hernieder, die Decks sind völlig überflutet, und die tiefgeladene „Lawhill" macht gute Fahrt nach Nordost. Bald haben sie die Bischofsnadel an Backbord, und nach 127 Tagen machen sie an einer Boje bei Gravesend fest. Die „Lawhill" wird von Motorbooten umschwärmt, und plötzlich befindet sich Sheridan in den Armen seiner Mutter. „Mein süßer Liebling, mein Engelskind." So was hat er schon lange nicht mehr gehört. In Gravesend mustert er ab. Am letzten Abend betrinkt er sich furchtbar mit einigen Freunden, weil ihnen vor Abschiedsweh von ihrer lieben „Lawhill" das Herz brechen will.

Schade, daß dieser hochbegabte Jüngling wenige Jahre darauf vom Schicksal abgemustert wurde. Eine Krankheit, die niemand ernst genommen hatte, endete ein Leben, das viel versprach.

Josef Schäfer

John Masefield / Orkan

Von Hansgeorg Maier

John Masefield, der englische Poeta Laureatus, wurde in Deutschland durch seinen vortrefflichen Seeroman „Der Goldene Hahn" bekannt. Auch sein neuer Roman schildert ungeschminkte Wirklichkeit. Unter dem Titel „Orkan" berichtet er von einer grausigen Sturmnacht mitten auf dem Ozean. Das Werk vermittelt das erschütternde Bild eines Naturgeschehens, von dem nur selten Überlebende künden können, und läßt den Leser unmittelbar das harte Dasein des Seemannes miterleben. Die zu starker Spannung emporgesteigerte Handlung erweist, wie Mannesmut und Tapferkeit dem Wüten der Elemente trotzen.

Ende Februar 1922 befindet sich das mit Getreide beladene Vollschiff „*Hurrying Angel*" auf der Heimreise von Melbourne nach England. Eines Abends melden sich Vorzeichen für ein bedrohliches Unwetter. Der Wind bläst mit unheimlicher Gewalt, während das Schiff noch unter vollen Segeln läuft. Vorderhand will der Kapitän kein Segel wegnehmen lassen; liegt sein Dreimaster doch im sogenannten Weizenrennen, dem alljährlichen Schnelligkeitswettbewerb der von Australien heimkehrenden Getreidesegler.

Kapitän Robin Cobb ist ein ungeschlachter und grober, zur Machthaberei neigender Mann, der sich weder von seinem alten, vielerfahrenen Steuermann dreinreden lassen will, noch von irgend jemand anderem an Bord — am allerwenigsten von den Offiziersanwärtern, unter denen einer bereits im dritten Jahr auf See ist und zu des Kapitäns unverhohlenem Ärger eifrig ein wissenschaftliches Werk über die Gesetze der Stürme studiert. Dergleichen Studien verabscheut Kapitän Cobb ebenso wie fast alle ihm überflüssig bedünkenden Instrumente. Lieber als das Wetterglas betrachtet er „Gottes Barometer", worunter er den Himmel mit seinen mannigfachen, die Witterung ankündigenden Erscheinungen versteht.

An jenem Februarabend verrät freilich auch „Gottes Barometer", daß es angebracht wäre, umgehend einige Segel zu bergen, zumal die „*Hurrying Angel*" durch unruhige Bewegungen zu erkennen gibt, daß sie dem in Sturm übergehenden Wind allzu reichliche Angriffsflächen bietet. Cobb indessen setzt sich darüber hinweg. Und Dick Pomfret, der älteste unter den Offiziersanwärtern, der Besitzer des dem Kapitän so verhaßten Buches über die Stürme, hält besorgt Ausschau. Der ganze untere Himmelsrand ist in ein tiefes Purpurrot getaucht, während die See von kleinen, wilden, rasch dahinhuschenden Fallböen beherrscht wird und das Wasser zunehmend die Färbung des Himmels gewinnt. So wächst in Dick die Überzeugung, der Dreimaster laufe einem Orkan mitten in die Bahn hinein. Als er dies beim Abendessen seinen Kameraden mitteilt, findet er freilich kaum Gehör. Doch legt er sich sorglich sein Ölzeug zurecht, ehe er in seine Koje steigt.

Plötzlich werden alle Mann an Deck gerufen. Die See ist bleifarben, sie sprüht und springt; einzelne Wasserstrahlen schießen herauf. Dem Schiff nähern sich Kräuselwellen, wie sie von Fischschwärmen hervorgerufen werden, die ein Sturm vor sich herjagt. Schon suchen auch Sturmtauber und andere Vögel notdürftigen Schutz auf dem Schiff, das noch immer mit zuviel Segeln belastet ist. Erst jetzt rafft der Kapitän sich dazu auf, die Zahl der Segel zu verringern. Trotz erheblicher Schwierigkeit gelingt einem Matrosenkommando die Bergung des Obermarssegels. Das Groß-Obermarssegel aber fliegt in wenigen Augenblicken über Bord. Und das Groß-Untermarssegel wird den Matrosen ebenfalls von einer Sturmböe entrissen und zu einem halben Dutzend flatternder Bänder zerfetzt, während unten auf Deck die Kettenschot— ein wichtiger Bestandteil der Takelage — reißt und funkensprühend ausschert.

Nun läuft der Sturm zu voller Stärke auf. Schwere Seen stürzen über das Deck. Es wäre dringend notwendig, daß auch das Focksegel weggenommen würde. Inzwischen ist der Kapitän jedoch nach achtern gegangen. Da keine Zeit mehr verlorengehen darf, erteilt an seiner Stelle der Steuermann den Befehl, das Focksegel zu bergen. Noch ehe der Befehl ausgeführt werden kann, kehrt indessen der Kapitän zurück. Blutroten Gesichts widerruft er die Order des besonnenen Steuermannes, so daß die Matrosen

unverrichteterdinge wieder den Fockmast verlassen müssen. Erhobt sich der Kapitän nunmehr ins Kartenhaus zurück, zumal er so etwas wie Meuterei zu wittern vermeint. Nur der zweite Steuermann folgt ihm, um dem Kapitän den ganzen Ernst der Lage begreiflich zu machen.

Die Zurückgebliebenen sehen eine nachtschwarze, von glühendem Widerschein übergossene Flut heranahnen. Ein langgezogenes, pfeifendes und zischendes Geräusch übertönt das Gelärm des Sturmes. Jäh übergießt eine ungeheure Regenflut das Schiff. Sie durchnäßt die Mannschaft, als stächen tausend und aber tausend Nadeln auf sie ein. Hochauf türmt sich die See. In rasenden Böen umdrängt der nahende Orkan das Schiff, das blitzfunkelnde Sprühwässer überströmen. Hohes Gischtwasser aufwerfend, jagt der Dreimaster gezerrt und gestoßen voran. Schon biegen sich die Rahen.

Da schlägt eine riesige, haushohe Welle über das Heck herein. Der Großmast bricht. Eine zweite Woge knickt den Fockmast um. In wenigen Augenblicken ist das Schiff „ein verlorenes, hilflos und träge sich herumwerfendes Wrack, dwarssee treibend, hierhin und dorthin geworfen, bei jedem Überholen und auf jeder Seite von Wassermassen überflutet".

Gleichzeitig mit dem Orkan ist die Nacht gekommen. Nur grelle Blitze erhellen das Dunkel, das alle Schrecknisse noch furchtbarer werden läßt. Werden die gewaltigen Wogenberge die *„Hurrying Angel"* endgültig in die Tiefe hinabdrücken? Zwölf Meter hoch sind die Wassermassen über die an Deck ausharrenden Männer dahingegangen, die sich mit Aufgebot aller Kräfte an ihrem Platz behaupten.

Immer noch sind die mittschiffs vereinten Matrosen und Offiziersanwärter ohne Führung, Kapitän und Steuermänner bleiben verschwunden. Unter Dick Pomfrets Anführung machen sich schließlich ein paar Beherzte auf die Suche. Sie entdecken, daß die Oberbauten des Schiffes fast völlig zerstört sind. Vom zweiten Steuermann und von der Ruderwache finden sie keine Spur; sie müssen also annehmen, daß mehrere ihrer Kameraden über Bord gerissen worden sind. Den ersten Steuermann bergen sie als Leiche; er hat eine tödliche Rückgratverletzung erlitten. Den Kapitän finden sie eingeklemmt in ein schauriges Durcheinander von Schiffstrümmern. Mit Mühe wird er in eine Kabine geschafft. Man gibt ihm Whisky, um ihn zu betäuben, damit er das Richten und Schienen seiner gebrochenen Gliedmaßen übersteht. Dann versucht die Mehrzahl der Matrosen mit Dick Pomfret, das Menschenmögliche, um die *„Hurrying Angel"* seetüchtig zu erhalten. Es gelingt ihnen, einige Ölsäcke und Ölkannen austropfen zu lassen, wodurch die ungestümen Wogen in unmittelbarer Nähe des Schiffes gedämpft werden.

Als langsam das Tageslicht zurückkehrt, macht sich Pomfret mit seinen Getreuen von neuem ans Werk. Und wie er in den Stunden, da der Orkan hereinbrach, der eigentliche Kommandant geworden ist, der die Mutlosen ermuntert und die Willigen zu erfolgreicher Mithilfe angestachelt hat, wird er auch jetzt wieder wie selbstverständlich zum Anführer der Mannschaft.

Erst bei Sonnenaufgang läßt sich die Zerstörung vollständig überblicken. Wie durch ein Wunder ist der Kreuzmast erhalten geblieben, aber auch er ist schwer beschädigt und seine Segel hängen in Fetzen. Besonders schlimm hat das Heck gelitten. Kajüts-Oberlicht und Kartenhaus sind vollkommen weggerissen worden. Mitsamt Klampen und Davits sind die Rettungsboote verschwunden. Auch Trinkwassertonne und Salzfleischfaß sind fort. Im Logis der Offiziersanwärter sind sämtliche Kojen überflutet. Der Großmast hat im Niederbrechen die Winde für die Großluke zertrümmert. Das halbe Deck ist aufgeschlagen, eingedrückt, zersplittert, zerbeult. Alle Oberlichter der Deckhausräume sind von Bord gegangen. Auch in der Küche hat sich die See ausgetobt; nur der Herd ist zurückgeblieben.

Endlich am Vormittag flaut das Wetter ab. Der Kapitän läßt den Bootsmann rufen, um ihn zum Steuermann zu befördern. Der Bootsmann hat indessen heimlich so viel Trinkbares requiriert, daß er den Befehl zu seiner Ernennung mit einer unverschämten Weigerung beantwortet. Daraufhin ernennt der Kapitän Dick Pomfret zu seinem Stellvertreter. Er soll nun beweisen, ob er wirklich der beste Nautiker an Bord ist.

Seine erste Handlung ist die Einsegnung der Leiche des ersten Steuermanns. Dann wird ein Treibanker ausgebracht; eine Art von

Hemmvorrichtung, die dazu dient, die „*Hurrying Angel*“ mit dem Bug gegen Wellen und Wind zu halten und vor dem Vollschlagen zu bewahren. Glücklicherweise zeigt sich, daß der eigentliche Schiffskörper dicht geblieben ist. So kann Pomfret nach Erledigung der dringendsten Arbeiten eine Extraration austeilen lassen und in der folgenden Nacht die Mannschaft in die Kojen schicken, bis auf jeweils 2 Matrosen, denen die Ankerwache obliegt. Das zerstörte Steuerruder bedarf keiner Wache mehr.

Am folgenden Tag läßt der schwer verletzte und fiebernde Kapitän sich in einer Sitzbettstelle an Deck schaffen. Er befiehlt, das Schiff solle unverzüglich wieder aufgeriggt werden — eine ungemein schwierige und zeitraubende Arbeit. Es scheint fast unmöglich, das Schiff je wieder mit Masten, Rahen und Tauwerk zu versehen. Zudem hat die Disziplin durch das Unglück entschieden gelitten. Der abgesetzte Bootsmann revoltiert. Ein anderer Matrose greift in einem Wutkoller gar den Kapitän tätlich an. Die Empörer müssen freilich klein beigeben, da die übrige Mannschaft von ihnen abrückt. Den Kapitän aber hat die Aufregung über die Meuterei erschöpft; völlig hilflos und krank wird er unter Deck getragen. Fortan ruht alle Verantwortung auf Dick Pomfrets Schultern.

Nach einigen, an Aufregungen und Beschwerden reichen Tagen begegnet der „*Hurrying Angel*“ ein 30 000-Tonnen-Touristen-Dampfer. Der in Bewußtlosigkeit gesunkene Kapitän der „*Hurrying Angel*“ wird in das Hospital des Dampfers übernommen, während zwei junge, auf Abenteuer erpichte Touristen freiwillig auf dem verwüsteten Dreimaster als Matrosen anmustern.

Eine Woche verstreicht noch, dann sind die Masten, so gut es geht, wieder gerichtet. Mit zwei Klüvern, zwei Stagsegeln, zwei Untersegeln und Besahn kommt die „*Hurrying Angel*“ leidlich voran. Von milden Winden bewegt, erreicht sie den Hafen von Port Francis.

Dort werden die Orkanschäden nun regelrecht behoben. Bald führt Dick Pomfret das Schiff der Heimat zu. Hohe Belohnungen und das Steuermannspatent warten seiner, der als jüngster Kapitän der Flotte begeistert begrüßt wird.

Ein Lied aus der Heimat

Peter Neagoe / Hier ist meine Welt

Von Dr. H. W. Keim

Mit jungen Jahren trieb die Wandersehnsucht den siebenbürgener Rumänen Peter Neagoe aus seiner Karpatenheimat nach Amerika. Dort lebt er als Schriftsteller in Neu-Mexiko; aber sein Herz kehrt im Traum seiner Dichtungen immer wieder in seine Heimat, zu ihren bäuerlichen Menschen und ihrer großen Natur zurück. „There is my heart“ — „Hier ist meine Welt“ ist demnach ein Bekenntnisroman, in dem Peter Neagoe überdies die verheißungsvollen Anlagen seines vorangegangenen Romanes „Ileana“, der Geschichte eines schönen rumänischen Bauernmädchens, zu voller Meisterschaft hat ausbilden können. Das neue Werk ist ein großes Lied des Heimwehs; durch seine Seiten klingt die traurige Melodie eines Volksliedes, das vom Glück der Heimat, von Lebenslust und Frömmigkeit, von Erschütterungen und Entzückungen des Herzens singt. Und wie das Volkslied seinen Gegenstand nicht zergliedert und nicht Schritt um Schritt fortschreitet, sondern Sprünge macht gleich den Gedanken und Gefühlen derer, die in ihm ihr Herz erleichtern, so springt auch die Handlung des Romans von Szene zu Szene, sammelt das farbenreiche heimatliche Leben, zieht sacht von tiefen Geheimnissen der Seele und des Blutes die bergenden Schleier und webt so aus vielen bunten Fäden ein lebensvolles Bild rumänischer Menschen und Landschaft.

Hoch in den Karpaten pflegt sommers Jonel Codreanu die Schafe zu hüten, und mit ihm weidet dort die schöne Marina ihre Tiere. Von Kind an sind die beiden sich geschwisterlich zugetan, bis Jonels Gefühl für das Mädchen allmählich zu inniger Liebe reift. Ihr Herz aber gehört Jonels Freund Alexander, der sie einmal heiraten wird. Als Jonel dessen inne wird, beschließt er in seinem Schmerz, in die weite Welt bis nach Amerika zu wandern. Seine Zieheltern, die ihn wie einen Sohn lieben, auch der Geistliche des Orts, suchen ihn von dem Plan, der in so vielen jungen Männern des Landes spukt, abzubringen. Und man spürt, daß in solchen Worten der Dichter selbst aus seiner Erfahrung zu Jugend Rumäniens spricht:

„Wir brauchen dich, Jonel, wir alle, das Dorf,

das Land. Junge Menschen wie du sind Säulen, auf denen das Gewicht unserer Gemeinschaft ruht, Söhne unseres großen Volkes. Geh nicht in fremde Länder, denn du läßt uns ärmer zurück. Du trägst den Segen, der uns gehört, zu Fremden, die dich nicht aufgezogen und dich nicht mit ihrer Liebe gewärmt haben. Du bist die Frucht unseres heiligen Bodens. Hier sollst du reifen, und was du bist und vermagst, nicht in fremde Länder tragen."

Doch Jonel ist nicht zu halten. „Ich werde zurückkommen" ist alles, was er auf solche Einwendungen zu erwidern hat. Schließlich bricht er an einem kalten Wintermorgen nach der Stadt auf. Unterwegs trifft ihn der Bürgermeister eines großen Dorfes. Er nimmt ihn in seinem Schlitten mit in sein Haus, und da er Gefallen an dem nachdenklichen, kräftigen Burschen findet, hält er ihn bei sich fest, in der Hoffnung, er werde seine älteste Tochter an ihn verheiraten können und von diesem hübschen Paar zum Ahn einer zahlreichen Nachkommenschaft gemacht werden. Denn Kindersegen ist das Schönste, was dieser gesunde, lebensfrohe Mann kennt.

Eines Tages aber kommt sein Vetter Anghel mit seiner schönen Frau Zamfira aus der kleinen Stadt Mercurea zu ihm zu Besuch. Auch Anghel, dessen Ehe kinderlos geblieben ist, hat Gefallen an dem prächtigen Burschen, und als der wegen eines Augenleidens den Auswandererschein nicht erhält, beredet er ihn, bis zur Heilung bei ihm zu bleiben und sich in seinem Geschäft die ersten kaufmännischen Kenntnisse anzueignen. Noch schwankt Jonel, als ihn die Bemerkung Anghels, auch Zamfira erwarte seinen Besuch, zum Entschluß bringt. Denn der Anblick dieser jungen Frau hat ihn auf eine erregende Art an Marina erinnert, nur scheint ihm Zamfira noch reifer und lockender als die, die er in seinen Bergen zurückgelassen hat.

In Anghels gastlichem Hause weilt auch Saveta, Zamfiras jüngere Schwester, zu Besuch. Doch ihre herbe Lieblichkeit macht auf den Burschen keinerlei Eindruck. Anghel liebt ihn bald wie seinen verstorbenen Jugendfreund; Zamfira ist unbefangen herzlich zu ihm, er genießt den Anblick ihrer Schönheit wie einen leuchtenden Frühlingsmorgen in seinen Bergen, an die er nur mit einem leisen Schmerz zurückdenkt. Dann freilich regt sich in ihm immer wieder die Sehnsucht in die unbekannte Ferne. Aber Anghel, dem er sich einmal darüber anvertraut hat, möchte ihn nun nicht mehr missen.

Inzwischen kommt der Frühling. Zukunft und Vergangenheit verblassen in der hellen Daseinsfreude des Jungen, der nun sein Genüge in Zamfiras lieblicher Gegenwart gefunden hat. „Er nahm die Stimme der jungen Frau in sich auf, wie die Luft, die er atmete. Sie strömte mit dem Kreislauf des Blutes durch seine Adern. Sie stieg ihm zu Kopf wie schwerer Wein." Einige Freunde des Meisters werden auch seine Freunde; der Serbe Starevic, der ihn über die Leute und Sitten der Stadt aufklärt, und der russische Ikonenmaler Radoff, in dessen Nähe Jonel stets eine köstliche Ruhe überkommt, wie sie von Menschen ausgeht, deren Wesen in der Sicherheit ihres Instinktes und einer tiefen Frömmigkeit geborgen liegt.

In diesen Frühlingstagen nun machen sich die ersten stärkeren Spannungen im Leben jener vier Menschen bemerkbar. Saveta wird nämlich von ihren Eltern zurückgerufen. Allein sie sträubt sich mit ungewöhnlicher Heftigkeit dagegen; denn sie mutmaßt hinter der Aufforderung eine listige Machenschaft der Schwester, sich ihrer um Jonels willen zu entledigen. Dieser ist sich seiner Liebe zu der jungen Frau nun ganz bewußt geworden. Doch treiben ihn seine Neigung zu Anghel und dessen vertrauensvolle Freundschaft in schwere Gewissenskämpfe. Als er aber eines Abends mit Zamfira allein im Zimmer ist, verliert er seine mühsam behauptete Haltung und küßt sie. Sie bringt ihn mit sanfter Schonung zu sich zurück und erntet dafür eine zarte Ehrerbietung, die ihr ein weiteres Zusammenleben mit ihm als völlig gefahrlos erscheinen läßt.

Gewiß, Jonel ist nicht blind gegen Savetas schnell reifende Schönheit und ihre Gefühle. Aber Zamfira hat ja selbst Marinas süße Gestalt aus seiner Erinnerung gebannt. Wie sollte dieses Mädchen, dem die Angst vor dem eigenen Herzen und Blut aus den Augen spricht, ihn fesseln können? Freilich, so denkt Zamfira flüchtig, eine Heirat zwischen den beiden könnte ihr den Freund, der sich nun sicher nicht mehr vergessen werde, zwanglos in der Nähe halten. So wäre auch dem Klatsch, der sich langsam um seinen langen Aufenthalt im Hause des kinderlosen Anghel gebildet hat, die Spitze abgebrochen. Da bringt wieder einmal die jüngere Schwester die innere Entwicklung um einen Schritt weiter.

Der Bürgermeister des Städtchens hat nämlich für seinen Sohn um Saveta werben lassen. Das Mädchen gerät darüber in eine so unbeherrschte Erregung, daß sie die Schwester nun offen beschuldigt, sie habe nach dem ersten Fehlschlag ihres Planes, sie aus dem Hause zu bringen, sich jetzt auf diese schmähliche Weise Jonels versichern wollen. Und Zamfira? „Eines mußte sie sich gestehen: daß sie etwas über sich selbst erfahren hatte, von dem sie bisher nichts geahnt hatte …" Jonel aber hat diesen heftigen Auftritt mit angehört. Zerrissenen Herzens geht er zu Radoff, sich Rats zu holen. Am liebsten zöge er gleich weg, weit in die Welt hinein. Aber er kann es nicht mehr. „Hier ist mein Herz — hier ist meine Welt." Der Maler trifft gewiß das richtige, wenn er rät: heirate Saveta.

Aber das Schicksal will es anders, und Anghel ist sein Vollstrecker. Es liegt ja ein Geheimnis über seiner Ehe. Sie ist unfruchtbar geblieben, und niemand außer Anghel weiß, daß ihn allein die Schuld daran trifft. Ja, instinktiv spürt er, daß er damit nicht bloß gegen seine Frau, sondern zugleich auch gegen den Lebensgedanken selbst, der doch der Ehe ihren höchsten Sinn gibt, schuldig geworden ist. Da taucht ein Plan in ihm auf, ein ungewöhnlicher Plan: Jonel soll der Vater seines Kindes werden! An einem Tag, als er sich in seiner Schmiede müde gearbeitet hat, spricht er mit seiner Frau in leisen Andeutungen darüber. Zamfira versteht ihn. Auch Jonel begreift, was der Freund von ihm verlangt. Die beiden Menschen, die um ihre Liebe wissen und doch Anghel so lieben, daß sie ihn nie betrügen könnten, geraten in die schwerste Herzensnot. Und Anghel selbst verfolgt nun seine Frau mit einer erschütternden Angst in den Augen, als sei sie ihm schon verloren. Endlich beichtet er ihr, er allein trage die Schuld daran, daß sie unter dem Fluch und Leid der Unfruchtbarkeit stehe. Und dann geht Jonel in Zamfiras Kammer, und sie empfängt ihn nicht als ihren Geliebten, sondern als das Leben selbst, das sich in ihr erfüllen wird.

Anghel weiß nicht, was sich zugetragen hat. Mißtrauen, Eifersucht, Angst, Haß, Liebe machen ihn krank. Ist er wirklich der Vater des erwarteten Kindes, wie seine Frau in Liebe und Mitleid ihm zuredet? Zamfira weiß nur ein Mittel, das ihren Mann heilen kann: Jonel muß Saveta heiraten. Jonel weigert sich nicht. Das Mädchen ist ja Zamfiras Schwester und somit ein Stück wesensgleich mit ihr. Saveta aber ist glücklich, endlich den Geliebten für sich gewonnen zu haben. Anghels Gemüt ist wieder freier, wenn auch Argwohn und Eifersucht ihn noch nicht ganz verlassen haben.

Wieder ist es Frühling. Zamfiras Zustand ist jetzt für jeden leicht zu erkennen. Sie ist darüber so schön geworden, daß alle Menschen, die ihr begegnen, sie zweimal anschauen müssen. Allein hinter ihrer Schönheit verbergen sich Sorge und Angst um Anghel und machen sie krank. Sie ist allen fremd geworden; ein Wesen, das ganz in sich zu leben scheint.

An einem Sonntag kommt ihre schwere Stunde. Sie wehrt sich bis gegen den Abend. Dann stirbt sie. Jonel ist bis zum Tage ihrer Beerdigung wie von Sinnen. Der Maler und sein Weib betreuen ihn. Dann geht er in Anghels Haus, steigt leise in die Kammer, in der er zwei Jahre so glücklich und so selig unglücklich war, packt seinen Rucksack und verläßt leise das Haus, um in die Fremde zu ziehen. Sein Herz aber bleibt im Leid zurück, und wo eines Menschen Herz ist, da ist auch seine Welt.

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

„Augen, meine lieben Fensterlein" in Gottfried Kellers Handschrift
Aus „Deutsche Gedichte in Handschriften" (Insel-Verlag Leipzig; vgl. „Weltstimmen" 1937, S. 168)

Walter D. Edmonds / Pfauenfeder und Kokarde

Von Hansgeorg Maier

Vergilbte und von den zünftigen Historikern übersehene Papiere der Grafschaft Neuyork überlieferten uns die Kunde von den tapferen Taten jener deutschen Siedler, die während des Unabhängigkeitskrieges den Vereinigten Staaten von Amerika eine ganze Provinz gerettet haben. Diese „Buschdeutschen" waren zu einer Zeit, da Nordamerika (soweit es überhaupt bereits den englischen Ansiedlern gehörte) noch der britischen Krone unterstand, aus der Kurpfalz ausgewandert, um jenseits des Atlantik eine neue Heimat zu erobern. Sie hatten sich in einer Gegend niedergelassen, die heute zu den verkehrsreichsten der Staaten zählt, damals aber größtenteils erst der Urbarmachung harrte, und hatten dort, im oberen Tal und in der Umgebung des Mohawk River, die Indianer zurückgedrängt. Kaum hatten sie die durchgreifende Kultivierung und Befestigung dieser Gebiete, der sogenannten „Deutschen Niederungen", in die Wege geleitet, als es zu der bekannten leidenschaftlichen Auseinandersetzung zwischen dem Londoner Parlament und dem Kontinentalkongreß kam, der in Philadelphia die Sache der dreizehn Kolonien vertrat. Als dann die Unabhängigkeitserklärung der Kolonien den Krieg mit dem englischen Mutterland auslöste, nahmen auch die „Buschdeutschen" für General Washington Partei. Bald bekamen sie die Angriffe der „Königstreuen" und der von diesen aufgestachelten Indianer zu spüren. Und nur die heldenhafte Hingabe von Gut und Blut und die Freiheitssehnsucht ihre unbeugsamen Seelen sicherten schließlich sie selbst vor völligem Untergang und der Zentralregierung den Fortbesitz der von ihnen bewohnten Landstriche.

Ein Nachkomme der „Buschdeutschen", der in der Mitte der Dreißiger stehende Schriftsteller Walter D. Edmonds, hat in seinem zu einer wahrhaft erschütternden Volksgeschichte sich ausweitenden Roman „Drums along the Mohawk" den heroischen Kampf der kurpfälzischen Urwaldpioniere jüngst der unverdienten Vergangenheit entrissen und für dieses von echt homerischer Würde und hoher dichterischer Gleichniskraft erfüllte Werk die Aufmerksamkeit von vielen hunderttausend amerikanischen und englischen Lesern gewonnen. Unter dem Titel „Pfauenfeder und Kokarde" ist sein Buch von Midred Harnack-Fish vorzüglich eingedeutscht worden — was um so erfreulicher erscheint, als wir daraus einen bedeutsamen Beitrag unserer eigenen Volkskraft zur Begründung der Vereinigten Staaten kennenlernen.

Auf rund fünfhundert Seiten entrollt das Werk von Edmonds die Schicksale zahlloser „Buschdeutschen" während der Jahre von 1776 bis 1784, mithin während einer mit der Dauer des Unabhängigkeitskrieges ziemlich genau zusammenfallenden Zeitspanne. Anfänglich lernt der Leser die Wildnis und fast beängstigende Abgelegenheit kennen, die seinerzeit für das obere Mohawk-Tal bezeichnend gewesen sind, indem er ein jungverheiratetes Farmerehepaar, Maddelana und Gilbert Martin, bei ihrem Auszug auf eine einsame Siedlerstelle begleitet. Die Mühsale der Rodung und Urbarmachung der dschungelhaften Wälder, die kargen Mittel der Siedler, für die der Besitz einer Kuh eine Kostbarkeit bedeutet, werden geschildert, die ersten Reibereien und Plänkeleien zwischen „Buschdeutschen" und „Königstreuen" dargestellt. Und mit wachsender Spannung erlebt der Leser schließlich mit, wie Gil und Lana, die jungen Farmersleute, von ihrem Grund und Boden vertrieben werden und im Verlauf ihrer überstürzten Flucht ihres ersten Kindes verlustig gehen.

Infolge der weit in Feindesland vorgeschobenen und vom Sitz der Zentralregierung ziemlich entfernten Lage der „Deutschen Niederungen" sind deren Bewohner während der kriegerischen Ereignisse immer wieder auf ihre eigene Schlagkraft angewiesen. Nur hin und wieder kann die von ihnen aufgestellte Miliz sich der Unterstützung durch größere Verbände der regulären Truppen bedienen, zumal General Washington seine Hauptmacht auf anderen Schauplätzen einsetzen muß. Als die „Buschdeutschen" bei Oriskany ein erstes erbittertes Treffen mit einem zahlenmäßig überlegenen Feind zu bestehen haben und dank der anfeuernden Haltung des schwerverwundeten Generals Herkimer auch glücklich bestehen, bleibt ihrem hartnäckigen Siegerwillen gleichwohl ein sicherer Erfolg versagt. Unter dem Druck einer verschwenderisch ausgerüsteten feindlichen Armee müssen sie wieder zurückweichen, zumal ihnen auch die Besatzung des am weitesten nach Westen zu gelegenen Forts Stanwix keine Hilfe leisten kann. Nur die im Mohawk-Tal errichteten Forts vermögen sie zu behaupten, hingegen sinken ihre Farmen, eine nach der anderen, unweigerlich in Asche. So sehr nämlich die britischen Soldaten und insbesondere die mit diesen verbündeten Indianer sich vor einem unmittelbaren Angriff auf die mit Geschützen bewehrten Befestigungen scheuen, so wenig lassen sie sich durch jene davon abhal-

ten, unaufhörlich zu plündern und zu brandschatzen. Die zerstörerischen Einfälle, mit denen teils aus Weißen, teils aus Rothäuten bestehende Banden die „Deutschen Niederungen" heimsuchen, arten rasch in wüste Vernichtungsaktionen und grausame Menschenjagden aus, zumal auf seiten der „Königstreuen" den Indianern für jeden Skalp eines Feindes eine Prämie von mehreren Dollars ausbezahlt wird.

Gil und Lana, deren Farm völlig niedergesengt worden ist, finden eine neue Heimstatt auf der Besitzung einer verwitweten Irin, der ebenso eigenwilligen und knurrigen wie zähen und tapferen Frau McKlennar. Gil wird Frau McKlennars Gutsverwalter und schickt sich in diese Fügung um so williger, als er Gelegenheit bekommt, ungeachtet der kriegerischen Wirren den Boden zu bestellen und sein Trachten und Sinnen ganz der Einbringung einer neuen Ernte zuzuwenden. In der Sorge um die Beschaffung des nötigsten Saatgutes und der Verteidigung des jungen Getreides vor dem Zugriff der Zerstörerbanden lernt er schier vergessen, daß er nicht mehr als eigener Grundherr schalten darf. Dankbar und zufrieden müssen er und Lana anerkennen, daß ihnen das Los in Frau McKlennar eine Schutzherrin beschert hat, die sie wie leibliche Kinder behandelt und im übrigen durch unerschrockenen Mut ihrer Umgebung ein anfeuerndes Beispiel gibt. Lana und Gil wissen, daß es ihnen sehr viel besser ergeht als den meisten der in den Forts kümmerlich zusammengepferchten und völlig mittellos gewordenen Flüchtlingsfamilien. Müssen doch auf Jahre hinaus unzählige Frauen und Kinder in den notdürftigen Baulichkeiten innerhalb der befestigten Umwallung kampieren, indessen die Männer unter ständiger Gefahr des Lebens die in der Nähe des Forts gelegenen Ländereien notdürftig beackern, während bewaffnete Streifen die Zerstörer in die Wälder zurückzujagen bemüht sind.

Endlich, da nur noch Erschöpfung und Armut, Krankheit und Elend das Dasein zu bestimmen scheinen, da keine der Familien aus den „Deutschen Niederungen" mehr von Verlust und Einbuße verschont ist und der Tod entsetzliche Musterung gehalten hat, erscheint mit dem Obersten Marinus Willet im Mohawk-Tal ein Soldat, dem es beschieden wird, im Verein mit wenigen Abteilungen der regulären Truppen die Miliz der „Buschdeutschen" zu einem erstaunlichen Sieg zu führen. Willet vermag die Gegner zu einer Schlacht zu zwingen. Der Anführer der britischen Einheiten wird in diesem Treffen getötet, die feindliche Armee nahezu aufgerieben; der Rest entweicht, erschöpft und seines ganzen Proviantes beraubt, in die Wälder. Als dann Marinus Willet und seine Streiter, unter denen auch Gilbert Martin gekämpft hat, triumphierend heimkehren, erwartet sie die Botschaft von dem entscheidenden Erfolg, den General Washington in Virginia über Cornwallis davongetragen hat. Dieser Endsieg Washingtons bedeutet den glücklichen Abschluß des Unabhängigkeitskrieges und den Frieden.

Als der Frieden geschlossen ist, der allen, die seiner teilhaftig werden, wie ein Wunder vorkommt, entschließen sich Gil und Lana, auf ihre ehemalige Farm in Deerfield zurückzukehren. Dieser Entschluß fällt ihnen um so leichter, als Lanas Eltern bei der Zerstörung ihrer Siedlung getötet worden sind und aus Lanas Familie nur noch eine verheiratete Schwester am Leben ist. Das Testament, in dem Frau McKlennar ihnen einst ihr Besitztum vermacht hat, ist verbrannt. Einen Rechtsanspruch können Gil und Lana daher nicht geltend machen. Und was die Einöde von Deerfield anlangt, so sind dort, ihrer Meinung nach, zumindest „keine strebsamen Yankees, die daran gemahnten, daß nunmehr die reguläre Armee und die Neuenglandstaaten die Macht ergriffen hatten." Im Kreise ihrer den aufgeregten Kriegsjahren zum Trotz kräftig aufgeschossenen Nachkommenschaft nehmen sie ihr ursprüngliches Farmerdasein wieder auf.

Eines Abends wird an die Tür der Hütte geklopft, als Lana eben ihr jüngstes Kind wieder in die Wiege gelegt hat. Sie erschrickt; denn Gil ist nicht anwesend. Dann ergreift sie eine Muskete und öffnet. Herein tritt ein alter Mann „mit schütterem weißen Haar und hoffnungslos traurigem Gesicht". Es ist John Wolff, Gils und Lanas früherer Nachbar, ein Parteigänger der Königstreuen, der einst von der Miliz der „Buschdeutschen" verhaftet und wegen Hochverrats ins Gefängnis gewandert ist, von dort aber auf abenteuerlichem Weg sich zu den englischen Truppen durchgeschlagen und an deren Seite den Krieg mitgemacht hat. Nun

steht er vor Lana, um sie demütig nach seiner Frau zu fragen, von der er infolge seiner Verurteilung getrennt worden ist.

Lana vermag John Wolff nur zu sagen, daß sie nie wieder etwas von seiner Frau gehört haben. Sie drängt ihm die Muskete, einige Kugeln und etwas Pulver auf, weil sie weiß, daß er viele Meilen durch die Wälder gehen muß, um seinen Unterschlupf in Niagara wieder zu erreichen. Wolff beteuert, er habe nie etwas getan, wofür er Gefängnis verdient hätte. Dann nimmt er die Waffen und geht.

Später hört Lana, daß Gil heimkommt. Er hält ihr eine zerbrochene Pfauenfeder hin, die ihm ein alter Indianer gegeben hat. Diese Pfauenfeder hat Lana einst von ihrer Mutter geschenkt erhalten, als sie mit Gil in die Wildnis gezogen ist. Nun ist sie zwar zerbrochen, doch erkennt Lana sie sogleich wieder.

Lanas Augen füllten sich plötzlich mit Tränen. Diese Jahre — sie erfüllten nicht nur sie selbst und Gil und durch sie die Kinder, sie waren ein Teil des Landes geworden, ein Teil selbst dieser Farm, so entfernt sie auch vom ganzen Krieg gelegen hatte — die Vögel unter dem Himmel, dachte sie, die Tiere auf dem Felde . . .

„Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras.“ Sie selbst auch, und Gil.

„Ist Daddy gekommen, Ma?“

Gillys kleines, schmales Gesicht erschien in der Falltür vom Dachboden, während Joey wie ein halberstickte kleines Stachelschwein weiterschnarchte.

„Ja, Sohn. Er ist da. Geh ins Bett. Ich und Mama gehn jetzt auch schlafen.“

In der Dunkelheit legte er den Arm um Lana und führte sie in das Zimmer, in dem sie schliefen. Das Kind atmete leise. Als Lana ihr Kleid aufschnüren wollte, entdeckte sie die Pfauenfeder in ihrer Hand. Sie tastete nach dem Brett neben dem Fenster und legte sie darauf.

Sie hörte, wie Gil ins Bett ging. Das Stroh raschelte unter den wollenen Decken. Draußen zog das leise Läuten der Kuhglocken den Bach entlang.

„Wir haben diese Farm“, dachte sie. „Wir haben die Kinder. Wir haben uns. Das kann uns keiner nehmen. Jetzt nicht mehr.“



Christiane Ritter / Eine Frau erlebt die Polarnacht.

Von Hans Härlin

Was kann eine gute Frau tun, wenn sich ihr Mann in den Kopf gesetzt hat, in Spitzbergen, seinen und ihren Lebensunterhalt mit Eismeerfang und Pelztierjagd zu erwerben? Zunächst graust es ihr wohl vor all dem Eis und Schnee und der unendlich einsamen Nacht, aber wenn er dann telegraphiert: „Laß alles liegen und stehen und komm!“ — dann kommt sie natürlich.

Ritters Jagdgebiet um Grohuk ist sehr groß, er hat deshalb einen jungen Norweger „in Dienst genommen“. Dieser Karl stammt aus Tromsö, ist 20 Jahre alt, ein sauberer blonder Bursch mit lustigen blauen Augen, Eismeerschiffer, Harpunier und ein Spitzbergennarr wie sein neuer Herr. Da Karl nicht deutsch und Frau Christiane nicht norwegisch kann, besteht die Unterhaltung nur in gegenseitigem Anlachen.

Es ist unglaublich ruhig in Grohuk. Das einzige Geräusch ist der monotone Anschlag der Brandung an der felsigen Küste. Kein Baum, kein Strauch — eine graue Steinwüste. Die Hütte steht auf einer Halbinsel, die steil zum Meer abfällt. Der kleine viereckige Kasten ist mit Dachpappe überzogen, einsam ragt das blecherne Ofenrohr in den Nebel. Der Wohnraum mißt drei Meter im Quadrat; zwei Kojen übereinander, eine Pritsche, ein kleiner Tisch und zwei Regale bilden die Einrichtung. Ritter ist sehr stolz auf das gemütliche Heim, seine Frau kann es noch nicht recht fassen. Aber Karl erscheint mit zwei Kübeln Schneeschmelzwasser und kocht alsbald einen ungeheuren Haferflockenbrei, der Ofen donnert förmlich, und die zwei Männer sind einfach glücklich. Frau Christiane wird nun auch in die Geographie ihrer nächsten Umgebung eingeweiht. Die wichtigsten Punkte heißen: Bangenhuk, Verlegenhuk, Jammerbucht, Sorgebai, Todmannshuk. Eine nette Gegend! Sie trinken einige Liter dünnen Kaffee, dann wird sie in ihren Schlafsack geschoben und an die Wand gerollt.

So ähnlich geht es nun weiter. Frau Ritter gewöhnt sich an vieles. Immer wieder muß sie sich über die Zeit- und Sorglosigkeit der beiden Männer wundern. Das ihr brieflich versprochene „Boudoir" soll gebaut werden, wenn das Meer die nötigen Bretter anschwemmt. Brot soll gebacken werden, wenn sie ein Surrogat für das leider vergessene Backpulver „erfunden" haben. Von einer Zeiteinteilung ist keine Rede. Es ist ja noch Sommer, also trotz dem Nebel immer hell; man ißt, wenn man hungrig ist, und man schläft, wenn einem die Augen zufallen. Die Vitaminarmut ihres Proviants macht den Männern keine Sorge. Frisches Fleisch wird bald in Gestalt von Seehund angeschwommen kommen; im Winter, sobald das Meer zugefroren ist, kommt es als Eisbär angezottelt. „Spiller inge rolle" (spielt keine Rolle) sagt Karl bei jedem Bedenken, das der bestürzten Hausfrau aufsteigt, und ihr Mann sagt: „Bei Nebel nimmt man alles schwerer." Der Triumph, die alte Stinkbude gründlich mit kochendem Seifenwasser ausgewaschen zu haben, richtet sie auf, und nun, wo's ihr nicht mehr so ekelt, gefällt ihr die Wohnkiste entschieden besser. Die Raumeinteilung ist hübsch, das Pelzwerk und die geschnitzten Zierrate schmücken und machen die Stube gemütlich. Nun erscheint auch ein gefälliger Seehund, Karl schießt ihn, und der schlimmste Vitaminmangel ist zunächst behoben. Die Hausfrau sieht mit starren Augen, wie die beiden Männer die sechs Kilogramm schwere Seehundsleber auf einen Sitz aufessen. Dann fragen sie noch nach Fleisch. Wie alle Menschen, die von der Jagd leben müssen, können sie ihren Magen auf Überfluß und Mangel einstellen. Sie können auch alle Tage Seehund essen, während es der Köchin vor dem trotz aller Kochkünste ewig schwarz bleibenden und tranig schmeckenden Radiergummi bald graust.

Eines Morgens ist der Nebel weg, und nun ist's auf einmal wunderbar:

So eine Herrlichkeit! Wir leben auf einem unbeschreiblich schönen Stück Erde. Eine prachtvolle Bucht schwingt sich in weitem Bogen vor unseren Blicken und endet im Norden ins offene Meer. Die Gebirge jenseits des Wassers sind schroff und wildromantisch gezackt. In einem tiefen Blaugrün ragen sie in den türkisfarbenen Himmel. Um die spitzen Berge herum fließen breite, in der Sonne glitzernde Gletscher hinab in den Fjord. Die schwarzen Berge unserer Küste liegen in tiefem Ernst in der Sonne. In ihrer merkwürdig konisch zulaufenden Form und mit ihren verschneiten Rillengipfeln haben sie Ähnlichkeit mit dem japanischen Fujijama.

In der rückstrahlenden Sonne hinter der Hütte kann die Reinlichkeitsfanatikerin sogar ein Bad nehmen. Sie fühlt sich darauf „himmelhochjauchzend gesund und frisch."

In ihrem kleinen Motorboot fahren sie nun auf die Entenjagd. Auch diese Tiere haben ein schwarzes Fleisch, aber es schmeckt gut, und die Entenbouillon ist ausgezeichnet kräftig. Und wie Pech und Glück immer serienweise kommen, findet Karl in einer Büchse ein steinaltes Restchen Trockenhefe, das mit unendlicher Liebe wieder zum Leben erweckt wird. In der Stube ist es zum Umfallen heiß, aber der Teig in den Eimern quillt und steigt. Nun können sie Sauerteig züchten und täglich frisches Brot backen. Sie essen Brot und Butter, Käse, Seehund, Salzspeck — immer Brot, das nach der langen Entbehrung herrlich schmeckt.

Das Wetter bleibt gut, die Männer beschließen eine große Fahrt in die Wijdebai, um die Jagdhütten für die Fangzeit zu verproviantieren und Fallen zu stellen. Das Haus wird gut verwahrt, und schon surrt das flinke Bootchen in den weiten Fjord hinein. Im dem stillen Wasser sieht man in der Tiefe die Felsrippen aufleuchten. Auf den Klippen dösen Hunderte weißer Möven in der Sonne.

Stundenlang fahren wir über den unübersehbaren Fjord, der sich in einer Länge von hundert Kilometer landeinwärts erstreckt. Wir halten uns am westlichen Ufer, bald dicht unter hohen Felswänden, bald weiter draußen, wegen der Untiefen und Bänke, die den Flußmündungen und großen Tälern vorgelagert sind. Im Osten begleitet uns eine märchenhafte Küste. Kantige Felsen aus uraltem Granit wechseln ab mit in den Fjord hinabwuchtenden Gletschern. Und über dem seltsam geformten Gebirge liegt das hohe, starre Eisschild Neufrieslands.

Nacheinander suchen sie die Hütten auf, die zum Teil schon vor 200 Jahren von überwinternden Russen aus mächtigen Treibholzstämmen erbaut wurde. Diese Stämme kommen aus den sibirischen Strömen und machen die von der Framfahrt her bekannte Eistrift südlich des Nordpols mit. Das Treibholz spielt die größte Rolle im Haushalt der spitzbergischen Jäger.

Es ist ein Zauberland, dieses innere Spitzbergen in der Sonne. An einer Stelle sind Meer, Felsen und Strand rot vom Wüstensand, der aus der Urzeit der Erde stammt. Die „Farbenorgie" wirkt betäubend auf die empfindsame Frau. Aber der Anblick der Landschaft ändert sich auf Spitzbergen mit der Schnelligkeit einer Drehbühne. Plötzlich pfeift der Wind, die See wird grob, und man muß froh sein, wenn man noch eine schützende Bucht erreichen kann. „De gikk jo fint" (das ging ja gut), sagt Karl, der Unentwegte in solchen Fällen, ehe er sich seine Pfeife ansteckt. In Spitzbergen muß man sich auf nichts versteifen; wenn man mit dem Boot nicht heimkommen kann, muß es halt zu Fuß gehen. Und zu Hause ist's dann herrlich, wenn der Gischt an die Fenster prasselt. Schon zündet man die Lampen an — bald kommt die lange Nacht.

Ein abgerissener Schuppen liefert ihnen die Bretter zum „Boudoir", das in der Größe von 120 auf 180 Zentimeter in zauberhafter Geschwindigkeit an das Haupthaus angeklebt wird. Es ist doppelwandig und hat einen doppelten Fußboden, ein eigenes Puppenöfchen strahlt behagliche Wärme aus. Frau Christiane ist nun erst wirklich glücklich. Die Sonne geht mittags um 12 Uhr auf, schaut ein kleines Weilchen über den Horizont und geht dann wieder unter. Sie hat in diesem Jahr das letzte Mal geschienen. Es ist der 16. Oktober, am 25. Februar kommt sie wieder. Sie sammeln noch möglichst viel Treibholz, und dann gehen die Männer auf ihre erste große Rundreise, um die Polarfüchse einzusammeln, die einstweilen von den Fallen erschlagen wurden.

Die Frau ist allein in der Hütte, der Schneesturm tobt neun Tage und Nächte lang, und die Männer sind draußen. Haben sie wohl eine Jagdhütte erreicht? In dreizehn Tagen wollten sie wieder zurück sein. Die Frau hat zu tun, sie muß tüchtig Holz hacken und immer wieder einen Weg ins Freie ausschaufeln, um nicht ganz gefangen zu sitzen. Wenn das Packeis antreibt, ist mit Bärenbesuch zu rechnen. Die Männer haben ihr zwar das Schießen beigebracht, aber es wäre doch peinlich, wenn auf einmal so ein riesiges, weißes Tier zum Fenster hereinschauen würde. Immer toller wird der Sturm. Ob er wohl die Hütte mitnimmt? Sie ist nicht in den Boden eingelassen.

Die Hauptsache ist: nie müßig sein, wenn man nicht schlafen kann. Die seelische Gefahr der Einsamkeit ist sonst zu groß. Jeder Gang ins Freie ist ein harter Kampf mit der Übergewalt des Sturms. Plötzlich hört er auf. In eine zauberhafte Vollmondlandschaft hinaus tritt die Frau und fühlt jetzt erst ganz die gewaltige Einsamkeit. Ihre Schilderung des überwältigenden Eindrucks einer großartig-starren Natur auf den einsamen Menschen ist von tiefer dichterischer Eindringlichkeit. Das endlose Warten löst Sinnestäuschungen aus. Sie hört das langgezogene Schurren von Skischritten draußen im Schnee. Der dreizehnte Tag geht zu Ende, sie hat alles zum festlichen Empfang der Männer hergerichtet und mag nicht einsam essen. Wieder hört sie Skischritte, und dann ruft es aus der Finsternis „Chrissie ahoi!" und schon stehen sie auf der Schneewächte. Nun gibt's zu rennen und zu schaffen. Sie sind wolfshungrig und waren acht Tage nicht aus den Kleidern. Welche Wonne, ihnen zuzusehen, wie sie immer noch weiter essen können. Die Jagdbeute ist gut, sie haben eine Menge Fuchsbälge mitgebracht.

Sobald es das Wetter irgend erlaubt, treibt es die Männer wieder hinaus. Die Frau hat ihre Hausarbeit zu leisten, auch wenn ein behexendes Nordlicht in wildem Tanz über den Himmel zuckt. Dann kommt wieder endloser Nebel und bannt die Männer in die Hütte. Langsam schleppen sich die Tage oder vielmehr die Nächte hin, man muß sich endlose Geschichten erzählen, um die Zeit zu betrügen. Der Sturm pfeift aus Nordost, Karl riecht das herantreibende Packeis, dann kommt es wirklich und mit ihm auch der erste Eisbär. Auch die Sonne ist nun wieder da, und der wunderschöne arktische Frühling kommt mit aller Macht. Scharen von Vögeln brüten, die Seehunde sonnen sich, alle Kreatur ist selig, und der Mensch fühlt sich eins mit ihr.

Frau Christiane soll über Land zur Adventbai und von dort heimfahren, aber sie kann sich nicht losreißen und bleibt noch den ganzen Sommer in Grohuk. Es wird August, bis das Dampferchen draußen auf dem Meer tutet und sie wieder mit sich nimmt.

Ein besonderer Reiz des Buches sind auch die hübschen Aquarelle und Zeichnungen von Frau Ritters eigener Hand (s. S. 550).



Tiroler Bauernfamilie beim Mittagsmahl

Aus Josef Wenter, „Im heil'gen Land Tirol" (Das österreichische Wanderbuch. Deutsche Bergbücherei Nr. 20, Verlag Styria, Graz-Leipzig-Wien. 80 S. Ill. RM 1.50)

Linus Kefer / Der Sturz des Blinden

Von Otto Heuschele

Der junge ostmärkische Dichter Linus Kefer, von dem die „Weltstimmen" im vorigen Jahrgang bereits eine Erzählung veröffentlicht haben, legt hier sein erstes Buch vor, eine reine und reife Prosadichtung, die uns diesen Dichter als eine starke Hoffnung ausweist. (Eugen Diederichs Verlag, Jena. 153 S. RM 2.80).

Der junge Ursin ist der Sohn eines armen Totengräbers. In ihm lebt etwas Hartes und Düsteres, das ihn auch in der Ehe mit der jungen Agathe nicht verläßt. Er will auch kein Kind, er fürchtet, das könne seine ganzen Pläne zunichte machen. Als aber dennoch im Schoß der Frau junges Leben erwacht, verdüstert sich sein Sinn noch mehr.

Da geschah es, daß eine Magd in der Nähe von Ursins Haus eine Frau mit einem Kind vorfand. Die Frau war bewußtlos, das Kind in ihren Armen aber tot. Als man die Fremde in Ursins Haus trug, mußte man erkennen, daß sie aus fernem Lande kam, sie hatte schwarze Haare und dunkel war auch ihre Haut. Die Fremde, die Junta hieß, gestand, daß sie aus Angst vor ihren Eltern aus ihrer Heimat geflohen war. Den Vater ihres Kindes hatte ein Nebenbuhler erschlagen, den sie verschmäht hatte, obwohl er reich und mächtig war.

Junta blieb als Magd im Hause. In Ursins Herzen aber stieg eine bange Sorge auf, es könnte seiner Frau ein Unheil widerfahren. Das Kind wurde geboren, lebte und erhielt den Namen Konrad. Ursin beachtete es kaum, nur in seltenen unbemerkten Augenblicken wandte er sich ihm zu. Agathe aber lag krank und starb. Zuvor nahm sie von Junta ein Versprechen ab:

„Junta, ich habe große Angst um das Kind. Willst du mir versprechen, daß du es in deinen Schutz nimmst, daß du bei ihm bleibst, wenn ich vielleicht sterben muß?

Sage nicht nein, Junta, versprich es mir, um des Himmels willen, versprich es mir und sage jetzt nicht nein!"

Sie zitterte dabei und ihre Augen glühten fiebergroß. „Nicht so reden", bettelte Junta.

„Ich will es ja versprechen und halten, dem Kind wird kein Leid geschehen, ich bleib' ja bei ihm, aber nicht so reden, Frau, liebe gute Agathe, nicht vom Sterben reden!"

Ursin umfing nach dem Tode seiner Frau eine völlige Verdüsterung seines Gemütes. Die Leute glaubten, er sei wahnsinnig geworden. Erst nach langen Kämpfen fand er den Weg zum Leben und zu dem Kinde zurück.

Es war ihm, als ginge er durch einen Traum, durch eine fremde Welt. Er blickte um sich, um zu sehen, ob ein Mensch in der Nähe wäre, und da er sah, daß er allein war und ihn niemand beobachten konnte, trat er ganz nahe an den Wiegenkorb heran und beugte sich über den Knaben. Er nahm seine kleine Faust in die braune Arbeitshand und drückte seinen Mund auf die rosigen Finger.

Von nun ab schien Ursins Leben wieder zur Ruhe gekommen. Aber als Junta eines Tages Wäsche zum Bach trug, hörte sie, wie plötzlich einer ein Lied ihrer fernen Heimat sang. Es war Ante Naisetsch, der Gewürzhändler, der viel in der Welt herumkam und immer wieder für kurze Zeit in sein und Juntas Heimatdorf zurückkehrte. Junta hatte stets zu seinen Lieblingen gehört. Nun traf er sie in der Fremde und erzählte ihr, wie der Vater sich nach ihr sehne. So überredete er sie, heimzukehren. Sie erinnert sich an ihr Versprechen, das Kind nicht allein zu lassen. Eines Tages sind Junta und Konrad verschwunden. Wiederum verdüsterte sich Ursins Leben, vor allem aber verhüllte sich sein Herz gegen die Kinder.

Seit der Totengräber sein Kind verloren hatte, war es ihm verhaßt, anderer Leute Kinder zu sehen. Er mißgönnte sie ihnen und war ihnen abgeneigt, weil mit einem Kinde sein Niedergang begonnen hatte. Die Kinder ihrerseits witterten ihren Feind und mieden ihn mehr als vorher.

Jahre vergingen, ohne daß von Junta und dem Kinde eine Spur gefunden wurde. Wenn aber in den folgenden Jahren sich Unheil im Dorfe zutrug, so meinten viele, ohne es freilich beweisen zu können, Ursin, dieser finstre, verhaßte und unheimliche Mann sei der Urheber.

Indessen aber war der Knabe Konrad in der Fremde zum Jüngling gereift. Er wußte, daß er anders war als die andern jungen Leute, größer an Gestalt und heller an Haut und Haarfarbe. Er drang in die Mutter und wollte von ihr erfahren, woran das liege. Junta erzählte ihm die Geschichte seines Lebens, und so verläßt er sie, um den Vater zu suchen. Er fand das Dorf seiner Heimat und gewinnt den Vater für sich, der sich lange sträubt, ihn anzuerkennen. Aber Ursin hatte inzwischen eine schwere Schuld auf sich geladen, indem er versäumte, eine Schar Kinder vor dem Ertrinken zu retten. Darum muß er jetzt auch auf den eigenen Sohn verzichten.

Am Arm des Vaters ging Konrad ans Grab der Mutter, dort nahm er vom Vater Abschied. Er mußte wieder hinaus in die Fremde. Ursin kehrte heim, aber die Ruhe kam nicht mehr über ihn. Die Magd verließ ihn, die Menschen mieden ihn und eines Tages war er verschwunden, niemand hatte ihn gesehen. Haus und Hof verfielen allmählich, denn niemand wollte sie kaufen, niemand mehr darin wohnen.



Szene aus Karl Schönherrs „Weibsteufel" in der Inszenierung des Stuttgarter Staatstheaters
Bauer und Bäuerin: Rudolf Fernau und Margarete Melzer Aufn. Illenberger

Werner Bergengruen / Der Starost

Von Walter Bauer

In der Erzählung von Werner Bergengruen, in der Erfindungskraft und Klugheit gleicherweise an der Erschaffung des Schicksals beteiligt sind, ist alles Geschehen darauf angelegt, einen starrköpfigen Sonderling zu einem großen Menschen zu verwandeln; wie anders könnte dies geschehen als durch die Überfülle an Schmerz, die ihm als bitteres Geschenk seines Alters gegeben wird.

Dieser eigensinnige Sonderling ist der Starost Josia von Karp, ein reicher kurländischer Adliger des achtzehnten Jahrhunderts, Parteigänger Karls von Sachsen und ihm noch ergeben, als mit Hilfe der russischen Zarin Katharina das Geschlecht der Birons nach langer Verbannung die Herzogskrone von Kurland trägt. Die Einsichtigen geben den Widerstand auf, zuletzt verweigert nur noch der alte Karp die Anerkennung des Herzogs. Der Herzog scheint sich mit der Starrköpfigkeit dieses Einzelgängers abgefunden zu haben.

Karps Sohn Christian ist zutraulich, schmiegsam, ein Nichts in des mächtigen Vaters Hand, von ihm ohne Willen und Widerstand mit einem reichen Fräulein der Nachbarschaft verlobt. Wie ein Gott lebt der Starost in seinem ländlichen Reich, das Gesetz seines Daseins ist das Gesetz unwandelbarer Treue — zu wem? Zum Nein, zur Gegenwart.

Im Hochsommer, zum Johannistermin, versammeln sich die kurländischen Adligen in Mitau, um Geschäfte zu erledigen und einmal im Jahr höfischen Glanz zu atmen. Wie alljährlich, ist auch in diesem Jahre Christian von Karp erschienen, um für des Vaters dies und jenes zu erledigen. Er besucht Maskenfeste, Theateraufführungen mit Ausnahme der herzoglichen Oper, die ihm das Verbot des Vaters nicht erlaubt. Die Liebhaberin einer französischen Truppe, Suzon Jouanier, eine reizende, bedeutungslose Natur, verzaubert ihn, er mag nicht an Heimkehr denken, aus der Verzauberung wird die Flamme tiefer Neigung, die seinen Willen verzehrt und den kindlichen Menschen in eine Intrige des Herzogs taumeln läßt. Die Schauspielerin verführt Christian im Auftrage des Herzogs dazu, eine Vorstellung in der Oper verkleidet zu besuchen. Was für die reizende Suzon ein Scherz war, ist für den Herzog ein geglücktes politisches Spiel, für Sohn und Vater aber der Beginn finsteren Schicksalslaufes.

Die Französin wird nach Petersburg abgeschoben. Nach der peinlichen Maskerade, deren furchtbare Bedeutung sich ihm öffnet, glaubt Christian nicht mehr vor den Vater treten zu können: wie gestoßen von einem fremden Willen fährt er mit Suzon nach Petersburg, das die Liebenden als eine Märchenwelt umfängt.

Der Starost erhält die Nachricht von der Flucht des Sohnes durch den Vater der Verlobten. Ihm wird erschütternd klar, daß Christian vom Herzog zu einem schrecklichen Spiel gebraucht worden ist. Zum ersten Male kann der herrische Selbstsichere nicht mehr sein Leben überschauen. Es gibt nur einen, der ihm helfen kann; so reitet er — und jeden Stolz muß er ablegen, damit ihm dieser Weg möglich werde — zu Przegorski, dem Finder alles Verborgenen, dem Auflöser aller Geheimnisse.

Auf dem verfallenen Lodemannshofe lebt der seltsame Mann, der alle Lebensläufe in Kurland kennt, zu dem alle kommen, wenn das Dasein zum Verhängnis geworden ist, halb Pole ist er, halb Deutscher, mystischer Gläubiger, Alchimist, verzehrt von der Sehnsucht nach dem Stein der Weisen, ein Verfallener zwischen religiösem Rausch und scharfsinniger dunkler Spionage, der Vertraute dunkler Verbindungen, der geheime Berater derer, die in der Finsternis ein Ziel erreichen wollen — den bittet der Starost um Hilfe.

Wenig später kommt auch Agathe, die Verlobte Christians, die sich für ihn entschieden hat, zu Przegorski, und wie der alte Karp bittet auch sie ihn, gegen hohe Belohnung den Sohn zurückzubringen. In einem Gemisch von Lust an diesem Spiel: Lenker von Menschen zu sein, die ihn sonst verachteten, und edelmännischer Hilfsbereitschaft fährt er nach Petersburg, wo Christian in melancholischem Rausche die Tage

und das Geld verschleudert. Die Antwort Christians auf den Brief, der ihm bei einem Gewitter auf seltsame Weise gebracht wird, ist ein schriftliches Heiratsversprechen an Suzon. Przegorski bringt diese Nachricht dem Starosten. Damit ist alles entschieden —: er hat keinen Sohn mehr. Wie groß das Opfer sei — und es wächst täglich, denn die Frau stirbt ihm, und Agathe wird zur Einzelgängerin —, er wird seinem Gesetz nicht noch einmal untreu werden. Mit ein paar Zeilen, die er Przegorski schreibt: „Mein Sohn soll bleiben, wo ihn der Teufel hinreitet", glaubt er die Sicherheit seines Daseins wiedergefunden zu haben.

Durch Erkundigungen, die Przegorski auf eigene Rechnung in Riga einziehen läßt, hört er, daß Christian und Suzon verarmt Petersburg verlassen haben, er hört auch, daß Christian in Lübeck von Suzon verlassen worden und irgendwo verschollen ist. Er erfindet, um vom alten Karp Geld zu erpressen, ein unheimliches Spiel; er bewegt Menschen, die nicht mehr da sind, nach seinem Gefallen. Aus dem großen Herrn aber ist ein alter, gebrochener Mann geworden, der nach dem Sohne verlangt.

Der Starost bringt sein Pferd zum Stehen, er hebt die Hand, wie einer, der Gewichtiges zu sagen hat und sich Gehör zu schaffen wünscht. — „Sie wissen, wo er ist?" fragt er rauh. — Przegorski macht unbewegten Gesichts eine halbe, zustimmende Verneigung mit dem Oberkörper. — „Trauen Sie es sich zu? Können Sie es? Übernehmen Sie es ein zweites Mal?" — Przegorski wiegt nachdenklich den Kopf. „Ich selbst? Ich muß sagen, daß mich zur Zeit manche andere Dinge in Anspruch nehmen. Ich habe demnächst eine größere Reise vor. Aber wenn ich Ihnen mit meiner Kenntnis dienen kann —" — „Wo ist er?" Przegorski antwortet nicht gleich. „Eine Inklination", sagt er dann, „ein point d'honneur, verstehen Sie, es hat mir keine Ruhe gegeben. Es hat mich nun einmal okkupiert, so habe ich keine Mühe gescheut — es war nicht leicht —, habe fortgefahren zu beobachten, ließ mir referieren. Es war schwierig genug, die Verbindung nicht abreißen zu lassen." — „Ich verstehe. Ich bin nicht kleinlich. Das wissen Sie. Wo ist er? Wo ist er?" — „In Lissabon." — „Allein?" — „Noch mit dem Mädchen zusammen." — „Verehelicht?" — „Nein. Aber sie hat noch das Versprechen." — Der Starost hatte die einzelnen Fragen atemlos hervorgestoßen. Es war, als wollte er die Antworten nicht hören, sondern sie gierig mit dem weit geöffneten Munde einsaugen. Dieses Mannes Gedanken mußten, das lag jetzt am Tag, seit längerem unablässig dem Sohn und seinen Geschicken gegolten haben.

Gut, Przegorski soll hinfahren, alles in die Wege leiten. Von unterwegs erfindet er die Stationen der Heimkehr Christians. Er hat sein Ziel erreicht: genug Geld, ein alchimistischen Geheimnissen geweihtes Leben zu beginnen.

Der Vater aber wartet. Christian muß kommen — schon hört er den Heimkehrschritt. Eine Nachricht aus Hamburg, fingiert wie alle und darauf angelegt, das Mitleid des Starosten zu wecken: daß Christian nach Köln abgereist sei — sie bedeutet das Ende der Sehnsucht nach dem Sohn; jetzt will er ihn für immer verloren haben. Przegorski, heimgekehrt von seiner Schaufspielfahrt, lebt in tiefer Unruhe. Er ist sterbenskrank, und es drängt ihn, alles Unrecht gutzumachen, die Lüge zu gestehen. Er bittet den alten Karp zu sich, aber der weiß nichts mehr von dem Betrüger, und als er unruhvoll aufbricht, ist es zu spät, Przegorski ist gestorben.

Schweigen sinkt herab. Der Starost hat die ungeheure Probe, die Gott mit ihm vornahm, bestanden; er glaubt es. Die Nachricht, die ihm nach einiger Zeit ein deutscher Handwerksbursche bringt, er habe in Memel einen kranken Matrosen gefunden, der ihn gebeten, den Herrn von Karp aufzusuchen, denn er sei sein Sohn — sie trifft nicht mehr sein Leben.

Abends sitzt er am Ofen oder in der warmen Jahreszeit am offenen Fenster, raucht ruhig seine Pfeife und läßt sich von dem schwach und zittrig gewordenen Jehkabs aus der Bibel vorlesen. Er selbst liest nicht mehr, seine Augen sind weitsichtig geworden, und eine Brille zu tragen verschmäht er, denn er verachtet sie als einen vorwitzigen Versuch, der Natur ins Handwerk zu pfuschen. Aufmerksam hört er zu, wenn der Alte ihm in langsamem Buchstabieren die vertrauten Geschichten oder die Lieder des Gesangbuches wieder belebt. Einmal hat Jehkabs geendet, aber Karp vergißt, ihn das Buch weglegen und schlafengehen zu heißen. Er sitzt in Gedanken da und sieht den Rauchwölkchen nach. Und Jehkabs meint etwas wagen zu dürfen. Er schlägt das Evangelium des Lukas auf und liest unaufgefordert das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Karp hört ruhig zu. — „Es ist gut, Jehkabs", sagt er dann. „Nun lies mir noch das vierte Gebot." — Und die brüchige Greisenstimme beginnt: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden", und fügt Doktor Martin Luthers Erklärung hinzu. — Der Starost nickt. „Das ist ein gutes Wort", sagt er bedächtig, „es ist das erste Gebot, das Verheißung hat. Nun, du kannst schlafengehen, Jehkabs. Gute Nacht."

Hadrian Maria Netto

Engel der Erde

Von Erich Klaila

Die Familie Warjagin lebte in Mentone an der französischen Riviera das Beispiel für das Schicksal russischer Emigranten in den Jahren nach dem Weltkrieg. Um bei der Hausfrau zu beginnen, ist Lydia Arkadjewna zu loben, die es fertiggebracht hat, zwei Zimmer der Pension Marguerite sehr wohnlich zu gestalten; sie schaltete in ihnen fast ganz wie ehedem in ihrem Petersburger Palais.

Ihr Mann, Sergei Nikolajewitsch Warjagin, hatte eine Stellung im Bankhause Blanc-Frères et Cie. gefunden. Nach Geschäftsschluß, wenn er noch nicht nach Hause gehen mochte, fuhr er nach Nizza hinüber, seine Tochter Lisa zu besuchen, die dort in einem Modesalon beschäftigt war. Lisa war jetzt 22 Jahre alt, groß, schlank, dunkel; und still und zurückhaltend.

Sie hatte, so jung sie war, schon ein recht schweres Leben hinter sich . . . Durch einen Zufall war sie ihren Eltern bei deren Flucht aus Rußland abhanden gekommen. Ein Zug hatte Verspätung gehabt. Man verabredete ein Treffen an der Grenze. Es glückte nicht . . .

Lisa hatte Anschluß an eine schwedische Ambulanz gefunden, die am Schwarzen Meere tätig war. Drei böse Jahre später fand sich ein Ausweg; eines Tages trat Lisa wieder bei den Eltern ein.

Fast dieselbe wie früher, nur reifer geworden, wortkarg, um vieles verschlossener und beschattet von einem Erlebnis, das, mochte es gewesen sein, wie es wollte, jede Frage und Nachfrage von selbst verbot.

Während Warjagin im Café Globe seine Tochter Lisa erwartete, ereignete sich dies: Er fühlte plötzlich den Blick eines Menschen auf sich gerichtet.

Er schaute hin, gab nichts darauf; schaute wieder hin und mochte dann, wenngleich unbewußt, wohl eine Bewegung machen, als wie: wo habe ich den nur schon einmal getroffen? . . . als der andere kaum merklich mit dem Kopfe nickte . . .

Was wissen wir, welcher Impuls es war, der in diesem Augenblick Sergei Nikolajewitsch Warjagin sich erheben ließ und an den Tisch des Fremden treten?

Der schaute auf. War er überrascht? Sein Auge war groß, grau, müde. Er schaute weit weg; aus dieser Entfernung aber wiederum holte er das Bild des Anredenden gleichsam zu sich heran.

Ach! Sie?

Hören Sie, Pius Pawlowitsch Voß, Sie sollen heute abend unser Gast sein . . .

Warjagin erzählte Lydia Arkadjewna von der Begegnung. Und denke dir, er wird uns heute abend besuchen! sagte Warjagin.

Am Abend bereitete die Frau den Tee. Eine Tür ging. Lydia horchte auf. Dann trat Voß ins Zimmer. Ich danke dir, daß du gekommen bist! sagte Warjagin höflich. Dann, sich an seine Frau wendend: Du erkennst ihn?

Wie sollte Lydia Arkadjewna nicht . . .

Voß war verlegen. Das Gespräch kam nicht in Fluß. Aus Verlegenheit holte Lydia die Bilder ihrer Kinder. Sie sagte zu Voß: Also, schauen Sie hier: das ist Peter, mein Sohn! Und hier stelle ich Ihnen Lisa vor, meine Tochter! Und sie reichte Voß eines der kleinen, billigen Bildchen, die sie wohl gelegentlich selbst von Lisa aufgenommen hatte.

Nun? fragte Warjagin, wie gefällt sie dir? Wie habe ich das gemacht? Gut? Und er lachte laut und stolz. Warjagin redete weiter, er war jetzt im Zuge und redete . . .

Was haben Sie? fragte Lydia und schaute Voß an, der ihr mit einem Male merkwürdig blaß und starr erschien.

Soll ich Ihnen ein Glas Wasser holen?

. . . Ein Glas Wasser? fragte Voß plötzlich, aber ganz leise. Haha! Ein Glas Wasser! Nein, nein! Ich danke Ihnen schön! Ich brauche keines. Durchaus nicht. Wir wollen uns nicht wiederholen, Lydia Arkadjewna!

Warum? Wozu? Es hat keinen Sinn!

Wieso wiederholen? fragte Warjagin, der gar nicht wußte, um was es sich handelte, und doch das unangenehme Gefühl hatte, daß hier etwas gesprochen wurde, das ihn als Lydias Mann verdammt etwas anging . . .

Oh! sagte Voß, während er gleichsam geschäftig das kleine Bildchen Lisas wieder auf seinen Platz stellte. Verzeihen Sie! Ich wollte Ihnen nicht weh tun.

Aber Sie tun mir ja gar nicht weh! rief sie fast erregt.

Nein? fragte Voß. So! Dann ist es ja gut. Sie entschuldigen, bitte!

Draußen war Nacht. Die Gassen wurden eng; es ging nach dem alten Hafen hin. Voß überlegte, daß das Ganze nur eine Wiederholung war, daß ihm Lydia Arkadjewna schon einmal ein Glas Wasser gereicht habe.

Es war ein Abend gewesen, in Petersburg. Sie war zu ihm gekommen, das war äußerst gewagt für eine junge Dame der Gesellschaft. Sie hatte geklingelt, der Diener hatte gemeldet: eine Dame! Er hatte gesagt: Laß sie eintreten!

Also doch! Ich habe es gewußt, daß du mich nicht verläßt!

Sie nahm Platz, war lieb, gut, freundlich; und sagte am Ende, daß sie ihn doch verlasse.

Da fiel er um.

Sie reichte ihm ein Glas Wasser; und ging. Das war das letzte, was sie damals für ihn tat. Es war das erste, das sie jetzt für ihn tat . . .

Gut. Mag Voß seine Erinnerung an Lydia Arkadjewna haben! Warum aber wurde er beim Betrachten von Lisas Bild so merkwürdig blaß? Das ist nun eine ganz andere Geschichte. Es war während der Revolution. Voß hatte versucht, eine Art Freikorps zusammenzustellen zum Kampfe gegen die Roten. Da machten ihm die Roten den Prozeß. Das Urteil lautet: Tod durch Erschießen, am nächsten Morgen.

Bei der Verhandlung sank er um. Als er erwachte, beugte ein junges Mädchen sich über ihn. Er sagte: Komm, gib mir einen Schluck Wasser! Sie erhob sich. Ein Krug mit Wasser war da, ein Glas auch. Er trank, dann schlief er.

Am nächsten Morgen sollte er erschossen werden. Ihm gegenüber standen 4—5 Soldaten. Einer kommandierte. Sie schossen; und schossen alle in die Luft. Dann kam der Profoß und schoß mit der Pistole den sogenannten Gnadenschuß; aber er schoß hinter dem Ohr vorbei. Eine Nacht hatte der jungen Krankenpflegerin genügt, um mit ihrer Jungfrauenschaft einem Unbekanten das Leben zu retten. Und er, Voß, wußte nicht einmal, wo sie war, wie sie heißt. Er wußte es nicht. Er kannte nur ihre Augen, ihre Stirn, ihre Sprache, ihre Hände, ihre Güte. Aber eines Tages begegnete er ihr. Als ihm Lydia Arkadjewna das Bild ihrer Tochter Lisa reichte, da hatte diese Begegnung stattgefunden . . .

Ich muß sie sehen, ich muß sie sprechen, dachte Voß; und fuhr am nächsten Morgen nach Nizza. Als er Lisa sah, sagte er nur: Ja, Sie sind es!

Wer? Lisa wollte sich nicht erinnern können. Sie wollte einfach nicht. Sie wollte, daß die Vergangenheit tot sei. Sie hatte einen Verlobten, der Michael Witte hieß und 25 Jahre alt war. Den liebte sie.

Voß bettelte um das Wiedererkennen. Beim Abschied reichte er Lisa die Hand. Lisa wollte nicht zugreifen.

Sie versuchte im Gegenteil, in all und jedem dagegen anzugehen. Sie war sich klar, daß, wenn sie jetzt hier seine Hand ergriff, dieser Mensch, Voß, so wie er war und in diesem Zusammenhange, diese Geste des Handreichens keinesfalls nur als Geste werten würde und konnte, sondern daß er unbedingt etwas anderes darin erblicken mußte und würde: die Einwilligung, das Zugeständnis, die Brücke vom Gestern über das Heute zum Morgen, das Ja, auch wenn es hundertmal Nein heißen sollte . . .

Der Wagen lief bereits. Geben Sie schon! drängte Voß. Da gab sie nach. Sie reichte ihm die Hand.

Lisa geriet durch das plötzliche Auftauchen des Pius Pawlowitsch Voß in furchtbare Bedrängnis, aus der sie keinen Ausweg fand. Voß aber fand den Ausweg. Er fand ihn schon am nächsten Tage. Und das kam so:

Im Hafen unten stand Voß rücklings gegen das Wasser. Er machte eine Wendung, strauchelte, taumelte, verlor das Gleichgewicht, fiel hintenüber, tief und schwer wie ein Stein in das Wasser.

Oben dann und kurz darauf legte man ihn hart am Rande des Quais hin. Lang ausgestreckt, ganz ruhig, lächelnd fast, lag er da. Lisa kniete neben ihm, legte ihr Ohr auf sein Herz. Es schwieg.

Ihr Verlobter zog sein Jakett aus, hängte es Lisa über und führte sie langsam weg.

Lisa weinte gar nicht, nein, sie weinte nicht.

Martin Beheim-Schwarzbach / Die Verstoßene

Von Hansgeorg Maier

Vor mehreren Jahren ereignete es sich, daß in einer südwestdeutschen Großstadt der unmenschliche Haß entarteter Eltern ein halbwüchsiges Mädchen so lange peinigte, bis es einer mörderischen Einflüsterung nachgab. Eltern, die diesen Namen nicht verdienten, hatten unaufhörlich auf das ihnen lästig gewordene leibliche Kind eingesprochen und diesem schließlich die Überzeugung einzureden gewußt, es besäße keinerlei Lebensrecht mehr. Dann hatten sie die Ausgestoßene auf eine Brücke geleitet, um dort mitanzusehen, wie das aufs gräßlichste eingeschüchterte Mädchen, als ob es aus freiem Antrieb handelte, sich von der Brüstung hinab in die dunklen Fluten fallen ließ.

Dieses düstere Ereignis wird wieder gegenwärtig, wenn man den Roman „Die Verstoßene" von Martin Beheim-Schwarzbach liest, in dem sich ein ganz ähnliches Begebnis findet. Genauer besehen, hat der Dichter aus dem, was einst fürchterliche Wirklichkeit gewesen ist, nur den Ausgangspunkt für ein im wesentlichen seiner Phantasie völlig selbständig entsprungenes Geschehen gewonnen. Dies wird auch äußerlich daran erkenntlich, daß die Handlung nach Hamburg verlegt ist. Dabei knüpft Beheim-Schwarzbach an frühere Erzählungen wie „Lorenz Schaarmanns unzulängliche Buße" oder „Der kleine Moltke und die Rapierkunst" an, in denen er einfache Menschen ihre Prüfungen und Läuterungen an ausgesprochen hamburgischen Örtlichkeiten hat erfahren lassen.

In dem jüngsten Erzählwerk Beheim-Schwarzbachs tritt dagegen das Versponnene und Idyllhafte durchaus zurück: sehr viel weiter auch als in dem vor wenigen Jahren erschienenen Roman „Der Gläubiger". Dank einer gereiften Kunst werden in der farbensatten und geradezu kriminalistisch spannenden Romandichtung „Die Verstoßene" Charaktere und Schicksale auf die gleichnishafte Ebene des Epos gehoben. Der Sinn des menschlichen Daseins überhaupt erscheint in Frage gezogen, solange die verfolgte und verlassene Titelgestalt und ihr einem ähnlichen Geschick unterworfener Altersgenoß sich noch in den Netzen arglistiger Täuschung und boshaften Hasses verwirren. Und wenn hernach, zunächst nur zögernd, wiewohl mit aller gebotenen Entschiedenheit, dem verbrecherischen Frevel die Strafe nachfolgt, wird nicht nur der glückhafte Weg frei für das künftige Streben zweier junger Menschen, die an das Dunkel beinahe schon verloren zu sein schienen, sondern darüber hinaus dem Leser selbst eine erhebende Läuterung und Befreiung seiner Seele zuteil.

Die Verstoßene, von deren Leidenspfaden Beheim-Schwarzbach erschütternd und bedrängend bildhaft erzählt, ein der Schwelle des Reifwerdens sich entgegentastendes Mädchen, hat das Unglück, daß infolge eines an sich nur geringfügigen Versehens, das ihr unversehens unterläuft, und einer tückischen Mitwirkung des Zufalls ihre Mutter plötzlich bettlägerig und leidend wird. Der Vater, der einen Hausverwalterposten versieht, schiebt die Schuld an der Erkrankung der Mutter und der Störung des häuslichen Lebens der Tochter in die Schuhe. Als ihn die Kündigung seiner Stellung trifft, läßt er auch dies die Tochter entgelten. Roh und gemein macht er sich dabei die Kenntnis eines Tagebuches zunutze, das die Vereinsamte, um die auch keiner der übrigen Hausbewohner sich ernstlich bekümmert, in ängstlicher Heimlichkeit mit den haltlosen Geständnissen wirrer Empfindungen gefüllt hat.

Eines Abends führt der Vater die Tochter, die dank seines Schreckensregimentes nun wirklich ihres Lebens überdrüssig geworden ist, auf die Elbbrücke. Willenlos beugt sich die Gequälte über die Brüstung, bis sie schließlich das Gleichgewicht verliert und, sich mehrmals überstürzend, in die Tiefe fällt, während der unmenschliche Vater schleunigst davoneilt. Er ahnt nicht, daß bereits ein Retter in der Nähe ist, der die von der Strömung an einen verlassenen Kai Angetriebene den kalten Fluten entreißt, um sie in gute Obhut zu bringen.

Vor dem Gang zur Brücke hat der Hausverwalter seiner Frau gegenüber den Anschein entstehen lassen, als brächte er die Tochter zum Bahnhof, damit sie zu Verwandten reiste, die im Westfälischen ansässig sind. Nun, da er von

der Elbe in die Wohnung zurückkehrt, findet sich dort überraschend der Sohn jener verwandten Familie ein: — ein etwa im Alter der unglücklichen Base stehender Jüngling, der aus innerer Not und Unrast dem Elternhaus entlaufen und in Hamburg anfänglich ein Opfer dreister Ausbeuter, dann aber von der Polizei vor dem Schlimmsten bewahrt worden ist. Unwirsch will der Onkel den unerwünschten Gast abweisen, doch teilt er ihm gleichwohl das verlassene Bett der Tochter als Nachtlager zu. In der Person des jungen Westfalen verkörpert sich für den Erschrockenen gleichsam schon eine Vorahnung des künftigen Gerichtstags, den er durch seine Untat heraufbeschworen hat.

Dieser Gerichtstag vollzieht sich in einer äußerst merkwürdigen (und vom Dichter großartig geschilderten) Auseinandersetzung zwischen dem Hausverwalter und dem Erretter seines Kindes. Der Letztere ist kein Mann der raschen Tat, vielmehr gehört er zu jenen über den Rätseln und Unbegreiflichkeiten des Daseins grübelnden Menschen, die Beheim-Schwarzbach mit besonderer Anteilnahme darzustellen weiß. Es berührt folgerichtig, daß er im Verlauf der Entlarvung des Mörders um ein Haar sein eigenes Leben einbüßt, ehe jener sich selbst richtet. Inzwischen hat die kranke Mutter sich von ihrem Leidenslager erhoben und sich ans Bett der erschöpften Tochter geschleppt, um dort ihre Unschuld zu beteuern. Diese übermenschliche Anstrengung hat ihren jähen Hingang zur Folge.

Aus der Verstoßenen ist eine Verwaiste geworden, doch die Vereinsamung hat sich von ihren Schultern hinweggehoben. Niemand scheucht ihre Seele mehr in die Wirrsale der Angst und der Bosheit. Der den Eltern entflohene Erich Kramer, ein noch unbewährter, doch gutherziger Jüngling, wird ihr Kamerad. Als er in die von der Polizei versiegelte Wohnung des Hausverwalter-Ehepaares einsteigt, um für seine Freundin Luise deren Tagebuch zu bergen, gerät er in den Verdacht, selbst den Onkel getötet zu haben. Noch einmal wird er der Verwirrung und der Hilflosigkeit überantwortet, und selbst sein Verteidiger sträubt sich anfänglich dagegen, an seine Unschuld zu glauben. Erst das Zeugnis von Luises Retter befreit ihn endgültig.

Nunmehr wandelt die große graue Hafenstadt ihr strenges Antlitz ins Hellere und Gütige. Erich sucht nach einem Arbeitsplatz und findet ihn auch, obwohl die allgemeine Notlage — es sind erst wenige Jahre seit dem Abschluß des Weltkrieges vergangen — auch ihn kaum verschonen wird. Nichts soll ihn freilich künftig mehr von Luise trennen. Er habe sie gern, gesteht er ihr; nichts könne ihr mehr geschehen, niemand ihr etwas tun, versichert er.

Sein Arm war auf ihrer Schulter liegengeblieben und lag noch immer dort. Sie waren vor einander verlegen. Luise faßte Mut und sagte stockend: „Ich auch, Erich, ich auch." Sie mußte sich dabei vor Verlegenheit räuspern. Und nun tastete ihr dünner Arm um seine Hüfte, suchte drüben einen Halt und fand ihn in seiner Tasche, in die sie den Daumen einhakte. Sie wurden allmählich schweigsamer, aber in ihren Gedanken einig. Der feiste, unbeteiligte, vor lauter strahlender Einsamkeit und Lichtübergossenheit besinnungslose Mond beschrieb seine unmerkliche Wanderung schräg an den Dächern und Türmen dahin, manchmal von zarten, segelnden Wolken verschleiert und spielerisch enthüllt; daß er aber auf Unheil sänne, davon war nichts zu spüren. Unheil war unten; und wenn nirgends keins war, war auch oben keins.

Sie wanderten langsam und versunken, kreuz und quer durch die alte, schlafende Stadt, und müde wurden sie nicht.

Die Blume im Fluß

Einer warf eine Blume fort
In den Fluß hinein . . .
Auf dunkelnden Wassern trieb sie fort,
Seltsam rot und allein.

Bleibt die Blume hängen im Wehr?
Sinkt sie hinab zum Grund?
Treibt sie der Wind zum Ufer her?
Die Blume mit blutendem Mund?

Eine warf ihr Herz in den Fluß
In die Strudel hinein . . .
Weiß sie, wie lange es treiben muß
Auf reißenden Wassern allein?

Weiß sie, sinkt es in Schlamm und Sand,
Bleibt es hängen im Wehr?
Treibt es zerschellend wieder an Land
. . . Oder hinaus ins Meer?

Ingeborg Tetzlaff-Mößner

Im Hause der Dichtung

Zwei Gedichte von Ernst Wurm

An das Schicksal

Schicksal! Du hast uns allzu beschenkt,
Du mußt uns wieder den Überfluß nehmen,
Sonst gehen wir Menschen ruhlos zugrunde.

Du darfst uns nicht fühlen lassen wie Winde,
Nach jeder Richtung, maßlos und weit,
Mit jagender Sehnsucht — wir sind ja kein Wind!

Du darfst uns nicht denken lassen wie Gott,
Bis ins Feinste hinein und an alle Dinge —
Wir wissen zu vieles, wir sind ja nicht Gott!

Du darfst uns nicht handeln lassen mit Macht,
Naturzermalmend und erdeverändernd —
Uns fehlt ja die letzte, die magische Macht.

Schicksal! Du sollst uns in Grenzen verweisen
Und Männer auf Weib und Kind beschränken,
Und ihnen bestimmen das Schwert und den Pflug.



Hilde Weißner als Rhodope in Hebbels „Gyges und sein Ring"
Links unten: Angela Salloker in der Titelrolle von Paul Ernsts „Kassandra" Aufnahmen Rosemarie Clausen



Bau meiner Werke

Du gibst den Mörtel aller Not,
Die Einsamkeit, in meine Werke.
Du machst mir Steine zum Gebot,
An denen ich mit voller Stärke
Zu tragen habe, Schwermutquadern . . .

Du lässest mich in Ehrgeiz hadern,
Als könnte ich den Bau befehlen
Und wo er hinzustehen kommt —
Und bin der ärmste der Gesellen,
Dem Arbeit nur und Schweigen frommt.

Du bist der große Herr und Meister,
Und Kraft und Strenge meines Bau's
Sind Rechnung und Gesetz aus dir.
Es gibt, wie festgebannte Geister,
Als Einziges in diesem Haus,
Nur Tropfen Blutes auch von mir . . .

Die Magd Nanni / Erzählung von Maria Zierer-Steinmüller

Der Mooshuberbäuerin Jüngstgeborenes und künftiger Hoferbe schrie im Steckkissen auf der Ofenbank. Auch die drei andern, den Windeln entwachsenen Dirnlein, von denen in pünktlicher Folge jedes Jahr eines erschienen war, verlangten ständig nach der mütterlichen Obhut, und die Dinge in Haus und Stall forderten mehr denn je unentwegtes Schaffen, seit der Bauer im Krieg draußen war. Wenn abends endlich die Bäuerin mit der Kaffeeschüssel in der Hand auf der Ofenbank saß, fiel die Müdigkeit sie an wie ein Schmerz, zog von den Zehen bis hinauf zu den Hüften, zerrte an jeder Muskel und breitete sich mahnend über den kaum erst vom Kindbett auferstandenen Leib. In der Nacht dann ließ das greinende Jüngste sie nicht ruhen, und die Gedanken waren voll Unrast schon wieder beim aufsteigenden Tag.

Als daher der Knecht Anderl eines Vormittags mit einem Wagen voll Schwartlinge ins Nachbardorf fahren mußte, hieß sie ihn dort fragen, ob nicht eine Hausmagd für sie aufzutreiben sei. Sie sollte kräftig sein und nichts von dem fordernden Wesen an sich haben, welches das Dienstvolk in dieser Zeit oft hervorkehrte, seit jeder wehrfähige Knecht und Bauer im Krieg stand und der Hände zu wenig waren.

Anderl, der Dreißigjährige, war seines Lebens froh, seitdem er wieder in der Heimat sein durfte, da ihm ein feindliches Geschoß in Frankreich einen kleinen inneren Schaden beigefügt hatte. Er führte den Rappen aus dem Stall, schirrte ihn an und sagte zur Bäuerin hin, als er auf den Bock gestiegen war: „I wer schon a Richtige zuwabringa!“ Und er fuhr los.

Nach zwei Stunden kam er zurück, und mit ihm stieg ein Frauensleut vom Wagen. Sie war derb, mittelgroß und braunhaarig und hatte ein rundes, gutmütiges Gesicht mit einer kleinen Nase. An der Linken führte sie ein fünfjähriges Mädchen, und die Rechte wurde niedergezogen von einem Bündel und einer großen Pappschachtel mit ihren Habseligkeiten. Sie schaute das Haus entlang, über den Hofplatz bis zur Tennenbrücke. „Is a recht Z'widere, d'Bäurin? Tuats recht schiach?“ fragte sie den Knecht.

Obwohl Anderl wußte, daß die Bäuerin an manchen Tagen arg verdrossen sein konnte oder gar hitzig wie das Fegfeuer, weil sie schon oft bestohlen worden war, tröstete er: „Brauchst di nit sorgn! Schiache Täg hot diamol a jeds. Mach dei Arbat, nacha hört's Scheltn aa wieda auf!“

Sie faßte ihren lebendigen Besitz mit der einen Hand fester, den toten mit der andern entschlossener und schritt auf das Haus zu, durch den Fletz, zur Küche.

Die Bäuerin stand am Herd, stocherte mit der Backschaufel in der Schmarrnpfanne und wehrte ärgerlich das Zweitjüngste ab, welches ihr ständig um den Rock strich, so daß sie immer erst über das Kind hinweg mußte, wenn sie zum schreienden Kleinsten in die Schlafkammer wollte. Nun sah sie den Ankömmling unter der Tür. Ihr Gesicht wurde belebt, sie legte die Backschaufel weg, stemmte die Arme in die Hüften und betrachtete die Magd. Diese schaute zaghaft. Immer noch zogen das hängende Bündel und die anscheinend schwere Pappschachtel die eine Schulter ein wenig herab; die Magd stützte das Gepäck nicht einmal auf den Boden, es war, als wolle sie sich eine unnötige Bewegung ersparen, falls ihre Person nicht nach dem Sinn der Bäuerin sein sollte.

Sie schob jetzt das Kind ein Schrittchen vor, um die noch immer schweigende Bäuerin endlich darauf aufmerksam zu machen, obwohl die Frau im ersten Augenblick es wahrgenommen hatte, und gestand: „Dös meinige is. Der Vadda davo hot a reiche Bauantochta g'heirat'. I schaug koa Mannsbuid mehr o, dös woaß i!“ Ein fester Zug war um den Mund, und die Stirn krauste sich bei der Erinnerung an Ungutes, Geschehenes.

„'s ko leicht mitessn, 's Deandei! I hon selm Viere“, sagte die Bäuerin. Nur die Arbeitskraft wägend, welche die Magd hergeben konnte, übersah sie die unerbetene Dreingabe. „Mußt holt guat zuagreifa, daß d' 's Essn fürs Deandei mitvodeanst. Guat g'wachsn bist, do feit si nix. Wia hoaßt nacha?“ fragte sie.

„Nanni“, lautete die Antwort, und die Magd atmete auf. Die Bäuerin wies ihr eine Kammer im oberen Stock und verlangte, daß

sie nach dem Umgewanden sogleich in die Kuchl zum Geschirrwaschen herunterkommen und sich auch um die Kleinen kümmern sollte; außerdem mußten die Hühner gefüttert werden, und im Waschzuber lag die Wäsche noch ungebürstet in der Lauge. Sie wandte sich nun wieder dem Schmarrnteig zu, setzte die weinende Zweitjüngste, die sich an der Tischecke gestoßen hatte, auf die Bank und sagte: „Stad bist! Jetza kimmt glei d'Nanni oba." Und es war ihr bereits, als habe sie die Hälfte der Arbeit von ihren Schultern geladen.

Nanni schaute sich in ihrer Kammer mit den altersbraunen Holzwänden um. Durch das Fenster waren eine Bergzacke und der Wald zu sehen, und blaugraue, dicke Wolken darüber. Ein Bett mit rotkariertem Bezug, Schrank, Stuhl und Tisch standen da. Sie legte ihr Sonntagsgewand ab, nahm den Werktagskittel aus der Pappschachtel und steckte auch Marei in ein anderes Gewand. Dankbar strich sie über das Lager und sagte zu der Kleinen: „A guats Bettei ham ma kriagt, Marei", und freute sich auf den Feierabend, wo sie mit dem Mädchen an der Seite wissen konnte, daß sie jetzt ein festes Dach über dem Kopf habe.

Hand in Hand nebeneinander her arbeiteten nun Nanni und die Bäuerin. Freilich hatte die Brotherrin oft ihre sauren Stimmungen, besonders wenn vom Bauern lang keine Nachricht kam und die Angst sie umhertrieb. Dann dachte Nanni nur: „Sie hots nit leicht mit so an großn Sach!" Und sie hätte der Mooshuberin noch mehr an Säuerlichkeiten verziehen, weil sie mit dem Marei gut war und ihm manches Butterbrot und Schmalzgebackene außerhalb der Essenszeiten zuschob.

Nanni verstand sich besonders gut mit den Mooshuberkindern, und ihr liefen sie bald lieber zu als der Mutter. Das erste Lachen des Jüngsten hatte nicht die Mooshuberin aufgefangen, sondern die Magd. Mit dem kleinen Hoferbeṅ schäkernd, sagte sie einmal: „Glei auffressn kunnt i den Buam, so gern hon i eahm!" Ein mißbilligender, von verborgener Eifersucht durchsetzter Blick der Bäuerin streifte sie; sie meinte: „Wia ma no so narrisch sei ko, mit dö Kinda! Wenns d' spata selm a Holbdutznd host, werd' dir leicht d'Narretei vergeh!" Aber Nanni lachte nur, war es zufrieden, legte den Kleinen nieder und hob in der nächsten Minute mit starken Armen im Keller den Bierpanzen auf den Schragen.

Es sah nicht danach aus, als wolle sie dem von der Bäuerin prophezeiten Halbdutzend zum Leben verhelfen. An einem Feierabend saß sie neben Anderl auf der Hausbank. Beide waren schweigsam, Anderl rauchte seine Pfeife, und Nanni hatte die Arme verschränkt; sie schauten gerade an gegen die dunkle Bergkette, über der der Mond aufstieg. Zeitweise wurde er von Wolkenstreifen verdeckt; sie zogen durchschienen vorbei, und er tauchte hinter ihnen wieder herauf. Die Luft war lind, und in den Brunnentrog vor dem Stall gluckste das vom Bach hergeleitete Wasser immerwährend, ruhig und eintönig.

„Du . . . Nanni . . .", sagte Anderl und setzte dann aus, weil die Pfeife eines besonders tiefen Zuges bedurfte, damit sie nicht ausging.

Und Nanni dagegen, ohne den Blick von den wandelbaren Wolkenmassen zu wenden: „Host ebbas g'sagt?"

„I hon mir denkt . . .", sagte er zögernd, „Zeit wars für mi zum Hochzeitmacha. I tat di glei mögn. Host mi glei g'folln, bist a fleißigs, bravs Leut!"

„I hon a ledigs Kind", sagte sie herb, obwohl ihr im Dunkel die Röte ins Gesicht stieg und das Herz ein wenig zitterte, weil das Schicksal wie die eigene Natur ein Ja verlangte. Doch voll Angst, solches Ja, wie schon einmal, allzu teuer bezahlen zu müssen, sagte sie: „Und übahaupts . . . i schaug koa Mannsbuid mehr o! I laß mi nit nomoi odrahn!", stand auf und ging in ihre Kammer, legte sich neben Marei schlafen und hörte erst eine Weile später Anderl unten die Haustür verriegeln und in die Knechtkammer gehen.

An einem der nächsten Tage fehlten der Bäuerin zwei Eier im Korb, und Nanni gestand, daß sie einer hamsternden Städterin sie verkauft und das Geld in die Wirtschaftskasse gelegt hatte. Ein Scheltworthagel prasselte auf die Magd nieder, denn von der Eigenmächtigkeit bis zur Unehrlichkeit schien der Bäuerin kein allzu weiter Weg. Nanni begehrte auf. Das scharfe Aufpassen der Bäuerin in der folgenden Zeit verdroß sie, und sie jammerte: „Daß d' jetza gor so schiach bist! Tua i nit mei Arbat? Auf und davolafa kunnt i!" Und sie weinte.

(Schluß folgt)

Ein Roman aus dem Sudetenlande

Emil Merker / Der Weg der Anna Illing

Es ist in Böhmen. Eine schwermütige Lässigkeit liegt über der Landschaft, eine große Achtlosigkeit, das Leben hat es hier nicht leicht, sich gegen die träge Gleichgültigkeit der Erde zu wehren, die es zu sich niederziehen will.

Anna Illing aber ist nicht träge, und niederziehen läßt sie sich auch nicht, mag ihr das Leben auch noch so viel Lasten auf den schmalen Rücken packen! Ihr Charakter und Schicksal, das der Dichter vor uns wachsen und sich entfalten läßt, steht unter dem Zeichen immerwährenden Bemühens, strebenden Fleißes, unverdrossenen Ehrgeizes. Anna, die Ameise, nennt er sie. Mit den schmalen Händen, die keine Bauernhände sind, greift sie jede Arbeit geschickt an. Es ist hart, auf dem Dorfe unter den besitzstolzen Bauern des Saazer Landes zu leben und nur die Tochter eines Schneiders zu sein. „Wer nichts hat, gilt nichts" gehört zu Anna's ersten Lebenserfahrungen. In den behäbigen Vorkriegsjahren ist der Besitz noch ein unantastbares Gut. Anna will vorwärtskommen, aber neben diesem Trieb wird sie ganz und gar beherrscht von einem übermächtigen Gefühl: der Liebe zu ihrer Familie, zu ihrem Daheim. Die grämliche Mutter, der oft verdrossene, merkwürdig fremde Vater, der kecke Bruder Hermann und vor allem der Jüngste, Hans der Träumer, sind ihr eigen, ihr Lebenszweck.

Als dann der Vater seinen Kindern wegstirbt, tritt sie ohne Zögern an seine Stelle, verzichtet auf die Stadt, die sie liebt, und die Gefährtinnen mit ihren blitzenden Augen, ihrem Gekicher und Getuschel, deren Leichtsinn ihrer ernsten, zurückhaltenden Art so unverständlich ist. Sie übernimmt den leeren Platz des Vaters an der Nähmaschine in dem armseligen Dorfhäuschen und näht die gediegenen Ausstattungen für die Bauerntöchter, sorgt dafür, daß die Brüder, die klug und aufgeweckt sind, die Schule besuchen.

Will das Schicksal Anna belohnen? Der junge Lehrer Martin zieht zu ihnen. In der nüchternen Ameise Anna, die sich so flink den Erfordernissen des Erwerbslebens anzupassen vermag, in dieser Anna lebt eine gefährliche, dunkle, verborgene Macht, eine besessene Leidenschaftlichkeit. Musik macht sie willenlos, und in ihrer Liebe ist kein Lachen und Jauchzen, sie ist Krampf und Gewalt. Das altkluge Mädchen wußte in der Stadt belanglose Bewerber schnippisch-überlegen in Abstand zu halten, die Liebe zu Martin aber macht sie stumm und steif. Martin aber stammt aus den Bergen, er läuft und läuft durch die weite böhmische Ebene und findet keine Ruh. Er meint Anna zu lieben, und schrickt dann vor ihr zurück: So eine niederziehende Schwere sei in ihr. Wie eine Zentnerlast liege ihre Liebe auf ihm, zuletzt würde auch er noch das Lachen verlernen ... ! Gertrud mit dem weichflaumigen Kindergesicht, die hell und kameradschaftlich zu ihm spricht, wird seine Frau.

Anna stirbt nicht an gebrochenem Herzen — was sollte dann aus der Mutter, aus den Brüdern werden? Aber sie liebt Dorf und Landschaft nicht mehr, sie haßt sie mit verächtlichem Haß, wie sich selbst: Sind sie nicht gleich, sie und die Landschaft, grau, schwer und heiß? Hing sie nicht an Martin, wie hier der Boden in schweren Klumpen oft an der Sohle hängt? Sie ist keine blonde Gertrud . . .

Anna verpflanzt die Ihrigen in die Stadt, ein Logierhaus für Studenten muß ihr die Mittel abgeben, die Brüder weiter zu bringen. Der frische, lebenslustige Hermann wird Lehrer, Hans, der geliebte, der immer etwas verloren und verschlafen herumläuft, er soll sogar studieren. Denn den Kopf zum Lernen, den haben alle Illingkinder. Auch Anna hätte ihn wohl gehabt, in der Schule war sie fleißig, und anzupassen vermag sie sich wohl überall, anders als die Mutter, die in der Stadt langsam dahinsiecht, verwirrt im Gemüt.

Jeder Pfennig muß zusammengehalten werden, sparen, flicken, kochen und aufräumen, strenge Hand halten über aufbegehrende Jugend, das ist jetzt Annas Leben. Nun, sanftmütig war sie ja nie und ist es mit den Jahren auch nicht geworden. „Alte Jungfer" heißt es wohl schon von ihr. Unverheiratet, sie wird's wohl bleiben. Freilich ein begeisternder Ehrentitel ist dieses „Fräulein" nicht mehr, wenn man über die Dreißig hinaus ist. Vielleicht hätte sich Gelegenheit gefunden, aber kann sie einen Flickschuster heiraten, wenn die Brüder — durch ihre Leistung! — feine Herren sind?

Plötzlich schreibt man 1914. Anna, die Wertschaffende, Werterhaltende sieht sich unverstandener blinder Zerstörung gegenüber. Sie, die sich ganz ihrem Daheim, dem Kreis ihrer Blutsverwandten geopfert hat, vermag sich jetzt nicht hineinzufühlen in größere Zusammenhänge; die sparsame Haushälterin sträubt sich gegen das Vergeuden . . . und sie wird sehr einsam.

Die Brüder sind im Felde, sie verliert beide, und erst unter der Vernichtung ihres Lebensziels dämmert ihr eine Ahnung auf von dem, was stärker ist, als irdischer Besitz, an dem sie gehangen hat ihr Leben lang: „Ihr Leben wäre arm und vergeblich gewesen? Nur Narren konnten das glauben! Sie ist nicht Martins Weib geworden, ihr Schoß ist ungeöffnet geblieben, wohl! Aber war sie nicht inbrünstiger vor ihm auf den Knien gelegen als je ein Weib vor dem Mann? Sie war nicht Mutter geworden! Aber: keine Mutter konnte verzweifelter an ihrem Kinde hängen als sie an Hans. Wenn wir unsern Besitz zahlen müssen mit dem, was wir darum leiden, dann hatte sie gezahlt und gezahlt; dann war sie reich . . . ! Tod und Dunkel, wir müssen sie in unser Leben einbauen und es trotzdem lieben; und es eben darum lieben."

Charlotte Reinke

Howard Spring / Geliebte Söhne

Von Hans Härlin

Im Mittelpunkt des großen Romans von Howard Spring „Geliebte Söhne" (H. Goverts Verlag Hamburg, 1938, 595 Seiten, geb. RM 8.50) stehen zwei Väter und zwei Söhne, deren Schicksal Glück und Unglück der Väter bedingt.

William Essex hat in Manchester eine so freudlos-ärmliche Jugend, daß in seinem verödeten Gemüt nicht einmal eine rechte Zuneigung zur Mutter und den Geschwistern aufkommen kann. Als er von einem freundlichen Pfarrherrn aus seinem dumpfen Analphabetentum gerissen und auf die Bahn eines anständigen Verdienstes gebracht wird, vergißt er seine Familie und schließt sich der des tüchtigen Handlungsgehilfen O'Riordan an, bei dem er wohnt und ißt. Mit dem wenig älteren Sohn Dermot O'Riordan verbindet ihn bald eine starke Freundschaft. Die O'Riordens stammen aus Irland. Dermots Großvater ist in dem ewigen Kleinkrieg gegen England zugrunde gegangen. Sein Sohn, ein ruhiger, gediegener Geschäftsmensch, will nichts von Irland wissen, aber im Enkel Dermot wühlt der Haß gegen die Unterdrücker seiner Heimatinsel. Dermot ist ein hochbegabter Möbelschreiner mit sicherem, künstlerischem Gefühl, das ihn rasch vorwärtsbringt. In glücklicher Ehe wird er der Vater hübscher und begabter Töchter.

William Essex heiratet eine wohlhabende Bäckerstochter, die ihn zärtlich liebt. Für ihn ist diese Heirat fast nur Sprungbrett zum Erfolg. Er besitzt dichterische Begabung und wird bald ein bekannter Romancier und Dramatiker. Ein zusammensetzbares Baupielzeug, das Dermot am Feierabend zu seiner Unterhaltung bastelt, wird in der geschäftsgewandten Hand von William Essex die Grundlage einer glänzend gehenden Spielzeugfabrik.

Die beiden Freunde werden reich, und beiden schenkt das Schicksal an demselben Tag einen Sohn. Es ist eine reizende Szene, wie die stolzen Väter die Kinderwagen nebeneinander schieben, damit sich ihre Sprößlinge gegenseitig beschnuppern können.

Oliver schlug die Augen auf, und die beiden Kinder sahen sich einen Augenblick feierlich und prüfend an. Dann runzelte sich Olivers Gesicht zu einem Lächeln, und nach einem unschlüssigen Augenblick lächelte Rory auch. Sie lehnten sich beide vor, und ihre Hände tappten nacheinander. Die Hände waren noch ungeschickt und verloren leicht die Richtung. Aber bald stießen sie zusammen, und die Finger schlangen sich ineinander. Sie hielten sich fest und zogen den Mund zu einem breiten Lächeln, bis die Hände wieder auseinandertappten.

Oliver Essex und Rory O'Riorden bekommen so die Freundschaft der Väter in die Wiege gelegt und werden selbst bald unzertrennliche Freunde. Der Vater Essex will dem Sohn alles das reichlich geben, was er selbst in seiner traurigen Kindheit entbehrt hat — mit dem Erfolg, daß aus dem schönen Oliver ein unerträglich verzogener, charakterschwacher Galgenstrick wird. Seine vielleicht allzu nüchterne, aber immerhin vernünftige Mutter will dem Unfug steuern; aber sie kommt nicht gegen die Verblendung des Vaters auf. Dermot O'Riorden verfällt nicht in denselben Unsinn, er sieht in dem Sohn von Jugend an den späteren großen irischen Freiheitskämpfer. Wovon ihn selbst sein Künstlertum und die Sorge um die rasch wachsende Familie abgehalten hat, das soll Rory ausführen. In das Haus O'Riorden kommen häufig irische Verschwörer, und so wächst Rory in einer aus Haß und Liebe eigentümlich gemischten Luft auf.

Die Sorge um Ruhm und Erfolg führt die Väter bald nach London. Außerdem erwirbt William Essex das reizende Landhaus Reiherbucht an einem tief ins Land einschneidenden Meerarm in Cornwall, wo die beiden Familien mit ihren Kindern glückliche Ferientage verleben. O'Riordens älteste Tochter Maeve liebt William Essex, während sein Gefühl mehr ein väterliches ist. Er ebnet ihr den Weg zur Laufbahn als Schauspielerin und schreibt ihr später ein Theaterstück auf den Leib. Rory geht nach Irland in die Lehre als Buchdrucker und Revolutionär. Aus dem schönen und begabten Oliver wird ein unzuverlässiger Schüler und ein schuldenmachender Student. Seine Mutter stirbt

früh, er zieht schlechte Freunde dem Umgang mit dem Vater vor, und als sich dieser in Maeves hübsche, begabte und skrupellose Freundin Livia verliebt und sie zur Frau begehrt, tritt ihm der eigene Sohn als bevorzugter Liebhaber und Feind gegenüber. Der Sohn treibt es bis zum Bruch mit dem Vater, er flieht mit Livia, deren er aber bald überdrüssig wird.

In diese verworrene Lage schlägt der beginnende Weltkrieg wie ein scharfes Schwert. Oliver meldet sich als Freiwilliger, führt sich als Soldat tadellos, wird bald Offizier und ein berühmter Frontkämpfer. Sein bös vernarbtes Gesicht mit dem unheimlich stechenden Blick hat nichts mehr von dem früheren Adonis. In einem Urlaub reißt er die Kindergespielin Maeve, die ein Theaterstern geworden ist, an sich. Sie fühlt sich Mutter und macht durch eine starke Dosis Veronal der drohenden Verwicklung ein Ende.

Der Krieg ist aus. Der verwilderte Oliver läßt sich als Offizier einer Art von Hilfspolizei anwerben, die aus verwogenen, üblen Gesellen besteht und von England in den Kämpfen um Irland eingesetzt werden. Das Schicksal stößt ihn mit Rory zusammen. Er erschießt ihn unwissentlich in der Nacht und flieht wie ein von Furien Gejagter von der Leiche des Jugendfreunds. Ein unsinniger Stolz verbietet ihm die Versöhnung mit dem hilfsbereiten Vater, und die Not treibt ihn zum Raubmord. Als Verfolgter flieht er nach Reiherbucht, er trifft dort den Vater und versöhnt sich mit ihm, ehe die rächende Gerechtigkeit zufaßt. Er wird zum Strang verurteilt. Die beraubten Väter trauern in treuer Freundschaft um die Söhne, denen sie das Leben so unglücklich vorgezeichnet haben.

Dieser Roman ist ein großer Wurf. Seine oft wechselnde Fabel, sein Reichtum an handelnden Personen des äußeren Kreises und an zeitgeschichtlich treffenden Bildern hält den Leser in einer fortgesetzten Spannung, zieht ihn stark und nachhaltig in den Bannkreis einer meisterhaften Erzählungskunst.

Wer war T. E. Lawrence?

Eine reichhaltige Sammlung von Äußerungen naher Freunde und entfernterer Bekannter gibt Antwort auf die oft gestellte Frage nach dem Wesenskern des Mannes, der im Weltkrieg die Rolle eines ungekrönten Königs von Arabien spielte und nach dem Friedensschluß von Versailles als einfacher Fliegersoldat über ein Jahrzehnt lang die umsonst erfehnte innere Ruhe zu finden suchte. („Oberst Lawrence geschildert von seinen Freunden“, herausgegeben von A. W. Lawrence. Paul List Verlag, Leipzig. 382 S., RM 7.50.)

Sein jüngerer Bruder hat die weise Auswahl dieser wirklich belehrenden Sammlung getroffen und sie mit einem Vor- und Schlußwort ausgestattet. Die eigene Mutter, Staatsmänner, Offiziere in hoher und mittlerer Stellung, Mitarbeiter im Flugwesen und bei der Konstruktion von Schnellbooten, unberühmte und berühmte Schriftsteller, unter diesen Bernard Shaw, schlichte Unteroffiziere und Soldaten des Tank- und Fliegerkorps, Verleger und Parlamentarier, Kinder und Greise, Männer und Frauen aus jeder Lebensstellung kommen hier zu Wort. Es ist so, als ginge ein ungeschliffener Edelstein durch viele Hände, und jeder wäre bemüht, ihm eine neue Facette anzuschleifen.

Von Kind auf eigenartig, hat T. E. Lawrence seinen Geist und Körper wie in einer Vorahnung einer späteren weltgeschichtlichen Rolle zu höchster Leistungsfähigkeit trainiert. Als Führer des arabischen Aufstandes verzehrte er zwei Jahre lang schonungslos seinen riesigen Energievorrat, aber was ihn niederwarf, war nicht so sehr die Überanstrengung als der Kummer darüber, daß er die arabischen Waffengenossen dieser Kampfjahre gegen seinen Willen betrogen und genarrt hatte. Die hohe bedenkenlose Diplomatie Englands zerbrach einen seiner besten Söhne. Es ist ein trauriger Trost, daß er weiter sah als die zünftigen Diplomaten seines Landes.

Vom Berater im Kolonialministerium wurde Oberst Lawrence im Jahre 1922 freiwillig einfacher Fliegersoldat, was er mit einer zweijährigen Unterbrechung als „Soldat Shaw“ im Tankkorps bis März 1935 blieb. Auch so leistete er als hervorragender Techniker England wertvolle Dienste. Nichts ist rührender und bezeichnender als die wahre Freundschaft seiner wackeren Kameraden, mit der sie ihm die Plage erbarmungslos aufdringlicher Reporter vom Leibe hielten. Mit 47 Jahren mußte er zu seinem großen Schmerz seine geliebte Fliegertruppe verlassen. Zwei Monate später starb er nach einem Motorradunfall, bei dem er andere vor einem Zusammenstoß bewahrt hatte. Das Urteil über T. E. Lawrence mag sonst höchst verschieden lauten, aber alle, die ihn näher kannten, sind sich darin einig, daß dieser hochbegabte Sonderling ein Ehrenmann war vom Scheitel bis zur Sohle. Hans Härlin

Neil M. Gunn / Frühflut

Von Otto Heuschele

Im 6. Heft des 12. Jahrgangs der „Weltstimmen" berichteten wir von dem ersten ins Deutsche übertragenen Buche des schottischen Dichters N. M. Gunn „Das verlorene Leben", das die Schicksalstragödie eines schottischen Volksstammes gestaltete. Nun liegt ein zweites Buch von ihm vor, das mit dem höchsten Preis ausgezeichnet wurde, den das britische Weltreich zu vergeben hat und das mit den gleichen eindringlichen Farben und Stimmungsgehalten die Geschichte eines schottischen Fischerjungen erzählt.

Hugh ist der jüngste Sohn des Fischers Mac Beth, aber in seiner dreizehnjährigen Knabenseele spiegelt sich seine Umgebung schon deutlich und scharf, und die Tiefe seiner Erlebnisfähigkeit hat ihn bereits dem Kinderland entrückt. Es ist sein Stolz, auch im kalten Januar wie ein Erwachsener Muscheln als Köder für die Fangleine holen zu können und es sich nicht anmerken zu lassen, daß er bis auf die Knochen friert, vielmehr langsam und gewichtig mit dem Manne Sandy auf dem Heimweg ein männliches Gespräch zu führen. Doch als dieser ihn allein weitergehen läßt, trifft er die Seewiesenjungen, schleudert auf deren Gehänsel über seine Tätigkeit den Muschelsack vom Rücken und ist gleich darauf in die wildeste Rauferei verwickelt. Daß er daraus mit blutig geschlagener Nase hervorgeht, kann ihn nur stählen; und um so wärmer umfängt ihn die Innigkeit des häuslichen Lebens. Da ist der Vater, der eine kameradschaftliche Vertrautheit in unauffälliger Weise äußert, da ist die Mutter, die wohl schelten kann und sofort die Spuren seiner Rauferei entdeckt, aber doch die größte Herzenswärme ausstrahlt. Seine Schwester Grace liebt er mit einem heimlichen Schauder.

Sie hatte ein blasses, dunkeläugiges und schönes Gesicht, dessen Reiz in seinem weichen Zauber lag. Das zarte Gesicht trug so deutlich den Ausdruck eines warmen, von heimlichem Gefühl erfüllten Herzens, daß man es nicht blaß nennen konnte. Die Schönheit ihres Gesichts war ohne Fehl und ausgeglichen.

Kirsty aber und sein Bruder Alan haben für ihn die Stärke von Naturkräften. In ihrer Mitte fühlt er sich geborgen und doch von seltsamer Scheu zurückgehalten, sein Innerstes zu zeigen.

Am andern Morgen ist das Dorf in Aufruhr, es erwartet die drei Boote zurück, die zum erstenmal seit fünf Tagen wieder zum Fang ausfuhren. Alle sind am Strand, und Furcht und Zuversicht gehen über die Harrenden dahin wie die Wellen draußen auf der sturmdurchtobten See über die Fischer. Natürlich ist Hughs Vater dabei, als der Zuverlässigste geachtet, und auch Alan ging trotz der Bitten seiner Mutter mit — hat sie doch schon einen Sohn dem Meere opfern müssen und nun will sie Alan lieber nach Australien ziehen lassen als ihn im Kampfe mit dem Wasser zu wissen. Hugh steht mit Kirsty am Strand.

„Hugh — ich hab so Angst!"

Der Klang ihrer Stimme packte ihn sofort. Und darum blinzelte er, knirschte mit den Zähnen und tat so, als ob ihn Ungeduld gepackt hätte.

„O Hugh — niemals kommen die mehr heim — wenn es hier schon so ist!" Aus Kirstys Worten sprach das Raunen uralter Sagen zu Hughs Ohr, und wirklich hatte sie ja auch die Einbildungskraft eines Skalden. Sie jammerte nicht, ihre Klage war süß wie dunkler Honig, und der Unterklang ihrer Stimme reichte weit über alles Persönliche hinaus, zurück zu uralten Legenden, zu den zitternden Quellspiegeln des Seins, hinter denen nur noch das schwarze Nichts steht.

„Sei still!" mahnte Hugh.

„Ich weiß es genau", meinte Kirsty und brach dann das unheilbeladene Schweigen: „Alan ist's. Mutter hat es gleich nicht gewollt!"

Verzweiflung packte Hugh, umgab ihn ganz, hielt ihn unbeweglich gefesselt.

Doch alle Boote kehren heim und bewältigen auch die schwierige Hafeneinfahrt. Alan rettet einen über Bord Gespülten und alle sind voll eines heißen wilden Lebens.

„Er hat's geschafft!" sagte Kirsty atemlos zu Hugh.

Geschafft! Geschafft! Hugh wendete sich von dem Mädel ab, sein Herz war eine einzige hochauflodernde Flamme. „O Vater, Vater" brauste der Lobgesang der Flamme den Dank an Geschlecht nach Geschlecht seiner Ahnen, an Nordmänner und Kelten!

Er hörte den Wiking heiser vor sich hinsagen: „Bei Gott, das war unheimlich!" und sah die blauen Augen meergrün werden wie die klaren, gläsernen Wellen der See.

Zwei Monate später ist schon Alans und der anderen Burschen, die mit ihm auswandern, letzte Nacht. Auch Grace geht wieder nach England, und über der ganzen Familie liegt unsichtbar der Schmerz des Abschieds, den sie aber unter zarten Scherzen und scheuer gegenseitiger Liebe zu verhüllen suchen. Hugh spürt das alles fast körperlich, aber er ist selig, als ihn sein Bruder in dieser Nacht zum erstenmal zum Lachswildern mitnimmt.

Es war seine letzte Nacht, und er würde nun Vater und Mutter allein lassen und nicht zu Hause sein, wenn die Leute kamen, ihm Lebewohl zu sagen! Es war ja zum Teil diese verlegene Scheu vor dem peinlichen Abschied gewesen, weswegen sie in einem Augenblick des Überschwangs den nächtlichen Ausflug verabredet hatten.

Jetzt aber merkte Alan doch, was dieses Scheiden bedeutete, und das Herz war ihm schwer und gequält und sein Geist verdüstert. Hugh verstand das alles. Sie gingen den ganzen Weg bis zum Birkenwäldchen, ohne ein Wort zu sagen, ihre Schritte hallten in der leeren Nacht.

Sie kehren vorher bei Hector ein, dem letzten Dudelsackpfeifer, der ihnen zum Abschied die „Klage um Katharina" spielt und damit ihre jungen Herzen ergreift. Dann aber geht es hinaus in die Stille der Nacht; Ferne und Gefahr locken. Sie fangen vier prachtvolle Lachse und ihr Übermut treibt sie am Hause des Jagdaufsehers vorbei, dem Alan die Türe zuhält, daß er nicht herauskann. Die andern springen inzwischen davon, und auch Alan entkommt noch; im Walde wollen sie sich über ihren Streich totlachen.

Doch dann ist der Abschiedsmorgen da, alle geleiten die Fortziehenden zum Omnibus, nur die Mutter bleibt beim Haus.

Auf der Türschwelle stand die Mutter; sie stand ganz regungslos da in ihrem schwarzen Kleid. „Arme Mutter!" sagte Kirsty in einem Ton, der wohl auch einem Mann das Herz brechen konnte.

Sie sahen ihre Mutter den Arm heben. Auch Alan hob den Arm. Sie hörten ihn tief durch die Nase einatmen. Er winkte ein- oder zweimal, wendete sich dann jäh ab, und sein Atem wurde von würgendem Schluchzen fast erstickt. Er marschierte geradeaus weiter, den Kopf hoch, die Zähne aufeinandergebissen, den Mund fest zusammengekniffen. Aber er konnte das Schluchzen doch nicht unterdrücken und sie sahen seine Schultern zucken.

Hugh folgte ihm, die Tränen strömten ihm über die Wangen.

Das Leben daheim aber geht weiter seinen Gang. Der Vater zog im Sommer fort, und Kirsty und Hugh waren allein bei der Mutter. Daß diese krank war, beunruhigte Hugh, aber den Gedanken an den Tod verbannte er aus seinen Grübeleien. Seine Mutter mußte wieder gesund werden! Und doch saß ihm die Angst im Genick und schnürte ihm die Kehle zu.

In ihm stieg ein heißer Wunsch auf, für die Familie zu sorgen. Jagen und töten und Nahrung und Feuer heimbringen. Seine Augen glänzten, aber auch eine gewisse Scheu stand in ihnen. Denn Höheres bot das Leben ja nicht, als der Ernährer, der Geber zu sein. Das Gefühl solcher Verantwortung ließ ihn erzittern.

So fängt er ganz allein seinen ersten Lachs; doch als er sich im Walde an seiner glitzernden Beute erfreut, schrecken ihn Menschenstimmen auf, und er wird unfreiwilliger Zuschauer einer Liebesszene. Das ist für ihn kaum zu ertragen, denn es ist seine Schwester Kirsty, die da ein Stelldichein hat mit Charlie Chisholm, von dem Hugh doch weiß, daß er auch Grace liebte. Er muß sich still verhalten, um nicht selbst entdeckt zu werden und leidet Qualen der Scham. Doch sein Entsetzen steigert sich ins Riesenhafte, als er merkt, daß auch sein Freund Bill die beiden belauscht hat — er wirft sich besinnungslos vor Wut auf Bill, um ihn zu würgen. Nur der alte Hector, der dazukommt, bringt es fertig, die beiden zu trennen und mit leichtem Spott wieder zur Vernunft zu bringen.

Aufgewühlt von unbekannten Mächten kommt Hugh heim — der Mutter geht es schlechter. Er rennt zum Arzt, der nicht zu Hause ist und erst spät kommt, um festzustellen, daß er keine Hilfe mehr zu geben habe. Eine schwere Nacht bricht für sie an. Kirsty liest der Mutter aus der Bibel vor und Hugh, der es im Zimmer nicht mehr aushält, sieht durchs Fenster hinein.

Kirstys Mund öffnete sich rot und rund bei jeder Silbe. Auch die blassen Lippen seiner Mutter öffneten sich. Hugh lauschte voll schrecklicher Hingabe und konnte den dünnen, zerbrechlichen Klang ihrer Stimme hören. Sein Leib erschauerte vor Kälte. Das Haar auf seinem Kopf bewegte sich. Er wendete sich vom Fenster ab und schritt in die Nacht hinaus.

Doch am Morgen nach leichtem Schlummer weckt ihn Kirsty mit der frohen Botschaft „Mutter geht es besser".

Sein ganzes Gesicht verzerrte sich vor Erleichterung und Lächeln. Das also war es. So sah das furchtbare Wort aus, das er erwartet hatte. Der Schleier, der Vorhang war gehoben, und dahinter war — das Licht des Lebens!

Praxis des täglichen Lebens

Von Notwendigkeit und Grenze persönlicher Lebensführung

Von Walther von Hollander

Die Grenzen der persönlichen Lebensführung sind in den letzten Jahren klar in das Weltbild fast jedes Menschen eingezeichnet worden. Eine persönliche Lebensführung, die sich selbst genügt, die ihre Verbindung mit dem Ganzen verliert oder gar ein überpersönliches Leben nicht kennt, wird als unfruchtbar und ziellos, ja als im letzten Sinne unwirklich abgelehnt. Eine Zeitlang schien es so — und diese Reaktion war verständlich —, als sollten überhaupt alle Fragen der persönlichen Lebensführung als zweitrangig und unwichtig beiseitegesetzt werden. 1934 erklärte ein bekannter Philosophieprofessor auf eine Zeitungsumfrage über den persönlichen Bezirk des Lebens, er finde diesen Bezirk so grenzenlos unwichtig, daß er keine Stellung dazu nehmen könne.

Inzwischen sind die Zeit und die Entwicklung weitergerückt und eine objektivere Betrachtungsweise ist uns erlaubt und ist geboten. Die Spannungen zwischen Persönlichkeit und Gesamtheit beginnen fruchtbar zu werden, Ausgleich und Austausch, die gestört waren, sind wieder in ihre Rechte getreten.

So fest der Rahmen der Gesamtheit gefügt ist, so sehr die Forderungen des Ganzen tief ins Einzelleben hineinlangen — ein riesengroßer Bezirk bleibt, in welchem der Einzelne allein ist, in welchem er die Verantwortung trägt und die Kräfte zur Harmonie zwingen muß. Nur Schwächlinge können glauben, daß es eine Instanz geben könnte, die für ihre Lebensführung verantwortlich gemacht werden kann. In dem Augenblick aber, in dem es klar wird, daß nur das wirklich selbständige, gebildete, geformte, durchgearbeitete Individuum einen Nutzen für das Ganze darstellt, in diesem Augenblick zeigt es sich, daß wir in den Problemen der Führung eines persönlichen Lebens noch am Anfang stehen und daß eine erschreckende Unwissenheit über die Grundlagen und Voraussetzungen des Lebens die Menschen verwirrt und verdunkelt. Es ist deshalb selbstverständlich, daß in dieser Lage mehr und mehr Bücher erscheinen, die sich mit der Praxis des persönlichen Lebens befassen und die es sich vorgesetzt haben, die gröbste Unwissenheit auszumerzen. Die vier Werke, die wir aus einer Fülle von Büchern der letzten Jahre ausgewählt haben, gehen von vier verschiedenen Seiten auf das gleiche Ziel los, und jedes der vier wird für eine gewisse Anzahl von Menschen das beste, das heißt das nützlichste sein. Denn selbstverständlich richtet sich das Urteil über ein Buch der Lebenspraxis nach seinem Nutzen.

Dr. med. et phil. Gerhard Venzmer nennt sein neuestes Buch „Der Mensch und sein Leben" (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart). Aber Venzmer beabsichtigt keineswegs in 200 Seiten das Leben des Menschen in seinem ganzen Umfange darzustellen; sondern er will dem Laien eine auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende, jedem verständliche und keinen langweilende Schilderung des Körpers, seiner Organe und seiner Funktionen geben. Das Ergebnis ist ein im Bildlichen wie im Textlichen vorbildliches Buch. Es ist Venzmer gelungen, die Erkenntnisse und Errungenschaften der Wissenschaft ins Verständliche und Selbstverständliche zu übertragen. Das Buch erfordert keine Vorkenntnisse und gibt auch dem vorgebildeten Laien eine Menge von Material, eine Fülle von Einblicken in das stets rätselhafte Triebwerk des menschlichen Organismus. Vermieden ist die Gefahr der allzu großen Vereinfachung, der populär-wissenschaftliche Werke so oft erliegen. Das Buch hält jedem wissenschaftlichen Maßstab stand und vermeidet dennoch die wissenschaftliche Terminologie, die nur dem Fachmann verständliche Ausdrucksweise. Zwischen Bild und Wort, zwischen Darstellung und Aufzählung besteht eine angenehme Abwechslung, ja ein künstlerisch anmutender Rhythmus, und am Schluß muß jeder aufmerksame Leser mit der Grundstruktur sei-

ner Körperlichkeit, seines materiellen Lebens und Wesens vertraut sein und damit eine Grundlage für die Selbsterkenntnis erreicht haben, die ihm eine bessere Orientierung im Raum des persönlichen Lebens ermöglicht.

W. B. Pitkin, der Verfasser des Buches „Mehr Kraft für Dich" (Vorhut-Verlag Otto Schlegel, Berlin) versucht mit sehr schnellen Sprüngen von der Erkenntnis zur Folgerung und von der Folgerung zur praktischen Wirkung zu kommen. Dieser amerikanische Professor hat mit seinen Büchern „Das Leben beginnt mit Vierzig" und „Mach Dir das Leben leicht" auch in Deutschland große und verdiente Erfolge gehabt. Seine Fähigkeit, schwierige wissenschaftliche Fragen zu vereinfachen und aus ihnen bienenhaft praktischen Nutzen zu saugen, ist groß. Seine praktische Vernunft entwickelt Regeln für das tägliche Leben, die verblüffend einfach und oft genug sehr nützlich sind. Sein Hauptratschlag, daß man lernen soll, seine Kräfte zu wecken und zu handhaben, das Erreichbare anzugehen, das Unerreichbare zu lassen, ist für viele Menschen der wahre Stein der Weisen.

So kann man auch sein neues, etwas flüchtig hingeschriebenes Buch (Pitkin gesteht stolz, er habe nur 12 Tage dafür gebraucht) mit Vorteil lesen, weil es eine Menge von Lebensmaterial, von wissenschaftlichen Notizen und biographischen Anekdoten enthält, die für eine vernünftige Lebensführung nutzbar gemacht werden können.

Abzulehnen scheint uns allerdings eine Voraussetzung des Pitkinschen Denkens, die in allen seinen Büchern wiederkehrt und die allzu materialistisch ist. Pitkin glaubt nämlich, daß der Mensch von der Natur eine bestimmte Menge Energie mitbekommt, und daß es darauf ankommt, diese Energie geschickt zu verwalten, weil einmal ausgegebene Energie für immer fort ist. Deshalb muß man seiner Ansicht nach möglichst viel Energien sparen, besonders wenn man „in die Jahre" kommt. Lange, echt amerikanische Tabellen geben uns darüber Auskunft, wieviel Energien und Kalorien bei einzelnen Tätigkeiten verbraucht werden, und welche Tätigkeiten deshalb der ältere Mensch oder der Mensch, der zu viel Energien „ausgegeben" hat, einstellen muß. Das ist ein Irrtum. Der menschliche Organismus funktioniert nicht nach dem Prinzip der statischen Energie, die, einmal ausgegeben, nicht wiederkommt, sondern nach dem der dynamischen. Kraftausgabe entwickelt Kraft, ja viele Kraft bleibt beim Menschen unentwickelt, weil er sich scheut, die nötigen Energien anzusetzen und also „auszugeben".

Johannes Müllers neues Werk „Von der Würde des Menschen" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), das ist ein Buch aus der Lebenspraxis, aus der Arbeit des Erziehers von Erwachsenen, geschrieben. Der ganze Bezirk der heutigen Existenz wird abgeschritten, durchdacht und so durchleuchtet, daß er in seinen Grenzen besser erkennbar, in seinen Möglichkeiten erlebbar wird. Müller ringt mit dem schwer zu bändigenden Lebensstoff und praktiziert die Erkenntnis, daß jede Lebensnot, jede Lebensschwierigkeit gleichzeitig die Kraft enthält, mit der man sie überwindet. Die Würde des Menschen erwächst aus der Gestaltung seines Lebens. Wer den Kampf mit dem Schicksal aufnimmt, führt ein heroisches Leben.

Müller zeigt, wie man von den kleinen Verdrießlichkeiten und Unzulänglichkeiten unabhängig werden kann, wenn man jede Not als Aufgabe nimmt und als einen Beitrag zur Erneuerung der Lebensführung. Durch eine jahrzehntelange Praxis hat er erkannt, daß mit philosophischer Eindringlichkeit, mit seelischer Wärme, mit intellektueller Überlegenheit es nicht getan ist, weil zwischen der tatsächlichen Existenz und dem gedachten und gewünschten Ziel des Menschen, der verwirrte und verwirrende Lebenszustand, der geistige, seelische und körperliche Tiefstand des Menschen als unübersteigbares Hindernis liegt. Die Ordnung des persönlichen Bezirks ist eine der Hauptforderungen Müllers, und er beginnt sie in der nächsten Nähe des Menschen, im täglichen Leben und seinem Umkreis. Die Ordnung des Tageslaufes ist darum ein Thema des Buches, der Sinn des Rhythmus zwischen Tag und Nacht, zwischen Sommer und Winter, zwischen Arbeit und Ruhe, Kampf und Entspannung, Zerstreuung und Selbstbesinnung. Klar und klug beschreibt Müller, wie sich heute so leicht an Stelle des schöpferischen Menschen der Mensch der Initiative, des materiellen Zieles, der Unternehmer, gestellt hat. Wie an Stelle der Erholung, die den Menschen sammelt, der Betrieb

steht, der ihn in alle Winde zerstreut, an Stelle der aus den Wurzeln des Lebens genährten Arbeit die Arbeit als Flucht vor dem Leben, als Vorwand, als Drückebergerei, als Barrikade gegen die Lebensangst, ob echt platonisch ist die Beweisführung des Buches, daß viel von der Unruhe und Lebensangst, die das Leben des Menschen heute beschattet, aus einem schlechten Körperzustand kommt, aus einem schlechten Umgang des Menschen mit seinen Körperkräften. Nicht eine Lebensreform im Sinne gestriger Lebensreformer wird daraufhin gefordert, sondern die Rücksicht auf die natürlichen Bedürfnisse des Körpers in Nahrung, Kleidung und Arbeit. Licht und Sonne, vernünftiges, knappes Essen, Fasten und Arbeit, Tanz und richtiger Schlaf, das sind die Dinge, die in dem schönen Buch wieder an die richtige Stelle gestellt werden, mitten in das Leben des Menschen nämlich: Nicht als Dinge des Körpers, sondern als Probleme des Lebens werden sie behandelt. „Unbegreiflich", sagte Müller, „daß die Seelsorge nicht ohne weiteres zur Leibessorge führte und die sittliche Erziehung sich nicht auf die körperliche Zucht erstreckte." Aus diesem Satz, der die Erkenntnis der trinitären Natur des Menschen umschließt, wird vielleicht am besten Weite und Wichtigkeit des Buches sichtbar. (Das noch wesentlich gewinnen würde, wenn es aus dem Redestil, aus dem es entstanden ist, überseßt würde in den Schreibstil. Was für die Rede an Wiederholungen und Unterstreichungen notwendig ist, ist für die Schreibe oft zu weitschweifig und deshalb störend.)

Zum Schluß noch eine Selbstanzeige: **Walther von Hollander, „Der Mensch über vierzig"** (Deutscher Verlag, Berlin) ist gleichfalls aus der Lebenspraxis erwachsen, aus Erfahrung und Ratschlag. Es beschäftigt sich mit der Frage, ob der Mensch wirklich so traurig und fruchtlos, so langsam absinkend sein Leben zu Ende führen muß, wie er es bisher getan hat. Der Verfasser glaubt, in seinem Buch bewiesen zu haben, daß zwar um die vierzig herum eine gefährliche Zone des Lebens, eine entscheidende und kritische Zone zu durchwandern ist, in der es sich entscheidet, ob es nun aufwärts oder abwärts gehen wird, daß es aber nur dann abwärts geht, wenn man den Kampf mit dem Leben nicht weiterführt.

Die zweite Hälfte des Lebens, das ist der Sinn dieses Lebensbuches, ist wohl anders als die erste Hälfte, hat andere Sterne und andere Gesetze, andere Ideale und andere Aufgaben. Aber die Aufgaben sind nicht kleiner, nicht unwichtiger, nicht unfruchtbarer, sondern nur anders. Das Leben ist nicht weniger schön, sondern nur anders. Man muß einiges aufgeben. Man muß seine Haltung, seine Appetite, seine Bewegungen, seine Arbeiten, seine Erholungen ändern. Dann bekommt man für alles, was man aufgibt, etwas geschenkt. Diese Tatsache scheint dem Verfasser heute besonders wichtig zu sein, weil das Leben des Menschen heute länger dauert als das Leben seiner Vorfahren, weil der Mensch zwanzig Jahre dazu geschenkt bekommen hat, weil also immer mehr Menschen die zweite Hälfte des Lebens ganz und gar erleben.

Ein entsetzlicher Gedanke, daß mit diesem Geschenk der Welt nichts anderes geschenkt worden wäre als eine Überzahl verwelkender und langsam absterbender Menschen.

Der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, theoretische Feststellungen zu machen und freundliche Ermahnungen an seine Mitvierziger zu richten, sondern er hat versucht, gleichzeitig eine Praxis der Lebenskrisen aufzuschreiben, wie man sich in ihnen verhalten soll, wie man sie vielleicht unterlaufen kann und wie man die reifen Jahre in ihrer ganzen Schönheit erleben kann, wie man sie für sich und für die Welt fruchtbar macht. Der Verfasser hat die Freude gehabt, daß das Echo seines Buches groß und vielfältig ist. Er glaubt, daraus schließen zu dürfen, daß die Sehnsucht nach einem vollkommeneren, ständig sich entwickelnden, fruchtbaren Leben groß ist und daß aus dieser Sehnsucht eine Umformung des ganzen Lebens angehoben hat und immer mehr Menschen erfassen wird.

Zum Verwechseln ähnlich ...

Zwillingswörter in der deutschen Sprache

Es gibt in der deutschen Sprache eine Anzahl ähnlich klingender, aber nicht sinngleicher Wörter, von denen, zum Schaden der Genauigkeit der Formulierung, nicht selten das eine für das andere gebraucht wird.

Eine besonders gröbliche Verwechslung, der man dennoch häufig begegnet, ist die von „anscheinend" und „scheinbar".

„Scheinbar": das heißt: nicht in Wahrheit, sondern nur zum Schein; in der Absicht zu täuschen. „Anscheinend": das heißt: wie es den Anschein hat; wie es scheinen möchte; wie zu vermuten steht. „Karl geht scheinbar auf diesen Vorschlag ein": dann will er also tatsächlich gar nichts von ihm wissen und spiegelt sein Einverständnis mit ihm nur vor. Geht er aber nicht „scheinbar", sondern „anscheinend" auf ihn ein, so will das sagen, daß er es vermutlich tun wird, daß damit zu rechnen zu sein scheint.

Sehr viel feiner ist der Unterschied zwischen „gewohnt" und „gewöhnt". „Ich bin etwas gewöhnt": das ist ein abgeschlossener Prozeß, ein fertiges Produkt. Die Sache ist zur zweiten Natur geworden. Indessen: „Ich habe mich an etwas gewöhnt": da ist der Blick auf den Vorgang, auf das allmähliche Werden, auf das Hineinwachsen gerichtet. „Jung gewohnt, alt getan." Aber: „Er wurde in der Jugend an harte Arbeit gewöhnt." Stärker als bei den Verben, treten die Unterschiede bei den Hauptwörtern „Gewöhnung" und „Gewohnheit" in Erscheinung. „Durch frühzeitige Gewöhnung an Pünktlichkeit wurde ihm die Ordnung zur Gewohnheit."

Zwei andere befreundete und doch nicht identische Wörter sind „auffallend" und „auffällig". Es ist etwas anderes, ob jemand eine „auffallende Hose", oder ob er eine „auffällige Hose" trägt. „Auffallend" kann sie, im Sommer, durch ihr grelles Weiß sein, was noch keinen Mangel bedeutet. Eine „auffällige Hose" aber — das hat den Beigeschmack des Komischen, den Blick der Spötter auf sich Lenkenden. „Auffallend" — da sticht etwas durch eine besondere Eigenschaft hervor, „auffällig" hingegen ist . . . auffallend am unrechten Platz.

Nicht miteinander austauschbar sind ferner „zu zweit" und „zu zweien". „Sie besprachen sich zu zweit." Das will besagen, es waren nur die beiden anwesend. Indessen: „Sie besprachen sich zu zweien": da kann eine beliebig große Anzahl von Menschen anwesend gewesen sein, die Zweier-Gruppen bildeten. Selbstverständlich gilt diese Unterscheidung auch für alle anderen Zahlen. „Die Soldaten marschierten zu acht", dann waren es eben nur acht an der Zahl, marschierten sie aber „zu achten", dann kann es ein ganzes Regiment gewesen sein, das in Achter-Reihen vorbeizog.

Trunk — Trank: Wie steht es hier? Der „Trank" ist das tatsächlich in den Magen Gelangende, die Flüssigkeit, die den Behälter verläßt. „Trunk" ist das Umfassendere: Der Trank mitsamt dem Behälter. „Der Kellner reichte ihm den Morgentrunk, und der Trank mundete ihm vortrefflich."

Ein Wörterpaar schließlich, dessen Unterscheidung besonders große Schwierigkeiten macht, ist „nötig" und „notwendig". In nicht wenigen Fällen wird der Sinn des Satzes kaum verändert, wenn das eine Wort die Stelle des anderen vertritt. Der Mann, der notwendig Geld braucht — und der Mann, der es nötig braucht: welcher von beiden wäre besser daran? Aber dennoch ist es ein anderes, ob jemandem zur Eröffnung eines Geschäftes „das nötige Geld" oder „das notwendige Geld" fehlt. Im ersten Falle liegt der Nachdruck auf dem Gelde schlechthin. Viele andere Bedingungen sind erfüllt, jedoch der wunde Punkt ist die Finanzfrage. Im zweiten Falle fehlt es nicht am Gelde überhaupt, sondern nur an der ausreichenden Summe. „Das nötige Geld" ist die nun einmal unumgängliche finanzielle Seite der Sache, „das notwendige Geld" jedoch ist der erforderliche Betrag.

Keine Zeit, die nicht ihre Modewörter aufzuweisen hätte. Franz Liszt spottet einmal in einer seiner Schriften über „Selbstschau", „ragende Marksteine" und „turmhohe Betrachtungen", Phrasen, die zu seiner Zeit geläufig waren. Kurz vor dem Kriege gaben „fabelhaft" und „pyramidal" Stoff zu einem Couplet ab. Wustmann wetterte später gegen „vorab" und „tunlich". Noch nicht allzu lange ist es her, daß „Mentalität" und „irgendwie" in der deutschen Sprache Unheil anrichteten.

Gegenwärtig begegnet man auffallend häufig dem Wort „Auswirkung". „Die Rede des Ministers zeigte große Auswirkungen auf die Zuhörer." „Die schärferen Bestimmungen der Verkehrsordnung wirktene sich schon am heutigen Tage sichtlich aus." „Auswirkung" scheint „wirkungsvoller" als „Wirkung" zu klingen. Aber dennoch ist es nützlich, sich zu vergegenwärtigen, daß nicht jede Wirkung durch eine Auswirkung ersetzt werden kann. Die Wirkung schließt sich an die Ursache an und ist ihr unmittelbares Ergebnis. Auswirkung braucht Zeit. Wenn die Zuhörer Beifall spenden, so hat die Rede gewirkt. Wenn die Zuhörer sich mit dem Beifall nicht begnügen, sondern die Gedankengänge weitertragen, so wirkt sie sich aus. Ebenso kann nicht schon der nächste Tag die Auswirkung der neuen Verkehrsbestimmungen zeigen, sondern man wird sich damit gedulden müssen, bis die nächste Unfallstatistik herauskommt. Nicht selten auch steht „Auswirkung" für „Erfolg". „Daß die kleine Betrachtung über das Modewort „Auswirkung" eine Auswirkung zeitigen wird, ist höchst zweifelhaft." Aber gemeint ist gar nicht die Auswirkung, die das letzte Glied einer Kette darstellt, sondern gemeint ist der Erfolg.

Hans Bauer



Aus klassischer Zeit: Wohnzimmer in Schloß Tiefurt bei Weimar Aufn. Mielert

Pilsudskis Erinnerungen

Die vierbändige Sammlung wertvollster Erinnerungen und Dokumente aus dem Leben und Wirken Josef Pilsudskis ist ein würdiges Denkmal des großen Marschalls, der als Begründer und Vater Polens in die Weltgeschichte eingegangen ist. Die Geleitworte, die Ministerpräsident Göring, Generalfeldmarschall von Blomberg und Generalmajor von Rabenau den einzelnen Bänden mitgegeben haben, beweisen, welche Bedeutung unsere höchsten Reichsstellen dieser Veröffentlichung beilegen. Die deutsche Gesamtausgabe, deren Auswahl Major Dr. Waclaw Lipinski und Generalkonsul J. P. Kaczkowski getroffen und bearbeitet haben, wurde von Pilsudski persönlich autorisiert (Josef Pilsudski, Erinnerungen und Dokumente. 4 Bde., Essener Verlagsanstalt, Essen-Berlin-Leipzig. Jeder Bd. RM. 8,50).

Wie in der vorzüglichen biographischen Einleitung von Major Lipinski dargelegt wird, ahnte Pilsudski schon seit dem russisch-japanischen Krieg, daß Rußland, dieser Koloß auf tönernen Füßen, einen europäischen Großkrieg nicht lange aushalten werde. Auf diese kühne und erstaunlich hellseherische Rechnung gründete er in einsamer Größe seinen Plan zur Wiederaufrichtung Polens. Wenn Rußland zerbrach, mußte ein fester Kern vorhanden sein, um den sich die Nationalgesinnten scharen konnten. So schuf er von 1910 an unter Billigung der österreichischen Behörden in Galizien die polnischen Schützenverbände, die Kaderkompanien, die sich dann im Weltkrieg zu den polnischen Legionen auswuchsen und als vorzügliche Truppen bewährten.

Die Ereignisse des Sommers 1917, die sich an die Verweigerung des Fahneneids zugunsten Deutschlands knüpften, dürfen als bekannt angenommen werden. Die ritterliche Haft auf der Zitadelle von Magdeburg gab Pilsudski Zeit zur Rückschau auf sein Wirken als Brigadeführer zu Anfang des Krieges. Seine Gedanken wanderten zu seinen „lieben Jungen“ zurück, mit denen er die Schlachten bei Nowy Korczyn, Ulina Mala und Limanowa geschlagen hatte. Mancher der jetzt führenden Männer in Polen hat schon damals unter ihm gefochten.

Im zweiten Band schildert Pilsudski die Ereignisse des Jahres 1920, in dem der junge Staat unter seiner Führung den Entscheidungskampf gegen Sowjet-Rußland zu bestehen hatte. Daß es Pilsudski mit seinem kleinen, schlecht ausgerüsteten Heere gelang, den weit überlegenen Gegner hinter die Grenzen Polens zu treiben, beweist das Können dieses militärischen Autodidakten. Eine Besonderheit dieses Bewegungskrieges verhältnismäßig kleiner Streitkräfte auf sehr großem Raum ist der unaufhaltbare Rückzug der polnischen Streitkräfte auf die Weichselstellung um Warschau und unmittelbar anschließend die Zertrümmerung des russischen Heeres durch Pilsudskis genialen Flankenstoß.

Das letzte Viertel des zweiten Bandes bilden die Vorträge, die der damalige bolschewistische Oberste Heerführer Tuchatschewsky 1923 in der Militäraka-

demie in Moskau über diesen Krieg des Jahres 1920 hielt. Aufschlußreich sind vor allem die Stärketabellen der beiderseitigen Streitkräfte, aus denen hervorgeht, daß das große Wort „Armee" für Divisionsstärken und die Bezeichnung Division für Bataillone oder Regimenter gebraucht wurde. Den eigentlichen Grund für den plötzlichen Zusammenbruch seines Heeres nach siegreichem Vormarsch gibt Tuchatschewsky nicht an.

Den Inhalt des dritten Bandes bilden militärische Vorlesungen Pilsudskis, die er vor dem Weltkrieg für die Offiziere des Krakauer Schützenbundes und in den Jahren 1923 bis 1926 auf Legionärs-Kongressen und anderen großen militärischen Veranstaltungen hielt. Jeder, der in der Kriegsgeschichte nach Wahrheit sucht, wird an diesen klaren, unfrisierten Darlegungen seine helle Freude haben. Ob er über einen Kampfabschnitt aus dem Burenkrieg, über die Ursachen der türkischen Niederlagen im Balkanfeldzug, über den polnischen Aufstand des Jahres 1863, über Wehrmacht und Volksgemeinschaft, über Führerschaft im Kriege und die besonderen Pflichten und Arbeitsbedingungen des Feldherrn spricht, immer ist er gleich packend und überzeugend. Er hat die hohe Gabe, den verworrenen Vorgängen der Geschichte ins Herz zu sehen und sie so darzustellen, daß jeder zu folgen vermag.

Eine besondere Stellung nimmt die Vorlesung ein, die Pilsudski noch während seiner selbstgewählten Außerdienststellung am 21. März 1926 im überfüllten Warschauer Kolosseum-Saal vor 3000 Zuhörern hielt. Das Thema lautete: „Der oberste Feldherr in Theorie und Praxis", und der hauptsächlichste Inhalt war die Warnung: „Spielt nicht mit mir und dem Wohle Polens." Zwei Monate später stieg er vor seinem Landhaus Sulejowek zu Pferd und ritt mit seinen treuen Ulanen gegen Warschau, wo man seine Warnung nicht beherzigt hatte. Er stürzte die Regierung und nahm die Zügel wieder in die Hand.

Der letzte Band enthält seine Reden und Armeebefehle; er umspannt die Zeit vom Weltkriegsbeginn bis zum Jahre 1930 und gibt so einen Überblick über die Höhepunkte seiner öffentlichen Tätigkeit. Für amtliche Äußerungen, die sich an eine immer breiter werdende Öffentlichkeit und bald schon an das ganze polnische Heer und Volk wenden, sind diese Reden und Befehle ungewöhnlich persönlich gehalten. Der große Soldatenfreund und Menschenkenner will das Verdienst mit herzerquickendem Lob belohnen, er will die Säumigen aufrütteln und die Schlechten einschüchtern. Bei aller Schärfe und Bestimmtheit läßt er gerne auch den Humor zu seinem Recht kommen. In einer Ansprache an die ehemaligen Legionäre bei ihrer Einverleibung in die polnische Armee zitiert er den Ausspruch eines Hauptmanns Olszyna von der 1. Brigade: „Beim Militär muß ein bissel Ordnung herrschen!" Auf gute Laune und Heiterkeit gestellt ist auch die Tischrede am Tage der Verleihung des Diploms des Doctor juris honoris causa durch die Universität Krakau. Daß er, der schwerbelastete „Kriminelle", des zaristischen Regimes, nicht viel Grund zum Vertrauen zu den Juristen hatte, die ihn nun dieser akademischen Ehre für würdig hielten — das bot ihm Anlaß zu einer Fülle scherzhafter Bemerkungen und Seitenhiebe. Daß man aber noch nach allen seinen Mühen und Erfolgen seinen Namen durch den Schmutz der Verleumdung gezogen hatte, konnte er weder begreifen noch verzeihen. Hans Härlin

Die Verlorenen

Der Russe Iwan Solonewitsch nennt seine beiden Bücher „Die Verlorenen" (in der Übersetzung von J. P. Slobodjanik, Essener Verlagsanstalt, Essen-Berlin-Leipzig. 2 Bde. 415 und 416 S., je RM 5.80) eine „Chronik namenlosen Leidens". Diese erschütternden Dokumente unterscheiden sich von den vielen Büchern gleichen Themas durch die Art der Darstellung und durch die Person des Verfassers selbst. Solonewitsch gehört nicht der Klasse der ehemaligen russischen Aristokratie oder Bourgeoisie an, er ist Bauer von Geburt, Sohn eines armen weißrussischen Schweinehirten, der selber später Lehrer wurde und aus der Abgeschiedenheit dörflichen Lebens Artikel für Petersburger und Moskauer Zeitungen schrieb. Von diesem Vater erbt der Sohn die Liebe zum journalistischen Beruf, er widmet sich dem Studium der Rechte und mit Erfolg der zeitungswissenschaftlichen Arbeit, wird Mitarbeiter verschiedener Blätter des zaristischen Rußlands. Im Auftrag der Bolschewisten kommt er später als Berichterstatter durch das ganze Reich. Er lernt das unfaßbar weite Land kennen, den russischen Menschen, den Arbeiter und Bauern ganz von innen her; denn er ist ja selber einer von ihnen, und so erzählt er weniger die Nöte und Qualen der oberen Gesellschaftsschicht, sondern das namenlose, unverdiente, tierische Leid der Entrechteten und Enterbten, des ewigen Leibeigenen, des Bauern, der die Kosten der furchtbaren Staatsumwälzung mit seinem eigenen Leben bezahlen muß.

Der Konterrevolution beschuldigt, wird der Verfasser mit Bruder und Sohn in eines der vielen bolschewistischen Zwangsarbeitslager gebracht, in denen Millionen Russen durch nutzlose Arbeit, Hunger, Kälte, Entbehrungen und Qualen zugrundegehen. In der Hölle der Zerstörung sind diese Lager das letzte Inferno. Hier geht das beste Volksgut des Landes, die Bauernschaft, unter, während in den Dörfern die Felder brach liegen, Wiesen veröden, die Kinder auf der Landstraße heimatlos verkommen. Nur selten gelingt es diesem oder jenem, wie auch Solonewitsch selbst, sich über die Grenze zu flüchten.

Die persönlichen Schicksale des Verfassers, dessen Gattin später einem furchtbaren bolschewistischen Anschlag in Sofia zum Opfer fiel, treten ganz hinter der allgemeinen Anklage zurück. Diese Anklage, sachlich zurückhaltend unter Verzicht auf jede billige Sensation, ist ungeheuerlich. Sie gehört mit zu den stärksten Offenbarungen der Wahrheit über das sowjetrussische Paradies. Käthe Lambert

Die Eroberung Sibiriens

Die Eroberung Sibiriens ist nur die Folge der fortschreitenden Eroberung Rußlands gewesen. „Sie waren Sammler, diese moskowitischen Nachkommen der Wikinger mit slawischem Blut". Sammelleidenschaft pflegt zur Vollkommenheit zu streben . . . Indem die Moskauer Zaren ihr kleines Reich durch immer neue Eroberungen russischer Fürstentümer nach allen Seiten vergrößerten, sicherten sie sich nach Einnahme der Hansestadt Nowgorod den Weg zum Weißen Meer und zum Ural, überschritten ihn, drangen in Sibirien ein, mit unwiderstehlicher Kraft in das weite, fruchtbare, sagenhafte Land nach Osten, immer nach Osten; sie erreichten den Stillen Ozean, überquerten ihn, eroberten Alaska, streckten die begierigen Hände nach Kalifornien aus — und jetzt erst erlahmte der Schwung, fand sich die Grenze der Kraft. Die Kalifornischen Pläne mußten aufgegeben, Alaska an die Vereinigten Staaten verkauft werden — aber Sibirien blieb russisch, wurde zäh gehalten, mit allen Mitteln besiedelt, durchforscht, ausgebeutet, gesichert. Es war ein blutiger und schmerzensreicher Weg, mit Heldenblut gedüngt, mit Schlauheit und List gebaut: die Geschichte Sibiriens ist ein Beitrag zur Geschichte der Kraft menschlicher Leidenschaften und Begierden, menschlichen Willens, Jammers und Glanzes!

Moskau stützte sich nicht nur auf seine Soldaten; der Weg wurde sicherer bereitet durch die Kirche und den Handel. Da waren die Stroganoffs, eine mächtige Kaufmannsfamilie, die es von Anbeginn ihrer Laufbahn verstanden hatten, sich den Zaren freundlich zu zeigen, sie sich willfährig zu machen. Und da ihre Interessen die Interessen Moskaus waren und die Vorteile Moskaus diejenigen jener Handelsherren, so ergab sich eine wirkungsvolle Zusammenarbeit, die Macht und Ausdehnung für Rußland, Reichtum für die Kaufleute mit sich führte.

Die Stroganoffs überschritten als erste Pelzjäger den Ural, um im jenseitigen tatarischen Reich Jugors Pelze zu erwerben, daneben aber heimlich das Land zu durchforschen, was sie mit Hingabe taten. Jenseits des Ob, so erfuhren sie, liege ein riesiges Reich, das bis zum Jenissei sich dehne: Mangaseja, vom Volk der Samojeden bewohnt. Bevor man es erobern könnte, müßte jedoch das wertvolle Permer Land, durch welches der Weg führte, besiedelt werden, damit die späteren Truppen nicht Mangel an Zufuhr leiden müßten — so berichteten die Stroganoffs dem Kaiser. Welch verständnisinnige Zusammenarbeit! Die Kaufleute sicherten sich das weite, an guter Erde, Erzen und Salz reiche Permer Land, das ihnen der Zar für 20 Jahre zollfrei, steuerfrei, pachtfrei zur Nutzung und Besiedlung überließ: er aber dehnte sein Reich auf diese Weise bis an den Fuß des Ural aus und schuf ein gesichertes Sprungbrett für die Eroberung jenes fernen, märchenhaften Landes der großen Ströme und blauenden Wälder . . . Anika Stroganoff war ein großer Handelsherr und ein weiser Stratege. Das „Programm", welches er seinen Söhnen hinterließ, umfaßte 300 Jahre. Er starb im Jahre 1570.

Die Söhne griffen weiter aus. Unruhen, die jenseits des Urals unter den Völkern ausbrachen und die weit vorgeschobenen Permer Siedler gefährdeten, kamen ihnen sehr gelegen. Zwar, die hereinbrechenden brennenden und mordenden Scharen des sibirischen „Zaren" Kutschum — Wogulen, Ostjaken, Tscheremissen, Tataren, bunt gemischt — schlugen sie zurück: weiter vorzudringen wagten sie jedoch nicht ohne ausdrückliche Genehmigung Moskaus. Zar Iwan der Schreckliche durchschaute den Bericht der Brüder und übergab ihnen zur freien Nutzung für 20 Jahre jenes ihm noch gar nicht gehörende riesige Land bis zum Jenissei im Norden und Nordosten und um den Tobol herum im Süden. Er beschloß damit die Eroberung Sibiriens.

Damals tauchten die Engländer auf, die mit ihrer Expedition nach Rußland — als Brücke zu dem begehrten Lande Cathay (China) — ihre ersten großen kolonialen Versuche unternahmen; sie waren Händler, und Rußland erkannte sehr schnell die Möglichkeiten, die sich hier boten, um die „riesigen Neuerwerbungen nun endlich richtig nutzen zu können. Zu den Engländern gesellten sich die Holländer, wenn auch nicht als ihre Freunde; ihre heftig entbrennende gegenseitige Konkurrenz erhöhte die Vorteile der Moskowiter. China tauchte im Blickfeld auf — ein neuer Antrieb zum Vordringen nach Osten! Bevor dies aber gelingen konnte, mußte Kutschum vernichtet werden: ein Heldenname taucht nun auf — Jermak, der Kosak, der mit seinen Männern siegreich bis tief nach Mangaseja eindrang und das Reich, das den Weg nach Osten halsstarrig versperrte, mit einigen Schlägen schwer erschütterte. Scharen von Kaufleuten, Abenteurern und Siedlern strömten in das Land, das einige Jahre später nach dem Tode Kutschums ganz an Rußland fiel.

Die Kosaken hielten die Führung der Dinge in der Hand, die ungebundene Freiheit dieser endlosen Fremde, der fassungslose Reichtum an Fischen, Pelzen, Wäldern trieb sie immer weiter in die Tiefe, unaufhaltsam dem Osten entgegen und dem Stillen Ozean, den der Kosak Deschnew achtzig Jahre vor Bering, durch die Beringstraße fahrend, von Norden erreichte. Das war 1648 — ein Jahr später wurde durch eine andere Expedition über Land das Ochotsk'sche Meer erfaßt und die Stadt Ochotsk gegründet. Ganz Sibirien war in den Besitz Rußlands geglitten.

Die Geschichte der Ausbreitung Europas über die Welt ist die Geschichte des Handels und der Macht der Begierden — aber auch des Erkenntnisdranges. Man wird diesem einzigartig großen Geschehen

nicht gerecht, wenn man es nur auf dem Hintergrunde der Gewürze, der Pelze und des Goldes sieht. Wohl vermochte man dem Glanze, den jene wertvollen Erzeugnisse der Fremde versprachen, nicht zu widerstehen und opferte ihnen zuliebe Gesundheit und Leben — aber über alledem leuchtet doch ein Größeres, ohne welches jene Taten niemals möglich gewesen wären —: der Geist, die geistige Dynamik Europas. Die Geschichte der europäischen Ausbreitung ist die Wesensgeschichte des europäischen Geistes, der nach außen dringen mußte, weil sein innerer Raum zu eng geworden war.

Den Händlern Stroganoff und den Kriegern Jermak, Deschnew und anderen folgten die Siedler, die Forscher, die Historiker; es folgten die Beamten, und es strömten die — Sträflinge ins Land. Die düstere Schicksalsgeschichte Sibiriens beginnt, die gleichzeitig aber — nicht anders wie in Nordamerika oder Australien auch — die Geschichte der inneren Besitznahme ist. Wurden früher die politischen Verbrecher außer Landes getrieben oder hingerichtet, so verbannte man sie jetzt nach Sibirien. Die geringsten Vergehen genügten, um diesem Schicksal zu verfallen. Kinder und Greise, Frauen und Männer, Herren und Knechte. Wieviel Tränen haben dieses Land getränkt!

Sibirien war reich. Während es in zunehmendem Maße erschlossen wurde, vermehrte sich sein Reichtum. Man fand Gold, Kohle, Kupfer, Eisen, unerschöpflich fruchtbaren Boden, ein Klima, das die Menschen stählte. Ein frischer, freierer Luftzug strömte nach Rußland hinein, hoffnungsvoll und verjüngend. Nachdem Murawjew endlich die Grenze bis zum Amur vorgetrieben und mit der Küstenprovinz (Wladiwostok) den lange umkämpften Strom sogar überschritten hatte, war die Zeit der Eroberung abgeschlossen. Sibirien trat in den Bereich der Weltgeschichte und stellte Rußland als neue Macht in den Kreis jener Länder, welche bestimmt schienen, den Stillen Ozean, „das Mittelländische Meer der Zukunft" zu gestalten.

Damit endet „Die Eroberung Sibiriens", wie sie uns Juri Semjonow in seinem fast 400 Seiten starken Buch erzählt. (Deutscher Verlag, Berlin. Mit 40 Bildtafeln und 8 Karten. RM 8,50) Mit Ironie und Humor gesättigt, mit Anekdoten durchsetzt, ist es eine freie, großzügige, fast romanhafte Darstellung von klarer Sicht und weitem Ausblick. Man liest das Buch nie ermüdet mit Spannung und jener starken befreienden Anteilnahme, die jeder große Gegenstand bei uns hervorruft.

Kühles Grasland Mongolei

Im Norden Chinas, vom Hoangho bis fast zum Baikalsee, vom Altai bis zum Chingan-Gebirge erstreckt sich das riesige, von Wüsten, Steppen und Gebirgen durchsetzte Hochland der Inneren und Äußeren Mongolei. Ihre Bewohner sind freischweifende Nomaden, Besitzer großer Viehherden, kühne Reiter, deren einstiger kriegerischer Sinn durch die tibetanische Form des Buddhismus gedämpft wurde, wenn auch wohl nicht gebrochen. Ihre Sitten sind einfach, groß und schlicht wie die Landschaftslinien ihrer Heimat; Großmut, Treue, Biederkeit und Freiheitsliebe sind ihre edelsten Eigenschaften. So lebten sie schon vor den Tagen ihres größten Mannes: Dschingis Khans, des Unvergessenen, so lebten sie seit dem Zusammenbruch seines Weltreiches — bis in die Gegenwart, da plötzlich ein Neues über sie hereinzufluten beginnt, um an den Grundmauern ihres Wesens ehrfurchtslos zu rütteln: die freie Äußere Mongolei wurde Einfluß-Sphäre Rußlands, die Innere Mongolei, zum chinesischen Reichsgebiet gehörig, geriet weithin unter japanischen Einfluß. Von Krankheiten geschwächt, durch Priesterherrschaft und Glaubensformen des Lamaismus gebannt, durch die schreckliche Kältekatastrophe des Winters 1935/36 wirtschaftlich fast vernichtet, an der Lebensart des Nomadentums beharrlich festhaltend und deshalb gegenüber den technischen Mitteln der Gegenwart wehrlos — mußten sie stumm mitansehen, wie ihr Land zerschnitten wurde, ein Spielball der Willkür fremder Völker . . .

In diesen krisenreichen, entscheidungsschweren Zeiten besuchte Walter Boßhard das Land; er kam von Peking und unternahm drei Reisen, die ihn tief ins Innere führten, bis er schließlich einen ganzen Sommer wie ein Nomade in der Gastjurte seines Mongolenfreundes Arasch verbrachte. Er lernte die Menschen und ihre Heimat lieben, indem er sich tief mit ihnen verband — diese endlosen, sanft gewellten Grasebenen, deren Fernen schon längst das Auto überwindet, in deren Jurten der Rundfunk-Apparat die Unruhe und Fremdheit der großen Städte zaubert, durch deren Himmel das Flugzeug surrend seine Bahn zieht, in deren Gras aber noch immer wie von jeher die riesigen Herden der Nomaden weiden . . . Er besuchte den „Herzog der Mongolei", F. A. Larson, in seinem schönen einfachen Tempelschloß Dschagan Kurian Suma, der seinen Wahlbrüdern die Treue hält und dafür langsam von den neuen Herren verdrängt wird; er begegnete den Mongolei-Schweden, diesen echten Nachkommen der Wikinger, die als Missionare und Forscher ins Land kommend, dort heimisch geworden sind und die Liebe und das Vertrauen, welches die Mongolen ihnen entgegenbrachten, wunderbar vergalten durch jene großmütigen Spenden an Vieh und Geld, die ihr Land den schwer geprüften Nomaden geschenkt hatte.

Aber Boßhard spürte auch, wie langsam, gespenstisch, der mächtige, ruhige Atem dieses letzten grenzenlos freischweifenden Hirten- und Jägervolkes eingeengt und beschnitten wird, spürte die fiebrigen Spannungen, die unsichtbar und unfaßlich über das Land hinzucken, um es einzufangen in das Netz erdumspannender Weltpolitik, in ein neues Leben zu zwingen — auf Gedeih oder Verderb . . .

„Ich machte drei Vorschläge", sagte der japanische General Matsumuro in einem Gespräch zu Walter Boßhard, „Gründung von Schulen, Förderung einheimischer Industrien und Arbeitsbeschaffung für das Volk. Durch die Verbesserung der bis-

herigen Viehzucht-Methoden, durch die Vertauschung des Nomadentums mit einem seßhaften Bauerntum, werden auch ihre Lebensbedingungen günstiger. Der Feld- und Ackerbau ist in der Mongolei noch unbekannt. Wir werden den Mongolen zeigen, was aus dem Lande herausgewirtschaftet werden kann." Wird das Volk diesen vollkommenen Wandel seines Wesens überstehen? — Walter Boßhards Buch „Kühles Grasland Mongolei" (Deutscher Verlag, Berlin 1938. Mit 71 Bildern. RM 6.80) ist die Heldenballade eines untergehenden Volkes, ein schönes, ein wenig schwermütiges und sehr begeistertes Buch von einem edlen Volk und von einer großartigen Landschaft.

O. E. H. Becker

China in doppelter Beleuchtung

Zwei neue Bücher über China bemühen sich, von zwei völlig verschiedenen Seiten her das Gestaltbild dieses Riesenreiches und seiner vierhundert Millionen Menschen dem deutschen Leser zu vermitteln. Das eine Buch von Juliet Bredon und Igor Mitrophanow, „Das Mondjahr" (Paul Zsolnay Verlag, Wien-Berlin. 527 S., RM 10.—) hat es sich zur Aufgabe gemacht, „Chinesische Sitten, Bräuche und Feste" im chinesischen Jahreslauf darzustellen. Das mit 25 Abbildungen von chinesischen Kulturdenkmälern ausgestattete Werk ist in der Tat eine Arbeit von nicht geringer Bedeutung, denn sie gibt einen umfassenden Einblick in das in viertausendjähriger Entwicklung aufgebaute und großenteils kultisch abgestimmte Brauchtum der Chinesen. Wohl ist seit dem Sturz der Mandschus und in der Republik sowie durch den Einfluß Europas und Amerikas manche altchinesische Sitte verschwunden oder doch bedeutungsschwach geworden; aber der Gesamtrhythmus des chinesischen Lebens wird noch immer vom gleichen Geist beherrscht, der schon seit Jahrtausenden an der chinesischen Form gebaut hat.

Da die Chinesen, zum Unterschied vom Sonnenjahr des für das Abendland gültigen Gregorianischen Kalenders, nach Mondjahren rechnen, machen die Verfasser zunächst einmal den Aufbau und die Ausgleichsbedingungen dieser Zeitrechnung deutlich, um anschließend den Ablauf der einzelnen Monate des Jahres mit seinen wichtigsten Daten und Festen zu veranschaulichen. Taoismus, Buddhismus und Konfuzianismus als die geistigen Grundlagen der chinesischen Lebens- und Gottesschau enthüllten so ihre symbolerfüllte Wirklichkeit. Da der Chinese keine eigentlich transzendente Religion besitzt, sondern die Ganzheit des Lebens verehrt und bejaht, ist seine Schau des Lebens reich an innerem Geheimnis. „Das Mondjahr" vermittelt nun die Fülle der Gesichte, wie sie ein solcherart von Göttern und Geistern durchwaltetes Leben entwickelt und gesammelt hat. Hierbei decken die Verfasser immer wieder den mythischen wie den geschichtlichen Ursprung der einzelnen Bräuche und Feste auf, so daß der Leser, der sich die Muße nimmt, dieses Buch sorgfältig durchzuarbeiten, eine geschlossene Übersicht über den durch die Jahrhunderte hindurch zu fast übermächtiger Dichtigkeit angewachsenen Reichtum der chinesischen Kulturzusammenhänge und -hintergründe gewinnen kann.

Völlig anders, weil von einem Kaufmann geschrieben, ist das Buch von Carl Crow, „Vierhundert Millionen Kunden" (312 S. RM 6.—). Dieser Titel klingt sehr realistisch, ja materiell; doch wäre es verfehlt, anzunehmen, daß er etwa nur einem trockenen Bericht über die geschäftlichen Möglichkeiten in China zur Fassade diente. Crows Buch vereinigt vielmehr in seiner Schau eine nüchterne Geschäftlichkeit mit einem bewundernswerten menschlichen Tiefblick, der das Wesen des Chinesen mit Geist und Herzensklugheit zu erfassen weiß. Crow war mehr als 25 Jahre als Reklamefachmann in China tätig, um dessen Markt für europäische und amerikanische Waren erschließen zu helfen. Es gehörte infolgedessen zu seinen Pflichten, sich mit der Lebens- und Geistesart des Volkes vertraut zu machen, um nicht nur den richtigen Weg für den Verkauf einmal schon gegebener Waren, sondern auch die Bedürfnisse einer höchst konservativen Kundschaft zu erkennen. Takt und Humor sowie ein offener Blick für seine Umwelt haben ihm hierbei zum Erfolg verholfen. Er lernte den Chinesen schätzen und verstehen, ja, er selber hat sich allmählich „chinisiert", d. h. aus einem bloßen Geschäftsmann in einen Philosophen des Geschäfts verwandelt. Sein überaus lebendig, anschaulich und humorvoll geschriebenes Buch erzählt nun in zwanzig Kapiteln von seinen Erfahrungen und bringt auf diese Weise ein vorzügliches Bild vom chinesischen Alltag in Beruf und Familie, von der Bedeutung des „Gesichtes" und vom Verwandtschaftskult, vom Gildenwesen wie vom Verhältnis zwischen dem Arbeitgeber und seinen Angestellten. Eine fast an Weisheit grenzende Gelassenheit der Einstellung gibt diesem Bildern ihren besonderen Reiz und Schmelz, und während man beim Lesen vergnüglich schmunzelt, prägt sich ihr Inhalt farbig und unverlierbar ein.

Jörg Lampe

Peking — der leere Thron

Peking ist das lebendige Museum des Reiches der Mitte. Hier haben sich die wichtigsten Ereignisse seiner Geschichte abgespielt, hier auch die tragischsten. Umwittert von dem verwehten Glanz einer gestorbenen, unwiderbringlichen Zeit, lebt es in den neuerstandenen Tag — ängstlich behütet, von den hohen Mauern grauer Vergangenheit umgeben. Vergangenheit. Neuzeit war Nanking ... Ernst Cordes, der Verfasser des Werkes „Peking — der leere Thron", besuchte diese Stadt, in der sein Vater als einziger Augenzeuge die Ermordung des deutschen Gesandten v. Ketteler (1900) erlebt hatte. Er streifte durch die alten Straßen, durch die prachtvollen kaiserlichen Gärten, durch die Schlösser und Tempel; er wanderte durch die engen Gassen, die selbst in ihrer Verwahrlosung nicht den Schimmer einstigen Glanzes verleugnen können, er

speiste in den altberühmten Gaststätten, er bummelte durch die bäuerliche Landschaft vor den Toren. Ein Erlebnisbericht entstand, warm und ironisch, schwermütig und heiter, ein Bild Pekings, das Vergangenheit ist. Denn die Gegenwart — wo ist die Gegenwart? Aber die Kunst Pekings, seine Architektur, die Großzügigkeit der Stadtanlage, sind Versprechen an die Zukunft. (Ernst Rowohlt Verlag, 224 S. mit Ill. RM 6.50.)

China ohne Maske?

Um die besonders schwierige Lage zu begreifen, in der China sich seit mehr als hundert Jahren durch den Zusammenprall seiner alten Kultur mit der um sehr viel jüngeren Europas befindet, muß man andere Maßstäbe für Beobachtung und Urteil finden als die gewohnten. Man darf sicherlich zumindest nicht das ehrwürdige Alter dieses Volkes, nicht die Größe der Leistungen in Kunst, Erkenntnis, in Wissenschaft außer acht lassen, wenn man Verfallserscheinungen im Inneren begegnet und nicht alles so schön findet, wie man es von daheim her kennt. Dr. Hans Vogel aber hat offenbar nur die Schattenseiten gesehen und meint mit deren breiter Ausmalung „China ohne Maske" zu zeigen. Was entsteht? Ein Buch, das nichts sagt, das, weil es keinen geistigen Hintergrund hat, allzu flächig ist, als daß es Anspruch auf seinen verpflichtenden Titel erheben dürfte. Selbst die lichteren Ausblicke des Vorwortes vermögen das Ganze nicht zu retten. Erfreulich sind dagegen die sehr zahlreichen und wirklich einmal neuartigen Bilder. (Dr. Hans Vogel: China ohne Maske. Albert Müller, Verlag, Zürich. 180 S. 120 Abb. RM 5.80.)

O. E. H. Becker

Lebenskraft Japans

Seitdem Japan so überraschend schnell unter die Großmächte der Welt aufgerückt ist, fragt man sich in Europa immer wieder, welche Kräfte diesen Aufstieg ermöglicht haben und immer weiter treiben. So wird man auch besonders aufmerksam zur Kenntnis nehmen, was Dr. Lily Abegg, die ihre Jugend in Japan verlebte, in ihrem Werk „Yamato — der Sendungsglaube des japanischen Volkes" (Sozietätsverlag, Frankfurt a. M. 285 S., 8 Abb. RM 5.40) aus eigenen Erinnerungen und eifrigen Studien zu berichten weiß. Die für unsere historischen Begriffe so unheimlich rasche Entfaltung eines von der Welt bis dahin so gut wie ganz abgeschlossenen Inselvolkes zu immer weitergreifendem, wirtschaftlichem und politischem Einfluß ist nach ihrer Überzeugung nicht durch einen kapitalistischen oder imperialistischen Eroberungsdrang begründet. Vielmehr steht „der Sendungsglaube einer Kulturnation" dahinter; und wer diesen verstehen will, muß sich zuvörderst um das Wesen der japanischen Kultur bemühen. Diese ist seit langem und heute in ihrem Kern immer noch unangetastet und geschlossen, mag sie auch manche fremde Elemente, besonders chinesische und buddhistische, in sich aufgenommen haben, und ihre scheinbaren Widersprüche lösen sich bei näherer Betrachtung als verschiedene Äußerungsweisen des gleichen Kulturethos: So stutzen wir oft, wenn wir japanische Häuser und Gärten, Geräte und Gewänder so gänzlich „genormt" sehen und dennoch die Kultur als so alt empfinden und so gar nicht „industrialisiert". Ein jedes Ding hat eben längst diejenige Gestalt gefunden, die sich im Laufe langer Jahrhunderte als die handlichste und darum zugleich oft genug auch als die schönste bewährte, und mit gutem Recht achtet der Japaner darauf, daß diese eben so bewährte Form auch innegehalten wird. Darum ist er noch lange nicht „verkalkt", sondern im Gegenteil, ohne Widerspruch zu diesem sachlich begründeten Konservatismus, sehr aufgeschlossen für brauchbare Neuerungen. Deshalb entsprechen die japanischen Gegenstände auch trotz ihrer „alten Form so gut der „modernen" Forderung nach Materialgerechtheit, und deshalb wird in Japan dem guten Handwerk die gleiche Achtung gewidmet wie der Kunst. In ähnlicher Weise haben sich auch unter den täglichen Obliegenheiten der Hausfrau die Teebereitung und das Blumenordnen zu schwierigen, zeremoniellen und hochgeschätzten Künsten entwickelt, und auch das öffentliche Leben hat seine festen Formen, die sich als gut bewährt haben und auch nach der Angleichung an europäische Wirtschaftsformen weiter bewähren, kreisend letztlich immer um den gleichen Pol: die Verehrung des Kaisers! Denn dieser ist nach japanischer Auffassung nicht nur wie ein Papst oder Zar ein Statthalter Gottes, sondern selber göttlicher Abkunft und göttlicher Ehren würdig.

Zweites Kennzeichen Japans ist der Familienkult, mit der Kaiserverehrung insofern gleichartig, als der Kaiser sein Ansehen in der Hauptsache auf die ununterbrochene Geschichte seiner Familie gründet, die sich über fast 3 Jahrtausende bis zur Sonnengöttin Amaterasu zurückleitet. Man glaubt an das Fortwirken und Mitleben der Ahnen, vergöttert die Kinder und sichert den Bestand der Familie notfalls durch Adoption (auch die kaiserliche Familie). Die untereinander versippten Familien bilden Großmächte des öffentlichen Lebens, und noch heute werden die Geschicke der Konzerne, ja, der Kabinette von ihnen bestimmt. Der einzelne gilt wenig, auch für sich selbst nicht; über allem Tun steht das unübersetzbare Wort: „Yamato damashi", das etwa „japanischer Geist" bedeutet, und nichts gilt dem einzelnen sein Tod, wenn Ehre oder Vaterland ihn fordern. Daraus erklärt sich auch die hohe Selbstmordziffer (fast 15mal so viel wie in Deutschland), aus der man keineswegs auf mangelnde Lebenskraft schließen darf!

Seit 80 Jahren hat sich Japan (von vorübergehenden Konzessionen in früheren Jahrhunderten abgesehen) der abendländischen Welt geöffnet, hat die Zivilisation des Westens bestaunt und eifrig und geschickt nachgeahmt, aber nicht eigentlich bewundert, während eigene Erfindungen und Entdeckungen den Japanern gelangen, wenn es sich um naheliegende praktische Zwecke handelte (die Entdeckung der Pest- und Ruhrbazillen, des Vitamins C und

technische Verbesserungen sind ihnen zu verdanken); aber trotz aller äußeren Anpassung hat Japan sich im Wesen kaum geändert. Dem Literaturfreund bietet das Werk manchen Hinweis auf alte Epik und auch ein Kapitel über das japanische Theater. Der knappe Abschnitt wird jetzt trefflich ergänzt durch das Buch Maria Pipers über das Japanische Theater, das in gleicher Ausstattung und im gleichen Verlag herauskam.

In die eigentümliche Ethik des Inselvolkes mit der für uns so befremdlichen Geringschätzung des Todes (nicht eigentlich des Lebens, das für den tätigen und lebensfrohen Japaner durchaus seinen Reiz und hohen Wert hat!) führt auch die kurze Schrift von Dr. Erwin Bälz: „Die Todesverachtung der Japaner" (Engelhorns Nachf., Stuttgart. 45 S. RM 1.—) gut ein. Der Verfasser war Leibarzt des Kaisers und lebte mehr als ein Menschenalter in Japan. Als guter Beobachter, belesener Historiker und psychologisch geschulter Arzt beleuchtet er das Problem, das in allen Sekten des Buddhismus im Mittelpunkt steht: Die Befreiung des Menschen von den Bedürfnissen und Begierden des Leibes. Auch aus eigener Erfahrung weiß er manches darüber zu berichten und so eine Brücke zu schlagen ins seltsame Reich der östlichen Seele. Bruno Loets

Zwei Bildbücher

Younosuke Natori's Bildbuch „Großes Japan" (Karl Specht Verlag, Berlin, Ln., RM 8.—) will dem Betrachter ganz Japan wie in einem Film vorführen. Demzufolge werden Bilder der Landschaft gezeigt, aus dem Volksleben des Landes und der Städte, der Jugend, des Sportes, der Wehrmacht, der Industrie, des Familienlebens, des Theaters, des religiösen Lebens. Dem nachdenklichen Betrachter vermitteln sie einen gewissen Einblick in die tiefe Verschlingung euramerikanischer und japanischer Kultur bezw. Zivilisation, ohne allerdings zeigen zu können, welche geistigen, seelischen, sozialen Auseinandersetzungen durch diese Vermischung hervorgerufen worden sind und noch werden. Der ehemalige japanische Botschafter in Deutschland, Graf Mushakoji, hat ein Geleitwort, Dr. F. Rumpf vom Japan-Institut eine Einführung beigesteuert, die eine konzentrierte Geschichte des Landes und Volkes gibt; wir hätten sie uns, dem Charakter des Buches entsprechend, ein wenig farbiger gewünscht. Kurze Texte sind einer Reihe Bilder beigegeben; sie umreißen in knappen Sätzen die Besonderheiten gewisser Bräuche, deren bildhafte Vorführung sonst unverständlich bliebe. Das Buch, das für Japan werben will, ist großzügig ausgestattet.


Volkskunst auf Bali: „Die Hochzeit", Zeichnung mittels Bambusfedern und Erdfarben. Aus Dreesen, „Hundert Tage auf Bali" (Verlag Broschek & Co., Hamburg)

Anders geartet, persönlicher, ist Walter Dreesens „Hundert Tage auf Bali" (Broschek & Co., Hamburg. Leinen RM 6.50). Der 65 Seiten des Buches einnehmende Text ist von einem überaus anmutigen Humor durchsetzt, und eine ununterbrochen leise anklingende Schwermut begleitet ihn: es ist Humor aus Verzicht. Die überquellende, fast erdrückende Fülle des Erlebten, die für ein fruchtbares, erkennendes Eindringen in diese alte, vielbesungene, viel beschriebene Welt viel zu kurze Zeit, zwang den Verfasser zu seiner Zurückhaltung. In einem einsamen Dorf als einziger Europäer unter den Eingeborenen wohnend, gewann er unmittelbare, unverfälschte, reine Eindrücke von dem Leben dieser sanften, liebenswürdigen, fest an ihren überlieferten Bräuchen haftenden Menschen und ihrer hohen künstlerischen Begabung in Schauspiel, Tanz, in Schnitzerei, Zeichnung, Architektur. Der lebhafte Fremdenverkehr hat bisher kaum zerstörend gewirkt, weil das gesunde Beharren beim bäuerlichen Leben genug Widerstandskraft erzeugt. Dreiundsechzig ganzseitige Bilder und viele Zeichnungen zeigen die Landschaft, die Baukunst und religiöse Bildnerei, alte und junge Menschen, Leben und Arbeit der Bauern, Feste, Tänze, Masken, Totenverbrennung und schließlich balinesische Zeichnungen von großer Ausdruckskraft. Beide Bücher sind schöne Leistungen ihrer Art.

O. E. H. Becker

Der Böhmer Wald und Adalbert Stifter

Von Richard Gerlach

Kaum ein anderes deutsches Gebirge ist als Landschaft und geschichtlicher Boden von einem Dichter so innig erfaßt wie der Böhmer Wald von Adalbert Stifter. Die Natur seiner Heimat und was die Menschen seit alten Zeiten darin an Freuden und Leiden erlebten, ist nicht nur Hintergrund, sondern der Inhalt seiner Erzählungen.

Wie erwartungsvoll war ich, ob es dort noch so wäre wie vor hundert Jahren. Ich fand die Dörfer noch, wie sie Adalbert Stifter geschildert hatte, eingeschmiegt in die Talwindungen der Moldau. Wenn die Tschechen auch die Eisenbahnstation Horni Plana genannt und für die Beamtenkinder ein eigenes tschechisches Schulhaus gebaut hatten, so war der Marktflecken Oberplan, der Geburtsort des Dichters, doch geblieben, wie er immer gewesen war, „vergleichbar einer abgeschiedenen Meeresbucht". Die 1600 Einwohner haben an ihrem Deutschtum genau so treu festgehalten wie alle die Flecken und Dörfer im Böhmer Wald. Das Andenken des größten Sohnes dieser Landschaft wurde unverändert in Ehren gehalten. Im Museum zu Oberplan findet man noch die Dinge, die der Dichter gebraucht hat: einen Schreibtisch, ein Bett, einen Zylinderhut, einen Tabaksbeutel, den Hofratsdegen, eine Reisekarte. Wenn Adalbert Stifter in späteren Jahren seine Mutter in Oberplan besuchte, pflegte er aus Ehrfurcht vor ihr im Zylinder zu erscheinen, und seine Landsleute lachten darüber. Sie hatte alle Hochachtung vor dem gefeierten Schriftsteller, aber für sie blieb er eben doch das Kind aus einem bescheidenen Weberhause.

Ich habe dieses Haus noch gesehen, bevor es abbrannte. An der Straße nach Friedberg, kurz bevor der Weg nach dem Dorf Melm abbiegt, lag es etwas zurückgezogen auf einer Erhöhung, eine Bauernhütte, wie man sie in der Gegend noch vielfach sieht. Das Schindeldach reichte ziemlich weit herunter und sprang so weit über, daß man auch bei Regen auf dem großen Stein neben der Haustür sitzen konnte, der in der Studie „Granit" vorkommt. Zwei starke Balken trugen die Decke, die für eine Bauernstube ziemlich hoch war. Hier hatte damals der Webstuhl gedröhnt, das Essen brutzelte auf dem Feuer, die Eltern gingen ein und aus, die Großeltern, die Mägde. Es waren noch zwei Kammern da, aber eng genug war man gewiß beieinander. Der Brunnen stand noch im Innenhof. In der Holzwand waren noch die Löcher, die der junge Stifter für seine Tauben aussägte. Mit wenigen Schritten war man im Freien, wo einem niemand mehr begegnete.

Die Oberplaner sind stolz auf ihren Dichter, in allen Schulklassen hängt sein Porträt und seine Ahnentafel, es gibt noch jetzt Verwandte von ihm, und fast jeder hat seine Erzählungen auch gelesen. Die ersten Seiten des „Nachsommers" werden im Museum unter Glas aufbewahrt, eng geschrieben, am Rande mit Bleistiftnotizen versehen, auch mit der verblichenen Zeichnung eines Blumenkelches. Das Gesamtmanuskript wird im Tresor der Sparkasse aufbewahrt.

Jeder Weg um Oberplan ist durch Stifter in die Literatur eingegangen. „Der beschriebene Tännling" schildert den Blick vom Kreuzberg: „Wenn man neben dem roten Kreuz steht, so hat man unter sich die grauen Dächer von Oberplan, dann dessen Felder und Wiesen, dann die glänzende Schlange der Moldau und die obgesagten Dörfer. Sonst sieht man von dem Kreuzberg aus nichts; denn ringsum schließen den Blick die umgebenden bläulichen, dämmernden Bänder des böhmischen Waldes." Nicht weit von dieser Stelle steht heute sein Denkmal, seine überlebensgroße Figur, in die Landschaft hinausschauend.

Die Ruine Wittinghausen ist als ein kleiner Würfel am Horizont sichtbar, am andern Ende des Tales ragt die Wand des Blöckensteines. Dieselben Wege, die im „Hochwald" Klarissa und Johanna wandeln, kann man heute noch gehen. Obgleich der Stoff der Novelle nicht historisch ist, gewinnen doch ihre Gestalten in dieser Umgebung solches Leben, daß der ganze Wald ihre Sprache redet. Es ist ein Hochland, darin die vielhundertjährigen Fichten nur vom Sturm gefällt werden, dann liegen die Baumleichen noch lange da, ehe sie vermodert sind. Ein Auerhahn flog mit prasselnden Flügelschlägen vor mir auf, und zu Stifters Zeiten gab es noch Bären.

Der Dichter liebte diese Wälder, die mit dem Bayerischen Wald ein Ganzes bilden, er wanderte schon als Student auf den Höhen vom Blöckenstein zum Dreisesselberg, und auch als er die Sechzig überschritten hatte, ein Jahr vor seinem Tode, war er noch oben: „Der Wald hat als Merkmal viele langgedehnte, weithingehende, sanftgewölbte Kissen, die seine Höhen sind." Diese Landschaft war die Wurzel seines Schaffens; so beschreibt er den Ausblick: „Ist er nicht so erhaben wie der in einer erhabenen Alpengegend, so schmeichelt er sich je länger desto lieblicher in die Seele. Ein Kreis Land liegt gegen Mittag, dessen Ränder zu beiden Seiten des Hauses nahe, weiter weg aber zu zwei bis fünf Meilen entfernt sind, Berge, Hügel, Abhänge, Schluchten, Täler, Flächen, Wälder, Wäldchen, Wiesen, Felder, unzählige Häuser und mehrere Ortschaften mit Kirchen sind in diesem Kreis. Man kann jahrelang hier weilen und ersättigt sich nicht an der Mannigfaltigkeit der Gestaltungen. Und an klaren Tagen ragt an einer Stelle des südlichen Randes des Kreises noch die Prielgruppe der Alpen empor, und es sind rechts davon noch einige blaue Häupter sichtbar." Das ist die Landschaft des bayerisch-böhmischen Waldes, die Heimat Adalbert Stifters.

Von deutscher Sorge und Zuversicht

Das deutsche Wesen ist so unerschöpflich reich, daß man seine Erscheinungen und Gestalten nur mit ernster und liebender Mühe in jene große Einheit zusammenschauen kann, die uns in Wahrheit und viel stärker als des Reiches Grenzen wie ein heiliger Ring schicksalhaft umfängt und hält. Sind wir aber einmal dieser Besinnung auf die innere Zusammengehörigkeit aller deutschen Dinge, Taten und Gedanken fähig geworden und vermögen wir die eine deutsche Seele zu erkennen, die allen Lebensformen der Vergangenheit und Gegenwart innewohnt und aus der auch die Zukunftsfragen unseres Volkes wachsen, so erhalten wie von selber alle Kräfte, Pläne und Wirklichkeiten in unseren Augen ihren Wert durch ihre Beziehung zum Ganzen, und auch die scheinbar auseinanderstrebenden und gegensätzlichen Mächte verknüpfen und verbinden sich im Bilde des ewigen Deutschtums.

So ist es auch mit den drei Büchern, von denen jedes nach Form und Inhalt einer anderen Aufgabe dient, und die alle ihren Sinn doch fühlbar nur in der deutschen Verantwortung erfüllen können und also zusammengehören. Der Historiker Paul Wentzcke hat in seinem ausgezeichneten Werke „Die unvollendete Revolution 1848" (Verlag F. Bruckmann, München. 268 Seiten, 32 Bildtafeln, RM 7.80) jene große und tiefe, von einer hinreißenden Idee getragene Erhebung dargestellt, die vor nunmehr neunzig Jahren um die Wiedergeburt des Reiches, seiner Einheit und Freiheit heißen Herzens gerungen hat, ohne ihr Ziel erreichen zu können. An der verhängnisvollen Verworrenheit und Unklarheit der Anschauungen, am Fehlen eines politischen Vermächtnisses und einer überragenden Führergestalt, an der außenpolitischen Einmischung fremder Mächte in die deutschen Schicksalsfragen mußte der so verheißungsvoll begonnene Kampf scheitern. Ein großes Schrifttum ist im Verlaufe der Jahrzehnte über die Revolution von 1848 entstanden. Wenn aber die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts und des zweiten Kaiserreichs leicht dazu neigte, über das „Professorenparlament" von Frankfurt als eine politische Verirrung lächeln abzusprechen, und wenn andererseits die Weimarer Verfassung von 1919 mit falscher Emphase die volksdeutsche Erhebung von 1848 für ihre sozialistischen und parteienbefangenen Tendenzen in Anspruch zu nehmen sich unterfing, so erkennen wir heute in dem tragischen Geschehen von 1848 die reinen Kräfte eines Anbruchs zu jener Entwicklung, deren Erfüllung wir in unseren Tagen durch die Verwirklichung des großdeutschen Reichsgedankens erleben durften. Vom Geiste dieser neuen Schau, welche die Vergangenheit in unmittelbare Verbindung mit dem politischen und völkischen Tatwillen unserer Gegenwart setzt, ist Wentzckes Buch beseelt und geprägt.

Heim ins Reich, das sich wie ein ewiger Dom über allen Deutschen wölbe! — von diesem Verlangen zeugt auch das zweite Buch, das aus einem anderen Stoffbereich kommt und doch wiederum ein Bekenntnis deutscher Sorge und Zuversicht ist: Lotte Mittendorf — Wolff berichtet uns in ihrer feinsinnigen und warmherzigen Erzählung „Auf der großen Straße des Herzens" (Verlag J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart. 224 Seiten, RM 5.—), wie eine junge Schwedin auf der Reise nach Genf in Deutschland haftenbleibt und hier nicht nur die Heimat ihrer Mutter kennenlernt, sondern auch die Sitte und Seele des Landes und Volkes, und sein Blut beglückt in ihren eigenen Adern pochen spürt. Aus der Genfer Reise des Schwedenkindes wird die Fahrt der Tochter einer deutschen Mutter in die alte Ostmark auf der großen Straße des deutschen Herzens, die Wien berührt und in Prag endet. Eine Fülle tiefbesinnlicher Worte über das deutsche Wesen birgt das liebenswerte, lebensnahe und fraulich gütige Buch, dessen Begebenheiten gerade in Deutschlands bittersten Jahren der Nachkriegszeit spielen, deren trübe Tragik und schmerzlicher Ernst zuweilen unverhüllt hervortritt, meist jedoch durch die anmutige Sprache und durch den echten Humor, jenes mütterliche Lächeln unter Tränen, vom leuchtenden Schimmer des Versöhnlichen gemildert wird. Das Leben ist nie leicht, und der deutsche Mensch tut sich erst recht schwer daran. Aber die Menschen helfen einander, die Liebe überwindet die Not, und der Mensch ist größer als das Schicksal.

Helfen können sich die deutschen Menschen jedoch nur durch den unbeirrbaren Willen zur Gemeinschaft; die wertvollste Zelle der Volksgemeinschaft aber ist die Familie. Der Betrachtung ihrer Bedeutung für Volk, Staat und menschliche Gesellschaft ist das tüchtige Buch Horst Beckers gewidmet („Die Familie." Mit 16 Abb. Verlag Moritz Schäfer, Leipzig. 172 Seiten, RM 3.75). Die gewissenhafte Abhandlung erörtert zunächst die Grundbegriffe der Familie und ihre Aufgabe innerhalb der größeren Ordnung des Volkes. In der Erkenntnis, daß die Geschichte des Volkes auch die Geschichte der Familie ist, wird ein historischer Überblick über die Formen der deutschen Familie gegeben und der Wandel ihrer Wertung begründet. Wir müssen auch hier aus der Vergangenheit lernen, wie unsere zukünftige Familienpolitik aufgebaut werden muß, wenn sie den aus dem Geburtenrückgang erwachsenden Gefahren wirksam entgegenarbeiten soll. Das reiche und im besten Sinn volkstümliche Buch, das auch ein anziehendes Kapitel über die Familie in der Kunst enthält, hat es nicht schwer, seine innere Notwendigkeit nachzuweisen, und wird deshalb an seiner Stelle Gutes wirken.

Dr. Ph. Leibrecht

Das Unvergängliche

Heinrich Wolfgang Seidel legt soeben ein kleines Buch vor, das aber nach seinem Gehalt und seiner Haltung schwerwiegend und von entscheidender Bedeutung für unsere geistige Gegenwart ist: „Das Unvergängliche". Erlebnis und Besinnung (R. Piper Verlag, München, 212 S., RM 4.50). Es sind Aufzeichnungen, Aufsätze und Skizzen, die dem Dichter, der lange Jahre als Pfarrer wirkte, auf seinem Lebensweg zuwuchsen. Die Titel der Hauptabschnitte mögen das Buch charakterisieren: Das Ewige; Gemeinschaft; Haus und Heimat; Das Werk; Feier. Da spricht ein Mann, der Theologe war, aber immer mitten im Leben und seinen Wirklichkeiten stand, unter anderem von der Wirklichkeit Gottes, von den Worten Jesu, von dem Wesen der christlichen Welt, von der Ehe, von der Kindererziehung, aber auch von der Natur und von Reisen, von den sittlichen Voraussetzungen des Kunstwerkes und dem geheimen Sinn der großen christlichen Feiern und Feste. Erlebnis und Besinnung, diese beiden Begriffe umschreiben am klarsten Wesen und Charakter aller dieser Arbeiten. Das Unvergängliche, wie es uns in seiner tausendfältigen irdischen Erscheinung begegnet, steht aus diesem reinen, reichen und schönen Buche auf, das wir ein Buch der Lebensführung und Lebensverinnerlichung nennen möchten. Otto Heuschele

Das große Angesicht

Die neue Erzählung von Anna Schieber: „Das große Angesicht" — ein Lebensbericht (Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen, 295 S., RM 5.—) ist ein typisch schwäbisches Buch, in seinem Hang zum Spintisieren nämlich, zur eingehenden, nachdenklichen Betrachtung der Weltläufte. Die Dichterin legt am Beispiel ihrer Erzählung dar, wie die Menschen an den Fäden ihres Schicksals, das ein Höherer lenkt, hin- und hergezogen werden, während sie doch vermeinen, nach eigenem Willen zu handeln. Und wie das Auf und Ab, das Hin und Her eines Menschenlebens, seine Verflechtungen mit fremden Schicksalen, die so zufällig erscheinen, am Ende doch ein sinnvolles Bild ergeben, gleichwie die Zeichnung eines im Geiste kranken Mannes, der Jahr für Jahr einen Bogen mit zufälligen Punkten und Strichen beschrieb — bis ihm aus dem Gewirr plötzlich ein menschlich gebildetes Antlitz entgegensah. So war auch Sinn und Absicht in dem Lebensschicksal des Volontärs Richard Klemm und des Schlosserlehrlings Fritz Lederer verborgen, deren Wege sich in der Jugend für kurze Zeit berührten und dann durch ein äußeres Ereignis auseinanderliefen. Beide wurden jahrzehntelang vom Schicksal umhergeworfen und tüchtig geschüttelt — und doch zeigte sich lange Zeit später, daß beider Wege zueinander führten, um Schuld zu sühnen und Verderbenes wieder zurechtzurücken. Diese im echten Sinn volkstümliche Erzählung stimmt ebenso nachdenklich, wie sie Vertrauen und Lebensgläubigkeit zu erwecken sucht. Martin Kießig

Die Wurzel unter dem Gras

Wie in seinen beiden vorangegangenen Büchern und vor allem in dem Roman „Traum der Erde", der von einer ungewöhnlich ursprünglichen und visionären Empfindungskraft erfüllt war, verherrlicht Hermann Stahl in seiner neuen Erzählung „Die Wurzel unter dem Gras" (Hanseatische Verlagsanstalt A.G., Hamburg 1938, 89 S., RM 2.80) die Landschaft und das herbe Menschentum des Westerwaldes. An sich ist es ein durchaus alltäglicher Vorgang, der sich darin vollzieht: Der Bau einer Straße, an dem auch die jungen Bauernburschen Beschäftigung und ungewohnten Verdienst finden, bringt Unruhe in das abgelegene Dorf und macht die Jugend mit ihrem bisherigen Lose unzufrieden. Die Großstadt und die Arbeitslöhne der Industrie locken sie fort. Auch der junge Christian erliegt der Versuchung, während sein Mädchen mit der Sicherheit des weiblichen Instinkts sich seinen Abwanderungsplänen widersetzt. In der Verwirrung widerstrebender Gefühle verunglückt er tödlich, und so behält ihn die Heimat. Das Mädchen aber findet Trost in den Bindungen, denen es treu geblieben war. Langsam, mit einem feierlichen Ernst, gleichsam in einem bedächtigen Stillestehen und Hineinhorchen werden die einfachen Dinge der Erde abgetastet, das Land, der Weg, die Bäume, die Tiere im Stall, die Menschen. Sie haben Stimme und Schicksal voll geheimnisvoller, überwirklicher Wesenhaftigkeit, und die Menschen erscheinen als Geschöpfe, in denen noch elementare Mächte sich regen, so daß ihre Entwurzelung ein tiefes Verhängnis auslöst. Otto Doderer

Die Mutter

In einer kleinen ostpreußischen Stadt lebt der Arzt Dr. Palzow mit seiner Frau in glücklichster ehelicher Übereinstimmung. „Es zeigt sich, daß eine glückliche Ehe zwei Menschen umschließen kann wie eine Taucherglocke." Doch ein beruflicher Unfall rafft den Arzt plötzlich hinweg — und nun steht die Frau mit den vier Kindern und einem fünften, das sie noch unterm Herzen trägt, allein der Welt gegenüber. Es ist die Zeit der Inflation; alle Ordnungen scheinen einzustürzen, das Feste und Sichere zerfließt unter den Händen. Doch die Kinder brauchen das tägliche Brot, brauchen ein Heim und brauchen eine feste, liebevolle Führung. Es ist nun das Schönste an Finckensteins Roman, wie der Dichter die Frau in ihrem Kampf um tägliche treuliche Bewährung zeigt. Dorothea geht ihren Weg trotz Not, trotz Verleumdung, trotz der Versuchung des eigenen Herzens, das sich aus aller Verlassenheit heraus fast schon einem neuen Gefährten ergibt. Doch diese Entscheidung wäre ein Irrtum. Dorothea erkennt es rechtzeitig und bleibt mit ihren Kindern allein. Im Aufgaben- und Pflichtenkreis der Mutter findet sie den Sinn ihres Lebens; das Natürliche und das Sittliche verbinden sich zu einem reinen Wohlklang. (Eugen Diederichs Verlag, Jena. 300 S. RM 5.40) Martin Kießig

Die ersten Bücher

Nachstehend veröffentlichen wir die ersten Zuschriften über Kindheitserlebnisse mit Büchern, die wir auf unsere Anregung aus dem vorigen Heft (S. 536) inzwischen erhalten haben. Die erste Antwort stammt zu unserer großen Freude aus Leserkreisen, die zweite kommt aus dem Kreise unserer ständigen Mitarbeiter. Weitere Zuschriften folgen im nächsten Heft. Allen bisherigen Einsendern einstweilen unsern herzlichen Dank!

Die Schriftleitung

Der Geist in der Flasche

Es will merkwürdig anmuten, daß um jene Zeit, da der Jüngling Mann, das Mädchen Frau wird, die Erinnerung an Dinge, die irgendwie bestimmend waren im Leben des Kindes, wieder kommt — und zwar besonders deutlich, in glücklichen Stunden sogar voll starken Gefühls.

Dann wird man gewahr, daß das in der Kindheit Gelesene nicht so zu bewerten war, wie es die Erwachsenen voller Huld und Duldung damals taten, nämlich als Zeitvertreib.

Durch die Lektüre sammelt das Kind oder besser: die Lektüre sammelt im Kind alle jene seelischen Elemente, die — je nachdem — die feste oder unverläßliche Grundlage des späteren Erwachsenen bilden in geistiger und seelischer Hinsicht.

Es sind jedoch nicht nur Bücher, die das Kind in diesem Zusammenhang betrachtet, sondern auch Bilder.

Im zweiten Schuljahr hing in unserem Klassenraum eines jener früher so typischen Anschauungsbilder. Dargestellt war ein Bauernhof. Der „Künstler" hatte nichts vergessen: Hund und Katz, Hühner, Puten, Schweine und Ziegen, Kühe und Pferde. In der Scheune wurde gedroschen, ein neues Fuder kam gerade heran, im Hintergrund säte der Bauer bereits, das Stück daneben wurde gepflügt. Die Bäuerin hatte große Wäsche, und der altertümliche Backofen rauchte. Am Pfosten hing das geschlachtete Schwein. Im friedlichen Tal wohnten die Menschen. Die Wälder standen grün, und vor ihnen wogte das Korn. Grell schien die Sonne. Kurz: alles im unwahrscheinlichsten Zusammenhang. Und doch nahm ich, der Städter, die Luft des ländlichen Lebens in mir auf, und heute, durch Beruf dem bäuerlichen Leben der Menschen verbunden, denke ich an dieses Bild zurück. Es ist schade, wird man denken, daß solch ein „Schinken" einem in die Seele wachsen muß. Gewiß, man hätte besser getan, uns eins der Idylle von Ludwig Richter zu zeigen. Aber es ist nichts mehr zu ändern.

Als ich neun Jahre alt war, schenkte mir mein Vater „Grimms Hausmärchen". Ich las täglich darin. Neben der Fibel, dem Lesebuch das erste



E. G. Kolbenheyer in seinem Heim
Der Dichter, über dessen letztes Werk, den großen Roman „Das gottgelobte Herz" wir im letzten Heft berichtet haben, feiert am 30. Dezember seinen 60. Geburtstag
Aufn. Schödl

Buch! Ich liebte es so sehr, daß, als ein Trauerfall der nächsten Umgebung mich überwältigte, ich es im Garten vergrub. Ob das nun jenem geheimen heidnischen Instinkt des Menschen entsprang, dem unbekannten Gott zu opfern, um vor künftigem Leid bewahrt zu sein? Ich weiß es nicht und habe es damals noch weniger gewußt.

„Schlafe, Rotkäppchen", sprach ich unter Tränen, „schon einmal ruhtest du im finstern Bauch des Wolfes. Lebe wohl, Königstochter, Faladas Haupt blutet. Immer wird es bluten und sprechen: „Wenn das meine Mutter wüßte." „Marleenken, liebes Marleenken", rief ich unter Tränen und machte das Grab dem Erdboden gleich, daß keiner es fände, „ruhe sanft", dabei dachte ich an die Inschriften auf den Schleifen der Kränze, „ruhe sanft", sprach ich, „und über dir wachse ein großer, ja großer Machandelboom, du treue Schwester!"

Dann, nach einiger Zeit, hörte ich von „Rübezahl". Des Niederdeutschen Phantasie vergrub sich in den Wäldern des Riesengebirges. Das Kind hat noch keine Ahnung davon, daß die Gestalten der Märchen lediglich Symbole der Natur und ihrer Erscheinungen sind. Ihm ist die Landschaft nicht Objekt, das man betrachtet, sondern Subjekt, das, oft ihm zuwider, handelt.

Das Kind denkt nicht nach über die Natur, aber es redet mit ihr. Und wenn es spielt, dann bildet es selbst Rede und Gegenrede, und die Handlung fließt von selbst hinein. Das Kind ist, unbewußt, ein Dichter.

Heute greife ich zu dem „Rübezahlbuch" Carl Hauptmanns, und die Gestalten der Kindheit schließen mit den Gewalten des Dichters einen wundersamen, ich möchte sagen, magischen Kreis.

Soll ich noch mehr erzählen? Von dem jungen, häßlichen Entlein Meister Andersens, Hauffs Ali

Baba mit seinen vierzig Räubern? Sesam, Sesam, öffne dich! So nur tut sich dem Kinde die Welt der Wunder auf, und niemals vergesse ich den Geist, ja, den Geist — in der Flasche!

Das Leben des Kindes ist voller Verwandlungen, voll geheimen Zaubers. Viel später, wenn der Erwachsene reif geworden ist, die wirklichen Verwandlungen der Seele zu schauen, gehen die Bilder des Kindes von neuem in das Bewußtsein des Großen. So wie erwärmte Luft sich verbindet mit der kühlen Feuchtigkeit der Atmosphäre, unaufhörlich bis zum Sättigungspunkt, ja darüber hinaus! Und der fruchtbringende Regen rieselt herab.

J. Romberg

Bücherliebe auf den ersten Blick

Will man sich darauf prüfen, welche unter den vielen Büchern, die man als Kind am liebsten gelesen und am wildesten verschlungen hat, die stärkste und nachhaltigste Wirkung ausgeübt haben, so wird sich, je nach der Erinnerungsfähigkeit, die man besitzt, ein mehr oder weniger großes Knäuel von Titeln zum Worte melden. Kann darin die Antwort auf eine immerhin anziehende und auch psychologisch wertvolle Frage liegen? Oder liegt ihr Schwergewicht erst im Ergebnis einer Sichtung der Vielzahl zugunsten der Nachhaltigkeit? Ganz gewiß kann die Bedeutung der kindlichen Umwelt für die spätere Gestalt der erwachsenen Persönlichkeit nicht hoch genug in Anschlag gebracht werden, und von diesem nicht weiter nachzuweisenden Tatbestand aus würde auch die Überprüfung der „literarischen" Jugenderlebnisse ihren Ausgang nehmen müssen — soll die Antwort nicht auf allgemein übliche Kindheits-Bücher beschränkt bleiben.

Da es darum geht, von eigenen Jugendeindrücken zu sprechen, so möchte ich jene drei Bücher herausheben, die in drei Altersstufen ganz unvergeßlich klar und scharf im Vordergrund verharren — ich mag noch so mißtrauisch meiner Erinnerung gegenüberstehen, wie ich will. Als meine Eltern ihr ostpreußisches Gut verkaufen mußten, um nach Berlin zu ziehen, war ich gerade acht Jahre alt. Und ich sehe mich weniger verwirrt als abenteuerlich beschwingt durch den in voller Auflösung befindlichen weitläufigen Landhausstand laufen, in den Haufen von Schurrmurr aller Art kramen, begeistert mich einiger nur halb gefüllter Kontobücher bemächtigen, um die leeren Seiten mit unbeholfenen Schriftzügen zu füllen — bis ich unter einigen alten, ausgedienten Büchern einen jener braunen Cotta-Bände entdeckte, die im vorigen Jahrhundert in Millionen von Exemplaren in alle Welt gegangen sind. Es war ein Band Goethescher Gedichte. Nicht etwa, daß ich eine Ahnung gehabt hätte, wer Goethe sei! Und nicht etwa, daß ich nun sofort alle Gedichte gelesen hätte — das kam erst später und sehr allmählich. Es war eigentlich nur eines unter diesen Gedichten, das mich anspruch und mich veranlaßte, das Buch zu behalten, bis es schließlich zwanzig Jahre später doch verschwand — jenes, das wohl nur wenigen begegnet sein wird: „Es war einmal ein Schäfer, ein rechter Siebenschläfer, ihn kümmerte kein Schaf ..."

In Berlin, als ich drei, vier Jahre älter war, lebte ich in der abenteuerlichen und warm ansprechenden Welt nicht Karl Mays, sondern Franz Hoffmanns, Pajekens und vor allem Wörishöffers: „Das Naturforscherschiff", „Ein Wiedersehen in Australien" (das sind die beiden Titel, die ich behalten habe) und auch noch in Gobeltiz' „Jagd um den Erdball". Damals also war ich gegen zwölf, dreizehn Jahre alt.

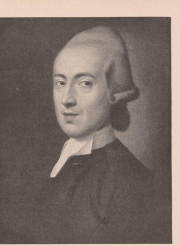
Als der Krieg ausbrach, waren wir wieder auf dem Lande. Mein Vater hatte eine Gutsverwaltung in Westpreußen übernommen und meldete sich gleich am ersten Tage des Kriegsausbruches freiwillig. Nach seinem Tode zogen wir in die benachbarte kleine — heute polnische — Kreisstadt, wo meine Mutter sich bald einem Bücherlesezirkel anschloß, in dessen Bestand ich mich schnell hineinfraß, ohne viel darauf zu achten, was ich las. Meiner Mutter Führung war vorsichtig und sicher auch richtig, fand aber — wie das bei einem heranwachsenden vaterlosen Sohn nicht anders ist — ihre Grenzen. Ich würgte nacheinander hinunter Rudolf Herzog, Schreckenbach, Charlotte Niese, Otto Ernst, Marlitt, aber las auch Wilhelm Raabe, Theodor Storm, Eichendorff, Brentano, Fontane. Vor allem aber war es ein Buch, in dem ich nicht müde wurde zu lesen, zu blättern, zu suchen: ein riesiger Weihnachtsbücher-Katalog, wie ihn damals Köhler & Volckmar im Quartformat herausgab und durch die Buchhandlungen verschicken ließ. Aus diesem Katalog, den eine Danziger Buchhandlung meinem Vater kurz vor dessen Tode zugesandt hatte, machte ich Auszüge und Aufstellungen, verschaffte ich mir Einblick und Überblick in die Gebiete der Lyrik, der Romanliteratur, anderer Sachgebiete, tat ich den ersten erstaunten und begeisterten Blick in den ungeheuren Reichtum unseres Schrifttums, begannen sich die ersten Anzeichen eigener sich bildender Urteilskraft zu regen. Damals war ich etwa sechzehn, siebzehn Jahre alt.

Sachlich interessant mag die Feststellung sein, daß diese drei scheinbar so verschieden gearteten Bücher tatsächlich nicht etwa willkürlich von mir herausgehoben wurden, sondern sich unmittelbar als Keimpunkte der später ausgebildeten Wesensform des Erwachsenen erweisen. Der Goethe-Band repräsentiert — wenn ich so sagen darf — meine starke und etwas unglückliche Vorliebe für Dichtung und Kunst, die fremde Welt der Franz Hoffmann, Pajeken und Wörishoffer mein ausgeprägtes Interesse für die Geschichte der europäischen Expansion, der Weihnachtskatalog meine literarische Neigung überhaupt, die mich über den Buchhandel zu meiner heutigen Arbeit führte. Was später an Lektüre, an leidenschaftlich, in manchen Fällen fast menschlich geliebten Büchern hinzukam, Kunst, essayistisches Schrifttum, Philosophie, diente wesentlich zur Vertiefung meiner Jugendeindrücke, zu ihrer Verschmelzung durch übergeordnete Gedankengänge.

O. E. Becker

Johann Gottfried Herder – ein Seelsorger der Nation

Von Fritz Meingast



Johann Gottfried Herder
Gemälde von J. L. Strecker, 1775 (Darmstadt, Landesmuseum).
Aus Josef Nadler, Literaturgeschichte des Deutschen Volkes, Bd. II, mit Genehmigung des Propyläen-Verlags, Berlin. (Vgl. „Weltstimmen" 1938, H. 12, S. 524)

Trüb flackert das Kerzenlicht in der großen Stube des Kantors Herder von Mohrungen. Der fromme Mann hat sich vor seinem Gott auf den Boden geworfen und betet mit lauter Stimme einen Dankpsalm; denn eben gebar ihm sein treues Weib einen Knaben. Übermorgen will er ihn zur Taufe tragen und Johann Gottfried heißen. Da dröhnt im Kirchturm der schwere Hammer an der Glocke, Mitternacht verkündend: Der Stundenkreis des 25. August 1744 ist vollendet.

Achtzehn Jahre vergehen. Aus dem glücklichen Vater ward ein strenger Erzieher — und doch scheint alle elterliche Sorge wenig gefruchtet zu haben. Fuhr nicht Johann Gottfried mit dem Regimentsarzt Schwarz Erla nach Königsberg, ohne die Eltern überhaupt zu fragen, ob sie einverstanden wären? Chirurg will er werden. Aber schon bei der ersten Sektion bricht er ohnmächtig zusammen. Schwarz Erla schüttelt den Kopf, doch der Sohn des frommen Kantors sieht in dem Vorfall ein Zeichen Gottes und läßt sich als Student der Theologie einschreiben. Seine Kameraden jammern ihren Vätern vor, wieviel Geld das Studium kostet. Johann Gottfried schreibt nur einmal in Geldsachen an Vater und Mutter: „Ihr braucht mir keinen Pfennig zu schicken. Ich stehe auf eigenen Füßen." Und hungert dabei. Wochenlang nährt er sich von schwarzem Brot, bis er endlich eine Stellung am Collegium Friedericianum erhält. Er soll unterrichten. Da fühlt er sich in seinem wahren Element. Wenn er oben steht am Katheder, vor sich die leuchtende Augenreihe der Knaben, die ihn abgöttisch lieben, fliegt sein Geist weit über die Schranken der Zeit und des Raumes. Zum erstenmal erfahren die jungen bildsamen Seelen, was ein Lehrer ist. Doch zu bald wird er ihnen weggenommen. Das Stadtoberhaupt Rigas ist auf Herders Lehrtalent aufmerksam gemacht worden und verpflichtet ihn als Kollaborator an die städtische Domschule. Und nicht lange darauf geht auch noch der glühendste Wunsch des Theologiestudenten in Erfüllung. An der Jesus- und Gertrudenkirche darf er als Pastor adjunctus dem gläubigen Volk predigen. Wohl rebellieren alle Rigaer Spießbürger wütend gegen eine solche Auszeichnung des kaum Dreiundzwanzigjährigen, der nicht einmal den althergebrachten Zopf trägt, sondern sich er-

kühnt mit seinem natürlichen Haar auf die Kanzel zu steigen — gar nicht zu reden davon, daß seine höchst ketzerische Gesinnung das Haus Gottes für alle Zeiten verpesten wird. So geifern die bösen Zungen, aber das Herz des Volkes fliegt Herder bereits zu, als er kaum die erste Predigt zu Ende gesprochen hat.

„Christus lebt mitten unter euch", verkündet der junge Pastor. „Und es bedarf durchaus keiner Paragraphenkenntnis oder eines kirchlichen Amtes, um sein Jünger zu werden; denn wahres Christentum beruht einzig und allein auf geistiger Gemeinschaft." Die Worte Herders fallen auf fruchtbaren Boden, Rigas christliche Gemeinschaft schließt sich enger zusammen.

Wanderschaft des Lebens

Über von der Vorsehung ist Herder zu Größerem bestimmt, als zeitlebens Seelsorger eines mauerumgrenzten Ortes zu sein. Heilige Unrast treibt ihn hinaus auf die unendliche Fläche des Meeres, das an die nahe Küste donnert. Auf Liebe, Ansehen und Bestallung verzichtet Herder um der Erkenntnis willen, die er sich aus der großen Fahrt um Europas Gestade erhofft. Sie wird ihm denn auch vollkommen zuteil und als er an französisches Land geht, ist sein Geist von höchster Absicht erfüllt: dem deutschen Genius Führer zu sein. Bereits in Straßburg bringt ihn das Schicksal mit dem zwanzigjährigen Goethe zusammen, dem er das Urwesen deutscher Kunst und Religion deutet: Beide kommen aus der innersten Seele des Volkes. Beide finden nur im Volke die wahre Erfüllung.

Ohne sich allerdings bewußt zu werden, daß er eine zum Himmel lodernde Flamme entzündet hat, verläßt der augenleidende Herder mißmutig die elsässische Hauptstadt, die ihm die ersehnte Heilung nicht brachte. Nach einem kurzen Zwischenspiel als Erzieher des Erbprinzen von Holstein-Eutin, läßt er sich von dem regierenden Grafen zu Lippe das Hofpredigeramt von Bückeburg verleihen. Dort liest er auch das große Drama des Straßburger Freundes: „Götz von Berlichingen" reißt damals die ganze Nation mit sich fort. Daß Goethe aber die erste Anregung zu seinem genialen Werk von Herder empfangen hat, darüber redet niemand, am wenigsten der schweigsame Prediger, der in Bückeburgs Waldeinsamkeit mit den größten Problemen seines Lebens ringt. Hier reift er zum deutschen Propheten, hier gelobt ihm sein gottesfürchtiges Weib, Caroline Flachsland, die Treue.

Als ihn Herzog Karl August zum Generalsuperintendenten an den Weimarer Hof beruft, tritt er vor den Fürsten und seinen Hof bereits als Vollendeter. Nacheinander entstehen die Werke: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", „Zerstreute Blätter", „Briefe zur Beförderung der Humanität" und zuletzt noch die großartige Umdichtung des spanischen Heldenliedes „Cid" in deutsche Form.

Dazwischen fällt die Italienreise der Jahre 1788/89. Herder fühlt sich in dem klassischen Süden keineswegs glücklich. Am wenigsten in Rom. Ein einzigesmal ergreift ihn die Stadt mit tragischer Gewalt, als er an die Cestiuspyramide kommt. Da gehen die Römer schon an dem seltsamen Fremden vorbei, der fast einen ganzen Nachmittag vor den grauen Steinquadern ausharrt und nur manchmal mit dem Elfenbeinstock auf die Erde klopft. Was bleibt er hier so lange stehen? Wahrhaft, es gibt Schöneres und Interessanteres zu sehen in Rom. Doch darum ist es dem Deutschen nicht zu tun; denn sein Bleiben gilt ja nicht dem Grabmal des alten Cestius, sondern vielmehr den Gebeinen der deutschen Brüder, die hier neben der Pyramide seit Jahrhunderten verscharrt werden. Johann Gottfried Herder trauert um die heimatlosen Toten seines Volkes.

Um Sprache und Volk

So ist des Denkers innerste Wesensart: Er liebt sein Volk über alles. Gleichviel, ob er als Lehrer oder Prediger, als Philosoph oder Dichter die Menschen seines Vaterlandes bildet, immer will er sie zu echten und wahren Deutschen erziehen. Dazu gehört vor allem, daß sie ihre Muttersprache kennen. Im Lauf der Jahrhunderte hat man sie ihnen fremd und verächtlich gemacht. Zuerst waren es die christlichen Mönche, die Wissenschaft und Dichtung der Deutschen auf Jahrhunderte in die lateinische Form bannten. Dann folgte die ruhmlose Zeit, da Deutschlands Monarchen im Ausland residierten. Spanisch und Italienisch wurden die Gelehrten- und Staatssprache.

Und vollends nach dem Dreißigjährigen Krieg verwandelte sich das ganze Reich an den Höfen und in den oberen Ständen zur Provinz des französischen Geschmacks. Deutsch sprach man nur mehr mit Pferd und Knecht. Gegen solche Schande erhebt Herder seine mächtige Stimme. In Deutschland soll wieder deutsch gesprochen werden, eine deutsche Literatur muß entstehen, welche aus dem deutschen Volk kommt und für das deutsche Volk geschaffen wird. So verlangt es Herder in einer seiner Abhandlungen:

„Und doch bleibt's immer und ewig, daß der Teil von Literatur, der sich aufs Volk bezieht, volksmäßig sein muß, oder es ist klassische Luftblase. Doch bleibt's immer und ewig, daß, wenn wir kein Volk haben, wir kein Publikum, keine Nation, keine Sprache und Dichtkunst haben, die unser sei, die in uns lebe und wirke. Da schreiben wir denn nun ewig für Stubengelehrte und ekle Rezensenten, aus deren Mund und Magen wir's denn zurückempfangen, machen Romanzen, Oden, Heldengedichte, Kirchen- und Küchenlieder, wie sie niemand versteht, niemand will, niemand fühlt. Unsere klassische Literatur ist Paradiesvogel, so bunt, so artig, ganz Flug, ganz Höhe und ohne Fuß auf die deutsche Erde."

Grenzen der Erfüllung

Jene andere klassische Literatur, die Herder für das deutsche Volk verlangt, ist damals bereits im Entstehen begriffen. Ihr klingen die aufrüttelnden Worte des geistigen Führers wie Erlösung. Goethe steht ja seit Straßburg unter seinem Einfluß, Schiller studiert an der Karlsschule, schon das Brausen und Gären des revolutionären Volksdramas in sich fühlend, Kleist ist noch nicht geboren, doch soll er den belebenden Atem des Herderschen Geistes in seiner Entwicklungszeit stark genug spüren. Sie alle gehen den Weg zur steilen Höhe des Genies, sie alle werden zu den bewunderten Geisteshelden des deutschen Volkes; nur ihr selbstloser Wegbereiter bleibt — von seinem „Cid" abgesehen — dem Volke ein Fremder. Das ist die besondere Tragik im Leben Herders. Wozu er die besten seiner Zeitgenossen anfeuert, das wird ihm selber versagt: Das Kunstwerk in des Volkes Herz aufzurichten. Zu sehr ist Herders Schaffen vom Gedanken beherrscht. Wie ätherische Wesen muten seine eigenen Dramen und Gedichte an, denen ihr Schöpfer eine Seele einhaucht, ohne daß er ihnen die Kraft des Fleisches und Blutes gibt. So vermögen sie weder zu leben noch zu sterben. Dagegen erreicht Herder in seinen Nachdichtungen von Liedern und Gesängen fremder Völker die höchste Ausdrucksfähigkeit der deutschen Sprache. Wie herrlich klingen die vierfüßigen Trochäen, wenn er die spanischen Romanzen vom großen „Cid" in unsere rauhe, nördliche Erde einwurzelt. Das ist Leben von unserem Leben, Blut von unserem Blut. Aus einer Welt hat Herder die andere gezeugt.

Das eigentliche Geheimnis seines Schaffens liegt darin begründet: Schon vorhandenes Leben neu zu entdecken, mit schöpferischem Geiste zu durchdringen und als eigene, höhere Daseinsform der Nation und Menschheit mitzuteilen.

Stimmen der Weisheit

Seine geistige Kraft ist unerschöpflich. Alle Fragen des Daseins beschäftigen ihn, für alle Fragen sucht er eine Lösung. Da spürt er dem Ursprung der Sprachen nach, entwickelt daraus die Entstehungsgeschichte der Menschheit und ihrer Religionen. Immer weiter dringt er in die Rätsel der menschlichen Seele ein, die ihm nur ein Gleichnis der Weltenseele ist, er forscht in der Literatur aller Völker vom Morgenland bis zum Abendland und holt sich Rat und Belehrung von den weisesten Männern Europas.

Kant bringt dem achtzehnjährigen Studenten die Grundbegriffe des Denkens bei, zur selben Zeit weist ihn der Magus des Nordens, Hamann, auf das Geheimnis der Sprachwerdung, Lessing und Winckelmann öffnen seinen Blick für die Kultur Griechenlands, von den Engländern und von Rousseau hat er die Verachtung des Unnatürlichen, und zuletzt regt ihn Goethe an, das, was er jahrzehntelang geschaut, erkannt und gedacht hat, in einem großen Meisterwerk wieder zu erschaffen. Seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" schlagen ihm die Brücken zur Ewigkeit.

Das Vaterland

Doch er will damit nicht nur die Geschichte der Menschheit schreiben, sondern auch die seines heißgeliebten Vaterlandes, dessen

Schicksal ihm die Ruhe der Tage und Nächte raubt. In dutzend und aber dutzend Länder sieht er es zerrissen, während jenseits der Grenzen ein Volk nach dem andern zum Nationalstaat erstarkt. Mit bebender Stimme ruft der Patriot:

„Wenn man aber die Jahrhunderte der deutschen Geschichte im ganzen betrachtet und diese mit der Geschichte anderer Völker vergleicht, so wird dennoch unleugbar, daß durch eine traurige Notwendigkeit, in welche das ganze Reich versetzt war, der Blick der meisten Kaiser, Fürsten und Edeln ganz auf etwas anderes hinzielt, als alle Glieder des Reichs zu einem Ganzen zu verbinden, das notwendig bei dem deutschen Charakter der erste Staatskörper in Europa, mithin ein Kaisertum geworden wäre, um dessen Krone man nicht in Rom betteln durfte. Den meisten Kaisern war kaum Zeit gelassen, für sich und ihr Erbland, geschweige für das gesamte Deutschland zu sorgen. Und so blieb Deutschland, was es über ein Jahrtausend gewesen und großenteils noch ist: ein Reich, das seine eigenen Kräfte nicht kennt, ein Volk, das alle anderen, nur nicht sich achtet, eine Nation, die durch tausendjährige Treue, durch Fleiß und Erfindung in allen Arten noch nicht dahin gekommen ist, sich die Hochachtung ihrer Regenten zu erwerben und sich eine Verfassung ihrer wert zu gründen."

Ruf in die Zukunft

So weckt Herder das völkische Gewissen der Deutschen. Und in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" ahnt er die Grundlagen der kommenden Verfassung bereits mit genialer Klarheit. Nur einen Staat wird es geben in Deutschland, das Volk, dem König wie Bauer gehören. Ohne in die Pöbelanarchie zu verfallen, wird es seine Geschichte selbst bestimmen, da Gott und die Natur weise Männer zur Führung des Staates berufen. Jedes Mitglied dieser Volksgemeinschaft hat ein gutes Recht, Patriot zu sein. Aber das ist nicht mehr ein eitler, herausfordernder, sondern ein geläuterter, friedlicher Bürgerstolz. Von solchen Männern wird das Vaterland geliebt, weil es schön, edel, wohlgeordnet ist. Sie haben weder Veranlassung noch Lust, sich um die Angelegenheiten fremder Völker zu bekümmern. Nur falls ein kriegslüsterner Störenfried den friedfertigen und ehrliebenden Volksstaat anzugreifen wagt, schlagen sie ihn mit der schärfsten Waffe der Selbstverteidigung zurück; wird doch jede „Nation, die sich selbst nicht verteidigen mag, bald ein Spott und Spiel aller Nationen".

Wer hat Deutschlands Zukunft klarer vorausgesehen? Wahrhaft, mitten unter uns weilt Herder, ein Rufer und Erwecker, ein Mahner und Prediger des deutschen Volkes.

An die Natur

Du schönes Land im Grunde,
Ihr Täler, goldgeschmückt:
Zur mittäglichen Stunde
Habt ihr mein Herz beglückt!
Der Erde reines Auge
Blickt auf mich liebesmild,
Daß ich Begeistrung sauge
Aus ihrem starken Bild.

Der Blumenblick der Wiesen,
Mit tausendfacher Lust,
Will in mich überfließen,
Erquicken meine Brust.
Der Bäume treuer Schatten
Winkt bruderfroh mir zu:
Auf unsern grünen Matten
Find süße Gottesruh!

Ich kam aus Stadt und Straßen,
Wo die Maschinen gehn
Und Räder eisern rasen
Und keine Blumen stehn:
Da darf ich mich erkräften
Bei euch, ihr Wies' und Flur —
Von wirren Weltgeschäften
Erlöse mich, Natur!

Friedrich Schnack

Im Hause der Dichtung

Das Reifenspiel

Von Peter Scher

Vroni ist ein Bauernkind,
Vroni schlägt den Reifen;
kann man es begreifen,
daß sie spielend hinweht wie ein Sommerwind?

Dorfweg auf und Dorfweg ab —
wie die Zöpfe fliegen!
Kühe schaun und Ziegen:
Herrlich, was die Kleine uns zum Besten gab!

Wenn die Sonne untergeht,
geht auch Vroni schlafen
und sie träumt von Schafen
die am Himmel weiden, wo der Vollmond steht.

Die Magd Nanni

Erzählung von

Maria Zierer-Steinmüller (Schluß)

Ein paar Tage war hierauf Frieden, bis die Mooshuberin eine Mark im Kasten vermißte und Nanni beschuldigte. Da tat die Magd die Schürze ab, warf sie zornig hin und rief: „I bin koa Diabin!" Sie rief Marei heran, das ihr zögernd und verwundert in die Kammer hinauf folgte. Droben wischte sie sich die rinnenden Tränen ab, packte die Habseligkeiten und stand in ein paar Minuten wieder vor der Bäuerin und forderte: „Mein Lohn zohl ma außa . . . i geh!"

Ohne einen sicheren Schuldbeweis, war es der Mooshuberin ungut, weil sie die tüchtige Magd verlieren sollte, und sie befahl: „Do bleibst, sog i!" Doch Nanni blieb halsstarrig und ließ nicht locker, bis sie das Ihre hatte; an der nun ebenfalls weinenden Bäuerin vorbei verließ sie das Haus.

Am Heckenweg hinter der Scheune grub Anderl gerade einen Baumstumpf aus. Der Mund stand ihm offen, und er lehnte die Hacke an den Wurzelstock, als er die Nanni im Sonntagsgewand daherkommen sah. „Wo aus denn, am helliachtn Werktog?" fragte er und streichelte Mareis Kopf.

Sie erzählte ihm von den Vorfällen der letzten Zeit, und er meinte sinnend: „Bist a arms



Kätchen unterm Hollunderbusch
(H. v. Kleist Das Kätchen von Heilbronn, 4. Akt, 2. Auftritt). Darsteller: Paul Hartmann und Käthe Gold
Aufn. Rosem. Clausen

Leut! Vui z'guat bist . . . heutz'tog muaßt sei wia der Teifi, sunst kimmst nit durchi!" Er wollte sie bereden, umzukehren, aber sie hielt stand, sagte, daß sie in ein Nachbardorf wolle, und er fragte: „Schreibst mir nacha, daß i woaß, wo d' bist?"

„Woaß nit! Wenn i der Weil hon, scho. Pfüad Godd", sagte sie und ging mit Marei geradean. Er sah ihr nach, wie sie unentschlossen dahinschritt, gleich einem Menschen, der kein Ziel hat. Er hätte noch mit ihr reden mögen, doch der Wurzelstock und Hackenstiel ihm zu Füßen schienen ihn auf den Fleck zu bannen.

Zwei Stunden entfernt suchte Nanni bei einem Bauern, dem Edhofer, Einstand. Der mageren und geistigen Edhoferin war vor Jahren der Erstgeborene gestorben und seither kein Nachwuchs gekommen. Als sie das Dirnlein

neben der ledigen Magd sah, sagte sie neidvoll und schroff: Wieda oane, dö 's nit hot derwartn kinna, bis voheirat' war! A liaderlichs Weiberts nimm i nit i mei Haus!" Doch der Edhofer entschied: „Tua nit so schiach, Kathi! Dö werd dingt! Punktum!" Gegen solche Worte wagte sie niemals einen Widerspruch; sie nahm die Magd auf, aber aus der zutiefst wurzelnden Verbitterung gab sie Nanni viele Stachelreden. Freilich war die Bäuerin bald froh um Nannis Tüchtigkeit, und auch das Marei wurde hier, wie im Mooshuberhof, kräftig mit herangenommen. Widerwillig anerkennend und begehrend streifte die Bäuerin oft das Marei mit den Blicken; trotzdem geschah es nicht selten, was im Mooshuberhof nie vorgekommen war, daß Marei zu Nanni sagte: „Muadda . . . hungern tuat mi!" Gelegentlich strich der Bauer im Vorbeigehen der Kleinen über das Gesicht und sagte einmal zu seinem Weibe: „Bringst gor koa Kind zuwa? Schaug d'Nanni o . . . dö ärmst Dirn is bessa dro . . .!" Dann hatte Nanni allen Grund, nach den Arbeiten außerhalb des Hauses zu trachten.

Da aber war Girgl, der Knecht, ein schiefgewachsener, halsstarriger Bursche mit listigem Gesicht; der strich an ihr vorbei, so oft es anging. Schon in den ersten Tagen hatte sie sich gegen ihn wehren müssen und gedroht: „Mei Ruah laß ma! Dem Bauan sog i's!" Doch Girgl lachte nur und sagte: „Nacha schmeißt di d'Bäurin aa mit außa!" Daran zweifelte Nanni nicht und bangte davor, abermals zu wandern, da sie kaum Fuß gefaßt hatte. Dann war ein Tag, wo sie mit Girgl auf der Tenne das Heu abladen mußte. Hart kämpfte sie gegen ihn, mit der ganzen Körperkraft, der Vernunft, und unterlag zuletzt doch. „Muaßt mi heiratn", klagte sie, und er suchte ihre Tränen und die Angst leichthin zu beschwichtigen.

So oft sie in den folgenden Wochen und Monaten die Edhoferin satt und sicher am Tisch sitzen sah, war sie gedrängt, ihr Gutes zu sagen, als käme damit von der Geborgenheit der Frau auch etwas auf sie. Ein zages Tasten nach Heimat lag in ihren Worten, wenn sie während einer Arbeit in der Kuchl der Bäuerin erzählte, daß jetzt die braune Kuh wieder mehr Milch gäbe, und daß sie in der Streu ein Nest voll Eier gefunden habe. Ihre Bewegungen wurden allgemach langsamer und müde, und beim Melken, wenn sie den Kopf an den warmen Körper der Kuh gelehnt hatte, gingen ihre Gedanken lastbeschwert reihum. Einmal ließ sie die Hände an den Schoß sinken, als horche sie, und murmelte: „Ja, ja . . . es kimmt holt . . .!" Die andern im Haus machten bereits Witze, und Girgl war kaum auf ein Wort mehr zu erwischen, selbst nicht wenn eine Arbeit sie zusammenführen wollte; denn ihr Gejammer war ihm zuwider. Die Verzweiflung packte sie oft, wenn sie an die Zukunft dachte, sie betete nachts ein Vaterunser um das andere, daß der Herrgott es recht mit ihr füge.

Die Kartoffelernte war eingebracht, die Tage neigten sich schon Ende Oktober zu, als ihr einmal am Spülschaff schwach wurde; sie ging in ihre Kammer hinauf und lehnte dort matt am Kasten. Aber die Ederhoferin kam ihr nach, tastete sie mit unbarmherzigen Blicken ab und erkannte. Der Haß überfiel die Bäuerin, weil ihr versagt blieb, was der Magd von der Natur so selbstverständlich gewährt wurde. Ein greller Verdacht schoß ihr auf einmal durch das Gehirn, da ihr des Bauern Wohlwollen für die Dirn und seine Worte einfielen: „Dö ärmst Magd . . . schaug d'Nanni o!" Und sie schrie: „Wer is nacha der Vadda . . . wui i wissn!"

Nanni sagte tonlos: „Dös geht dir gor nix o!"

„In meim Haus? Werd mi schier ebbas ogeh, moan i!" rief die Edhoferin, während ihr Verdacht jäh verblich, denn sie mußte sich sagen, daß die Dirn sicher ihre Rechte geltend gemacht hätte. Trotzdem schrie sie weiter: „Außa . . . außa, sog i! Glei jetza auf der Stell! Vergreifa kunnt i mi an dir!"

Nanni wurde blaß. „Bäurin . . . laß mi no arbatn, bis . . .", sagte sie. „Hon i nit g'arbat' für zwoa!"

„Und 's Marei hot gessn für drei", fuhr die Edhoferin dawider.

Die Dirn erkannte die Trostlosigkeit ihrer Lage. Würde sie auch noch bleiben können, die schlechten Tage würden doch nicht mehr ausgehen. So rief sie aus dem Fenster nach Marei, das sogleich kam, und die Edhoferin ging scheltend in die Kuchl hinab. Es regnete strichförmig aus eintönig grauem Himmel. Marei hatte kein gutes Gewand mehr, und die Stiefel waren zerrissen. Es fragte verwundert: „Genga ma furt, Muadda?"

„Ja", sagte sie sinnierend und schlichtete ihre Habe in die Pappschachtel.

„Es regnt ja, Muadda", wandte Marei ein.

„Tuat nix", erwiderte sie in gleichgültigem Ton.

„Muadda, wohi genga ma? Genga ma zum Mooshuabahof?" begehrte die Kleine zu wissen.

„I woaß nit", sagte die Magd. Dann waren sie fertig und gingen die Stiege hinab. Marei neben sich, die Habseligkeiten in der Schachtel, belastet von ihrer Fruchtbarkeit, schlug Nanni den nassen Feldweg ein, ohne zu wissen, wo sie diese Nacht verbringen sollte.

Nach zweistündigem Wandern, als es bereits zu dämmern begann, stand sie auf dem Hügel vor dem Mooshuberhof und schaute zwischen den Tannenstämmen hinab auf das Haus, in dem bereits die Kuchlfenster erleuchtet waren. Vom Kamin stieg der Rauch kerzengerade in den grauen Himmel, denn es hatte zu regnen aufgehört. Nanni sah im Geist eben die Bäuerin, wie sie den Kindern und Dienstleuten das Abendessen hinstellte, und dachte:: „Werd mi nit braucha kinna." Sie fragte sich, wie es den Mooshuberkindern wohl ging. Jetzt sah sie ein, daß die Mooshuberin doch mehr Herz im Leib gehabt hatte als die Edhoferin; Marei hatte dort nie hungern müssen. Der Arm war ihr steif, und Marei klammerte sich müde an ihre Rockfalten. Plötzlich wurde ihr leichter um die Seele, denn es fiel ihr ein, daß sie sich in den Heustadel schleichen konnten, um dort zu nächtigen, und sie gingen den Pfad hinunter.

Bald standen sie vor dem Stall, und sie schaute durch das Fenster. Die Stalldirn kehrte den Laufgang, und Anderl breitete frische Streu. Sie schickte Marei hinein, daß es den Knecht hole.

„Jessas, 's Marei! Wo is nacha dei Muadda?" hörte sie ihn fragen, als ihn das Kind an der Hose zupfte.

Dann standen sie mitsammen hinter der Scheune. Nanni bat unter rinnenden Tränen den Knecht um Rat, sie wußte weder aus noch ein, gestand ihre neue Not, und er fragte gepreßt: „Hoſt eahm recht gern, den . . . den . . .?"

Da haspelte sie heftig hervor: „Gern hobn? Den?! Umbringa kunnt i eahm! Nit a Viertlstund no hon i den gern g'habt!"

Da war der Anderl wie ausgewechselt, fuhr Marei über den blonden Haarschopf und sagte glücklich: „Nacha is ja guat! Nacha brauchst nit jammern! Wenns d' holt nacha mi heiratn tatst!" redete er drängend auf sie ein.

Sie weinte aus Rührung. Eine tiefe Ruhe, ein Rastempfinden kam über sie und ein sehnsüchtiger Drang, ihm das wiedergewonnene Vertrauen zu zeigen. Aber die Zunge war schwer, und sie glaubte auch, ihn nicht zu verdienen. „Auslachn tatn di d'Leut", sagte sie leise, „wenn d' a Dirn nimmst mit zwoa ledige Kinda."

„Dös geht nacha koan Menschn nix o", entgegnete er. „Mir san deine Kinda grod so vui wert wia du, wenn's d' mi mogst!" Er schilderte ihr, wie gut sie es haben würden. Sie konnten im Mooshuberhof weiterarbeiten, und vielleicht reichte es später einmal zu einem Häuschen. Alle Bedenken wurden allmählich niedergedrückt. Sie nickte nur ständig zu seinen Worten, denn sie konnte an die Wendung noch immer nicht glauben. Er riet ihr, vorläufig wieder bei der Bäuerin einzustehen, denn die hatte erst diesen Tag wieder gejammert: „Dane wie d'Nanni kriag i nimma! Glei tat i s' wieda nehma!" Er war wie ausgewechselt und drängte sie ins Haus.

Wie das erstemal stand auch jetzt Nanni unter der Kuchltür, an der Rechten das Marei, in der Linken die Pappschachtel, als die Bäuerin sie erschaute. Der Kochlöffel entfiel ihr fast, und sie sagte: „D'Nanni? Möchst mi ebba aufsuacha?"

„I tat di frogn, Bäurin . . . ob d' mi wieda aufnimmst", sagte die Magd, aber keineswegs unsicher, weil sie im Fletz draußen den Anderl stehen wußte, und sie fügte hinzu: „Bis der Anderl und i z'heiratn kemma!"

Die Augen der Bäuerin wurden rund; sie erkannte, daß die andere gesegnet ging, und seufzte: „O mei . . !" Dann sagte sie: „Hättst nit so hanti sei braucha ehmals! Hättst nit auf und davolafa braucha! Ma werd do no a Wörtl redn derfa, moan i! Trog dei Sach in d'Kamma auffa, und nacha trogst d'Schmalzhäfa in Kella oba!"

Nanni atmete auf, daß der Spenzer zwischen den Knöpfen klaffte. Sie hatte ein versonnen friedliches Schauen. Dann hieß sie Marei die Habseligkeiten in die Kammer tragen, streifte die Ärmel auf und griff an, was ihrer harrte.

Romantisches Amerika

Die Nordwestpassage

„Die Nordwestpassage ist in der Phantasie aller Menschen der gerade, der kürzeste Weg, der zum Ruhm führt, zu Glück und Romantik . . ." Sie ist der kürzeste Weg nach den Reichtümern Chatays (Chinas), ist durch die Jahrhunderte das ehrgeizige Ziel kühner englischer Seefahrer gewesen; wem die Entdeckung gelang, hatte gewaltigen Lohn zu erwarten, die Erfüllung all jener Glücksträume, die ein nie erlöschendes irdisches Erbteil der Menschen sind.

In jenen düsteren Zeiten, als in den Neuenglandstaaten Nordamerikas als Folge der Verbrecherdeportation noch eine Gesetzlosigkeit herrschte, die die Armen und Ohnmächtigen rechtlos der Gewalt willkürhafter Brutalität ausgeliefert hielt — um 1750 — wurde der junge begabte Maler Towne gezwungen, in die Wälder zu fliehen, zu Major Rogers, der mit seinen berühmten „Streifern" im Fort Crown Point am Champlain-See lag. Towne wurde wider Willen Soldat; weil er schreiben und zeichnen konnte, sozusagen der Adjutant des Majors und später sein Freund. Schon einen Tag nach seiner Ankunft brach der Trupp auf, um die einige hundert englische Meilen nordwärts gelegene Indianerstadt St. Franziskus endgültig zu zerstören und die englischen Siedler von einer ständig drohenden furchtbaren Gefahr zu erlösen. Es waren die Zeiten, da die kanadischen Indianer, verbündet mit den Franzosen, im Kampf um die Vorherrschaft auf dem amerikanischen Kontinent lagen.

Und so begann denn nun dieser mühselige Todesmarsch durch die endlosen Meere der wilden Wälder, Wochen und Wochen durch wabernde, moskitoverseuchte Sümpfe, über den breiten St.-Franziskus-Strom. Die Boote mit dem Proviant waren von den nachdrängenden Franzosen aufgefunden und beschlagnahmt worden, die Zufuhr war abgeschnitten, Wild gab es keins, Hunger, Durst, Krankheit forderten das Letzte an Kraft, stellten unmenschliche Anforderungen an die Männer, die trotzdem, wenn auch fluchend und stöhnend, durchhielten; die Stadt wurde verbrannt, die anwesenden Indianer bis auf ein paar Frauen und Halbwüchsige hingeschlachtet. Der Rückzug war, wenn möglich, noch höllischer. Denn wer erschlaffte oder den Weisungen des Majors nicht haargenau folgte, fiel den plötzlich überall auftauchenden, rachedurstigen Feinden in die Hände und wurde bestialisch ermordet.

Major Rogers, eine geschichtliche Gestalt, wird als echter Soldat und Führer geschildert: ein Riese von fast hellsichtiger Klarsicht, bedingungsloser Treue und Hingabe für seine Leute, stählernem Willen, unauslöschlicher Kraft und scharfsinnigster Klugheit. Aber als er, mit Undank belohnt, aus dem Militär ausschied, zeigte er sich als ebenso maßloser Phantast und Glücksjäger ohne Skrupel — ein Vollmensch im Guten und Bösen . . . Towne, der nach London gereist war, um unter Hogarth zu malen und sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, begegnete ihm unverhofft: im Glanz unwahrscheinlichen Reichtums, in Verbindung mit den ersten politischen Männern Englands, Bücher schreibend, Pläne schmiedend und grenzenlose Schulden machend. Aber Rogers erreichte, was er sich vorgenommen hatte: er erhielt das Privileg zur Auffindung der Nordwestpassage und die Ernennung zum Gouverneur von Michilimachinak zwischen dem Huron-, dem Oberen und dem Michigan-See. Von hier aus hoffte er, sich auf seine Freundschaft mit dem berühmten Indianerführer Pontiac stützend, nach Westen vordringen zu können, um den Transportweg nach dem Pazifik zu finden. Towne begleitete ihn, um Indianer zu malen.

Der Plan mißlang, scheiterte an Mißgunst und Neid des Generals Johnson und dessen Freunden, und Towne, nach der überraschenden Gefangennahme Rogers' nach London zurückkehrend, sah ihn erst später, verfallen, krank, immer noch in Plänen fiebernd, im Schuldgefängnis wieder. Dann verlor er ihn aus den Augen. Kurz hinterher brach der Krieg zwischen den amerikanischen Kolonien und England aus.

Kenneth Roberts gibt ein nahezu umfassendes Bild jener Epoche. Den Stoff, den es zu gestalten galt, ist groß, menschlich, geistig, geschichtlich; die Schilderung des Todesmarsches ist vollendet, so dicht, so plastisch, fiebernd von Leben, daß es schwer fallen mußte, den zweiten Teil des Buches auf gleicher Höhe zu halten. (Paul List Verlag, Leipzig, 610 S., RM 7.80.) O. E. H. Becker

Kentucky — große Weide

Elizabeth Madox Roberts, mit Fug als Amerikas größte Dichterin geltend, erzählt in ihrem Roman „Kentucky — große Weide" (S. Fischer Verlag, Berlin. 286 S., RM 6.50), dessen poetische Schönheiten der Übersetzer Richard Möring zu erhalten gewußt hat, aus der Frühzeit der Kolonisation ihrer „Wiesenheimat". Die Tochter einer eingewanderten Puritaner-Familie folgt einem Urwaldpionier in eins der am weitesten vorgeschobenen Forts, in dessen Umgebung noch Indianerüberfälle an der Tagesordnung sind. Als die Mutter des Mannes von Rothäuten skalpiert und getötet wird, gelobt der Sohn feierlich Rache. Der Name des indianischen Anführers ist ihm bekannt, und er zieht aus, um jenen persönlich zu strafen. Mehrere Jahre verstreichen darüber. Die Kunde kommt, er sei getötet worden. Schließlich heiratet die zurückgebliebene Gattin, die jedermann für eine Witwe ansieht, von neuem, da in der Wildnis eine Frau nicht allein zu leben vermag. Die unerwartete Rückkunft des Totgesagten aber führt zu einer Auseinandersetzung von bestürzender Strenge und Würde, in der die Dichterin die Gefühle und Empfindungen ihrer Menschen feinsinnig und erschütternd klärt. Hansgeorg Maier

Im Dienste der Menschheit

Von H. W. Keim

Vom Wesen und Beruf des Arztes erzählt Anton Coolens Roman „Die drei Brüder" wie der des Engländers A. J. Cronin „Die Zitadelle". Aber sie fassen den Gegenstand so verschieden an, daß der eine gerabezu als eine Ergänzung des andern angesehen werden könnte. Der Holländer Coolen ist Gestalter und Dichter; Cronin ist ein sozialer Schriftsteller. Was dieser im Verlauf seines streng thematisch gearbeiteten, problemreichen und mutigen Buches als Forderung an den rechten Arzt herausstellt, daß er nämlich aus dem Herzen und nicht aus gewinnsüchtiger Absicht seinen Beruf betreibe, ist für Coolens Buch die Voraussetzung. Denn die Männer seines Romanes sind echte Jünger des Gottes Äskulap, aus innerer Berufung müssen sie helfen und heilen, und sie treffen dabei das Richtige mit der instinkthaften Sicherheit derer, denen — wie dem großen Paracelsus — die inwendige Natur selber die Erkenntnisse weist und das Verhalten bestimmt.

Coolens Roman, obschon ein in sich abgeschlossenes Werk, steht insofern mit seinem früheren Buch „Das Dorf am Fluß" in Verbindung, als der Arzt Tjerk van Taeke, der dort zwischen den dörflichen Gestalten erscheint, nunmehr im Zusammenhang seiner Sippe auftritt. Mit dem Vater Friso van Taeke, der ein Friesländer war und von dessen wildem Wesen und erstaunlichen Kuren noch lange nach seinem Tode die seltsamsten Geschichten unter den Leuten umgingen, beginnt die Erzählung. Als er als junger Mann mit seiner zarten Frau, der die friesische Tracht entzückend stand, und seinen drei Buben in einer Art karnevalistischen Aufzuges in sein Dorf einzog, hatte er gleich aller Herzen gewonnen. Auf einem englischen Hunter, in kurzer Kutte und hohem Hut, pflegte er seine Kranken zu besuchen und sich leutselig mit ihnen zu unterhalten. Aber er konnte auch hochmütig und kalt dreinschauen, daß man nicht gern mit ihm länger als nötig zu tun haben mochte, und gelegentlich trank er so unbändig, daß Frau und Kinder und vor allem die Patienten ihm aus dem Weg gingen. Doch wenn ein Kind geboren wurde, war er zart und geduldig, seine langen, feinfühligen Hände linderten auch den wildesten Schmerz, und wenn das Kind glücklich ans Licht des Lebens gebracht war, zog er stets feierlich seinen hohen Hut, den er während des Vorganges auf dem Kopf hielt, und grüßte das junge Wesen: Salve vita!

Sommers segelte und schwamm er mit seinen drei Jungen, und winters nahm er sie mit auf das Eis und zur Entenjagd, so daß die Kerlchen wild und kühn wie die Teufel wurden. Der Vater aber war wie die Natur selber, so stark und sicher und gewaltig, und darum mochten ihm auch solche Kuren gelingen, die keinem der Groninger Professoren einfielen.

So ziehen die Jahre dahin; Leben und Tod wechseln im ewigen Reigen. Aber das Leben treibt unter solcher Pflege mehr Früchte, als der Tod ernten mag. Die drei Brüder wachsen heran, und nachdem der Vater ihre Hände sorgfältig geprüft hat, ob sie zu dem Beruf taugen, studieren alle drei die Heilkunde. Tjerk, der als erster die Prüfung besteht, geht dann in ein Dorf an der Maas, einen Freund seines Vaters zu vertreten — dort schildert ihn das Buch „Das Dorf am Fluß"; später macht Evert, der zweite, das Examen. Doch Wobbe, der dritte, schwenkt von dem vorgesetzten Beruf ab. Das soziale Elend und die seelische Not, die er um sich sieht, treiben ihn rastlos ins Weite. Als Kohlentrimmer sucht er sich selber zu entfliehen oder auch ein Glück zu finden. Selten schreibt er, sehr selten findet er den Weg zu den Eltern und den Brüdern; allein inwendig bleiben sie sich immer gegenwärtig. Denn das einige Wesen ihres Blutes altert nicht. Tjerk läßt sich in dem Dorf an der Maas für immer nieder, Evert wird Arzt im brabantischen Kempenland jenseits der Grenze. Er ist ein gewaltiger, ja gewalttätiger Mann, charakterstark bis zur Härte; als ihm seine junge Frau untreu geworden ist, verläßt er sie und die kleine Doutje und geht über See. Mareike, so heißt die Doktorsfrau, zieht mit der Tochter nach Rotterdam zu ihrer

Schwester zurück. Längst hat die alte, tiefe Liebe zu ihrem Mann wieder von ihr Besitz ergriffen, und nun wartet sie, wartet die Tochter, daß der Vater heimkehre mit einem der großen Schiffe, die am Hafenkai festmachen. Daß seine Briefe jahrelang von der Schwester der Mutter unterschlagen sind, bis der Vater des vergeblichen Schreibens müde wurde, erfährt Doutje erst, als die Mutter aus Gram längst gestorben ist.

Inzwischen ist auch Tjerk van Taeke alt und nachdenklich geworden. Die Gicht plagt ihn, und deshalb nimmt er mit einem lebensstrotzenden, fürstlichen Mahl, wie es nur in jenen gesegneten Landen gefeiert werden kann, von seinem Beruf Abschied. Dann reist er in sein friesisches Heimatdorf, sich auf dem Friedhof am Meeresstrand ein Grab zu kaufen und mit seinen freigeistigen Humanisten, dem starken Buch der Bibel und dem ätherischen Geist des Novalis seine letzten Jahre zu verbringen.

Als er den Tod in sich fühlt, läßt er seine Söhne kommen. Des Nachts wirft ihn ein tödlicher Anfall nieder. Doch Tjerk kämpft sich wild aus den Kissen hoch.

Mit dem letzten Aufschwung suchte er der Schmerzen Herr zu werden, mit einer instinktiven Auflehnung bäumte er sich auf, um hier vor seinen Söhnen nicht zerbrochen und zerschlagen und schwach in seinen kraftlosen Armen zu hängen. Seine Hände suchten die Lehnen des Sessels, glitten ab, tasteten von neuem nach einem Halt. Und plötzlich, erst auf den rechten Arm sich stützend, stand er aufrecht vor ihnen, so groß wie sie. Mit weit offenen Augen sah er sie an, in unfäglichem, grenzenlosem Staunen. Der Mund öffnete sich. Tjerk van Taeke sagte seine letzten Worte: „Ein Mann muß im Stehen sterben! Gott segne euch alle!"

Noch ehe er umsank, hatten die Söhne den Toten in ihren Armen aufgefangen.

Der so starb, war als Mensch so groß und gewaltig wie als Arzt mächtig und gesegnet. Sein einheitliches, urkräftiges Wesen hatte er sich allen Spannungen seines Innern und allen Ereignissen des Lebens zum Trotz unversehrt erhalten können. Er gehört zu den freien, ihrer selbst ganz sicheren Vollmenschen, die in den Romanen der niederländischen und flämischen Dichter an den Ufern der Maas, der Schelde und der Nethe wie heroische Reste einer weiträumigen Vergangenheit in eine enge Zeit hineinragen.

Anders ist das Format und der Vortrag in Cronins Roman „Die Zitadelle". In ihm geht es nicht um die Gestaltung dichterisch ergriffenen Lebens, sondern um eine These und ein Problem. Denn das Buch geißelt in einer bewegten, figurenreichen Handlung die Zustände, die sich im Ärzteberuf in England herausgebildet haben, und deutet die Richtung an, wie solchen Mißständen abzuhelfen wäre: ein Tendenzbuch, so packend geschrieben, daß es den Leser wie ein Stück Leben selber ergreift und zur Stellung zwingt.

Der Held im leibenden und tätigen Sinne ist der junge Arzt Andrew Manson, der in einem öden waliser Bergwerksnest den schweren Weg eines Hilfsarztes bei einem Zechenarzt betritt, unter Schikanen und Enttäuschungen sich sein Berufsideal herausbildet, nämlich die veraltete Schulmedizin an der Natur zu verjüngen, in einem Leidensgenossen, dem tüchtigen Chirurgen Denny, einen treuen Freund und in der zierlichen Christine Barlow seine tapfere Frau gewinnt.

Ist schon hier das System der Ausnutzung des jungen Arztes durch seinen Brotgeber, der Kundenfang der Kassenärzte, das Rezeptieren um des Gewinnes willen, Neid und Scharlatanerie dem Anfänger so widerlich nahegetreten, daß er im glühenden Eifer seiner idealen Berufsauffassung sich offen dagegen aufgelehnt hat, so wird ihm in dem Städtchen Aberalaw, wohin man ihn bald beruft, die Geldgier und die Untüchtigkeit seiner Berufsgenossen noch mehr bemerkbar. Mit heiligem Ernst kämpft der junge Arzt, gläubig und zäh von seiner jungen Frau unterstützt, für sein Ideal, nichts anderes zu wollen als dem leidenden Menschen zu helfen. Er macht Prüfungen, die ihm einen höheren wissenschaftlichen Grad eintragen, arbeitet über Berufskrankheiten der Bergleute, gewinnt sich in seinem Kampf gegen Stumpfsinn, Vorurteil und niedrige Gesinnung langsam Boden, muß aber schließlich, obschon er sich in dem Städtchen ein paar treue Freunde erworben hat, weichen.

In London wird er beamteter Arzt; allein außer einem einzigen lebendigen Geist, den Hilfsarzt Hope, trifft er in seinem Amt so starre Menschen und Zustände an, daß er beschließt, seine geringen Ersparnisse lieber an den Kauf einer Praxis zu wagen, als diesen Trott weiter

mitzumachen. Schließlich findet er in einer schlechten Vorstadt Londons ein elendes Haus, wo der verstorbene Besitzer eine Praxis betrieben hat. Er kauft es und damit sozusagen die frühere Klientel dazu. Und nun bekommt die Sucht, reich zu werden, Macht über ihn. Er bemerkt, wie andere skrupellos ihr Glück machen. Ihnen beschließt Dr. Manson nachzueifern. Ein Studienfreund weiht ihn in das verruchte Verfahren ein, wie Ärzte auf Kundenfang ausgehen, sich reiche Kranke zuschieben und sie festhalten, einen unredlichen Handel mit den von ihnen ja selber verabreichten Medikamenten treiben, kurz ihren Beruf als ein ausgeklügeltes Geschäftsunternehmen behandeln. Vergessen seine wissenschaftlichen Überzeugungen und Forschungen, seine hohen Ziele, sein kämpferischer Mut!

Er jagt nach Ansehen, Verbindungen, Erfolg, Geld. Und er hat Erfolg, schnell wird er reich. Allein sein Geist verödet darüber, und seine freie Seele erstickt in Eitelkeit und Selbstsucht. Seine Frau leidet unsäglich neben ihm, den sie einst so hoch bewunderte; doch er hat nicht die Zeit, sie zu beachten. Ihn hat das Fieber der Goldgräber ergriffen. Frauen der reichen Londoner Gesellschaft suchen ihn auf, und nicht bloß als Arzt nehmen sie ihn in Anspruch. Man fängt an, ihn zu beneiden.

Da trifft ihn ein schwerer Fehlschlag. Ein Patient, den er leichtsinnig einem Scharlatan von Chirurgen ausgeliefert hat, stirbt während der stümperhaft ausgeführten Operation. Eine bis zu den Wurzeln seines Lebens dringende Erschütterung ergreift ihn. Der Blinde ist sehend geworden, im letzten Augenblick rettet er seine Seele vor dem Untergang. Er verkauft seine Praxis, er wird anderswo von neuem beginnen. Da raubt der Tod ihm plötzlich seine Frau, mit der ihn endlich wieder das Glück der frühen Ehejahre verbunden hat. Er nimmt den Schlag verzweiflungsvoll als eine schwere Rückzahlung für vielfache Schulden hin.

Mit Denny und Hope wird Andrew Manson irgendwo in der Provinz ein Hospital eröffnen, nicht solcher Art, wie sie in London, mitten im Verkehr der Weltstadt, stehen, verfallend, veraltet und heillos teuer, sondern ein helles Haus in reiner Luft, in dem sie drei kameradschaftlich nebeneinander ihre Fälle behandeln und sich gegenseitig helfen, wo einer allein nicht durchkommt. So werden sie schaffen, der leidenden Menschheit zu Nutz und Frommen, und nicht mehr dabei gewinnen, als ihres Leibes Notdurft es verlangt.

Was die van Taekes in Coolens Roman durch Generationen betreiben, in Cronins Anklageschrift wird es als das Ziel für die Ärzteschaft eines ganzen Landes, wird es als große reformatorische Tat gefordert

Zwischen den Zeiten

Seinem ausgezeichneten Buch über England („England heute und morgen“, s. Weltstimmen, Jg. 1938, S. 445 ff.) hat Kurt von Stutterheim nun die Beschreibung seines Lebens folgen lassen: „Zwischen den Zeiten“ (F. A. Herbig, Berlin, 326 S., RM 6.80). Obwohl er erst im Jahre 1888 geboren ist, fühlt sich der Verfasser doch sehr als Sohn des neunzehnten Jahrhunderts. Die Umwelt seiner Kinder- und Schuljahre war eine schöne ländliche Besitzung seiner Eltern in der Nähe der stillen Stadt Koburg. Ein schweres Nerven- und Gehirnleiden zwang den Vater, die Offizierslaufbahn bald aufzugeben und machte ihn vierzig Jahre lang zum Märtyrer. Die Mutter erblindete schon als junge Frau. So lag ein tiefer Schatten über der Jugend des sonst unter bevorzugten Bedingungen Heranwachsenden. Seine aus großartigen Verhältnissen stammende baltische Großmutter tat alles, um das Leben des Enkels zu verschönern.

In Heidelberg wurde er bei den Sachsen-Preußen aktiv; er merkte aber bald, daß weder seine Gesundheit noch sein Selbstbestimmungstrieb den strengen Anforderungen des exklusiven Korps gewachsen war. Er meldete sich als Einjähriger, wurde aber als völlig dienstuntauglich zurückgewiesen. So lernte er das Fehlschlagen berechtigter Hoffnungen schon in jungen Jahren kennen. Eine lange Erholungsreise nach Italien und ein mehrjähriges Studium der Philologie in München ließen ihn geistig heranwachsen, in dem Gelehrtenstädtchen Tübingen erwarb sich der vielfach Begabte zur besonderen Freude seines Vaters den Doktortitel. Einem kurzen Anlauf zum Theaterfachmann machte der Ausbruch des Weltkrieges ein Ende. Er machte sich nun als Hilfsarbeiter auf der Kreisdirektion in Straßburg nützlich, bis die Franzosen ins Elsaß einzogen.

Nach dem Krieg fand er seine eigentliche Lebenslinie als Korrespondent des Berliner Tageblatts am Rhein, an der Ruhr und dann in England. Diese Tätigkeit gestattete ihm einen wesentlichen Teil des Weltgeschehens aus nächster Nähe zu beobachten, wie sich auch hier von neuem erweist.

Hans Härlin

England in einem Mann

C. S. Forester / Der Kapitän

Von Hansgeorg Maier

In dem neuen Roman des englischen Schriftstellers Cecil Scott Forester, von dem die Leser der „Weltstimmen" bereits den bedeutsamen Roman „Ein General" ausführlich kennengelernt haben, wird das Charakterbild eines englischen Marineoffiziers entworfen, der mit manchen seiner Eigenschaften bezeichnende Wesenszüge seines Volkes vertritt. Nicht die überragende und einmalige Größe eines Nelson, sondern einen trotz aller Tüchtigkeit weit eher zum Durchschnitt rechnenden Schiffsführer bringt Forester dem Leser nahe: — die Persönlichkeit eines tapferen, auch schwierigen Lagen nie bänglich ausweichenden Soldaten, der sein inneres Gleichgewicht vielmals aufs neue sich erkämpfen muß und alles in allem wahrhaftig kein Ausnahmemensch ist.

Fesselnd wird die während der napoleonischen Kriege abrollende Handlung vorgetragen, und sehr lebendig ist die eigenartige Technik damaliger Seegefechte geschildert. Die besondere Spannung des Romans erwächst indessen aus der klug gesteigerten Erhellung des seelischen Erlebens, das mit ungewöhnlicher Kraft und Feinheit verdeutlicht wird. Ein weiterer Reiz des Buches stammt von jenem oftmals drastischen, doch niemals verletzenden oder gar verkleinernden Humor her, der in seiner seltsamen Mischung von Menschenfreundlichkeit und Sarkasmus eine englische Eigentümlichkeit darstellt.

Aufs ganze besehen gibt der Roman „Der Kapitän" im Gewand einer stets bildhaften und nie weitschweifigen Erzählung, die durch eine sicher geprägte Frauengestalt eine wesentliche Bereicherung erfährt, eindringlich und abgeklärt ein ansehnliches Stück „England in einem Mann".

Einige Zeit vor dem Abschluß jenes Bündnisses, das England und Spanien gegen Napoleon vereint hat, befindet sich Seiner Britischen Majestät Fregatte „Lydia" auf dem Weg nach Spanisch-Amerika. Die Admiralität hat dem Kapitän einen geheimen Auftrag erteilt, über den er sich erst in gehöriger Entfernung vom Mutterland aus einem bis dahin versiegelten Schreiben unterrichten darf. Der Geheimauftrag sieht die Unterstützung mittelamerikanischer Rebellen vor, die sich gegen die spanische Kolonialherrschaft erheben wollen. Ihr Unternehmen soll vom Kapitän der „Lydia" gefördert und zugleich den englischen Interessen im Stillen Ozean dienlich gemacht werden.

Der Kapitän der „Lydia" begreift, daß seine Aufgabe unter widrigen Umständen sich als sehr undankbar erweisen kann. Entsprechend dem geheimen Charakter des an ihn ergangenen Befehls zieht er keinen seiner Offiziere ins Vertrauen. Überhaupt bringt er während der sieben Monate dauernden Reise kaum ein außerdienstliches Wort über die Lippen. Als er in Verfolg seiner Mission sein Schiff auf dem Weg über Kap Horn aus dem Atlantik in den Stillen Ozean lenkt und dabei mit Vorbedacht elf Wochen lang nicht den kleinsten Zipfel Land sichtet, weil sein Unternehmen den Spaniern nicht vorzeitig ruchbar werden soll, begräbt sich dieser peinlichst auf Selbstbeherrschung bedachte Kapitän Horatio Hornblower nur noch tiefer in einem Schweigen, das nach außen seinen unerschütterlichen Gleichmut bezeugen soll. Und als es ihm dann gelingt, seinem Vorhaben gemäß und doch halb und halb wider sein Erwarten erst wieder in die Sehweite der Küste zu kommen, da er das eigentliche Ziel seiner Fahrt, die Bucht von Fonseca, in der Tat richtig angesteuert hat, nimmt er diese für damalige Verhältnisse sehr beachtliche navigatorische Leistung auch vor sich selbst als eine Selbstverständlichkeit hin.

Unbehelligt läuft die „Lydia" in die Fonseca-Bucht ein. Sogleich wird die Verbindung mit den Rebellen und ihrem mehr einem Pascha denn einem Feldherrn ähnlichen Oberhaupt hergestellt. Erst als die englischen Waffen längst an die Aufständischen verteilt und die Lebensmittelvorräte der „Lydia" wieder reichlich ergänzt sind, taucht ein spanisches Küstenwachschiff auf. Hornblower weiß, daß es sich um die mit fünfzig Kanonen bestückte „Natividad" handelt, die der „Lydia" erheblich überlegen ist. Trotzdem entschließt er sich zum Angriff. Im Schutz nächtlicher Dunkelheit setzt er einen Feuerüberfall der „Lydia" auf die „Natividad" ins Werk, bei dem der Gegner überrannt und geentert wird.

Sowie der Anführer der Rebellen von der Überwindung der „Natividad" vernimmt, bemüht er sich seinerseits, in den Besitz des eroberten Schiffes zu gelangen. Vergeblich versucht

Hornblower, sich diesem Verlangen zu entziehen. Es bleibt ihm nichts übrig, als mit der „Lydia" die Aufständischen zu begleiten, die auf der „Natividad" die Küste entlang nach dem Hafen La Libertad segeln, der sich ihnen bald öffnen muß, und von dort landeinwärts nach San Salvador ziehen, ohne das ehedem spanische Kriegsschiff wieder freizugeben.

Um seiner Mannschaft einen Ersatz für die Prisengelder zu verschaffen, die sie sich durch die Eroberung der „Natividad" verdient hat und die infolge der Übernahme des Schiffes durch die Rebellen wieder hinfällig geworden sind, fährt Hornblower mit der „Lydia" in den Golf von Panama, um das eine oder andere der dort häufig anzutreffenden Perlenfischerschiffe zu kapern.

Vor Panama begegnet die „Lydia" einem spanischen Lugger mit weißer Parlamentärflagge. Ein spanischer Offizier begibt sich an Bord und eröffnet Hornblower, daß zwischen England und Spanien neuerdings ein Bündnis abgeschlossen sei. Drei Briefe werden Hornblower übergeben. Der eine enthält neue Weisungen von Hornblowers Vorgesetzten und bestätigt die Echtheit der durch den spanischen Lugger übermittelten Nachricht. Ein anderer birgt eine Einladung durch den spanischen Vizekönig von Peru. Ein dritter endlich stammt von einer in Panama weilenden Engländerin.

Hornblowers Lage hat sich gründlich verändert. Als Bundesgenosse der Spanier sieht er sich nun genötigt, eben jene Aufständischen zu bekämpfen, die er selbst in Erfüllung seiner ursprünglichen Mission mit Waffen versorgt hat. Und seine dringlichste Aufgabe erblickt er nunmehr in der Rückgewinnung der den Rebellen überlieferten „Natividad".

Ehe sich Hornblower diesem neuen Ziel zuwenden darf, muß er sich jedoch einem Besuch beim Vizekönig unterziehen. Als er aus diesem Grunde mit der „Lydia" die Reede von Panama anläuft, ereignet sich ein Zwischenfall. In einer Barkasse läßt sich mitsamt Zofe und Gepäck jene Engländerin an Bord der „Lydia" schaffen, die sich bereits brieflich an ihn gewandt hat.

Da der Ausbruch des gelben Fiebers in den spanischen Kolonien sie zur Umkehr nötigt, wünscht die Besucherin mit der „Lydia" zu fahren. Auch Hornblowers Erklärung, daß sein Schiff in See gehe, um mit einem doppelt so starken Gegner zu kämpfen, kann sie nicht abschrecken.

Vielerlei Veränderungen bringt Lady Barbara Wellesley, die Schwester des künftigen Herzogs Wellington, des Mitsiegers von Waterloo an Bord der „Lydia" hervor. Hornblower tritt ihr seine Kabine ab. Und als die „Lydia" hernach wirklich die „Natividad" trifft und es den Engländern in einem verlustreichen Gefecht gelingt, das feindliche Schiff in den Grund zu bohren, beweist Lady Barbara eine Kaltblütigkeit, die auf ihre Umgebung tiefen Eindruck macht, zumal sie sich nach dem Treffen tatkräftig der vielen Verwundeten annimmt.

Im weiteren Verlauf der Reise beobachtet Hornblower, dessen Soldatentum Lady Barbara während der Schlacht schätzen gelernt hat, ihr gegenüber äußerste Zurückhaltung.

Kurz ehe die „Lydia" auf dem Rückweg in den Hafen von Sankt Helena einläuft, in dem sich verschiedene Einheiten der britischen Flotte versammeln, brechen sich die zurückgedrängten Empfindungen trotz allen Widerstandes ungestüm Bahn. Hornblower und Lady Barbara entdecken einander, daß sie längst ein gemeinsames Gefühl verbindet. Indessen offenbart sich fast gleichzeitig, daß Hornblower nicht der Mann ist, um nach einem Gefühl zu handeln. Lady Barbara empfindet sein Zurückweichen als tödliche Beleidigung ihrer angesehenen Familie.

Nach der Ankunft in Sankt Helena schifft Lady Barbara sich auf dem Admiralschiff „Téméraire" ein. Hornblower stürzt sich von neuem in dienstliche Obliegenheiten. Unvermittelt ereilt ihn der Gedanke an seine in England weilende Gattin Maria. Zweifellos liebt Hornblower Barbara Wellesley, und man könnte auch nicht sagen, daß ihn der Gedanke an seine Gattin allein zurückgehalten habe. Er opfert vielmehr, weil er gar nicht anders kann, seine Liebe für Lady Barbara jener Nüchternheit auf, die er nun einmal als Offizier und Vorgesetzter zum obersten Gebot seines Verhaltens erhoben hat. Gleichermaßen gezwungen und sich selbst zwingend, gewinnt er die Sympathien des Lesers, zumal dieser auch die ganze Tapferkeit und das Verantwortungsgefühl des Kapitäns für Schiff, Mannschaft und Mutterland kennengelernt hat.

Menschenschicksal unter der Krone

Viktoria und Albert

Nach den beiden Büchern von Dr. Kurt Jagow, „Queen Viktoria" und „Prinzgemahl Albert", Briefe und Tagebuchblätter (Verlag Karl Siegismund, Berlin)

Von Charlotte Reinke

Im Kensington-Palast wächst ein recht einsames Kind heran, ohne Spielgefährten, immer unter dem Einfluß der Erwachsenen stehend, vor allem dem der sehr geliebten Erzieherin, der deutschen Baronin Lehzen und des innig verehrten Onkels Leopold von Belgien.

Wir lebten so einfach, wie man es sich nur denken kann. Das erste Frühstück wurde um ½9 Uhr, das zweite um ½2 Uhr, das Diner um ½7 Uhr eingenommen. Bei letzterem aß ich gewöhnlich (wenn es kein großes Gesellschaftsdiner war) mein Brot und meine Milch aus einem kleinen silbernen Napf. Tee war erst in späteren Jahren als ein besonderer Hochgenuß erlaubt.

In artigen Briefen berichtet die kleine Viktoria dem Onkel Leopold von ihrer Lektüre, sie erzählt ihm von dem Besuch der Vettern aus Sachsen-Koburg-Gotha und vertraut ihrem Tagebuch an:

Es war unser letztes Frühstück mit den so innig geliebten Vettern, die ich so unendlich liebe. Der liebste Ernst und der liebste Albert sind so erwachsen in ihren Manieren, so vornehm, so freundlich, so angenehm, dabei so vernünftig und wirklich so durch und durch gut und warmherzig. Beide haben viel gelernt und sind sehr klug, besonders Albert, der der Nachdenklichere von beiden ist. Sie unterhalten sich sehr gern über ernste, belehrende Dinge und sind doch beide so ausgelassen lustig und glücklich, wie junge Leute sein sollen.

Früh tritt die große Aufgabe an die junge Prinzessin heran. Der König stirbt.

Da es der Vorsehung gefallen hat, mich auf diesen Platz zu stellen, werde ich alles daran setzen, meine Pflicht gegen mein Land zu erfüllen. Ich bin noch sehr jung und vielleicht in vielen, wenn auch nicht in allen Dingen noch recht unerfahren, aber ich bin sicher, daß es wenige Menschen gibt, die mehr guten Willens sind als ich, das zu tun, was gut und recht ist.

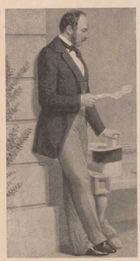
Als Berater und Leiter steht ihr der 58jährige Premierminister Lord Melbourne zur Seite. Er wird befragt, nicht nur in Dingen der Politik, sondern auch, wie ihm ihre Toilette gefalle. Glänzender Causeur und Menschenkenner, versteht er, ihr zu huldigen und sie dabei fast unmerklich zu führen.

Viktoria weiß, daß es der große Wunsch ihres Onkels Leopold ist, sie möchte ihren Vetter Albert heiraten. Sie ist diesem Plane geneigt, bittet aber um Aufschub — bis die Prinzen erneut zu Besuch kommen. Da „muß sie ihr Herz festhalten", um es bald doch rückhaltlos zu verschenken. Am 10. Oktober kam Albert nach London, am 14. erklärt die Königin Lord Melbourne ihren Entschluß, Albert zu heiraten, und fragt, wie sie dem Erwählten am besten ihren Wunsch mitteilen solle, „da das im allgemeinen anders gemacht würde". Die Verlobung ist der „sonnigste, glücklichste Augenblick ihres Lebens". Mit der Tagebuchnotiz „Albert und ich allein" am Abend des Hochzeitstages beginnt eine Zeit ungetrübten ehelichen Glücks für Viktoria, die in der unerschütterlichen Überzeugung lebt: Albert ist die Vollkommenheit selbst.

Zwanzig Jahre fast währt dieses unfaßbar große Glück, ein bürgerliches Eheidyll auf einem der mächtigsten Throne der Welt! Albert und Viktoria leben zumeist auf der Insel Wight, ziehen eine bescheidene Umwelt den Repräsentationspflichten vor. Neun Kinder sind ihnen geschenkt. Aber die Königin vergißt nicht ihr großes Amt. Sie arbeitet unermüdlich, und ihr Mann, der deutsche Prinz, der als Schöngeist, voll Liebe zur Kunst, Wissenschaft und Philosophie nach England kam, arbeitet sich mit größtem Fleiß in die Staatswissenschaft und Politik ein. Fast unmerklich gewinnt er an Einfluß, zuerst sehr mißtrauisch betrachtet, bis die von ihm organisierte große Londoner Ausstellung 1844 ein voller Erfolg für ihn wird. 1857 kann Victoria ihrem „liebsten Albert" den Titel „Prince Consort" (Prinzgemahl) verleihen. Nun aber dreht sich das Rad des Glückes. Schon haben verschiedene Todesfälle in der Familie ihr Herz verwundet, jetzt trifft sie unversehens der schwerste Schicksalsschlag: Albert stirbt ganz unerwartet an Unterleibstyphus.

Die Königin hat ihren Verlust niemals überwunden. Ihre Briefe bleiben auf Jahre hinaus eine unendliche Totenklage. Ihre Anteilnahme gehört nur einer Aufgabe: Alberts Andenken in jeder Weise lebendig zu erhalten. Die Albert-Halle in London wird erbaut, Denkmäler und Statuen des Prinzen erheben sich überall, seine Reden und Ansprachen werden veröffentlicht, und in seinem Sinne ist es auch, daß Viktoria die Freundschaft zwischen England und Preußen weiterpflegt — ja, sie verhindert sogar, daß England sich in den deutsch-dänischen Krieg einmischt. Freilich sind ihre Enttäuschung und Wut ungeheuer, als Preußen Schleswig-Holstein selbst behält, anstatt es dem Herzog von Augustenburg abzutreten. In der nächsten Zeit wird Viktoria allmählich immer preußenfeindlicher. 1866 steht sie auf österreichischer Seite, 1870 zwar sympathisieren die Königin und das Volk wieder mit den Deutschen:





Das junge Paar: Viktoria und Albert
Sämtliche Bilder aus Jagow, „Queen Viktoria"

Für Deutschland und Europa ist es genau wie im Jahre 1815 unbedingt nötig, daß Frankreich sich ruhig verhält und seine Kräfte im Innern durch Industrie und Handel festigt, aber nicht durch ständige Drohungen und Angriffe gegen seine Nachbarn und die Welt im allgemeinen. Das ist es, was Deutschland braucht, und was wir und Europa brauchen.

Aber die englische Regierung steht auf seiten Frankreichs. In den Jahren der Witwenschaft ist Viktorias Stellung schwierig geworden. Das Ministerium Gladstone mit seinen liberalen Reformen ist ihr unlieb. Ihr zurückgezogenes Leben verstimmt das Volk. Da führt ein politischer Umschwung im Lande die Wendung zum Besseren herbei. 1874 übernimmt Benjamin Disraeli das englische Kabinett, und mit ihm hebt das Zeitalter des Imperialismus an. Er stellt die Politik aktiv auf „Greater Britain" ein. Der Suezkanal kommt in englische Hände, die Kaiserkrone Indiens wird der englischen Krone hinzugefügt, gegen Englands asiatischen Nebenbuhler Rußland wird energisch Front gemacht — eine Politik ganz nach dem Herzen Viktorias.

Queen Viktoria ist nun der älteste Souverän Europas, allgemein nur noch die „Queen" genannt. Der Gedanke des Imperialismus hat das ganze englische Volk gewonnen. Trotz ihres

Alters arbeitet die Königin unermüdlich weiter, sie läßt sich auch vom Prinzen of Wales, dem Nachfolger, die Mühen der Regierung nicht abnehmen und will ihm keinen Einfluß auf die Geschäfte des Landes gewähren. Im Reiche herrscht Wohlstand, bürgerliche Üppigkeit; die Quellen des Reichtums scheinen unerschöpflich — und das Wahrzeichen dieser Epoche, bewundert, verehrt, geliebt, an ihren Jubiläen freiwillig, ehrlich, unerhört gefeiert ist die „Queen" der lebendige Ausdruck ihrer Zeit und immer noch ungeheuer rege. Mit 68 Jahren lernt sie Hindostanisch, weil das Volk und die Sprache sie interessieren.

Viel persönliches Leid findet seinen Niederschlag in den Briefen. Das entsetzliche Ende des Schwiegersohnes Kaiser Friedrich, den sie innig liebte, erschüttert sie tief.

Die Zeit macht sich selbst bei ihrer guten Gesundheit bemerkbar. Ihre Augen werden schlecht, deutsche Ärzte werden hinzugezogen. Aber noch immer besucht sie Konzerte, schreibt Briefe, wechselt zu allen Festen auch Glückwünsche mit „Willi", dem Enkel, dem deutschen Kaiser, und im Tagebuch gedenkt sie wehmütig an jedem Geburtstag des toten Gatten. Der 13. Januar 1901 enthält ihre letzte Tagebucheintragung:

Hatte eine gute Nacht, lag aber etwas wach. Stand früher auf und trank etwas Milch. Lenchen kam und las mir einige Zeitungen vor. Hinaus vor eins, im Gartenstuhl. Ruhte ein wenig, nahm etwas zu mir und machte eine kurze Ausfahrt. Ruhte nach meiner Rückkehr und ging um ½6 Uhr zum Salon hinunter, wo Herr Clement Smith eine kurze Andacht abhielt, die sehr schön und ein großer Trost für mich war.

In Frieden verlöscht ein langes reiches und erfülltes Leben.

Zwanzig Jahre lang hatte neben Viktoria der Prinzgemahl Albert gestanden. Sein Schatten folgt ihr durch die langen Witwenjahre; obwohl ihm nur ein „Leben am Throne" bestimmt war, prägte er doch ihr Wesen und seine Zeit. Prinz Alberts Briefe und Aufzeichnungen bilden die notwendige Ergänzung des Bildes des viktorianischen Zeitalters, wie es die Tagebücher der Queen uns zeigen. Der deutsche Prinz von Koburg trug die Last und die Ehre einer großen Aufgabe: er hatte der eigenwilligen und unerfahrenen jungen Königin die Grundsätze und Richtlinien einzuflößen, die dem englischen Königshaus den ihm gebührenden Platz wiedererobern sollten. Das Ringen mit dieser Aufgabe, erschwert durch das englische Mißtrauen und seine eigenartige politische Stellung findet seinen Niederschlag in unzähligen Briefen. Sein nüchtern gesunder Menschenverstand ließ ihn zu klarer, vorurteilsloser Einsicht kommen. Trotzdem war bei ihm Wunsch und Wille ganz nach einem Ideal hin ausgerichtet, Pflichttreue war sein oberstes Gebot und die sehr deutsche Neigung, zu erziehen und zu belehren, ist unverkennbar.

Mit zwanzig Jahren nimmt der Prinz von der Heimat Abschied, um einer Zukunft entgegenzugehen, die er nicht mit dem überschwänglichen Glücksgefühl begrüßt, wie seine Braut Viktoria, der er schreibt:

„Bedenke meine Lage, teure Viktoria; ich verlasse die Heimat mit allen Freunden, allen alten Gewohnheiten, allem Vertrauten, und begebe mich in ein Land, in dem mir alles neu und fremd ist, Menschen, Sprache, Gewohnheiten, Lebensweise, Stellung! Außer Dir, innigst Geliebte, habe ich niemanden, dem ich vertrauen kann . . ."

Langsam setzt sich Albert im Dienst an seiner Aufgabe durch. Er macht Viktoria zur glücklichsten Frau der Welt und gewinnt als ihr unentbehrlicher Ratgeber den Einfluß auf ihr Denken und Tun, den sie ihm erst eifersüchtig vorenthalten wollte.

Nachdem er seine eigene Stellung gefestigt hat, kann er auch daran denken, sein Gelöbnis zu erfüllen und viel seiner Kraft und Bemühung ist in den Jahren zwischen 1847 und 1853 dem Versuch einer Verständigung zwischen England und Deutschland gewidmet.

Von außen betrachtet steht der Prinz jetzt auf der Höhe des Lebens. Er ist nach der Queen der erste Mann im Lande, Viktoria vergöttert ihn, zahlreiche Kinder wachsen neben ihm auf . . . aber es zeigen sich bei ihm, dem Achtunddreißigjährigen, erste Anzeichen von Erschöpfung und Melancholie. Er liebt die Macht an sich nicht, nur als Mittel, Gutes zu wirken. Wie wenig ist ihm das doch gelungen! Nicht einmal Kinder kann er nach seinem Wunschbilde formen. Sein ältester Sohn enttäuscht ihn tief. Bei Viktoria findet er abgöttische Liebe, kein Verständnis. Die Tochter Royal Viktoria, frühreif und gelehrig, steht ihm am nächsten — und gerade von ihr wird er getrennt. Nach ihrer Abreise schreibt er ihr:

„Das Herz war mir recht angeschwollen, als Du gestern in der Kajüte Deine Stirn an meine Brust lehntest, um Deinen Tränen freien Lauf zu lassen. Ich bin keine demonstrative Natur und Du weißt darum kaum, wie lieb Du mir stets gewesen bist, und welch eine Lücke Du in meinem Herzen hinterlassen hast. Doch nicht im Herzen, denn da wohnst Du ja vor wie nach, wohl aber im täglichen Leben, welches das Herz beständig an Deine Abwesenheit erinnert."

Albert ist einsam. Der Idealist wandelt sich unmerklich zum Menschen- und Lebensverächter. Er sagt zu Viktoria: „Ich hänge nicht am Leben, du tust es, aber ich lege keinen Wert darauf. Wenn ich wüßte, daß für alle meine Lieben gut gesorgt ist, wäre ich ganz bereit, morgen zu sterben."

So hat die Krankheit, die ihn Ende November 1861 überfällt, ein leichtes Spiel. Als der Ernst der Lage bekannt wird, hält England entsetzt den Atem an, aber alle Wünsche und Gebete sind vergeblich. Am Abend des 14. Dezember 1861, mit 42 Jahren, stirbt Prinzgemahl Albert. Er hinterließ seiner Witwe in zahlreichen Ausarbeitungen, Abhandlungen und Notizen das Rüstzeug für die noch so langen Jahre ihrer späteren Regierung.



Die „Queen" im Alter von 78 Jahren. Photographie a. d. Jahr 1897

Stern und Unstern der Romanows / Von Valerian Tornius

Keine europäische Dynastie ist so reich an dramatischem Geschehen, so erfüllt von Intrigen, Kabalen und Konflikten und so beschwert von düsterer Tragik, wie die Dynastie der Romanows, die dreihundert Jahre in Rußland regiert hat. Man kann sagen: die Geschichte gestaltete das Schicksal dieses Kaiserhauses mit seinem Glück und Unglück, Glanz und Elend, Aufstieg und Untergang von sich aus schon als ein gewaltiges Drama, so daß dem Historiker nur die Aufgabe bleibt, den Verlauf der Geschehnisse wahrheitsgemäß aufzuzeichnen, die Höhen und Tiefen zu vermerken und die dramatischen Momente hervorzuheben, damit es fesselnd und spannend zu dem Betrachter spricht.

Dieser Richtlinie bin ich in meinem Buche „Stern und Unstern der Romanows" gefolgt. Es lag nicht in meiner Absicht, eine historische Darstellung Rußlands unter der Herrschaft der Romanows zu geben, sondern ich wollte lediglich, wie ich das auch im Untertitel ausgedrückt habe, eine Porträtgalerie zusammenstellen, die das ganze Geschlecht vom ersten bis zum letzten Träger der Krone umfaßt und auch die bedeutendsten Mitarbeiter und heftigsten Gegenspieler der einzelnen Herrscherpersönlichkeiten einbezieht.

V. T.

Als im Jahre 1613 eine Duma aus Bojaren, hohen Geistlichen und Vertretern der Städte des gesamten russischen Reiches den sechzehnjährigen Michail Romanow auf den seit Jahren leer stehenden Zarenthron berief, war eine schlimme Zeit vorhergegangen. Wirren im

Innern hatten das Reich geschwächt und dadurch die Habgier der Nachbarn geweckt, die das herrenlose Land als willkommene Beute betrachteten. In letzter Stunde vor der völligen Auflösung gelang es jedoch zwei wackeren Patrioten, einem Metzgermeister aus Nischnij-Nowgorod namens Kusjma Minin und dem Fürsten Dimtrij Poscharskij das Unheil abzuwenden. Sie sammelten ein Heer, schlugen die Polen in offener Schlacht, vertrieben sie aus dem Kreml, wo sie seit den Zeiten des falschen Demetrius sich eingenistet hatten, wiesen alle Prätendenten ab, die ihre Hände nach der Zarenkrone ausstreckten, und setzten die Wahl des jungen Romanow durch.

Michail war seiner Veranlagung nach nicht dazu angetan, sich als Persönlichkeit zu behaupten. Gutmütig und weich, dabei etwas zur Melancholie neigend, war er biegsam und lenkbar in den Händen willensstärkerer Naturen. Doch schützte ihn tiefe Frömmigkeit vor dem Abgleiten in Verfehlungen und Schlechtigkeiten. Es war ein Glück, sowohl für Rußland als auch für die Dynastie, daß dem jungen Zaren ein so kluger, tatkräftiger Mann wie sein Vater, der Patriarch Filaret, eine Zeitlang als Berater zur Seite stand; so wurde einigermaßen Ordnung in die zerrütteten Verhältnisse gebracht und vor allem das Heerwesen verbessert. Damit schuf Filaret die Grundlage für die kriegerischen Auseinandersetzungen, die Michails Sohn und Nachfolger Alexej zum erstenmal erfolgreich gegen Polen durchführte, indem er russisches Land zurückeroberte. Das Zarentum erstrahlte unter Alexej in neuem Glanz. Der seit den letzten Rjurikern erloschene Nimbus von der unbeschränkten Allmacht und überirdischen Herrlichkeit des Zaren umschwebte wieder die geheiligte Person des Oberhauptes. Und Alexej tat alles, um den Glauben an sein Gottesgnadentum zu stärken. Er selbst ähnelte in manchem seinem Vater; doch war er klüger und gebildeter als jener. Das Volk liebte ihn um seiner christlichen Herzensgüte willen. Es hatte das Gefühl, von einem Mann regiert zu werden, in dem sich väterliches Wohlwollen für alle, selbst die Geringsten, mit Gerechtigkeit und Milde vereinigte und darum verlieh es ihm den rührenden Beinamen „der sanftmütigste Zar".

Alexej hinterließ bei seinem Ableben im Jahre 1676 viele Kinder: aus seiner ersten Ehe mit Marja Miloslawskaja zwei Söhne und sechs Töchter und aus seiner zweiten Ehe mit Natalja Naryschkina den dreieinhalbjährigen Peter und eine Tochter. Fjodor, der älteste, folgte ihm auf den Thron; er war aber ein welkes Reis am Stamm der Romanows und regierte ohne Saft und Kraft nur wenige Jahre. Eigentlich mußte sein Bruder Iwan die Erbschaft antreten. Aber da er schwachsinnig war, wurde der zehnjährige Peter zum Zaren gewählt. Das veranlaßte seine ältere Halbschwester, die machtlüsterne Sofja, durch ränkevolles Intrigenspiel die Regentschaft an sich zu reißen. Zum erstenmal greift eine Frau verhängnisvoll in die Führung der Staatsgeschäfte ein, zum erstenmal macht sich infolgedessen die Günstlingswirtschaft breit, die dann im 18. Jahrhundert unter den Kaiserinnen zum Unheil des Landes sich auswirken sollte.

Eines hatte die Zarewna Sofja in ihre kühnen Herrschaftspläne nicht hineinbezogen, den leidenschaftlichen Ehrgeiz und die außergewöhnliche Tatkraft, die in der Seele ihres Halbbruders schlummerten. Es genügte die grauenhafte Abschlachtung der Verwandten und Anhänger seiner Mutter durch die Strelitzen vor den Augen des Zehnjährigen, um diese Eigenschaften frühzeitig in ihm zur Entwicklung zu bringen und mit Bedacht darauf hinzuarbeiten, daß die Alleinherrschaft ihm gebühre. Widerwillig mußte die Schwester vor ihm weichen.

Peter der Erste ist wohl die leuchtendste Gestalt, das Genie unter den Romanows. Die ungeheure Leistung, ein noch nach Asien orientiertes Volk in die Gemeinschaft der Kulturvölker des Abendlandes eingeführt zu haben, ist, gemessen an den Schwierigkeiten, die ihr entgegenstanden, gar nicht hoch genug einzuschätzen. Es ist das ganze Leben dieses Zaren ein fortwährender Kampf mit offenen und hinterhältigen Feinden: erst gilt es, die Macht der Schwester und der Strelitzen zu brechen, dann eingefleischte Vorurteile und überlebte Sitten niederzureißen, gegen Geistlichkeit und Dunkelmännertum sich zur Wehr zu setzen, einen gefährlichen äußeren Gegner — die Schweden — durch einen langwierigen Krieg niederzuringen und sich den Ausgang zur Ostsee zu erzwingen und schließlich — die Hauptsache — das mühsam errichtete Gebäude, das seinem Erbauer

mit Recht den Beinamen „der Große" einbrachte, vor unterwühlenden Feinden zu bewachen und seinen Zusammensturz zu verhüten. Das alles war nur möglich durch ein Übermaß von Selbstvertrauen und eine unbeugsame Willenskraft. In dem Charakterbild Peters sind freilich neben vielen lichten Zügen auch dunkle Schatten vorhanden: seine Heftigkeit, Zügellosigkeit, Härte und vor allem seine Grausamkeit. Diese offenbarte sich am schrecklichsten in seinem Verhalten zu seinem Sohne Alexej, den er vor seinen Augen zu Tode foltern ließ. Und ebenso unmenschlich handelte er an seiner ersten Frau Jewdokija, die schuldlos ihr Leben im Kloster vertrauern mußte.

Peter hatte bei seinen Lebzeiten im Hinblick auf seinen Sohn Alexej, den er zutiefst haßte, einen Ukas erlassen, demzufolge der jeweilige Herrscher nach Gutdünken den Erbgang festsetzen könne. Er selbst versäumte es, den Nachfolger zu bestimmen. So war nach seinem Tode (1725) der Willkür hemmungslos Raum gegeben — ein Zustand, der bis zu Paul I. anhielt. Menschikow, Peters allmächtiger Günstling, nützte darum auch diese gesetzeslose Lage weidlich aus und erklärte über die Köpfe der Senatoren hinweg die Witwe seines großen Gönners, Katharina, zur Kaiserin. Das Instrument, mit dem er seinen Willen durchsetzte, war die von Peter geschaffene Garde. Jeder Widerstand gegen sie erschien aussichtslos. Wer über sie verfügte, hatte die Macht. Sie entschied fortan, wer regieren sollte. Und so blieb es das ganze Jahrhundert hindurch. Erst war es die ehemalige Dienstmagd Katharina Skawronskaja, die auf diese Weise in den Besitz der Krone gelangte. Aber sie konnte sich ihrer nicht lange erfreuen; denn in dem ununterbrochenen Reigen der Bacchanale, die Tag und Nacht in ihrem Palast lärmten und ihre Gesundheit verzehrten, erlag sie den Folgen ihrer Ausschweifungen. Dann war es Anna, die Tochter des schwachsinnigen Iwan, die „Narrenkaiserin", mit ihren absonderlichen Schrullen und Launen, die eine Zeitlang unter dem Schutz der Garde regierte. Diese Garde erhob auch Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, auf den Thron, die Schönste und am stärksten russisch Empfindende in der Reihe der Kaiserinnen, eine seltsame Mischung von gutmütigem Volksmütterchen, vergnügungssüchtiger Lebedame, mannstoller Phryne und salbungsvoller Betschwester. Und mit Hilfe der Garde errang schließlich Katharina II., Rußlands bedeutende Herrscherin, die Macht.

Das besondere Kennzeichen dieses Weiberregiments war das Hervortreten der Günstlingswirtschaft. Von Menschikow bis zu Potjomkin marschiert eine ganze Kompanie solcher Parasiten vor unseren Augen auf, die dem Staat Unsummen kosteten und fast nur Unheil anrichteten. Meist waren es gesunde, kräftige Bauernburschen, auf die ganz unerwartet die Gunst der hohen Damen herabschneite, und die dann schnell auf der Stufenleiter von Rang und Würde emporkletterten, geadelt wurden, aber oft auch ebenso schnell wieder von ihrer Höhe herunterstürzten, sobald ihre Gönnerinnen das Zeitliche segneten. Es ist aber immerhin merkwürdig, daß jene Kaiserin, die in dem Ruf steht, den größten cour d'amour besessen und für ihn hundert Millionen Rubel aufgewendet zu haben, den Namen der „großen Katharina" trägt. Das kam daher, daß diese kluge Herrscherin, die dank ihrer Geistes- und Regentenfähigkeiten das bedeutende Reformwerk Peters erst vollendete, über ihren Liebesabenteuern niemals ihre Staatspflichten vernachlässigte und auch keinem ihrer Günstlinge Macht und Einfluß über sich selbst einräumte.

Zwischen diese Selbstherrscherinnen schoben sich klägliche männliche Kreaturen als Träger der Krone ein, über denen gewissermaßen schon bei der Geburt ein düsterer Unstern waltete. So folgte auf die erste Katharina der schwächliche Enkel des genialen Reformators Peter II., den skrupellose Freunde zu Ausschweifungen verführten, an denen er bereits im Jünglingsalter zugrunde ging; folgte auf die Narrenkaiserin Anna der in der Wiege gekrönte Iwan, der Unglücklichste aller Romanows, der zeitlebens ein Gefangener blieb und als unliebsamer Rivale in Schlüsselburg umgebracht wurde; folgte auf Elisabeth ihr vertrottelter Neffe Peter III., der durch Mörderhand fiel. Ja, selbst die große Katharina hinterließ einen unwürdigen Nachfahren, Paul I., den „Despoten von Gatschina", der sich durch seinen Zäsarenwahnsinn so verhaßt machte, daß keine andere Lösung möglich schien, um sich von dieser Volksgeißel zu befreien, als der Weg der Palastrevolution.

Nach dem gewaltsamen Tode dieses Tyrannen, der das einzige Verdienst hatte, daß er das natürliche Erbrecht in der Thronfolge festsetzte, bestieg sein ältester Sohn, Alexander I., am 12. März 1801 den Kaiserthron. Er war nächst seiner Großmutter Katharina zweifellos die sympathischste Erscheinung unter den Romanows, aber ein undurchdringlicher komplizierter Charakter. Bestrickend liebenswürdig in seinem Wesen, aber mißtrauisch und verschlossen wie sein Vater, gewährte er selbst seinen besten Vertrauten keinen Einblick in sein Inneres. Es gehörte ein scharfer Menschenblick dazu, durch diese betörende verbindliche Maske sein wahres Gesicht zu erkennen. Er blieb immer nach dem Urteil derer, die ihn genau kannten — eine „bezaubernde Sphinx". Immerhin war er der Bezwinger Napoleons und der Gründer der heilige Allianz.

Noch einmal erhob sich nach seinem Tode, um den sich die Legende bildete, daß der Zar gar nicht gestorben sei, sondern als Eremit sich in die Einsamkeit zurückgezogen habe, eine Verschwörung. Es war jener unselige Dekabristenaufstand im Dezember 1825, den Alexanders Bruder Nikolai I. niederschlug. Höchster Wille und unerschütterliche Autorität, den Grundsatz „Ein Kaiser, eine Sprache, eine Religion!" mit eiserner Energie verkörpernd, beherrschte diese äußerlich imponierende Gestalt, von allen Konservativen geliebt, von allen Freiheitsschwärmern gehaßt, als politischer Zuchtmeister Europas das zweite Viertel des vorigen Jahrhunderts. Anders dagegen sein Sohn und Nachfolger, der etwas leichtlebige Alexander II. Er wurde seinem Volk ein Befreier, indem er das unselige Übel, das seit Jahrhunderten auf ihm lastete — die Leibeigenschaft — beseitigte. Aber dann wandelte sich der Kaiser, weniger aus Überzeugung als aus gekränktem Gefühl, weil die Wohltaten, die er seinem Volk geschenkt zu haben glaubte, von den Russen nicht gebührend gewürdigt wurden, in einen schroffen Reaktionär. Die Folge war das Umsichgreifen der nihilistischen revolutionären Bewegung und das Überhandnehmen von Bombenattentaten, von denen ihn eines am 1. März 1881 tödlich traf.

Durch diese Erfahrungen belehrt, trat sein Sohn, Alexander III., von vornherein die Regierung mit der Absicht an, das autokratische Regierungssystem zu retten und rücksichtslos allen Fortschritt zu unterdrücken. Er ähnelte darin ganz seinem Großvater Nikolai I. Zeitlebens behielt er diesen eingeschlagenen Kurs bei in der Erkenntnis, daß nur eine starke Hand das Staatsschiff des gewaltigen Reiches zu lenken vermöge. Und in der Tat herrschte während seiner Regierung in Rußland Ruhe, sowohl innen, wie von außen. So verkörperte sich in ihm zum letztenmal in der Geschichte der Zarentyp alten Schlages.

Sein Sohn Nikolai II. wollte die Prinzipien der Selbstherrschaft ebenso seit aufrechterhalten, wie sein Vater. Aber er blieb nur ein Autokrat in Worten. Er besaß weder in seiner äußeren Erscheinung noch in seiner Persönlichkeit die Kennzeichen eines Imperators von festen, scharf umrissenen Linien. Das Fehlen eines zielbewußten Willens bestimmte in einer Zeit, die wie keine andere einen starken Mann erforderte, seine schwankende Haltung. So fiel alles, was er unternahm — der Krieg mit Japan, der Weltkrieg, die Einführung der Konstitution — zu seinem Unheil aus. Von Mißgeschick und Unglück verfolgt, leicht fremden Einflüssen zugänglich, ohne einen scharfen Blick für die Realitäten der Politik, zwar ein vortrefflicher Familienvater, aber kein Staatsmann, verschuldete er durch seine Unsicherheit und seinen Wankelmut teilweise selbst die Katastrophe, die über sein Haus und das russische Reich hereinbrach. Nur als Entthronter und Gefangener in den schweren Tagen des Leids offenbarte er eine bewunderungswürdige Größe der Haltung, die er bis zum letzten Augenblick wahrte, als ihn und seine Familie die Mörderkugeln roher Bolschewisten in Jekaterinenburg in der Nacht zum 17. Juli 1918 niederstreckten.

Aus dem Kloster Ipatjew wurde einst von den Würdenträgern des Russischen Reiches der junge Michail Romanow geholt, damit er die Zarenkrone trage, und in dem Hause Ipatjew erlosch die Dynastie. Seltsam, wie dieser Name den ersten und den letzten Romanow-Zaren miteinander verbindet.

Doch noch ein anderer Vergleich drängt sich auf. Als die Vertreter des Volkes 1613 Michail Romanow wählten, war eine Zeit der Wirren vorausgegangen, die das Russische Reich in allen seinen Fugen erschüttert hatte. Die Wahl des jungen Zaren bedeutete Abkehr von der Anarchie und Rückkehr zu geordneten Verhältnissen. Nikolai Romanow aber starb als eines der ersten Opfer des Chaos, das aus einer sinnlosen Zerstörung aller geheiligten Tradition erwuchs.

Die Bücher der Rachmanowa

Von Käthe Saile-Lambert

Die Bücher der Rachmanowa haben alle ein Motiv: das Schicksal Rußlands, den Sturz des großen Zarenreiches und das Chaos der bolschewistischen Revolution. In dieses Schicksal von Hunderttausenden wird auch ihr eigenes mit einbezogen und sie erlebt das tragische Geschick der russischen Frau: aus dem gewohnten und vertrauten Lebensgleis in eine Welt gestoßen zu werden, die aus den Fugen ist. Das ungeheure Erleben ist zu groß und grausam, um als Erinnerung zu verblassen; wie es ihr äußeres Leben und Geschick bestimmte, bestimmt es auch ihr Werk, die große Romantrilogie und ihr neuestes, preisgekröntes Buch.

Wie ein kleines Präludium zu der großen Symphonie des Leidens und Erlebens muten die 1932 erschienenen „Geheimnisse um Tataren und Götzen" (wie die folgenden vier Werke im Anton Pustet Verlag Salzburg-Leipzig erschienen, RM 3.50) an. Sie entspringen kindlichen Tagebuchaufzeichnungen aus einer fernen heiteren Zeit, wie sie wohl für die Kinder Rußlands nicht mehr wiederkommen wird. Besuche auf dem Herrenhaus der Großeltern im Ural, Ferien im Walde, in der Mühle, auf dem Fluß, Ausflüge in heidnische Tatarendörfer und orthodoxe Klöster, all das umwoben vom Schein eines holden Kindheitszaubers, geben das Bild einer versunkenen Welt, eines verstorbenen Reiches. Es ist das Reich der großen Gastfreundschaft und des unumschränkten Dienergehorsams, des christlich-orthodoxen Überschwangs und des altheidnischen Aberglaubens. Diese kleinen Skizzen muten wie Märchen an: da ist die Rede von alten Möbeln und dem Brodeln des Samowars, von Heiligenbildern und Götzenstatuen, von frommen Einsiedlern und wilden Räubern, seltsamen Lehrerinnen und unheimlichen Vätern, von Schlangen, Fischen, Adlern, von Schulerlebnissen und Abenteuern. Ein altes Reich am Abend seines Daseins, am Sterbensbeginn, aber darüber noch die Fröhlichkeit der letzten Kinderlieder, der Glanz von Heiterkeit und leiser Blüte, die noch im Abschiednehmen süßer duftet . . . Dieses Buch vermittelt, bevor der Untergangsakkord einsetzt, noch einmal ein Pastell von zartester Tönung, die Ahnung des Gewesenen, das unaufdringliche Lebewohl einer verklungenen Welt . . .

Alja Rachmanowa ist siebzehn Jahre alt, ein junges, verwöhntes Mädchen, das das Gymnasium mit der Goldmedaille absolviert und sich zur Universität angemeldet hat, das Bücher liest und sich, sehr zum Erstaunen seiner Umgebung, mit philanthropischen Ideen beschäftigt — da bricht die große Zäsur in ihr Leben ein.

„Studenten, Liebe, Tscheka und Tod" (RM 6.80) — das ist das Buch vom grauenvollen Untergang des Zarenreiches, von der Zerstörung aller Werte und Dinge, die dem Herzen vertraut und der Liebe heilig waren. Während der Krieg im Osten tobt, wird das innere Reich von revolutionären Strömungen unterwühlt. Besonders die studentische Jugend leistet den Mächten des Aufruhrs Vorschub. Aus einem überspannten Intellektualismus, der sich in schöngeistig-revolutionären Zirkeln austobt, erwächst die furchtbare Fratze des Bruderkrieges, und das Bürgertum selbst beschleunigt in übernommenem Standesdünkel und weltfremder Ahnungslosigkeit seinen Untergang. Auch in Rußland erfüllt sich das immer wiederkehrende Schicksal einer sterbenden Gesellschaftsschicht: in den Abgrund zu sinken, ohne ihn zu sehen. Die Ereignisse, in deren Strudel auch die junge Rachmanowa hineingezogen wird, überstürzen sich in rasender Schnelligkeit. Rasputin wird ermordet und der Zar gestürzt. Statt Ordnung regiert wieder Gewalt. Statt Frieden gibt es einen inneren Krieg von beispielloser Grausamkeit. Mit dem gestörten Fahrplan der Züge, mit dem beginnenden Chaos in Stadt und Land setzt der Hunger ein, er wird der letzte Anstoß zu planloser Räuberei und Mordgier. Wohnungen werden enteignet und geplündert, Reisende ausgeraubt, Kranke vernachlässigt, Sterbende erschlagen. Die berüchtigte Tscheka, diese Leib- und Mordgarde der roten Armee, waltet skrupellos

ihres willkürlichen und furchtbaren Amtes. Amtsentsetzungen und Verfolgungen, Massenverhaftungen und Verschickungen, Haussuchungen und Verschleppungen sind an der Tagesordnung. Das Volk ist nicht einen Augenblick des Lebens und der Habe sicher. Man foltert und erschießt die Männer, schändet die Frauen, erschlägt die Kinder. Familien werden von einer Stunde auf die andere auseinandergerissen, in Güterzüge verfrachtet und nach Sibiren abgeschoben. Diese Transporte gehören zum Grauenhaftesten: ohne Rücksicht auf Kranke oder Sterbende, Säuglinge oder Greise, Wöchnerinnen oder hochschwangere Frauen werden sie zu Massen in Viehwagen gesteckt, ein grausames Ende vor Augen. Eltern werden von Kindern gerissen, Frauen von den Männern — und niemand weiß, ob er den andern noch einmal wiedersieht. Auch die Familie Alja Rachmanowas teilt dieses Schicksal: entrechtet, beraubt, aus dem eigenen Hause gewiesen, werden sie in die sibirische Fremde verschickt. Alja haust mit ihren Eltern zuletzt in einem Viehwagen, der auf ein leeres Gleis geschoben wurde. Grausam sind die Entbehrungen und Schikanen, Unzählige gehen zugrunde. Erschütternde Bilder beispiellosen Elends füllen die Abschnitte dieses Buches. In diesem Aufstand der Zerstörung zerbricht auch Aljas erstes, keusches Liebesglück: ihr Verlobter, der in der weißen Armee gegen die Roten kämpft, wird gräßlich zu Tode gequält. Eine andere Alja Rachmanowa als das einmal vom Glück verwöhnte, sich nach Kämpfen sehnende Mädchen, sitzt in grauer Herbststunde am Ufer des Irtysch und fragt, trostlos verzweifelt und müde bis in Herz: „Wird für dich noch ein Frühling kommen, o Rußland?"

„Ehen im roten Sturm" (NM 5.80): Rußlands Frühling ist sehr weit. Vielleicht unwiederbringlich fern. Aber im Herzen dieses jungen Mädchens geht trotz Not und Tod ringsum doch noch ein neuer Frühling auf. Ein junger österreichischer Kriegsgefangener, der als Bibliothekar tätig ist und ihretwegen auf die Heimreise verzichtet, wird ihr Mann. Mitten im Chaos, in einem Lande, in dem die Heiligkeit der Ehe abgeschafft und an deren Stelle „das Recht der Persönlichkeit", die „freie Liebe" und die „Kameradschaftsehe auf Zeit" propagiert werden, gehen zwei junge, leidgeprüfte, dennoch rein und gläubig gebliebene Menschen den Bund fürs Leben ein. Sie führen eine innerlich reiche, äußerlich mitten in den roten Sturm gestellte Gemeinschaft der Treue und Liebe. Um sie herum geht das Leben, das aus allen Fugen gerissene, vom Hunger bedrohte, von Angst und Armut gequälte, heimatlos gewordene Leben weiter.

Alja und ihr Mann hausen im Viehwagen mit den Eltern und Geschwistern zusammen, und versuchen gemeinsam in der Bibliothek zu arbeiten. Daneben gehen die entnervenden Kämpfe um ein paar Kohlen, um ein Bündel Holz, um etwas Mehl, um ein heiles Stück Wäsche. Daneben lebt die Angst um den Vater, den man weiter verschickt hat. In dieser einen Ehe spiegelt sich die Not der vielen russischen Ehen. Die Lockerung der Sitten, der vollkommene Niederbruch von Religion und Moral führen eine ethische und sexuelle Hemmungslosigkeit herbei, die unbeschreiblich ist. Man heiratet und läßt sich scheiden, wie es einem von einem Tag auf den andern fällt. Die Kinder werden staatlichen Anstalten überwiesen, wo sie zu Krüppeln und Verbrechern herangezogen werden, sofern überhaupt noch Kinder kommen. Denn die Frau hat das „Recht auf ihren Körper". Ebenso wie sie sich jedem Manne hingibt, der ihr gerade gefällt, steht es ihr frei, die Folgen sofort beseitigen zu lassen. Die russische Frau soll „Genossin" sein, sie hat Parteiversammlungen zu leiten, Exekutionen beizuwohnen, in Fabriken zu arbeiten, sie hat keine Zeit mehr zu altmodischem Mutterglück, keine Zeit mehr fürs Heim, für sich, für den eigenen Mann. Frauenwerte und Frauenpflichten sind aufgehoben, der ganze Begriff des Frauentums über den Haufen geworfen. Aber es gibt auch andere: solche, die namenlos unter den ihnen gestellten Zumutungen leiden, vom Glück verlassene, jählings entrechtete Gattinnen, schwer geprüfte Mütter. Sie ziehen in schmerzensreichem Reigen an uns vorüber. Ihr Schicksal ist die große, furchtbare Tragödie der russischen Frau.

Alja Rachmanowa selbst erhält sich mitten im Sturm ihr kleines Glück; es wird ihr nicht leicht gemacht. Zwar dürfen die Rachmanowas nach endlosen Eingaben, Bittgängen und Zugeständnissen wieder in die Heimat zurück.

Aber diese Heimat hat ihr Gesicht so verändert, daß die Zurückgekommenen entrechtet und entwurzelt dastehen. In einer Gebärklinik des bolschewistischen Regimes bringt Alja Rachmanowa ihr Kind zur Welt. Die Zustände in diesem Haus des Schreckens sind ebenso furchtbar wie bezeichnend: täglich sterben Mütter und Kinder an den Folgen der „Behandlung", deren unhygienische, skrupellose, Körper und Seele mordende Art jeder Beschreibung spottet. Auch Alja und ihr kleiner Knabe gehen hart am Tod vorbei. Aber alle Sorgen und Ängste, aller Mangel, alle Enttäuschungen vermögen nicht das Glück der Mutterschaft zu trüben. Mit dem Kind, mit dem Mann, im Kreise ihrer Lieben dennoch trotz aller Beschränkung und Demütigung in der Heimat — könnte Alja glücklich sein.

Da bricht ein Schlag, schlimmer als je einer vorher, über sie herein: sie wird, ohne Angabe von Gründen, vermutlich aber, weil ihr Mann sich nicht als Spion kaufen ließ, aus Rußland ausgewiesen. Alle Bittgänge und Demütigungen sind vergeblich. Und nun ereignet sich die letzte, große Tragik: aus dem Lande, in dem man Unsagbares erlebte, Unbeschreibliches erlitt und das man doch niemals aus seinem Herzen löschte, fort zu müssen! Auch die Mutter im zerfetzten Kleid, mit blutendem Antlitz — bleibt die Mutter. Auch die Heimat, geschändet und zerrissen, bleibt die Heimat. Unmöglich, ohne Tränen, ohne Herzblut aus ihr fortzugehen. Unmöglich, jenes Rußland, darin die Kinderwunder blühten, darin die Sterne leuchteten und der Tod umging — unmöglich, diese Heimat zu vergessen. Aber die Räder rollen über die Grenze, Österreich, der neuen Heimat, dem Vaterland des Gatten zu. Rußland lebt weiter — im Herzen einer Frau, die tapfer ein unbestimmtes Schicksal auf sich nimmt. Aus dem glücksverwöhnten Mädchen ist ein Mensch geworden, der schwer mit dem Alltag und seiner Bürde ringt.

Aber auch diese Zeit voll Entsagung und Not trägt ihre Ernte in sich und gewinnt in einem neuen Buch Gestalt: „Milchfrau in Ottakring" (RM 5.20). In dem östlichen Wiener Vorort Ottakring übernimmt Alja einen kleinen Milchhandel, um ihrem Mann das Studium und ihrem Kinde das Leben zu ermöglichen. Auch dieses Buch, obwohl es in einem ganz anderen Rahmen ganz andere Verhältnisse schildert, ist vom Schatten Rußlands überweht. Das große Thema, davon das Werk der Rachmanowa nicht loskommt, wird neu variiert: in einem Klang von Sehnsucht, einem Ruf des Heimwehs, in Träumen sich erfüllend, im Wiedersehen mit einigen Leuten, die auch von dorther kommen. Mit diesem Heimweh führt man ein schweres Leben. Mit grauen Morgen und todmüden Nächten, mit Tagen voll Sorge und Unruhe, mit Stunden der Hast und Freudlosigkeit, mit Klatsch und Tratsch hinter dem Ladentisch, mit einsamen Gängen durch einen schweigsamen Park, in dem man an die verschollenen Kirchen denkt und an die verlöschten Kerzen, an Rußland, das einen gebar, an Rußland, das einen verstieß . . . Aber auch dies Buch ist wie alle Bücher Rachmanowas kein Roman, kein Stimmungsbuch, sondern ein Tatsachenbericht in einfacher und rückhaltloser Form, ein Buch und durch glaubwürdiges, darum um so erschütternderes Dokument eines Schicksals, zu vielen anderen Schicksalen in Beziehung gebracht. Das Thema selbst ist hier weniger dramatisch und aufwühlend, aber der Inhalt ist derselbe und die menschliche Haltung: eine fast männliche Objektivität mit dem warmen Grundton echter Fraulichkeit. Das Buch schließt bejahend, mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Die neue Heimat ist errungen.

Daß die alte aber unvergessen in ihr lebt, bezeugt Rachmanowas großer, preisgekrönter Roman: „Die Fabrik des neuen Menschen" (RM 5.80). In diesem Buch setzt sich die Verfasserin noch einmal mit dem bolschewistischen Regime auseinander, nicht in Tagebuchaufzeichnungen wie in ihrer großen Trilogie, sondern in der Form eines Romans, in dessen Mittelpunkt das Mädchen Tanja steht, eine Gestalt voll unbestechlicher Wahrhaftigkeit und innerer Reinheit. Sie wird von einem roten Kommissar auf brutale Art vergewaltigt, und dort, wo sie zu lieben beginnen wollte, aufs niedrigste in ihrer Frauenehre verletzt und in ihren heiligsten Gefühlen beleidigt.

Aber aus dieser Erniedrigung, aus Schmach, Ekel und Schande wachsen ihr ethische und

moralische Kräfte zu. Sie wehrt sich nicht gegen das im Augenblick höchster Qual empfangene Kind, sondern heiratet den Vater des Kindes, obwohl sie weiß, daß sie sich ein Martyrium erkauft, und führt in dieser Ehe den Kampf mit der bolschewistischen „Moral". Er endet mit einem Sieg Tanjas, der ein Sieg der christlichen Ethik ist. Der Towaritsch Wladimir, Tanjas Mann, muß erkennen, daß auch seine, mit bolschewistischer Skrupellosigkeit propagierte „Fabrik des neuen Menschen", in der er Zuchthäusler und andere Verbrecher zu „Gliedern eines neuen, auf reine Sachlichkeit gestellten, glaubenslosen Staates erziehen will", an ihren eigenen Voraussetzungen scheitern muß. Man kann keine neuen Menschen „fabrizieren", indem man das Menschliche systematisch abtötet. In Wladimirs Unternehmen offenbart und erledigt sich die Unzulänglichkeit und gefährliche Utopie der ganzen bolschewistischen „Weltanschauung". Tanjas unbeirrbare Art, ihre opferwillige Einsatzbereitschaft, das große Mysterium ihrer Liebe bekehren ihn ohne Phrase und Polemik. Aus einem hemmungslos vertierten Bolschewisten wird ein Mann, der seinen Irrtum in dem Augenblick einzusehen beginnt, da die eigenen Parteigenossen ihn wegen Konterrevolution verhaften und dem Tod entgegenführen.

Tanja bleibt zurück. Zum zweiten Male schlug das Schicksal auf sie ein. Aber über seiner Tragik verströmt der Schimmer der Versöhnung seinen heiligenden Glanz. Neben dem Schicksal Tanjas entwickeln sich vielgestaltige Schicksale und Episoden. Das Buch endet mit einem Trotzdem. Denn trotz allem: die Moral des echten Menschentums wird bleiben und die Liebe, die „das Leben überdauert und den Tod".

„Tragödie einer Liebe" — Roman der Ehe Tolstojs (Verlag Otto Müller Salzburg, RM 7.20). Die Rechtfertigung einer Liebe ist dieses Buch von der Liebe Sophia Tolstojs zu ihrem Manne. Alja Rachmanowas Stimme ist die erste, die sich zur Verteidigerin dieser Frau erhebt. Ihr neues Buch, das sie nach zwanzigjährigem Studium der Dokumente und Unterlagen schrieb, wird, trotz aller Objektivität, zu einer harten Anklage gegen den Menschen Tolstoj, der über den großen Ideen der Liebe und den Plänen der Menschheitsverbrüderung — die Liebe vergaß, die Liebe zu Frau und Kindern.

Als Mann, Mitte der Dreißiger, der neben einem bereits anerkannten Werk schon manche Lebens- und Liebesstürme hinter sich gebracht hat, verliebt Tolstoj sich bis zu Raserei und Selbstmordgedanken in die achtzehnjährige Arzttochter Sonja Baers und erobert sie sich in einem Sturm der Leidenschaft, halb gegen den Willen ihrer Eltern. Es ist eine wilde, erotische Leidenschaft, von plötzlichen Zweifeln und Eheängsten unterbrochen. Acht Tage vor der Hochzeit gibt er der Braut sein Junggesellentagebuch — mit der Wirkung, daß das junge, behütete und zarte Mädchen wie eine Todkranke, innerlich schwer Verletzte und Geängstigte zum Altar geht. Aber Tolstoj, diesem Seelenanalytiker und dichterisch durchdrungenen Psychologen, wird es nie gegeben sein, Gefühle seiner Frau zu schonen. Der Beginn der Ehe kennzeichnet ihre Entwicklung: Sonja schenkt ihm sechzehn Kinder, aber sie wird nie aufhören, in Furcht und Abscheu seinem männlichen Begehren standzuhalten, anstatt es zu erwidern. Das Leben auf seinem Gut, in Jasnaja Poljana hat eigentlich nicht eine einzige Stunde vollen Glücks oder wirklicher Ruhe für sie. Einander unaufhörlich folgende Geburten, Todesfälle der Kinder, Sorgen wegen der Reizbarkeit und Launenhaftigkeit des Mannes, stete Angst vor seinen Drohungen, sich zu töten oder sie zu verlassen, treiben sie von einer Aufregung in die andere.

Tolstoj bleibt immerhin in den ersten zehn Ehejahren der immer wieder liebeshungrige und rasch versöhnte Mann, der liebevolle Vater seiner Kinder; er fühlt sich, ohne es jemals zuzugeben, unter ihrer Sorge wohl, er arbeitet auf ihre Anregungen hin an seiner „Anna Karenina", während sie ihm seine Manuskripte ins Reine schreibt, sich um die Herausgabe und den Vertrieb seiner Bücher kümmert. Es ist zwar schon das Leben auf einem Vulkan, aber er speit noch kein Feuer, es ist die unruhig bewegte Stille vor dem Sturm.

Dann aber beginnen die Ansätze sich zu entwickeln, die vielen Wandlungen des Menschen Tolstoj entfernen ihn immer mehr von seiner Frau. Ihre Mutterforge erträgt den Gedanken an eine völlige Weltabkehr, an die Verteilung

aller seiner Güter, an die freiwillige Verarmung, in die er seine Familie mit hineinziehen will, nicht. Die Schuld liegt nicht an ihm und nicht an ihr, es sind die tragischen Gegensätze ihrer Charaktere, die diese Ehe zu einer Hölle machen: bei Sonja ist die Vernunft, bei ihm die Idee, bei ihr der klare Menschenverstand, bei ihm die großen Gedanken des Genies, bei ihr die Fülle der im eigenen Kreise wirkenden Mütterlichkeit, bei ihm das schrankenlose, mitleidende, überströmende Gefühl für alle Notleidenden der Erde. Mit diesem Gefühl quält und ängstigt er sie maßlos, verdirbt er ihr jedes Anrecht auf Ruhe, jede natürliche Freude an den Kindern und am Besitz.

Nach über dreißigjähriger Ehe schreibt sie in ihr Tagebuch:

Es bringt schweres Leid, dieses stete Unterdrücktsein, diese arge Sorge für das Wohlergehen des Genies. Wie sehr man auch den Mann lieben mag, den die Menschen als Genie ansehen: aber ewig gebären, stillen, nähen, Speisen anordnen, Kompressen auflegen, Klistiere geben, stumpf schweigend sitzen und des Rufes nach körperlicher Dienstleistung harren — das ist eine große Qual, und nichts, nichts erhält man als Lohn dafür, nicht die einfachste Dankbarkeit, wohl aber findet sich noch viel, wofür man Vorwürfe erhält. Ich habe diese Last, die meine Kräfte übersteigt, getragen und werde sie weitertragen, aber ich bin müde . . .

Sie schreibt diese Zeilen im Hinblick auf seine Kreutzer-Sonate, in der er sie vor aller Welt verhöhnt und an den Pranger stellt und — welches Paradox für ihn und ihre Beziehungen! — die Keuschheit der Liebe und die Enthaltsamkeit der Ehe predigt. Dieses Buch ist ein einziger Schimpf für sie. Dennoch tut sie das Größte für seine Herausgabe, was sie tun kann: sie erwirkt persönlich beim Zaren eine Audienz, um seine Beschlagnahme aufzuheben.

Leo Tolstoj gehört immer mehr jenen an, die sie hassen muß: den Bauern, die Tolstojs Wälder plündern, den Bettlern, die ihn lehren, in Schmutz und Unrat zu leben, den Freunden, die seine Ideen befürworten und ihn systematisch von seiner Familie abziehen. Sie tragen auch zum großen Teil die Schuld daran, daß der Greis nach achtundvierzigjähriger Ehe unter Hinterlassung einiger kalter, erbarmungsloser Zeilen in tiefer Nacht das Haus verläßt und mit seinem Arzt die Reise in die Einsamkeit vollzieht. Als Sonja morgens die furchtbare Wahrheit erfährt, kann sie nur mit Mühe von ihren hartnäckigen Selbstmordversuchen abgehalten werden. Weinend und wartend, eine zu Unrecht Verurteilte, zum Sterben Verdammte, wartet sie auf ein Lebenszeichen ihres Mannes für sie — das nicht kommt. Durch eine fremde Behörde erfährt sie einige Tage später, daß ihr Mann im Sterben liegt. Und erlebt nun den grausamsten und dunkelsten Akt ihrer Ehetragödie: im Schnee steht sie tage- und nächtelang vor dem kleinen Hause in Ostapowo und starrt zum Fenster hinauf, hinter dessen zugezogenen Vorhängen ihr Mann seine letzten Stunden lebt. Ihr selbst verbietet man trotz ihrer flehenden Bitten den Eintritt, und sie, die fast ein halbes Jahrhundert seines von Engeln und Dämonen beherrschten unruhvollen Lebens mit ihm teilte und deren ganzes Leben in ihm aufging, sie darf erst in den allerletzten Augenblicken des Sterbens bei ihm sein, als er sie schon nicht mehr erkennt, als keines ihrer Liebesworte sein Ohr mehr erreicht — und sie darf nichts als seinen Sarg begleiten, eine Geduldete — die eine Dulderin war.

Sie gingen beide zwei verschiedene Wege, und über ihrer Brücke stand kein Stern.

Traumwelt der Adria

Kasimir Edschmid, dessen Leidenschaft für die Naturschönheit und die Kulturstätten im Bereich des Mittelmeers wir schon eine ganze Reihe schildernder oder erzählender Bücher verdanken, berichtet in der kleinen Erzählung „Erika" (Paul Zsolnay Verlag, Berlin, 152 S., RM 4.50) von ein paar Ferientagen auf einer Insel an der Adriaküste Dalmatiens. Als hauchdünne Handlung ist ein Erlebnis mit einem eigenwilligen, tapferen und kindisch weisen fünfjährigen Mädchen darüber gesponnen. Als mutterlose Tochter des Majors der Signalstation auf der einsamen Insel wird es von allen Menschen seiner Umgebung verhätschelt, ja verehrt. Das Bangen um die schließlich in letzter Minute mißlungene Erfüllung eines Kindertraums ist alles, was dieses kleine Buch in Bewegung hält. Darüber aber liegt der Zauber der Adria mit ihren steinigen Straßen in der prallen Sonne, dem azurblauen Wasser und den biederen Bosniaken. Wir folgen ihnen und dem weltfischeren Herrn der Insel zu ihren nächtlichen Fischzügen unter gewaltigen Lampen und nehmen teil an ihren Unterhaltungen, aus denen eine Menge anregender Dinge zu erfahren ist.

Otto Doderer

Das Lebensbuch einer tapferen Frau

Nay Beveridge / Mein Leben für Euch

Von Käthe Lambert

Was das Lebensbuch dieser außergewöhnlichen Frau so wertvoll für uns macht, sind weniger die Schilderungen des buntbewegten, glanzvollen Daseins einer Dame der großen Welt als ihre Liebe zu Deutschland, ihrer Wahlheimat; ihr Eintreten für uns während des Krieges und in den Demütigungen der Nachkriegszeit, ihr persönlicher Opfermut, ihr tapferes und unbedingtes Vorkämpfertum. In der Reihe der Streiter für Deutschland steht auch ihr Name an sichtbarer Stelle.

Nay Beveridge ist Amerikanerin. Schottisches, irisches und holländisches Blut vereinigen sich in ihr. Sie wurde als Enkelin des Gouverneurs von Illinois in Evanston geboren und erlebte ihre Kindheit später in Chikago in der wohlhabenden, lebensfrohen und luxuriösen Atmosphäre der amerikanischen Aristokratie. Die Eindrücke aus dieser Kindheit sind wechselvoll und bunt, sie wechseln auch verschiedentlich den Schauplatz, denn kleinere und größere Reisen und gegenseitige Besuche schaffen die Abwechslung dieser Leute, die „sich alles erlauben können".

Zwei Grundmotive durchziehen dieses aus Briefen und Aufzeichnungen zusammengestellte, farbig bewegte, wie eine interessante Reportage anmutende Buch: die schwärmerische, tiefbeseelte und über den Tod hinaus bleibende Liebe zur schönen Mutter, der sie gleichsam die Entstehung dieses Buches dankt:

„Einzig meine Mutter verleiht mir die Kraft, das Leben, das sie mir gegeben und mit mir in all seinem Glück und seinem Leid geteilt hat, nochmals zu durchleben und aufs Papier zu bannen —"

Neben der Liebe zur Mutter ist es die Liebe zu Deutschland, die dieses Leben erfüllt und leitet. Die Mutter schickt Nay und ihre ältere Schwester zum ersten Unterricht in eine deutsche Kleinkinderschule und „hier wurde der Same gelegt, der dann so herrlich aufging und reichste Frucht brachte; hier lagen die Wurzeln meiner Liebe zu Deutschland".

An einem Bilde, auf dem ein deutscher Junge neben einem Bauernhaus steht und zu einem in Früchten prangenden Apfelbaum emporsieht (es ist die Illustration zum Volkslied „Bei einem Wirte wundermild . . ."), geht dem Kinde zum erstenmal, märchenhaft versponnen, der Begriff Deutschland auf. Dann kommen frühe Reisen nach Europa, in kleine mittelalterliche Städte, grüne, versonnene Sommerwälder (ein Menschenalter später sieht Nay Beveridge den deutschen Wald als Inbegriff des Waldes überhaupt an), sie kommt in Museen und Galerien, zu Künstlern und anderen Leuten von Ruf und Namen.

Daheim in Amerika ist man mittlerweile umgezogen. Man bewohnt einen Palast in Chikago, besucht abwechslungsweise die beiden Großeltern und wird schon früh zu einem gesellschaftlich gewandten und vielseitigen jungen Mädchen erzogen. Als die Ehe der Eltern geschieden wird, bleiben die Töchter bei der Mutter, ohne daß das freundschaftliche Verhältnis zum Vater irgendeine Einbuße erleidet. Die Mutter heiratet zum zweitenmal, den deutschen Freiherrn von Wrede, und damit bindet sie sich und ihre Kinder noch stärker an das Land ihrer Liebe. Die Mädchen sind mehr in Europa als in Amerika, sie kommen mit der deutschen Standes- und Geistesaristokratie zusammen, bewegen sich in einem glänzenden Rahmen. Die ältere Schwester entwickelt sich nach der kurzen Episode einer verfehlten Ehe unter bedeutenden Lehrern zur anerkannten Bildhauerin, der die Aufträge der höchsten Stellen nur so zufliegen.

Auch Nay versucht sich mit Erfolg in der Bildhauerei und im Verseschmieden, sie nimmt den Ruhm für sich in Anspruch, die erste „Kunstschlosserin" Amerikas zu sein. Sie bezaubert durch ihr sprühendes Temperament, ihre vielseitige Unterhaltungsgabe abwechslungsweise die Gesellschaft von Neuyork, Paris und Dresden. Selbstverständlich fehlt es der jungen Dame nicht an Anträgen und Freundschaf-

ten. Es bleibt bezeichnend für ihr Leben, daß sie in der kameradschaftlichen Freundschaft mit Männern mehr Glück und Befriedigung findet als in ihren beiden Ehen, von denen die erste nur als „unliebsamer Zwischenfall", die zweite als eine tragische Episode zu werten ist. Die große Liebe ihres Lebens gehört wohl nur einem einzigen Manne, mit dem es auch zu einem Verlöbnis kommt, das aber von ihr, kurz vor der offiziellen Bekanntgabe, eines Mißverständnisses wegen abgebrochen wird. Dennoch wird sie diesem Mann, der später mit einer anderen Frau eine unglückliche Ehe führt und mit ihr nur spät die kurz, von tragischen Schatten umwitterte Erfüllung einiger kurzer, dem Schicksal abgerungener Wochen teilt, immer die Treue halten.

„Meine Liebe zu Angus, die mich alles andere hatte vergessen lassen, die mir erst eine wahre Seele gegeben, über mein Herz, meinen Geist, meine Sinne geboten, mich zu einem neuen Menschen gemacht und mich zu glauben gelehrt hatte — diese Liebe zu Angus und die innere Verbundenheit mit ihm würden, das fühle ich, ewig sein."

Neben der reichen Abwechslung, die ihr das gesellschaftliche Leben der Städte zu bieten hat, gehört ihre Liebe den Bergen. Im kleinen Schliersee trägt sie sich mit dem Gedanken, eine neue Kolonie zu gründen: für Lebenseinfachheit und Naturnähe, sozusagen ein Heim für die berühmten „Ferien vom Ich". Aber die ehrgeizige Mutter macht einen Strich durch die Rechnung und ruft Nat zu sich nach Paris. Sie ist von Paris bezaubert, sie nennt es wundervoll und bezeichnet es für manche Jahre als ihre zweite Heimat, aber „diese tiefe Liebe hat sich in lodernden Haß gewandelt, als verblendete Politiker den französischen Staat zu einem beispiellosen Unrecht gegen mein Deutschland trieben, zu dieser wilden Ungerechtigkeit mit der grotesken Bezeichnung „Friede von Versailles". Allerdings werde ich nie die Hoffnung aufgeben, daß das gesamte französische Volk dieses Unrecht einmal erkennen und den Weg ehrlicher Verständigung mit dem Nachbarvolke beschreiten wird."

Weiter treiben die Jahre im Strudel der Begebenheiten und Begegnungen, die sich aber, mit einigen bemerkenswerten Ausnahmen, mehr oder weniger an der Oberfläche eines glanzvollen gesellschaftlichen Lebens bewegen. Nat Beveridge erlebt den Burenkrieg in nächster Nähe, zweimal reist sie mit Mutter und Schwester nach Afrika, wo ihr Stiefvater in einem Bergwerk beschäftigt ist. In diesen Jahren beginnt auch die Mutter zu kränkeln, sie stirbt an einer Blinddarmoperation.

Nun beginnen sich die äußeren Lebensumstände zu wandeln. Nat gibt einem langgehegten Vorsatz nach und wird Schauspielerin. Sie bekommt Engagements an verschiedenen Bühnen, denen die schriftstellerisch begabte Mutter noch vor ihrem Tode auf die Tochter zugeschnittene Stücke eingereicht hatte. Nat spielt außerdem französische Lustspiele und deutsche Klassiker, sie hat Erfolge und Enttäuschungen, das Mimenglück ist unbeständig. Nach der Bühne kommt das Podium des Kabaretts, sie will eine zweite Yvette Guilbert werden, sie singt Chansons in Paris und Berlin, sie reist zwischendurch wieder nach Amerika, ihr Leben ist voll Unrast, fast zerfahren in seiner Vielfalt. Eine neue Ver- und Entlobung bringt neue Unruhe, „ohne alle Lebensenergie" kommt sie in London an. Helen Baker, die Vorkämpferin der amerikanischen Suffragettenbewegung, macht sie mit dem Engländer Mr. S. bekannt, einem vollendeten Kavallier und — unmöglichen Ehemann. Nach drei Monaten „der Hölle, für deren Schilderung es keine Worte gibt", wird die Ehe geschieden, Berlin wird das Ziel der neuen Flucht.

Nun werden die Schüsse von Serajewo der Auftakt zu einer völligen Wandlung auch des Lebens dieser Frau, zu einer Festigung, die es zugleich füllt und erschwert, bereichert und verarmt. Der Kriegsausbruch erreicht sie in Scheveningen im Engagement. Urplötzlich stürzt die Welt aus ihren Fugen, mit vielen Tausenden wird sie in den Strudel des unerhörten Geschehens hineingerissen. Die Not steigt auf und brennt sich ihr ins Herz. Von nun an wird dieses Herz nichts weiter tun als mitleiden, nichts weiter denken als an die Hilfe für das Land der alten Städte und der ewigen Wälder, das Land, das diesem Herzen Heimat ist.

Aber niemals sind dieser Frau so viel Widerstände entgegengetreten wie jetzt, nie vorher erfuhr sie so viel Enttäuschungen, Absagen und Demütigungen. Doch der Kampfgeist ist in ihr erwacht, er läßt sich weder bändigen noch

löschen. Alle Widerstände entflammen sie nur stärker. Sie bittet eine Freundin in England, ihr beim Austausch der durch die Grenzsperre von ihren Eltern getrennten jungen Mädchen behilflich zu sein. Sie spricht vom Kabarett-Podium herab glühende Worte der Liebe zu Deutschland, sie wirbt in Amerika für die deutsche Sache, indem sie aufklärende Vorträge hält:

„Ich will hier vom deutschen Volk erzählen, von den Männern, die zu Millionen freiwillig unter die Fahnen geeilt sind und jetzt draußen in Ost und West für das Vaterland siegen und sterben. Und von Deutschlands Frauen, diesen stummen Heldinnen des Krieges, die mit lachendem Angesicht und brechenden Herzen Mann und Kinder hinaus zu den großen Schlachten in Feindesland schicken und daheim inzwischen die Arbeit verrichten."

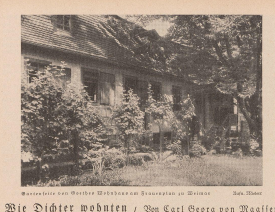
Sie hält im Opernhaus in Philadelphia vor fünftausend Menschen einen Vortrag; andere Vorträge folgen. Sie schreibt an Wilson und setzt sich für ein sofortiges Verbot aller Waffentransporte gegen Deutschland ein. (Sie erhält übrigens nie Antwort auf diesen Brief.) Sie richtet ganze Vortragsreisen durch die amerikanischen Staaten ein, sie veröffentlicht Proteste in den amerikanischen Zeitungen, sie veranstaltet großzügige Sammlungen für das Rote Kreuz. Sie gibt ihr ganzes Vermögen für die gute Sache hin, und im Handumdrehen steht sie mittellos da.

Es wird ihr um so schwerer, neues Geld zu beschaffen, als man langsam gegen sie Front zu machen beginnt. Gerade die Kreise, aus denen sie stammt, wenden sich zuerst von ihr ab. Die allgemeine Achtung setzt ein und erreicht ihren Höhepunkt, als der eigene Vater sie enterbt. Aber es ist, als ob die Widerstände nur ihre Kraft erhöhen. Das Programm eines großen Friedenskongresses wird aufgebaut, er findet am 7. September 1915 in Chikago statt, und sie findet vor dreißigtausend Menschen Worte der glühendsten Friedensbitten. Endlich betritt sie wieder deutschen Boden; ihr Leben rast nun in atemraubendem Tempo dahin. Sie wird Korrespondentin, Journalistin, sie nimmt (unter großen Enttäuschungen) an der Friedenskonferenz in Stockholm teil. Immer wieder treten finanzielle Sorgen und politische Anfeindungen in den Vordergrund. Nur die wenigsten können die Gründe einer Amerikanerin begreifen, sich für ein von allen Seiten angefeindetes, besiegtes Volk einzusetzen.

Sie beginnt ein großes Hilfswerk für die hungernden deutschen Kinder. Nach ihrer segensreichen Wirksamkeit in Nord- und Mitteldeutschland stößt sie in Süddeutschland auf Widerstände aus geistlichen Kreisen. Nach dem schmachvollen Friedensschluß wird ihr Zug einmal von Holz-Banditen aufgehalten, sie setzt einen Transport amerikanischer Milchkühe nur unter großen Schwierigkeiten durch; sie sucht auch der oberschlesischen Not zu steuern. Sie entwickelt die Pläne einer „allgemeinen deutschen Volkshilfe", die sich unserem heutigen Winterhilfswerk nähern.

Sturmzeichen steigen auf. Am 7. November sammelt Adolf Hitler seine Getreuen. Auch Rays zweiter Mann soll sich mit seiner Schar „Chiemgau" in München einfinden. Er hält seine Leute in Rosenheim zurück — vor der Feldherrnhalle verströmt das Blut der deutschen Freiheitskämpfer. Ray ist erschüttert. Der Verrat ihres Mannes gibt ihrer Ehe den letzten Stoß. Wieder wird sie geschieden. Wieder tritt sie in Berlin und München auf, wird gerühmt, ausgepfiffen, kämpft für Deutschlands Sache, um die eigene nackte Existenz, schreibt in Zeitungen, eröffnet in Bad Tölz eine Pension und muß sie wieder aufgeben. Endlich findet sie durch die Hilfe ihrer Schwester Ruhe in einem kleinen Haus an der Riviera. Dort erlebt sie aus der Ferne Deutschlands Aufstieg und Adolf Hitlers Sieg. Mit seiner Zustimmung erhält sie das Damenkreuz des Ehrenzeichens vom Roten Kreuz.

„Mein Leben bis zu meinem Tod gehört Deutschland" — das ist das Gelöbnis dieses Buches. Und sie wird weiter wirken und weiter kämpfen für das Land, dem sie so viel Tapferkeit und Hingabe entgegenbrachte, so viel von der „Unbändigkeit des Herzens", wie ihr Buch sie widerspiegelt.



Gartenseite von Goethes Wohnhaus am Frauenplan zu Weimar — Aufn. Mielert

Wie Dichter wohnten / Von Carl Georg von Maassen

Ich möchte wohl, daß irgend jemand einmal ein Bilderbuch zusammenstellte: „Die Arbeitszimmer unserer Dichter." Und ich wäre neugierig, ob wir uns da an Mannigfaltigkeit, an Schönheit, Geschmack, an Eigenart, an amüsanten Einzelheiten, an besonderen Kuriositäten und überraschenden Bizarrerien ergötzen könnten. Wenn ich an die zahlreichen Bilder in unseren Zeitschriften, auf denen uns ein Dichter in der Umgebung seines Arbeitszimmers gezeigt wird, denke, so wandelt mich ein gelindes Grauen an, wenn ich mir dabei vorstelle, alle diese einmal in einem einzigen Buche vereinigt zu finden. In der Erinnerung ist es mir so, als ob sich alle die Dichter in ein und demselben Manne hätten photographieren lassen. Der berühmte Mann sitzt vor einem ungeheueren, schön geschnitzten Schreibtisch, auf dem hohe Stapel von Papieren liegen. Um den schmalen Platz, der für die Schreibarbeit noch übrig zu sein scheint, gruppieren sich Photographien und ein paar kostbare Bronzestatuetten. Den Hintergrund bilden Bücherreihen, eine über der andern — das unerläßliche Symbol tiefgründiger Bildung. Es ist immer das gleiche Klischee.

Vor hundert Jahren war es anders. Zu der Zeit, als es noch keine Photographie gab, sondern nur den Kupferstich. Doch Kupferstiche, die uns das Heim eines Dichters zeigen, sind sehr selten. Ich entsinne mich kaum, deren mehr als zwei oder drei gesehen zu haben. Aber in Memoirenwerken, in Briefsammlungen stößt man bisweilen auf Beschreibungen, die uns den Dichter in seiner Behausung schildern, und wir sind dann oft überrascht, wie wenig das dort gezeichnete Bild dem entspricht, das wir uns in der Vorstellung von der Umgebung des bedeutenden Mannes gemacht haben.

Wie würde man sich wohl die Wohnung des Dichters des „Messias" vorstellen? — Der „Freund Ubique", der Archäologe Karl August Böttiger aus Dresden, besuchte im Sommer des Jahres 1795 den damals bereits dreiundsiebzigjährigen Klopstock in Hamburg. Er schildert uns das Heiligtum des Dichters, das kleine Studierzimmer, in das er geführt wurde. Es lag im ersten Stockwerk des Hauses und ging nach dem Garten hinaus. „Klopstocks Wesen und Treiben in seinem Stübchen", erzählt Böttiger, „ist in der Tat sehr genialisch. Die Selbstgenügsamkeit und Selbständigkeit des Bewohners verachtet alle Zierde und Aufputz der Wohnung. An der einst weißgetünchten, jetzt aber gelblich gewordenen Wand ist weder Bild noch Spiegel zu sehen. Ein runder hölzerner Tisch, der einmal rot angestrichen gewesen ist, mit altmodischen Füßen und Fußbänken, läßt gerade noch soviel Platz übrig, daß zur Seite einige Personen sitzen und bequem zur Türe hereintreten können. An diesem Tisch, wo Kaffeetassen, Bücher von allerlei Band und Schnitt, Papiere, Rauch- und Schnupftabaksdosen, Pappendeckel für Schreibereien, Federmesser und Tabakstopfer in ungestörter Eintracht nebeneinander ruhen und das buntfarbigste Allerlei bilden, fand ich Vater Klopstock in einem gelbgeräucherten Nachtmützchen auf dem Kopf an seinen grammatischen Gesprächen arbeiten. Eine bläuliche Tabakswolke umhüllte den

Greis . . . . Als er mir bei einigen Übersetzungen aus dem Horaz das Original in die Hand geben wollte, entdeckte ich erst, daß ihm zur Seite an der Wand ein ziemlich betagter Koffer gestellt war, der ihm als Bücherbehälter und Repositorium diente und seine Handbibliothek umfaßte. Er kannte, was er suchte, am Griff und es war wenigstens in diesem Diogenes-Apparat keine leere Parade."

Und wie sah es einst in dem Arbeitszimmer Jean Pauls, des angebeteten Ideals feinsinniger deutscher Frauen aus? Eine anschauliche Schilderung davon gibt uns der Kurländer Karl Bursy, der ihn im Mai des Jahres 1816 in Bayreuth besuchte. Bursy hatte sich den Dichter als einen feinen, zarten schmächtigen Herrn gedacht, in gewählter Kleidung, in einer wohlgeordneten Studierstube von musterhafter Ordnung. Aber wie sehr wurde er enttäuscht. Ein ziemlich korpulenter, pausbackiger Mann, von roter Gesichtsfarbe, starkem Unterkinn, ohne Halstuch und Weste, kommt ihm entgegen. Er trägt einen alten, abgetragenen, grauen Flauschrock, an dem fast alle Knöpfe fehlen, und der, mit unzähligen Flecken übersät, kaum noch in seinen Fetzen zusammenhält. Mit heruntergerutschten Strümpfen, die den nackten Fuß sehen lassen, steht Jean Paul vor ihm. Bursy, der schon durch die Unfreundlichkeit des Vorzimmers stark heruntergestimmt wurde, beschreibt die Unordnung des Arbeitszimmers: „die eigentlich ganz unbeschreiblich ist."

„Das Zimmer ist klein und so vollgekramt, daß nur ein Gang in der Mitte bleibt, wo zwei Menschen gehen können. An der Wand links zwischen Ofen und Tür steht ein Bücherschrank, in dem die Bücher durch- und aufeinander liegen, als seien sie in Jahren nicht in der Hand eines Lesers gewesen. Am Fenster, der Tür fast gegenüber, ist ein großer Tisch, der so mit Büchern und Papieren und Weingläsern bekramt ist, daß ich ihn noch einmal fest ins Auge fassen muß, um ihn mir deutlich denken zu können. Am Tisch steht ein Kanapee statt eines Stuhles, so sonderbar gestellt, daß man nicht anders hinzukam, als wenn man über den Tisch wegsteigt, denn dicht an der einen Seite des Tisches lehnt sich ein zweiter Bücherschrank, worin eine große Menge Exzerpte liegen und mehrere Bücher, die Jean Paul gerade gegenwärtig liest. Daß übrigens auch in diesem vorn und hinten offenen Schrank nichts von Ordnung zu sehen ist, folgt aus dem früheren; er steht so frei als ein gegitterter Ofenschirm vor der Flamme, an den Arbeitstisch gelehnt, an dem die herrlichen Kunstwerke des berühmten Schriftstellers hervorgingen. Der Ofen war stark geheizt und unter demselben stand die gestrige Abendmahlzeit seines Favorithundes . . . ."

Die Unterhaltung zwischen Jean Paul und Bursy geschieht im Gehen, denn der Dichter pflegte sich im Gehen zu unterhalten, aber nicht in gemessenem Philisterschritt, „sondern so schnell, als jage er einem Eilboten nach." „Nun denke man sich", sagt Bursy, „das kleine Zimmer, kaum zehn Schritte lang, worin wir uns wie die Kreisel herumdrehten."

Auch im Zimmer des zartsinnigen ritterlichen Verfassers der Märchendichtung „Undine", des Barons Friedrich de la Motte-Fouqué, sieht es absonderlich aus. Ein angehender jugendlicher Dichter, Julius Curtius, ein Freund Karl Simrocks, besucht einmal das Schloß Nennhausen und seinen freundlichen Besitzer und gibt folgendes Bild:

„Das Zimmer, in welchem wir uns befanden, war gebohnt, aber einfach weiß angestrichen und mit alten geschnitzten Möbeln ausstaffiert, die so hinfällig geworden, daß ein Ludwig Philipp sie sogleich würde zeichnen haben lassen, um mindestens die antike Form dem Gedächtnis zu erhalten. Wir hatten uns ein paar großväterliche Stühle erwählt, und musterten von dort aus den seltsamen Wandschmuck: ein Spiegel mit buntem Glasrand, rund umher Aquarell-Bilder mit Szenen aus der „Undine" und dem „Zauberring", darunter ein kostbarer Degen, rechts und links alte rostige Schwerter, Kürasse, Pickelhauben, Morgensterne, Hirschgeweihe, chinesische Vasen, Ölgemälde, Bücher usw. Genug, das kleine Zimmer vereinigte in sich eine Rüstkammer, eine Gemäldegalerie und eine Bibliothek, eines so beschränkt als das andere, alles zusammen aber eine gewisse Fülle bildend, in der sich besonders ein furchtbarer Spieß geltend machte und mit seinen Seitenverzweigungen allein eine ganze Wand einnahm."

Fouqué erklärt seinen Besuchern all diese Antiquitäten und Merkwürdigkeiten und sagt voller Stolz von dem letztgenannten Dekorationsstück: „Diese uralte merkwürdige Waffe habe ich von einem Küster zum Geschenk erhalten, der sie auf einem Kirchenboden gefunden. Ich halte sie für eins der furchtbaren Mordinstrumente des Hussitenkrieges." Tief wird er aber von Curtius verletzt, als dieser die Waffe für einen Saufänger erklärt. Lange Zeit nach diesem Besuche rief der alte Fouqué Curtius einmal auf der Straße zu: „Wissen Sie, lieber Curtius, Sie hatten recht, mein Spieß ist ein Saufänger. Leben Sie wohl!" Curtius bemerkt dazu: „Es lag etwas Großes in diesem schmerzlichen Eingeständnis."

Und neben dieses Bild hängen wir ein anderes: Christian Dietrich Grabbes letzte Behausung in Detmold. Sein Jugendfreund Ziegler beschreibt sie anläßlich der Schilderung eines Besuches bei dem kranken Dichter. Die Stube liegt im Erdgeschoß, rechts, wenn man in den schmalen Hausflur tritt. Sie ist öde und traurig. Keine Gardinen vor den Fenstern, Stühle und Tische leer und bestaubt. In der anstoßenden Kammer liegt der totkranke Dichter im Bett. Ein mächtig großes Bett, das ehedem ein Gardinenbett gewesen, dessen Himmel aber abgenommen ist, so daß die eichenen Pfeiler, auf denen jener geruht hatte, wie einsame Säulen in die Luft stehen. Wie ein Klümpchen Elend liegt der einsame abgezehrte Kranke in die Kissen gedrückt. Zu den Füßen des Bettes steht ein Sorgenstuhl, zwei andere Stühle sind neben dasselbe gezogen. Darauf liegen Bücher, Papier und Federn, stehen Tintenfaß und Biergläser. Denn Grabbe mußte immer etwas zu

trinken haben, wenn er schrieb. Unter einem der Stühle steht das Nachtgeschirr und daneben mehrere Flaschen Bier. Er trinkt nichts anderes in dieser letzten Zeit des Leidens. An der Wand, neben dem oberen Ende seines Bettes, steht ein großes hohes Büchergestell. Darauf liegen nur vier bis fünf Bücher, Briefschaften und Papier, die mit Bindfaden zusammengebunden sind. Die Luft in der Kammer ist stickig und dunstig. Der Besucher öffnet das Fenster, das auf einen engen, vom Tageslicht nur schwach erhellten Hof hinausgeht. Dann setzt er sich an das Bett des Todgeweihten. Grabbe schenkt ihm Bier ein, bietet ihm eine Zigarre an. Dann trinken sie, rauchen und plaudern. — Es wird auch zu Grabbes gesunder Zeit nicht sonderlich behaglich und geschmackvoll in seinen Zimmern ausgesehen haben, auf diese Äußerlichkeiten legte er keinen Wert, und in seiner Kleidung soll er von unglaublicher Nachlässigkeit gewesen sein. Was sah er von seiner Umgebung, wenn in seinem Kopfe Giganten Felsen aufeinandertürmten?



Goethe diktiert
Nach einem Gemälde von Joseph Schmeller im Besitz der Landesbibliothek in Weimar. Aufn. Held

Geradezu rührend ist eine Stelle in einem Briefe des frühverstorbenen Jugendfreunds von Ludwig Tieck, des Romantikers Wilhelm Heinrich Wackenroder, der dem schwärmerisch geliebten Freunde Tieck, der sich damals auf dem Lande befand, schrieb:

„Den Brief an Deine Schwester habe ich abgegeben und dabei Deine liebe Stube wiedergesehen. Wäre ich Alexander, würde ich's mit der ebenso machen, wie jener mit Pindars Hause. Sie müßte eine ewige Reliquie bleiben, wenn auch ganz Berlin unterginge. Ich werde die Stube nie ohne Rührung, nie ohne von wehmütigen Erinnerungen gepreßt zu sein, ansehen können. Es ist eine herrliche Stube!"

Wir könnten noch von manchen Dichterwohnungen erzählen, auch von Gleims Hüttchen und von Musäus' Gartenhäuschen mit seinen zweideutigen Stühlen, in die der Tischler ein großes, rundes Loch gebohrt hatte, den Märchenerzähler mißverstehend, der nur eine kleine, runde Öffnung zum Ablaufen des Regenwassers gewünscht hatte — aber wir wollen uns bescheiden und abschließen mit der Schilderung, die der alte Michel de Montaigne von seiner Wohnung gibt. Es ist die ideale Wohnung eines wahrhaften Denkers und Dichters:

„Bin ich zu Hause, so kehre ich etwas öfters zu meinem Büchervorrate, von wo aus ich nur eine Hand ausstrecken darf, um meine Haushaltung zu bestellen. Ich stehe auf der Schwelle und sehe vor mir meinen Garten, meinen Hühnerstall, meinen Hof und die meisten Teile meiner Gebäude. Da blättere ich bald in diesem Buche, bald in einem anderen, ohne Ordnung, ohne Plan, flatschenweis. Bald lese ich stille für mich weg, bald streiche ich an und sage beim Umhergehen meine Träumereien in die Feder. Meine Bücher stehen drei Treppen hoch in einem Turme. Eine Treppe hoch befindet sich meine Kapelle; zwei Treppen hoch meine Kammer

und Nebenzimmer, wo ich mich oft niederlege, wenn ich allein bin. Über der Bibliothek befindet sich mein Kleidervorrat. In früheren Zeiten war es der unbesuchteste Ort im ganzen Hause. Ich bringe daselbst die meisten Tage des Lebens und die meisten Stunden des Tages zu. Des Nachts bin ich da niemals. Hinter derselben befindet sich ein zierlich-hübsches Kabinett, worin ich des Winters Feuer haben kann. Die Figur meiner Bücherstube ist rund und hat keinen anderen leeren Raum als nötig ist, meinen Tisch und meinen Stuhl zu fassen. Und so sehe ich auf einmal in der Runde um mich her, all meine Bücher, welche in Borden von fünf Reihen gestellt sind. Der Turm hat drei freie und schöne Aussichten und sechzehn Schritt Raum im Durchschnitt. . . . Hier ist mein ordentlicher Aufenthalt. Dessen Herrschaft suche ich rein und frei zu erhalten und solche keiner Gemeinschaft unterwürfig werden zu lassen, heiße sie eheliche oder kindliche oder bürgerliche . . . Derjenige ist nach meiner Meinung zu bedauern, der keine Stätte hat, wo er für sich leben, sich verbergen oder Gesellschaft bei sich haben kann, wenn er will."

Abenteuer und Geschichte

Immer wieder lockt den Menschen das Abenteuer; auch die fahrenden Gesellen, die Eulenspiegel, die Schinderhannes und Münchhausen werden nicht aussterben. Nicht aussterben aber werden auch die Gestalter dieser schweifenden, in einem unbürgerlichen Zwischenreich angesiedelten Abenteurer und Landfahrer, Zaubrer und Räuber. Brotzipopel nennt Hans Stock den Helden seiner Abenteuergeschichte: „Der seltsame Räuber" (H. Goverts Verlag, Hamburg. 204 S. RM 5.80) So wunderlich wie dieser Name sind die Abenteuer und Lebenswege, durch die der Verfasser seinen Helden führt. Eine Mischung von Wirklichkeit und Phantastik, ausgelassener Heiterkeit und tieferer Bedeutung zeichnet dieses Buch aus, das die Geschichte eines Sinnierers und Soldaten, eines verkannten Propheten erzählt, daß wir unmerklich in die Welt der Sage, der Volksmärchen und Volksbücher uns geführt glauben. Werner Luft hat diese abenteuerliche Geschichte mit 44 Federzeichnungen geschmückt.

Heinz Waterboer führt uns in seinem Roman „Der Bambus blüht" (Gustav Kiepenheuer Verlag. 244 S. RM 4.50) auf die Sunda-Inseln nach Borneo. Da der Bambus nach seiner Blüte völlig abstirbt, bedeutet dieses alle paar Jahre wiederkehrende Ereignis jedesmal eine große Notzeit für die Eingeborenen, die Nahrung und Kleidung aus dieser Pflanze ziehen. In den Blütejahren sind also die Eingeborenen den Händlern ausgeliefert, in denen alle niedern Instinkte erwachen. Viele von ihnen sind von der Leidenschaft erfüllt, mühelos und schnell reich zu werden; so auch Griffth, der Held dieses Buches. Er aber geht an seiner eigenen Rücksichtslosigkeit und Brutalität zugrunde. Während er den Schwiegervater dem Phantom eines Schatzes nachjagt, und damit dem sicheren Verderben im Urwald preisgibt, wird er selbst zum Spielball eines reichen Arabers, der ihn ausnützt. Durch das Gift seines Schwagers findet er schließlich den Tod. Das wirklich wertvolle an diesem Buche sind die Schilderungen der tropischen Landschaft.

Ins Reich des großen Abenteuers, das zur Geschichte wurde, führt uns Heinrich Bauer mit seinem Roman „Söhne der Sonne" (Hesse & Becker Verlag, Leipzig. 372 S. RM 5.50). Die Eroberung Mexikos durch Fernando Cortez gehört für alle Zeiten zu den merkwürdigsten Kapiteln der Weltgeschichte. Heinrich Bauer läßt in seinem Buch das Leben des von grenzenlosem Wagemut erfüllten Spaniers erstehen; wir sehen ihn an der Spitze seiner kleinen, bunt zusammengewürfelten Kriegerschar allen Widerständen von Natur und Menschen zu trotz in zähem Wollen sein abenteuerliches Ziel erreichen. Cortez und die junge Indianerin Marina stehen im Mittelpunkt der Handlung. Es war aber auch Heinrich Bauer vor allem darum zu tun, in sinnlich einprägsamer Sprache das Land und die Leute zu schildern, so daß das Ganze ein in leuchtenden Farben entworfenes Gemälde darstellt.

Das Zeitalter der italienischen Renaissance, der Hof Cosimos von Medici mit seinem buntfarbigen Leben, mit seinem merkwürdig widerspruchsvollen Gegeneinander von glühender Leidenschaft und kraftvoll suchender Geistigkeit; und mit seinem Drange nach diesseitiger Herrschsucht und Gewalt einerseits, seiner Weltentsagung und seinem Gottsuchertum andererseits bildet den Hintergrund von Ella Byströms Roman „Fiorenza" (Esche Verlag, Leipzig. 204 S. RM 4.80), der die menschliche Auseinandersetzung zwischen Mutter und Geliebte, zwischen Versuchung und Entsagung zum Thema hat. Ein freimütiges Buch, das durch Kampf widerstrebender Mächte zur Harmonie menschlicher Gestalt führt.

Der österreichische Dichter Franz Spunda legt in seinem Buche „Alarich" (Paul Zsolnay Verlag, Wien. 400 S. RM 6.80) einen weiträumigen geschichtlichen Roman vor, in dem er das Leben des großen Westgoten-Königs, seinen Siegeszug durch Italien und seine Bemühungen, Germanen und Römer politisch zusammenzuführen, um das große Erbe der Antike zu retten, plastisch und von reichem Wissen um die Zeit und ihre Probleme erfüllt darstellt. Es entsteht ein großartiger Fries vom Lebensweg und Lebenswerk des großen Herrschers, der es verdient, daß er den Menschen der Gegenwart mehr bedeutet als nur einen Namen, mehr als das schöne Gedicht Platens „Das Grab im Busento" von ihm übermittelt. Franz Spunda hat aber nicht nur den Menschen und Herrscher Alarich dargestellt, er hat auch ein Zeitbild geschaffen, das uns mit den Problemen, die damals das Abendland bewegten, vertraut macht.

Otto Heuschele



Das ewige Lachen
Bühnenszene aus Emil Rosenows Komödie „Kater Lampe" in der Darstellung des Dresdner Staatstheaters
Aufnahme Berger

Rund um den Humor / Von Peter Scher

Von den mancherlei Sammlungen heiterer Betrachtungen und „Humoristika", die in neuerer Zeit vorliegen, scheint der Nachlaßband von Christian Morgenstern, „Böhmischer Jahrmarkt" (Piper, München, 173 S., geb. RM 3.80) die stärkste und nachhaltigste Substanz aufzuweisen — und das ist kein Wunder, denn hier handelt es sich nicht um Arbeiten, die aus Zweckabsichten entstanden und schließlich unter einen Hut gebracht wurden, sondern um eine letztmalige Nachlese aus dem Lebenswerk eines Autors, der im Ulk ebenso wie in der ernsthaften Lyrik nichts und niemals — und bestimmt dort am wenigsten, wo es vor allem danach aussieht — „aus dem Ärmel schüttelte". Das Gegenteil ist so offenkundig der Fall, daß man sagen kann: Ernster und gewissenhafter sei wohl selten Witz und Leichtigkeit im guten Sinne verarbeitet und eben darum auch zu fröhlicher Spielerei für Menschen gestaltet worden, die ein Lächeln von innen zu schätzen wissen. — Weniger aus der — oder in die — Tiefe und schon mit einem ziemlichen Schuß bewußter Überlegenheit lächelt Peter Bamm in „Der I-Punkt" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 270 S., geb. RM 4.50), welcher die Fortsetzung der Sammlung „Die kleine Weltlaterne" darstellt. Hier plaudert ein gescheiter Kopf über Gott und die Welt; und es hat durchaus den Anschein, daß uns wirklich einer unterhält, der den Geschehnissen genau die Momente ablauscht, die gemeinhin übersehen, wenn auch wohl gespürt zu werden pflegen, wovon es dann kommt, daß der weniger scharfsinnige Leser beifällig zustimmt: Ein verflixter Kerl — er sagt genau das, was ich um ein Haar auch gesagt hätte! Er trifft den I-Punkt mit dem Intellekt so unfehlbar wie der Scharfschütz im Spezialitätentheater sein „gestecktes" Ziel. Ähnlich ist es mit der Sammlung „Nebenbei bemerkt" von Sigismund v. Radecki (Rowohlt, Berlin, 300 S., geb. RM 4.80) — nur daß hier der Umkreis noch weiter gezogen ist, wie die Probleme noch bewußter an der Wurzel gepackt und mit einem „weltläufigen" Witz behandelt erscheinen. Auch ist der Übergang von der neckenden Plauderei zur — manchmal raffiniert pointierten — Kurzgeschichte so spielend gehandhabt, daß weiterhin die Grenzen zwischen Parodie und Erzählung fast aufgehoben wirken. Das, was man früher als „scharmantes Geplauder" bezeichnete, bemächtigt sich eindringlich aller möglichen Dinge, um sich selbst an ihnen zu beweisen, und darin beruht wohl der Gegensatz zu dem eingangs erwähnten (und in diesem Zusammenhange schon fast ein wenig „altmodisch" wirkenden) Morgenstern, dessen geistiger Anmut die Dinge entgegenkommen, um sich von ihr bestätigen zu lassen, daß sie ihrer schöpferischen Fähigkeit ihr Dasein zu danken haben. — Eine Anekdotensammlung des gleichen Verfassers, der sich diesmal Homunculus nennt, „Die Rose und der Ziegelstein" (ebenda, 312 S., RM 4.80) bietet nach einer etwas überspitzten Einleitung eine solche Menge „Brillanten in neuer Fassung", daß man

Molières Komödie „Der Geizige“ auf der deutschen Bühne



Aufführung am Stuttgarter Staatstheater mit Ferry Dittrich in der Titelrolle

Aufn. Illenberger

bei dem unentwegten Geglitzer manchmal doch nicht so recht hinter den Gehalt kommt; aber im einzelnen wirkt manches neu und bestechend. — Von Ernst Heimeran, dem Verleger, der gern sein eigener Autor ist, bezeugt ein „Anstandsbuch für Anständige“ (196 S., RM 4.80), daß er auf dem Gebiet der kulturgeschichtlichen Plauderei ein ebenso sauberer Textformer wie geschickter und umsichtiger Bibliothekdurchforscher ist. Wie alle seine bisherigen Zusammenstellungen wird darum vermutlich auch diese vorzüglich ausgestattete Großplauderei dankbare Aufnahme finden. — In der Absicht, einen kulturgeschichtlichen Beitrag des Berliner Volkshumors zu bieten, hat der Kiepenheuer-Verlag eine Anzahl Sachen von Adolf Glaßbrenner mit den dazu gehörigen Zeichnungen von Hosemann neu herausgebracht: „Berliner Leben“ (175 S., geb. RM 2.50). Der „verwegene Menschenschlag“, wie Goethe die damaligen Berliner nannte, tritt in der Gestalt des Eckenstehers Nante und ähnlicher Erscheinungen so naiv ursprünglich und unvermittelt in unsere Zeit, daß einem beim Lesen in der Tat — um im Geist des Dargebotenen zu sprechen — „die Spucke wegbleibt“. — Zum Schluß sei es erlaubt, auch einmal eine Sammlung von Gedichten zu erwähnen, die in ihrer Art — zwischen Naturspiel und heiterem Erlebnis — vielleicht geeignet sind, diesen oder jenen im Sinne zärtlichen Verweilens bei den kleinen Dingen einen freundlichen Augenblick zu bieten — und sei es nur den eines Erinnerns an junge Kätzchen, die zwar nicht auf dem Spinett spielen, aber dennoch bis ins Herz zielen, „wie Mozart täte, wenn er Krallen hätt'“, — nämlich mein kleines Gedichtbuch „Für große Kinder“ (Alemannen-Verlag, Stuttgart, mit zahlreichen Illustrationen von Rudolf Englberger, RM 2.80).

Die bunte Hauspostille

Nachdem Anton Schnack schon früher mehrere schmale Bändchen jener dichterischen Kleinkunst veröffentlichte, deren Zwischenstellung unter den Formen der Dichtung man mit dem Begriff „lyrische Prosa“ bezeichnet, legt er nun ein umfängliches Buch vor, das fast ein volles Hundert solcher anmutigen Schmuckstücke enthält. Er nennt es „Die bunte Hauspostille“ (Paul List Verlag, Leipzig, 296 S., RM 5.80), und in der Tat ist es ein Erbauungsbuch, ein Hausbuch, das man immer wieder einmal aufschlagen kann, um sich für eine Weile in ein Reich der Träume zu versetzen. Ein Träumer ist es, der dieses bunte Bilderbuch mit Worten gemalt hat, ein unersättlicher Fabulierer und Schwärmer, der sich genießerisch den Abenteuern der Phantasie hingibt, aber auch in alltägliche Gegenstände verliebt ist, in seinen alten Tisch etwa oder sein Tintenzeug, in die Straßenlaternen, in seinen Koffer, einen Spezereiladen oder einen Landbriefkasten. Ein Teil des wissenden, gütigen Weltgeistes lebt in ihm, dem kein Ding gering ist und dem sie alle eine Seele haben, „ein Liebes- und Zugehörigkeitsgefühl, ein Ohr und ein Auge, ein böses oder ein gutes Herz“.

Ein ganzer Lebenslauf steht in dem Buch, zusammengesetzt aus kleinen Erinnerungsbildern und umrankt von weit ausgeworfenen, spielerischen Gedanken.

Der Ablauf der Jahreszeiten kehrt darin wieder.

Reisen in ferne Weltgegenden und die heimatliche Landschaft finden ihren Niederschlag.

Ein besonderer Reiz des Buches liegt in der schmiegsamen, musikalischen und farbigen Sprache.

Otto Doderer

Wer die platonischen Dialoge, diese vollendetsten Äußerungen griechischen Denkens studiert, der begegnet dort der von Platon immer neu beschworenen Gestalt seines großen Lehrers Sokrates, von dem Cicero sagen durfte, daß er der erste war, „der die Philosophie vom Himmel herunter gerufen, in die Städte eingesetzt, in die Wohnungen der Menschen geführt und über ihr Tun und Lassen Betrachtungen anzustellen genötigt hat." Die Jahrhunderte sind seither dem Rätsel, das ihnen in der Gestalt Sokrates' verschlossen lag, nachgegangen, und man kann ruhig sagen, daß jede neue Generation neue Züge in dem Wesen des Denkers erkannt hat.

Neben die Forscher und die Gelehrten traten in neuerer Zeit auch die Dichter. Unter Benützung der platonischen Dialoge und des Geschichtswerkes von Thukidides hat Friedrich Lorenz in seinem Roman: „Sokrates" (F. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien, 405 S., RM 7.00), ein Zeitbild von Athen geschaffen, vor dessen Hintergrund das Leben des Sokrates gezeichnet wird. In einem ersten Teil „Sokrates und Perikles" überschrieben, werden vor allem die großen Zeitzusammenhänge lebendig gemacht, ohne die Leben und Werk des Denkers nicht verständlich sind. Im zweiten Teil, „Sokrates und Xantippe", schildert Lorenz die Ehe des Sokrates. Entgegen allen einstigen Versuchen, diese Frau als ein Unglück im Leben des Mannes darzustellen, unternimmt Lorenz eine umfassende Ehrenrettung für das Landmädchen aus Attika, das als Sechzehnjährige sich in Sokrates verliebt und dann kein anderes Ziel mehr kennt, als ihm das Glück einer geordneten Häuslichkeit zu verschaffen. Wie weit die historische Xantippe mit dieser Auffassung übereinstimmt, ist eine Frage für sich. Jedenfalls aber ist es dem Verfasser gelungen, ein lebendiges Bild des großen Weisen und seiner Umwelt zu vermitteln.

Hugo Paul Uhlenbusch zeichnet in seinem Roman: „Glutrotes Herz Burgund" / Johann Ohnefurcht (Verlagshaus Bong & Co., Berlin. 330 S., RM 6.80) die Gestalt des Herzogs von Burgund, der, ein Sohn Philipps des Kühnen, jenes mächtige zwischen Frankreich und Deutschland gelegene, von der Nordsee bis Genf reichende Reich schuf. Mit Ludwig von Orleans und seinem Verbündeten Bernhard von Armagnac kämpft Johann Ohnefurcht um die Reichsverweserschaft in Frankreich. Es gelingt ihm, seine Feinde niederzuschlagen, die Einheit des Landes herzustellen und damit Frankreich vor seinem alten Feinde England zu retten. Aber bald stürzen ihn neue Verschwörungen, und Frankreich bricht von der englischen Ritterschaft geschlagen, zusammen. Da soll Johann Ohnefurcht durch seine Entschlossenheit und durch die Kraft seines Namens Frankreich abermals retten. In diesem Augenblick aber ermordet ein Verräter den Herzog. Für lange Zeit ist es mit Frankreichs Macht zu Ende. Das Werk Johann Ohnefurchts wird von seinem Sohne Philipp fortgeführt. Uhlenbusch hat dieses große und wildbewegte, in einer turbulenten Zeit sich abspielende Dasein in seinem Roman lebendig gestaltet.

Trotz der zahlreichen neuen Schriften, die aus Anlaß von Ulrich von Huttens 450. Geburtstage erschienen sind, gehört immer noch David Friedrich Strauß' umfassende Monographie vom Leben und Wollen, Wirken und Schaffen dieses großen und mit Recht immer stärker beachteten deutschen Freiheitskämpfers zum Besten, was jemals über ihn geschrieben wurde. „Wer Hutten kennen lernen will, wie er sich dem Gedächtnis des deutschen Volkes eingeprägt hat und darin fortleben wird, der wird nach wie vor zu der Strauß'schen Biographie greifen", sagt mit vollem Recht der Herausgeber der soeben erschienenen Neuausgabe. (Insel Verlag, Leipzig, 528 S., RM 8.50). Zum Ruhm des Buches, das sich durch viele Jahrzehnte lebendig erhielt, wird auch diese schön ausgestattete Neuausgabe das Ihre beitragen.

Mit dem Schicksal des Zaren Paul I. beschäftigt sich das neue Buch des russischen Generals A. A. Noskoff: „Ein Leben in Angst" (Vorhut Verlag, Otto Schlegel, Berlin. 408 S., RM 4.50). Noskoff läßt uns einen tiefen Blick in die russische Geschichte tun. Wir erleben das Ende des durch Mörderhand gefallenen Vaters Pauls I. Wir sehen, wie der Sohn im Schatten dieser düsteren Tat heranwächst und wie seine Jugend schon von einer einzigen großen Angst erfüllt ist, daß er einst auf eine gleich furchtbare Weise wie sein Vater werde sterben müssen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, errichtet Paul I. ein Schreckensregiment. Er hat aber damit gerade das Gegenteil von dem erreicht, was er wollte; sein eigener Kanzler Graf Pahlen sieht sich gezwungen, an die Spitze einer Verschwörung zu treten, die dem Leben des Zaren ein gewaltsames Ende setzt.

Die Gestalt des Reichsfreiherrn vom Stein stellt Albert Krebs in seinem Buch: „Rebell von Gottes Gnaden" (Hans Köhler Verlag, Hamburg. 430 S., RM 4.80) neu dar. Krebs zeichnet das reichbewegte Leben des Staatsmannes als eines, der von einem Dämon getrieben wurde und kein anderes Ziel kannte, als das Reich aller Deutschen zu schaffen. Das Ganze ist ein im besten Sinne volkstümliches Buch.

In dieselbe Zeit führt Gerhard Heine: „Gneisenau". Ein großes Leben (Gerhard Stalling Verlag. 280 S., RM 5.80). In der Form einer auf Briefen und anderen Dokumenten der Zeit aufgebauten Biographie stellt Heine das Leben des Generalfeldmarschalls Neithard von Gneisenau

dar. Wir sehen den leidenschaftlichen Soldaten und den bedeutsamen Menschen, wir nehmen teil an seinem raschen militärischen Aufstieg und erleben, wie sein Name bei der siegreichen Verteidigung Kolbergs zusammen mit Joachim Nettelbeck zum erstenmal weiteren Kreisen bekannt wird. Der Anteil Gneisenaus an den Freiheitskriegen ist bekannt und die Entscheidungsschlacht bei Belle-Alliance wird für immer in der Kriegsgeschichte mit seinem Namen verbunden bleiben. Es ist das Erfreuliche an Gerhard Heines Buch, daß es uns vor allem den Menschen Gneisenau in seiner vorbildlichen und verpflichtenden Haltung nahe bringt.

Götz von Pölnitz schildert in seinem Buche: „Emir; das tapfere Leben des Freiherrn Marschall von Bieberstein (Verlag Georg Callwey, München. 202 S., RM 5.80), das Leben eines Menschen unserer Zeit, das einzigartig in seinem Verlauf, doch beispielhaft für viele ähnliche Lebensläufe sein mag. Wilhelm, Freiherr Marschall von Bieberstein wurde 1890 als Sohn des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt und späteren deutschen Botschafters an der Pforte geboren. Seine Jugend verbrachte er in Konstantinopel. Als der Krieg ausbrach, war er eben Leutnant geworden und zeichnete sich gleich in den ersten Wochen durch seine Tapferkeit aus. Frühe schon aber war er von der Reiterei zur Fliegerei hinübergewechselt und gehörte bald zu den bekanntesten und gefürchtesten deutschen Fliegern. Als der Krieg zu Ende ging, zog er den grauen Rock des Soldaten nicht aus, sondern kämpfte wo immer es galt, gegen äußere und innere Feinde. Er gehörte überdies zu den ersten Gefolgsleuten Adolf Hitlers. Im Jahre 1926 nahm er an einer Expedition Sven Hedins quer durch Asien als Flugsachverständiger teil. Am 31. Januar 1935 stürzte im Nebel ein großes Verkehrsflugzeug ab; unter den Toten befand sich der Freiherr. Ein kämpferisches, abenteuerliches, aber immer männlich starkes Leben hat ein tragisches Ende gefunden. Dieser Mann war kein Held der Feder, er hat keine Aufzeichnungen hinterlassen, es lag ihm völlig fern, hervorzutreten, aber nun hat Götz von Pölnitz nach den Erinnerungen seiner Freunde und Mitkämpfer ein Buch geschrieben, das von diesem einmaligen und wie unter einem vorbestimmten Gesetz abrollenden Leben kündet.

Otto Heuschele

Zwei Bücher von deutscher Sprache

Die Sprache ist ein Wunder und ein Geheimnis zugleich, und es lohnt sich wohl, zuzeiten darüber nachzudenken, was wir ihr danken. Wir gebrauchen die Worte im Alltag, um uns zu verständigen, und finden dieselben Worte in den unsterblichen Versen der Dichter wieder. Viel zu selten aber geben wir uns über das Wunder der Sprache Rechenschaft, viel zu gering ist im allgemeinen die Ehrfurcht, die wir ihr gegenüber empfinden. Nun liegen zwei Bücher vor, die für den Wert der Sprache Zeugnis ablegen. Das erste ist eine „Lehre und Übung" für jedermann und hat den Bonner Literarhistoriker Wilhelm Schneider zum Verfasser: „Ehrfurcht vor dem deutschen Wort" (Herder Verlag, Freiburg. 391 S., RM 5.20). Freilich ist das Buch kein übliches Lehrbuch, sondern in einem höheren und weiteren Sinn ein Buch unmittelbarer Brauchbarkeit! Es handelt von Sinn und Wert der Sprache, deutet Kraft und Schönheit unserer Muttersprache und weist an Beispielen und Gegenbeispielen nach, wie viele geheimnisvolle Kräfte dem Worte innewohnen. Ein besonderer Teil handelt vom Wort des Dichters und der seltenen „Kunst des Lesens". Gerade dieser Teil gibt eine ausgezeichnete Anleitung zum Lesen dichterischer Werke. Hier wird vom Verfasser mit großer Eindringlichkeit und Klarheit aufgezeigt, mit welchen Mitteln der Dichter seine Wirkungen erzielt und wie er arbeitet. Auch hier erläutern trefflich gewählte und gegeneinander gestellte Beispiele die Ausführungen des Verfassers. Ein dritter Teil endlich ist der „Sprache des Tages und dem guten Ausdruck" gewidmet. Mit Nachdruck und Überzeugungskraft erhebt der Verfasser hier die Forderung an jeden Einzelnen, sich einer möglichst vollkommenen Sprache und eines klaren und prägnanten Ausdruckes zu bedienen, denn, so sagt er mit Recht, eine wohl geformte Sprache ist der Ausdruck klaren Denkens und eines klaren und sinnlichen Erlebens der Welt. Das Buch muß als eine sehr erfreuliche Neuerscheinung begrüßt werden, denn es hat bei aller Gründlichkeit in wissenschaftlicher Hinsicht den Vorzug, nicht trocken oder langatmig zu sein; im Gegenteil erfüllt der Verfasser selbst die Forderungen, die er an den Leser richtet. Wie schon gesagt ist das Buch kein Lehrbuch, sondern ein Lebensbuch; die Formen, in der die Ratschläge und Forderungen vorgebracht werden, sind keineswegs theoretisch lehrhaft, sondern durchaus lebendig.

Neben diesem Buche der praktischen Brauchbarkeit steht ein anderes Buch über die deutsche Sprache, das wir ein Buch der Weihe und der Deutung nennen möchten: „Die deutsche Sprache" / Wesen und Deutung (Verlag von Ernst Klett, Stuttgart. 295 S., RM 5.80). In Bekenntnissen deutscher Männer, die selbst Meister der Sprache waren, wird hier die deutsche Sprache nach ihrem Wesen und Gehalt, ihrem Wert und ihrer Würde gedeutet. Luther, Leibniz, Möser, Klopstock, Hamann, Herder, Goethe, Fichte, Jean Paul, Humboldt, Arndt, Grimm, Federer, Jünger und Weinheber legen Zeugnis ab für die Sprache, die sie als tiefsten Ausdruck deutschen Wesens und deutschen Schicksals empfinden. Hier wird von Berufenen das Deutbare an dem Wunder der Sprache gedeutet, das Geheimnisvolle aber, das sich aller Deutung entzieht, wird demütig und dankbar gehütet, der Liebe und Verehrung der Nation anvertraut. Beide Bücher, die sich aufs beste ergänzen, haben eine große Aufgabe, und es bleibt zu wünschen, daß sie möglichst viele hingabebereite Leser finden.

O. H. Waibling

Niegeschaute Welten / Von Walter von Hollander

Jakob Baron Uexküll, Balte, Biologe, Professor in Hamburg, ist der Begründer der Umwelttheorie und der Leiter des von ihm ins Leben gerufenen Instituts für Umweltforschung. In der Einleitung seines Erinnerungsbuches „Niegeschaute Welten" gibt er eine schöne Zusammenfassung seiner theoretischen und praktischen Erfahrungen mit dem Umweltsbegriff. Umwelt ist „die Sinnesinsel, die jeden Menschen wie ein Gewand umgibt". Die gesamte Welt der Dinge ist ein „Erzeugnis des menschlichen Subjekts". Es gibt „keine Dinge an sich, die ohne Subjekt bestehen könnten. Erst wenn sie alle Sinneshüllen sich übergeworfen haben, stehen sie in voller Gegenständlichkeit da. Was sie vorher sind, werden wir nie ergründen". Es ist nichts als „Denkbequemlichkeit von der Existenz einer einzigen objektiven Welt auszugehen. Die objektive Welt besitzt nicht die mindesten eigene Realität". Wie „jedes Tier in seiner ihm allein gehörigen Umwelt lebt", wie es eine seinen Sinnesorganen entsprechende Merkwelt hat und eine seinen Bewegungsorganen entsprechende Wirkwelt und wie Wirkwelt und Merkwelt zusammen die spezifische Umwelt des Tieres ergeben, so daß es eine Libellenwelt gibt, eine Pferdewelt, eine Mauswelt usf., so gibt es auch für jeden Menschen seine aus Merkwelt und Wirkwelt zusammengesetzte, nur ihm gehörige Umwelt. Wenn wir einen Menschen verstehen wollen, so dürfen wir ihn also nicht objektiv oder subjektiv zu beurteilen versuchen, sondern wir müssen seine Umwelt aufsuchen, um ihn zu erfassen. Die Umwelttheorie ist der Milieutheorie aus dem Anfang des Jahrhunderts diametral entgegengesetzt. In der Milieutheorie ist der Mensch das Produkt seiner Umgebung. In der Umwelttheorie ist die Umwelt das Produkt des Menschen.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle sich mit den weltanschaulichen und wissenschaftlichen Folgerungen aus der Umweltlehre zu beschäftigen. Auf jeden Fall ist das Umweltbuch eine zauberhafte und verzaubernde Frucht dieser neuartigen Weltschau des Biologen, der sich als ein Schilderer und Erzähler ersten Ranges erweist.

Schlecht an dem Buch ist nur sein Titel. Denn es sind nicht „niegeschaute Welten", die geschildert werden, sondern von innen her, dichterisch, lebendig erschaute und graziös gestaltete Welten. Da ist vor allem die baltische Umwelt in ihrer Besonderheit und Absonderlichkeit, in ihrer Fülle und in ihrem Reichtum, in ihrer seltsamen Weite und Größe und in ihrer charakteristischen Enge. Die Welt der Uexkülls, eine antiphilosophische, sehr religiöse, kantianisch klare Welt, eine Welt selbstverständlicher Religiosität, einfachster und klarster soziologischer Struktur, eine Welt, in der alles seinen Platz, sein Maß, seinen Wert hatte, und in der jeder Mensch Haltung zu wahren, Distanz zu halten, seinen Gaben gemäß zu arbeiten und seinen Erfolgen gemäß zu ernten hatte.

Es sind — sehr leicht und anekdotisch verbrämt — die Lebensläufe einiger wirklicher Aristokraten erzählt, des Baron Alexander von Uexküll, des Stadthauptes von Reval, der seine Autorität auf die Qualität der Leistung und nicht auf die Quantität gegründet wissen wollte. „Ich brauche nicht ein ganzes Feld umpflügen zu können, aber die erste Furche muß ich besser ziehen können als jeder Knecht." Oder des blinden Bernhard von Uexküll, der durch seine Krankheit sich nicht hindern ließ, ein Mustergut zu errichten, des Grafen Alexander Keyserling, der Gutsherr, Philosoph, Hofmann und ein Freund Bismarcks war, oder des Baron Koerhof, der die Geschichte als den Kampf des großen einzelnen gegen die Götter auffaßte.

Von einem köstlichen Humor durchleuchtet das Bildnis Friedrich Bienemanns, „des Papstes seiner Umwelt". Bienemann, ein ausgezeichneter Pädagoge und Historiker Dorpats, ist in seiner naiven Anmaßlichkeit ein besonders prägnantes Beispiel für die Uexküllsche Umwelttheorie. Denn „Bienemann zog nie in Betracht, daß es in der Welt andere als Bienemanndinge geben könnte. Er stand mit Gott ‚in besonders gutem Einvernehmen'. Was Gott mit der Welt vorhatte, wußte er genau. ‚Die Engländer', so lautete ein Satz von ihm, ‚sind ein von Gott und mir verfluchtes Volk.' Oder über den Tod eines Mannes, dem er gerade eine historische Arbeit geschickt hatte: ‚Er starb im Genuß meiner Arbeit.' Oder bedauernd, als er auf einem Gute zu Besuch gewesen war: ‚Ihre arme Tante hat mir so leid getan. Ich habe so schlecht geschlafen.'"

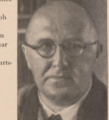
Sehr schön und aufschlußreich die Umwelten von vier Naturforschern, Alexander von Oettingen, Alexander Schmidt, der „als erster eine chemische Organisation im Körper entdeckte, die der mechanischen Organisation gleichberechtigt war", Dohrns, der die zoologische Station in Neapel gründete, um die Naturwissenschaften endgültig zu Weltanschauungen zu erweitern und der daran scheitern mußte, weil die Naturwissenschaften nie „ihre eigene Beschränkheit vergessen dürfen und absolute Wahrheiten nicht verkünden können" und schließlich — besonders reich mit Anekdoten verziert — die Umwelt Bunsens, dem es immer nur auf das wissenschaftliche und nie auf das materielle Ergebnis seiner Arbeit ankam, weil „Arbeiten schön, Erwerben aber ekelhaft ist".

Besonders gelungen sind die Frauenporträts. Uexküll meint mit einer leisen Selbstironie, daß Frauen keine Umweltlehre brauchen, weil sie sie nämlich leben. Männliche Gedanken und Erfindungen interessieren sie soweit als die Denker und Erfinder sie interessieren. Die männliche Welt lehnen sie ab, als erfüllt von Überflüssigkeiten, von „männlichen Schnörkeleien". Uexküll schildert das Leben einiger großer Damen, die eine enge und romantische, eine sehr abgezäunte und abseitige Welt um sich aufbauten und die dennoch in ihren Welten und durch ihre

Welten weit in die Welt hineinwirkten, die in ihrer klaren Frauenhaltung sehr viel auch in der Männerwelt zu schlichten und zu bauen wußten. „Wir wissen nicht mehr als die Männer", sagte eine dieser Frauen stolz, „aber wir wissen Besseres" oder „Die Männer treiben sich immer an der Peripherie herum und sammeln Kieselsteine, die sie für unangreifbare Tatsachen erklären, während wir Frauen dem Mittelpunkt näher stehen." Die gleiche Frau meint, daß „nur alte Leute junge Gedanken haben, da während des Alterns des Körpers der Geist immer neue Triebe hervorsprießen läßt".

In einem der Frauenkapitel taucht auch kurz das Gesicht Rainer Maria Rilkes auf, in einem andern Kapitel wird dem viel verleumdeten Grafen Philipp Eulenburg ein schönes, ehrendes und ergreifendes Denkmal gesetzt.

Das Ganze ist in seiner geistvollen Lebendigkeit, seiner Herzenswärme, seiner klaren Menschlichkeit, seiner selbstverständlichen wissenschaftlichen Haltung ebensosehr die Schilderung einer in sich abgerundeten männlichen Umwelt wie das Produkt einer größeren, der baltischen Umwelt. Es gibt wenige Bücher, die diese Welt, die schwierig zu schildern, der schwer ganz gerecht zu werden ist, so klar und so künstlerisch vollkommen gestaltet haben.



Der Dichter Hans Christoph Kaergel feiert am 6. Februar seinen 50. Geburtstag

Kaergel hat neben seinen Dramen, darunter dem »Hockewanzel« und dem »Bauer unterm Hammer«, eine Reihe von Romanen geschrieben, als deren letzter und reifster nun »Gottstein und sein Himmelreich« erschien (Verlag Eugen Diederichs, Jena, 313 S., RM 4.—). In diesem Buch lebt die Seele der schlesischen Landschaft, hat die tiefe Natursehnsucht des deutschen Menschen in der Figur des Arztes Theodor Gruhn Gestalt gewonnen. Eine bunte Welt, Förster und Wilddiebe, einsame Künstler und suchende Menschen, die der Stadt zu entrinnen trachten, tut sich hier auf. Die Frage nach der inneren Wahrheit im Leben aller dieser Menschen wird in einer Handlung aufgeworfen, die neben ernster schicksalsmäßiger Verwirrung auch der derben, gesunden Heiterkeit nicht entbehrt.

Mainberg und Elmau

Wer das geistige Leben der vergangenen 30 Jahre einigermaßen kennt, weiß, daß mit den beiden Namen Mainberg und Elmau das Werk Johannes Müller umschlossen ist. In den „Weltstimmen", 1938, S. 146, wurde der erste Band seiner Erinnerungen, die unter dem Titel „Vom Geheimnis des Lebens" erschienen, ausführlich besprochen. Jetzt liegt auch der zweite Band vor: „Schicksal und Werk" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 480 Seiten, 8 Tafeln, RM 9.—).

Johannes Müller ist bei aller frischen Natürlichkeit ein sehr selbstkritischer Mensch, der in der Rückschau die zahlreichen Stationen seines Lebensweges offen darlegt, unbekümmert darum, ob man das, was er getan hat, tadeln oder loben wird. So erleben wir, von ihm geführt, die Jahre von 1904 bis 1918, das Deutschland der Vorkriegs-, Kriegs- und ersten Nachkriegszeit. Nach dem Tode seiner Frau Marianne findet er in der Künstlerin Irene Sattler, einer Schülerin Adolf von Hildebrands, die Lebensgefährtin, die die schwere Bürde eines großen Haushalts mit den Kindern freudig übernimmt und ihm selbst zahlreiche Kinder schenkt.

Mainberg, das „Menschenheim" sieht von Jahr zu Jahr eine ständig zunehmende Gästeschar in seinen Mauern. Dem Hausherrn erwachsen aus täglicher Beobachtung der Menschen eine immer größere und tiefere Kenntnis des Menschen und der Hilfeleistung, die man ihm angedeihen lassen kann. Er ist sich nie im unklaren, wie viele Besucher nur aus Neugier kommen. Aber er darf sich auch mit Freuden gestehen, wie viele seelische Wunden in der Mainberger Sonne ausgeheilt werden.

Die schriftstellerische Arbeit geht auch in diesen Jahren neben der täglichen Arbeit im Heim her. Das gegenwärtige Reich Gottes seinen Mitmenschen immer deutlicher zu zeigen, ist jetzt sein Bemühen; in Ausführung dieser Aufgabe verdeutscht und „vergegenwärtigt" er die Bergpredigt und die übrigen Reden Jesu. Die Vertreter der Kirche, denen er mit diesen Büchern die Augen zu öffnen hofft, nehmen keine Notiz davon. Unvoreingenommene Menschen dagegen, denen der Weg zum Evangelium schon verschüttet war, finden darin eine neue Heilsquelle.

Diese Selbstbiographie ist vor allem eine Geschichte der inneren Entwicklung, des geistigen Seins. So folgen auf Berichte von Vortragsreisen, Mainberger Sommern und Arbeitswochen, Begegnungen mit bekannten Menschen— so mit Hermann Bahr und Anna Bahr-Mildenburg, mit dem Dichter und Verleger Wilhelm Langewiesche und am häufigsten mit dem Prinzen Max von Baden. Während der Kriegs- und Nachkriegsjahre nötigt uns die aufrechte, mutige Haltung dieses Mannes besondere Achtung ab. In diese Zeit fallen die Übersiedlung nach Elmau sowie der Bau und die Einweihung des Schlosses. Mit einer Schilderung der chaotischen Monate im Frühjahr 1919 schließt das bedeutende Werk.

A. Fratzscher

Um Glauben und Reich

Wie Carl Hans Watzingers Erstlingsroman „Spiel in St. Agathen", so erschöpft sich auch seine neue Erzählung „Die Pfandherrschaft" (Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938. 202 Seiten) nicht in der lebensvollen Darstellung der Bauern seiner österreichischen Heimat und ihrer Schicksale. Dieser junge Dichter nimmt vielmehr mit der Gestalt und Umgebung seiner Menschen auch die Urkräfte wahr, die in ihrem Innern umgehen und bei gegebener Gelegenheit sich leidenschaftlich in Tat und Handlung umsetzen. Einen solchen Anlaß bot ihm ein Vorgang aus der Geschichte Oberösterreichs, dem zwar äußerlich eine größere Reichweite versagt blieb, der aber innerlich als ein solcher Ausbruch tieferer Gewalten gekennzeichnet ist.

Im Jahre 1626 hatte sich nämlich im Lande ob der Enns dadurch, daß der kurfürstlich bayerische Statthalter in Linz an der Donau, der Graf Herberstorff, die landesherrlichen Abgaben unbarmherzig eintrieb und zugleich die sich ausbreitende lutherische Lehre grausam verfolgte, der Bauern eine gefährliche Erregung bemächtigt. Als die immer zuchtloser werdenden Reiter des Grafen zu eigenmächtigen Plünderungen schreiten und dabei auch der Weiber und Töchter der Bauern nicht schonen, endlich sogar dem Stöffl Fadinger den Schwiegervater um geringer Ursache willen erstechen, bricht die Erbitterung in offene Feindseligkeiten aus. Fadinger selber, der beim Landpfleger und dem Statthalter vergeblich sein Recht gesucht hat, dazu ein des Landes verwiesener lutherischer Prädikant sowie ein paar andere beherzte Männer erschlagen schließlich vier der frechsten Kerle, und dann übernimmt, gedrängt von seinem Weibe und dem Prediger, der Fadinger die Führung der Aufständigen. Der Gedanke, daß sie für die Sache Gottes und für ihre Freiheit kämpfen, verschafft ihnen in kurzem einen solchen Zulauf und dem also gebildeten Heer eine solche Angriffskraft, daß der kurfürstliche Generalobrist von ihnen vernichtend geschlagen wird. Nur unter großen Mühen und Gefahren rettet sich der Graf auf schmachvoller Flucht nach Linz.

Niederlage und Sieg üben auf die beiden Gegner einen verinnerlichenden Einfluß aus. Herberstorff spürt nämlich zum erstenmal die Gegenwirkung eines von einer Idee begeisterten Mannes und wird dadurch veranlaßt, sich selber auf die sittlichen Grundlagen seiner Handlungsweise zu besinnen. Die liegen zwar weder auf religiösem noch auf völkischen Gebiet. Graf Herberstorff ist kein Mann des Volkes, hat auch keinerlei Verbindung zu ihm gewinnen können. Er fühlt sich allein dem Kurfürsten von Bayern und der katholischen Liga verantwortlich und hat deren Befehlen zu gehorchen, ohne zu fragen noch zu wägen, ob sie eine sittliche Rechtfertigung besitzen. Jene durch den Grafen handelnden Mächte aber, vor allem das politische und geistige Rom, lernt Fadinger von dem Mann, der ihm gegenübersteht, zu trennen; jene muß er hassen, diesen kann er achten. Damit hat er den Fanatismus in sich überwunden.

Herberstorff jedoch in seinen Anschauungen von Ehre, Pflicht und Ansehen zu äußerlich und zu unfrei, als daß er Fadinger auf seinem Wege zu Freiheit und Gerechtigkeit folgen könnte. Daher sucht er, nachdem er heimlich um Entsatztruppen gebeten hat, mit dem Hauptmann Scheinverhandlungen anzuknüpfen, um ihn so lange wie möglich vom Sturm auf Linz abzuhalten. Stöffl Fadinger aber, mißtrauisch gegen solche Künste, läßt sich in seinem Vormarsch nicht aufhalten. Ohne Schwertstreich fallen alle Städte und Schlösser im Umkreis von Linz in seine Hände, und mit großer Strenge ahndet er jeden Versuch seiner Bauern, zu plündern und sich für erlittene Unbill an Unschuldigen zu rächen. Noch immer ist er der Überzeugung, daß, wenn man dem Kaiser ihre Sache vorlege, dieser der Gerechtigkeit ohne Gewalt zum Siege verhelfen werde. Denn die Sache der Bauern sei doch die des Reiches selber; um seine Freiheit und Macht werde am Ende doch der Kampf geführt. Allein Fadingers Boten, die solches in Wien vorstellen sollen, werden dort nicht einmal angehört. Inzwischen hat Herberstorff Linz verstärken lassen und die Zucht unter seinen Truppen wiederhergestellt, so daß er zunächst vor dem Schlimmsten gesichert ist. Als Fadinger dann endlich mit seinem Haufen heranrückt, ist Herberstorff entschlossen, mit allen, auch den verwerflichsten Mitteln diese Empörung unbotmäßiger Untertanen zu unterdrücken. Er läßt Fadinger zu einer Unterredung vor eins der Stadttore bitten, und in einem dabei hervorgerufenen Gedränge fällt der Bauernhauptmann der meuchlerischen Kugel eines dazu angestifteten Soldaten zum Opfer.

Gewiß hätte dieses und jenes Motiv genauer ausgeführt werden können, vor allem hätte der Schluß einen Ausblick auf die ganze Lage verlangt. Die Stärke der Erzählung aber liegt nicht im Gegenständlichen allein, sondern vornehmlich in ihrer holzschnittartig volkstümlichen und lutherisch kräftigen Sprache, der lebendigen Gegenwärtigkeit der Menschen und Vorgänge und dem Ethos der Kräfte, welche die Antriebe für die Handlung ergeben.

H. W. Keim

Das Drama Friedrich Schillers

Gerhard Storz, Das Drama Friedrich Schillers (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 225 S. RM 5.40).

Ein Buch wie dieses kann gerade im gegenwärtigen Augenblick gar nicht freudig genug begrüßt werden. Ich bin mir der Verantwortung, die eine solche Zustimmung mit sich bringt, wohl bewußt. Wir haben Jahrzehnte der Schillerferne hinter uns. Nun kommt einer unserer Jüngeren und bekennt sich nicht nur zu Schiller, sondern beweist auch mit

jedem Satz, daß ihm Schillers Dramen als Kunstwerke zu einem ganz großen Erlebnis geworden sind.

Und was mehr ist: dies ist für ihn keine rasche Begeisterung geblieben, sondern er hat sich gründlich Rechenschaft abgelegt von dem, was er empfunden hat, und er vermag es, dem Leser diese seine Gedanken mit Klarheit und doch mit Wärme zu übermitteln.

So darf ich ihm denn weiter nachrühmen: Das Was? ist überhaupt nicht das Wesentliche an seinem Buch, sondern das Wie? — das heißt: die Art, wie er an ein klassisches Werk herantritt und davon redet.

Ja — man braucht ihm durchaus nicht in allen seinen Urteilen zuzustimmen, ohne daß dieses Buch an Wert verliert. Sachlich halte ich für das Beste, die Abschnitte über Schillers dichterische Sprache. Darin dringt er weit über alle gewohnten Gemeinplätze von Pathos, Schwung, Glut usw. vor. Ganze Reden des jungen und des reifen Schillers werden auf ihre Struktur hin ausführlich analysiert. Und vom Geist dieser Dichtersprache her erschließt er dem Leser dann das Wesen der Schillerschen Dichtung überhaupt. Sie erscheint nun bewußt errichtet zwischen zwei Polen, zwischen Leidenschaft und Bewußtsein, Hingabe und Wachheit, mitreißender Gewalt und Maß. Sie ist Bekenntnis und architektonisches Kunstwerk zugleich, ähnlich wie Beethovens Sonate und Symphonie, mit denen Storz ausgezeichnete Vergleiche durchführt. Oder wie er sein Nachwort schließt, worin er sowohl für den Pädagogen als auch für den Theatermann kluge Hinweise für die Behandlung von Schillers Werk gibt:

„Ob wir an die Räuber denken oder an den Wallenstein und den Tell — Schillers Drama ist ein hohes Werk und eine männliche Dichtung: Seine Wiedergabe fordert von der Bühne beides zugleich — das reife Künstlertum männlicher Seelen."

Reinhard Buchwald.

Avenarius' Balladenbuch in neuer Gestalt

Genau dreißig Jahre sind vergangen seit der verdienstvolle Ferdinand Avenarius sein deutsches Balladenbuch zum ersten Male erscheinen ließ. Unzählige Auflagen sind seitdem ins deutsche Volk gegangen und haben die schönsten deutschen Balladen wahrhaft volkstümlich gemacht.

Nun liegt uns das liebgewordene Buch in einer gänzlich erneuerten Form vor. (Ferdinand Avenarius: „Balladenbuch" erneuert von Hans Böhm mit vielen Bildern deutscher Meister. Georg Callwey-Verlag, München, 320 S., RM 4.80). Der gesamte alte Bestand wurde neu gesichtet. Dabei wurden besonders die alten Volksballaden und Volkslieder um ein Vielfaches vermehrt. Von den lebenden Dichtern wurden vor allem diejenigen stärker berücksichtigt, die der Volksüberlieferung besonders nahe kommen. In acht Kreisen umfaßt das Buch in einer klaren und volkstümlichen Gliederung fast alle Bezirke menschlichen Lebens.

Otto Heuschele

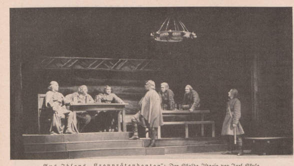
„Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns"

„Schon aber regt sich das Bedürfnis neu, und die unverwelkliche Herrlichkeit der hellenischen Kunst und Dichtung, dieses einmalige Höhenerlebnis der Menschheit, beweist aufs neue eindringlich ihre unzerstörbare Unsterblichkeit." Thassilo von Scheffer schreibt diese Worte in der Einleitung zu seiner Homer-Ausgabe (Homer, Ilias und Odyssee. Verdeutscht von Thassilo von Scheffer. Neu gestaltete Ausgabe. Sammlung Dieterich, Band 13 und 14. In Leinen RM 5.25 und RM 4.50. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig).

Eine neue Homer-Ausgabe?, wird mancher fragen, und er mag denken, wir hätten deren genug. Wer aber den Büchermarkt etwas überschaut, weiß, wie not eine dichterisch befriedigende, wohlfeile Homer-Ausgabe tut. Wohl besitzen wir die schöne Odyssee-Übertragung Rudolf Alexander Schröders im Insel-Verlag, doch fehlt — immer noch — das Gegenstück der Ilias. In den Klassiker-Ausgaben begegnen wir durchweg noch der alten Vossischen Übersetzung, allen wohl vertraut aus Jugendtagen, doch nicht immer freundliche Erinnerungen weckend. Hölzern und schwunglos klappern hier Homers Verse einher; das große Verdienst Vossens, überhaupt erst einen deutschen Homer geschaffen zu haben, ist heute überholt. Scheffers Übersetzung erschien erstmalig 1913 und 1918 in den „Klassikern des Altertums" und fand damals die bewundernde Anerkennung eines Sprach- und Literaturkenners wie Josef Hofmiller. Er äußerte seinerzeit den Wunsch, Scheffer möge bei neuen Auflagen Verbesserungen vornehmen. Dies ist nun in umfassendem Maße geschehen. Scheffers Übertragung kommt — im Rahmen des Möglichen — unter den deutschen Übersetzungen jetzt wohl am meisten dem Original nahe. Scheffer „verschönert" und verkleinert nicht, die „heilige Nüchternheit" des griechischen Dichters findet hier die Eindeutschung, die bisher keinem so gelungen ist. Alle Gegensätze der Homerischen Dichtung: Wildes wie Zartes, vorwärtsstürmende Handlung wie breit ausmalende Beschreibung sind mit bewundernswerter Vielseitigkeit und feinstem Sprachgefühl wiedergegeben. Jetzt erst besitzen wir den deutschen Homer.

Wie weit Homer heute von der Jugend unseres Volkes gelesen wird, läßt sich schwer sagen. Es ist aber nicht zuletzt die Aufgabe solcher Neugestaltungen, daß sie einem noch verborgenen geistigen Bedürfnis entgegenkommen oder es gar erst wecken. Die beiden Homer-Bände der Sammlung Dietrich sind so schön in der liebevollen Abstimmung von Schrift, Satzbild, Einband, so handlich mit ihrem schmalen Format — es ist wirklich eine Taschenausgabe —, so wohl versehen mit den notwendigsten Angaben in Form von Einleitungen und knappem Kommentar, daß man sich von hier aus als schönste Frucht auch eine neue stärkere Hinwendung zu Homer erhoffen könnte.

A. Fratzscher



Aus Ibsens „Kronprätendenten": Der Skalde Jstgejr vor Jarl Skule

Aufführung des Stuttgarter Staatstheaters

Aufn. Illenberger

Romane des Nordens

Johan Falkberget: Grube Christianus Sextus

Der norwegische Dichter Johan Falkberget, der im nächsten Jahre sechzig Jahre alt wird, kommt selbst aus dem schweren Beruf des Grubenarbeiters.

Wie eine alte Saga mutet diese Erzählung an, die ein Geschlecht von Bergarbeitern in ihrem Kampf mit der Erde, mit dem Hunger, mit dem Tode zeigt: in einer kleinen rußigen Bergstadt im hohen Norwegen, dort wo die Winter lang und grausam, die Herbste sterbensmüde und die Sommer kurz und spärlich sind, bekleidet der verabschiedete Bergleutnant Dopp den kümmerlichen Posten eines Proviantbuchhalters. Aber Dopp ist keine Schreibernatur. Andere Träume plagen ihn. Man hatte ihn damals abgebaut, weil er eine falsche Fährte verfolgt hatte: Es hatte kein Gold gegeben, wo er es gesucht hatte. Man kann sich einmal irren — immer irrt man sich nicht. Er wird Gold finden, wird wieder aufsteigen, wird über sie alle triumphieren.

Auf seinen unentwegten Streifzügen nach dem Golde stößt Dopp tatsächlich auf einen alten, längst verlassenen Schacht. Mit verbissener Zähigkeit, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz, beginnt er zu graben. Was er zunächst erntet, ist Mißtrauen und Spott der maßgebenden Gesellschaft, sind verstohlene Tränen und gläubige Geduld seiner Frau — und der Hunger seiner Arbeiter, die er nur spärlich und unregelmäßig bezahlen kann.

Meilenweit muß er in Wind und Wetter reiten, um seinen Leuten ein wenig Geld und Mundvorrat zu bringen. Aber zäh, verbissen, sattelfest kämpft sich der Leutnant Dopp durch. Er ist kein kühner Eroberer, kein strahlend tapferer Recke. Er ist — und das ist wohl das Wunderbare an ihm — ein armer, fehlerhafter Mensch, draufgängerisch und kurzsichtig zugleich, eigensinnig, rechthaberisch — und dennoch vom Adel ungebeugter Ritterschaft.

Die wenigsten sehen ihn so. So sieht ihn vielleicht nur seine Frau. Nach jener stürmischen Nacht, da man ihr morgens die Nachricht bringt, ihr Mann sei vom Pferd gestürzt und liege irgendwo mit gebrochenem Knöchel, durchbricht Elisabeth Dopp die Umzäunung ihres engen Lebens, das aus Warten, Sorgen und Lieben bestand. Wie ein Mann reitet sie mit ihren Leuten durch die steinigen Wege, die der Mann geritten ist, bringt Brot und Geld und Mut, macht Fehler wie er, wird halb bewundert und halb mißverstanden. Aber über allem steht ihre Liebe und die Freude, sein Kind zu tragen.

Die Not wird größer, wie der Schneesturm über das armselige Land hereinbricht. Die Seuche geht um und vernichtet Glück und Leben. Unter den Bergarbeitern bricht die Verzweiflung aus. Da kommt die Besserung. Eines Tages findet Dopp — kein Gold, aber Erz! Erz, das die Arbeit lohnt. Neuen Mut wird es geben, neues Brot, neue Arbeitslust, neue Kraft. Es wird auch weiterhin nicht alles von heute auf morgen gehen, es werden neue Widerstände und Schläge kommen, aber die neue Hoffnung und der neue Glaube stehen versöhnlich über der Grube Christianus Sextus. Der allzu schwere Anfang ist überwunden, neue Wege führen voran, das Leben geht seinen treuen und harten Schritt.

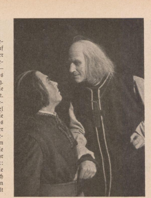
Sigurd Elkjaer: Zwischen Meer und Fjord

Das Mädchen Cilli wird zur gleichen Stunde geboren, da ihr Vater, der Postschiffer der Insel, auf dem Sund kentert. So wacht über dem Spiel der Kindheit nur der Mutter stilles Gesicht. In der bescheidenen Stube klappert ihr großer Webstuhl — und der zweite wartet auf Cilli. Sie ist ein echtes dänisches Inselkind, blondhaarig und blauäugig. Zeit ihres Lebens sieht sie das Festland nur wie einen fernen geheimnisvollen Strich am Horizont. Es bleibt fern wie der Traum von einem niegesehenen Vatergesicht. Aber das kleine Leben der Insel hat genug Reize für sie: die Liebe der Mutter, die Besuche unter den prallen Apfelbäumen eines großen Bauerngutes, das dem Bruder der Mutter gehört, Besuche am äußersten Inselende, in Vesterhoved, in der Windmühle. Vielleicht ist es da am schönsten: Ras, der eine der Müllersöhne, führt sie auf den obersten Mühlenboden hinauf und zeigt ihr durch die Luken die ungeahnte, großartige Welt: das Meer, das ihr viermal so groß erscheint wie sonst, die Fjordufer, wie sie sich ganz allmählich zusammenschließen, das Festland mit seinen Häusern und Türmen und seinen Wegen — weit in die Welt hinein.

Es ist ein gewaltiges Erlebnis für das Mädchen. Der große schweigsame Ras bleibt mit diesem Erlebnis auf eine geheime Weise verbunden, Ras, der ebenso ernsthaft wie verschmitzt sein kann und dem man doch nie recht nahekommt. Und da ist noch Jörg, der Lotsensohn: blond und blauäugig wie Cilli selbst, übermütig und zu allen Streichen aufgelegt; ein herrlicher Spielgefährte, der einmal einen wilden Stier erschießt, weil er Cilli bedroht.

Aber die Tage der Kindheit gehen vorüber, werden abgestreift wie das kurze Kleid. Die Freiheit ist vorbei. Cilli muß der Mutter am Webstuhl helfen, sie kommt auch in die Mühle, um dort zu helfen. Eine Freundschaft auf dem Neckfuß entspinnt sich zwischen Ras und ihr; unterdessen kreuzt der lustige Jörg schon längst auf hoher See und schreibt nur ab und zu einen kurzen stürmischen Brief nach Hause. Das Leben auf der Insel geht weiter. Kinder werden geboren, Hochzeiten gefeiert. Aber Ras ist zu schwerblütig. Seine Liebe geht in die Tiefe. Es ist viel Ernst und Behütung darin, aber zu wenig für Cillis heißes Blut. Sie sind miteinander versprochen, aber es ist ein Verlöbnis, das sich Zeit läßt. Ras kommt auf ein Jahr fort in eine fremde Mühle. Ab und zu nur erscheint der Lotse mit einem Brief von Jörg aus der weiten Welt. Und an den nächsten Weihnacht, da sie enttäuscht, weil Ras nicht heimkehrte, zur Kirche geht, steht Jörg vor der Kirchentür, braungebrannt von der Sonne der fremden Meere. Es wird ein schnelles Wiedersehen, voll heißen Erkennens und voll wirbelnder Zärtlichkeit.

Jörg kommt wie ein Sturmgewitter über sie, alles vergißt sie darin: sich, die Mutter, Ras, die Zukunft, das ganze Leben! Aber eine stellt sich zwischen sie: Jörgens Mutter. Jörgen und Cilli dürfen keine Liebesleute werden! An einem Abend nimmt Jörgens Mutter das Mädchen Cilli und geht mit ihr ein Stück Weg hinaus. Mit wenigen Worten erzählt die Frau ein Schicksal: wie einmal Cillis Vater von langer Fahrt heimkam, in einer berauschten Stunde sie zu Jörgens Mutter machte.



Jarl Skule (Walter Richter) und Bischof Nikolas (Kurt Junker) in Ibsens „Kronprätendenten" im Stuttgarter Staatstheater (Aufn. Illenberger)

Das Wort fällt wie ein Stein auf Cillis Glück. Niemals darf es Jörgen erfahren — und sie erträgt es stumm, daß er vor seiner neuen langen Fahrt dreimal ausspuckt vor dem wankelmütigen Mädchen, dessen Treulosigkeit ihn zurück auf die Meere treibt. Sie muß ertragen, daß Ras zurückkommt. Sie erträgt seine spärlichen Zärtlichkeiten, die Hochzeitsvorbereitungen, die Hochzeit selber, die ohne Pfarrer und Trauspruch gefeiert werden muß, weil das Unwetter den Pfarrer an der Überfahrt hinderte. Nun darf Cilli ihrem jungen Ehemann noch nicht in sein Haus folgen und muß im vollem Brautschmuck bleiben. Sie verbringt die Nacht wachend mit ihrer Mutter. Erst, als die Mutter sich überreden läßt, zu schlafen, kommt der Augenblick, auf den Cilli gewartet hat. Sie legt Brautkrone und Schleier ab und geht in die Nacht hinaus zum Sundufer. Das nächste leere Boot trägt sie hinaus. In der bleichen Dämmerung winkt das Ufer des Festlandes. Dort wird Jörgen vielleicht zu finden sein.

Der Wind fängt ihr kleines Boot ein, der Wind wird stärker, Schaumkronen peitscht er hoch und läßt das Boot einen grausigen Hochzeitstanz beginnen.

Ein kleines armes Schicksal ging zu Ende, ein junges Leben spielte — und verspielte sich.

Olaf Saile.

Das Gebot der Erde

Die Erde der Ahnen, auf der du stehst, auf der deine Kinder wachsen, die deine Arbeit segnet — diese Erde hat ihre eigenen Gesetze. Sie sind schwer und dunkel und unerbittlich, wie der Zwang zur Mühe. Sie fragen nicht nach Rechten, die an das kleine Leben und an die kurze Zeit gebunden sind — über den Menschen, die kommen und gehen, steht das Recht der Erde, an die *sie* gebunden sind.

„Denn sieh mal, liebes Kind: auch unser Vater hatte im Grunde genommen so gut wie gar kein Recht, ebenso wie euer Vater, sie sind beide rechtlos, wie wir es waren und auch ihr es seid. Und weißt du, wer eigentlich letzten Endes recht hat? Wihuska hat recht und Wargamäe. Wihuska und Wargamäe wissen beide wohl nichts von der Heiligen Schrift, und doch haben sie allein das Recht, denn es ist so, als seien sie selbst die Heilige Schrift, das reine Gotteswort, ja der reine Gott selbst. Was sie wollen, sagen und tun, das ist recht und das bleibt, magst du gegen sie ankämpfen, soviel du willst. Was würde die Heilige Schrift gegen Wargamäe helfen? Wargamäe redet in Taten. In ein paar Jahren schiebt es dir tausend Weidenbüsche vor die Sense, das ist sein Vaterunser. Und Steine schüttet es dir wie ein Wolfsrudel vor die Pflugschar, das sind seine zehn Gebote. In wenigen Jahren drückt es dir deine Gräben ein, die du im Schweiße deines Angesichts gegraben, das ist sein Sakrament der Taufe und die Hauptstücke. In wenigen Jahrzehnten verzehrt es dein Fleisch und Bein und entläßt dich auf den Gottesacker, das ist seine biblische Geschichte. So redet dein Hof, so reden alle Höfe, sie alle lehren den Menschen dasselbe Recht. Und wenn mein oder dein Vater an diesem Rechte teilhaben wollen, dann müssen sie selbst auch sein wie tausend Weidenbüsche, wie ein graues Wolfsrudel, wie ein Graben im sumpfigen Terrain, der einsinkt, ehe man sichs versieht, ohne daß man der Sense, der Pflugschar oder des Grabenstechers schonen darf."

So spricht der alte Kätner auf Wargamäe, dem estnischen Moorhof, zu der Hoftochter, und so ist die Quintessenz dieser drei Bücher, die — von einem Estländer, einem Finnländer und einem Franzosen — alle drei das gleiche Thema haben: das Gebot der Erde. In A. H. *Tammsaares* Buch: „*Wargamäe*" (Holle & Co. Verlag, Berlin. 491 S. RM 7.—), das wohl als das stärkste und unmittelbarste Werk in der Reihe dieser drei Bücher angesprochen werden darf, zieht der junge Bauer Andres mit seiner Frau Kreet auf den alten verwahrlosten Bauernhof Wargamäe ein. Was er vorfindet, ist versumpftes Land, verwilderter, steiniger Acker, weideloses Vieh, Armut, Entbehrung, Fremdheit, die hämische Tücke eines gewalttätigen Nachbarn. Andres aber kennt keine Widerstände, ebenso wie er keinen draufgängerischen Heroismus und kein waghalsiges Vorwärtsstürmen kennt. Zäh und verbissen, in einer harten, mühevollen Tapferkeit kämpft er sich Schritt um Schritt durch. Jeder Schritt heißt Arbeit bis zum äußersten, heißt Not, Geduld und Trotz. Schlimmer als Steine und Sümpfe setzen ihm die Schikanen des Nachbarn zu, der erste Streit entbrennt um den ersten Abzugsgraben, der ihre Grenzen teilt, der letzte Streit wird niemals ausgetragen, der Waffenstillstand zwischen den Zwistigkeiten ist immer nur kurz und trügerisch, bis die Liebe der Kinder jeden Grenzgraben überbrückt.

Im Oberhof-Andres und Niederhofs-Pearu stehen sich zwei Männer verschiedenen Schlages gegenüber: auf der einen Seite der zähe, unermüdliche, gegen sich selbst und andere unerbittliche Arbeiter Andres, mit dem Gerechtigkeitsgefühl eines Michael Kohlhaas, auf der anderen Seite säuft, tobt, randaliert, prügelt und überlistet, prahlt und streitet der mit einem geradezu infernalischen Humor begabte Pearu, der gerade so viel arbeitet, wie er muß, und im übrigen lebt, wie es ihm und keinem anderen gefällt. Das Leben dieser beiden Höfe spielt sich in breitem epischem Fluß über Jahre und Generationen hinüber, Kinder werden geboren und wieder genommen, Kreet stirbt, an ihre Stelle tritt die junge Kätner-Marie, über deren Liebe die Tragik eines von Herzensschuld belasteten Schicksals waltet. Im Schritt der Tage und Jahre altert Andres, Söhne und Enkel, treten an seine Stelle, die dunkle Welle des Lebens trägt und schirmt sie alle, aber immer ist der Boden von Geburt und Erfüllung Wargamäes geschmähte und geliebte, heilige und arme Erde. Die Geschlechter müssen ihr dienen, demütig und einfach, und sie müssen sie lieben, mehr als sie einander lieben, bindender und schicksalhafter, „denn", sagt der alte Kätner-Knecht, „zu lieben ist an uns nicht viel. Wenn wir einmal wieder zu Erde werden, diese Erde, die soll man dann lieben, und wenn sie auch unter der Tür einer Kate liegen sollte."

Unto Seppänen, der finnische Dichter, schöpft in seinem Roman „*Markku und sein Geschlecht*" (Albert Langen Georg Müller, München. 455 S. RM 7.50) aus gleicher Quelle: auch Markku ist ein Bauer, baut einen Hof und gründet ein Geschlecht. Er durchbricht die Gesetze seiner bäuerlichen Abstammung, als er sich der Stadt zuwendet. Die neugebaute Eisenbahn gibt ihm neue Möglichkeiten, seinen Gewinn zu vergrößern, sie verhelfen dem geschäftstüchtigen Markku zu einem neuen stattlichen Hof. Er selbst bleibt trotz seiner äußeren Vielseitigkeit dennoch im Kern der Bauer, der Mann der Erde, die er liebt und die er sich erhalten will. Trotzig hält er die Schicksalsschläge aus, die auf ihn niederfallen: zwei Söhne sterben, die einzige Schwester wird durch ein tragisches Schicksal zu einer einsamen und unglücklichen Frau, die Schwiegertochter bringt Schande und Wahnsinn ins Haus, der übriggebliebene Sohn bringt Ansehen und Wohlstand des Hofes in Gefahr. Markkus recht-

haberischer Stolz, seine kalte Besitzgier haben überall dort Unglück erzeugt, wo sie Glück säen wollten. Er hat in fremdes Leben gewaltsam eingegriffen, er hat befohlen und verboten, gebunden und getrennt, aber das Alter gibt ihm Klarheit und Geduld, und er stirbt als wahrer Alt- und Ahnvater einen milden und stillen Tod. Das Leben auf dem Hof geht weiter. Der Traum des alten Markkus hat in Matti, dem jüngsten und einzigen Erben aus Markkus Geschlecht, Gestalt gewonnen: die Stadt gab ihm die geistigen Werte: Bildung, Wissen und eine gewisse menschliche Souveränität; aber dem Land, dem Boden der Väter gehört sein Herz. Bauer und Herr zugleich, wird er regieren und Markkus Geschlecht fortsetzen, wie es die Treue zur Heimat will.

Käthe Lambert

Ernest Pérochon, der Franzose, durch sein schlichtes und herbes Buch „Magdalene" bereits bekannt, nennt seinen neuen Bauernroman „Das letzte Gebot" (Vieweg Verlag, Berlin. 340 S. RM 5.20). Der alte Bauer Mazureau sieht in der Ehre der Familie und in der Erhaltung und Vergrößerung des Besitzes die höchste Forderung, der sich alle anderen Wünsche unterzuordnen haben. Es gibt nichts, was über dieses „letzte Gebot" hinausgeht. Mazureau, dem außer der Tochter nur noch ein einziges Kind seines gefallenen Sohnes lebt, hat sich zum Lebensziel gesetzt, alles Land, das seine Vorfahren hergaben, wieder in seinen Besitz zu bringen, und er verfolgt dieses Ziel mit skrupelloser Hartnäckigkeit. Den stärksten Widerstand setzt ihm die Tochter entgegen, die ihr Lebensglück keinem Schacher zum Opfer bringen will. „Was ist denn überhaupt das Glück?" schreit er ihr in furiosem Zorn entgegen, „ich hab' mein Leben lang nur um das tägliche Brot geschafft, nicht um das Glück." Und mit eiserner Entschlossenheit verfolgt er sein Ziel, kauft und erwirbt unter äußersten Opfern. Trotz ihrer Sturheit hat diese Lebensauffassung des alten Bauern etwas Urvätergroßes, und erst, als der letzte Acker wieder sein und die erste Saat darauf geworfen ist, ergibt er sich mit einem letzten Blick über das letzte Bild der geliebten Erde, über die der Enkel den Pflug führt, der einsamen Vollendung.

Käthe Lambert

Geschichte eines Fremdlings

„Ein Fremdling kam an einem Frühlingsabend bei Sonnenuntergang auf den Hof." Schlicht und eindringlich wie eine alte Saga hebt der kleine Roman des Finnen Waltari an, und er hält diesen klaren, man möchte fast sagen durchsichtigen Stil (der in der Übersetzung von Ilse Meyer-Luenen vortrefflich herauskommt) bis zum Schluß seines Buches durch. Dieser Fremdling kommt in eine Welt, in der Aufbau und Zerstörung einen seltsamen Kampf miteinander ausfechten. Drei Bewohner beherbergt der Gutshof: die Frau, in der sich die Kräfte der Gesundheit vereinen — „eine aufrechte und starke Frau war sie und schön in Aaltonens Augen in all ihrem Kummer, ihrem Hochmut und ihrer Unbeugsamkeit des Willens" — der Mann, der chronischer Trunksucht verfallen und auf die Stufe des Tieres herabgesunken ist, eine Verkörperung des Bösen im Menschen, der kreatürlichen Schwäche, und der alte Knecht Hermann, ein Sinnbild für die erhaltende Kraft der Erde. Die Frau hat sich mit ihrem dem Laster willenlos verfallenen Mann in diese weltentlegene Gegend geflüchtet in der Hoffnung, die Kräfte des Landes und der Einsamkeit würden der kranken Seele Heilung bringen. Da der Wille zur Genesung fehlte, mußte diese Hoffnung scheitern.

In diese Welt tritt Aaltonen, der Fremdling. Er bringt eine einfache Seele und einen natürlichen Lebenswillen mit. Allein seine Gegenwart vermag es, die von Haß und Mißtrauen vergiftete Luft des Gutshofes zu klären. Er wird der natürliche Gegenspieler der seelischen Zersetzung, die auch das Gemüt der Frau bedroht. Die Entwicklung ist unausbleiblich: der Gesunde findet sich zum Gesunden, der Mann mit der einfachen und gesunden Seele gewinnt die ihm ebenbürtige Frau. Das Leben auf dem kleinen Gutshof scheint einen neuen Sinn bekommen zu haben, da trifft die Kugel des eifersüchtigen Trunkenboldes den Fremdling. Und doch bedeutet dieser gewaltsame Tod keine Niederlage des Lebens. Die Frau wird das Kind ihres Geliebten zur Welt bringen und ihm den Hof als Erbe erhalten.

Ein Thema, das leicht Klippen in sich birgt, wenn es nicht mit behutsamer Hand dargestellt wird, ist hier von einem kaum dreißigjährigen Dichter gemeistert worden. Die Klarheit der Charakterzeichnung und die Lebensgläubigkeit, mit der er an den Stoff herangegangen ist, ließen ein Werk entstehen, das in letzte Abgründe des Lebens hinableuchtet und doch dabei den Blick auf das Ganze nicht verzißt. Das Buch wurde unter 246 Einsendungen mit dem ersten Preis der Finnischen Literaturgesellschaft ausgezeichnet. (Verlag F. Bruckmann, München, 183 S., RM 3.50.)

Kurt Müno

Der Strom der Väter

Unter dem Titel „Der Strom der Väter" (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig, 272 S. RM 3.80) hat Heinrich Zerkaulen seinem Frühwerk „Die Welt im Winkel" eine neue Fassung gegeben. Dieser Entwicklungsroman, den der Dichter dem Andenken seines Vaters gewidmet hat, erzählt die Schicksale von vier Jugendfreunden, ihre Schulzeit und ihre Studienjahre bis zum Mannesein. Hinter den Söhnen stehen die Väter am Ende des Aufstiegs ihres eigenen Lebens innerhalb ihrer Generation und mit ihren Hoffnungen auf die nächste, die erfüllt oder aber auch bitter enttäuscht werden, weil jede Zeit ihre Wege aufs neue selbst suchen muß. Die Stadt der Kindheit des Dichters am Rhein lebt hier auf, das Universitätsstädtchen Marburg und die Kunststadt München, die geistigen Spannungen der Jahrhundertwende, die romantischen Neigungen der damaligen Jugend und ihre wirre Problematik, aus der dann das harte Leben jeden auf seine Weise aufrüttelt.

Otto Doderer

Marie von Kirchbach: „Geliebte Feindin" (Deutscher Verlag, Berlin, RM 4.—).

Die Gattin eines englischen Konsuls in Afrika, die schöne, mädchenhafte Violante Gore liebt den Soldaten der französischen Kolonialarmee Charly Brown. Violantes Gatte sucht Brown in diplomatischer Mission zu fassen — er muß wissen, was die Franzosen vorhaben — und Violante muß ihm dabei helfen. Brown bekommt den gefahrvollen Auftrag, zur Oase Guad-Ok zu reiten, um den wichtigen Brief eines Araberhäuptlings in Empfang zu nehmen. Violante findet den Brief. Sein Inhalt verpflichtet die Engländerin in ihr, ihn dem Konsul mitzuteilen. Ein wichtiger Plan ist verraten, der geplante Vorstoß in die Wüste wird zu einer Katastrophe. Von der ungewollten Mitschuld am Tode der Kameraden belastet, kehrt Brown heim. Ihm steht das Schlimmste bevor. Wie eine Verzweifelte kämpf Violante, die sich von Gore getrennt hat, um das Leben des Geliebten. Es gelingt ihr, ihn vor seinem Regiment zu rehabilitieren, und auch durch ihre Opferbereitschaft seine Liebe wiederzugewinnen, die er verraten glaubte — ein Roman der großen Dame, die zur Frau wird . . . darüber Afrikas brennende Sonnenglast und der exotisch-bewegte Hintergrund des englisch-französischen Kolonialgebiets.

Mary Britniewa: „Die Sonne sank im Osten" (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart, RM 4.80).

Die Verfasserin dieses Buches gibt Bericht aus den Schreckensjahren 1914 bis 1930, denen Krieg und Bolschewismus ihren blutigen Stempel aufdrückten. Als Anglo-Russin aus vornehmem Bürgerhause, erlebt sie, zuerst als Krankenschwester, später als Arztfrau den Ausgang des Krieges und die brutale Unterdrückung des Bolschewismus mit. Sie erfährt alle Entbehrungen und Ängste, Not, Hunger, Kälte, Freiheitsberaubung und den Tscheka-Terror am eigenen Leibe. Nur die Stellung ihres Mannes als Schiffsarzt ermöglicht ihr einige Besuche in der Heimat, die ihr und ihren Kindern neue Kraft und Gesundheit gibt. Mut und Tapferkeit verlassen sie auch dann nicht, als ihr Mann ein Opfer der russischen Schreckensherrschaft wird. Sie kehrt Rußland auf immer den Rücken. Ihr einziger Trost ist: ihre Kinder, die in England auf sie warten, wird sie als Kinder eines Helden erziehen, den Gewalt und Tod zwar vernichten, aber nicht unterjochen konnten.

Ines Widmann: „Christine Burgstaller" (Verlag „Das Bergland-Buch", geb. RM 4.50).

Im Reigen der Frauenschicksale eines der einfachen und schlichten, das aus der eng umgrenzten Welt häuslichen Daseins ins Tragische wächst: Christine Burgstaller, die arme Wegscheiderstochter, wird die Frau des reichen Stiffenbauern. Was er von ihr erwartet, erfüllt sich nicht: sie bekommt kein Kind. Dieser Umstand, an dem beide Eheleute schuldlos scheinen, untergräbt den Frieden; die rauhe Freundlichkeit des Mannes wandelt sich in barsche Nichtachtung, zumal seine eigene Mutter, in zweiter Ehe mit einem jungen, bettelarmen Knecht verheiratet, gesunde Zwillinge bekommt. Dieser Knecht Lukas wird Christine zum Schicksal. Die große schlichte Liebe, die dem eigenen Mann wie eine Magd dient, weiß sich keinen andern Rat, als hinzugehen und den Knecht Lukas um ein Kind zu bitten. „Den Gedanken, daß ihre Absicht Sünde sei, verscheucht sie mit einer einzigen Geste: wie kann Sünde sein, was für alle ein Segen sein wird?"

Aber sie bedenkt das eine nicht: daß Lukas sie lieben könnte. — Das Kind kommt. Jörg Stiffens Stolz kennt keine Grenzen. Aber Lukas, der starke, einfältige Lukas verläßt die eigene Frau, die eigenen Kinder und verdingt sich auf dem Stiffenhof als Knecht.

Christines eigene Gefühle sind von zwiespältiger Art: irgendwie lebt in ihr schon ein Empfinden, über das sie sich nicht recht klar wird und das bei Lukas Widerklang und Tröstung erfährt, andererseits fürchtet sie von Lukas' Anwesenheit Unruhe und Gefahr — und um des Friedens ihrer Ehe willen weist sie ihn vom Hof. Lukas geht und baut sich hoch oben auf den Bergen eine Hütte, holt sich seinen einen Sohn und wartet dort. Wartet demütig und geduldig, wartet wie ein Freund hinter der Tür.

Der Stolz des Stiffenbauern über den kräftigen Sohn legt sich, als sich Anzeichen bemerkbar machen, die auf eine Taubheit des Kindes deuten. Dieses Gebrechen kennt man in seiner Familie nicht. Bringt Christine, die Tochter eines Trunkenbolds, diese Krankheit mit? Was ihr zu leisen Not wird, wird ihm zum lauten Ärger, und die karge Freundlichkeit für Christine geht dabei drauf. Da findet die hilflose Christine den Weg zur Kräuter-Trina, die ihr durch geheime Mittel helfen soll. Bei der Kräuter-Trina treffen sich Lukas und Christine, und der blonde ungelenke Riese lächelt ihr mit einem Wort die Sorgen fort: er hätt' als kleiner Bub auch nicht gut hören können, aber jetzt höre er genau so wie jeder andere. Dieser Trost in Christines Herz spricht sich herum, kommt in unberufene Münder, zu unberufenen Ohren. Immer mehr wird im Dorf getuschelt: der kleine Stiffen ist des Lukas Kind.

Jörg Stiffen bringt vom Arzt einen neuen Bescheid: eine Operation wäre möglich, sie könnte dem Jungen das Gehör schenken. Aber sie ginge auf Leben und Tod. Christine hört nur das Wort:

Tod. Und die Mutter in ihr bäumt sich zum erstenmal gegen den Manneswillen auf. Es geht hart auf hart. In letzter Stunde, als ihr kein anderer Ausweg bleibt, schreit sie ihrem Mann die Wahrheit ins Gesicht. Eine Stunde später schreitet sie, eine Hinausgeworfene, Verfemte — und Erlöste mit ihrem Sohn auf dem Arm den Bergen zu, wo die Liebe auf sie in Treue und Demut wartet, wo der echte Vater ihres Kindes ist.

Das Problem der Frau, die einen fremdem Mann zum Vater ihres Kindes macht, weil der eigene versagt, wurde von der Französin Dominika Dunois in ähnlicher Form gestaltet. Was uns das Buch der Deutschen Ines Widmann wertvoll macht und es unserem Gefühl näherbringt, ist neben der Kraft und Plastik einer schlichten und einprägsamen Sprache die menschliche Behandlung des Problems, die für das tiefste seelische Empfinden Ausdruck und Lösung findet und auch das Schwierige noch begreiflich macht.

Agathe Lindner: „Die Stimme Irgendwo" (Verlagshaus Bong & Co., Berlin, geb. RM 6.80).

Die Stimme Irgendwo, die aus dem Sand der Wüste, aus Schottlands nebelüberhangenen Steinwüsten und aus der Felderfaat friesischer Landschaft dringt — sie ist der Ruf der Erde selbst, der gewaltige Urzeitruf. In ihm vermählen sich die Völker und die Zeiten: mystischer Osten und fruchtbare Kraft des Nordens, verschollene Überlieferung und neue Bindung an das Gesetz des Lebens. Diese Stimme Irgendwo klingt über dem Leben der jungen italienischen Archäologin Helen Nardi; sie offenbart ihr, daß die Erde nicht nur die Grabkammer tausendjähriger Funde ist, nicht nur der tote Staub um indische Odalisken und afrikanische Götzenbilder, sondern die ewig lebende, ewig nährende, ewig sich erneuernde Urmutter. — Helen Nardis Erkenntnisse müssen den Läuterungsweg schwerer Schicksale durchmachen: Asien, Schottland, die Friesenküste — das sind die wechselnden Schauplätze für mystische Geheimnisse und absonderliches Gaukelspiel, für Liebe, Tod, Gefahr und neue Sehnsucht.

Helen Nardi, Gelehrtentochter, Mensch ihres Jahrhunderts, gerät in Gefahr, der verbrecherischen Neigung eines vornehmen Verbers zu verfallen, der in ihr die „Magd des Baal" wiederkehren sieht, die sich der Erde opfern muß. Sie muß im schottischen Hochland eine Freundin begraben, die dem Mythos der Todeshingabe verfällt; aber erst im hellen Friesland, unter den schlichten kraftvollen Menschen eines alten Bauerngeschlechts findet sie den wahren Weg zu sich wieder, wird ihr gesegnete Erfüllung ihres Frauentums. Die Stimme Irgendwo trägt Heimatklang in sich: im lebendigen Dienst am Segen der Erde hat sich ihr Sinn erfüllt.

Das Buch leitet mit einer anfangs fast erdrückenden Überfülle von Reflexionen, Verästelungen, Charakterisierungen und Gestalten allmählich in einfacher und übersichtlicher Themenführung zur befreienden Lösung hin.

Hugo Paul Uhlenbusch: „Glück im Värmland" (Verlagshaus Bong & Co., Berlin, RM 4.80).

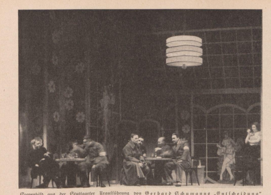
Ein deutscher Maler, dem durch einen plötzlichen Nervenzusammenbruch sein Farbensinn verlorenging, findet im sommerlichen Schweden und in der zarten Liebe der verwitweten Gräfin Christina Ruhe, Glück und künstlerisches Vermögen wieder. Am Ufer des Klarelf, in Värmlands wunderbarer Natur, unter seinen unverbildeten und klaräugigen Menschen führt der Weg dieser beiden zueinander. Im Kernpunkt der Handlung steht das Mittsommerfest mit der lebendigen Fülle seiner Farben und Gebräuche. Der menschenscheue Maler und die durch harte Prüfungen gestählte einsame junge Frau finden einander — nicht in laut tönendem Überschwang des Glücks, aber in einer stillen, ganz in sich ruhenden Gemeinschaft naturverbundener schöngeistiger Seelen. — Wo sich die Behandlung des schlichten Stoffes aus allen Kompliziertheiten und sprachlichen Verschwommenheiten zu lösen weiß, dort gelingt ihr auch der Versuch, blühende Helle nordischer Landschaft anschaulich zu schildern.

Marie Grengg: „Starke Herzen" (Adolf Luser Verlag Wien-Leipzig, RM je 1.50).

Die starken und wilden Herzen, die den Pulsschlag der fünf einzeln in sich abgeschlossenen Erzählungen abgeben, schlagen aus der Tiefe der deutschen Romantik. Alle Gestalten, die ihr starkes Herz durch Tod und Trübsal, Liebe und Verbrechen, Größe und Armseligkeit tragen, haben ihren eigenen Adel an sich, das letzte unbedingte Wahrzeichen eines stolzen und eigenartigen Menschentums: ob es Grasel, „Der Räuber" ist, der hohnlachend die Schergen betrügt und kühn das Herz der fremden Frau gewinnt, oder ob es den „Henker" und Menschenfreund der kleinen deutschen Stadt angeht, dem die reiche Tuchmacherstochter ihr gerettetes Leben mit Liebesdank bezahlt. Dem Meister Tannauer, dem „Flüchtling", wandeln sich im Frieden tiefster Einsamkeit die höfischen Malereien zur reinen und strengen Form wahrer Kunst. Aus der Welt byzantinischen Prunks, von den Schatten der Pest verdunkelt, steigt das Geschick des Kammermalers des Savoyerprinzen, dem die Liebe zu dem blutjungen Modell seiner „Venus" zum Schicksal wird.

Die schon öfters behandelte Legende vom Liebestod des zaristischen Gardeoffiziers Strogonow, den die eifersüchtige Zarin Elisabeth auf einem Brautbett aus Newa-Eis zu Tode frieren läßt, erfährt in der Novelle „Die Siegerin" eine neue und packende Darstellung: Strogonows junge Gattin, die Ursache der verderblichen Nachsucht einer Kaiserin, stirbt unerkannt mit ihm zusammen auf dem schauerlichen Lager. Alle diese Novellen, in einer Kassette gesammelt, mit wertvollem Buchschmuck von eigener Hand der Verfasserin, sind mit mitreißender dichterischer Glut und in einer blühenden Sprache geschrieben.

Käthe Lambert.



Szenenbild aus der Stuttgarter Uraufführung von Gerhard Schumanns „Entscheidung" Aufn. Illenberger

Gerhard Schumanns Schauspiel „Entscheidung"

gelangte gleichzeitig in Leipzig und Stuttgart zur Uraufführung — endlich einmal wieder ein wirkliches Zeitstück aus den Nachkriegsjahren, dem gleichzeitig in hohem Maße historische Treue und unmittelbarer lebendiger Anteil am Zeitgeschehen nachzurühmen ist. In einer bewegten Handlung erstehen noch einmal die furchtbarsten Tage des deutschen Bürgerkriegs nach dem Kapp-Putsch, wir begegnen charakteristischen Gestalten aus allen Lagern, dem schwankenden und ewig verhandelnden Mehrheitssozialisten, dem Reichswehrgeneral, den sein Pflichtgefühl über alle Skrupel wegträgt, den ehemaligen Freikorpskämpfern, die aus ihrer Vereinzelung herausstreben — gegen den hereinbrechenden Kommunismus, dessen Vertreter in ihren verschiedenartigen Schattierungen scharf gekennzeichnet sind. Dazwischen die Gestalt eines Abgesprengten, der durch das Opfer und die Treue eines ritterlichen Freundes wieder zu sich selbst und auf seinen eigentlichen Weg hinfindet. Um diese Gestalten herum ist vieles von der Atmosphäre jener wirren und chaotischen Zeit, mit ihrem fiebernden Spiel um Leben und Tod eingefangen, das die Dornseiff'sche Inszenierung im Stuttgarter Staatstheater in einer nicht immer ganz organischen Mischung von realistischen und visionären Mitteln wiederspiegelte. Der Nationalpreisträger Gerhard Schumann hat sich mit diesem dramatischen Erstlingswerk das volle Recht auf Beachtung auch als Bühnendichter erwirkt.

Dr. Karl Blanck

DAS ERSTE BUCH

Wir veröffentlichen nachstehend weitere Zuschriften unserer Leser:

Das erhungerte Buch

Die in den Kinder- und Jugendtagen gelesenen Bücher bestimmen in manchem das Verhalten und das Schicksal des Erwachsenen. Wenn auch viel davon ins Unbewußte zurücktritt und die Erlebnisse und die Schicksale des späteren Lebens die Erinnerungen der Kindheit überschatten. Sie sind wirksam in jedem Menschen in Gutem oder Bösem.

Wie aus fernen Zeiten klingt plötzlich ein Ton ans Ohr, tritt eine Gestalt, ein Bild, eine Landschaft vor die Augen und dann erinnert sich der Mensch eines Liedes und einer Schilderung aus längst vergangenen Tagen. Die Erinnerung wird lebendig und ergreift uns. Wir sehen uns im stillen Kämmerlein, in irgendeiner Ecke des Hauses oder in Wald und Feld über einem Buch, das uns packte und alle Welt vergessen ließ. Da kommen all die Gestalten wieder zu uns, die uns Gefährten waren in schöneren Tagen: Robinson und Freitag, Gullivers Riesen und Zwerge, König Drosselbart, der Froschkönig, Rübezahl und all die anderen Märchengestalten. Siegfried und Dietrich von Bern wollen wieder Kampfgefährten sein, wie einst beim Räuber- und Soldatenspiel.

Alle waren meine Freunde, mit allen lebte ich. Sie begleiteten mich beim Hüten der Ziegen auf den herbstlichen Wiesen, beim Ährenlesen auf den sommerlichen Feldern und im Wald beim Sammeln von trockenem Holz und Reisig.

Heimlich mußte ich mich zu meinen Freunden schleichen; meist erst abends im Bett nach getaner Arbeit konnte ich mich zu ihnen gesellen beim fahlen Schein einer Taschenlampe. Mein Vater wollte nichts von Büchern wissen, und ich hatte oft viel Verdruß, wenn er mich mit einem Buch in der Hand ertappte. Unbegreiflich ist es mir noch heute. Es ist besser, die Eltern wissen, was ihre Kinder lesen, als daß die Kinder unkontrolliert heimlich Bücher lesen.

Nie habe ich nach Schundliteratur gegriffen. Selbst die buntfarbenen Bändchen mit den Erzählungen des Fremdenlegionärs Heinz Kirsch, die oft im Schaufenster unserer Dorfbuchhandlung lagen, konnten mich nicht locken. Auch die Indianergeschichten lockten mich nicht. Aber Peter Rosegger hatte mich ganz für sich gewonnen mit seinen Geschichten aus seiner Waldheimat. Da war meine Welt.

Und als ich die Märchen- und Sagenwelt verlassen und mich in den späteren Kinderjahren die Welt der Wirklichkeiten und des Lebens ergriff, da fand ich andere Freunde: Ekkehard und die Deutschordensritter im Osten des Reiches, Friedrich den Großen und seine Schlachtenlenker. Da begleitete ich Cook auf seinen Reisen in ferne Länder und Meere.

Und als mir die Bücher der Schulbibliothek nicht mehr genügten, ging ich in die Volksbücherei und holte mir — Romane. Die Marlitt war es, die mich zuerst an die Hand nahm und mich in die Welt der Romanliteratur einführte: „Goldelse" und „Das Geheimnis der alten Mamsell".

Bitter leid tat es mir, nie ein Buch als eigen zu besitzen. Zu jedem Weihnachtsfest wünschte ich mir ein schönes Buch, aber immer wurde jede Hoffnung enttäuscht. Aber als ich aus der Schule war, kaufte ich mir selbst die Bücher, zu denen es mich zog. Jeden Groschen, den ich als Trinkgeld als Schneiderlehrling von den Kunden erhielt, sparte ich für ein Reklambändchen und legte mir damit den Grundstein für eine eigene kleine Bücherei. Nun fand ich mich hin zu den Vorbildern meines Lebens, zu Goethe und Schiller, zu Luther und zu vielen anderen Großen des Geistes. Zu jener Zeit trat ich auch dem Komosverband bei, und seine Hefte und Bücher gaben mir die Erkenntnis und das Erleben der Natur.

Alle Bücher mußte ich noch immer vor den Augen meines Vaters verstecken; tief unten in meiner Holzlade waren sie verborgen. Für ihn waren Bücher „Luxus" und „totes Kapital", wie er sich stets ausdrückte. Für mich waren sie lebendiges Rüstzeug zur Weiter- und Höherentwicklung. Die sie schrieben waren mir Vorbild und Begleiter meines Lebens und sie halfen mir über manchen Verdruß. In den Wäldern meiner Thüringer Heimat fand ich mich zu ihnen, ganz allein, an sonnenhellen Sonntagen. Hier erlebte ich auch den „Faust" in seiner gewaltigen und ergreifenden Größe.

Später habe ich oft um ein gutes Buch gehungert und das erhungerte Buch nimmt heute einen Ehrenplatz in meiner Heimbücherei ein.

W. Brenn

Von der „Zappel-Els" bis zu Hölderlin

Werte Schriftleitung! Gerne will ich Ihnen mitteilen, welche Bücher mich in meiner Jugend beeindruckt und formend auf mich gewirkt haben. Erst war es wohl der Struwel-Peter, der mich so beeinflußte, daß ich, die man die Zappel-Els nannte, es fertig brachte, still bei Tisch zu sitzen, allein aus Respekt vor dem Schicksal des Zappel-Philips. Ich war wohl so drei oder vier Jahre alt. Als ich dann zur Schule ging und selbst schon lesen konnte, war's ein einfaches Kinderbuch „Doktors Fünfe", das ich über alles liebte. Gesundes deutsches Familienleben, einfach, fromm, schlicht — da fühlte ich mich als 8—9jährige auch im Buche zu Hause. — Und dann kam „der Trotzkopf", ein Backfisch, sprudelnd, wild und echt — wenn auch ein wenig unerzogen — aber das imponierte ja gerade —, mit dem ich mich als 15jährige verbunden fühlte. Natürlich habe ich auch gerne Märchen gelesen, aber ihre Schönheit und ihr tieferer Sinn sind mir erst in reiferen Jahren klar geworden. Die ersten Schritte ins bewußtere geistige Leben begleitete mich Marc-Aurel mit seinen Selbstbetrachtungen. Von da an waren es immer große Menschen, die mir im Glück oder Unglück in ihren Büchern zur Seite standen: „Schiller, Hölderlin, Novalis, Kant, Schleiermacher, Hebbel, W. v. Humboldt in seinen Briefen, Mathias Claudius — und nicht zu vergessen auch die Bibel. —

Durch diese Werke wurde ich geformt, getröstet, aufgerichtet, stark und froh gemacht, zu einem Menschen, der sich selbst zur Freude am Leben erzog, gläubig, dankbar und hingebend, wie seine geistigen Führer.

Frau Leidenbach-Gugel

„Der Bildersaal"

Das erste Buch war natürlich ein Bilderbuch. Nicht der übliche Struwelpeter, der später kam, sondern eines jener Prachtexemplare, die damals als Zierat der sogen. guten Zimmer dienten. In rotem Einband mit leuchtender Goldschrift, auf Eindruck bedacht, lag es wuchtig und schwer auf dem Tische, und hat heute noch seinen Ehrenplatz im Bücherschrank, und nur mit reinen Händen durfte ich mich ihm nahen. Es heißt „Bildersaal deutscher Geschichte".

Die ersten Bilder daraus vor allem prägten sich mir unauslöschlich ein, ein deutscher Urwald, alte Germanen, Wikingerschiffe und das geheimnisvoll verschleierte Bild Karls des Großen von Afred Rethel. In der Küche aber lag irgendwo in einem Winkel ein altes, unansehnlich gewordenes Buch: Hausmärchen von Gebrüder Grimm, und inständig bat ich unser Dienstmädchen darum, mir daraus vorzulesen. Als ich selber lesen konnte, fesselten mich Hauffs Märchen dergestalt, daß ich, verschiedentlich die Schule schwänzend, „krank" im Bette liegen blieb, um mich, im Märchenbuch lesend, verzaubern zu lassen. Dann kam die Zeit, wo mich die Gedichte Eichendorffs überwältigten, und der „Taugenichts" zum Bestandteil meiner Seele wurde.

Fritz Schiffer

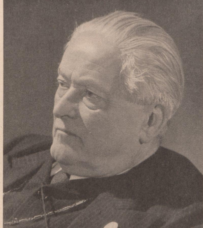
Zum 75. Geburtstag Hermann Stehrs

Am 16. Februar 1864 ist der schlesische Dichter als Sohn eines Handwerkers in Habelschwerdt geboren. Seine früheren Werke haben wir in den „Weltstimmen" bereits liebevoll gewürdigt, seinen Lebenslauf im Jahrgang 1936 auf S. 258 geschildert. Zum Jubiläum erscheinen einige neue Veröffentlichungen, denen wir mit Erlaubnis des Paul List Verlags, Leipzig, die nachstehenden kennzeichnenden Proben entnehmen:

Mystik des Dichtens

von

Hermann Stehr


Aufn. Hoinkis

Lange bevor ich von meinem Werk irgend etwas sehe oder weiß, merke ich an einer großen Unruhe und Reizbarkeit, dem gesteigerten Bedürfnis nach Einsamkeit oder nach tollen Extravaganzen und anderem, daß ein Neues sich in mir vorbereitet. Es kommt mir immer näher, steht in mir, aber wie hinter einer Wand oder einem Schleier; ich höre reden und verstehe nicht, merke sein Leben und sehe es nicht; eine peinigende Unruhe, trage ich es lange umher. Es ist mir, als wüßte die Welt der Menschen und Natur das Geheimnis, das ich ihr aber nicht abjagen kann. Plötzlich, durch die Gestalt einer Person, das Wort eines zufällig Vorübergehenden, den Ton eines Liedes, durch irgend Nebensächliches, zerreißt der Schleier, und mich überfällt das Werk in seiner markantesten Szene, meist in seinem Endergebnis. Das sieht mein Auge ganz deutlich, mit allen Details, ich sehe, höre alles ganz körperlich. Nach und nach steigen da und dort, wie Spitzen eines nebelverschütteten Bergzuges, aus dem Zusammenhang gerissene Szenen auf, ebenso deutlich und merklich wie die erste; und durch ein Bewußtsein, das hinter oder unter dem gewöhnlichen steht, ahne ich den Zusammenhang. Das sind die Stunden der Empfängnis, denen kein Glück auf Erden zu vergleichen ist.

Aber immer schwebt noch alles jenseits der Erde, und ich kann den Zugang nicht finden, bis sich mir einmal das Tor von selbst öffnet. Dann dringe ich vor, im Rücken wissende Augen, die mir über die Schultern sehen, an einer unsichtbaren sicheren Hand. Es ist, als ließe sich jene Welt nieder auf diese Erde, bekannte Häuser, Menschen, Äther, alles in noch nie gesehenes Licht tauchend, das ein mir bis dahin Verborgenes an jedem offenbart. Alles Leben in meinen Werken spielt sich, während ich schreibe, wirklich um mich ab. Die Männer gehen durch die Stube, daß es dröhnt, rufen, daß ich erschrecke, die Leute weinen zum Erbarmen, lachen, daß mir das Herz

aufgeht. Oft stehe ich so im Banne einer Person, daß ihr Wesen das meinige auf eine Zeit unterjocht. Dann bin ich verwandelt und habe zur Verwunderung meiner Umgebung ganz neue Manieren, Redeweisen und Anschauungen. Mein Wort redet und spielt in mir oft mitten in der Gesellschaft, dann kann niemand mehr mit mir etwas anfangen; ich bin abwesend. Jedes Wort bringt seine Idee mit sich, und ich erkenne sie, wie sie mir fortschreitend alles offenbart.

Von unserer Seele

Mit der Seele sehen wir alle. Die Augen sind nur ein Umweg. Und was wir in der Seele sehen, ist ein anderes als die Welt in unseren Augen. Deswegen gibt es hinter der Augenwelt noch eine Welt.

Die Seele ist reicher von Grund aus als die Erde und bedarf der Welt nicht. Aber die Welt ohne Seele wäre wie ein Haufen Kehricht.

Alles könnte die Seele ertragen, nur keinen Lärm. Sie ist still und geheimnisvoll wie das Lautlose, aus dem der Getreidehalm wächst und der Klee blüht.

In der Tiefe seiner Seele erlebt der Mensch alles, das ganze Weltall, den ganzen Gott mit all seinen Geheimnissen, weil dieser unser Grund auch der Grund Gottes ist.

Vom Geist des Menschen, diesem Grenzphänomen, führen zwei Wege ab, die doch nur zu einem Ziele gelangen, der Weg in den Kosmos des Äußern, die Welt, und in den Kosmos des Innern, die Seele, und beide sind das Göttliche. Der göttliche Kosmos in uns, die Seele, ist unerworbener, ewiger Besitz von Anbeginn. Vom Geist aus schaffen die Menschen die Welt außer sich, alle Gottesverehrung aller Zeiten, aller Völker; alle Kulturen, alle Bindungen, Verhältnisse und Einrichtungen.

Von Grund aus ist die Seele gut. Alle Sünde ist Krankheit.

Und was die Seele in der Zeit erfährt,
trägt sie seit Anfang schon in sich verklärt.

So möcht' ich meine Seele sehen
und sterben wie des Wetters Wolke:
vom Blitz zerspellt, im Sturmwindwehen,
doch Segen spendend allem Volke.

Aus Hermann Stehr, „Von Mensch und Gott". Worte des Dichters, ausgewählt von Emil Freitag

Erlösung

Der Großen Wort kann niemals dich erlösen
von Schattenwirrnis und dem Fluch des Bösen.
Es nutzt dir nichts, wie hohe Adlerflügel
hinauf nicht reißen dumpfe Erdenhügel.

Klein bleiben und das Große wollen, nein,
heißt Saiten spannen über einen Stein
und dann erwarten, daß die Fiedelmüh
Wohlklänge aus der toten Masse sprüh.

Tu alles ab, was dich verengt und quält,
was dich den Schatten und der Nacht vermählt.
Und eh du dich versiehst, spielt wunderbar
auf dir der hohe Himmel, tief und klar.

Aus Hermann Stehr, „Der Mittelgarten". Ausgewählte frühe und neue Gedichte, besorgt von Dr. W. Meridies (Sämtliche Werke im Paul List Verlag, Leipzig)

Osterballade / von Carl Hans Watzinger

Es geht auf Ostern zu. Ein arger Föhn weht von den Bergen. Die Straßen der Stadt sind wie ausgestorben. Die Tauben auf den Häuservorsprüngen drängen sich dicht aneinander. Oben am Dache des Weinhändlerhauses knarrt der Wetterhahn in seinen rostigen Angeln.

Wie viele Menschen da mißmutig sind und wie viele da in ihren Betten liegen, bleich und schmal, und sich fürchten vor dem Tod!

Ja, der Föhn packt die Menschen an die Herzen. Er kennt keine Milde. Einmal geigt er jedem sein letztes Lied.

Unwirsch kommt der Wind um die Ecke und treibt Papierknäuel durch die menschenleeren Gassen. Er singt dazu sein Lied, an jedes Haus wirft er ein paar Tonfetzen, damit die Leute hinter den Mauern lernen, seine Gewalt zu fürchten.

Und er wälzt auf der Landstraße daher und wirft sich über Äcker, Wiesen und Bäume.

Kehraus des Winters! Der Wind freut sich seiner Arbeit.

Die Landstraße liegt wie ein gelbes Band zwischen der braunen Erde der Äcker und dem zagen Grün der Felder; und so weit man blicken kann, säumen hohe schlanke Pappelbäume dieses Band, das Länder verbindet. Wenn der Wind eine allzu heftige Weise anstimmt, wenn er in die Fanfaren stößt und Sturm bläst, als käme schon jetzt das jüngste Gericht, dann flüchtet der lange Karl doch immer wieder zu einer Pappel.

Schritt für Schritt muß er sich heute weiterkämpfen. Jetzt, da er am Strom angelangt ist, der sein schmutzigbraunes Wasser in das Meer trägt, gibt es lange Zeit keine Aussicht auf eine warme Unterkunft. Die Häuser hier sind rar. Der lange Karl kennt die Gegend von früher.

Das Wasser rauscht tief unter ihm in der



Im Bergland der Ostmark

Blick auf Bezau im Bregenzer Wald (Aufn.: Hiller)

Aus dem Bändchen von Albert Welte „Vorarlberg" der Reihe „Das österreichische Wanderbuch" (Verlag Styria, Genf-Leipzig-Wien, 1938; je RM 1.50). Wir kommen auf diese Reihe noch in unserer nächsten Besprechung über Landschafts- und Reisebücher zurück.

Schlucht, schäumt oftmals wild. So bis zum Meer schwimmen, denkt der Landstreicher, und dann diese große, weite Ebene sehen, wie sie glitzernd im Sonnenschein daliegt, endlos, fast nicht zu begreifen für ein einfältiges Gehirn, oder dann im Sturm, wenn die Wellen haushoch fliegen, ja, der lange Karl hat so seine Ansicht über das Antlitz des Meeres, und seine Phantasie hat er auf seinen Märschen, meist mit sich allein, genährt, daß sie von farbigen Bildern strotzt.

Er steigt einen kleinen Berg hinan und betrachtet die Gegend. Unweit stehen die Berge, noch tief eingehüllt in Schnee.

Der lange Karl lächelt, und mit einemmal hat sein Gesicht einen milden Schein. Er ist gewiß kein gewöhnlicher Landstreicher. Er hat seine Seele noch nicht verloren, und sein Herz ist noch immer aufgeschlossen dem Schönen und Guten.

Trübe verhängt ist der Himmel. Kein Sonnenstrahl blitzt durch die Wolken. Dunkel stehen die Wälder da und noch nichts ist zu spüren von dem Jubel, der mit dem Osterfest über die deutsche Menschheit hereinbrechen wird. Denn das verstehen die Deutschen: Ostern zu ihrem Fest zu machen.

Der Landstreicher muß die Kappe festhalten, damit der Wind sie nicht fortweht.

Ostern, lächelt er, das war einmal auch meine Zeit. Ja, er steht und denkt weiter: Ostern, dann wird bald Frühling sein.

Nun geht er wieder voran und kämpft gegen den heulenden Wind, der ihn hindern will, auf der Landstraße zu bleiben.

Durch den Wald ist es besser. Die Äste krachen wohl und Krähen schreien ihr „Krah, krah" in die Luft, daß einem nicht gerade gut zumute wird, aber der Wind kann nicht so durch Hemd und Hose fahren wie draußen auf der offenen Strecke.

Eine halbe Stunde lang zieht sich der Wald und dann geht es tief hinab zum Strom. In der Schlucht ist der lange Karl wieder vor den ärgsten Windstößen geschützt und immer weiter bringt er auf seinem Marsch in die Berge vor.

Sie liegen hinter dem anderen Ufer.

Der Landstreicher geht darauf los und schließlich gelangt er an die Brücke, die hoch über dem Wasser trohnt.

Wie schmal hier das Strombett ist! Ströme sind auch nicht immer so breit wie man glaubt, denkt der Landstreicher, es ist wie bei den Menschen: sie wachsen.

Auf der Brücke fährt ihn der Wind ungestüm an und wirft ihn fast an das Geländer. Der lange Karl zieht die Kappe tiefer ins Genick und schließt den Rock enger. Stiernackig schiebt er sich gegen den bitterbösen Tag und dreht den Rücken gegen den Wind. So bringt er nach einiger Zeit diese ekelhafte Brücke hinter sich.

Er steht einen Augenblick still und verschnauft. Der Wind hat ihm arg zugesetzt. Und nun beginnt es dünn zu regnen, wie Peitschenhiebe klatschen die Tropfen an seine Wangen.

Die Straße ist grob geschottert, und Karl spürt die Steine durch die dünnen Sohlen seiner leichten Schuhe. Er schert sich nicht um dieses Übel und stapft weiter und blickt immer nach den Bergen, die aus dem sanften Nebel wie Menschen aus Fenstern schauen.

Dem Landstreicher schwillt die Freude im Herzen und schneller steigt er bergan.

Ein feiner Strahl klaren Bergwassers springt aus dem hölzernen Brunnen, der am Beginn der eingezäunten Weide liegt.

Karl öffnet das Gattertor und betritt die Weide. Der Regen läßt nach. Auch der Wind ist stiller. Es ist, als dulde der Berg nicht, daß dem Landstreicher auch nur ein geringes Leid geschehe.

Eine Halde breitet sich aus. Der Boden ist so glatt, daß Karl nur mühsam vorwärts kommt.

So geht es eine Stunde lang. Dann ist er auf einer Anhöhe, die spärlich mit verkrüppelten Bäumen bewachsen ist. Der Nebel ist dichter, fast kann der Landstreicher all die Gipfel und Kämme nicht sehen, die sich hinter der Anhöhe wie Wellen des Meeres erheben und senken. Dazu beginnt es nochmals abscheulich zu wettern, es schneit und regnet zugleich, und plötzlich ist es auch sehr kalt geworden. Der Mann friert.

Er überlegt; er denkt, daß es am besten sein wird, im nächsten Stadel oder im nächsten Haus einzukehren.

Es wird dunkel. Wie der Gesang der Nacht hört sich der Wind an! Dennoch sagt Karl leise zu sich: Es lebe dieser Tag!

Eine Mulde senkt sich zwischen die Berge, und der Mann, der ausspäht nach einem Nacht-

lager, betritt sie, Müdigkeit schon in den Gliedern, denn der Weg war weit und das Wetter schlimm. Zuweilen leuchtet Schnee von einsamen Flächen, mählich wird die Nacht stärker im Lande, ja, immer schwärzer werden auch die Berge.

Langsam schreitet der Landstreicher durch Kot und Schnee und gegen den Wind, der über die Fläche eilt, und tiefer geht er in das Tal und in die Nacht hinein.

Da blinkt, als der Weg eine Biegung macht, ein Licht. Der Schein gibt dem Wanderer neue Kraft und rascher schreitet er jetzt aus und spürt Kälte und Hunger nicht mehr. Denn nun ist die Rettung wohl nah.

Ja, die Rettung!

Es gibt immer wieder ein Licht in der Nacht, und wann es schon in unserem Innern nicht mehr brennt, so leuchtet es aus der Ferne auf unseren Pfad und behütet uns.

So denkt der Landstreicher, der den Glanz seiner Augen, das äußere Lächeln der Seele, noch nicht verloren hat in den Schlachten seines Lebens, und strebt näher an das Licht heran.

Nun schält sich aus dem Dunkel der Umriß eines Bauernhauses, ein hohes festes Tor, ein mit Moos bewachsenes Dach, nur mit Mühe erkennbar, und endlich auch eine kleine Tür mit einem Klopfer.

Der lange Karl nimmt den Klopfhammer in die Hand, der durch ein Gelenk an der Tür befestigt ist, und läßt ihn einigemale auf das Holz fallen.

Dumpf dringen die Schläge in das Innere.

Der lange Karl wartet.

Er wartet geraume Zeit. Niemand kommt. Er pocht nochmals. Wieder schleichen ein paar Minuten vorbei, in die Ewigkeit. Dann rührt es sich im Haus und feste Schritte gehen bis an die Tür vor. „Was ist draußen?" sagt eine dunkle Stimme.

„Ein armer Handwerksbursch bittet um ein Nachtlager."

Die Männerstimme hinter der Tür brummt unwillig. Dann aber klirrt der Riegel, und die Tür fliegt auf.

Sie stehen einander gegenüber.

„Was willst?" fragt der Bauer, als habe er nicht gehört.

Der lange Karl wiederholt seine Bitte und tritt einen Schritt näher.

Der Bauer auf der Schwelle gibt den Weg nicht frei. Er sagt: „Im Roßstall ist ein Platz."

„Ja", meint der Landstreicher, „im Roßstall ist es warm."

Der Bauer nickt und geht von der Tür zurück.

Der Landstreicher steht nun in der Diele des Hauses. Roßkumte, Stricke, Stallaternen erkennt sein an die Dunkelheit gewöhntes Auge, und von hinten her steigt der Geruch von Kaffee und Mist in seine Nase.

Der Bauer gibt wieder den Riegel vor und schiebt den halb unerwünschten Gast in die Stube. Denn ganz wie ein Tier kann man einen Armen nicht behandeln, denkt er, der soll eine Weile bei uns in der Stube bleiben.

In der Stube sitzen die Bäuerin und ein Knecht beim Tisch, und auf der Ofenbank hockt eine Magd und flickt an einem Kleid.

Sie sehen den langen Karl schweigsam an. Da ist ihm plötzlich, als müsse er zurück, wieder hinaus in Wind und Wetter und verschwinden in die Nacht, die alle mühselig Beladenen mit ihrem schwarzen Mantel deckt.

Wie angewurzelt bleibt er stehen.

Endlich sagt er: „Gott zum Gruß."

„Der Herr segn' deinen Eingang!" Die Bäuerin spricht es innig und fromm, und keine Spur von Feindseligkeit beschattet ihre Stimme.

Das ist Ostern! denkt der Landstreicher. Nun erfahre ich es doch wieder.

„Komm an den Tisch!" sagt jetzt der Bauer und rückt Mostkrug und Brotlaib auf einen leeren Platz.

Der lange Karl zögert. Schließlich aber macht er von der Einladung Gebrauch.

Die Bäuerin hat inzwischen Fleisch aus der Küche geholt und stellt es auf einem Holzteller vor den noch immer Scheuen hin.

Es gibt noch gute Menschen, sagt sich stumm der arme Mann, und weil es aus seinem Herzen kommt, spricht er es nach einer Weile laut.

Der Bauer winkt ab, und die Bäuerin schaut zu, wie er hungrig Stück um Stück verschlingt.

Aber ganz ohne Absicht hat ihn der Bauer nicht aufgenommen. Die winterlichen Abende in den Bergbauernhöfen des Alpenvorlandes verlaufen eintönig, und ein herumziehender Handwerksbursche weiß wohl viel von der Welt

zu berichten. Sie lassen ihn sich satt essen, und dann fordert ihn der Bauer auf: „Erzähl! Was gibt's draußen in der Welt?"

Der lange Karl ist jetzt, nachdem er seinen hungrigen Magen gefüllt hat und überhaupt erkennt, daß man ihm hier freundlich gesinnt ist, nicht mehr scheu wie beim Eintritt und beginnt von den Städten zu reden, die er in letzter Zeit gesehen; von spannenden Ereignissen, die er erlebt; von besonderen Menschen, die seine Erinnerung aufbewahrt. Und da spricht er letzthin auch von seinen Schmerzen und Nöten und seinen kleinen Freuden, seiner Sehnsucht nach den Bergen, und plötzlich scheint es denen in der Stube, daß vor ihnen kein herabgekommener Mensch, kein Landstreicher sitzt. Und so fragt der Bauer, als der Erzähler innehält, mit einer Ehrfurcht, wie sie oft auch über derbe Leute Herr wird: „Und das merkst du alles und siehst es und fühlst es in deinem Inwendigen? Ja, bist denn du so ein Mensch wie wir?"

„Warum soll ich kein solcher sein?" entgegnet still der Landstreicher. „Es kommt jetzt Ostern. Da werden viele Menschen neu."

„Neu?"

„Ja, da brechen ihnen die Seelen auf, weil der Winter ein End' nimmt."

„Bei uns liegt lang über die Ostern hinaus Schnee. Aber mir scheint's, diesmal bist du der Bote des Frühjahrs", sagt die Bäuerin nach einer Weile.

Der Landstreicher schaut alle der Reihe nach an und spricht dann treuherzig: „Ich glaub' heute selber, daß ich der bin."

Es wird ruhig in der Stube. Sie sinnen dem Frühling zu.

Draußen stürmen wohl die letzten Gewalten des Winters. Von den Lippen der Menschen in der Stube wächst das Nachtgebet, das sie hersagen wie den Dank an den Herrn, der seinen Erwählten geschickt hat, ihnen das Ende der rauhen Zeit zu künden. Sie beten schlicht und warm: „. . . . . . gib uns auch in diesem Jahr wieder unser täglich Brot."

Zwei Gedichte von Erwin Damian

Der Pflug

Urahne schnitzte Stock und Sterz
und schliff die blanke Schaar.
Wie klang den Frauen hell das Herz,
wie schimmerte ihr Haar.

Der Ahne setzte Rad und Kranz,
die Furchen flammten rot —.
Ums karge Haus im Abendglanz
schlich hungerbleich der Tod.

Großvater schnitt die Zügel blank
und hieb die Sielen ein.
Flink drehten sich die Dirnlein rank,
die Burschen froh beim Wein.

Der Vater tauschte Pflug und Land
mit Graben und Gewehr.
Da brach das Auge, sank die Hand,
verscholl das graue Heer.

Nun steht der Pflug noch wie er stand,
nun ruft der Väter Mund:
Komm, Enkel, heim aus fernem Land,
pflüg den verwaisten Grund!

Und ich? Mahnt nicht der blanke Stahl
die griffentwöhnte Faust?
Wie lang noch irr ich blind vor Qual,
verarmt und unbehaust?

Goethe

Ein still Geahntes wird hier offenbar:
das reinste Sein entringt sich der Gefahr,
die reichste Frucht entwächst dem Stamm der Not,
das höchste Leben wurzelt tief im Tod.
So reichen Traum und Wahrheit sich die Hände
und ein Geheimnis birgt Beginn und Ende.

Henry Williamson

Die schönen Jahre

Von Martin Kießig

Auf einem englischen Landsitz wartet an einem trüben, windigen Tag in der Dämmerung John Maddison, der Hausherr, in banger Stimmung qualvolle Stunden, in denen sich das Schicksal seiner in furchtbaren Geburtswehen darniederliegenden Frau entscheiden muß. Der Wind pfeift ums Haus, das Käuzchen schreit durch das Dunkel. Um Mitternacht löst sich die unerträgliche Spannung: das Kind ist gerettet; die Mutter bezahlte sein Leben mit dem ihren.

Mutterlos wächst der kleine Willie Maddison auf. Sein Vater und eine alte Haushälterin sind seine Hausgenossen. Der Vater kann den Verlust der geliebten Frau nicht verwinden. Das Kind, dessen zarte Züge ihn an die Verstorbene erinnern, ist nun der letzte wehe Halt seiner Erinnerung. Er hängt mit verschwiegener und verschämter Zärtlichkeit an dem Knaben und versucht rührend unbeholfen, ihm eine strenge, gerechte Erziehung zu geben. Er sieht dabei nicht, warum sich das scheue Kind vor seiner konsequenten Strenge verschließt und ihm fremd und fremder wird. Fremd vor der unbegreiflichen Erwachsenenwelt tut sich die Seele des Knaben der weiten und großen Natur auf, die ihn umgibt.

Sieben Jahre alt

Der kleine Willie lebt sein kleines Leben mit der ganzen Verschwiegenheit der Kinder, von dessen quellender Erlebnisfülle die Erwachsenen kaum etwas ahnen. Er hat es bald heraus, wie man nach außen gleichgültig tun muß, damit keiner die sich überstürzenden Gefühlswallungen bemerkt. Er ist weich und verträumt, doch nicht verspielt und nicht verweichlicht. Als rechter Junge trumpft er mit kleinen Aufschneidereien, mit kleinen Bosheiten und Streichen auf. Zur Seite steht ihm sein Freund Jack, der Sohn vom benachbarten Gutshof, der beste Freund, den man finden kann: der Kamerad, der stets zur Stelle ist, wenn der andere ihn braucht, der ohne viel Worte den anderen versteht. Aus seiner Umgebung liebt Willie einfache, naturnahe Menschen: den greisen Waldheger Bob, den unruhig abenteuerlichen, naturnahen Flurhüter Jim und dessen Braut, die heitere, treuherzige Dolly. So streift er in früher, seliger, traumhafter Eingesponnenheit durch die Natur, die sich im Wechsel der Jahreszeiten ihm darbietet. In wunderbaren Naturschilderungen erstehen Wald und Feld in Frühlings- oder Sommerpracht vor dem Leser, umfängt ihn der Zauber milder, verführerisch schöner Nächte: „Riesengroß schwamm der Mond, der Herold der Nacht, im gelben und lavendelblauen Dunst über den alten Hügeln."

Acht Jahre alt

Die innige, scheue und doch zärtliche Naturliebe des Kindes prägt sich immer deutlicher aus. Willie ist im Wald, der voller Frühlingsblumen steht.

Er setzte sich rasch nieder, um ein Büschel Maßliebchen im fransigen Moos genau zu betrachten, wobei er die Blüten mit den Fingerspitzen streichelte. Es war eine unbewußte Bewegung — wenn er durch den Wald wanderte, berührte er oft leicht die Blätter im Vorübergehen, besonders wenn sich die flauenförmigen Knospen des Haselstrauchs entfalteten, beim Gurren der Tauben und dem Tacktack des Spechtes. Er begrüßte sie, indem er sie berührte — die Blätter, die er liebte —, dies sonderbare Kind.

Mit Jack, dem unzertrennlichen Freunde, erträumt er ein wildes, kühnes Leben. Wilde Raufereien gehören dazu, Fallenstellen, Baumklettern. Eines Tages begegnet ihm ein Mädchen, ein Kind gleich ihm, und das süße Engelsgesicht weckt eine frühe Ahnung und zarte Neigung in ihm auf, ohne daß er Elsie, der heimlich Verehrten, innerlich näher käme. Schmerzhaft deutlich erlebt er die Tatsache der Vergänglichkeit, des Hinscheidens von Frühling und Sommer, ein Vorgang, der ihn nun alljährlich aufs tiefste ergreift.

Er konnte nicht länger im Grase liegen und in die Wolken schauen, die ganz langsam im Blau dahintrieben. Ihm war zumut, als müßte er verzweifeln; der Frühling war gegangen, bevor er sich noch recht gesagt hatte, daß er gekommen sei, und mit ihm die übergroße Freude, die er beim Anblick eines Nestes mit zerbrechlichen Eiern oder nackten kleinen Jungen empfunden hatte. Er dachte daran, wie er die kleinen, aufwachsenden Vögel gefüttert hatte, besonders an das Rotkehlchennest in dem dichten Efeu, der langsam eine mächtige Ulme erstickte. Da hatte er nach einigen Tagen sogar den Rücken des Weibchens streicheln können, das während über den kleinen saß, die nur aus Haut und aufgerissenen gelben Schnäbeln zu bestehen schienen, und die Mutter hatte sich nicht geängstigt. Aber wie bald schon waren sie ausgewachsen und verließen das Nest. Wie schrecklich traurig war ein leeres Nest! Und jetzt war der Sommer fast zu Ende.

Eine winterliche Kaninchenjagd ist eins der großen Erlebnisse des Jahres. Doch das erschütterndste ist wohl, als Willie und Jack in dem strengen, eisigen Winter den vermißten Schäfer und seine Herde erfroren auffinden.

Die Oberfläche des sanften Hanges schien ihnen in ungleichmäßigen Wellen gebuckelt. Sie kletterten über den Schnee, um den höchsten Punkt zu erreichen, und überlegten, woher die Buckel kämen.

Die unheilvollen Krähen kreisten immer noch über ihren Häuptern.

„Was die wohl haben?" fragte Willie.

„Ist das nicht komisch?" antwortete Jack, „alles in Wellen hier."

Sie standen und starrten und wurden weiß im Gesicht.

Willie begann zu zittern, und er umschlang den Nacken des Freundes. Beide fingen an zu weinen und stürzten nach der anderen Richtung davon, wobei sie oftmals übereinanderfielen. Sie rannten vor Entsetzen über das, was sie gesehen hatten.

Unter dem harten Schnee, kaum von ihm bedeckt, standen dicht aneinandergeschmiegt, wie in letzter Kameradschaft, die verlorenen Schafe. Wo die ungleichmäßig gebuckelte Fläche sich wieder glättete, an der Spitze der erfrorenen Halde, ragte, von Schnee bedeckt, aber kaum höher als die Schafe, eine Mütze heraus, regungslos wie der Tod und wie das zerrissene Antlitz darunter, aus dem die Augen herausgepickt waren . . . Nahe dem Hünengrab der Vorzeit ruhte der verlorene Hirte mit seinen Schafen in seinem Grab aus Schnee.

Hoch in der Luft kreisten die Krähen und krächzten ihr rauhes Requiem.

Neun Jahre alt

Dieser ganzen heimlich schönen Kindheitswelt tritt eine neue zur Seite, als Willie auf die Lateinschule nach Colham kommt. Auch Jack kommt in die gleiche Anstalt, und so hat er wenigstens den unzertrennlichen Gefährten um sich, als er plötzlich dem Ansturm von fremder, oft roher Strenge, jugendlicher Brutalität der Kameraden, autoritärer Erziehungsgewalt und den ganzen Eigentümlichkeiten eines Schulstaates ausgesetzt ist. Doch das alles bleibt eine unentrinnbare Notwendigkeit für den Knaben, die man sich müht, mit zusammengebissenen Zähnen zu ertragen. Sein eigenstes Leben spielt sich nach wie vor in der Heimat, im Dorfe Rookhurst und dessen Umgebung, ab. Kaum von einem verstanden, zieht sich das Kind immer mehr in sich selbst zurück, wird immer verschlossener, aber zugleich immer tapferer im Einsatz für sein ungebrochenes Gefühl. So zerstört er in einem fremden Wildgehege aus gerechter Empörung dort aufgestellte verbotene Vogelfallen. Die Furcht vor Strafe verleitet das verängstigte Kind zur nächtlichen Flucht. Er verbringt die Nacht in der Erdhütte des ihm wohlgesinnten Flurhüters Jim und erlebt hier den Zauber der Nacht und zum erstenmal den Zauber erster Dämmerung.

„Sieh dort", flüsterte Jim und zeigte nach Osten. Über der dunkeln Silhouette des Buchenwaldes ging ein Stern auf, eine strahlende Lichtkugel, größer als alle Sterne, die Willie je gesehen hatte. Sie betrachteten ihn schweigend. Langsam stieg er höher empor, und immer sanfter und reiner wurde sein Leuchten im Schoße des Lichtes, das aus der östlichen Himmelsmündung strömte. Es war nicht weiß, nicht golden, man konnte seine Farbe nicht benennen; vor ihm verblaßte die Dunkelheit zu geisterhafter Verklärung. Als Willie zum Himmel aufblickte, sah er die Sterne stärker funkeln als bisher. Allmählich wurde der Fußweg im Feld erkennbar; aus dem Getreide stieg singend eine Lerche in den Himmel — auch sie hatte den Morgenstern erblickt. Eine zweite und dritte flatterte empor, bis es schien, als träufele eine Fülle von Tontropfen aus dem überfließenden Himmelsbrunnen. Dann wurde der Kirchturm in trüber Ferne sichtbar, und im aufkommenden Wind wallte das Geisterspiel des Nebels über den Wasserwiesen.

Ein Blütenblatt entfaltet sich

Die junge Seele zeigt nun immer deutlicher ihre Gestalt; der junge Leib dehnt und streckt sich und weiß noch nicht, wohinaus er will. Noch ist Willie der Gestalt nach klein und zart. Er bedauert, nicht groß und kräftig zu sein wie die Kameraden. Am meisten bedrückt ihn das bei dem Gedanken an Elsie, das holde Mädchengeschöpf, das er nicht vergessen

kann. Über allem jungenhaften Treiben überfällt ihn wieder die Trauer über das Entschwinden der Zeit und das Vergehen blühender Sommertage.

Sein Herz schmerzte vor unsäglichem Sehnen nach einer Wiederkehr des Vergangenen. Nie wieder würden die Hagedornblättchen so grün aus ihren Knospen kommen, nie wieder würde das Moosnest des Buchfinken — des ersten Buchfinken — so weich sein. Nie wieder würde das Wasser so leuchten, der Sommerweizen so im Winde wogen. Der Schemen seines Ich, das sich über Gras und Bäume dahintreiben ließ, wurde durchscheinend wie Rauch und löste sich langsam auf ins ferne ewige Sonnenlicht.

Die Blume öffnet sich

Jahr für Jahr wächst deutlicher in dem Knaben das wehmütige Gefühl für die Vergänglichkeit alles Schönen. Alles, was uns einst beseligte, gleitet von uns fort und verschwindet im Gewesenen. Diesmal ergreift ihn dieses für sein Wesen so bezeichnende Gefühl in ausgestheißen Ferienwochen.

Wo waren jetzt die anderen Sommer? Ein jeder von ihnen voll seliger, seliger Erinnerungen, und alle nun für immer entschwunden. Er wurde allmählich erwachsen, und er wollte niemals erwachsen werden, wollte niemals aufhören, im Gehölz auf der Reiherinsel mit Jack Lagerfeuer zu machen, mit ihm bei Sonnenuntergang oder im Mondlicht umherzuwandern, an den Winterabenden unter dem frostigen Schimmern der Sterne von der Schule nach Haus zu kommen.

Langsam treten jetzt auch die Eigentümlichkeiten des Lebens in sein Bewußtsein. Er erkennt, daß die Erscheinungen des Lebens vieldeutig sind, auch der Gehalt geistiger Werte wird ihm allmählich klar, und das kindische Treiben fällt langsam von ihm ab.

Der Same fliegt

Willie gewinnt eine Schulprämie: das Resultat einer letzten, verzweifelten Anstrengung in seiner sonst lässigen Arbeit. Die in ihren traditionellen Formen grotesk wirkende Schulfeier rollt ab. Doch wichtiger als alles ist die tiefe, heiß auflodernde Empörung, mit der sich der Junge gegen die üble Vogelstellerei eines rohen, heuchlerischen Burschen wendet, der den gefangenen Tieren die Augen aussticht, um sie dadurch zu besserem Singen zu bringen. Das trägt ihm die Feindschaft dieses gemeinen Menschen ein und verwickelt ihn in eine brutale Schlägerei, an deren Ende der Junge erneut den Adel seiner Seele erweist, sein innerstes Wesen, das einmal so charakterisiert wird: „Immer voller Leben, aber keine Rohheit in sich."

Über die Hügel ins Weite hinaus

In den gärenden Zeiten des Übergangs packt den stillen Jungen plötzlich mit aller Gewalt die scheue, verschwiegene Liebe zu Elsie, die er jahrelang mit sich herumgetragen hat, die aber nun als neues Seelenelement aus ihm bricht. Doch sie bringt ihm nichts als Herzeleid; die alte schmerzhafte Erfahrung wiederholt sich, daß der laute, unbekümmert Tatkräftige dem Feinen, Edlen, Zurückhaltenden vorgezogen wird. Ein letzter Versuch, das Mädchen für sich zu gewinnen, endet in trostloser Enttäuschung.

Fort, fort, sie war fort; er mußte ihr nacheilen, sie anflehen, sie möge ihn lieben. Vorbei, vorbei. Ein Wind erhob sich, aber die Sterne waren nicht da. Dann sah er ein Lichtpünktchen auf dem Weg; er kniete nieder und nahm es in die Handfläche und sprach mit leiser, trauriger, zärtlicher Stimme zu ihm, als wäre dieses blasse Leuchten ein Teil von ihm selbst. Er tat es unten an die Hecke, legte sich daneben und preßte das Gesicht auf dem Arm an die Erde. Geduldig wanderte das Glühwürmchen in seinem blaßgrünen Glimmern weiter in die Nacht, ohne Scheu vor der schmalen Gestalt, die zwischen den verdorrten Gräsern am Wegrand zitterte.

Aber in all der Not ist still und verstehend Jack da, der Freund, der unersetzliche, und zaubert dem Unglücklichen noch einmal das alte Knabenglück herauf.

Das reife Korn

Dieses gewiß nicht ungewöhnliche, aber seltsam ergreifende Leben des jungen Willie Maddison wird vor die große Bewährung gestellt. 1914 zieht er als Kriegsfreiwilliger ins Feld. Hier mag sich seine verwundbare Seele zur letzten Reife vollenden. Sein Freund Jack, gleich ihm Kriegsfreiwilliger, fällt. Wir wissen nicht, was aus Willie wird: vielleicht ein Mann, der zurückkehrt und sein Leben meistert, vielleicht eine Frucht in der Ernte des großen Schnitters Tod.

Lehrer und Schüler

Von Arnold Fratzscher

In zahlreichen Jugenderinnerungen und Kindheitsbüchern spielt die Schule durchweg nur eine negative oder nebensächliche Rolle. Der Junge empfindet die Schule vorwiegend als Zwangsanstalt, als eine Einrichtung, die ihn der Freiheit beraubt. Besondere Aufmerksamkeit verdient deshalb das Buch von Georg Leitenberger: „Der Lehrer" (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.). Die Vorkriegsschule des hier geschilderten Neckarstädtchens unterscheidet sich in nichts von sonstigen Gymnasien dieser Zeit. Die Lehrer sind — damals noch — höhere Wesen für die Einwohnerschaft und erst recht für die Schüler, und die innere und äußere Gleichmäßigkeit dieser Ehrenmänner ist gewissermaßen Pflicht.

Um so mehr fällt ein Mann aus dem Rahmen heraus, Prof. Dr. Aribert Reimar, der den Unterricht in Religion und Latein erteilt. Er ist Junggeselle und lebt außerhalb der gesellschaftlichen Kreise der Stadt, zur Miete in einem abseits gelegenen Haus; es fehlt jede Möglichkeit, Näheres über sein tägliches Leben zu erfahren. Sein Unterricht ist merkwürdig. Oft spricht er über die Köpfe der Primaner hinweg, er vergißt, daß er vor einer Klasse steht, äußert zusammenhanglose Gedanken, zitiert in der Religionsstunde lateinische Sätze. In der Behandlung der Schüler wechselt er zwischen Unbeholfenheit, Weichheit und schneidender Schärfe. In Erregung versetzt, vergißt er vollkommen, daß er Oberprimaner vor sich hat und behandelt die Halbwüchsigen wie Kinder. „Oft konnte man meinen, er verzehre sich . . . Wir aber wußten selten zu sagen, wovon eigentlich die Rede gewesen sei."

Die Schüler nennen ihn den „Depp" ob seines äußerlich linkischen Wesens. Sie nehmen diesen Lehrer so hin, wie er sich nach außen gibt, und bemühen sich nicht, den Kern dieses seltsamen Mannes zu erkennen. Doch auf negative Weise, durch Schabernack und harmlosen Unfug, in denen sich ihr Tatendrang Luft macht, treiben sie selbst die Dinge vorwärts und bringen den Explosionsstoff, der schon lange in der Luft lag, zur Entladung.

Der Freislinger, ein Schüler einfacher Herkunft, dem ein Stipendium den Besuch des Gymnasiums ermöglicht, schleudert in einer Religionsstunde gegen den kahlen Schädel des Depp eine Papierkugel. Der Depp schreit die Klasse an: „Bestien!" und verläßt jählings das Zimmer, ohne Hut, Mantel und Mappe in den Regen hinauslaufend. Dies gibt den Jungen den ersten Anstoß, sich zu fragen, was es mit diesem Lehrer auf sich hat, weshalb sie ihn grundlos quälen, ob sie ihm nicht Unrecht tun. Der Umschwung beginnt, die Schüler, unter Anführung ihres Primus, des Stadler, eines klugen, anständigen, doch verschlossenen Menschen, unterlassen die Dummheiten, ohne aber zunächst ihrem Lehrer selbst dadurch näherzukommen.

In der Seele des Schülers Leitenberger lassen die Geschehnisse ihre Spuren zurück. Er, der bis dahin lebte, ohne viel über sich und andere nachzudenken, beginnt zu erwachen. Er gewinnt — zum erstenmal in seinem Leben — im Stadler einen Freund, zwar langsam nur und unter Schmerzen, doch dann um so fester. Er erlebt eine Erschütterung seines Wesens, seiner bis dahin scheinbar vorhandenen Sicherheit, indem er sich — buchstäblich — im Spiegel erblickt und zum erstenmal in sein Ich schaut. Jetzt werden ihm die Augen für die nicht an der Oberfläche liegenden Dinge geöffnet, auch die Natur tut sich ihm auf.

Einmal begegnet er bei einer Winterwanderung dem Depp im Walde; ihr gegenseitiges Erstaunen, sich hier zu finden, löst sich bald in Gespräche auf, in denen der Jüngere davon erzählt, wie er das unsichtbare Leben im Walde spürt, die geheimen Stimmen hört. Er erinnert den Lehrer dabei an eine Stunde, in der dieser über den heiligen Franziskus sprach. Er hatte ihnen damals gesagt: „Es ist zuviel zwischen uns und dem, was von draußen her oder von droben scheint. Der Strahl kam nicht durch! Man war zu taub, zu blind, zu wütig und zu süchtig." Und die Knaben hatten damals, am Ende der Stunde gemeint, zwischen ihrem Lehrer und dem Bild des Franziskus, das er ihnen gezeigt hatte, bestehe eine Ähnlichkeit. Er hatte

ihnen in jener Stunde auch das Wort entgegengehalten: „Qui non diligit, non novit Deum. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt." Sie wußten damals nicht, daß sein Schicksal in diesem Wort ruhe.

Ein weiterer Zwischenfall enthüllt aber denen, die nun sehen gelernt haben, dieses Geschick. Ein aus Vergeßlichkeit nicht ausgerichteter Auftrag des Depp an Leitenberger erschüttert noch einmal das mühsam errichtete Gebäude des langsam reifenden Vertrauens. Der Lehrer, noch immer wieder von Erinnerungen an frühere Zeiten verfolgt, wo er die Zielscheibe des Spottes und der Quälereien der Schüler war, gerät über die für Böswilligkeit gehaltene Vergeßlichkeit bis an die Grenze des Wahnsinns. Er schleudert dem ahnungslosen Jungen die Frage entgegen: „Wissen Sie nicht, was Vertrauen ist, Bindung, Freundschaft, benevolentia — religio?" Der Betroffene weiß nicht aus noch ein, bis Freund Stadler ihm die Fäden entwirrt. Er hat erkannt, daß dem jetzt von ihnen verehrten Manne noch nie etwas Gutes angetan wurde, daß er keinen Glauben und keine Liebe hat. „Er hat keines von beiden. Freilich könnte er zu Hunden sprechen und unter Vögeln. Und vielleicht tut er es auch auf seinen Spaziergängen. Aber sie antworten ihm nicht. Jetzt noch nicht."

So kommen die Jungen auf den Gedanken, daß sie ihrem Lehrer einen Beweis ihrer Zuneigung geben müssen. Sie finden als Dritte im Bunde ein junges Mädchen, das dem Einsamen gelegentlich auf dem Cembalo vorspielt. Am Weihnachtsabend singen die Drei vor seinem Hause und bringen ihm Geschenke: ein selbst komponiertes Lied des Stadler, eine von Leitenberger aus Ton geknetete Madonnenfigur. Der alte Junggeselle fühlt das Eis schmelzen, das sein Inneres umschloß. „Ich hatte gar nichts als nur mich, und zwar mich allein, allein mich, mich und die Einsamkeit."

Die tiefe Erschütterung, die er erleidet, legt sich erst langsam, führt aber den endgültigen Heilungsprozeß herbei. Mit den drei neu gewonnenen Gefährten geht der Junggewordene in den winterlichen Wald, um später sogar mit der Klasse eine Schlittenfahrt zu unternehmen. Der ganze Mensch verwandelt sich. „Jetzt war er die Sonne, von der aus alles Licht kam und auch Wärme." Durch die Vorbereitungen zu einer Puppenaufführung des Faust weiß er die frei gewordenen Kräfte der jungen Menschen aufs neue zu binden und zu einer wirklichen, schöpferischen Gemeinschaft zusammenzufügen. Auch die Freundschaft Stadlers und Leitenbergers wächst durch diese Ereignisse fester zusammen. Vor dem Abitur feiern der Lehrer und seine beiden Schüler Abschied in der Klostermühle, an einem wolkenlosen Sommertag. „Magnificat anima mea Dominum et exsultavit spiritus meus" — gesteht der Alte den Jungen, die Wandlung in seinem Innern damit andeutend. —

Die äußere Handlung dieses ebenso eigenartigen wie bedeutsamen Buches ist gering. Die Vorgänge sind ins Innere verlegt, und ganz auf die Gestalt des Lehrers konzentriert. Hier ist dem Dichter ein wirklicher Wurf gelungen: er hat eine Gestalt geschaffen, die nach Anlage wie Entwicklung nicht in die gewöhnlichen Schablonen paßt, an der aber nichts erdacht oder erkünstelt, die vielmehr voll aus dem Leben genommen ist. Das Buch trägt mit Recht den Titel „Der Lehrer", denn die erzieherischen Kräfte, die von diesem Manne ausgehen, und die so selten in dieser reinen Ausprägung zu finden sind, machen den wirklichen Lehrer aus, der hier — wohlgemerkt — erst selbst einen Läuterungsprozeß durchzumachen hat. Daß dieser Prozeß wechselweise von Lehrer und Schülern ausgeht und ebenso auf beide zurückwirkt, ist eine der vielen psychologischen Erkenntnisse, an denen dieses schöne Buch so reich ist.

Im Leide

Von Ingeborg Teßlaff-Mößner

Begrabe deinen Stolz und fühl dich klein,
Wer groß ist, geht nicht durch die Pforte ein,
Wer groß ist, lebt noch mitten in der Zeit,
Wer groß ist, kann nicht durch die Pforte Leid.

Irene von Gulácsy

Die schwarzen Freier

Von Charlotte Reinke

Man schreibt das Jahr 1500. Schwarze Fahnen wehen über Ungarn, dem Wall der Christenheit im Osten. Nach dem Tode des Königs Matthias Corvinus hat der übermütige, reiche ungarische Hochadel den Böhmenherrscher Wladislav auf den Thron gesetzt. Der stört sie nicht, Wladislav dobre, wie man ihn spöttisch nennt, weil er zu allem „gut, gut, dobre" sagt. Alt, krank und müde verzehrt er sein schwaches Lebensflämmchen in der Liebe zu Anna von Candale, seiner zweiten Frau, der sanften, braunäugigen französischen Prinzessin. Die Staatskasse ist leer, der Adel verweigert die Gefolgschaft, der Kleinadel steht gegen die Magnaten, die leibeigene Bauernschaft grollt unter unmenschlicher Bedrückung . . . und an der Grenze lauert der Türke!

So sieht es in Ungarn aus, als der „Auerochs von Bihar" Imre Czibak, der als Blutzeuge für Ungarns Freiheit enden soll, sich aufmacht, das Leben zu erobern. Der stämmige, vierschrötige Bursche mit den wilden schwarzen Locken, auf der bescheidenen Burg Palota in Siebenbürgen aufgewachsen, ahnt nichts von dem düsteren Geschick, das auf ihn lauert. Seine unbändige Kraft verlangt nur nach Betätigung, sein einfältig-aufrechtes Gemüt sucht Vorbilder, denen er verehrend dienen kann. Da besucht eines Tages ein junger Ritter die väterliche Burg, desgleichen der sechzehnjährige Imre niemals sah: seine Bewegungen sind eitel Vornehmheit, die Hände weiß wie die eines Jungfräuleins, wie die Saiten einer silbernen Laute klingt seine Stimme, und der blonde Kopf sitzt ihm auf dem Hals, als trüge seine Stirn eine Krone. Es ist sein Vetter Johann von Zápolya, Comes der Zips, Führer der Kleinadelspartei, dem die Magnaten vorwerfen, daß slawisches Blut in ihm rollt. Ihm folgt Imre als „Hofjunker ersten Ranges" auf die reiche Burg in der Zips.

Dort herrscht Hedwig, der „Adler von Teschen", Johanns ehrgeizige Mutter, die Ungarns Krone für den Sohn begehrt. Der Auerochs aus den Sümpfen von Bihar stößt im höfisch-zierlichen Treiben oft hart an, das Verwirrendste aber ist für ihn Johanns junge Schwester Barbara, die gern mit seiner naiven Offenheit spielt, bis aus dem Spiel Ernst, aus der Tändelei Liebe wird. Trotzdem muß Imre in ohnmächtiger Eifersucht zusehen, wie Prinz Siegmund von Polen ihrer blonden Schönheit huldigt. Sie lacht ihn aus:

„Gib acht, du närrischer Junge! Was du hier gesehen, war nicht Liebe! Es ist kein Gefühl, sondern Staatskunst. Ich bin es den Meinen schuldig, daß ich mich nicht ihren Zielen in den Weg stelle. Nicht wahr, wenn ich meinen Namen niederschreibe, kommt auch erst ‚Zápolya' und dann ‚Barbara'. Dieses ‚Zápolya' gehört meiner Sippe."

„Und die Barbara?"

„Du fragst noch?"

„Wenn ich aber beides will?"

Das Mädel beschwichtigte ihn mit kühl-vernünftiger Mütterlichkeit: „Freilich sollst du beides haben, du Auerkälbchen! Aber du mußt erst jemand werden, ein solcher Mann, daß die Staatskunst es wünsche, dir deine Barbara zu geben."

„Schon jetzt gehe ich nicht in der Nachbarschaft mendizieren. Dort sind unsere dreizehn Landgüter."

„Nicht genug, gib acht, Liebster, hier geht es nicht um Landgüter. Du bist ein Tor und ein Kind, und auch ich bin es noch. Lassen wir die Staatskunst schön Staatskunst sein. Bemühe dich, recht bald ein großer Mann zu werden. Das übrige sei meine Sache."

Imre schüttelte den Kopf: „Das ist keine gerade Rede, du Goldblume. Ich werde eure Staatskunst nie verdauen und nie verstehen, nie."

Was nützt Hedwig von Teschen der Reichtum, was nützt Johann die glatte, Anhänger werbende Zunge, wenn in der Ofener Burg die Königin Anna wieder ein Kind, vielleicht den Thronfolger, erwartet? Hedwig schickt eine Giftmischerin an den königlichen Hof. Welcher Zufall spielt Imre die Kenntnis davon zu? Ach, die ehrliche Einfalt hat es schon gelernt, Ränke zu durchschauen. Imre verhindert den Mord, aber zu Johann kann er danach nicht mehr zurück. Als Leutnant unter dem Hauptmann und Freund Paul Tomary in der Grenzfeste Fogaras will er versuchen, zu der Höhe aufzusteigen, auf der Barbara ihn sehen will.

Ludwig von Ungarn wird geboren, Anna stirbt. Die Stephanskrone auf des Kindes Haupt scheint Johanns Ehrgeiz aussichtslos zu machen. Aber hat nicht Hedwig von Teschen noch ein zweites Kind? Zwar wartet Barbara auf Imre, der mit Paul eine Gesandtschaft zu den Türken übernommen hat; aber die kranke Ehrsucht ihrer Familie duckt sich auch ihr Blut. Als der heimgekehrte Imre mit Paul zur Doppelhochzeit rüsten will, findet er Barbara als Braut des Königs Siegmund von Polen. Was schlägt sie dem Tobenden vor? Folgen soll er ihr an den Hof von Krakau, der Günstling der Königin wäre oft mächtiger als der König selbst! Imre geht. „Der Auerochs, der Auerochs", gellt es hinter ihm her.

Schwarze Freier des Schicksals finde es, Imre und Paul. Pauls Braut verbrennt am Hochzeitstage. Imre vergräbt sich in der Einsamkeit von Palota, und langsam nur gelingt es der fröhlichen Nachbarin Cilike, ihn für ihre Arbeit zu gewinnen. Mit Krankenpflege, Hospitälern und Siechenhäusern versucht sie dem Elend der Leibeigenen zu steuern. Ein winziges Licht in finsterer Nacht! Sensen und Äxte erheben die Bauern gegen ihre Peiniger, der Kuruzenaufstand bricht los und treibt Imre von Cilikes Seite in das belagerte Várad. Sie war ihm sowieso nicht bestimmt, als Gattin seines jüngeren Bruders Peter zieht sie in Palota ein.

Várad fällt. Versengte Häuser, zertrampelte Blumengärtlein, Schmutz und Untergang ist das Ende der stolzen Stadt. Johann Zápolya kommt zum Entsatz zu spät, aber früh genug zu krankhaft-grousamer Rache. Was haben die Jahre aus dem schönen Jüngling gemacht? Die gesenkten Mundwinkel verschweigen verdrängte Qual, unstet sind die bewunderten blauen Augen geworden, und die schmale Hand zittert unaufhörlich. Dieser Entartete darf nicht mehr die Hand nach Ungarns Krone ausstrecken. Des Volkes Hoffnung ist allein der verwaiste Knabe Ludwig, ihm werden fortan Imre und Paul dienen.

Hunderttausend Menschen, hunderttausend Ungarn, gingen im Kuruzenaufstand unter. Welches Heer wäre das gewesen, hätte es nicht der Strom des Hasses, sondern der Begeisterung getragen? Ob so viel Kraft nicht genügt hätte, die Faust des Fatums festzuhalten, die sich aus dem Osten langsam dem sündigen Volk entgegenstreckte, den Menschen, die einander betrübten und zerfleischten, während der Türke zu Ungarns Untergang rüstete?

Ein Fehler, ein verhängnisvoller Fehler war auch der Beschluß, der dem Bauern nach dem wilden, urtümlichen Auflodern des gequälten Lebens ein noch stechenderes Joch und noch schwerere Last auf den Rücken lud.

Bisher hatten einander nur Magnaten und Kleinadel gehaßt. Jetzt kam als Dritter der Bauer hinzu, der neun Zehntel des ungarischen Volkes ausmachte und die beiden andern maßlos haßte.

Immer wieder reißt Imre eine dunkle Macht von der Seite dessen, dem er in Treue dienen möchte. Als Auszeichnung wird ihm der Auftrag, den Rebellen Johann Zápolya unschädlich zu machen. Er findet den einstigen Freund zwischen — zwei Bahren. Barbara, Königin von Polen, wurde im Kindbett vergiftet, Hedwig warf ihr sündiges Leben selbst von sich. Dem Geschlagenen vermag der Starke nichts anzutun, sich selbst aber verbannt er als Buße für die nichterfüllte Pflicht in das Kloster zu Gran.

In seinen künstlichen Frieden hinein gellt Ungarns Not. Der junge König Ludwig, nunmehr mit Maria von Habsburg schon vermählt, zu Ausschweifung und Laster verführt, gleicht mit zwanzig Jahren einem weißhaarigen, zitternden Greis. Der Adel hadert um Vorrechte, während kein Geld vorhanden ist, die Grenzfestungen gegen den Türken zu schützen. Belgrad fällt. Imre, seines Klostereides entbunden, zieht als „Bischof von Várad" zu Ludwig. Für einen Augenblick besinnt sich der König auf seine hohe Aufgabe, er zieht den Türken entgegen zu der Schlacht bei Mohács, um dort in Ungarns Sterbestunde zu fallen.

Achtundzwanzigtausend Helden, die Leben und Tod gleichermaßen auf die leichte Achsel nahmen, Büßer für die Vergangenheit und Dürstende der Zukunft, Herren im Blut und Fürsten ihres Landes: sie ritten zum Sturm auf der Ebene von Mohács, die schwarzen Freier Pannoniens . . .

„Jesus! Jesus! Jesus!"

An der Spitze der silberne Reiter. Sein Panzer mit Königskronen geziert. Die Qualen waren vergessen, das sündige Gewand des Gestern weit fortgeschleudert, jede flatternde Sehnsucht, jeder eitle Traum bestattet. Er hatte sich aus den goldenen Fäden gelöst, und so flog er voran, Ludovicus, König der Ungarn.

Das Volk des heiligen Stephan wußte nicht zu leben, wußte aber zu sterben, auf den Lippen das wiedergefundene Wort:

„Jesus!"

Was soll aus Ungarn werden? Der Bischof von Várad, der Auerochs, dessen dichtes schwarzes Haar schon silberne Fäden durchziehen, grübelt. Johann Zápolya besitzt das einzige Heer in Ungarn, das sich jetzt noch den Türken entgegenstellen könnte. Und wurde nicht auch er als Ungar geschaffen? Die Not der Stunde erzwingt Vergessen vergangener Sünden, mag Johann die Krone, Ludwigs toter Hand entglitten, aufheben.

Seltsame Pläne entwickelt der neue König. Nicht weiteren Kampf gegen die Heiden, ein starkes türkisches Bündnis erstrebt er, gegen Europa! Der Imre Czisak versteht diese krausen Gedanken so wenig, wie er einst Barbara verstand, aber er will dienen, wenn es dem Aufbau gilt. Aufbau? Der ewige Hader will nicht enden. Die Magnaten ziehen Ferdinand von Habsburg, als Gemahl von Wladislavs Tochter Anna erbberechtigt, dem „Slawen" Zápolya vor. Plötzlich gibt es gar zwei Könige in Ungarn! Johann zagt vor jeder Tat zurück. „König Katharina" nennt ihn die Spottdrossel. Er verbündet sich wirklich auf eine Art mit den Türken, die dem Bischof von Várad die Schamröte ins Gesicht jagt. Soliman zieht durch die Steiermark nach Wien.

Die Lage verwirrt sich noch mehr, als sich im Süden Jowan Tscherni von den eingewanderten Serben und Rumänen zum „schwarzen Zaren" ausrufen läßt. Tragische Komödie: zwei Könige Ungarns, Ferdinand und Johann, buhlen um seine Gunst. Ferdinand bietet mehr. Zu spät will Johann sich Tschernis Raubzug entgegenstemmen, da gelingt es Imre, jetzt schon Woiwode von Siebenbürgen, den dort einfallenden schwarzen Zaren zu vernichten. „König Katharina" dankt ihm schlecht. Immer abhängiger von den Türken läßt er sich von dem Sultan dessen Günstling, den geschmeidigen, schlauen Venezianer Gritti, als Reichsverweser aufzwingen.

Gritti läßt Johanns Anhänger wegen angeblicher Verfehlungen hinrichten — bis auf einen: den Woiwoden von Siebenbürgen. So weit reicht seine Macht noch nicht. Der König weint, machtlos und schwach, und Gritti, vom Sultan unterstützt, trachtet seinerseits nach der Krone, mag Johann dann in türkischen Kerkern verschwinden, mag Ferdinand den besetzten Teil Ungarns behalten, über den Rest wird Gritti herrschen.

Nichts steht ihm mehr im Wege als Imre Czisak, der immer knurrende, murrende, doch immer majestätisch kraftvolle, nur gerade Wege gehende Auerochs. Er erkennt als einziger die Gefahr, die vom Venezianer droht. Auf die Kunde hin, daß Gritti mit Heeresmacht sich nach Siebenbürgen wendet, ruft er zum Widerstand auf. In Felmér wollen sie sich treffen. Alle sagen zu — keiner kommt! Wieder einmal sind Sonderinteressen, Vorsicht, eigener Ehrgeiz mächtiger als die Rücksicht auf das gemeinsame Wohl. In der Einsamkeit von Felmér, auf Grittis Mörderscharen wartend, erkennt der Bischof von Várad seine Berufung:

Er war nicht dazu geboren, auf den Knien, in berauschtem Taumel, eine Geliebte zu wiegen! Nicht dazu ausgesandt, dieses sein großes, hallendes, dröhnendes Leben in den Tellern kleiner Kinder zu winzigen Bissen aufzuteilen! Er wurde nicht darum ausgeschickt, daß er der gesetzlichen Entwicklung der Menschenrechte vorgreife, daß er inmitten der hochgehenden Wellen der ständischen Ordnung ein Kartenhaus erbaue! Er war nicht zum Bauernbefreier geboren, nicht zur Königsamme, nicht zum tausend und ersten Bewohner der Massengräber, auch nicht zum Blindenführer, sondern zum weitleuchtenden Signalbaum, zum Abendstern Siebenbürgens.

Er erwartet Grittis Abgesandte, er fällt ganz allein gegen ihre Übermacht, wie eine Märchenerscheinung begraben unter den schweren purpurnen Falten seines über ihm zusammenbrechenden Zeltes.

Sein Tod wird ein Fanal! Endlich erhebt sich Siebenbürgen vereint, ihn zu rächen. Gritti, der Usurpator, fällt unter der Hand der Schinderknechte und zahlt das Blutgeld für seinen trunkenen Traum. Ungarn rächte sich für den Tod des Woiwoden von Siebenbürgen, Imre Czisak

بسم الله الرحمن الرحيم

Reisen aus Persien in Indien A:1688

Anfang von Kaempfers Tagebuch seiner Reise von Persien nach Indien
Aus Meier-Lemgo, „Engelbert Kaempfer"

Engelbert Kaempfer / Der erste deutsche Forschungsreisende

Von Otto Heuschele

Wir haben bereits früher in den „Weltstimmen" bei der Besprechung des Werkes von Thielen: „Der Medicus Engelbert Kaempfer entdeckt das unterhimmlische Reich" auf diesen lange verkannten und vergessenen deutschen Forschungsreisenden hingewiesen. Hat jenes Werk den eigenartigen und genialen Mann in romanhafter Verklärung dargestellt, so liegt nun die erste umfassende deutsche Biographie vor, Karl Meier-Lemgo „Engelbert Kaempfer" / Der erste deutsche Forschungsreisende (Strecker und Schröder Verlag, Stuttgart, 212 S., RM 5.—). Wir heben diesmal die Abschnitte heraus, die vor seinem schon früher geschilderten Aufenthalt in Japan liegen (Jahrgang 1937, S. 66 ff.).

Am 16. September 1651 wird Engelbert Kaempfer als Sohn eines Pastors in Lemgo geboren. Seine früheste Jugend steht noch unter dem Eindruck erschütternder Hexenprozesse. Die Erinnerung daran kehrt noch in den späteren Aufzeichnungen des Forschers wieder. Früh bereitet sich Engelbert auf seinen künftigen Beruf vor. Er studiert alle damaligen Wissensdisziplinen, die Naturwissenschaften so gründlich wie die Geisteswissenschaften. Schon während der bis zu seinem dreißigsten Jahre dauernden Studienzeit bereiste er den Osten, Danzig, Königsberg, Thorn, Elbing und Krakau sind Städte, die der junge Gelehrte berührte. Mit dem Jahre 1681 aber beginnt die eigentliche Reiseepoche. Er wendet sich zunächst nach Schweden. Durch seine Beziehungen zu politisch einflußreichen Persönlichkeiten gelingt es ihm, als Sekretär einer schwedischen Gesandtschaft angegliedert zu werden, die die östlichen Länder bereisen soll, um festzustellen, wie weit zu ihnen Handelsbeziehungen angeknüpft werden können. Über die Alandsinseln und Finnland geht die Fahrt hinein nach Rußland, das damals noch ein barbarisches halbasiatisches Reich war. Am Zarenhof werden die Reisenden von Iwan und dem damals erst elfjährigen Peter, der später „Der Große" heißen wird, empfangen. Der letztere macht auf Kaempfer einen sehr starken Eindruck. Zu Schiff fährt die Gesandtschaft dann von Moskau nach Astrachan und von da über das Kaspische Meer nach Persien.

In Baku, wo Kaempfer als erster Europäer die Naphtha-Quellen zu sehen bekam, hatte er ein Abenteuer, das gefährlich hätte enden können, zu bestehen. Es folgte ihnen, als sie über den Markt in Baku schritten, eine große Menschenmenge, die sie für Spione hielt und in ihnen Vorboten späterer Eroberer sah. Die Menge drohte das Haus, in dem Kaempfer mit seinen Begleitern Zuflucht gesucht hatte, zu zerbrechen. Der Gouverneur der Stadt kündet ihnen an, daß sie bis zu einem Verhör am folgenden Tag bewacht werden müssen.

Als der Morgen dämmerte, eile ich in Mantel und Mütze meines Reitknechts hinaus, durchspähe den noch unbekannten Teil der Stadt, die Mauern, den Hafen, die Gotteshäuser, auch den Vorhof der

Gouverneurwohnung. Inzwischen packen meine Begleiter, ehe der Wächter wiederkommt, ihren Kram zusammen und verlassen Herberge und Stadt auf dem Wege, der zur Halbinsel führt. Ich selber folge zu Fuß und treffe meine Gefährten weit außerhalb des Tores.

Dann mache ich eine Zeichnung der Stadt und reite fort.

Von Baku ging die Reise nach Isfahan, der Hauptstadt Persiens, weiter, wo am Hofe Schah Solimans ein großer Empfang stattfand; von den ausführlichen Aufzeichnungen Kaempfers geben wir hier eine besonders hübsche und kennzeichnende Schilderung wieder:

In Gegenwart der Gesandten würdigte der Schah alles ohne Ausnahme mit freundlicher Miene. Nach der Audienz aber prüfte er alles genau, lobte auch wohl die sorgfältige Arbeit, wählte aber nur die aus Gold verfertigten Dinge wegen des Metallwerts aus und behielt sie in seiner Wohnung. Der Unterhändler des Allerchristlichsten Königs, François Piquet, Bischof von Babylon und päpstlicher Legat, brachte ein wundervolles Kunstwerk mit, das Lauf und Bewegung der Gestirne nach der kopernikanischen Auffassung — die im Orient bislang noch unbekannt ist — darstellte. Ohne für das Ungewöhnliche und die Kunst der Arbeit ein Wort der Bewunderung zu finden, fragte der Schah zuallererst, ob es aus massivem Golde gearbeitet sei, als ob das allein den Dingen ihren Wert gäbe. Als er vernahm, es sei aus geringerem Metalle, erkundigte er sich bei seinen Magiern nach ihrem Urteil über die Grundlagen des Uhrwerks. Sie antworteten spöttisch, Kopernikus sei im Irrtum, denn jeder sehe doch, daß die Sonne täglich auf- und untergehe und die Erde feststehe. Auf der Stelle wurde auf Befehl des Schahs jenes ganz eigenartige und unvergleichliche Kunstwerk fortgeschafft und in einem alten Kastell der Stadt, Kalai berruf genannt, d. h. Burg des Segens — untergebracht, das als Waffen- und Rumpelkammer dient. Hier liegen seit Jahrhunderten die Geschenke der Gesandten, sicherlich die ausgezeichnetsten und seltensten Werke, verstaubt, verrostet und von Würmern zerfressen. Niemand sieht und benutzt sie.

Hier in Isfahan aber entschied sich jetzt auch Engelbert Kaempfers Zukunft, scheinbar durch eine Kette von Zufällen, in Wahrheit aber wohl durch eine schicksalsmäßige Notwendigkeit. Hatte er schon immer mit dem Gedanken gespielt, über Persien weiter in unbekanntes Land vorzudringen, so sollte dieser Gedanke jetzt Wirklichkeit werden. Die schwedische Gesandtschaft hatte ihre Entlassung bekommen, und verschiedene Versuche, sich eine neue Stellung zu schaffen, scheiterten. Briefe und Hilferufe an Freunde und Bekannte, die uns aus jenen Tagen erhalten sind, zeugen von einer großen Verzweiflung. Da aber stellte ihn die Holländisch-Ostindische Kompanie als Ober-Chirurgus in ihre Dienste. Mit ihr setzte er seine Reise nach Osten fort. Von Isfahan fuhr er zunächst nach Schiras, der Stadt der Rosen und der Dichter, und von hier zum Persischen Golf und in die Hölle von Bender-Abbas, wo er schwerste Erschütterungen seiner Gesundheit zu erleiden hatte. Er mußte eine Hochgebirgsreise nach Bugun unternehmen, um sein Leben zu retten. Endlich konnte er am 30. Juni 1688 mit dem Schiffe „Copelle" nach Arabien und Indien ausfahren. Nach Umseglung der Küste Vorderindiens gelangte Kaempfer im Oktober 1689 nach Java, dem „Paradies der Händler und Botaniker". Groß war die Ausbeute, die der Aufenthalt in Java besonders in botanischer Hinsicht brachte. Aber auch hier ist ihm das Schicksal wenig hold. Ein böswilliger Rivale zerschlug ihm alle Pläne und machte ihm den Aufenthalt in Java unerfreulich.

Siam war das nächste Ziel der Reise. Von hier aber ging es weiter nach dem Lande, dessen erster europäischer Entdecker Engelbert Kaempfer werden sollte — nach Japan. Zunächst ließ Kaempfer sich auf der japanischen Insel Deshima nieder, die den Holländern als Wohnort zugewiesen war. Sie befanden sich auf dieser Insel in einer Art Haft, mindestens aber unter einer sehr strengen Überwachung. Trotzdem gelang es Kaempfer während der fünf Monate, die er hier verbrachte, eine Fülle von Aufzeichnungen, Zeichnungen und Skizzen über seine Erlebnisse, Forschungen und Beobachtungen niederzulegen. Gleichwohl war es für ihn eine große Erlösung, als er am 13. Februar 1691, wenn auch wiederum unter strenger Bewachung, die Reise an den Hof des Shögun zu Jedo antreten durfte. Die Aufzeichnungen über diese Reise und über die Audienz vor dem Shögun bilden den Hauptteil seines außerordentlich inhaltreichen Japanbuches. Wir staunen heute noch, wieviel dieser Mann trotz stärkster Behinderung beobachten, erforschen und in der Niederschrift festhalten konnte.

Am 31. Oktober 1692 verließ Kaempfer Japan, um nun so rasch als möglich wieder in die Heimat zu kommen. Zehn Jahre und einige

Monate waren vergangen, seitdem er die große Reise in den Osten angetreten hatte; wahrscheinlich hatte er nie daran gedacht, daß er so lange von der Heimat fernbleiben würde. Anfang April 1694 fuhr er in die Heimat nach Lemgo zurück, wo er die Stelle eines Leib- und Hofmedicus erhielt. Aber auch seine späteren Lebensjahre in der Heimat bleiben von Düsternis, Sorge und Elend erfüllt. Eine unglückliche Ehe verdunkelte seine Tage und führte schließlich zur Scheidung. Ein Brief an einen nahen Freund möge für Kaempfers Lebensstimmung in dieser Zeit sprechen:

Ich lebe hier auf dem Lande, ehelos, allein und doch niemals allein, noch müßig. Freunde kommen, Gäste, Kranke. Diese Windbeutel werden mir lästig, wenn sie meine Schätze anstaunen und mir meine Zeit stehlen. Nirgendwo lebt man so. Ruhe hat der Mensch doch erst, wenn er zu leben aufgehört hat . . . Hätte ich nur etwas zur Hand, liebster Daniel, was ich Dir als Zeichen meiner Liebe schicken könnte. Nichts bringt meine Heimat hervor als Schinken und Würste. Aber das alles habt Ihr ja bei Euch viel besser. Dieser Bezirk ist der äußerste Westfalens, und er ist ebenso berühmt durch die Vortrefflichkeit seiner Schweine wie durch seiner Einwohner athletische Gestalt und Kraft. Wenn diese hier käuflich wäre, würde ich sie Dir schicken um jeden Preis, damit Deiner und Deiner Mutter Krankheit abgeholfen würde. Freilich bin ich auch selbst nicht sehr herkulisch, daß ich diese körperlichen Vorzüge an Euch verschenken könnte, anstatt sie mir zu wünschen.

Die größte Sorge jedoch bereitete ihm die Frage, wie es ermöglicht werden könnte, „seinem Lebenswerk zum Leben" zu verhelfen, wie diese Überfülle an Erforschtem und Geschautem, an Entdecktem und Erkanntem der Welt und den Menschen dargebracht werden könnte. Vier große Werke liegen fertig vor und werden immer wieder den Verlegern angeboten, aber keiner wagt es, diese umfangreichen Bände zu drucken, und so erscheint nur ein einziges Werk zu Kaempfers Lebzeiten. Die ganze übrige große Lebensarbeit aber bleibt im Verborgenen, und als Engelbert Kaempfer am 2. November 1716 stirbt, wissen nur ganz wenige, welch ein bedeutsames Leben hier erloschen ist. Eine Kette von guten Fügungen aber hat uns den größten Teil des Nachlasses, Manuskripte, Tagebücher, Briefe, Aufzeichnungen usw. erhalten. Sie sind freilich fast alle in den Besitz des Britischen Museums in London gelangt. Durch die zwei Jahrhunderte, die seit dem Tode Engelbert Kaempfers verflossen sind, haben immer wieder einzelne die Bedeutung des außerordentlichen Mannes erkannt; erst in unserer Zeit aber, so scheint es, soll er Allgemeinbesitz des Volksbewußtseins werden. Dazu aber kann dieses Buch in besonderem Maße beitragen, denn es benützt in weitem Umfange Engelbert Kaempfers Aufzeichnungen und Niederschriften.

Ein Volksroman aus Finnland

Von Kurt Müno

Der finnische Dichter Karhumäki ist in seiner Heimat durch einige erfolgreiche Romane und Novellen bekanntgeworden. Wir Deutschen lernten seinen Namen zum erstenmal kennen, als er beim Kunstwettbewerb der Olympischen Spiele in Berlin die Goldmedaille für seinen Roman „Yrjö der Läufer" (Keil Verlag, Berlin) erhielt, der jetzt in deutscher Übersetzung vorliegt. Das Land Nurmis schenkt uns damit den Roman eines Läufers, der durch den Reichtum seiner Schilderungen und durch seine glänzende Landschaftsdarstellung zu einem Volksroman aus dem Finnland von heute geworden ist.

Dem jungen Yrjö Niemelä ist das Leben auf dem Bauernhof seines Stiefvaters zu eng geworden. Sein stürmisches Blut verlangt in die Weite, nach neuem Erleben. Helsinki, die große Stadt, winkt mit unbekannten Wundern, die seine Vorstellungswelt beleben. Seine Wünsche verdichten sich zum Entschluß: eines Morgens verläßt er in aller Heimlichkeit die Heimat, fest entschlossen, in der Fremde sein Glück zu machen. Möchte ihm auch jeder Stein am Wege, jede Föhre zurufen: blieb hier — der Drang in die Ferne besiegte das aufkeimende Heimweh. Auch eine kurze, glückliche Bekanntschaft mit dem Mädchen Elsa vom Hof Rantala, wo er zu einer Nachtruhe einkehrt, vermag seinen Sinn nicht zu ändern.

Das Wunder der großen Stadt wird zur Enttäuschung. Rasch schmilzt die kleine Barschaft zusammen. Die Anzeigenseiten der Zeitungen sprechen von der Not der Zeit: Hundert Mark für eine Lagerverwalterstelle! Ein gebrauchsfähiges Auto für einen Chauffeurposten! Schwe-

ren Herzens beschließt Nyrö, sein letztes Geld zu opfern und es für die Vermittlung eines Arbeitspostens anzubieten. Da er ein unerfahrener Bauernbursch ist, fällt er dabei einem Alkoholschmuggler in die Hände, der ihn um sein letztes Geld betrügt.

Tage voller Hunger folgten, dazwischen brachte ihm einmal eine Gelegenheitsarbeit eine Mark ein, für die Nächte suchte er sich einen Platz im Obdachlosenasyl.

Schlimmstenfalls lebte er einen ganzen Tag von einem Teller Haferbrei, der nur fünfzehn Pfennig kostete. Wenn es ganz arg kam, ging es selbst ohne dies; aber die zwanzig Pfennig Schlafgeld für das Nachtquartier mußten beschafft werden, und wenn man sie aus den Pflasterfteinen kratzen müßte . . .

Aber auch das Schlimmste geht vorüber, wenn man nur ein pfiffiger Junge ist und den unbedingten Willen hat, vor dem Leben nicht zu kapitulieren. Was tut es, wenn ein kleiner Schwindel dabei ist. Nyrö bringt zu dem Direktor einer großen Handelsfirma vor, bei dem er sich als sein „Neffe vom Lande" melden läßt. Der Direktor durchschaut natürlich sofort den Schwindel, aber er findet Gefallen an dem frischen, draufgängerischen Jungen und stellt ihn in seiner Firma ein. Die erste Stufe auf der sozialen Leiter ist erklommen.

Nun sieht er das Leben in der großen Stadt von einer neuen Seite. Im Geschäft ist er tüchtig und gewinnt bald das Wohlwollen seiner Vorgesetzten. Auch bei den Kameraden ist er wohlangesehen, denn er ist gefällig und freundlich. Wohnung bekommt er bei dem Chauffeur Werneri, der vor kurzem eine Tochter, Studentin der Mathematik, durch den Tod verloren hat. Das Ehepaar lernt ihn bald wie einen eigenen Sohn lieben. In der sicheren Umgebung dieser Familie regt sich seine Lernbegierde, sein Drang, vorwärts zu kommen. Er beginnt, auf eigene Faust Studien zu treiben, besucht Abendschulen und besteht später seine Aufnahmeprüfung für die Mittelschule.

Im ersten Urlaub besucht er seinen Stiefvater und das Gut Niemelä. Nun, man hat ihm sein Ausreißen verziehen, da er bewiesen hat, daß er sich draußen in der Welt durchsetzen konnte. Wie, achtzig Mark verdient er im Monat? Da kann man ihn ja beneiden. Der geizige Stiefvater, auf dessen Hof bares Geld selten ist, beginnt, Hochachtung vor Nyrö zu empfinden. Dem Jungen wird es schwer, wieder in die Stadt zurückzukehren, es hätte nur eines Wortes bedurft, und er wäre geblieben. Aber vergeblich wartet er auf dieses eine Wort.

Schon dampft der Zug auf den Bahnsteig. Nyrö nimmt schnell Abschied und steigt in den Eisenbahnwagen. Aber dort auf dem stillen Bahnsteig bleibt der zusammengeschrumpfte Stiefvater zurück, greift verlegen nach seinen wenigen Barthaaren und steht da wie eine leere Vogelscheuche, allein und verlassen. Eine Welle von Weh und Mitleid strömt aus dem Herzen des Jungen zu dem alten, kinderlosen Mann hinüber. Nyrö möchte aus dem fahrenden Zug springen und ihm zurufen: „Vater, höre, wir wollen nach Niemelä zurückkehren, beide zusammen!" Es ist zu spät. Die Räder singen schon ihr eisernes Abschiedslied: Weit fort . . . weit fort . . . fort . . .

Schwer ist der Kampf gegen das Heimweh. Nyrö rettet sich in seine Studien. Der gute Werneri nörgelt darüber, denn „ein Führerschein wäre nach seiner Meinung nützlicher als das ganze Mittelschulexamen". Doch Nyrö läßt sich nicht beirren. Manchmal ging er auf die Eisbahn, mit Kirsti zusammen, die als Kassiererin in dem gleichen Geschäft wie er arbeitete. Natürlich schwärmte er das junge Mädchen an, denn ein junger Mensch in seinem Alter muß etwas zum Schwärmen haben, bis es eines Tages plötzlich aus ist und Kirsti sich mit dem alten Magister Perälä verlobte. Das traf ihn tief, denn er wußte damals noch nicht, daß es gerade seine schüchterne Zurückhaltung gewesen war, die Kirsti von seiner Seite getrieben hatte. Nun wanderte er oft allein in den Wäldern der Umgebung, manchmal zwanzig, dreißig Kilometer an einem Sonntag, und dachte über die großen und kleinen Fragen des Lebens nach.

Nach jedem dieser Läufe wurde das Gefühl der körperlichen und seelischen Befreiung immer stärker. Vielleicht sollte er ein Läufer werden, ein Held der Kampfbahn? Dann hätte das Leben ein Ziel. Was waren im Grunde genommen die Mädchen? Bunte Luftballons! Von außen hübsch anzusehen, aber innen leer!

So trainierte er den Sommer für sich, und als er zum Militärdienst eingezogen wurde, war er schon so gut in Form, daß er beim großen Armeewettlauf den dritten Platz belegen konnte. Das scheint ihm ein Wink des Schicksals zu sein. Und als er kurz nach seiner Militärzeit bei einem Fünftausendmeter-Wettbewerb den zweiten Platz erobert, da scheint ihm die sportliche Laufbahn offen zu stehen.

Er wird in Sportkreisen als angehende Berühmtheit gefeiert. Der junge Ruhm bringt ihn

in mancherlei Gesellschaft, die nicht immer die beste ist. Nach einer fröhlich durchzechten Nacht stößt Nrjö, der den Wagen eines Bekannten steuert, mit einer Droschke zusammen, die er völlig in Trümmer fährt. Das ruft ihn zur Besinnung. Den Schaden macht er wieder gut; aber er erkennt jetzt klar, daß er auf dem Wege ist, sich an die Stadt zu verlieren. Mancherlei Stellungen stehen der angehenden Sportgröße offen, aber er weiß, daß dies nicht sein Weg ist, daß er die Stadt verlassen muß. Wieder umfängt ihn das weite Land.

Nrjö setzte sich und holte aus seiner Tasche einige Butterbrote hervor. Das Brot war erst gestern gebacken und zerbröckelte unter seinen Händen. Die Bäuerin des Hofes, wo er auf einige Zeit als Holzfäller geblieben war, hatte ihm diese Wegzehrung eingepackt. Das Brot duftete nach Darre und Feld, sogar den kiefernen Backtisch konnte man herausriechen. In dem Brot, das man in der Stadt in den Läden und Speisehäusern bekam, war nichts davon zu spüren.

Der Weg führte ihn nach Salojärwi, wo er auf seiner ersten Wanderung in die Stadt die Begegnung mit dem Mädchen Elsa gehabt hatte. Ob sie noch an ihn denken würde? Ob sie überhaupt noch in ihrem Vaterhaus lebte oder unter den Lebenden weilte? Denn neunmal hatte der See seine Eisdecke abgeworfen seit jener Begegnung. Als ein Wanderbursch stand er nun wieder am Zaun des Gehöftes.

Die Großmutter, die er noch von seiner ersten Begegnung kannte, blickte ihm mißtrauisch entgegen. Was hatte der Wanderbursch im Sinn, daß er, ohne zu fragen, die Arbeit angriff? Eine junge Frau arbeitete auf der entgegengesetzten Seite des Feldes, ganz unten am Rande der Strandwiese. Er blickte ihr ins Gesicht:

Es war wieder das Pilzmädchen! Im ersten Augenblick erkannten sie sich wieder, alle beide! Das Mädchen sah ihn an wie ein verwundetes Wild. Zwischen ihnen lagen nur ein paar Meter grünes Rübenland. Sie hätten jetzt einander den halben Weg entgegengehen können, aber keiner von ihnen tat eine Schritt . . .

Nrjö blieb auf dem Hof wie selbstverständlich, trotz aller Feindseligkeiten der Großmutter gegen den Fremden; er tat die Arbeit, als wäre der Hof sein eigen. Nach Tagen erfuhr er das Unglück, das über das Mädchen hereingebrochen war. Sie hatte sich mit einem fremden Knecht vergessen, der Bursche war verschwunden, aber das Kind war geblieben.

Es hält Nrjö wie mit eisernen Fesseln auf dem Hof, obgleich er mit Elsa kaum ein paar Worte spricht. Überall ist er dabei, wo es Hand anzulegen gilt. Er repariert den Radioapparat, er weiß Vorschläge zu Verbesserung des Landes zu machen, ja, er baut einen Windmotor, mit dessen Hilfe das Wasser bis auf den Hof geleitet werden kann. Durch sein stilles, hilfreiches Wesen gewinnt er sogar das Herz der Großmutter. Mit Matthi, Elsas Sohn, freundet er sich an. Aber Elsa schweigt, wenn er in ihre Nähe kommt. Warum bleibt er trotzdem? Wartet nicht das Gut Niemelä auf seine Hilfe, hatte nicht der Stiefvater geschrieben, er solle kommen, da er sich alt und müde fühle? Um die seelische Unausgeglichenheit loszuwerden, beginnt er wieder seine Waldläufe. Von Tag zu Tag fühlt er, wie er besser in Form kommt. Er ist inzwischen ein selbstverständlicher Hausgenosse des kleinen Hofes geworden, nimmt an den Freuden und Leiden der alten Leute teil, aber schließlich vermag er die seelische Spannung nicht mehr zu ertragen. Um über sich selbst Klarheit zu gewinnen, schnallt er die Schneeschuhe an und geht auf eine lange Fahrt nach dem Norden. Dort macht er eine harte Schule der körperlichen Ertüchtigung durch. Auf einem Bauernhof, auf dem er eines Abends einkehrt, hört er einen Rundfunkvortrag über die Zusammensetzung der Nationalmannschaft zu den Olympischen Spielen des kommenden Sommers.

Man merkt, daß der Vortragende sein Gebiet genau kennt. Die Aussichten der Nationalmannschaft sind nach seiner Meinung nicht so vielversprechend, wie man auf Grund früherer Leistungen erwarten durfte. In der Front stehen zwar mehrere gute Läufer, aber kaum einer ist sicherer Sieger . . . Ganz am Ende nennt er auch den Namen Nrjö Niemelä, einen Läufer, der vor ein paar Jahren glänzend anfing und von dem man viel erwartet hatte. Aber er war eine Hoffnung geblieben, sie erlosch, und kam für die Wettbewerbe des kommenden Sommers kaum noch in Frage.

Da reißt es ihn zusammen, er weiß nun seinen Weg. In einem Gewaltmarsch kehrt er nach Salojärwi zurück. Das Mädchen ist die erste, die ihm entgegentritt.

„Ich — ich bin zurückgekommen!"

„Wir — ich habe dich erwartet."

Auf den Ausscheidungskämpfen in Helsinki belegt er den ersten Platz, denn er weiß, daß weit hinten im Wald ein Mädchen darauf wartet, ihn als Sieger zu begrüßen.

Franz Schauwecker

Thecumseh / Erhebung der Prärie

Von Hans Härlin

Um die geschichtliche Gestalt des großen Indianerführers Thecumseh rankt sich ein beachtliches Schrifttum deutscher und englischer Sprache. Sein reines, starkes Wollen, der Hochsinn und Edelmut, mit denen er seinen glühenden Haß gegen die weißen Eindringlinge in die Tat umsetzte, seine ungewöhnliche Begabung zum Staatsmann und Heerführer und nicht zuletzt sein Heldentod in der Schlacht sprechen in gleicher Weise zur Phantasie des jungen wie des reifen Menschen.

Franz Schauwecker versetzt sich mit aller Kraft seiner dichterischen Phantasie in die Seele des Indianers und in die Geschichte der nordamerikanischen Stämme, und so beginnt er mit ihrer gemeinsamen Schöpfungssage. Als der Weltschöpfer Manitu alle Steine, Pflanzen, Bäume und Tiere geschaffen hatte, betrachtete er die Insel Amerika und sann darüber nach, ob sie vollkommen sei. Etwas schien ihm noch zu fehlen. Da formte er aus dem roten Stein, der unter dem Präriegras verborgen war, den Menschen. Aber mit der Zunahme der roten Menschen mehrten sich auch Streit und Krieg unter ihnen, bis Manitu ergrimmte und die Wasser der großen Meere hereinließ und alle ertränkte. Nur eine Jungfrau wurde vom Kriegsadler aus dem Wasser gerissen. Er entführte sie auf die höchste Spitze des Bergwalls. Auf dieser Steinklippe gebar sie dem Kriegsadler Zwillinge, von denen die roten Völker abstammen. Wieder bevölkerten sie die weiten Ebenen der großen Insel Amerika, aber ihre Bewohner töteten nur, was sie zu ihrer Nahrung beburften, „und lebten gut mit den Winden und Ähren, den Büffeln und Birken und den kleinen Göttern des Landes".

An einem hellen Tage kamen bleiche Männer auf großen Schiffen aus dem Sonnenaufgang gefahren und stiegen ans Land. Die Indianer nahmen sie freundlich auf und gaben ihnen Land zur Ansiedlung. Aber der weißen Männer wurden immer mehr, und aus ihren Bitten wurden Forderungen und Befehle. Als man diese abschlug, begann der Kampf. Die Weißen hielten den Donner und Blitz in ihren Händen, und alle Tapferkeit der Roten war umsonst. Pfeil und Bogen und Speer waren nichts dagegen. Ein Häuptling, den sie „König Philipp" nannten, erkannte die Gefahr und rief die Stämme zum Krieg gegen die Weißen auf. Aber bald liefen sie wieder auseinander, und König Philipp fiel von der Hand eines roten Verräters. Sein Nachfolger, der Häuptling Pontiac aus dem Stamme der Ottawas, hatte dasselbe Schicksal. Im Jahre 1769 wurde er im Lande Illinois von einem englischen Händler ermordet. Gefährlicher aber als alles Pulver und Blei war das Feuerwasser, mit dem die Weißen die arglosen Roten verdarben. Sie hielten den Betrunkenen ein weißes Papier mit seltsamen Schriftzeichen hin und ließen sie ein Kreuz darunter machen. So „kauften" sie ihnen weite Landstriche um eine Flasche Schnaps ab.

Wieder stand Manitu auf dem höchsten Felsen und blickte über das unendliche Land gegen Sonnenaufgang. Er sah, wie seine roten Kinder zerlumpt und betrunken in todähnlichem Schlaf in ihren Hütten röchelten oder bettelnd um die Steinhäuser der Weißen schlichen. Aber gegen Sonnenuntergang sah er die Stämme noch wie einst: „Sie gingen aufrecht, die Adlerfeder wehte von ihrem Scheitel, der Tomahawk blitzte in ihrer Faust, der tiefe Klang ihrer Rede erscholl. Der Kriegsadler flog über ihnen. Es gab nur ein Gesetz ohne Schrift und ohne Rede: die Ehre." Da sprach Manitu: „Ich will es zum drittenmal versuchen." Er tat einen tiefen Zug aus seiner großen roten Pfeife und warf sie mit aller Kraft über die Insel Amerika. Im Lande der Schawanos fiel sie zur Erde. Ihrem Häuptling Puckschinwa wurde ein Sohn geboren. Methotasa, seine Mutter, sah in ihren schweren Wehen, wie ein rotglühender Stern quer über die Breite des Himmels flog. So nannte sie ihr

Kind „Thecumseh", das heißt „Fliegender Stern". Es war im Jahre 1768.

Schon als Säugling lernte das Indianerkind den Wind und den Wald und seine Tiere kennen. Auf den Wanderungen hing Thecumseh sorgsam in seinem Tragbeutel eingeschnürt an der Flanke eines Pferdes und sah so die Welt. Später spielte er mit seinen Brüdern und übte sich im Laufen, Springen und Bogenschießen. Ihr Spielzeug machten sie sich selbst. Dann kam er in die scharfe Lehre des Vaters und erfuhr, daß es nichts Schlimmeres gibt, als sich nicht zu beherrschen. Bald war er ein brauchbarer kleiner Jagdgehilfe. Er überwand die Furcht vor der Nacht und ihrem Geheimnis. Seine Mutter senkte ihm den Haß gegen die weißen Männer tief ins Herz; von seinem Vater lernte er die Geschichte der Schawanos, die immer ein Wandervolk gewesen waren. Als Puckfinwa im Rachekrieg gegen die weißen Männer von Virginien im Jahre 1774 vor Point Pleasant fiel, übernahm sein ältester Sohn Chikfika die Sorge für die Mutter und die sechs Geschwister. Er setzte die Erziehung Thecumsehs zum Jäger und Krieger fort. Von seiner Jagdbeute gab Thecumseh viel an die Alten und Kranken. Damals weideten noch gewaltige Büffelherden im Grasland der weiten Ebenen.

Als er fünfzehn Jahre alt war, sah er zum erstenmal weiße Männer. Sie machten einen schlechten Eindruck auf ihn mit ihrer kränklichbleichen Hautfarbe, ihren verfilzten Bärten und ihrer schmutzigen Kleidung. Dazu rochen sie schlecht und hatten ein wüstes, lautes, unbeherrschtes Benehmen. Es waren Handelsleute, sie wohnten in einer befestigten Blockhaussiedlung und betrogen die Indianer mit ihrem Feuerwasser um Büffel- und Hirschhäute und die wertvollen Felle der Biber, Marder und Füchse. Auch Thecumseh gab drei Biberfelle um einige Glas Whisky. Er fühlte einen angenehmen Schwindel und Nebel und verließ taumelnd das Blockhaus. Es war das erste- und letztemal in seinem Leben, daß er betrunken war. Ein erfahrener Indianer aus dem Stamme der Wyandot klärte ihn über die Betrügereien der weißen Händler auf, und Thecumseh beschloß, diese für ihren Betrug und für das Gift, mit dem sie die roten Männer um den Verstand brachten, zu strafen. Mit einigen Stammesgenossen griff er ein großes Boot an, auf dem die Weißen mit ihren Rum- und Whiskyfässern hinabfuhren. Er tötete zwei Händler und zerschlug die Fässer, aber als die Gefährten dann den dritten Weißen langsam am Marterpfahl verbrannten, erfaßte ihn ein großer Ekel, und er beschloß, nie mehr Gefangene zu machen.

Im Jahre 1788 beschlich er auf einem großen Kriegszug gegen die Weißen an der Grenze von Tennessee einen Biberjäger am Ufer eines kleinen Sees. Der Mann hatte ein bartloses, offenes, freimütiges Gesicht, das ihm wohlgefiel. Er tötete ihn deshalb nicht. Sie sprachen miteinander. Der Weiße sagte ihm, er schätze die Indianer, und es bedrücke ihn, daß ihr Kampf gegen die Amerikaner vergeblich sei. Es gebe kein Bündnis und keine Schonung für die rote Haut. Sie schieden in gutem Einvernehmen. Bald darauf fiel Chikfika beim Angriff auf eine befestigte Siedlung, Thecumseh rächte ihn und zog dann mit dem Stamm der Schawanos in deren feste Ansiedlung Chalahgawtha am kleinen Miamifluß zurück. Hier nahm er auf den Rat seiner Brüder ein sanftes, stilles Mädchen namens Ma-ta-ma-te zur Frau. Sie gebar ihm einen Sohn und starb früh.

Näher als diese Frau stand ihm seine Schwester Thecumapeese. Sie war sehr klug, und da Thecumsehs Mutter schon lange tot war, wurde sie ihm wie eine zweite Mutter.

In der Nähe von Chalahgawtha, dem Hauptort der Schawanos, den man heute Old Chillicote nennt, wohnte der Siedler Galloway. Er war ein guter Mensch, und Thecumseh ging jahrelang als Freund seines Hauses aus und ein. Galloways Tochter Dorothy lehrte ihn die englische Sprache, den Buchdruck und die Sitten der Weißen. Sie fühlten sich stark zueinander hingezogen und verzichteten nur schweren Herzens auf eine dauernde Verbindung. Beide waren sie zu charaktervoll, um wegen ihrer Liebe ihre Wesensart aufzugeben. Thecumseh konnte kein seßhafter Siedler, Dorothy keine Hausfrau nach indianischer Art werden. Sie schieden als wahre Freunde.

Thecumseh wandte sich nun seinem Lebenszweck, dem Kampf gegen die Weißen, mit aller Entschiedenheit zu. Dorothy wurde sehr alt — aber sie hat nicht geheiratet.

Im Herbst des Jahres 1791 marschierte der amerikanische General St. Clair mit seinem Heer von Fort Washington ins Land der Schawanos und wurde dort geschlagen. In jener Zeit standen die Engländer schlecht mit den Amerikanern, und die Indianer verbündeten sich mit den Engländern. Früher hatten sie mit den Franzosen die Engländer bekämpft. Thecumseh wußte wohl, daß die Indianer von den Engländern ausgenützt, betrogen und verachtet wurden, aber die Amerikaner waren noch schlimmer. Was sich von ihnen an der Grenze der Wildnis herumtrieb, „war ein Volk von einer Rohheit sondergleichen, eine Herde von Strolchen ohne Ehre, ohne Gnade, ohne Güte. Sie schwuren jeden Eid und brachen ihn. Sie hatten die Dörfer der Indianer umzingelt, hatten sie in Brand gesteckt und alles, was entfloh, Weiber, Kinder und Greise, in das Feuer zurückgetrieben. Dazu sangen sie ihre christlichen Lieder. Ihnen war kein Wort zu glauben."

Aber wenn der Kampf gegen die Amerikaner irgendeine Aussicht auf Erfolg haben sollte, mußten zuerst die selbstzerfleischenden Blutfehden der Indianerstämme untereinander aufhören und Einigkeit geschaffen werden. Diesem Ziel widmeten Thecumseh und sein Bruder Tenskwatawa, den sie den Propheten nannten, zwei Jahrzehnte lang ihre beste Kraft. Unermüdlich durchritten sie die ungeheuren Ebenen zwischen den Alleghanies und dem Felsengebirge und riefen die Stämme zum gemeinsamen Krieg gegen den gemeinsamen Feind auf. Thecumseh sah ein, daß mit Bogen und Pfeil nichts gegen die Feuergewehre der Amerikaner auszurichten sei und forderte die Brüder der roten Haut auf, die Waffe der Bleichgesichter gegen die Häute und Pelze einzuhandeln. Sein bedeutendster Gegenspieler war der Gouverneur von Indiana William Henry Harrison. In verschiedenen Zusammenkünften versuchte er, die beiden Brüder für sich zu gewinnen, aber ihre Forderung, die unrechtmäßige Besetzung ihrer besten Jagdgründe rückgängig zu machen, war eine Unmöglichkeit. Im Herbst 1811 schlug Tenskwatawa eigenmächtig los und verlor am 7. November die große Schlacht am Tippecanu-Fluß. Dies war ein schweres Unglück für den Bund der Indianer, viele Stämme zogen sich daraufhin von ihm zurück. Als Thecumseh drei Tage nach der Schlacht an den Tippekanu kam und die Niederlage erfuhr, verlor er zum erstenmal in seinem Leben die Beherrschung. Er machte seinem Bruder die bittersten Vorwürfe, ergriff seine Skalplocke und riß ihn daran fast zu Boden.

Im Jahre 1812 brach die schleichende Feindschaft der Engländer und Amerikaner endlich in offenen Krieg aus. Thecumseh stellte sich mit 2000 Indianern verschiedener Stämme an die Seite der Engländer. In diesem Krieg, in dem tatsächlich mit Bataillonen um das Schicksal eines Erdteils gekämpft wurde, war das eine ansehnliche Heeresmacht. Thecumseh wurde zum Brigade-General ernannt, aber er hat die englische Uniform nie gerne und nur aus politischer Rücksichtnahme getragen. Dem Bündnis fehlte die innere Wahrhaftigkeit. Der Indianerführer wollte die Amerikaner mit Hilfe der Engländer aus dem Land jagen und ihnen dann selbst ein Gleiches widerfahren lassen; die englischen Generale aber waren nur darauf aus, die Indianer für England bluten zu lassen und die weißen Truppen zu schonen. Thecumseh zeichnete sich in mehreren Gefechten aus; die Engländer aber führten den Krieg nur lässig. Als die englische Flotte des Erie-Sees vor Malden ohne jeden Schneid gegen die amerikanischen Schiffe kämpfte und sich bald wieder zurückzog, sagte Thecumseh dem General Proctor mit harten Worten seine Meinung. So zwang er die Engländer, sich Anfang Oktober 1813 der amerikanischen Armee unter dem Gouverneur Harrison am Themsefluß östlich von Detroit zu stellen.

Thecumseh wußte, daß er fallen werde und sagte dies den blutsverwandten Häuptlingen. Er legte die englische Uniform ab, schmückte sich mit den Kriegsfarben der Schawanos und der Feder des Kriegsadlers. Die englischen Truppen schlugen sich schlecht, während die indianischen tapferen Widerstand leisteten. Der Angriff des Kentucky-Regiments, der berittenen Kerntruppe der Amerikaner, brachte die Entscheidung. Thecumseh sah, daß die Schlacht verloren war. Mit dem gellenden Kriegsruf der Schawanos sprang er unter die Amerikaner. Als seine Stimme schwieg, wußten alle, daß ihr oberster Häuptling gefallen war. Thecumsehs Leichnam wurde nicht gefunden. Bald umwob die Sage das Andenken an den großen Indianerführer.

Yuzo Yamamoto / Vater und Sohn

Aus dem japan. Roman „Wellen“ (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart. 261 S. RM 5.50)

Yuzo Yamamoto gehört zu den führenden Dichtern des heutigen Japan. Sein Roman „Wellen“ ist zugleich der erste Roman, der unmittelbar aus dem Japanischen ins Deutsche übertragen wurde. Die Welt des fernen Ostens wird hier nicht mit den Augen des europäischen Reisenden in all ihrer schillernden Farbenpracht und verführenden Fremdheit gesehen, sondern das eigentümlich Japanische, das Teehaus und das Heiligtum auf der Insel, der Garten und das Leben der Geisha bilden nur den Hintergrund zu dem Geschehen, das uns das Denken und Fühlen des modernen japanischen Menschen versinnbildlicht. Ernst klingt hier der Gedanke an, daß der Mensch den Wellen des Schicksals, die gegen ihn anfluten, hilflos gegenübersteht, so sehr er sich auch wehren mag. Und dennoch ringt der Mensch um das, was er als das Gute erkannt hat, mit der ganzen inneren Kraft seines Ethos, mag der Kampf auch vergebens sein. Dem Lehrer Kosuke, der im engen Pflichtenkreis der Schule wirkt, führt das Schicksal seine frühere Schülerin Kinuko als Frau zu. Kinuko, die er aus dem Geisha-Dasein gerettet hat, verläßt ihn bald mit einem andern. Trotzdem nimmt er sie wieder zu sich; doch als sie bald danach bei der Geburt des Knaben Susumu stirbt, weiß er nicht, ob dies sein Sohn ist oder der des anderen. Er findet in Takako eine gute Pflegemutter für Susumu, wagt aber trotz seiner Zuneigung zu ihr keine neue Ehe. Später verliert er sich in ein Verhältnis zu Takakos leichtlebiger Schwester Tsugiko, um sich schließlich nur noch ganz der Erziehung seines Sohnes zu widmen. Daß Susumu wirklich sein Sohn ist, wird ihm schmerzliche Gewißheit, als er bei ihm dasselbe Leiden und dieselben Triebe zu erkennen glaubt, die ihm selbst verhängnisvoll wurden.

Susumu hustete etwas.

„Hast du dich erkältet?“

„Nein, es ist nichts.“

Er spielte bis zum Abend im Freien. Da er aber in der Nacht, als er schon im Bett war, ziemlich heftig hustete, maß Kosuke ihm die Temperatur. Er hatte etwa achtunddreißig Grad. Er hatte sich in der Tat erkältet.

Am andern Tage durfte er nicht in die Schule gehen. Aber nach einigen Tagen hörte das Fieber fast auf. Er stand auf und spielte im Hause.

Kosuke, der es anfangs nicht bemerkt hatte, wurde zufällig auf das Verhalten des Sohnes aufmerksam. Was war denn das? Nun ging er ja auch im Zimmer auf dem linken Beine absichtlich lahm. Als Kosuke das sah, packte ihn ein unbeschreibliches Gefühl.

„Laß das bleiben!“

„Was denn, Vater?“ Susumu antwortete ganz unbefangen.

„Was denn? Willst du mich denn auch zu Hause nachmachen? Du liebloses Kind!“

Ihm riß die Geduld. Er gab ihm ein paar tüchtige Ohrfeigen.

„Verzeih, Vater, verzeih!“

„Willst du deinen Übermut so weit treiben, deinen Vater so zu verspotten, wo ich doch geschwiegen habe. Du schreckliches Kind! Ich kann dich nicht mehr um mich sehen. Mach, daß du fortkommst!“

„Ich tue es nicht mehr, Vater. Ich schwöre . . .“

„Was für einer bist du denn, wenn du auch noch ein Kind bist? Deinen Vater nachzumachen, wenn er leidet! Weißt du denn nicht, was für Sorgen ich mir um dich gemacht habe? Trotzdem vergiltst du mir das so! Du bist nicht mehr mein Kind, ich bin nicht mehr dein Vater. Geh zum Teufel, geh wohin du willst!“

„Verzeih mir, Vater, verzeih mir!“ Susumu hat schluchzend von ganzem Herzen.

„Meine ganze Liebe nützt nichts, wenn du so bist. Mach, daß du fortkommst!“

Die Schmerzen im Bein vergessend, stand Kosuke auf, riß seinen Sohn rasch in die Höhe und stieß ihn auf die Tür zu. Susumu taumelte und stieß an die Wand. Auch dabei machte sich ein unschönes Humpeln bemerkbar.

„Warum humpelst du denn so? Hast du denn nicht verstanden, frecher Patron!“

„Nicht . . . ich mache es doch nicht absichtlich.“

„Dann lauf ordentlich!“

„Aber meine Beine . . . meine Beine . . .“ Susumu weinte.

„Was ist denn mit deinen Beinen? Was, sind sie gelähmt? Siehst du, Gott hat dich gestraft, weil du deinen Vater nicht achtest.“

Susumu brach aufs neue in helle Tränen aus und knickte in der Ecke zusammen.

Kosuke starrte ihn, wie er so dalag, lange an.

„Susumu!“ rief er plötzlich scharf. Susumu weinte und blickte nicht einmal auf.

„Susumu!“ rief er wiederholt, „steh auf und geh einmal.“

Aber das Kind war ängstlich und wagte es nicht.

Kosuke faßte den Sohn am Arm und richtete ihn auf. Dieser taumelte ein paar Schritte und klammerte sich dann wieder an die Wand.

„Keine Angst. Du brauchst nur zu gehen. Geh, wie immer!"

Der Sohn wischte sich die Tränen ab und ging schluchzend ein paar Schritte im Zimmer. Dabei verzog er die Schulter sonderbar und schleppte ein Bein nach.

„Nicht so! Geh ordentlich wie in der Gymnastikstunde, mit festen Schritten."

„Ich kann aber nicht anders."

„Warum nicht, versuch es einmal, ohne zu weinen."

Susumu versuchte es noch einmal. Aber er hinkte auf dem linken Bein. Und dabei kippten die Schultern wie eine Reisreinigungsmaschine auf und ab. Kosuke konnte diesen häßlichen Anblick kaum ertragen. Trotzdem wendete er sich nicht ab.

„Kannst du wirklich nicht anders gehen?"

„Nein, das Bein will fast gar nicht."

„Es will nicht? Laß mich einmal sehen! Wo ist es gelähmt?"

„Ich weiß nicht, wo . . ."

„Du weißt es nicht . . .? Hier am Knie, ja? Schmerzt es hier, wenn man drückt, wie?"

„Nein."

„Es schmerzt nicht? Und wie ist es mit meiner Hand, wenn ich es berühre?"

„Die merke ich fast nicht."

„Ist es hier auch so?"

„Ja, auch."

„Alles gelähmt?"

„Ja, das Bein ist wie ein Stock."

„Und . . . seit wann denn?"

„Seit heute . . . Nach der Erkältung will das Bein auf einmal nicht mehr."

„Vorher nicht? Und als du mich nachmachtest?"

„Da war noch gar nichts. Erst jetzt ist es gelähmt. Ich mache dich wirklich nicht nach, Vater."

„. . ."

„Bitte, Vater! Ich tue es wirklich nicht." Weinend schmiegte sich Susumu an die Knie seines Vaters.

„Weine nicht, weine nicht! Ich hatte vorhin unrecht."

Susumu weinte nur noch heftiger.

„Weine nur nicht, Susumu, weine nur nicht!"

Kosuke drückte seinen Sohn fest an die Brust.

„Vater."

„Was?"

„Ich habe nicht . . . ich habe dich nicht nachgemacht."

„Ja, ja, ich weiß, ich weiß."

„Vater."

„Was?"

„Vater . . . Vater!"

„Ja, sage noch einmal Vater. Ganz laut."

„Vater."

„Susumu."

Er umarmte ihn so heftig, daß ihm beinahe selber der Atem stockte. In dem häßlichen Gang des Sohnes erkannte er ganz klar sich selbst. An dem Lahmen sah er, daß sein eigenes Blut in dem Knaben floß. Erst jetzt war er der Vater. Erst jetzt besaß er das Kind. Er drückte sein Gesicht an die zarte Wange, als wolle er sein Kinn eingraben.

„Es tut weh, Vater, es tut weh." Susumu schrie auf.

„Was tut weh? Wo tut es weh? Im Bein?"

„Nein, deine Bartstoppeln tun mir weh."

„Was? Die waren es?" Alle Muskeln seines Gesichtes entspannten sich mit einem Male. Lachen und Tränen, Spannung und Erschütterung, Wonne und Entzücken strömten ihm aus den Augen, aus dem Munde, aus den Wangen, aus der Stirn.

Das linke Bein mit Krücken nachschleppend, besuchten sie nun beide jeden Tag gemeinsam den Arzt. Endlich war Kosuke überzeugt, daß sein eigenes Blut in Susumu floß; das erfüllte ihn mit unendlicher Freude. Anderseits wurde er zugleich von einer unbeschreiblichen Traurigkeit ergriffen, wenn er sah, wie sich neben dem großen hinkenden Schatten ein zweiter kleinerer bewegte.

Die Erweiterung seines Selbst, sein eigenes Fleisch und Blut — mit welchen Qualen und Leiden hatte er jahrelang danach gesucht. Jetzt hatte er es endlich gefunden, aber mußte er es gerade am Hinken entdecken? Er war nicht so selbstsüchtig, daß es ihm nicht darauf ankam, ob das Kind ein Lahmer oder was immer sei,

wenn es nur sein eigen war. Wenn sein Sohn mit der Krücke nicht umzugehen wußte und hinzufallen drohte, wünschte er innig, daß er ohne Krücke laufen könne, und sei er auch nicht sein eigenes Kind. Als er so das kleine Kind vor sich sah, wie es sich nur mühsam vorwärtsbewegen konnte, ließ die leidenschaftliche Selbstsucht, die ihn früher ganz beherrscht hatte, merkwürdigerweise von selbst nach.

Da Susumu geradeso wie ihm das linke Bein versagte, nahm anfangs nicht nur Kosuke, sondern auch sein Arzt Vererbung an. Nach einiger Zeit stellte sich aber allmählich heraus, daß es keine war. Es handelte sich um Kinderlähmung, wie sie bei Kindern oft vorkommt. Sie sollte auf ein Fieber von achtunddreißig Grad, worunter Susumu etwas gelitten hatte, nicht selten ganz plötzlich folgen. Der Arzt war auch, im Gegensatz zu dem früheren, der Meinung, daß den Symptomen nach auch Kosukes Leiden nicht die Thomsensche Krankheit sei.

Die Sache war damit wieder auf demselben Fleck wie vorher. Nach wie vor konnte Susumu sein eigenes Kind sein oder nicht. Aber nun quälte es ihn nicht mehr wie sonst. Eine Weile war er freilich traurig, daß es mit der Freude nun wieder vorbei war. Aber er fand wenigstens einen Trost darin, daß das Kind nicht zu lange hinken brauchte.

In der Tat mußte wohl ein Fall wie der Susumus für immer ungeklärt bleiben, wie sehr man auch nachforschte. Man hätte wahrscheinlich eher eine Nadel, die mitten in das Meer gefallen war, herausfischen können. Deshalb und weil er das Kind nun einmal sein Leben lang auf dem Rücken tragen mußte, war es viel besser, es als sein eigenes Fleisch und Blut zu betrachten, als sich mit dem Gedanken herumzuquälen, daß es ein fremdes sein könne. Nachdem er Susumu einmal als sein Kind in die Arme gedrückt hatte, sah er ihn anders an als früher.

Heldisches Abenteuer

Der germanische Geist hat in der Zeit der Völkerwanderung das Heldenlied wie aus dem Nichts gezaubert: die eng gedrängte epische Darstellung eines einzelnen, meist tragischen Erlebnisses heldischer Menschen, in denen sich ihre Seelengröße, ihr Trotz und ihre Zähigkeit, aber auch ihre Feinfühligkeit und ihre tiefe Verantwortung gegenüber dem Ehrbegriff ihres Standes in einer entscheidenden Lage offenbarten. Unsere Gegenwart drängt wieder nach ähnlichen Erzählungen in kurzer Prosaform hin, vor allem bei den Völkern germanischer Zunge. In diesem Sinne begrüßen wir zwei Übersetzungsbände des Verlags Rütten & Loening in Potsdam. Der erste, der uns stofflich vielleicht ferner, seelisch um so näher steht, rührt von dem Norweger Lars Hansen her: seine Geschichten „Im Schnee und Nordlicht" spielen am Nordpol und handeln von schweren Kämpfen stahlharter Männer mit den Elementen, mit Sturm und Nebel, mit Treib- und Packeis und mit den Tieren des Nordmeeres, vor allem mit den Eisbären. Es sind niemals bloß spannende Jagdgeschichten, es geht immer um Entscheidungen zwischen Leben und Tod, um das Aufgebot letzter Kraft und um wahre Wunder, die aus der Menschenseele hervorbrechen: Wenn da ein „Pechvogel" im Augenblick der höchsten Gefahr zum Helden wird; wenn ein mehr als trinkfester „Käpten" in dem Augenblick, wo das Schiff untergehen will, ganz allein, in heroischer Nacktheit, der Wut des Meeres und des Windes trotzt; wenn ein treuer Arzt mit dem Manne, der ihn herbeiholte, nächtelang im Eise steckenbleibt, mit erfrorenen Füßen und Händen zu der leidenden Frau kommt, sie heilt und nachher verschwindet, wiederzukommen, sobald man ihn ruft: so sind das immer neue, immer ungewohnte „Situationen" und Motive, so daß das Buch niemals eintönig wirkt; und doch ist es immer die gleiche Haltung des unbedingten Trotzes nach außen und der unbedingten Kameradschaft, die wir als eine der höchsten Offenbarungen germanischen Geistes verehren und die sich hier der Natur gegenüber bewährt. (252 S. RM 4.80.)

Weit mehr von den Kämpfen der Menschen unter sich, Kämpfen der Weißen mit den Schwarzen und der Helden mit den Händlern — Kämpfen freilich, die sich auf dem Hintergrunde und inmitten einer gewaltigen, wilden Natur abspielen, von Wundern militärischer Disziplin und kameradschaftlicher Treue in der Art, die wir aus Hans Grimms südafrikanischen Novellen kennen, berichtet der dänische Hauptmann Jürgen Jürgensen aus seiner Kolonialzeit in belgischen Diensten: „Weiße Männer und schwarze Leute", unter denen die letzteren gute Diener, aber gefährliche Feinde sind, stehen im Mittelpunkt; Überfälle durch aufständische Stämme, heftiges Ringen mit dem Strom und mit seinen Urwäldern stehen im Vordergrunde. Das rein Menschliche und das Natürliche kommt nicht so zu seinem Rechte wie bei Hans Grimm oder auch in dem Buche von Lars, aber das Heroisch-Heldische wird in packenden Bildern und mit fein abgetönter Sprachkunst dargestellt, so daß uns das Buch von Anfang bis zu Ende fesselt. Die Übersetzung ist in beiden Fällen zu loben. (299 S. RM 4.80.)

Robert Petsch

Geschichten von Himmel und Hölle

Der in Schlesien gebürtige, in Berlin lebende Schriftsteller Friedrich Bischoff, heimatverwachsen, seelenergründend, zwiegesichtig ins Helle und Dunkel des Daseins spähend, mit echt schlesischer Mystik genährt, ist gewiß eine der lautersten und kräftigsten dichterischen Erscheinungen seiner Generation. Die schlesische Seele schwebt gerne zwischen Himmel und Hölle, zwischen den metaphysischen Entzückungen und den dämonischen Finsternissen des Lebens, ohne aber den Fuß von der fruchtbaren, waldigen und geliebten Heimaterde zu lassen. Bei eigentümlicher Luftigkeit hat sie eine gewisse Erdenschwere. In Hochstimmungen und Verdammnissen schleift sie über die schlesischen Felder und Wälder hin, seliges und unseliges Licht im Blick, aber auch Waldluft und Wiesentau in ihrem Kleid und Ackerstaub auf ihren Händen. Wenn man innerhalb der schönen Literatur die schlesische Wesenheit nicht bei Stehr und den Brüdern Hauptmann suchen will, nicht bei Holtei u. a. älteren Dichtern, wird man sie bei den jungen am reinsten, aber auch am zaubermächtigsten in den Büchern von Friedrich Bischoff erkennen, mit all ihrer Süße, Wehheit, Schwere und Welt-Umständlichkeit. Eine ihrer feinsten Offenbarungen bekundet sich auch bei ihm: ihre Unwandelbarkeit. Noch immer sitzt sie an den alten Quellen. Die Gabe des Wortes ist den Schlesiern im besonderem Grad verliehen. „Schlesischer Spieltrieb und Gabe des Wortes" nennt es Josef Nadler in seinem dritten Band der „Literaturgeschichte des Deutschen Volkes" (Deutscher Verlag, Berlin), und er fügt eine weitere Eigenschaft des schlesischen Geistes hinzu: die „Verseelung der Welt". Das All spiegelt sich im dichterischen Wort und in der Seele des schlesischen Menschen. Aus diesen Kräften ist auch Friedrich Bischoff gemischt.

In wenigen Jahren hat er, sein Problem begrenzend, sein geistiges Profil geschnitten. Kaum einer unter seinen Altersgenossen, der sich mit größerer Leidenschaft beständig überprüfe; mit jedem neuen Buch erneuert er seine künstlerische Anstrengung. Daß er von der Lyrik herkommt, kann seinem Werk nur gut tun: das lyrische Gedicht wird immer ein Ausweis der Welthaltigkeit eines Autors sein. Mit seinem „Schlesischen Psalter" hat er den Landschaften, Menschen und Geistern seiner Heimat Preisgesänge gestiftet und sie mit Liebe angerufen. Dies schon hebt ihn hervor. Seine Gestalten aber führen ihre angeborene, leibhafte Sprache: Bischoff hat die Natürlichkeit der volkstümlichen Redeweise zu eigen, erworben im Umgang mit den einfachen Menschen seiner Heimat. Seine Bücher sind gedichtete Bücher, sie leben aus der Kraft des Wortes — und so ist Dichterwerk: Wort wird zu Welt.

Von ihm sind bisher erschienen der Roman „Die goldenen Schlösser" und der „Wassermann" aus dem schlesischen Land mit Dörfern und Flüssen und menschlichen verknüpften Schicksalen. Zu diesen soll ein dritter treten: ein Buch aus der schlesischen Stadt — und damit würde eine schlesische Trilogie abgeschlossen sein. Die Art der Darstellung in diesen Büchern ist eine ganz bestimmte, eine komplizierte, symbolhaltige, schwer gewirkt, wie schweres schlesisches Tuch. Mit einem neuen, in diesem Winter erschienenen Buch „Himmel und Hölle", ein Geschichtenbuch (Propyläenverlag, Berlin, wie auch die übrigen Werke) läßt der Dichter eine leichtere, luftigere Form erkennen, ohne daß der dichterische Gehalt der Sprache geringer wäre. Hier zeigt sich, daß Friedrich Bischoff ein geborener Erzähler ist: es ist ein buntes Fabulierbuch, in dem an vielen Fäden Schicksal gesponnen wird. Die Fülle der Schauplätze, Begebenheiten und Gestalten verdichten sich zu einer Welt, die ihren Bogen weit gespannt hat. Ein Schleier von Erzählungen wird gesponnen, in dem Nähe und Ferne, Heimat und fremde Welt und Menschen eingefangen sind. Die umfangreichste Erzählung „Himmel und Hölle" lieh dem Buch den Titel, und sie bezeichnet zugleich im farbigen Wirbel dieses Geschichten-Buketts die geistige Mitte des Dichters, der Irdisches und Übersinnliches in seinem Werk bindet — und dies ist beste schlesische Art. (218 S. RM 4.—) Friedrich Schnack

„Glücklicher alter Mann"

Eine kleine Selbstanzeige

In meinem kürzlich im Universitäts-Verlag Berlin erschienenen ersten Roman ist die Rede von einem englischen Erfolgsschriftsteller Ernest Frederik Buzzard, der am Vorabend seines 75. Geburtstages an der Berechtigung seines außerordentlichen Erfolges zweifelt. Er will in aller Öffentlichkeit nachweisen, daß Anerkennung oft blind an Unwürdige verteilt wird. Mit Hilfe eines unbekannten, als Reimfabrikant lebenden Dichters verübt er an der Öffentlichkeit einen Betrug — in der Absicht, diesen in einem Feststellungsprozeß ans Tageslicht zu bringen und dem jungen Dichter unter derart außergewöhnlichen Umständen die verdiente Anerkennung zu verschaffen. Um es kurz zu machen: mein „Glücklicher alter Mann" ist in keiner Weise ein biographischer Roman, kein Schlüsselroman also. Der Gelegenheitsdichter Mr. Randall trägt nicht meine eigenen Züge (ja, ich muß mich dagegen sogar verwahren!), und der fünfundsiebzigjährige „Erfolgsschriftsteller", dessen Benehmen viele zum mindesten recht merkwürdig empfinden werden, hat nicht das Geringste mit meinem Vater Hermann Stehr zu tun. Ich habe die Fabel vom Betrug dieser beiden Menschen einfach erfunden, um mit ihr einige landläufige Fehler und Schwächen abzuhandeln, auf die hinzuweisen keine Schande ist, im Gegenteil sogar die Notwendigkeit besteht. Man werfe mir nicht Kühle des Herzens vor! Man glaube mir, daß hinter jeder Ironie, wenn sie den Leser auch noch so böse anmutet, einzig und allein der Wille, das leidenschaftliche Bekenntnis zur Wahrheit, zur Wahrhaftigkeit, steht. In diesem Sinne also rufe ich mit meinem ersten Buch „Glücklicher alter Mann" nach Freunden, Menschen, und ich bin neugierig, ja ungeduldig, welche Antwort man mir geben wird. (276 Seiten. RM 5.50.) Dietrich Stehr



Bühnenbild aus Nestroys Posse „Einen Jux will er sich machen“ in der Aufführung des Württembergischen Staatstheaters in Stuttgart. Aufn. Illenberger

Der Herr Direktor / Von Emil Pirchan

Mit dieser Textprobe möchten wir unsere Leser auf das unerschöpfliche, lehrreiche, amüsante und farbig sprühende Theaterbuch von Emil Pirchan „Bühnenbrevier“ (W. Frick Verlag, Wien. 276 S. ill. RM 6.—) hinweisen — eine ganze kleine Kulturgeschichte des Theaters in lebendigen Einzelbildern und Anekdoten, die von einer sicheren Hand gemeistert und harmonisch zusammengefügt wurden.

Emanuel Schikaneder (Schikeneder hieß er eigentlich) kann wohl als einer der originellsten Direktoren gelten. In Salzburg gewann er durch Freikarten das Vertrauen der Familie Mozart; Wolfgang Amadeus komponierte dann zu Schikaneders Text — die „Zauberflöte“. Diese Oper ging im Anfang gar nicht gut, dagegen erwarb der Direktor mit seinem „Dummen Anton“ und „Tyroler Wastel“ ein großes Vermögen. Aber durch seine theatralischen Passionen, in denen er in der Brünner Arena dreihundert Mann Militär mit Pferden und Kanonen auftreten ließ, verlor er wieder alles und starb in völliger Geistesumnachtung — mit einundsiebzig Gulden in der Tasche. — Am Nationaltheater in Halle an der Saale und Berlin residierte als Komödiantenmeister Friedrich Gumtau, bekannt durch seine grenzenlose Grobheit. Als er gefragt wurde, wie er denn beim Maskenball des Theaters erscheinen würde, brummte er: „Ich werde freundlich sein, da wird mich ja niemand erkennen.“ In dieser rauhen Schale barg sich aber ein guter Kern. Mit einer recht kleinen Gage hatte er den Schauspieler Adolf Klein engagiert, der sich aber zu einem großen Talent entwickelte. Am Ende der Spielzeit übergab er ihm einige schwere Goldrollen: „Nehmen Se man, det is' der Ausgleich für de kleine Gage, ick hab's for Se gespart, Se haben mir det vielfach verdient.“ So geschehen am Nationaltheater in Berlin 1873.

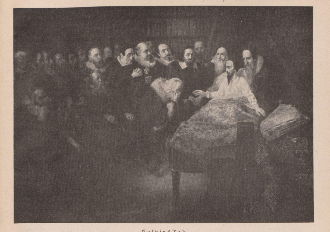
Auch ein grundgütiger Theaterdirektor war Nestroy. Tränenden Auges kam ein Chorist zu ihm und teilte den plötzlichen Tod seiner Frau mit, gerührt gab ihm der Direktor zwei Gulden auf „die Leich“. Am nächsten Tag berichtete der Sekretär, daß diese Totgesagte nicht gestorben sei. Nestroy: „Der Spitzbub, der. Aber froh bin i' doch, daß seine Pepi no lebt.“ — Direktor Nestroy zeichnete unter manchen anderen auch eine bildhübsche Choristin mit seiner besonderen Gunst aus. Einen Pelzkragen mit Muff wollte er der Schönen zu Weihnachten

schenken, damit dies aber nicht auffalle, ließ „das Schlaucherl“, so nennt ihn der Chronist, an alle Chordamen die gleichen Pelzstücke verteilen. — Ermahnend schreibt Direktor Nestroy seinem Kassier Steinhauser: „Wenn ein Geschäft brillant geht, muß man nie jubeln, noch weniger aber, wenn es schwächer geht, lamentieren . . . gerade wenn es matter geht, muß man sogar groß tun, das ist Regel und Raison.“

Dem Brünner Theaterdirektor Thiele kalligraphierte Ludwig Tieck ins Stammbuch: „Niemals darf der darstellende Künstler und noch weniger der Lenker und Regierer einer Bühne die Geduld verlieren. Scheint es doch, als wenn böser Wille, Eigensinn, vor allem aber Eifersucht und Eitelkeit die Seelenkrankheiten seien, an welchen die Darsteller, die sich gerne Künstler nennen, mehr als alle anderen Sterblichen leiden. Darum eben muß der Krankenwärter die Geduld zu seiner Tugend machen.“ — Der Prager Direktor Christian Seipp meinte 1779: „Lieber keinen Kreuzer in der Kasse, als durch ein Spektakelstück mein Theater beschimpfen lassen.“ Der schon genannte Direktor Friedrich Gumtau in Halle haßte die seichten Possen, und als er einmal bei einer solchen „Saukomödie“ durch das Loch im Vorhang einen voll besetzten Zuschauerraum sah, ereiferte er sich: „Da sitzen se nun, de Kaffern, Kopp an Wasserkopp! Wenn ick Klassiker jebe, denn jehen sie eben in de Kneipe und spielen Skat, die Hornochsen! Na, heut jehe ick in die Kneipe und spiele Skat!“ Dagegen bekennt offenmütig Franz Jauner, Chef des Karltheaters in Wien, der Konjunktur und Geschäft aus dem FF kennt und alles Kassenglück reichlich zu nutzen weiß: „Das Genere war mir immer egal / Heut Elefanten und Seile aus Stahl / Morgen Offenbach und dann Sardou / Immer griff ich kecklich zu / Ich hab’ mich nie gar lang besonnen / Und immer dabei auch Geld gewonnen.“ — Zu Zeiten des Theaterdirektors Megerle wurde dem Josefstädter Theater in Wien nachgesagt, es stünde im Flor. „O ja“, erklärte der Komiker Beckmann, „aber — im Trauerflor!“

Von den Burgtheaterdirektoren, den geborenen Vermittlern des Bundes zwischen Bühne, Dichter und Publikum, war einer der feinfühligsten Graf Moriz Dietrichstein, welcher der hinsiechenden Sophie Müller eigene Theaterzettel drucken ließ mit einem für sie belanglosen Inhalt, damit die Todkranke nicht noch dadurch gekränkt würde, daß ihre Glanzrollen nun von anderen zur Darstellung kamen! Laube, „der schaffende Hauch“, der alles Extemporieren auf der Bühne energisch verbot, erschien nach einem Verstoß gegen die Verordnung von seiner Loge im ersten Rang blitzschnell auf der Bühne; Baumeister wußte dies zu erklären: „Der Alte rutscht auf dem Treppengeländer so rasch herunter, um den Verbrecher gleich fassen zu können.“ Laube konnte oft recht witzig sein. Als Rudolf Tyrolt engagiert werden sollte, fragte er ihn: „Sie sind promovierter Doktor und beim Theater?“ — „Jawohl, Herr Direktor.“ — „Wo spielen Sie jetzt?“ — „In Graz vertrete ich das komische Fach.“ — „Lachen die Leute dort über Sie?“ — „Jawohl, in Graz lachen sie sehr.“ — „Gut, aber wie krieg’ ich die Grazer nach Wien?“ — Dingelstedt — er durfte stolz behaupten, „das Theater bin ich“ — ließ sich einmal aus guten Gründen vor der Wolter verleugnen; sie sah ihn aber am Fenster und schrieb: „Lieber Hofrat! Ich habe Sie stets für einen ganz einzigen Direktor gehalten — heute tu ich’s mehr als je, denn selbst wenn Sie gar nicht in der Kanzlei sind, Ihr Kopf ist doch immer da — ich hab’s soeben gesehn. Ihre Sie bewundernde Charlotte Wolter.“ — Entrüstet über eine schlechte Aufführung von „Macbeth“ fuhr der Burgtheaterdirektor Dingelstedt den Regisseur an: „Shakespeare muß man gut geben oder gar nicht — aber geben muß man ihn!“ — Oder Burckhard, der überwältigende Mann mit der Theatertatze, der selbst auf das Publikum seine bändigende Allgewalt faszinierend ausübte, wenn er bei Premieren auf dem Ecksitz in der dritten Parkettreihe rechts saß, nicht in seiner Loge versteckt, sondern Aug in Aug mit dem Publikum, „damit die Kerln spüren, was ich will, und Angst kriegen“.

„Der Sklavenhalter“, „die löbliche Direktion“, „der Musenalte“ oder kurzweg „ER“ wird der „übertyrannte Tyrann“ im Theaterjargon auch heute noch von den Thespiskarrenschiebern genannt. ER ist ja ein konstitutioneller König im Bühnenstaat, der die große Verantwortung zu tragen hat, und wenn er den Kopf oder gar das Herz verliert, so kostets’s ihm den Kragen.



Calvins Tod
nach einem Gemälde von Joseph Hornung in der Genfer Universitätsbibliothek
(Aus Farga, „Genf", Roman einer Stadt: Albert Müller Verlag, Zürich und Leipzig: siehe folgende Seite)

Bücher vom Tode / Von Walther von Hollander

So selbstverständlich es ist, daß uns das Problem des Todes von der Kindheit an beschäftigt bis zu dem Augenblick, in dem es kein Problem mehr ist, sondern die Wirklichkeit, die uns in sich hineinnimmt, so merkwürdig ist es, daß wellengleich immer wieder ein paar Bücher über den Tod zugleich erscheinen und dann eine ganze Zeitlang das Problem wieder aus den Betrachtungen und Dichtungen verschwindet. Wir haben an dieser Stelle mehrfach auf die Bücher des Engländers Charles Morgan hingewiesen, der sich in seinen Romanen „Der Quell" und (vor allem) „Die Flamme" intensiv und von der dichterischen Schau her mit dem Tode als dem Gegenpol und dem Ziel des Lebens beschäftigt, und es scheint uns wichtig, zu betonen, daß der Dichter Wichtigeres und Wesentlicheres über den Tod zu sagen hat als der Wissenschaftler, dessen Buch wir jetzt anzeigen.

Das Buch von Georges Barbarin, „Der Tod als Freund", aus dem Französischen übertragen von Kuno Renatus (Deutsche Verlagsanst., Stuttgart) ist der Versuch, auf Grund eines fleißig gesammelten Materials uns einen Trost über den Tod in die Hand zu geben. Die Quintessenz des Buches ist, daß der Tod lange nicht so schlimm ist, wie er zu sein scheint. Das Übel des Sterbens, meint Barbarin, ist mehr ein seelisches Übel, der Tod selbst ist eine Kleinigkeit, eine von der Natur für jeden Menschen erträglich gemachte Einrichtung. Montaigne wird zitiert mit einem sehr weisen Ausspruch: „Wenn Sie nicht zu sterben wissen, so quälen Sie sich nicht darum. Die Natur wird Sie seinerzeit vollkommen und zureichend unterrichten." Barbarin beweist die Richtigkeit dieses Satzes in ausführlichen Kapiteln über alle Todesarten. Immer wieder kann er aus unzähligen Zeugnissen von Ärzten und von Menschen, die schon an der Todespforte standen und gerettet wurden, beweisen, daß fast jede Art von Tod leicht ist, unbemerkt vom Sterbenden den Menschen wegführt und daß die äußeren Anzeichen des Leidens nur noch unwillkürliche äußere Abläufe sind, die der Mensch selbst im Sterben nicht mehr fühlt.

Uns scheint es sicher, daß dieses Buch dazu beitragen wird, die Todesfurcht manches Menschen etwas zu mildern. Aber auf das wesentliche Mo-

ment kommt Barbarin nicht. Es handelt sich bei der Todesfurcht — wer im Felde war, weiß das — nur zu einem geringen Teil um die Angst vor dem Schmerz und der Qual des Sterbens, sondern vielmehr um die Angst vor dem Abschied, um das quälende Gefühl, daß man in seinem Leben nicht alles erreicht hat und daß die Verwandlung in eine andere Form des Daseins nur den Gläubigen tröstet und den Ungläubigen mit Schauer erfüllt (203 S. RM 4.80).

Auf diese Schauer vor dem Ungewissen und Unbekannten will wohl Fritz Dehn in seinem Buch „Das Gespräch vom Tode" (Insel-Verlag, Leipzig) hinaus. Er bedient sich dazu der Form des platonischen Gesprächs, einer ebenso schönen wie schwierigen Form, die von Dehn nicht ganz beherrscht wird. Er weitet sie nach der Seite des Dramas und der Erzählung aus, nicht zum Nutzen der Verständlichkeit. Die Personen kommen zwar in ihren Ängsten und Wünschen gut heraus, aber was sie über Sein und Nichtsein zu sagen haben, ist eher mager als bedeutungsvoll, und zuweilen stören Pseudoweisheiten, wie: „Alles ist Abschied" den an sich sauberen Gedankengang (115 S. RM 3.—).

Nach der Lektüre dieses Gesprächs flüchtet man gern zurück in wissenschaftlichere Zonen, und so möchten wir zum Schluß auf zwei ältere Bücher hinweisen, in denen das Problem des Todes tief, klar und fruchtbar, wissenschaftlich untersucht und menschlich gestaltet ist, nämlich auf die Makrobiotik des alten Hufeland (Reclam) und auf das hervorragende Buch des Tübinger Chirurgen Georg Perthes: Über den Tod (Ferdinand Encke, Stuttgart, 1927).

Genf — Roman einer Stadt

Genfs geographische Lage und Einwohnerzahl stehen in gar keinem Verhältnis zu der großen Rolle, welche die Stadt am Südwestende des größten Alpensees schon seit Jahrhunderten in der europäischen Kulturgeschichte spielt. Franz Farga (Genf, Roman einer Stadt, Albert Müller Verlag. 184 S. Preis geb. RM 6.60) erklärt die Bedeutung dieser uralten kleinen Stadtrepublik aus dem zähen Freiheitswillen ihrer Bürger und ebenso sehr daraus, daß sie die ständige oder zeitweilige Heimat so vieler für das Geistesleben Europas bestimmender großer Männer war.

Nie hat eine Stadt einen gefährlicheren Nachbar gehabt als Genf an dem Herzogtum Savoyen. Dessen harte und ehrgeizige Gebieter sahen in dem wohlhabenden kleinen Freistaat zunächst die lockende Beute, und als Genf ihrem Ansturm widerstand, den Riegel, der ihr Vordringen in die üppigen Gaue der Westschweiz verhinderte. Vom Ende des 13. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts ging der stille und laute Kampf der Herzöge um den Einfluß auf die Regierung in Genf. Der savoyische Adel überwinterte gerne in der blühenden Stadt, die alle Genüsse des Daseins bot. Auch die Herzöge kamen alljährlich zu mehrwöchigem Besuch. Der Stadtrat war ungemein höflich gegen die hohen Gäste, die viel Geld daließen, aber er gab wohl acht, daß sich die Stadt in keinerlei Abhängigkeit verwickelte. Manchmal pfiff der Wind auch aus einem andern Loch, und die Herzöge versuchten mit Waffengewalt und wirtschaftlichem Druck die Stadt auf die Knie zu zwingen. Der letzte große Versuch war der ruchlose Überfall am 12. Dezember 1602, bei dem die Savoyer mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden.

Von den großen Männern der Stadt muß an erster Stelle Calvin genannt werden, der die Geschicke der Republik mit eiserner Hand von 1541 bis zu seinem Tod im Jahre 1564 leitete. Nach Luthers Tod war Genf der Mittelpunkt der antipäpstlichen Bewegung, die unter Calvins Schüler John Knox auch nach Schottland ausstrahlte. Aus dieser Zeit sind noch Guillaume Farel und der liebenswerte Dulder François Bonivard zu nennen.

Der große Spötter Voltaire hielt sich zwar nie lange in Genf selbst auf; aber er kam von der Gegend um die Stadt seiner Abneigung nicht los. Er machte sogar den mißlungenen Versuch ihre blühende Uhrenindustrie durch ein Konkurrenzunternehmen in der Nachbarschaft zu schädigen. Der berühmteste Sohn der Stadt selbst ist ohne Zweifel Jean-Jacques Rousseau, der im Jahre 1712 dort geboren wurde und auch seine Kinderzeit in Genf verlebte. Seiner Lebensbeschreibung und seinen meist unfreundlichen Beziehungen zur Stadt seiner Väter ist ein Abschnitt des Buches gewidmet.

Auch der Finanzmann Jacques Necker (1732 bis 1804) stammte aus Genf, seine erstaunliche Karriere als Bankier und später als Generaldirektor der Finanzen machte er in Paris. Nach seinem verunglückten Versuch, den französischen Staatshaushalt zu sanieren, lebte er als gebrochener Mann in Coppet bei Genf, wo auch seine noch bekanntere Tochter, Frau von Staël, in den Wirren der Zeit eine Zuflucht fand. Zum Wiederaufbau des geistigen Lebens in der von der Revolution schwer getroffenen Stadt hat sie wesentliches beigetragen.

Als berühmte Passanten werden Casanova, Goethe, Byron, Shelley, Liszt und die Gräfin d'Agoult, Balzac und Frau von Hanska, Lassalle und Helene von Dönniges geschildert.

Im Jahre 1814 trat die freie Republik als 22. Kanton in den Verband der Schweizer Eidgenossenschaft ein. In dieser Geborgenheit begann eine Zeit ruhiger Entwicklung, in der neben dem großen Gewerbefleiß auch Kunst und Literatur den gebührenden Platz fanden. Unter den Schriftstellern mag hier der eigenartige Rodolphe Toepffer genannt werden, der auch als witziger Karikaturenzeichner bekannt ist.

Am 22. August 1864 wurde das „Rote Kreuz im weißen Feld", das Symbol der „Genfer Konvention", zum erstenmal gehißt. Der Lebenslauf ihres edlen Begründers Jean-Henri Dunant schließt würdig den Reigen der um Genf und die Welt verdienten Söhne der Stadt.

Hans Härlin

Luise Rieter — Gottfried Kellers erste Liebe

Nach ungedruckten Briefen

Von Dr. Ernst Jenny (Basel)



Luise Rieter, „die schöne Winterthurerin"
Daguerreotypbildnis
(aus „Gottfried Kellers Lebensraum", Schaubücher Bd. 21. Orell Füßli Verlag, Zürich-Leipzig)

Die Überschrift bedarf gleich einer Berichtigung: die erste Liebe im gewöhnlichen Sinne ist es nicht, von der hier erzählt werden soll, wohl aber die erste Persönlichkeit, der Gottfried Keller seine Neigung gestanden hat. Vorausgegangen waren zwei jugendliche Leidenschaften, die für das früh verblichene „Henriettli" gleichen Namens und die für ein nicht genau festzustellendes Mädchen, nach Ermatingers einleuchtenden Annahmen Maria Melos, die Schwägerin Freiligraths, mit der Keller noch im Alter herzliche Briefe getauscht hat. Beidemal hat ihn, nach eigenem Ausdruck, ein gesunder Takt abgehalten, sich zu erklären. Auf diese frühesten Herzenserlebnisse gehen jene Liebeslieder der ersten Gedichtsammlung zurück, von denen der gereifte Mann dann bei der Sichtung seiner Lyrik ein gutes Teil verändert, bis zur Unkenntlichkeit umgeschmolzen oder kurzerhand ausgeschieden hat.

Wie es dem jungen Dichter und Kunstbeflissenen mit der schönen Winterthurerin ergangen, das braucht man den Freunden Kellerscher Dichtung nicht erst lang zu erzählen. Im Hause des Professors von Orelli-Breitinger hat der Dichter Luise Rieter im Mai 1847 kennen gelernt und verbrachte bis zum Wiedersehn im Oktober einen selig unseligen Sommer. Sie stammte aus hochgebildeter Umwelt, machte Verse, zeichnete, wird als schlanke, wohlgebildete Figur geschildert mit hübschen, wenn auch nicht regelmäßigen Zügen, ein Mädchen, das durch Geist, natürliche Anmut und Schalkhaftigkeit jedermann einnahm. Keller hat ihr dann jenen höchst originellen, offenen und über sich so grundehrlichen Liebesbrief geschrieben, in dem es wörtlich heißt . . . „denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirtshäusern herumgestrichen, weil es mir aagst und bang ist, wenn ich allein bin" . . . Mit Recht hat auf ihn der erste Biograph J. Bächthold das klassische Zitat angewendet: „Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit?" Die Abfuhr war gründlich. Luisens Herz war schon vergeben; sie liebte im stillen den Doktor Jakob Sulzer, spätern Stadtpräsidenten von Winterthur, hatte aber auch kein Glück. Keller aber hatte wegen einiger Mißdeutungen das Bedürfnis sich in zwei längern Schreiben an Luisens „Zürimuetterli" Frau Prof. Orelli zu rechtfertigen; sie sind bezeichnend für die Läuterung und rasche Reife, die er in diesem Leid gewonnen hat, wie für den kräftigen Gesundungsprozeß und seine damals schon tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens. Er will sich nunmehr „zu seiner Armee", das heißt zu Männern, halten, um sich an ihrer Härte zu stählen. Damit hat er Frau Prof. v. Orelli offenbar ganz für sich gewonnen. Sie muß bei Luisens Mutter und durch diese auch bei der Tochter kräftig für eine günstigere Beurteilung Kellers gearbeitet, ja die Briefe Kellers sogar vorgewiesen haben, denn Frau Rieter braucht in ihren mütterlichen Mahnbriefen die Ausdrücke des Dichters selbst. Sie schreibt der Tochter, Gottfried Keller habe sich „in edler Resignation" gefaßt, Luise solle „ihm nachahmen in bezug auf andere Punkte", gut und rein bleiben, ihren Ehrgeiz auf Rechtes richten und sich nicht im „Welttand zersplittern", ferner wörtlich: „halte Dich an die Bessern Deiner Armee", und „Dein Zürimuetterli ist dem Dichter sehr gewogen, und mit Recht."

Gottfried Keller und Luise Rieter sind einander nicht mehr begegnet. Im poetischen „Traumbuch" das der Dichter in jenem Herbst anlegte, taucht sie noch mehrmals auf. Der Tod des Vaters und ein Umschlag der Vermögensverhältnisse trieben das junge Mädchen von daheim fort; sie wollte auf eigenen Füßen stehen und hat lange Jahre als Erzieherin in der Fremde verbracht, in Paris, in Dublin; heimgekehrt, betreute sie die alternde Mutter; nach deren Tod kam sie zu Verwandten nach Danzig; dort ist sie an den Folgen einer Operation, die ein böser Sturz auf dem Eise nachgezogen hatte, nach tapfer ertragenem Leiden gestorben, kaum einundfünfzigjährig.

Viel mehr wissen die Biographen nicht von Luise Rieter. Aber rund ein Dutzend Briefe von ihr haben sich noch im handschriftlichen Nachlaß eines Freundes ihrer Familie gefunden, des bekannten Theologen Prof. Al. Em. Biedermann. Durch die Freundlichkeit ihres Besitzers Dr. Paul Burckhardt, eines Enkels Biedermanns, bekam ich Einsicht in sie und Erlaubnis, aus ihnen so viel mitzuteilen, als zu einer klaren und deutlichen Vorstellung der liebenswerten Persönlichkeit notwendig ist, die bis dahin nur blaß und in allgemeinen Umrissen erkennbar war.

Professor Biedermann war ein entfernter Verwandter Luisens; seine früh verstorbene Schwester

Gertrud ist Luisens beste Freundin gewesen. Vielleicht daß die beiden, Luise Rieter und Biedermann, auch das Wissen um gemeinsame Herzensnöte verband: man wußte, wie der Gelehrte sein Leben lang eine entfernte Verwandte, die Kaufmannsfrau Elise Forrer-Biedermann, im Herzen trug, die sich die Verehrung des berühmten Mannes gerne hat gefallen lassen; so wenigstens erklärt sich leichter, wieso das junge Mädchen so offen dem Mann, von dem es nur 9 Jahre trennten, von seinen zerstörten Hoffnungen sprechen konnte.

In Verwandtschaft und Bekanntschaft gilt das leise alternde Mädchen immer noch als die „Juxtaube". Ihr angeborener Frohsinn spielt aber vor einem trüben Hintergrunde. Ihn braucht sie vor dem vertrauten Freunde nicht zu verdecken. Zwei Proben mögen beweisen, daß ihr aus der heitern Jugend eine Wunde verblieben ist, die, auch vernarbt, noch bei jedem Herzenswitterungswechsel zu schmerzen beginnt.. Wie heißt es doch in G. Kellers „Rotem Bärbchen"? „Gott! Was hab' ich denn getan — Daß ich ohne Lenzgespan — Ohne einen süßen Kuß — Ungeliebet sterben muß?"

Im Brief vom 4. Februar 1865 scherzt sie über ihr Abgestorbensein auf dem Lande — „Ich scherze, aber hinter dem Scherze birgt sich ein gewisser Ernst, wie mir das in meinem Leben schon oft vorgekommen; ich kann's dann gar nicht begreifen, wenn mir die dummen Menschen sagen, ich sei ja immer lustig. Das par parenthèse. Es ist mir heut entsetzlich langweilig, und ich bin nicht klug genug, die Schwäche mit schönen Worten zu übertünchen: Eine Familienwasche, ein neuer Demmeprozeß, eine dritte Encyklica, irgend etwas aufregendes thäte Noth, nur nicht dieses Brüten ob den eigenen ungesunden Gedanken, denen man weder Blüthen noch Früchte abgewinnen kann, die sich wie ein Mühlrad ewig um sich selber drehen, aber statt schmackhaftem Mehl, höchstens schlechte Kleie liefern; die gern oder ungern ihre Nahrung aus Hirngespinsten ziehen, welche ihnen den Boden unter den Füßen wegzunehmen drohen, oder ihnen doch das schwererrungene Gleichgewicht wieder abspenstig machen möchten. Gehört es wohl auch in diese Kategorie, wenn ich Ihnen ehrlich beichte, daß mir bisweilen ein echtes Heimweh nach unseren alten getreuen Freunden am Herzen frißt, nach gemütlicher Plauderei und nach geistvollem Gedankenaustausch, und als mir jüngst die alten Briefe unter die Hände kamen, wußte ich pötzlich nicht, ob ich Papiere oder Zwiebeln vor den Augen hätte."

Und im letzten Brief, den B. erhalten oder aufgehoben hat, heißt es noch deutlicher: („Auf Christenbühl den 14ten April 1866.")

„Ich bin heut' etwas müde, denn wir haben in den letzten Tagen eine große, eine unermeßlich große Wasche gehabt und habe dabei so sehr an der Sonne gebraten, daß meine Hände und Arme gesottenen Krebsen ähnlich geworden sind. ‚Fräulein', rief mir Jemand zu, als ich einen Korb voll trockener Wäsche um den andern einsammeln konnte, ‚die Witterung an Ihrer Wasche ist zu günstig, als daß Sie nicht einen beständigen Schatz hätten." Die Worte klangen mir wie Ironie, ich zuckte mit den Achseln. Ein Bischen mehr Zutrauen in sein Schicksal könnte mitunter nichts schaden! Ich wäre heute in der Stimmung, einen guten Rathschlag zu vernehmen über die Erhaltung des Gleichgewichts und des Zutrauens: zu viel Zutrauen und Alles geht krumm, zu wenig — und Alles geht dumm — der Himmel überzieht sich — ich kann das tonlose Grau nicht leiden — meine Blicke flüchten sich zum Erdboden und spazieren, es ist das Beste, was zu finden ist, über die grünen Wiesen, aber es hungert einen doch dabei . . ."

Über Gottfried Kellers Liebesbeziehungen hat kein freundlicher Stern gestanden. Aber der Dichter hat sich durch die fortgesetzten Niederlagen auf diesem Felde nicht unterkriegen lassen. Ein apokryphes Wort Jacob Burckhardts sagt von den Griechen, sie seien Optimisten des Temperaments und Pessimisten der Reflexion. Gottfried Keller war das Gegenteil: sein ungebändigtes Naturell riß ihn oft zu den härtesten Urteilen über innig verehrte Menschen hin; aber seine ruhige klare Vernunft verschaffte ihm stets wieder den Sieg über sich und die Welt. Er verstand es, mit seinem Ausspruch von „in eigner Angel schwebend ruhn" Ernst zu machen bei sich selber, und sein Künstlertum ließ ihn sich selber im Dichterwort befreien; ihm gab ein Gott, zu sagen, was er litt. Die „süßen Frauenbilder" seiner epischen Schöpfungen sind seine Rache und seine Antwort auf die Absagen des andern Geschlechts. Aber auch die von ihm geliebten Frauen hatten meist kein Glück: die erste starb sozusagen vor dem vollen Erblühen; die zweite und dritte, Maria Melos und Luise Rieter, verblühten unvermählt, die vierte und geistig bedeutendste, Johanna Kapp, endete im Wahnsinn, und die letzte, die erklärte Braut des Herrn Staatsschreibers, Luise Scheidegger, eine zarte, zur Melancholie neigende Natur, hat möglicherweise bösen Einflüsterungen politischer Gegner Kellers Gehör geschenkt; die Lebensangst trieb sie ins Wasser.

Auch von Johanna Kapp sind noch schriftliche Äußerungen an den Dichter da; vor allem ihre Antwort auf Kellers Erklärung ist einzigartig in der Literatur der Frauenbriefe, so beherrscht-klug als grundgütig, so zartfühlend-teilnahmsvoll als wahrhaft vornehm. Als Künstlernatur mag sie Luise Rieter weit überragt haben an allgemein geistiger Bedeutung. Rein als menschliche Erscheinung eines holden Mädchens von nie erschöpfend zu beschreibendem Reiz steht Luise Rieter gewiß an erster Stelle. In alten Liebesbriefen soll man nicht herumstochern wie in erkalteter Asche, weil es selten gelingt, etwas von der Glut zu beleben. Luise Rieters Freundschaftsbriefe an Biedermann aber verströmen für den sorgfältigen Betrachter noch heute etwas vom Duft blutvoll warmen, atmenden Lebens.

Albrecht Schaeffer / Ruhland


Albrecht Schaeffer

Wieder, so scheint es am Beginne des Buches, setzt Schaeffer hier an zu einer Erzählung von einer seltenen und seltsamen Verbundenheit zweier Menschen. Doch begleiten ihre Lebensbahnen einander dann nicht, sondern die eine löst die andere ab, so daß der eine der jungen Männer Dasein und Aufgabe des andern fortführt und, was jenem zu schwer hätte sein mögen, zum guten Ende bringt.

Eigentlich wissen sie beide mit ihrem Leben nichts Rechtes mehr anzufangen, als sie einander treffen: Ewald Monthiver, der junge Sohn eines alten Geschlechts, doch müde schon und entschlußlos, und der ohne Engagement verzweifelnde, ein paar Jahre ältere Schauspieler. Und in der sommerlichen Mondnacht, auf schwankendem Kahn scheinen sie beide zu frühem Ende bestimmt, selbstgewähltem Tode geneigt.

Doch als dann der Krieg — es ist kurz nach der Unglücksschlacht bei Jena — den jüngeren, aus innerer Notwendigkeit mehr denn durch äußeren Zufall, hinwegnimmt, erkennt der andere in dessen jäh abgerissenem Leben die große Aufgabe, den Zweck und Sinn, die ihm das eigene nicht mehr zu bieten vermochte. Die überraschende Ähnlichkeit der äußeren Gestalt, die sie sogleich zueinander drängte, erscheint ihm jetzt als Wink der Vorsehung, die Umstände nötigen ihn geradezu, Uniform und Papiere des Toten sich zuzueignen, und so kommt er dann als Ewald Monthiver zu dessen Vater, auf dessen Gut am niedersächsischen See.

Es ist ein Betrug, der den andern, die ihn erwarteten, die Täuschung läßt, der Sohn und der Freund, der Erbe und der Herr sei wiedergekehrt; ihm selbst aber bringt er nicht Genuß und Besitz, sondern Pflicht und Mühe, Verwirrung und Seelenqual.

Der Vater erliegt bald einem Schlaganfall, die Stiefmutter, eine französische Schauspielerin, ertrug das Leben auf dem einsamen Gute nur noch in der Hoffnung auf seine Liebe. Aber er weiß sie bald zu entfernen und widmet sich ganz der Aufgabe, die er hier für sich sieht: Aus dem verwahrlosten Besitz wieder einen blühenden, schuldenfreien Gutsbetrieb zu machen. Er ist viel herumgekommen, ist gewöhnt, die Augen aufzuhalten und kräftig zuzupacken. So scheut er sich denn auch nicht, hier eine große Versteigerung überflüssiger alter Gegenstände durchzuführen, mit dem Gelde die dringendsten Verpflichtungen einzulösen und von den Neuerungen der bewegten Zeit die erst heftig bekämpften, hernach aber freudig anerkannten bedeutendsten einzuführen: die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft und den Rübenzuckerbau. Er läßt weiter den flachen, sumpfigen See austrocknen und gewinnt dadurch fruchtbares Siedlungsland.

So könnte er mit tiefer Befriedigung auf ein sichtbar gesegnetes Lebenswerk blicken. Indessen wird er nach ein paar Jahren immer stiller, vergräbt sich immer tiefer in die Arbeit bloß um der Arbeit willen, kehrt sich immer finsterer von den Menschen ab. Der Pfarrer, der ihm in treuer Freundschaft und mit überlegenem Geist schon bald zur Seite trat — Jonathan Hochwächter ist sein Name — fühlt, daß „sein Geist mit einer Aufgabe beschäftigt sei, die seine Kräfte übersteigt". Mit der Aufgabe, die „Falschheit" seines jetzigen Lebens, so erfolgreich es auch sein mag, ins rechte zu setzen, wird er nicht fertig. Und nicht er allein. Da ist vor allem Clarissa, des Verwalters gelähmte Tochter, die den Geliebten Ewalt verändert und gealtert fand vom ersten Tage seiner Wiederkehr an. Und ihre Krankheit, die nicht weichen will, ihre verzweifelten Versuche, sich von ihr zu befreien, ja, den Tod zu suchen — sind sie etwas anderes als Ausdruck ihrer Zweifel am wahren Wesen dessen, mit dem sie sich vereint sehen möchte und den sie doch so seltsam fremd empfindet? Endlich ringt er sich zu einer erlösenden Beichte durch, die ihm seine Gewissenslast nimmt und ihr die schmerzlich-heilende Gewißheit schenkt, daß er nicht der sei, den sie erwartet hatte, aber ihr bestimmt und im Bilde des jüngeren, nun toten Jugendgenossen nur vorgeahnt.

Nach der befreienden Aussprache sucht er den neuen Feldzug von 1813 als Gottesgericht: er wird verwundet, aber wieder gesund; Clarissa schenkt einem Knaben das Leben, und ihr Leiden verliert sich. Als sinnvolle Fügung erweist sich nun, was als frevles Spiel mit verwirrendem Zufall hätte verdammt werden können, als Fügung, deren tiefen Sinn Hochwächter in Anlehnung an die Ausdrucksweise des weit- und warmherzigen Christentums jener Tage zu umschreiben sucht, den er anfangs schon in der ruhigen Bestimmtheit von des Freundes Wesen ahnte, dem er den Namen „Ruhland" beilegte.

„Daß einer so tut wie dieser, das ist einmal und nicht wieder. Ein in sich geschlossen bleibender Vorgang, dem nichts sich entnehmen läßt — außer

für uns, für jedermann klar und scharf: daß er nicht sein darf", der aber zeigt, „daß der edle Mensch das Unedle zu adeln vermag", denn „der Gute kann — in welcher Lage auch immer — nur Gutes tun":

„Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift."

Dem bedächtig Lesenden erschließen sich viele schöne und bedeutende Beziehungen, und es ist ein verpflichtendes Vorrecht der Dichter, unsere Kenntnis von des Menschen Wesen und Geschick zu erweitern und zu vertiefen und Geschichten auch an der Grenze des Ungemeinen zu ersinnen, sofern man sie nur überzeugend zu gestalten, ihren Sinn behutsam zu deuten weiß. (Verlag Rütten & Loening, Potsdam. 447 S. RM 6.80.)

Bruno Loets

Cara

Vielleicht wird mancher aus der Gemeinde Albrecht Schaeffers den Roman „Cara" für das schönste Buch des Dichters nehmen. Schaeffer hat den Mut, mit diesem Eheroman zuerst die Erschütterung einer glücklichen Ehe durch zwei tragische Schickungen, Kinderlosigkeit und Krieg, in aller, sehr tief gefaßten Problematik zu zeigen, um dann die Lösung — rein dem Geschehen nach genommen — durch einen Ehebruch Caras mit einem vom Krieg verstörten jungen Klosternovizen zu geben, durch den die bisher Unfruchtbare zur Mutter wird und bereit nun auch für ein Kind des aus langer Gefangenschaft heimkehrenden eigenen Mannes. Dieses Kind gibt der Ehe die letzte Erfüllung und überwindet als das junge neue Leben das große Sterben des Krieges. — So gern man zu diesem versöhnenden Schlusse sein Ja geben wird, so zweifelhaft und schwer erträglich wird, zumal für den einfach empfindenden Menschen, die gewagte Lösung durch den vermittelnden Ehebruch sein. Aber für Schaeffer selbst liegt in dem Sichverlieren Caras nichts Verwerfliches, ja, er meint diese Tat — denn Cara heißt eigentlich Caritas — vielmehr als Geschenk, durch das die Frau die Not des Krieges wenigstens an dem einen Opfer heilt. Sie stellt damit die Heilsordnung Gottes wieder her, als eine tief Demütige, die sich gläubig als Werkzeug des göttlichen Willens fühlt. Der Roman wird dadurch im letzten Grunde zur Legende. Und erst als moderne Heiligenlegende erschließt sich das Werk dem tiefer Schauenden in der Gleichnishaftigkeit aller seiner Begebenheiten, die nicht in einfacher Wirklichkeit genommen, sondern als Offenbarungen eines über den Menschen waltenden übersinnlichen Heilsverlaufs geglaubt werden sollen. So ist der Schaeffersche Roman auch da, wo nicht ausdrücklich vom Wesen der katholischen Kirche und ihrer Stellung zum Kriege die Rede ist, eine Schöpfung unverkennbarer katholischer Geisteshaltung. (Verlag Rütten u. Loening, Potsdam. 298 S. RM 6.—.)

Werner Wien

Hadrian Maria Netto
„Drei Lilien"

Der neue Roman Nettos ist in der Nachfolge Fontanes geschrieben. Aber er ist kein Abklatsch des Alt-Berliner Meisters, sondern eine aus heutigem Geist kommende Fortführung. Die Liebe, eine etwas bissige, kritische Liebe, die der Verfasser seinen Figuren entgegenbringt, ist fontanisch, Milieu und Problem erinnern an ihn. Aber die Zeichnung ist heller, schärfer, entschiedener. Das tragische Ende entwickelt sich nicht nur folgerichtig, sondern es ist den inneren Gesetzen der Personen gemäß unausweichlich — wie bei Fontane. Der Unterschied ist, daß die Zurückbleibenden von dem Tode der Vorangehenden geschüttelt und geläutert, klarer ihre Bahn weitergehen werden, während bei Fontane alles mehr oder weniger beim alten bleibt.

Die Geschichte selbst ist von einer volksliedhaften Einfachheit. Der Leutnant von Erebra, ein zweiter Sohn, Offizier bei der eben neugeformten Reichswehr, gerät in einen doppelten Konflikt. Einmal wird aus einer Jugendfreundschaft zu Liesel Radtke, der Tochter eines Feldwebels seines Vaters, eine Liebe, die zu keinem guten Ende führen kann. Zum zweiten verunglückt sein Bruder, dem das Gut „Drei Lilien" gehört, und er muß nun wählen zwischen seinem Wahlberuf und seinem Erbberuf. Er übernimmt nach inneren Kämpfen das Gut. Er entfremdet sich seiner bisherigen Umgebung. Liesel Radtke kommt wie von selbst aus seinen Gedanken, und Liesel, die ein Kind von ihm erwartet, ist nicht der Mensch, auf Rechte zu pochen. Sie versucht, sich in eine Ehe mit einem famosen Tischler zu retten, der die Wahrheit weiß und sie trotzdem zum Standesamt führt. Die Ehe aber dauert nicht lange, da Liesel stirbt, nachdem sie ein nicht lebensfähiges Kind zur Welt gebracht hat. Erebra hat unterdes die Braut seines verunglückten Bruders geheiratet, er hat das bedrohte Erbe auf diese Weise gerettet. Er hat ein Opfer für „Drei Lilien" gebracht und ist weder glücklich noch unglücklich dadurch geworden. Liesels Tod erschüttert ihn heftig, und man spürt, daß er in Zukunft ein lebendigeres und klareres Leben führen wird. Daß er Liesel in „Drei Lilien" beisetzen läßt, ist der Schlußpunkt des Buches und zeigt in einer feinen Symbolik, wie Schuld nicht ausgelöscht werden kann, aber gemildert und wie vor dem Tode viele Schwierigkeiten schweigen und sich neigen.

Ebenso lebendig wie das Leben auf dem Gut ist das Leben des Nachkriegs-Berlin geschildert, das strenge Garnisonleben der Reichswehr, ein Spartakusaufstand und der Opfertod eines entwurzelten, aber lebenstarken Offiziers, des Reichsfreiherrn von Bevern, der eine unvergeßliche Figur ist.

Im ganzen ist der Roman ein höchst lesenswerter Beitrag zur Gestaltlehre unserer Zeit, ein Roman, der eindringlich und aufschlußreich die Wechselwirkungen zwischen Stadt und Scholle schildert. (Rowohlt Verlag, Stuttgart. 283 S. RM 5.50)

Walter von Hollander

Napoleon und kein Ende

Neuerscheinungen der Napoleonliteratur

(vgl. »Weltstimmen«, Jahrgang 1937, S. 255)

Mit dem zweiten Band „Der Tod des Kaisers" — der erste wurde an dieser Stelle (Jahrgang 1937, S. 255) bereits gewürdigt — liegt Octave Aubrys groß angelegtes Werk über die Gefangenschaft Napoleons auf Sankt Helena nunmehr abgeschlossen vor. Wieder hat der Verfasser mit größter Gewissenhaftigkeit das gesamte wertvolle, unveröffentlichte Quellenmaterial zu einem lebenswahren Gesamtbild verarbeitet. Es ist einsam um den gefangenen Kaiser geworden; ein Gefährte nach dem andern hat die ungastliche Felseninsel verlassen, zuletzt auch der derbe, aber ehrliche Gourgaud, der Napoleons Eckermann gewesen ist. Außer Graf Montholon und dem Hofmarschall Bertrand und seiner Frau sind es nur die Diener, die in dem Farmerhaus von Longwood ausharren. Zu ihnen gesellen sich der korsische Abbé Vignali und die Ärzte O'Meara, ein Brite, der Napoleons besonderes Vertrauen genießt, und der Korse Antommarchi, ein Mann von zweifelhaftem Ruf und geringem Können, der sich seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen zeigt. Mit völlig unzureichenden Kenntnissen und Mitteln suchen sie Napoleons furchtbare Leiden zu bekämpfen, deren Charakter sie nicht einmal erkannt haben. Aubry räumt mit zahlreichen rührseligen Legenden auf, die sich in die Memoiren der „Evangelisten von Sankt Helena" eingeschlichen haben, und wird auch der Gestalt des vielumstrittenen Gouverneurs Sir Hudson Lowe gerecht, dem die schwere und undankbare Aufgabe zufiel, der Kerkermeister des verbannten Empereur zu sein. Der von seinen Zeitgenossen verkannte und gehaßte Mann hat nur seine Pflicht als Soldat getan. Aubry schildert den Todeskampf Napoleons und auch die Überführung der Leiche nach Frankreich, wo der tote Cäsar im Invalidendom seine letzte Ruhestätte gefunden hat. In den beiden würdig ausgestatteten Bänden besitzen wir die erste umfassende und bis ins Kleinste zuverlässige Geschichte des wohl am schwersten darzustellenden Lebensabschnittes Napoleons.

In deutscher Sprache sind jetzt auch die Memoiren des Generals Marquis de Caulaincourt erschienen, deren französische Originalausgabe wir seinerzeit eingehend besprochen haben (Weltstimmen, Jahrgang 1934, S. 12). Es wurde dort gesagt, daß es sich bei den Aufzeichnungen des Großstallmeisters und Botschafters des Korsen, die ein volles Jahrhundert nach ihrer Niederschrift erstmalig der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden, um eines der wertvollsten und wichtigsten Quellenwerke zur Beurteilung des eigenartigen Charakters des Franzosenkaisers handelt. Diesen Eindruck gewinnt man auch aus der nunmehr erschienenen deutschen Ausgabe, die unter dem Titel „Unter vier Augen mit Napoleon" vorliegt. Die rund 300 Seiten der von Dr. Friedrich Matthaesius besorgten flüssigen Übersetzung umfassen die Abschnitte des dreibändigen Originals, die uns die entscheidende Schicksalswende im Leben Napoleons schildern. Wir erfahren, wie die in Tilsit angeknüpfte Freundschaft zwischen Empereur und Zar seit der Begegnung in Erfurt im Herbst 1808 allmählich erkaltete und die beiden Herrscher über der Teilung der Welt schließlich zu Feinden wurden. Als langjähriger Botschafter am Zarenhof kannte Caulaincourt die russischen Verhältnisse aus eigener Anschauung, und bot daher alles auf, um seinen kaiserlichen Herrn von dem verhängnisvollen Feldzug von 1812 abzuhalten. Er begleitete dann Napoleon auf dem Rückzug und saß an seiner Seite auf der abenteuerlichen Schlittenfahrt von Smorgon nach Paris. In den vierzehn Tagen dieser Reise durch Polen und Deutschland hat Napoleon in den historischen „Schlittengesprächen", die der Großstallmeister meist noch am selben Tage seinem Notizbuch anvertraute, rückhaltlos Einblick in seine Gedankenwelt gewährt und dabei Ideen und Anschauungen entwickelt, die ihrer Zeit um ein Jahrhundert voraus waren und erst in unseren Tagen verwirklicht sind. Eine Fülle gutgesehener Einzelzüge trägt zur Abrundung des Charakterbildes bei, wie wir hier auch erstmalig einen glaubwürdigen Bericht über den lange angezweifelten Selbstmordversuch erhalten, den der besiegte Welteroberer nach seiner Abdankung in Fontainebleau unternahm. In dieser denkwürdigen Nacht zum 13. April 1814 weilte nur Caulaincourt am Bett des Lebensmüden, der ihm in diesen Stunden der Verzweiflung eine erschütternde Beichte ablegte.

In deutscher Übertragung liegen jetzt auch die 278 Briefe vor, die Napoleons Mutter Letizia Bonaparte in den Jahren 1784 bis 1827 teils an ihren großen Sohn, teils an ihre übrigen Kinder, Schwägerinnen und Enkel gerichtet hat. Der italienische Archivar Piero Misciatelli hat sie bis auf wenige, die schon früher bekannt waren, aus den Sammlungen ihres Urenkels, des Grafen Joseph Primoli und des Barons Beauverger zusammengetragen und veröffentlicht. Für die deutsche Ausgabe schrieb der französische Napoleonspezialist Octave Aubry ein kurzes Lebensbild der Madame Mère, das durch die Einführung des früh verstorbenen Misciatelli ergänzt wird. Obwohl es sich vorwiegend um Briefe privaten Inhalts handelt, die fast ausschließlich an die nächsten Familienangehörigen gerichtet sind, fesseln sie doch den Leser im höchsten Grade, denn sie zeigen uns die Korsin, deren Stammbaum übrigens in gerader Linie auf das fränkisch-langobardische Adelsgeschlecht der Rambaldo di Collalto zurückreicht, als die Trägerin des auch bei ihrem großen Sohne so stark ausgeprägten Familiensinnes, den die übrigen Ge-

schwister nur zu oft verleugneten. Ihr nüchterner Tatsachensinn ließ sich niemals durch den Ruhm und die Macht Napoleons blenden; selbst in den Tagen des höchsten Glückes bangte sie um die Zukunft. Letizia beherrschte niemals geläufig die französische Sprache; ihre Briefe diktierte sie in späteren Jahren meist ihrer Sekretärin, sie verraten indes doch eine erstaunliche Klarheit und Schärfe des Urteils und einen diplomatischen Verstand, der oft mit eigensinniger Starrköpfigkeit gepaart ist — alles Eigenschaften, die sie auch auf ihren größten Sohn vererbt hat. Er ist und bleibt stets ihr Abgott, und wenn sie sich auch nicht immer seinen Befehlen und Wünschen fügt, so verlangt sie doch von ihren übrigen Kindern bedingungslose Unterwerfung unter den Willen des Gewaltigen. In diesen Briefen lernen wir sie von ihrer sympathischsten Seite als Mutter kennen, „aller Verehrung würdig", wie Napoleon selber von ihr sagte.

Neben der Mutter hat keine zweite Frau einen tieferen Einfluß auf Napoleons Seelenleben ausgeübt als Josephine, die er nach kaum dreitägiger Ehe verlassen mußte, um als Armeekommandant nach Italien zu eilen. In seinem umfangreichen Buch „Die Straße des Ruhmes" wählt der Engländer Britten Austin einen Mittelweg zwischen geschichtlicher Darstellung und romanhafter Ausschmückung, um die manische Besessenheit des von kriegerischem Ehrgeiz wie von Liebesraserei gleich verzehrten Generals Bonaparte zu schildern. Unablässig eilen die Gedanken des jugendlichen Generals vom Kriegsschauplatz über die Alpen nach Paris, wo die vergötterte Frau weilt. Am Lagerfeuer nach blutigem Kampf, in der Atempause zwischen zwei Schlachten, todmüde nach ungeheuren Anstrengungen schreibt er die glühendsten Liebesbriefe, die je an eine Frau gerichtet wurden, und beschwört sie, auf dem kürzesten Wege zu ihm zu eilen. Eine Stunde später, mitten in der Nacht, sprengt ein Adjutant davon, um mit der Nachricht von neuen Siegen den mit fiebernder Hand niedergeschriebenen Brief an die Generalin Bonaparte über die Alpen zu befördern. Aber dieser Sinnentaumel lähmt nicht seinen Geist, sondern sport ihn zu rastlosem Tatendrang und unerhörter Leistungsfähigkeit an. Britten Austin erzählt die kriegerischen Ereignisse, die sich bisweilen geradezu überstürzen, anschaulich und lebendig, als erlebe sie der Leser an Bonapartes Seite mit.

„Das Herz der Kaiserin" nennt der durch zahlreiche Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Geschichte Napoleons aufs beste eingeführte Wiener Historiker Baron de Bourgoing — übrigens ein Urenkel jenes gleichnamigen Offiziers, der 1812 neben Caulaincourt dem Kaiser im Schlitten aus Rußland folgte — sein Buch, das als die erste zuverlässige Geschichte der zweiten Ehe Napoleons angesprochen werden kann. Die Nachwelt ist mit der Habsburgerin Marie Luise scharf ins Gericht gegangen. Zu Unrecht, meint Bourgoing, da dieses Urteil sich bisher fast ausschließlich auf die mehr als einseitige und bewußt gehässige Darstellung französischer Historiker wie Masson u. a. stütze, die es nie der Mühe für wert gefunden hatten, das umfangreiche, in den Wiener Archiven ausgespeicherte Urkundenmaterial gewissenhaft und unparteiisch zu verarbeiten. Bourgoing hat dies in ebenso gründlicher wie unvoreingenommener Weise getan und vor allem auch einwandfrei nachgewiesen, daß Marie Luise sich keineswegs leichten Herzens von ihrem Gatten losgesagt hat. Die seelischen Kämpfe, die dieser Trennung vorausgingen, lassen uns die geistig unbedeutende, charakterlich haltlose Frau, die im Grunde genommen doch nur Opfer und Werkzeug der Politik war, in milderem Lichte erscheinen. Dem Verfasser war es dabei keineswegs um eine posthume Ehrenrettung Marie Luises zu tun, er wollte durch seine ebenso sachkundige wie fesselnde Darstellung nur der geschichtlichen Wahrheit dienen, indem er Fehlurteile und Legenden widerlegte.

Auch ohne neues Quellenmaterial zu erschließen, ist es dem Engländer Piers Compton gelungen, ein anschauliches und vermöge reichlicher anekdotischer Kleinmalerei recht fesselndes Lebensbild des „Tapfersten der Tapferen" zu entwerfen, welchen Ehrentitel Napoleon dem Marschall Ney verliehen hatte. Ney war seiner Abstammung nach ein Saardeutscher und gehörte einer heute noch im Rheinland und in der Pfalz stark verzweigten Sippe an. Er verzichtete auf bürgerliche Versorgung, um ein halbes Jahr vor Ausbruch der Revolution als Freiwilliger beim 5. französischen Husarenregiment in Metz einzutreten. Damit begann eine ruhmvolle und glänzende Laufbahn, die ihn in rascher Folge die ganze Stufenleiter der militärischen Rangordnung emporsteigen ließ, bis er schließlich als Hochverräter unter den Kugeln der eigenen Soldaten ein Ende nehmen sollte. Das Todesurteil des bourbonischen Kriegsgerichtes vermochte indes der Ehre des tollkühnen Haudegens, der ein unerschrockener Draufgänger, aber kein vorsichtiger Diplomat war, keinen Abbruch zu tun. Zu wünschen wäre gewesen, daß der Verfasser wenigstens am Schluß seines Werkes Rechenschaft über das benutzte Quellenmaterial abgelegt hätte.

Friedrich Wencker-Wildberg

Octave Aubry, Der Tod des Kaisers. E. Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich. 416 S. RM 6.50.

General Caulaincourt, Herzog von Vicenza, Unter vier Augen mit Napoleon. Velhagen und Klasing, Bielefeld. 308 S. mit 8 Abbildg. RM 8.50.

Pierre Miscatelli, Letizia Bonaparte. Napoleons Mutter in ihren Briefen. E. Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich. 384 S. m. 17 Abb. RM 7.50.

Britten Austin, Die Straße des Ruhmes. Bonaparte in Italien. H. Hugendubel Verlag, München. 384 S. m. 12 Bildtafeln. RM 7.50.

Baron Jean de Bourgoing, Das Herz der Kaiserin. Die Ehe Napoleons mit Marie Luise. Nach unveröffentlichten und vergessenen Dokumenten. Essener Verlagsanstalt, Essen. 464 S. mit 16 Kunstdrucktafeln und Faksimiles. RM 7.50.

Piers Compton, Marschall Ney, Der Tapferste der Tapferen. W. Goldmann Verlag, Leipzig. 258 S. m. 15 Abb. RM 7.50.

Mathilde von Metzradt / Die Tänzerin von Lucera

Der letzte Akt der Staufer-Tragödie: letzter Kampf um das verlorene Reich. Gegen Manfred von Sizilien, Friedrichs Sohn, rüstet Karl von Anjou, ihm die letzte Krone zu entreißen.

Friedrich, der große Staufer, lebt nicht mehr. Im kolossalen Bau des apulischen Kaiserpalastes, in Lucera residiert sein Sohn. Der Glanz der väterlichen Sonne gibt noch so viel Widerschein zurück, daß sie das blonde Haupt dieses letzten Königs aus staufischem Geschlecht wie mit einer Gloriole der Unantastbarkeit umflicht.

Manfred ist reich, hundertmal reicher als der Capetinger Anjou, der sich seine Geldmittel mühsam zusammenborgen muß; an Manfreds Hof huldigen alle Stämme, die noch Manfreds Vater unter seinen mächtigen Arm zwang. Er empfängt Gesandtschaft des Beys von Tunis und anderer orientalischer Fürsten, er diskutiert mit den Gelehrten aller Fakultäten, schätzt die philosophischen Gespräche und wird durch sein ungeheures Wissen, seine Liebe zu den schönen Künsten, seine Leidenschaft für die Jagd vor allen anderen Fürsten ausgezeichnet. Zudem besitzt er etwas, was Anjou nicht hat: die Liebe seines Volkes und seiner Familie. Der Stern steht über Manfred. Kann Anjous Arm diesen Stern herunterreißen?

Nicht sein Arm, aber das Schicksal kann es, das sich diesem Arm ausleiht. Denn das Schicksal hat den Untergang der Staufer beschlossen; unerbittlich reiht es Stufe an Stufe bis zum Schafott, das Manfreds Neffe, Konradin, einst besteigen wird.

Karl von Anjou, Bruder des französischen Ludwig, mit der reichen Erbin der Provence vermählt, hatte sich in vielen Kämpfen um sein eigenes Land erprobt. Er ist der Mann der unbeirrbaren Zähigkeit und eisernen Tatkraft, mit politischem Weitblick und mit der Begabung, die Widerstände teils mit Gewalt, teils durch kluge Verhandlungen zu brechen. Er war eher kirchenfeindlich als Rom zugewandt. Arm an äußeren Mitteln besaß er mehr, um sich durchzusetzen: den unbesiegten Arm und den unbeugsamen Willen zur Macht. Während Anjou sich hierhin und dorthin verbündet, kriegerisch und diplomatisch fechtend, seinen Weg nach Rom und über Rom hinaus fortsetzt, feiert König Manfred weiter Feste, ergibt sich der Jagd, der Musik, der Einsamkeit, schmollt mit seiner sanften Gattin Helena, zieht von Burg zu Burg, von Schloß zu Schloß und verliert sich an eine sonderbare Liebe: an eine Kugeltänzerin, eine Dirne, die von Hand zu Hand wandert und von ihm gekauft wird. Sonderbare Halbtagsdämmerung schwebt um diese kurze Zweisamkeit. Das Mädchen, dem er sich bis zum Haß verwandt fühlt, leugnet seine königliche Hoheit und beleidigt ihn, wie ihn noch nie ein Mensch beleidigt hat: „Nur deine Krone leuchtet — nicht du!" Mit dem Schmerzlaut dieses Wortes spricht sie sein Schicksal über ihn aus.

Die Gestalt dieser Tänzerin ist wie eine seltsame Arabeske in das düstere Bild des Untergangs gezeichnet, spuk- und schattenhaft taucht sie immer wieder auf; bald ist sie bei Manfred, bald bei Anjou. Kaiser Friedrichs Ring am Finger, den ihr Manfred zuwarf, irrt sie wie die lebendig gewordene Sage von Ort zu Ort, unangreifbar und anfaßbar bis zum letzten Grunde. Das Gesicht der Liebe rätselhaft verbergend, erscheint sie fast wie der sagenhafte schwarze Schwan, der den Staufen Unheil bringen soll.

Das Unheil naht mit grausamer Unerbittlichkeit. Besser als gekaufte Söldnerheere bereitet die Kirche Anjou seinen Weg.

„Verwerflicher als Anjous Wollen ist die Mutter des Gedankens, die Antreiberin und Reizerin zur Tat, die Kirche. Sie zeiht uns (die Staufer) der Häresie, der Ketzerei, macht unsern Vater, den großen Kaiser, zum Antichrist und Luzifer . . . So wollen wir die Leuchte für die Welt halten, daß sie das wahre Antlitz dieser Kirche sehe, die selbstmörderisch die eigene Größe und die Wahrheit schändet, deren Reich nicht von dieser Welt sein sollte, und die doch dieser Welt verfallen ist. Nicht die Kirche trägt das Lebendige der Gottheit, es entglitt im Dogma, in der Herrschsucht, im Diesseits."

Ein König, der die Kirche so kennt, kennt auch ihre Waffen. Aber er sieht sie anscheinend nicht für ebenbürtig an. Denn er verbietet seinen Rittern und Getreuen die rasche Tat; als Anjou im vollen Siegeszug sein Land betritt, zögert er immer noch. Fast könnte man hinter dieser lässigen Ruhe eine Absicht suchen, fast macht sie Anjou selber unruhig. Aber man beruhigt ihn: „So bewußt, wie in jedem Wort, wie in jeder Geste und jeder Tat Kaiser Friedrich war, so unbewußt, so fatalistisch ist König Manfred. Er läßt sich treiben wie ein Segler vor dem Winde . . ."

Einmal ist er schon auf dem Weg nach Rom. Alle Umstände für einen raschen Fall der Stadt und die Wiederaufrichtung der staufischen Herrschaft sind ihm günstig. Wie ein Gott der Sonne reitet er silberstrahlend, weißgegürtet, im Stahlschein der Lanzen, auf die Tore Roms zu, und der Stern scheint groß und offen über ihm zu stehen. Da trifft ihn auf dem Wege die Nachricht vom Tode seiner abgöttisch geliebten Schwester und das nicht zu Fassende, das Unverantwortliche geschieht: Manfred bricht den Weg nach Rom ab und kehrt um.

Der Stern über ihm erlischt.

Einmal noch trifft er die Tänzerin, die Fremde, die ihn plötzlich mit den Augen seiner Schwester ansieht. Ist es ein Zufall, daß die blauen Staufer-Augen aus ihr leuchten? Ist sie wirklich die Tochter

einer jener Frauen, die sich Kaiser Friedrich in seinem Schloß in Lanzia hielt? Die Lösung wird nur erahnt und ins Schicksalhaft-Zeitlose entrückt. Aber es ist ein Wiedersehen und Abschied, der das Zeichen sanfter Vollendung trägt: „Gemrud, arme kleine Schwester . . .“ Und es will dem König scheinen, „als stünden sie beide vor dem Tor der längst verschlossenen Heimat“.

Der Tag, der dieser Stunde folgt, ist der Todestag der staufischen Herrschaft. Manfreds Blut und das seiner Paladine tränkt den Boden der Ebene von Benevent. Verrat gab den letzten Dolchstoß, Manfreds erstes Treffen mit Anjou ist sein letztes, fremde Söldnerheere überfluten Sizilien, und die Stauferkrone rollt zerbrochen in den Sand.

Anjou, der sie aufhebt, wird sie nicht zu tragen wissen, er häuft Blut und Schuld um ihren Reif. Ein paar Jahre später rollt Konradins goldhaariges Königshaupt Anjou zu Füßen. Mit ihm stirbt am Fuß des Blutgerüstes eine unbekannte Sarazenin durch die Waffe eines Wachsoldaten . . .

Das Geschick erfüllte seine ewigen Gesetze und ließ „die Staufer wie Sterne verglühen in das Reich, in dem sie Urstand haben“. Denn sie waren Arm und Schild gewesen, und was fiel, war nur der Ablauf ihres Schicksals, nicht sie selbst. (Verlag F. Bruckmann, München. 371 S. RM 6.50.)

Baroneß Orczy / Eine Frau unter Tausenden

In diesem Buch (Marion von Schröder Verlag, Hamburg. 378 S. RM 6.80) wird das Leben einer Frau erzählt, die einmal damit rechnen konnte, Frankreichs Königin zu werden und damit das verhängnisvolle Erbe einer Marie Antoinette, einer Josephine und Marie Louise anzutreten.

Aber für Caroline Ferdinande, Prinzessin von Neapel, Gattin des Neffen seiner allerchristlichsten Majestät des Königs von Frankreich, Mutter des Thronerben (der niemals einen Thron zu erben hatte), hielten Glanz und Ehren nicht einmal bis zu den Stufen der erhofften Königinnenwürde vor. Ihr Leben beginnt im Schatten und endet dort. Nur einmal neigt sich ihr das Glück der Auserwählten für eine kurze Zeit. Diese Jahre verwehen wie ein Rausch und Traum. Ihr Feuergeist, ihr Ehrgeiz, ihr maßloser Trieb zum edlen Abenteuer — all das vermag ihr keinen Fußbreit Boden des Landes zu gewinnen, dessen Regentin sie werden sollte. Doch ihr Leben, das sie mit dem Überschuß ihres Temperaments, mit der Triebkraft ihrer Pläne erfüllt, ist es wert, so farbig geschildert zu werden, wie es in diesem Buch geschieht.

Die Prinzessin wird in einer Gewitternacht im alten neapolitanischen Schloß Caserta geboren. Wenige Monate nach ihrer Geburt wird das Königshaus abgesetzt und vertrieben. Sie erlebt ihre Kindheit auf Sizilien. Dieses Land der Palmen und Orangenbäume, des ewig blauen Himmels wird immer das Land ihrer Liebe und ihres Heimwehs bleiben. Sie ist ein ungestümes, eigensinniges Kind. Eitelkeit und Jähzorn vertreiben die Gespielen. Nur einer bleibt ihr treu: ein blasser artiger Knabe aus dem alten Geschlecht der Grafen Lucchesi-Palli, der sich für sie strafen und prügeln läßt. Sie ist nicht gut zu ihm, aber er liebt sie mit der Demut einer tiefen Knabenliebe. Er erträgt ihre Launen auch noch, als sie siebzehn Jahre alt ist, bildhübsch, leidenschaftlich und mit der Aussicht, Äbtissin in einem der vielen Klöster Siziliens zu werden.

Da aber tritt der große Umschwung in ihr Leben ein. Er kommt aus der großen politischen Umwälzung Europas: der Stern Napoleons versinkt, Ludwig XVIII. wird auf den Thron zurückgeholt, und auch Carolines Vater kann wieder in Neapel einziehen. Das Aschenbrödel aus Sizilien rückt in seinen königlichen Stand zurück. Doch das Märchen wird noch zauberhafter: Frankreichs Abgesandter bittet im Namen seines Königs um die Hand der Prinzessin für den Herzog von Berri, den jüngsten Anwärter auf den wiedergewonnenen Thron. Mit einem Schlage ist das Schattendasein aus. Königliche Ehren empfangen die schöne und liebenswürdige, mit dem ganzen Scharme ihres südlichen Temperaments ausgestattete königliche Braut. Ein Jubel ohnegleichen geleitet sie durch geschmückte Städte und bekränzte Straßen bis in das Brautbett in Paris.

Es wird eine (im oberflächlichen Sinne) glückliche Ehe, in der keiner der beiden Gatten die Fehler und Neigungen des andern tragisch nimmt. Die Passionen des Herzogs können sich ebenso frei austoben wie die Verschwendungssucht und der Vergnügungshunger seiner Gemahlin, die den König von Frankreich und das ganze Volk zu bezaubern versteht. Ihr Glück erreicht den Höhepunkt, als sie nach der Geburt mehrerer Kinder, von denen nur eine Tochter am Leben bleibt, sich als die Mutter des Thronerben verehrt und gefeiert fühlt.

Da trifft sie mitten im Glanzpunkt ihres Lebens der Schicksalsschlag, der sie aus ihrer Stellung und aus ihrem Glück wegräumt wie eine überflüssig gewordene Puppe: ihr Gatte, der Herzog von Berri wird vor dem Portal der Oper von einem französischen Arbeiter ermordet. Neue Unruhen bringen das Königshaus in Gefahr, führen den Zusammenbruch herbei. Ein Orleans wird zum König ausgerufen, der alte Ludwig geht mit seinem Sohn, dem Herzogspaar von Angouleme und mit Caroline Ferdinande und ihren Kindern in die englische Verbannung.

Das Lied ist aus.

Ist es das wirklich? Nie und nimmer glaubt die lebensprühende Herzogin daran. Ihr ganzer Charakter, so gern dem Glück und Leichtsinn hingegeben, strafft und spannt sich. Sie traut sich Unerhörtes, Niedagewesenes zu: mit Unterstützung weniger Getreuer, im Widerstand gegen die ganze Familie beginnt sie einen wahren Feldzug, um ihrem Sohn die Krone Frankreichs wiederzuerobern. Ihr Unternehmungsgeist, mit heroischer Abenteuerlust und Romantik erfüllt, kennt keine Grenzen und

wird durch keine Vernunft gebändigt. Sie beginnt einen ausgedehnten Briefwechsel mit allen Ländern der Erde, sie wendet sich an alle Herrscher Europas, fordert Machtmittel und Unterstützung. Man sagt ihr vieles zu — und hält gar nichts. Sie fährt nach Sizilien und Frankreich, durchreist alle Provinzen, die sie einmal auf ihrem Brautzug der unwandelbaren Treue versichert hatten, und erlebt, daß Treue ein Wort ist, das viel leichter im Munde wiegt als in der Tat. Sie zieht sich durch ihre ständige Streitlust den Haß und Unmut ihrer königlichen Verwandtschaft und die Abneigung ganz Frankreichs zu. Die einzigen Stunden des Glücks erlebt sie jetzt nur im Zusammentreffen mit dem Gespielen und Ritter ihrer Jugend: dem Grafen Lucheri-Palli, der sie wohl trösten, ihr aber nicht helfen kann. Die ganze gefährliche Tragikomödie ihres aussichtslosen Feldzugs, der ebenso reich an Abenteuern wie arm an Erfolgen ist, endet mit ihrer Verhaftung und Verbannung auf die Festung Blaye.

Und hier beginnt der demütigendste und hoffnungsloseste Teil ihrer Laufbahn. Doch auch hier versteht sie sich noch auf peinliche Überraschungen: in der Zitadelle von Blaye gibt sie einem kleinen Mädchen das Leben und erklärt es als die rechtmäßige Tochter des Grafen von Lucheri-Palli, mit dem sie auf Sizilien eine heimliche Ehe eingegangen sei. Damit ist aber für sie die letzte Aussicht zu Ende. Niemand sieht mehr die königliche Frau in ihr, niemand mehr die heldenmütige Kämpferin für das Recht ihres Sohnes. Die einstige Prinzessin von Neapel, Nichte und Enkelin von Königen, Urenkelin einer Kaiserin, Regentschaftsanwärterin von Frankreich, Herzogin von Berri klopft als Madame Palli vergeblich an allen verschlossenen Türen an. Und was einmal im Kampf für die Sache ihres Sohnes den Anschein eines heroischen Abenteuers hatte, verunglimpft sich jetzt zu einer Farce: demütigende Bitte um Recht und Anerkennung, um alles, was ihr nicht mehr zusteht und nie mehr gegeben werden wird. Diese Frau, die als die angebetete Gattin eines wohlhabenden und ausgezeichneten Kavaliers in der gesicherten Lage einer begüterten Frau Genüge finden könnte, bleibt rastlos und unzufrieden, bis der Tod des Mannes, das eigene Alter und die letzte Vereinsamung sie zum Gespött der Leute machen. Mit zweiundsiebzig Jahren stirbt auf dem alten österreichischen Schloß Brünnsee eine verarmte und vergessene alte Frau, der die Nachwelt keinen Lorbeer flicht.

„So wurde sie zur Ruhe gebettet, diese bezaubernde, entzückende, fast sagenhafte kleine Prinzessin, die von Gott zur Freude und Glückseligkeit erschaffen schien, zum Lieben und Geliebtwerden, zum Singen und zum Lachen. Sie kam zu spät in eine Welt, in der Romantik und Poesie keinen Raum mehr hatten . . . Sie hatte viele Fehler, doch mit allen diesen Fehlern war sie diese einmalige verehrungswürdige Schöpfung Gottes, die verkörperte Jugend, Heiterkeit und Romantik."

Käthe Lambert

Zwei Bücher um das alte Reich

Seit der Erneuerung des Reichsgedankens in unserer Zeit ist ein ziemlich umfangreiches Schrifttum entstanden, das Idee und Gestalt des alten Reiches darstellt oder deutet. Herbert Kranz, dem wir eine ausgezeichnete Neugestaltung der „Deutschen Volksbücher" (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart) verdanken, hat ein derartiges Werk vorgelegt: „Die Stauferkaiser" / Glanz und Herrlichkeit des alten Reiches (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, 256 S. RM 6.50). Kranz gibt keine historische Abhandlung über die Stauferzeit, sondern erzählt selbst Geschichte, und dies in einer Form, die an die der Volksbücher erinnert; er verwandelt gewissermaßen Geschichte in Sage und Erzählung, ohne aber dabei den Wahrheitsgehalt der Geschichte zu verwischen. In einer einfachen, schlichten, aber erzählerisch-flüssigen Sprache geht er dem Weg der Hohenstaufen nach. Wir erleben die Geschichte Kaiser Friedrichs „mit dem roten Bart, dem ersten seines Namens, den die Welschen Barbarossa nannten". Dann folgt die Geschichte Kaiser Heinrichs VI., „der auf der Höhe ungeahnter Macht elend umkommen mußte". Die Geschichte Kaiser Friedrichs II. und der Untergang der Staufermacht mit der Geschichte Konradins beschließen das Buch, das im besten Sinne ein Volksbuch genannt zu werden verdient. Zugleich gründet sich Herbert Kranz' Werk auf die neuesten wissenschaftlichen Forschungen; die ausgezeichneten Bildtafeln aber sind berufen, dem Leser von der ganzen Strenge und Härte dieser Zeit einen Begriff zu geben. Auch die Zeittafel, die Geschlechtertafel und die geographisch-politische Übersichtskarte verdienen noch besonders erwähnt zu werden.

Auf anderer Ebene und mit anderen Mitteln sucht Otto Gmelin, der sich schon immer als ein Gestalter von Geschehnissen und Persönlichkeiten des alten Reiches bewährt hat, vom Reich der Staufer zu künden. Sein Buch „Der Ruf zum Reich" / Die deutsche Tragödie in Italien (Verlag F. Bruckmann A.G., München, 328 S. RM 6.50) schildert in groß gesehenen und plastisch komponierten Kapiteln den vierhundertjährigen Kampf des Nordens um den Süden, das Ringen der Deutschen um das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Er nennt im Untertitel seines Buches dieses Ringen eine „deutsche Tragödie in Italien". Von der Völkerwanderung bis zum Beschluß des Kurvereins zu Rense 1338, der erklärt, daß jeder rechtmäßig gewählte deutsche König auch ohne päpstliche Krönung ein rechtmäßiger römischer Kaiser sei, spannt Gmelin seine Betrachtung. Er gibt dabei weniger eine lückenlos fortlaufende geschichtliche Darstellung, sondern beschwört die großen, besonders charakteristischen Augenblicke, in denen dann freilich noch einmal der gesamte Geschichtsverlauf zusammenstrahlt. In dem reichen Schrifttum, das dieser Epoche der deutschen Geschichte neuerdings gewidmet ist, gebührt Gmelins Buch ein besonderer Platz, nicht nur durch den be-

sonderen Ton und die würdevolle Darstellung, sondern durch die eigene Schau, die ihr zugrunde liegt. Wir erleben, wie diese Jahrhunderte der deutschen Geschichte wahrhaft tragische waren. Aber wenn uns diese Kämpfe so gut wie nichts an sichtbarem Gewinn gebracht haben, wenn sie uns nicht einmal inneren Gewinn brachten, so erhoben sie dennoch, wenn auch unter Schmerzen, das Reich zum „heiligen Herzen der Völker", wie es Hölderlin Jahrhunderte später nannte.

O. H. Waibling

Aus deutscher Vergangenheit

Nach alten Mären erzählt Henrik Herse in einem ganz von einer nordisch mannhaften Haltung getragenen Roman „Die Schlacht der weißen Schiffe" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 283 S. RM 4.80) von einem Mitstreiter Jürgen Wullenwebers, der nicht anders als der berühmte Bürgermeister von Lübeck schließlich auf dem Schafott endet, weil die Zeit noch nicht reif ist für ein einiges Reich der Hanse. Der Held von Herses aus kämpferischem Geist geborenem Buch, das ein einprägsames Zeitbild aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts entrollt, berichtet selbst, des nahen Endes gewärtig, von seiner harten Jugend im Schleswig-Holsteinischen, von seinen Landsknechtsfahrten und seinen kriegerischen Seemannstaten unter der lübischen Flagge. Sein Leben verzehrt sich in gläubiger Sehnsucht nach jener Schlacht der weißen, mit jungfräulich reinen Segeln ausgestatteten Schiffe, welche immer von denen geschlagen wird, „die reinen Herzens sind und den Arm heben zum Streit, gleichgültig um das eigene Geschick".

In die Zeit der Türkenkriege führt die Erzählung „Kornett in Siebenbürgen" (Wiking Verlag, Berlin. 155 S., 26 Holzschnitte, RM 2.80) von Alfred Zacharias, die im Vergleich zu Herses balladischem Roman fast wie eine Idylle anmutet. Ein Kornett aus dem Reichsheer reitet im August des Jahres 1690 nach Kronstadt, um dem Kommandanten der dort stehenden kaiserlichen Truppen eine Botschaft zu überbringen. Verwundert gewahrt er die Eigenart und Selbstbehauptungskraft des in Siebenbürgen ansässigen deutschen Bauerntums. Ehe er zurückkehren kann, kommt es infolge eines neuen Tatareneinfalles zu einer Schlacht und zahlreichen Gefechten, in deren Verlauf der junge Reiter sein Leben endet, ehe er noch sich zur Bewährung durchgerungen hat. Alfred Zacharias hat seine Erzählung selbst illustriert. Seine Holzschnitte fügen sich nicht nur trefflich zu der beim Druck verwendeten Luther-Fraktur aus der Zeit der Handlung, sondern atmen auch unverkennbar eine typisch siebenbürgische Atmosphäre. Überhaupt liegt ein nicht geringer Reiz des Bändchens darin, daß es das im Kronstadter Becken eingesessene Deutschtum und seine Kirchenburgen überaus anschaulich in Erscheinung treten läßt.

Hansgeorg Maier

Leben in der Zeit

Der schwäbische Dichter Helmut Paulus, der durch seinen Roman „Die Geschichte von Gamelin" und die Erzählung „Der Bamberger Reiter" bekannt wurde, schildert in seinem neuen Roman „Der Ring des Lebens" (Wilhelm Heyne Verlag, Dresden, 448 S., RM 4.80), das Leben einer vom Schicksal schwer geprüften Frau mit einer seltenen dichterischen Gerechtigkeit und einer bis ins Kleinste gehenden Treue und Behutsamkeit. Zeitlich gesehen spannt sich die mehr innerlich als äußerlich reiche Handlung von der Jahrhundertwende bis zum großen Kriege. Tausende mögen ein ähnliches Leben gelebt haben wie die tapfere Mutter dieses Buches, sie werden aus dieser Dichtung Trost und Kraft für ihr Leben nehmen.

Hermann Eris Busse stellt in seinem neuen Roman „Der Tauträger" (Paul List Verlag, Leipzig, 335 S., RM 5.50), die Geschichte eines Mannes dar, der ein Besonderer ist und aus seinem werktätigen Leben zu größerem Dienste berufen ist. Wohl steht Luzian Zuckschwerdt in der Mitte dieses Buches, aber der Held des Romanes ist doch das ganze Dorf selbst in der Baar im südlichen Schwarzwald. Das Buch ist eine Erweiterung von Busses dichterischem Gesamtwerk, in dem er das Leben, die Landschaft und die Menschen des alemannischen Raumes mit Liebe und Kenntnis geschildert hat.

Karl Pintschovius, dem wir ein ausgezeichnetes Werk über die seelische Widerstandskraft in einem zukünftigen Kriege danken, stellt in dem Buche „Herzschlag der Jahre" (Hans von Hugo und Schlotheim Verlag, Berlin, 360 S., RM 6.50) das Schicksal jener Generation dar, deren Jugend im Jahre 1914 begann und sogleich im Kriege wieder beendet wurde. Pintschovius schreibt keinen regelrechten „Roman", er stellt vielmehr Menschen dar, die Ausdruck und Gestalt dieser Zeit sind. Auch in diesem Buche spannt sich ein Bogen aus der Vorkriegszeit über den Krieg, der immer wieder den Mittelpunkt des Werkes bildet, in die Nachkriegsjahre und bis zum neuen Aufbruch. Es ist ein Buch voll reicher und reifer Einsicht in die menschliche Situation unserer Gegenwart.

Wilhelm Weigand erzählt mit der ihm eigenen epischen Breite in seinem Roman „Helmhausen" (Steuben Verlag, Paul G. Esser, Berlin, 382 S., RM 6.80) von den Menschen eines aussterbenden Adelsgeschlechtes, dem letzten Freiherrn von Helmhausen, der seinen Neffen Berold Hilbert zum Erben von Schloß und Park bestimmt hat. Alle Fragen der Nachkriegszeit steigen auf, das soziale Problem, die Arbeitslosigkeit, die Vorboten der neuen Zeit und die Erneuerung des Adels. Unberührt von allen menschlichen Schwächen erhebt sich über allem Geschehen versöhnend und in heiterer Frische die fränkische Landschaft. Ein Alterswerk eines meisterlichen und mit der Kultur seiner Epoche vertrauten Erzählers.

Otto Heuschele

Rund um den Stillen Ozean

Von O. E. H. Becker

Im Vorwort zu seinem 1932 erschienenen Amerikabuch, das eine vorwiegend soziologisch-wirtschaftliche Studie war, klagte A. E. Johann, daß es ihm nicht vergönnt sei, einfach zu erzählen von all dem Bunten und Vielfältigen, das ihm begegnet sei und das er gesehen habe. Aber es sei leider zu vermuten, daß für eine solche Schilderung kein Interesse vorhanden wäre. Seitdem sind knapp sieben Jahre vergangen und ein wahrer Regen von Reisebüchern ergießt sich über uns — alle Teile der Welt durchwandern die Berichterstatter, unablässig erscheinen in den Zeitungen und Zeitschriften Bildserien, Aufsätze, Romane aus den Ländern der Ferne und Fremde. Woher kommt diese gespannte Anteilnahme, auf welchen Boden fallen die Samen dieser Berichte, welche Saaten und Früchte werden einmal daraus erwachsen? Bereitet sich erneut jene Gestimmtheit vor, der der Alaska-Dichter Service in einem feiner an Rimbaud oder Walt Whitman erinnernden Gedichte so großartigen Ausdruck gegeben hat: „Da liegt das Land, wo die Berge alle noch namenlos sind und die Flüsse alle fließen, Gott allein weiß, wohin. Dort gibt es Täler, die kein Mensch jemals sah, dort ist ein Land, ach, es lockt mich und lockt mich und ich möchte dorthin — und ich will."

Gewaltig sind noch immer die leeren siedlungsfähigen Gebiete der Erde, sei es im amerikanischen Kontinent von Patagonien bis Alaska, sei es in Australien und Neuseeland, Afrika oder Asien — aber nicht minder gewaltig sind die immer feiner sich verdichtenden, vernetzenden Strömungen politischer Willensrichtungen. Die grenzenlose Dämonie europäischer Zivilisation hat die Völker des Orients zu eigener Willensbildung und Staatsformung geweckt — wie steht die Lage des Weißen Mannes dort drüben aus, dort, wo um den Stillen Ozean herum ein neues Kultur- und Machtzentrum im Entstehen ist?

Niemand, der heute hinausgeht, um von dieser gärenden, immer noch abenteuerlichen Welt zu erzählen, kann an dieser Fragestellung vorübergehen, sie drängt sich von selbst auf, sie ist allgegenwärtig, auch über den dunkelsten Bezirken, deren verfilzte Wildnis noch kaum eines Weißen Fuß durchdrang, surren die Flugzeuge. Aber A. E. Johann ließ sich trotzdem nicht seine sprudelnde Erzählfreude ersticken, nicht seine vagabundenhafte Lust am Abenteuer und Erlebnis, Eigenschaften, denen er sich überlassen durfte, weil sie von einem bemerkenswerten Verantwortungsbewußtsein gezügelt werden. Ernst, Wahrhaftigkeit, Liebenswürdigkeit und heitere Anmut zeichnen seine vier Reisebücher aus, die kürzlich erschienen sind („Känguruhs, Kopra und Korallen — Pelzjäger, Prärien und Präsidenten — Generäle, Geishas und Gedichte — Kulis, Kapitäne und Kopfjäger". Alle im Verlag Ullstein, Berlin. Jeder Band mit vielen Abbildungen RM 6.—).

Johann hat den Pazifischen Ozean in etwa anderthalb Jahren umwandert, er hat das geliebte alte Nordamerika zum zweiten oder dritten Male besucht, ist nach Japan, Mandschukuo, China und in die malaiische Inselwelt hinübergezogen, um dann Australien, Neuseeland und den ungeheuer befestigten pazifischen Wachtposten der Vereinigten Staaten, Hawaii, zu bereisen. Er hat nicht die schon allzu bekannten bequemen Reisewege benutzt, ist nicht in den eleganten Hotels — „kostspielige Fremdenställe" nennt er sie — abgestiegen, sondern er hat überall die Nähe des Volkes gesucht, und aus kleinen und kleinsten Begegnungen, Beobachtungen, Gesprächen viel klarere und richtigere Einsichten in Sitten und Zustände gewonnen, als es demjenigen möglich ist, der die Romantik, koste es, was es wolle, sucht, und sei es auf die Gefahr hin, „dichten" zu müssen.

„Irgendwo in der gottverlassenen Bergeinsamkeit des östlichen Kentucky hatte ich mich verfahren. Die ewigen verfilzten Wälder schienen mich nicht mehr aus ihren dunklen Bezirken entlassen zu wollen: sie also waren es, die in den Tagen der wilden Eroberung des amerikanischen Westens die ‚dunklen, blutigen Gründe' hießen . . ." Wie eine Ballade beginnt der Amerikaband, und mit der oben zitierten Strophe des bei uns leider gänzlich unbekannten Alaska-Dichters Service endet er. Dazwischen liegt die Schilderung dieses großen Landes zwischen Kentucky und Alaska, wird eine sehr ernste und sorgfältige Darstellung der zerstörten Prärien mahnend vor uns hingestellt, deren Muttererde der Regen fortwäscht und die großen Stürme in den Atlantischen Ozean fortweht, werden die Not der sozialen Mißverhältnisse, die Größe des Umbruchs und die gewaltige Zukunftsmöglichkeit in den leeren, fruchtbaren, weithin noch unberührten Weiten Kanadas und Alaskas, in den so viele Deutsche siedeln, beschrieben.

Aber so leer und weit und reich dieses Nordamerika noch immer ist, so unbeschwert durch irgendwelche Tradition — so eng, so bedrängt, so tief verstrickt in die Auseinandersetzung zwischen der eigenen Kultur und dem, was der starke Wind aus West herübergetragen hat, arbeitet das japanische Volk mit seiner lawinenartig steigenden Menschenfülle, kämpft das chinesische. Johann beginnt mit der Schilderung einer Teezeremonie, an der nur er, ein alter General und der berühmte Meister der Zeremonie und „Porzellandichter" Ono Owao teilnahmen: da bricht sogleich, mitten in diese feierliche, fast kultische Handlung, deren Sinn eine Art Meditation ist, die scharfe Gegensätzlichkeit zwischen Ost und West herein, dieses „Nebeneinander", wie Nohara es einmal nennt, zweier grundverschiedener Lebensformen, deren Synthese Japan erstrebt und wohl auch erstreben muß, um sich zu halten. China, noch viel tiefer im bannenden Kreis einstiger Kultur-

größe versunken, ist durchsetzt bis in den fernsten Winkel mit europäisch-amerikanischen Einflüssen, die, was deren einstige machtpolitische Kraft angeht, vor der Genialität und klugen Willenskraft Chiang Kaisheks nun zurückzuweichen beginnt. Australien und Neuseeland mit ihren unendlichen, fast völlig leeren Räumen, mit ihren wenigen, noch immer von altem Pioniergeist geformten Bewohnern, stehen lockend und verführerisch gegen die Menschenfülle Ost- und Südostasiens: Kontinentalschicksale verknoten sich, wachsen empor, die gewaltige Dramatik künftiger, kaum noch überschaubarer Entwicklung . . .

Werden Australien und Neuseeland „the white man's country" bleiben? Werden die Menschen dieser beiden fernsten Kontinente ihren einzigartigen Lebensstandard halten können, wird ihr harter, bedingungsloser Wille siegen, ihre Heimat dem weißen, dem nordischen Menschen zu erhalten? Sie werden ihr Ziel nur erreichen können, wenn sie ihr Land weit, sehr weit und vorbehaltslos nordischer Einwanderung öffnen, aber vielleicht wird sie erst die Härte eines bitteren Schlages zu einem Schritt zwingen müssen, den sie heute, eifersüchtig über ihre hohe Lebenshaltung wachend, nicht über sich zu bringen vermögen. Dies ist sicher, mein Johann, daß die Inseln Malayas und der Südsee kaum zu halten sein werden, es sind Rohstoffgebiete, die mühsam genug zu beherschen sind, bolschewistische Strömungen wachsen auch hier, und das unerträgliche, erschlaffende Klima ist weißer Besiedlung unzugänglich. Hinzu tritt die ungeheuer starke Unterwanderung durch Chinesen und Inder, die die Besitzverhältnisse allmählich eindeutig zu deren Gunsten verschiebt. Singapore ist eine chinesische Stadt geworden. Merkwürdig durch die ungeheure Buntheit der Rassen ist Hawaii, dieses Laboratorium der Rassenmischung und des Nebeneinanderlebens der Rassen — merkwürdig, weil sich die nationale Kraft des Amerikanertums hier völkerüberwindend bewährt. . .

„Von weltgeschichtlicher Bedeutung vor allem eine Erscheinung: seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts wächst die weiße Welt nicht mehr, sie *schrumpft*; abgesehen von der Tatsache, daß die Bevölkerungen der weißen Staaten (mit Ausnahme der Slawen) im Wachstum immer langsamer werden, geben sie auch keine Auswanderer mehr nach Übersee ab. Nordamerika hat 1932 zum erstenmal mehr Auswanderer als Einwanderer. Alle Staaten in Übersee sind europäischer Einwanderung verschlossen; soweit sie es nicht sind, scheinen sie alles andere als verlockend für Europäer, besonders solche ohne große Geldmittel . . . Eine andere Welt zieht herauf. Die Erde hat gewissermaßen gegen ihre Vergewaltigung durch bodenfremde Kräfte revoltiert. Sie wirft diejenigen ab, die allein den kalten Verstand haben walten lassen und sie nur als ein Mittel zum Geldverdienen betrachteten; und sie erhebt nach langer Geduld wieder diejenigen auf ihren Schild, die den Boden nicht als Nutzfläche, sondern als Geschenk des Himmels und Verpflichtung betrachteten . . ."

Diese Worte A. E. Johanns umreißen bemerkenswert scharf und einfach die Weltlage des Weißen Mannes — ihr Wahrheitsbeweis wird in allen diesen vier Büchern angetreten. Sie sind also schon deshalb lesenswert. Die Schlichtheit der Sprache, die sich doch bis zur dramatischen Bewegtheit steigern kann, die starke Bildhaftigkeit der Schilderungen, die das Sachliche ebenso beherrscht wie die Landschaftsdeutung — oft unterbrochen durch die novellistische Gestaltung verdeutlichender Lebensschicksale oder geschichtlicher Rückblicke, die kluge Kunst, in scheinbar nebensächlichem Alltags-Geschehen Symbol eines Zustandes zu erkennen, geben diesen Büchern Reiz, Spannung, Bewegtheit. Die begleitenden Bilder vermitteln lebendige Eindrücke, sie sind neuartig und vielseitig. „Gerade wir Deutschen müssen uns also den Blick in die mit rasender Geschwindigkeit sich wandelnde Welt offenhalten" — — in diesem Ausspruch des Verfassers liegt der Sinn dieser und ähnlicher Reisebücher beschlossen.

England spricht

Auf Sir Philip Gibbs ist schon im Dezemberheft 1937 der „Weltstimmen" ausführlich hingewiesen worden. Seinem Roman „Verwandte Welten" ist seither wieder ein Buch gefolgt, das nicht geringere Beachtung verdient. In der englischen Originalausgabe führt es den Titel „Ordeal in England" (Prüfung über England); sie war innerhalb von sechs Wochen gleich in 20 000 Exemplaren verkauft. Vielleicht ist es für uns Deutsche noch aufschlußreicher als für die Engländer, denn „*England spricht*" wirklich darin, wie es der Titel der deutschen Ausgabe verheißt (Universitas, Berlin, 283 S., RM 5.80). Bekannte und unbekannte Engländer sprechen darin, Leute aus der höchsten Gesellschaft und Leute aus dem einfachen Volk, Chauffeure, Arbeiter, Bauern, Studenten, Literaten, der Pfarrer, der Arzt, der Geschäftsmann. Sir Philip, früher Zeitschriftenherausgeber und Journalist, heute ein vielgelesener Romanschriftsteller, gehört zu jener Klasse von vorurteilsfreien, gebildeten Engländern, in denen sich Klugheit und Welterfahrung mit einem gleichmütigen Wirklichkeitssinn vereinen, und für die das Wort vom „goldenen Mittelweg" bezeichnend ist, das er über das vorletzte Kapitel seines Buches als Überschrift setzt. Er hat herumgehört im Klub, auf der Straße, im Salon und plaudert nun über seine Erlebnisse und über die Meinungen, die ihm während der Ereignisse der letzten Jahre seit dem Tod König Georgs V. zu Ohren kamen. So entsteht ein Zeitbericht, der einen ganz unmittelbaren Einblick gewährt in die Gesinnung des englischen Volkes außerhalb der Zeitungen und des Parlaments. Für uns besonders bemerkenswert sind die Kapitel über das nationalsozialistische Deutschland. Der Vollblutengländer Sir Philip ist ein aufrichtiger Freund des neuen Deutschlands. Mit Recht betont der Übersetzer des Buches, Korvettenkapitän a. D. Fritz Otto Busch, daß es ein wesentlicher Beitrag zur Verständigung zwischen den beiden Völkern sei.

Otto Doderer

Ein Land taucht auf

Das Buch des französischen Arztes, Jean Louis Lapeyre, „Ein Land taucht auf", von Hans Steinsdorff ins Deutsche übertragen, behandelt den Aufstieg Venezuelas unter seinem „Diktator" Juan Vicente Gomez. Ein eigenartiges Zusammentreffen läßt diesen Mann an den gleichen Tagen des Jahres geboren werden und sterben wie seinen großen Vorgänger Bolivar, der ein Jahrhundert früher Venezuela von der spanischen Herrschaft befreite. Ähnlich wie des Libertadors Schicksal und Laufbahn, die ein vom gleichen Verlag herausgebrachtes Buch von Florian Kienzl: „Bolivar" lebendig zu vergegenwärtigen versteht, ist auch der Weg dieses Bauernsohnes spanischer Abkunft aus den Anden, der am 24. Juli 1856 geboren wurde. Ein von ständigen Revolutionen heimgesuchtes und niedergehaltenes Land erhält durch ihn Ruhe, Frieden, Freiheit und Sicherheit.

Mit dem Jahre 1899 beginnt Gomez' eigentliche politische Laufbahn. Als Helfer und Waffengefährte des Generals Castro, eines weniger fähigen als skrupellosen Tyrannen, bereitet er sich 9 Jahre lang bis zu dessen Abdankung und Verbannung auf die Führung des Staates vor, die er dann bis zu seinem Tode (17. Dezember 1935) in Händen hält. Lapeyre, der Juan Vicente Gomez persönlich kannte und schätzen lernte, geht es vor allem darum, den Ruf und die Ehre seines Helden wiederherzustellen. Das durch seinen Tod vom Druck seiner Herrschaft befreite Land und Volk konnte sich zunächst einmal nicht genug tun, den Verstorbenen zu schmähen und ihm die Schuld an allen Mißhelligkeiten aufzubürden, die Venezuelas wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg belasteten. Erst ganz allmählich setzt sich eine neue und gerechtere Würdigung des Präsidenten durch, die zu verstärken und zu unterbauen Lapeyres Absicht ist. Er zeigt uns, wie Gomez, zunächst noch unter Castro, die Flammen des Bürgerkrieges durch zielbewußte Strategie und Tatkraft auslöscht. Er macht uns sodann mit den Maßnahmen des neuen Präsidenten zur Befriedung des Staates, zur Festigung der Wehrmacht, zur Tilgung der Auslandsschulden, zur Hebung der Finanzen, des Handels, des Verkehrs, der landwirtschaftlichen und industriellen Produktion bekannt. Hierbei führt uns Lapeyre in alle Teile des Landes, in seine landschaftlichen Schönheiten wie in seine wirtschaftlichen Möglichkeiten ein. Im Mittelpunkt steht freilich immer Maracay, die vom Präsidenten erwählte Residenz, im Gegensatz zu Caracas, der eigentlichen Hauptstadt.

Besonders eingehend schildert uns Lapeyre die Persönlichkeit des Präsidenten. Einer bedeutenden Tatkraft im Verein mit persönlicher Einfachheit steht ein nicht geringes Herrsch- und Besitzbedürfnis gegenüber, aus dem sich schließlich eine Art Personalunion zwischen den privatwirtschaftlichen Interessen des Präsidenten und den Staatsinteressen ergibt. Dem Machtverlangen wieder paart sich eine seltene Großmut. Gomez bringt keinen seiner zahlreichen Gegner, die während seiner Regierungszeit immer wieder Anschläge und Revolutionen gegen ihn anzetteln und unternehmen, ums Leben. Nach verhältnismäßig kurzen Freiheitsstrafen läßt er sie vielmehr laufen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie sich erneut gegen ihn erheben.

Die unbestreitbaren Verdienste jedoch, die Gomez sich um sein Land erwarb, werden verdunkelt durch den Familien- und Günstlingsklüngel, mit dem er sich umgibt. Hier ist auch die Wurzel des Hasses zu suchen, der nach seinem Tode aufkeimt und das Gefüge des Staates bedroht. Doch der am 21. 4. 1936 zum Nachfolger gewählte General Lopez Contreras hat es verstanden, die Ordnung wiederherzustellen und durch einen freiheitlicheren Regierungskurs dem Lande die stetige Fortentwicklung zu sichern.

Ein besonderes Kapitel des Buches ist der 1843 gegründeten deutschen Siedlung Tovar in der Nähe von La Victoria gewidmet. Damals wurden 374 süddeutsche Siedler aus dem Schwarzwald ins Land gebracht. Und wenn sich deren Zahl bislang auch nur auf etwa 900 erhöhte, so steht doch zu hoffen, daß eine weitere verkehrstechnische Erschließung des Landes, die auch die deutsche Siedlung in engeren Kontakt mit ihrer Umgebung bringt, ein schnelleres Wachstum der deutschen Kolonie hervorruft. Das eine jedenfalls steht fest, daß Venezuela ein Land mit einer großen Zukunft ist durch seine gewaltigen Petroleumvorkommen, die drittgrößten der Erde, seine reichen landwirtschaftlichen Möglichkeiten und die ständig zunehmende Konsolidierung seiner völkischen und rassischen Verhältnisse. (Alfred Metzner Verlag, Berlin. 235 S., 1 Karte. RM 6.—.)

Jorg Lampe

Knud Rasmussens Tagebuch

Dieser Bericht ist dem Tagebuch des großen Arktisforschers über seine Reise im Jahre 1912 entnommen. (Knud Rasmussen „Mein Reisetagebuch". S. Fischer Verlag, Berlin, 222 S., RM 6.50.) Die Übersetzerin Anne Schmücker hat den sachlichen Daten über die Überquerung des grönländischen Inlandeises von der von Rasmussen gegründeten Handelsstation Thule im Nordwesten zum Dänemark-Fjord im Nordosten eine kurzgefaßte, sehr dankenswerte Lebensbeschreibung Knud Rasmussens vorangesetzt. Seine Werke, vor allem der Bericht über seine fünfte Thulefahrt von Grönland bis zur Beringstraße (siehe Weltstimmen November 1927) waren und sind die Freude aller Freunde der arktischen Forschung und der Eskimo-Völkerkunde. Der Däne Rasmussen, der ein Sechzehntel Beimischung von Eskimoblut besaß, verdankte diesem das tiefinnerliche Verstehen der Urvölker des höchsten Nordens.

In dem vorliegenden Reisebericht lernen wir den im Jahre 1879 geborenen in der Blüte seiner Kraft und Ausdauer kennen. Er gibt seinen Eskimo-Begleitern darin und in der Kunst des Hunde-Kutschierens nichts nach. Bei der Bewältigung der 1000 Kilometer Inlandeis geht es hart auf hart. Die Tragfähigkeit der Schlitten und die Zugkraft der

Hunde sind beschränkt, und wenn die Lebensmittel ausgehen, ehe das Küstenland erreicht ist, droht der Hungertod. Das bedingt Tagesmärsche von 60 bis 80 Kilometern. Endlich blinkt das jenseitige Meer aus weiter Ferne, und der gefährliche Abstieg von der Höhe des Inlandgletschers zum Fjordrand gelingt mit Mühe. Nach anfänglichem schwerem Jagdpech und traurigen Hungertagen finden sie die Fleischkammer Nordgrönlands. Sie erlegen so viele Moschusrinder, daß auch ihr Rückweg einigermaßen gesichert ist. Ihre Vorstöße in der Richtung des Pearylandes ergeben ein neues Kartenbild des nördlichsten Grönlands. Die seitherige Annahme eines trennenden Meerarmes erweist sich als falsch.

Der Rückmarsch ist wieder ein Wettrennen mit dem Hungertod, und ein großer Teil der Hunde muß verfüttert werden. Ein Schlußmarsch von 16 Stunden bringt sie endlich in die Heimatsiedlung Thule. „Eine Reise ist beendet. Eine neue öffnet bereits ihre Horizonte."

Knud Rasmussen ist 20 Jahre später in den Sielen gestorben. Im Sommer 1933 nahm er den volkskundlichen Film „Palos Brautfahrt" nach eigenem Manuskript in Grönland auf. Er erkrankte dabei an einer Lungenentzündung, deren Folgen ihm am 21. Dezember 1933 den Tod brachten. Er war ein unermüdlicher Forscher, ein großer Organisator und ein liebenswürdiger Erzähler von hoher darstellerischer Begabung.

Hans Härlin

Das Tal des Himmels

Die Kolonie Victoria in Australien wurde gegen den Willen des Kolonialsekretärs besiedelt. Er sprach ein strenges Verbot aus. Nur um so mächtiger schwoll der Zustrom der Squatter und Farmer aus Vandiemensland (Tasmanien) und Neusüdwales, denn die Fruchtbarkeit der grasigen Ebenen und der strotzende Reichtum der alten Wälder schrie nach Menschen. Um 1840 wanderte über die verschneiten Pässe der Australischen Alpen ein einsamer Landsucher und stieß auf eine Landschaft, deren wunderbare Schönheit ihn begeisterte: McMillan. Er war ein Schotte, jung, kräftig, abenteuerfreudig, freundete sich schnell mit den Eingeborenen an, lernte ihre Sprache, eignete sich ihre Sitten und Gewohnheiten an. Er ließ seine Braut aus der Heimat kommen, baute sich ein Haus und lebte wie ein König in seinem kleinen freien Reich. Dann aber drangen allmählich neue Siedler heran, die eine Flut trüberer Elemente mit sich führten: die Goldzeit hatte begonnen und warf ihre Schatten auch in dieses entlegene Paradies. Streit flammte auf, Gehässige verursachten einen furchtbaren Waldbrand, der die steilen Höhenzüge ihres schützenden Mantels entblößte, die Tiere vertrieb und die Eingeborenen ihrer Erwerbsquellen und ihrer Heimat beraubte. Der Stamm schmolz kläglich zusammen. Da hielt es McMillan nicht mehr. Der Unrat erwerbsgieriger, zerstörungswütiger Menschen vertrieb ihn. In einem stolzen, verwegenen Treck zog er mit seiner Familie, seinem Vieh und einigen treu ergebenen Schwarzen hoch in die Berge in das „Tal des Himmels", dessen Unzugänglichkeit und rauhe Luft ein Leben nach seinem Sinne gewähren würde. — Tarlton Rayment ist ein bekannter australischer Naturwissenschaftler. Sein erster Roman — zugleich ein flammender Ruf zum Schutz der aussterbenden Ureinwohner — besitzt die Wärme eigensten Erlebens; es ist ein schlichtes und vielleicht gerade deshalb so erschütterndes Lebensbild aus den Pionierzeiten des fernen Kontinents. Das Buch wurde mit dem British-Empire-Preis ausgezeichnet (Erich Sicker Verlag, Berlin, 320 S., RM 6.—).

O. E. H. Becker

Die lange Peitsche

In den grimmigen antarktischen Süden unseres Erdballs führt uns die Geschichte des großen Schlittenhundes Jack (Jane B. Walden und Stuart D. L. Paine, „Die lange Peitsche", Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart. 199 S. RM 6.—). Dieser Jack ist einer von den 250 Schlittenhunden, die Admiral Byrd für seine zweite Südpolfahrt auf einer Farm bei Boston zusammenbringen und an Gehorsam gewöhnen ließ. Dieser Gehorsam fällt dem halbwilden Gesellen aus Labrador bitter schwer, und sein Lehrherr muß grausamen Gebrauch von der langen Peitsche machen, bis der selbstherrliche Vierfüßler begreift, daß diese unheimlichen Zweibeiner ihren harten Willen durchzusetzen vermögen. Nach einer furchtbaren Tracht Prügel lernt er seinen späteren Herrn Paine kennen und schenkt ihm sein Herz, weil dieser Mensch sich nicht vor ihm fürchtet.

Die unendlich lange Seefahrt ist wenig erfreulich. Die Hunde sind wie toll vor Freude, als sie dann endlich wieder festen Boden oder vielmehr Eis und Schnee unter den Pfoten fühlen. Das Abschleppen der Schiffsladung von der Walfischbai nach „Klein-Amerika" ist eine böse Schinderei für die Zughunde und ihre Lenker. Schon dabei entwickelt sich Jack zum Leithund hohen Grades, und auf zwei langen Schlittenexpeditionen von Klein-Amerika gegen den Südpol zu übertrifft er sich selbst. Er bekommt einen richtigen Kompaß-Sinn, so daß er ohne Vorspurer genau südlich zu laufen vermag, außerdem hat er mehr Tast- und Ahnungsvermögen für brüchige Schneebrücken, über gefährliche Spalten als alle die klugen Menschen zusammen. Der furchtbare Anstieg auf dem 205 Kilometer langen Thorne-Gletscher zu dem 3000 Meter hohen Polplateau bei schärfstem eisigen Gegenwind stellt die allerhöchsten Forderungen an Menschen und Hunde. Endlich sind sie dort, wo der Geologe Blackburn herrlich interessante Felsbrocken auffammeln kann. Dann geht's in flotter Fahrt mit Rückenwind wieder Klein-Amerika zu. Jack hat 2256 Kilometer weit geführt! Jetzt genießt er ein wohlverdientes Ruheleben auf Paines Gut, von den Menschen verwöhnt, von seinen reizenden Hundekindern geliebt und gezauft.

Hans Härlin

R. Houston Meyer / Konrad Bäumlers weiter Weg

Der Kampf um Texas begann. Einer von denen, die als erste Pioniere in dem leeren Lande sich niederließen, war der Nürnberger Patriziersohn Konrad Bäumler, der seine bayerische Heimat aufgab, weil er wegen seines protestantischen Glaubens in dem katholischen Königreich keine Anstellung als Landmesser erhielt. Er besaß ein beträchtliches Vermögen und konnte daher großzügig beginnen. Befreundet mit Roger und Angelina, den Kindern einer alteingesessenen reichen Pflanzerfamilie Georgias — die mit ihm nach Texas zogen — hatte er die beste Anleitung, um sich schnell in die neuen Verhältnisse einzugewöhnen. Er war zu der Klarheit des nüchternen planenden Blickes erzogen, wie ihn ein altes Kaufmannsgeschlecht entwickelt.

So vermochte er sich zu behaupten und durchzusetzen, während seine Frau Dita, die aus einer alten friesischen Bauernfamilie stammte, zerbrach. Er hatte sich auf dem gemeinsamen Auswandererschiff mit ihr befreundet und sie dann, kurz nach der Landung in Neuyork, geheiratet. Eine Ehetragödie entfaltete sich zwangsläufig, mit erschütternder und quälender Folgerichtigkeit, die endlich durch den Tod der unglücklichen Frau ihr Ende fand. Denn, was er gelernt, durch Überwindung, Willenskraft und geistige Beweglichkeit sich angeeignet — die Verhältnisse zu nehmen, wie sie sind und durch Klarheit und Schmiegsamkeit zu bezwingen, blieb ihr verschlossen. Ihr altes Bauernblut rebellierte; sie mißtraute der tapfer verhaltenen Freundschaft Angelinas zu Konrad, sie mauerte sich ein, verbitterte, erstarrte, und nicht einmal die Geburt ihres Sohnes gab ihr die Kraft, ihren Schatten zu überspringen.

Durch die Heirat Rogers mit der Tochter einer französischen Adelsfamilie aus New Orleans war ein alter Franzose, Monsieur Robert, an den Brazos-Fluß gekommen, dessen geschliffener Geist und außergewöhnliche Belesenheit die Lebenskultur der kleinen Gesellschaft womöglich noch schimmernder gestaltete: alle Probleme der Zeit, alle Schätze griechisch-römischer Klassik, französischen Charmes und deutschen Tiefendrangs trafen sich mit jener überlegenen Praktik und strengen Sachtreue, die das einsame Pflanzerleben in der menschenleeren Steppe erfordert. Diese Menschen gaben sich nicht auf — sie wuchsen. Die bewegte Gegenwart beanspruchte sie ganz. Der nordamerikanische Kampf um den Besitz Texas' grollte über diesem Leben, später die deutsche Tragödie des Mainzer Adelsvereins, dem infolge mangelhafter Organisation, fehlender Mittel und verantwortungslosen Leichtsinnes Hunderte hoffnungsvoller Auswanderer elend zum Opfer fielen; schließlich der furchtbar blutige, mit weißglühendem Fanatismus geführte Sezessionskrieg, der Konrad Bäumler — wie die meisten Deutschen — auf Seiten der Union sah; zwar nicht als Kämpfer, wohl aber als Täter, denn er gab seinen Schwarzen freiwillig die Freiheit, die sie im Grund bei ihm schon immer besaßen. Sein Sohn fand im Kriege den Tod. Sehr viel später heiratete er die von jeher verhalten geliebte Angelina, die ihm dann den neuen Erben schenkte.

Der texanische Deutsche schenkte uns ein Buch, das selbst in Deutschland an Ausmaß, geistiger Weiträumigkeit und Vertiefung und Kunst der Menschengestaltung nur wenige seinesgleichen findet. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 390 S., RM 8.—.)

O. E. H. Becker

Seefahrt, Abenteuer und Wild-West

Richard Hughes, der Dichter von „Ein Sturmwind von Jamaika" (s. „Weltstimmen", 1931, Seite 351), erreicht die faszinierende Wirkung seiner Seegeschichte „Von Dienstag bis Dienstag" (S. Fischer Verlag, Berlin, 260 S., RM 5.80), die Richard Möring und Alfred Newman aus dem Englischen übertragen haben, durch das Kunstmittel eines nüchternen Berichts, hinter dessen marmorner Kälte sich höchste geistige Konzentration und ein fanatischer Wille zur Entlarvung jeglicher Todesangst bergen. Gefühl und Verstand sind gleichermaßen gefesselt, solange der Leser mit bebendem Herzen den Öldampfer „Archimedes" durch das Tosen und Wüten eines Hurrikans in den westindischen Gewässern begleitet. Als bleibende Erinnerung prägt sich die ruhmverachtende Tapferkeit von Männern ein, die übermenschliche Anstrengungen und entsetzliche Qualen als Selbstverständlichkeiten hinnehmen und niemals darüber nachdenken, wer von ihnen wohl gar ein Held heißen könnte. Das zu atemraubender Sinnfälligkeit gesteigerte Geschehen wandelt sich in ein gültiges Gleichnis, das die Unerbittlichkeit jedes Kampfes mit der elementaren Natur und zugleich die tragische Würde aufweist, zu der ein einzelner Mensch in den schicksalhaften Augenblicken solchen Ringens erhoben werden kann.

Bernhard Kellermann wandelt in seinem Roman „Das blaue Band" (S. Fischer Verlag, Berlin. 384 S. RM 7.50) zunächst die Pfade des Unterhaltsamen, indem er in aller Ausführlichkeit die bunt gemischte Reisegesellschaft beschreibt, die sich an Bord eines Ozeandampfers zusammengefunden hat. Indessen nähert sich das Buch spürbar dem Bereich der Dichtung, wenn darin gegen Ende eine Schiffahrtskatastrophe geschildert wird, wie sie ganz ähnlich im Jahre 1912 sich ereignete, als der englische Dampfer „Titanic" im Nordatlantik mit einem Eisberg zusammenstieß. Das schreckliche Zunichtewerden aller menschlichen Planungen, Wünsche und Gefühle im Augenblick des Schiffsunterganges, bei dem etwa eintausendsiebenhundert Personen umkommen, weiß Kellermann ergreifend darzustellen.

Sehr viel freundlicher und heller ist eine andere Veröffentlichung gehalten, die gleichfalls eine Schiffsreise zum Gegenstand hat. Es handelt sich um ein besinnliches und eindrucksvolles Tagebuch

des bekannten Dichters Gunnar Gunnarsson, das unter dem Titel „Inseln im großen Meer" (Vieweg-Verlag, Braunschweig. 75 S. RM 2.60) vorgelegt wird und nach Irland, Lissabon, Madeira, Teneriffa, Mallorca, Sevilla, Algier versetzt. Wiewohl das Buch auf Reiseerlebnissen gründet, die schon etwa ein Jahrzehnt zurückliegen, liest es sich mit mancherlei Gewinn.

Mit dem Abenteuerlichen wird das Erlebnis der Seefahrt in einer spannungsgesättigten Erzählung von John Masefield verknüpft, die Friedrich Lindemann unter der Überschrift „Geezigeuner Gry" (Vieweg-Verlag, Braunschweig. 191 S., 1 Karte. RM 4.40) eingedeutscht hat. Auch diese Geschichte von der Kaperung eines Dampfers während einer Revolution in Mittelamerika gereicht dem englischen Poeta Laureatus, der neuerdings einen der drei Hansischen Kulturpreise, den Shakespeare-Preis, zuerkannt erhielt, zur Ehre, indem sie zwischen Wirklichkeitsnähe und Dichtung glücklich vermittelt.

Wie Masefields „Seezigeuner Gry" namentlich jugendlichen Lesern entgegenkommt, so ist auch die Neuausgabe eines Werkes von Charles Sealsfield, unter welchem Namen der Deutsch-Mähre Karl Postl seinerzeit Weltberühmtheit erlangte, insonderheit den Heranwachsenden zu empfehlen. Gemeint ist die Indianergeschichte „Der Legitime und die Republikaner", die nun als „Die weiße Rose" (Vieweg-Verlag, Braunschweig. 240 S. RM 2.85) erscheint und einen farbigen Ausschnitt aus der Wildwest-Zeit Amerikas ermittelt. Gekürzt und am Schluß sprachlich neu gefaßt, ist dieses Erstlingswerk des mit dem amerikanischen Volksleben seiner Tage aufs beste vertrauten Mannes um seiner klaren Natur- und Menschenschilderei willen auch in seiner veränderten Gestalt unserer Aufmerksamkeit durchaus würdig.

Hansgeorg Maier

Land voraus!

Im Auftrage der Hamburg-Amerika-Linie hat Alfons Paquet dies erfrischende und anregende Buch zusammengestellt. Die hier vereinigten Schilderungen unserer bekanntesten Dichter und Reiseschriftsteller haben alle das Gemeinsame, daß die Pracht ferner Länder oder auch die Heimatfreude des Zurückkehrenden aus dem Erlebnis einer Seefahrt herauswächst. Die großen Schiffsgesellschaften sorgen heute dafür, daß dies nicht nur dem reichen Mann möglich wird. Ob wir auf der großen Heerstraße der Schiffahrt von Hamburg nach Neuyork fahren, ob wir die schönen Inseln und Küsten des Karibischen Meeres aufsuchen oder den Zauber Indiens oder des fernsten Ostens auf uns wirken lassen wollen, das gute Schiff der Hapag, ein wohlgeordnetes und ungemein gepflegtes Stück deutscher Heimat, bringt uns hin und führt uns sicher zurück. (Verlag Knorr & Hirth, München. Mit 16 Tafeln. 196 S. RM 3.70.)

Hans Härlin

Der finstere Franz

Man weiß aus der kleinen Prosa und den Gedichten Anton Schnacks, wie leidenschaftlich und abenteuerfreudig die Phantasie dieses Träumers in ferne Weltteile und über die Meere schweift. Auch sein Roman „Zugvögel der Liebe", der einen Sommeraufenthalt auf einer Ostseeinsel erzählt, war vom Meer durchströmt. Sein neuer Roman „Der finstere Franz" (Paul List, Leipzig, 219 S., RM 4.50) jedoch ist die höchste Steigerung seiner Seefahrer-Sehnsucht. Er berichtet darin das Leben eines Anführers der Flibustier des 17. Jahrhunderts in den westindischen Gewässern: des François L'Olonois, des Sohnes einer Magd in einer französischen Hafenkneipe, der als Knabe seinen Erziehern entflieht, unter die Freibeuter gerät und schließlich der Gefürchtetste unter ihnen ist, der Admiral einer Flotte von sechs Schiffen mit siebenhundert Mann Besatzung, die unter dem Schutz des Königs von Frankreich ständig einen Kaperkrieg führen gegen die spanischen Schiffe und Besitzungen in Mittelamerika.

Er ist ein Ungeheuer in Menschengestalt, ein grausamer Wüstling, dessen Leben ausgefüllt ist von Lebensgier und Todesverachtung.

Mit großen Schritten hetzt das Buch durch Kämpfe, Plünderungen, Brandschatzungen, Völlereien, Fieber, Stürme, Erdbeben bis zu dem kläglichen Tod dieses vertierten Geschöpfes, an dem nichts menschlich ist außer der Treue seines Zusammenhalts mit der Gemeinschaft seiner Seeräubergenossen. Ihm aber ist gegenübergestellt Gui de Montbars, ein Hugenotte und ritterlicher Streiter, der aus Idealismus gegen die Spanier kämpft als die Vernichter der indianischen Bevölkerung. Zwischen den beiden Männern steht die schöne junge Spanierin Raphaela de Sylva, die von den schmutzigen Krallen des Raubtiers François gefangengehalten wird und dann doch den Haß im Herzen des Edelmannes durch die Macht der Liebe überwindet.

Es wäre ein Unrecht, wenn man das Wesen dieses Buches mit einer bloßen Wiedergabe der Handlung erschöpfen wollte, die so grell und strotzend gemischt ist und dabei den Fehler einer Gewichtsverteilung des Erzählten verrät, so daß die Erwartung einer ausgleichenden Gerechtigkeit allzulange unbefriedigt bleibt. Vielleicht offenbart sich das Schöne in dem Buch erst voll beim zweiten Lesen, wenn die Gestalten, die das Reine und Erhabene gegenüber dem Ungeschlachten und Verabscheuungswürdigen verkörpern, schon in unser Bewußtsein eingetreten sind. Erst dann werden sich die visionären Darstellungen der fremdländischen Wunderwelt, der Größe des Meeres und der Wollust des Seefahrens unbeschattet erschließen. Es ist eine große Ballade in Prosa, die eine Naturkraft verherrlicht, eine Naturkraft in einem Menschen, so elementar, so erbarmungslos und großartig wie das Meer selbst.

Otto Doderer



Aus Weimars großer Zeit: Wohnzimmer mit Schreibtisch in Goethes Haus am Frauenplan — Aufn. Mielert

DIE ERSTEN BÜCHER

Mit Freude stellen wir fest, daß unsere Frage nach dem »ersten Buch« auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Die eingegangenen Zuschriften ergeben ein ebenso vielseitiges wie aufschlußreiches Bild. Damit widerlegt sich auch die Befürchtung von Horst Preil (siehe nächste Seite), das Ergebnis könnte leicht »ein wenig uniform« ausfallen. Gerade der junge Mensch findet meist mit traumhafter Sicherheit auf eigenen Wegen in die Welt der Bücher, in die Welt der Phantasie und des Geistes hinüber:

Schätze auf dem Dachboden

Meine Jugendjahre verlebte ich in einer märkischen Mittelstadt in den Jahren 1880—1900. Als ich einigermaßen lesen konnte, bekam ich zu Weihnachten das erste Buch: „Omars' Märchen des Orients", phantasiereiche Märchen mit farbenprächtigen Bildern. Von da begann steigend meine Neigung zum Lesen. Im Bücherschrank der Eltern war ich bald vertraut, fand aber wenig für einen achtjährigen Jungen. Neben Fachzeitschriften und technischen Büchern nahmen das Konversationslexikon, das Generalstabswerk vom Kriege 1870/71 und viele Bände der „Gartenlaube" den breitesten Raum ein. Letztere benutzte ich zunächst nur als Bilderbücher, während erst in späteren Jahren mich die Romane der Marlitt, Werner und Heimburg fesselten. An klassischer Literatur war dafür Schiller zweimal vertreten, und so las ich die „Räuber" mit zwölf Jahren voll heller Begeisterung. Goethes Werke bekam ich als Sekundaner zu Weihnachten und begann sofort mit der Lektüre von „Faust" und „Werther", den ich immer wieder las. Ferner fand ich die schöne Gedichtsammlung von Echtermeyer, aus der wir uns gern vorlasen. Auch unsere Märchendichter und die deutschen Heldensagen fanden sich dort, und neben Grimm und Musäus fesselten mich Andersen und Robert Reinick, die wir alle in älteren, schön illustrierten Ausgaben besaßen.

Aber eine wahre Fundgrube bildeten für mich die Bücher einer alten Frau Sanitätsrat, die als Witwe bei uns wohnte. Die Bücher lagen neben alten medizinischen Werken in einer Ecke unseres weitläufigen Hausbodens neben unsern Knabenzimmern achtlos herum. Von dort wanderten sie allmählich in unsere Jungenstube und wurden dort verschlungen: Don Quixote und Coopers Lederstrumpf, Waldläufer von Ferry, Peter Simpel und andere gute Indianer- und Seegeschichten. Robinson und Sigismund Rüstig, sowie die Volkserzählungen von Gustav Nieritz, dazu Franklins Nordpolfahrten, deren tragisches Ende mich tief ergriff. Das Ideal unserer Jugend war aber Pieter Maritz, der Burensohn, dessen Lebensbeschreibung von Niemann wir gern lasen. Das war etwa die Grundlage, auf der sich in den neunziger Jahren, jenseits von Kino und Radio, unsere weitere Entwicklung aufbaute.

Dr. Otto Waßmuth

Freundschaft fürs Leben

Die erste Märchenzeit und die Zeit der Heldensagen mag vorübergewesen sein, auch die Indianerbücher hatte ich beiseitegelegt und hielt Ausschau nach neuem Lesestoff: Ich sah die Buchreihen in Vaters Zimmer durch, kniend auf dem niederen Dreitritt, setzte mich auch dann und wann auf den Boden nieder, um ein paar Zeilen zu lesen, und suchte dann weiter. Jedoch war fast alles mir unverständlich und langweilig, und so wurde unmerklich fast aus der Suche nach dem Wort die Suche nach dem Bild. Und wenn ich doch noch in einem schmalen Bändchen zu lesen begann, das äußerlich gar noch recht unscheinbar aussah, so mag das wohl zuerst am Druck gelegen haben, an dem weiten großen und klaren Druck, der die Worte und Sätze und Seiten fast ungewollt in den Geist eingehen ließ. Doch nach dem ersten Umwenden schon war es das Wort selbst, die lebendige Sprache, die Handlung in ihrer Knappheit, beschrieben mit wenigen unendlich reichen Worten, die mich hielt und bannte, die in mir sang und klang und zu einem leuchtenden Bild sich fügte.

Als mein Vater heimkehrte, fand er mich laut lesend, die Rechte im Deklamieren erhoben, auf dem Tritt sitzend, warf einen Blick in das Buch, schwieg und ging an seine Arbeit. Ich aber schlich mich scheu aus dem Zimmer und merkte kaum, daß ich das Büchlein mitgenommen hatte, und auch er schwieg dazu, wenngleich er sonst sorgsam auf die Vollzähligkeit seiner Büchereibedacht war. —

Ich habe seither — allerdings liegen nicht gar so viele Jahre dazwischen — das Bändchen wohl hundertmal und mehr laut gelesen und öfter noch still für mich, und ich lese es heute noch, wiewohl ich einiges über seine Entstehung erfuhr: Nämlich, daß es nicht wohlgelitten gewesen bei seinem Dichter, weil es Prosa und Lyrik so arg vermenge; daß er nur ein zuchtloses und übermütiges Jugendwerk darin sehe; daß es entstanden sei, als die Wolken bleich beleuchtet über den Mond zogen im Sturm einer Nacht. Und ich muß heute, da ich das Büchlein ganz verstehe, was damals noch nicht sein konnte, die Ansicht des toten Dichters achten. Aber meine Liebe zu dem Bändchen ist dieselbe geblieben, weil ich weiß, was ich damals gefühlt haben mag: Daß kein geschliffenes, mühsam und stundenlang gefeiltes Werk vor mir lag, sondern eine blutvolle lebenssprühende Dichtung, die dem Herzen entsprungen ist.

In Leder gebunden steht das Bändchen jetzt in meinem Regal und die goldenen Buchstaben leuchten: Rainer Maria Rilke, und kleiner darunter: Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke.

Muß ich noch sagen, daß das Büchlein mich begleiten wird mein Leben hindurch, wie alt ich auch werden mag?

Werner Saß

»Führung und Geleit«

Seit Erscheinen der „Weltstimmen" im Jahre 1927 sind diese mir bis heute ein treuer, ehrlicher Berater und Führer gewesen. Wenn nun an die Leser der Aufruf ergangen ist, sich zu äußern, welche Bücher in der Jugend, ja frühesten Jugend einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen haben, so wird das Ergebnis letzten Endes doch ein wenig uniform ausfallen. Welche Eltern werden wohl ihren Sprößlingen Bücher in die Hand, auf den Weihnachts- oder Geburtstagstisch gelegt haben, von denen sie nicht restlos überzeugt waren, daß sie die beste geistige Atzung darstellten, daß einzig und allein nur diese Bücher für dieses Alter in Frage kämen. Unauslöschlichen Eindruck hinterließ bei mir damals — ich werde neun bis zehn Jahre alt gewesen sein — Hauffs Märchen, reich illustriert. Später kamen dann die Deutschen Heldensagen, Grimms Märchen und vor allem der Robinson hinzu. Von aufregendem Erlebnis war für mich mit etwa 14 Jahren der „Simplizissimus" vom Grimmelshausen. Mit 16 Jahren wünschte ich mir Goethes und Schillers Werke. Von ausschlaggebender Tragweite für diese Zeit vom 15. Lebensjahre an wird wohl der Deutschunterricht in der Schule für jeden dieses Alters sein. Je fader und langweiliger der betreffende Lehrer den Unterricht erteilte, desto trauriger wird auch das Ergebnis für die Betreuten ausfallen. Mit siebzehneinhalb Jahren ging es in den Weltkrieg. Was bot sich da für eine Lektüre, soweit überhaupt welche vorhanden war!? Aus dem Felde zurückgekehrt, ein völlig anderer geworden durch das Unsagbare, Unaussprechliche, durch das erbarmungslose Erleben, das auf den kaum Achtzehnjährigen einbricht und seine unaustilgbaren Spuren fürs Leben hinterlassen hat, geht es wieder auf die „Penne", um mit Erfolg das Matur zu machen. Hier, im Kriegsteilnehmerkursus in der Oberrealschule in Chemnitz geschieht das Wunder: ein vorbildlicher Deutschlehrer — Professor Siegert, ich werde seinen Namen in meinem Leben nicht vergessen — erschließt mir die Schönheiten unserer Klassiker und vor allem der Romantiker. Von da ab werden E. Th. Hoffmann, Schlegel, Tieck, Grabbe, Zacharias Werner u. a. geradezu verschlungen. Die Liebe zur Literatur war verständnisvoll geweckt, sie ist bis heute ungemein wach und rege geblieben.

Horst Preil

Aus der beigefügten Mitteilung des Verlags ersehen unsere Leser, daß die »Weltstimmen« künftig in Verbindung mit der »Heimbuchgemeinde« als Vierteljahrszeitschrift im Buchformat erscheinen werden. Damit entfallen zwar die bisherigen Großbesprechungen, und die Buchbetrachtung wird sich auf kürzere Überblicke beschränken. Der Geist der Zeitschrift aber, ihre Leitung, ihr Dichter- und Mitarbeiterkreis bleiben der gleiche, auch wenn sie sich zum Teil neuen Aufgaben im neuen Rahmen zuwendet, und wir bitten unsere Leser uns auch weiterhin die alte Treue zu halten.

DIE SCHRIFTLEITUNG

